DEUTSCHES MAGAZIN: EIN ILLUSTRIRTES FAMILIENBUCH

Preis jeder Lieferung 5 Sgr. = 18 Kr. rh.

Deutsches Magazin.

Zur

Unterhaltung und Belehrung.

Ein illustrirtes Familienbuch

herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

2. Lieferung. III. Jahrgang.



Inhalt:

BERLIN.

VERLAG VON OSWALD SEEHAGEN.

LONDON. H. BENDER. 8. Little Newport Street. Leicester Square.

Was das Deutsche Magazin ist,

sagen die

STIMMEN DER PRESSE,

aus deren ungeheurer Auswahl wir hier nur einige wenige mittheilen können.

Das „Deutsche Magazin" ist eine auf die Unterhaltung des deutschen Publikums berechnete Monatsschrift und hat das löbliche Bestreben, dem durch seichte und frivole Lectüre mit Verwilderung bedrohten Geschmack **gute und gediegene** Nahrung zu bieten. (Kölnische Zeitung.)

Das „Deutsche Magazin" ist gegenwärtig die billigste und **gediegenste von den populären Monatsschriften** in Deutschland, welche **nur** Originalarbeiten deutscher Autoren bringen, und wir hören mit Vergnügen, daß der Antheil des Publikums an demselben in beständigem Zunehmen begriffen ist. (Berliner Volks-Zeitung.)

Von den Berliner belletristischen Zeitschriften steht Rodenberg's „Deutsches Magazin" durch die **Gediegenheit seiner Beiträge**, die **Mannigfaltigkeit seines Inhalts**, die seltene Vereinigung ausgezeichneter und beliebter Autoren der verschiedensten Parteien **in erster Reihe** da. Es ist bekanntlich das erste Unternehmen in Deutschland nach Art der englischen luxuriösen Magazin-Literatur, und die **treffliche Redaction** desselben, die **elegante** und auch **solide Ausstattung** werden es immer mehr festen Fuß auf dem schwierigen Terrain fassen lassen. (Deutsche Allg. Zeitung.)

Der Hauptreiz liegt in dem sorgsam gewählten und für die breite Mittelschicht der guten Gesellschaft berechneten Unterhaltungsstoff. (Augsb. Allg. Zeitung.)

Der Herausgeber hat mit wenig Nummern schon seine Zeitschrift **in die erste Reihe der periodischen Unterhaltungsliteratur** in Deutschland lancirt. (Vossische Zeitung.)

Julius Rodenberg's „Deutsches Magazin", dessen **Gediegenheit und Vielseitigkeit** wir bereits wiederholt anerkennend hervorzuheben Gelegenheit nahmen, hat seinen in dieser Richtung erworbenen Ruf bisher in **ausgezeichneter Weise** gerechtfertigt. An Umfang wesentlich bereichert, bietet es auch in seinem Inhalte sehr erhebliche Vervollkommnungen, die das Unternehmen mehr und mehr seinem hohen Strebziele,

die beste und zugleich wohlfeilste deutsche illustrirte Zeitschrift

im Bereich der ernsteren Unterhaltung zu werden, nahe führen. Im eigentlichsten Sinne des Worts kann man den bis jetzt erschienenen Heften des Deutschen Magazins **den seltenen Vorzug nachrühmen, daß sie nicht allein ausschließlich Originalsachen bringen, sondern daß auch bei deren Aufnahme mit einer Sorgsamkeit und einem so feinen ästhetischen Geschmack zu Werke gegangen ist, wie es die übergroße Mehrzahl der deutschen Unterhaltungsblätter**, bei denen literarische Freibeuterei, unbehilfliche oder leichtfertige und kenntnißlose Redaction, leider an der Tagesordnung sind, **kaum ein zweites Mal bietet.** — Das „Deutsche Magazin" hat jedenfalls alle Aussicht, anderen literarischen Zeitschriften, namentlich der „Gartenlaube", wirksame Konkurrenz zu machen, mit welcher es die außerordentliche Billigkeit gemein hat, vor der es aber durch größere Mannigfaltigkeit, Gediegenheit und Solidität des Inhalts entschieden den Vorzug verdient. (Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.)

Das erste Verdienst des „Deutschen Magazins" ist seine Universalität. Die Mitarbeiterliste ist wesentlich bereichert durch die Mitwirkung von Autoren, welche die Welt gesehen und außer Berlin auch andere Städte des Continents kennen. Wenn wir erwähnen, daß die Herren Alexander Herzen, Freiligrath und Kinkel häufig zu den Blättern des „Deutschen Magazins beisteuern, so geben wir damit eine Garantie, daß es Gegenstände enthält, welche werth sind, auch außerhalb Deutschlands gelesen zu werden. Ein anderer Fortschritt, den der Herausgeber gemacht, ist seine cosmopolitische Behandlung der Literatur, indem er nicht nur die deutschen, sondern auch englische und französische Bücher gleichmäßig bespricht. Das „Deutsche Magazin" ist auch frei von jeder religiösen oder politischen Schule, und strebt seine Aufgabe dadurch zu erfüllen, daß es unterhält und angenehm belehrt. Ganz besonders sorgfältig ist der Herausgeber mit dem Inhalte seines **„Poet's Corner"** verfahren und das Resultat in hohem Grade befriedigend. Auch dürfen wir zu erwähnen nicht vergessen, daß der Herausgeber einen auserlesenen Stab von nationalen Schriftstellern um sich versammelt hat, welche dann und wann wahrhafte Meissonier'sche Skizzen deutscher Scenerie und Lokaltraditien liefern, dem ausländischen Leser um so erwünschter, als sie ihn mit den Sitten dieser Nation besser bekannt machen, als dies oft viel gelehrtere Schriften zu thun im Stande wären. (The London Athenaeum.)

So oft wir über dieses gediegene belletristische Unternehmen zu sprechen haben, machen wir die erfreuliche Bemerkung, daß sich dasselbe immer mehr **den ersten Platz unter den periodischen Schriften** zu erobern sucht. Wir finden darin eine Reihe von Namen durch poetische und prosaische Beiträge vertreten, die als **die besten der deutschen Schriftstellerwelt** zu bezeichnen sind: George Hesekiel, Karl Frenzel, Elise Polko, Julius Sturm, Titus Ullrich, Friedrich Spielhagen, Rudolph Gottschall und manche Andere, eine **glänzende Reihe von Mitarbeitern, wie sie wohl sonst keine belletristische Sammelschrift** aufzuweisen haben dürfte. Es kommt dazu, daß der Redacteur diese Fülle schöner Kräfte mit Gewandtheit und Eleganz zu verwenden weiß und für jedes Heft ein stattliches Programm aufstellt, in welchem dem Leser Roman und Lied, Wissenschaft und Kunst unterhaltend und belehrend geboten wird. **Die Ausstattung** wird durch die zahlreich beigegebenen Holzschnitte eine **überaus splendide.** (Hamb. Presse.)

Das „Deutsche Magazin" hat sich in dieser verhältnißmäßig kurzen Zeit durch **die Mannigfaltigkeit und Gediegenheit seines Inhalts** eine große Verbreitung erworben. Auch im Auslande, besonders in England, wo dem Herausgeber zahlreiche und gewichtige persönliche Verbindungen zu statten kommen, gilt er als einer der vornehmsten und beliebtesten Repräsentanten unserer belletristischen Presse. (Prutz' Deutsches Museum.)

Für die höhere, schöngeistige anmuthige Literatur giebt es nach meinem besten Wissen und Urtheil nur Ein würdiges Organ, das jetzt in verstärkter Bogenzahl und mit reicheren Arbeitskräften erscheinende „Deutsche Magazin" des Dr. Jul. Rodenberg, das gleich von vornherein mit Mitteln, Tendenzen und Kräften auftrat, die sich zunächst alle durch die gemeinsame Tugend auszeichneten, keine geborene, keine erzogene, d. h. unerzogene Berliner zu sein. Der Herausgeber hat seine universale, deutsche Bildung besonders durch Leben und Studiren in England so erweitert und geläutert, daß er just zum rechten Manne ward, die in England blühende Magazin-Literatur auf deutschem Boden einzubürgern. Die Mitarbeiter haben sich aus allen Gegenden, Ländern und Parteien freundschaftlich und friedlich neben und mit einander wirkend eingefunden. Neben dem Erz-Reactionair Hesekiel mit dem dicken Bauch und dem noch größeren, noblen Herzen steht der rothe Freiligrath, der Balladen-Fontane von der Kreuzzeitung singt neben dem deutschen und englischen Gentleman Kinkel. Dichter und Schriftsteller wie R. Löwenstein vom Kladderadatsch, T. Ullrich von der Königlichen Bühne, A. Herzen von der russischen Propaganda, Hermann Lessing vom feinsten Humor, vortreffliche Schilderungen aus allen möglichen Gebieten des Lebens und Wissens, gute Ausstattung, schöne Holzschnitte, viel Text für wenig Geld. — Alles vereinigt sich zu einem schönen, höheren Einklang der verschiedensten Kräfte auf dem Gebiete der schönen, deutschen, über die Erde hinreichenden Literatur im „Deutschen Magazine." — Vermehrte Bogen- und Mitarbeiterzahl und Verschönerung der innern, wie äußern Ausstattung sichern dem nun **in allen Ländern und Welttheilen willkommenen „Deutschen Magazin" die schöne Zukunft der würdigen Vertretung und Propaganda deutscher Kultur und Literatur.** („Londoner Hermann.")

Das periodische Unternehmen: „Deutsches Magazin" darf füglich darauf Anspruch machen, in einer literarischen Uebersicht erwähnt zu werden, denn es ist **reich an werthvollen Beiträgen** mannigfaltiger Art, es hat viele renommirte Autoren zu Mitarbeitern, und der Ton des Ganzen ist ein vornehmer. (Wiener Presse.)

Wenn das Blatt sich auf dieser Höhe zu halten weiß, so wird das „Deutsche Magazin" bald eines der beliebtesten und allgemein gelesensten Journale sein. (Zeitung für Norddeutschland.)

Alle für den Herausgeber des **„Deutschen Magazins"** bestimmten Zuschriften und Manuscriptsendungen sind franco unter der **Adresse des Herausgebers** an die Verlagshandlung des Herrn **Oswald Seehagen** zu richten.

Deutsches Magazin

zur

Unterhaltung und Belehrung.

Ein

Illustrirtes Familienbuch.

Mit Beiträgen von

H. Beta, Theodor Colshorn, E. H. v. Dedenroth, Friedrich Friedrich,
Rudolf Gottschall, Günther v. Freiberg, St. v. Grabowski, Ludwig Habicht, Carl Heigel,
Theod. König, Herm. Lessing, Rud. Löwenstein, Balduin Möllhausen, Ferd. Pflug, Elise Polko,
Julius Rodenberg, Karl Ruß, Schmidt-Weißenfels, Julius Sturm, J. D. H. Temme, Titus Ullrich,
Sophie Verena, Franz Wallner, Julius v. Wickede etc. etc.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg und **Ludwig Habicht.**

Dritter Jahrgang.

Mit prachtvollen Holzschnitten.

Berlin.

Verlag von Oswald Seehagen.

Schnellpressendruck von W. Moeser in Berlin, Stallschreiberstraße Nr. 34.

Inhaltsverzeichniß.

Reisen und Abenteuer.

Naturwissenschaftliches.

Bilder der Gegenwart.

Vermischte Aufsätze und Skizzen.

Kleine Blumen, kleine Blätter.

Der kleine Etienne.

Ein musikalisches Skizzenblatt

von

Elise Polko.

In einer der engen Seitenstraßen des Faubourg Poissonnière in Paris öffnete sich in der fünften Nachmittagsstunde des 19. Septembers 1782 ein Fenster im fünften Stock, und der gepuderte Kopf eines sehr jungen Mannes schaute heraus. Zu sehen war eben nicht viel unten in der Gasse, nur schmutzige Weiber und Kinder, ein Kleiderhändler, ein Mann mit einem Fäßchen Limonade auf dem Rücken, ein Anderer mit einem Korb voll Obst, dessen faule Flecke äußerst geschickt durch Blätter und bunte Herbstblumen versteckt waren, aber der junge Mann warf ja auch keinen Blick hinab, sondern sah gerade aus vor sich hin. Drüben in dem schwarzen himmelhohen Hause stand nämlich auch ein Fenster offen, genau solch' ein kleines, schlichtes Fensterchen wie das seine. Aber ein Blumentopf und ein Käfig mit einem Vogel darin, waren auf dem Fensterbrett aufgestellt, und mit bunten Bändern zierlichst an dem Fensterkreuz befestigt, damit kein Windstoß diese leicht beweglichen Schätze herabwerfe. Drinnen im Stübchen standen an der Wand zwei Betten, mit einem Weihkesselchen zu Häupten, auch einen Schrank sah man, aus dessen halb offener Thür allerlei bunte Frauenkleider sich herausdrängten. Ein Tisch stand da und ein Paar Stühle, auf denen Allerlei umherlag, Notenhefte, ein bestaubter Kranz von gemachten Blumen, eine Cither, Schuhe, die wohl nur Kinderfüßen, oder einem Aschenbrödelchen passen konnten, ein rothseidenes Mieder, und dergleichen Dinge mehr. — Es läßt sich kaum vermuthen, daß der junge Mann da drüben alle diese Gegenstände so unverwandt betrachtete, eben so wenig wie jene alte blinde Frau, die in ihrem Lehnstuhl am Fenster saß und die Sonnenstrahlen auf ihre lichtlosen Augen scheinen ließ, Strahlen, die eben nur zu dieser Tageszeit, und nur ein halbes Stündchen lang, sich in das Fenster stehlen konnten. Auf dem Tische nämlich befand sich ein Etwas, das wohl eher als alles Andere angeschaut zu werden verdiente. Marion, die hübscheste Choristin der Oper, hatte sich diesen etwas wunderlichen und auffallenden Platz gewählt, um sich eine silberne Borte auf ein weißes Röckchen zu nähen. Trotz dieser Arbeit fand sie aber noch Zeit genug, schalkhaft hinüber zu blinzeln und ein munteres Liedchen zu trällern. Und sie sang so laut, daß sie wohl nicht ihren Namen hören konnte, den der junge Mann erst leise, dann immer lauter rief. Tiefer bückte sich das Köpfchen auf den Saum, so daß der arme Nachbar wohl kaum mehr sehen konnte als die gesenkte Stirn, ein Spitzchen der Nase, die gepuderte lange Locke, die links auf den Hals fiel, eine winzige Hand, die mit der Nadel in die Höhe fuhr, und zwei Füßchen in rothen Hackenschuhen, die, vom Tische herabhängend, unter dem bauschigen Kleide vorsahen und sich nach dem Tact der Melodie, die Marion sang, hin und her bewegten.

„Kleine, ich dächte, der alte Spinettspieler, unser braver Nachbar, rief Dich so eben!" — sagte jetzt die Blinde.

„Ich habe keine Zeit, mich um ihn zu bekümmern!" lautete die Antwort. — Der vermeintliche alte Spinettspieler verschwand vom Fenster, — gleich darauf schwebten aber die Klänge eines alten Klaviers zu der eifrigen Näherin herüber. Geübte Hände mußten es sein, die diese Tasten berührten, und reizende Melodien flatterten wie zwitschernde Vögel in das Stübchen.

„Wie hübsch der Alte noch spielt!" murmelte die Blinde. — „Die Hände zittern ihm gar nicht, wie mir!" — —

Wer mochte ihr nur gesagt haben, daß der gefällige Nachbar so alt? —

Marion antwortete Nichts, aber die kleinen Finger ließen die Nadel fallen, der gesenkte Kopf hob sich, das Lächeln des Muthwillens schwand aus dem reizenden Gesicht, und die großen schwarzen Augen blickten ernst und voll Sehnsucht hinüber. Dann schwang sich die Kleine von ihrem Sitze, huschte an's Fenster, stützte den Arm auf den Sims und versank ganz in Lauschen. Plötzlich, mitten in einer bezaubernden Passage, verstummte der Spieler. Mit einem Satze war er am Fenster und rief lachend der Ueberraschten zu: „Guten Abend Mademoiselle, guten Abend gute Mama!"

„Guten Abend Monsieur!" antworteten beide Frauen, und Marion lachte. Und sie war reizend, wenn sie lachte. Dann bog sie sich aus dem Fenster, sie konnten so mit einander flüstern, ohne daß die etwas taube Alte ein Wörtchen verstand.

„O, ich weiß, Ihr habt mich vorhin nicht hören wollen, — wohl zwanzig Mal rief ich Euren Namen!" sagte er.

„Warum kamt Ihr gestern so spät nach Hause und holtet mich nicht aus der Probe ab?" antwortete sie.

„Weil mein Musiklehrer mich zum Nachtessen da behielt — — und ich mit der Desirée Federball spielte.—"

„Immer diese langweilige Desirée!"

„Sie ist eben sehr kurzweilig — und tausend Mal freundlicher gegen mich, als Ihr, Marion. Und da ich ihr immer nur von Euch erzähle, hätte sie im Grunde alle Ursache, zu sagen: „immer diese langweilige Marion". Sie sagte aber beim Weggehen nur: „grüßt mir die hübsche Marion." —

Die Kleine drüben warf die Lippen auf: „Ich brauche keinen Gruß von ihr! — Und damit Ihr Euch künftig meinetwegen nicht mehr stören zu lassen braucht im Federballspiel, so wollte ich Euch nur sagen, daß ich einen andern Begleiter mir ausgesucht habe. Der erste Chorist wird mich von nun an nach Hause bringen. Er hat es auch gestern gethan. Viel älter und ernsthafter ist er wie Ihr, ich wette, er würde nicht Federball spielen mit der Mademoiselle Edelmann, das sage ich Euch. —"

„Und ich sage, daß ich ihn eher erstechen und selber als Chorist eintreten würde, als daß ich ihm mein Recht, Euch zu beschützen, überließe. — Ich rathe Euch, Mademoiselle, Euch in den Proben von ihm nicht etwa den Hof machen zu lassen. — Ihr habt mich noch nicht kennen gelernt in meiner Eifersucht." —

„O, ich fürchte mich nicht vor Euch, danke aber doch allen Heiligen, daß ich in der Probe nicht unter der Aufsicht solch' eines Tyrannen stehe! — Da genieße ich meine Freiheit recht von Herzen. — In einer Stunde muß ich hin, — es ist die Hauptprobe, ich muß pünktlich sein! Lebt also wohl, mein Herr! Ich wünsche Euch viel Vergnügen beim Federball. —"

Der kleine Dämon war verschwunden, das Fenster schlug zu, eine grüne Gardine rollte herab. Dann hörte man die helle Stimme der Choristin Blondel's Lied singen aus der neuen Oper Grétry's:

„Une fièvre brulante
Un jour me terrassait
Et de mon corps chassait
Mon âme languissante —"

Ganz Paris sang eben die Melodien aus dem „Richard coeur de Lion."

Kaum zwei Stunden nachher schlüpfte sie wie ein Kätzchen an den Häusern hin, die Notenhefte unter dem Arm, ein schwarzes Mäntelchen um die Schultern geworfen. Den Capuchon hatte sie über den Kopf gezogen — an der Ecke der Straße aber schaute sie doch noch einmal verstohlen zurück, ob der junge Musikant von drüben, den die gute blinde Base für einen alten und sichern Schützer ihrer Pflegebefohlenen hielt, ihr nicht in gewohnter Weise folge, um ihr den Arm zu bieten. — Aber sie sah ihn nicht, er kam nicht, so langsam sie auch ging. — Es war nun freilich nicht gut möglich ihn zu sehen, denn er stand schon seit einer Stunde, von den Qualen der Eifersucht gefoltert, in einem dunkeln Winkel der Theaterhalle, dicht neben dem Eingange.

Die beiden jungen Kinder hatten sich nicht vergebens seit drei Monden gegenüber gewohnt, und sich täglich gesehn. Die grünen Ranken einer schuldlosen Liebe mit ihrem frischen Duft, der „den Augenblick verschönt", schlangen sich von einem Fenster zum andern, hoch über dem Staub und Lärm des verderbten Babel, und die Musik pflegte dies luftige, reizende Laubgewinde. Die süße Stimme der kleinen Choristin, wenn sie ihre Lieder und Aufgaben übte, hatte ihn zuerst auf sie aufmerksam gemacht, und zum Glück entsprachen Gesicht und Gestalt Marion's genau dieser Stimme. Sein Clavierspiel hingegen lockte sie allezeit an's Fenster, und die blinde Base mit, die bei diesen köstlich frischen Melodien wieder lächeln lernte. — Dann kam ein Morgen- und ein Abendgruß. — Dann warf der gefällige Wind doch einmal den Scherben mit dem Rosenstock hinunter und der Herr Nachbar brachte einen neuen herauf und wußte sich dabei so klug und ernsthaft mit der Alten zu unterhalten, daß sie nicht müde wurde ihn zu loben, als er weg war.

„Wenn ich ihn nur sehen könnte, ob er so ehrbar aussieht, als er redet", sagte sie, „dann würde ich ihm sagen, daß er uns zuweilen besuche. Wir sind einsame, schutzlose Frauen, und der Schirm eines braven Mannes ist viel werth. —"

„O er ist längst kein Kind mehr — er muß schon alt sein —" hatte die Marion etwas stotternd geantwortet. „Sein Haar ist weiß." — — Das war freilich der Wahrheit gemäß, denn der Herr Nachbar trug eine gepuderte Perrücke. Von Stund an dachte sich die blinde Frau den Herrn Nachbar mit runzelvoller Stirn, krummem Rücken und einer Tabacksdose. — Er wußte auch so lange über das schlimme Paris zu reden, und über die Bosheit und Tücke der Männer, bis die Blinde ihn endlich feierlich zum Schützer ihrer jungen Nichte auf den Wegen zum Theater, und ganz besonders nach Beendigung der Proben und Vorstellungen ernannte. Von der gewissenhaften Ausführung ihres Auftrags konnte sie überzeugt sein, Marion ging keinen Schritt mehr allein über die Straße, und der Herr Nachbar war obendrein auch ziemlich oft drüben bei den „einsamen, schutzlosen" Frauen, — und eine Tabacksdose brachte er auch mit. — „Wenn wir den Herrn Nachbar nicht hätten!" sagte die Blinde zu tausend Malen, und — Marion dachte es wenigstens. —

Es war heute nämlich eine bedeutungsvolle Probe, denn am folgenden Tage sollte die neueste Oper des großen deutschen Musikmeisters Gluck aufgeführt werden. Sie führte den Namen „Echo und Narziß", und die Königin Maria Antoinette hatte befohlen, sie mit allem erdenklichen Pomp in Scene zu setzen. Die berühmte Sängerin Beaumênil hatte die Rolle der Echo übernommen, der ganze Hof wollte der Vorstellung beiwohnen, ganz Paris war in Erwartung. Alle Einlaßkarten waren schon längst zu ungeheuren Preisen aufgekauft, kein Plätzchen mehr zu erringen. Trotz alledem wurde Niemand in der Generalprobe zugelassen, denn Meister Gluck bestand von jeher auf das Strengste darauf, daß die Sänger in dieser letzten und wichtigsten Probe nicht gestört würden, und ein Privatbefehl der Königin an den Regisseur der Oper, hatte diese Bestimmung des Meisters zu einem Gesetz gemacht. — So war denn auch diesmal das große Haus leer, — nur der Componist Sacchini mit

der gefurchten Stirn und den jugendlich blitzenden Augen, der liebenswürdige Componist der Savoyarden, d'Alyarac, und der heitere, geistvolle Beaumarchais, der Verfasser der berühmten „Memoires“ und Dichter eines Stücks, „die Hochzeit des Figaro“ betitelt, das eben einstudirt wurde — saßen auf einer Bank im Parterre. Aber selbst sie wagten kein Geflüster mehr, als Gluck's imposante Gestalt am Dirigentenpult erschien. — Der damals 63jährige Greis, im gewöhnlichen Leben doch schon etwas gebeugt und ermattet von allem Kampf und Sieg, — wurde aber wieder zum jungen Helden, so wie seine Hand den Taktstab berührte. — Die Musiker blickten voll ehrerbietiger Scheu zu ihm auf, selbst die leichtsinnigsten. Denn noch immer zogen bei jedem falschen Ton, bei jedem verschleppten Tempo, bei jedem unrichtig angebrachten Piano oder Forte, die Wetterwolken des Zorns auf der breiten Stirn auf, noch immer schleuderte er — ein Donnergott — strenge Worte und Blicke wie zündende Blitze nach allen Seiten. Alle fürchteten den „deutschen Bären“, und spielten nie besser, als unter seiner Leitung. Auch die Sänger gaben sich die größte Mühe, und ein gnädiges Kopfnicken des Ritter Gluck galt für die höchste Belohnung jeder Anstrengung. Nur die schöne und kluge Beaumênil erlaubte sich wohl hin und wieder, im Scherz und Ernst, ihm zu widersprechen, anderer Meinung zu sein als er, sogar an einer oder der andern Stelle nach ihrem Sinne zu singen, — und ihr allein schmiegte sich der Unüberwindliche bezwungen zu Füßen. „Singe nur, wie Du willst, kleine Eigensinnige“, pflegte er dann zu sagen, „es klingt nun einmal Alles verteufelt hübsch, wie Du's eben herauszwitscherst. Ich kann mich nicht mit Dir entzweien um ein Paar Noten halber!—“

Die Rolle der Echo war so recht für sie geschrieben, Erscheinung, Musik, Spiel, Alles floß in Eins zusammen, es war die zauberische Echo des Dichters und Musikers — und Gluck im Stillen hingerissen von seiner Freundin. — Eben jetzt hatte sie ihre erste Arie gesungen, — langsam verhauchte das Ritornell, der große Meister lächelte, — Beaumarchais nickte freudestrahlend dem entzückten Sacchini zu, der in seiner Begeisterung der Sängerin einen Kuß zuwarf, — — da rief plötzlich aus einer Seitenloge eine zornbebende Männerstimme: „Mademoiselle Marion, Ihr dürft jetzt nicht plaudern mit dem langen Satyr dort!“ — — Aller Augen wandten sich mit sprachlosem Staunen dem Sprecher zu, die Musiker hörten auf zu spielen — der Tactstab entsank den Händen Glucks — diese wenigen Worte machten einen nicht zu beschreibenden Eindruck. — Der Einfall der Decke, eine Revolution in den Straßen, Flintenschüsse, die Erscheinung der Königin selbst, hätte schwerlich einen größeren Effect hervorzubringen vermocht, wie diese Laute einer menschlichen Stimme, während Gluck dirigirte. Solches war ja in diesen Räumen nicht erhört! — nie, nie geschehn! —

Mit Entsetzen starrte man ihn an, den noch sehr jugendlichen Verbrecher in seiner schlichten, fast ärmlichen Kleidung, der es Anfangs gar nicht zu bemerken schien, daß er der Gegenstand so allgemeiner Aufmerksamkeit geworden war. — Sein hübsches Gesicht glühte nämlich vor Unwillen, und seine dunklen Augen hingen versengend an einem Paar, dessen schönere Hälfte sich rasch hinter eine Couliſſe zurückzog. —

Da richtete sich der Ritter Gluck auf in seiner ganzen Majestät — das Gewitter wälzte sich heran. — „Welch' ein Unverschämter wagt es, hier in solcher Weise zu stören?!“ rief er. — Der erste Ton seiner Donnerstimme kam fast der Wirkung eines elektrischen Schlages gleich. Der junge Mann fuhr zusammen — taumelte zurück, Leichenblässe trat an die Stelle der Röthe — die Besinnung war mit einem Male wiedergekehrt, die blinde Eifersucht ihm genommen hatte. — Ohne eines Wortes mächtig zu sein, schaute er nur mit flehenden Blicken zu dem großen Musiker herüber. — Da trat die Beaumênil zu dem Meister heran, und, ihre Hände zusammengefaltet auf seinen Arm legend, (sie waren gar zu reizend, diese Hände, —) sagte sie mit süßer Stimme: „Seid doch barmherzig gegen dies Kind! — Seht Ihr denn nicht, daß ein Musiker in ihm steckt? Ich wette, er ist arm und hat einzig und allein so viel gewagt, um eine Oper des großen Gluck hören zu können. —“

Wen hätten solche Worte, begleitet von einem so verführerischen Blick, nicht erweicht — aber sie gaben einem Andern auch einen plötzlichen und löwenhaften Muth. Mit einem Satze schwang sich der junge Sünder über die Brüstung der Loge, und mit einem feurigen Dankesblick auf die schöne Sängerin, der dieser seiner Schützerin ein Lächeln der Befriedigung entlockte, ließ er sich vor dem berühmten Meister auf ein Knie nieder und rief: „Verzeihung! — —“

Die Stellung hätte mit größerer Grazie nicht ausgeführt werden können.

„Wißt Ihr nicht, daß es strenges Verbot, sich in eine Probe einzuschleichen?“ fragte Gluck mit dem Stirnrunzeln eines Jupiter.

„Ich weiß es, sonst hätte ich in keiner einzigen Probe Eures Echo und Narciß gefehlt — ich schwöre es Euch! Jede Strafe, die Ihr über mich verhängt, werde ich erdulden — habe ich doch meines Herzens glühendstes Verlangen erfüllt gesehn! —“

Ein freundlicher Blick fiel aus den Augen Glucks auf den Knienden: „Steht auf und sagt mir zuerst, wer Ihr seid und warum Ihr so in Zorn gerathen, während meiner Musik. —“

„Ich will ein Musiker werden. Mein Name ist Etienne Henry Mehul. Man hat mich aus meiner Vaterstadt Givet, wo sie mich immer den „kleinen“ Etienne nannten, nach Paris geschickt „Dort mußt Du ein großer Etienne werden, wenn wirklich etwas in Dir steckt“, sagte mein Lehrer, der Organist an der Sanct Annen Kirche. „Laufe auf den Straßen

umher mit offnen Ohren und Augen und höre zu, wo es etwas zu hören giebt." — Aber ich hätte noch jahrelang umherlaufen können und würde nicht so viel gehört haben, als seit einer Stunde, wo Gluck seinen Tactstock aufgehoben."

„Wer unterrichtet Euch hier?"

„Ein freundlicher und guter Lehrer, ein Verwandter meines Pathen in Givet, der Clavierspieler Henry Edelmann."

„Ihr seid mir aber noch eine Antwort schuldig geblieben — besinnt Euch Etienne Mehul."

„Warum ich so in Zorn gerieth? — Weil Choristen nicht mit einander schwatzen sollen während Eurer göttlichen Musik!" antwortete der junge Mann, aber er schlug die Augen nieder bei diesen Worten und eine helle Röthe schoß in seine Wangen.

„Das ist brav von Euch — solches darf ein ordentlicher Musiker auch nicht mit ansehen. Wo sind die Schuldigen?"

O — ich habe sie mir nicht so genau gemerkt — ich wüßte sie jetzt nicht zu finden" — — stammelte der kleine Etienne, auf die Couliffe starrend, hinter der Marion verschwunden.

„Ihr seid ein schlauer Bursche — aber hoffentlich ein guter Musiker. Das werden wir nachher prüfen. Einstweilen mögt Ihr auf Euren Platz zurückkehren und still zuhören." —

Mit welch' seligen Gefühlen saß Etienne Mehul aus Givet jetzt in der kleinen Loge und verschlang die Musik, die er nun erst wirklich hörte. — Welch' Glück war ihm wiederfahren? — Wachte er denn wirklich? Er biß sich einige Mal heimlich in seinen



Ritter Gluck.

kleinen Finger, um sich zu überzeugen, daß er nicht von einem süßen Traum befangen. Und die Marion stand jetzt eine halbe Meile weit weg von dem ersten Choristen und getraute sich gar nicht, die Augen aufzuschlagen, die kleine Coquette. Der große Meister aber, den ganz Paris anstaunte, der ehemalige Lehrer der schönen französischen Königin, als sie noch daheim im Schlosse zu Wien als glückliches Kind umherflatterte, der Ritter Gluck, der Besieger Piccini's, dessen Name selbst nach Givet gedrungen! hatte freundliche Worte für ihn gehabt; — Hoch auf richtete sich der kleine Etienne in seinem Stolz. — Aber wenn die Beaumênil nicht gewesen wäre — ob es ihm da eben so gut ergangen? — Nein, sicher nicht, — hätte der Meister geahnt, daß nicht die Musik, seine Musik, sondern nur die Schelmenaugen Marion's ihn zu diesem Wagstück getrieben — er säße nicht mehr hier. — Aus Dankbarkeit verwandte er keinen Blick von ihr, seiner Retterin, — und die Sängerin belohnte ihn dafür mit ihrem köstlichsten Lächeln. Wenn er sie singen hörte, da vergaß er aber selbst die kleine Marion, wie Perlen fielen die Töne von ihren Lippen, wie silberne Glöckchen klang und schwirrte es auf und ab. — Aber welche Lust auch, den Ritter Gluck dazu den

Tactstab schwingen zu sehn. Ganz berauscht war der kleine Etienne von Allem, was er hörte und sah — und er mußte sich ordentlich zusammenraffen, um dem Maëstro ohne Stocken und Verwirrung Rede und Antwort zu stehn, als der ihn am Ende der Probe zu sich heranrief und ihn um Allerlei befragte. — Beaumarchais kam auch herzu, und Sacchini und d'Alyarac mit den melancholischen Augen. — Aber auch die Beaumênil stand neben dem Meister, und wenn der kleine Etienne in ihr lächelndes Antlitz sah, wurde er ganz muthig. — Alle Sänger und Choristen waren in ehrerbietiger Entfernung stehen geblieben, um das muthmaßliche Strafgericht über den Sünder abzuwarten, und selbst die kleine Marion hatte sich möglichst nahe herzugedrängt, um ein oder das andere Wörtchen zu erhaschen, aber ihr ganzes Gesichtchen war von einem Angsthauch überflogen, und ihre Augen schimmerten feucht. Wenn dem Etienne etwas geschah, so war sie allein ja Schuld daran — das sagte sie sich, und gelobte dabei im Stillen ihrer Schutzheiligen, der Santa Anna, eine große gelbe Wachskerze, wenn sie dem Schelm durchhelfen wolle. — Ach, sie gelobte bei sich noch mehr — trotz ihrer zornigen Eifersucht auf Desirée Edelmann. — Er sollte wirklich einmal einen Kuß haben, der Etienne. — —

Endlich, nach langem Hin- und Widerreden, sagte der Ritter Gluck: „Ihr mögt nur gleich einmal mitgehen in mein Haus, daß ich gründlich untersuche, ob wirklich ein Stück von einem tüchtigen Musiker in Euch steckt. Und Beaumarchais, d'Alyarac und Sacchini werden uns begleiten und mit zu Gericht sitzen. — Gehen wir — meine Herren!" — Da begegneten sich die Augen Etienne's und seiner kleinen Freundin in einem langen Blick. — „Darf ich Euch in wenigen Minuten nachfolgen — —" stammelte der junge Mann, — — „ich möchte — ich muß" — „Er will seine Halbschwester erst sicher nach Hause geleiten", — flüsterte die Beaumênil, „das Kind ist sehr kurzsichtig und hinkt auch ein Wenig. — In einer halben Stunde ist er bei Euch — ich stehe für ihn ein!" — — „Wie schnell doch ein Frauenherz sich bezwingen läßt von ein paar hübschen Augen", lächelte Gluck. „So mag er denn nachkommen. Ich will eine Stunde auf ihn warten!" —

Damit wandte er sich und schritt wie ein König, gefolgt von seinen Vasallen, aus dem Saale.

„Was gebt Ihr mir für meine Hülfe — junger Bösewicht?" neckte die Beaumênil. „Wohl habe ich die Blicke gesehn, die zu der kleinen Choristin flogen. Ihr habt Euch nicht um des Meisters Oper hier eingeschlichen!"

„O seid barmherzig — schönste der Frauen — verrathet mich nicht — ich bin jetzt so glücklich!"

„Noch einmal — was gebt Ihr mir für meine Hülfe und — für mein Schweigen?"

„Ich componire für Euch eine Oper. —"

Die Sängerin lachte hell auf. — „Gut, ich nehme Euer Versprechen an — heut in drei Jahren spätestens löst Ihr es. Ihr seht, wie barmherzig ich bin! Aber wehe, wenn Ihr wortbrüchig werdet! Fürchtet den Zorn einer Frau, Etienne Mehul aus Givet!"

Etwas länger als eine halbe Stunde, wie die Beaumênil dem Ritter Gluck im Namen des kleinen Etienne versprochen, währte es nun doch, ehe der junge Mann sich von Marion losgerissen. — Sie war gar zu verführerisch gewesen in ihren Reue- und Eifersuchtsthränen, und hatte ihm auf der letzten Treppenstufe, die Stubenthür schon halb geöffnet in der Hand, wirklich den ersten Kuß gegeben. Die blinde Base schalt zwar sehr, daß sie den armen alten Herrn Nachbar so lange im Zuge draußen stehen ließe um Nichts und wieder Nichts, als um ein müßiges Geplauder — das half aber eben wenig. — Nachdem die Kleine ihrem Anbeter noch das feierliche Versprechen abgenommen, nie wieder mit Desirée Edelmann Federball zu spielen, ohne daß sie Mitspielerin, und sie eben deshalb morgen schon in dem Hause des Künstlers als seine kleine Halbschwester einzuführen, — taumelte der kleine Etienne die Treppe hinab, über die Straßen den möglichst weiten Weg zum Hause des großen Musikmeisters nehmend, um doch einigermaßen vernünftig dort anzukommen. Denn solch erster Kuß von geliebten Lippen ist ein wunderbar berauschender Nektar, und wohl im Stande, jenes seltsame Etwas, menschliche Vernunft genannt, mehr zu verwirren, als die Finger eines Kindes das Garnknäuel der strickenden Mama. — Er vergaß, der Berauschte, daß er seit vielen Stunden keinen Bissen noch frischen Trunk über seine Lippen gebracht — wer hätte jetzt an irdische Speise denken können, der eben von dem Ambrosia der Himmlischen hatte kosten dürfen.

In dem großen Zimmer des Musikers brannten Kerzen — d'Alyarac hatte so eben einige seiner reizenden Melodien gespielt und erhob sich vom Spinett. Gluck drängte seinen jungen Schützling an das geöffnete Instrument: „Spielt, was Euch in den Sinn und in die Finger kommt", sagte er. Und als Etienne das gethan — und insbesondere die Musik, die er heut gehört, geschickt und correkt, in anmuthiger Weise ineinandergewebt, wiederholt, legte ihm der Meister viele Notenblätter, mit schwer zu entziffernden Zeichen bedeckt, vor, so daß es dem kleinen Etienne beim ersten Blick vor den Augen schwindelte. Aber er half sich tapfer durch — so tapfer, daß Gluck ihm auf die Schulter klopfte mit den Worten: „Wenn nicht alle Zeichen trügen, mein Knabe, so wird aus Euch ein tüchtiger Musiker. Ihr mögt zu mir kommen, so oft Ihr wollt, so lange ich noch in Paris bin. — Ich will Euch vorwärts helfen so viel ich kann, Etienne Mehul!"

„Und zu mir mögt Ihr auch kommen, ich bin auch ein Musiker, der seine Kunst lieb hat", sagte d'Alyarac, „und was ich kann, will ich Euch gern lehren!"

„Auch mich dürft Ihr besuchen, und einen Frei-

platz sollt Ihr haben, wenn die faulen Schauspieler endlich meine „Hochzeit des Figaro" aufführen, — und damit Ihr doch auch hört, daß ich auch ein Instrument spiele, so setzt Euch dort in die Ecke und gebt Acht. —"

Und während sich Etienne an den ihm angewiesenen Platz begab und die Männer sich in jene großen Sessel setzten, die rings an den Wänden gleichsam Wache zu halten schienen, flüsterte Sacchini dem jungen Manne zu: — „Vergeßt auch den Componisten einer andern „Iphigenia" — nicht, wenn Ihr eine Stunde frei habt, Ihr sollt ihm willkommen sein." —

Eine große Harfe war es, die im Winkel stand, davor ein niederer Sitz, ein Zeichen, daß man hier oft dies wunderschöne Instrument spielte. Und Beaumarchais war es, der sich jetzt vor ihr niederließ, dessen Hände die Saiten berührten, und als ihn Etienne Mehul so sitzen sah, — den ernsten Kopf mit der schönen Stirn und den feurigen Augen ein wenig geneigt, — mußte er immer an den König David denken, wie er dem Saul die Harfe spielt. — Und diese Finger verstanden den Seiten Trostklänge zu entlocken, für mehr als eine finstere Seele. — Es waren fast überirdische Töne, voll Licht und Frieden. Gluck'sche Melodien schwebten daher — bald geisterhaft wie aus seligen Höhen, bald brausend und übermächtig wie der Gesang der Okeaniden im Sturm. —

Wie verklärt schaute der Meister darein während dieses Spiels — und Etienne vergaß noch einmal seinen Hunger und Durst — Alles, Alles — sogar den Kuß der Marion — nur das Eine nicht, daß er, der Kleine aus Givet, in dem Zimmer des Ritter Gluck saß, — und nach des großen Musikers Worten noch oft, — täglich sogar, wenn er wollte, allda sitzen sollte. —

Aber Beaumarchais spielte lange, lange — — und als er endlich aufhörte, drückte ihm Gluck in gewohnter Weise zärtlich die Hände, während die beiden andern Musiker nicht müde wurden, die Schönheit seines Spiels zu preisen. Nur von dem jungen Gaste hörte man keinen Laut. — Und als man in den dunkeln Winkel leuchtete, lag der „Kleine" in tiefer Ohnmacht. Zurückgesunken war der hübsche Kopf, die Augen geschlossen, die feinen Lippen halb geöffnet, ließen die blendenden Zähne sehen. —

„Das Kind ist überwältigt von meinem Spiel, ein zweites untrügliches Zeichen, daß ein guter Musiker aus ihm wird", — sagte Beaumarchais wohlgefällig, ohne ein Zeichen des Mitleids. „Er hat doch noch ein empfindsames Gemüth! —"

„Wir wollen die alte Maryôt rufen, sie muß den Knaben zu sich bringen" — entschied Gluck.

„Ich trage ihn lieber gleich hinüber in ihr Stübchen", antwortete der Componist der Savoyarden, für die ganz Frankreich schwärmte, und die leichte Last auf seine Arme und kehrte gleich darauf mit der Nachricht zurück: „Maryôt hat ihn schon dazu gebracht, die Augen aufzuschlagen — aber Ihr wißt, sie ist eigensinnig, verbat sich allen Rath und Einsprache bei ihrem Barmherzigkeitswerk und schickte mich gradezu fort. Der Kleine saß in ihrem weichen Sessel. —"

Ja — Etienne Mehul aus Givet hatte wirklich die schönen großen Augen aufgeschlagen, und einen tiefen Seufzer ausgestoßen.

„Armes Kind!" murmelte die Alte, ihn mitleidig betrachtend. —

Etienne strich sich über die Stirn, richtete sich dann matt auf, blickte scheu nach allen Seiten, griff dann nach der runzelvollen Hand Maryôts, zog sie an seine Lippen mit dem Anstand eines Edelmanns und einem Ausdruck von Zärtlichkeit, als ob er die Hand einer Achtzehnjährigen berührte, und flüsterte: „Madame, ich vertraue Euch ein Geheimniß an, weil ich weiß, daß Ihr es bewahren werdet: — ich sterbe vor Hunger. — Gebt mir ein paar Bissen zu essen und einen Becher Weines, — aber nie und nimmer darf eine lebende Seele ahnen, daß etwas Anderes als das Harfenspiel Beaumarchais, mich um meine Besinnung gebracht!" —

O wie die gute Alte „das Kind" nun bedauerte, — den hübschesten und wohlerzogensten aller Knaben Frankreichs — und wie flink sie auftrug, was sich in Küche und Keller fand. „Diese wunderlichen Musikanten, sie denken nie an's Essen und Trinken", sagte sie, „ich weiß das! — Wie oft habe ich mich fast zu Tode gegrämt um eine verdorbene Pastete und ein kalt gewordenes Gericht, weil sie nie ein Ende finden konnten mit ihrem Notenschreiben, Spielen und Reden. Eßt, eßt — daß Ihr Euch bald erholt, liebstes Kind!" — —

Und er erholte sich auch schnell, der kleine Etienne Mehul, bei den kalten Hühnerflügeln und der kleinen Obstpastete, und dem frischen Brode und stärkendem Wein, den Maryôt herbeigeschleppt. — Dazwischen ging sie kluger Weise dann und wann in das Zimmer ihres Herrn, um zu melden: „Der Kleine wird in Kurzem hier sein, sein Gemüth war gar zu sehr erschüttert von all der Musik — ich muß ihn noch eine Weile ruhen lassen, dann aber wird er dem Fisch im Wasser gleichen." —

Als Etienne endlich fertig war, da sagte er heiter: „Madame, Euch danke ich mein Leben — fordert was Ihr wollt, wenn ich es habe, gebe ich's Euch!" —

„Nun, so gebt mir den Kuß eines Sohnes, liebes Kind!" lächelte die Haushälterin des Ritter Gluck. „Und so oft Ihr hierher kommt, sprecht in meinem Stübchen ein, ich will Euch versorgen, wie Eure eigene Mutter Euch versorgen würde. Denn Ihr seht mir aus, als ob Ihr, den Heiligen sei Dank, doch auch noch an andere Dinge denken könntet, als mein Herr und seine Freunde."

„Da habt Ihr's getroffen, Madame", antwortete Etienne schalkhaft, küßte an Marion denkend die gute

Alte und erschien vor seinen erfreuten Gönnern wirklich so munter wie „ein Fisch im Wasser".

Am nächsten Tage hat er die kleine Choristin wirklich in das Haus seines Lehrers geführt und wo wären ein paar Augen und ein Gesicht wie das Marions, und eine so reizende Gestalt nicht mit Freundlichkeit aufgenommen worden? — Ein klein wenig schämte sie sich aber doch, als Desirée, ihre gefürchtete Nebenbuhlerin hereinhüpfte, ein schönes harmloses Kind von 12 Jahren, das ihr mit anmuthiger Zärtlichkeit in die Arme flog. — Sie spielte aber doch künftighin Federball mit, denn die reizende Desirée wurde ja leider alle Tage älter — und Etienne leider alle Tage gefährlicher — so meinte die kleine Choristin wenigstens. — —

Der Spielstunden wurden aber allmählich immer wenigere — denn die Musik unter der Leitung so berühmter Lehrmeister nahm doch den Etienne Mehul aus Givet ganz und gar gefangen. In dem Arbeitszimmer Glucks war er in Kurzem wie zu Hause, und alle Eigenheiten hatte er gar bald dem großen Meister abgelauscht. Etienne saß oft stundenlang still neben ihm, nur mit den klugen Augen in die Notenblätter schauend, die Glucks Hände beschrieben, — oder seinem wunderbaren Spiel lauschend. — Dann und wann wagte er es auch, ihm kleine Arbeiten zu bringen, allerlei reizende Klaviersachen und Instrumentalsätze — und der große Meister sah sie mit freundlicher Achtsamkeit durch. Zuweilen auch erzählte wohl der Ritter — mitten zwischen dem Spielen — seinem Schützling von der deutschen Heimath, von der fröhlichen Kaiserstadt Wien, und dem Leben in der Kaiserburg, von Maria Theresia und ihren schönen Töchtern. — Maria Antoinettes Bildniß war es auch, das über dem Clavier des Meisters seinen Platz gefunden. — Aber ein anderes Frauenportrait, an der gegenüberliegenden Wand, zog die Augen Etiennes noch viel mächtiger an, als das stolze Antlitz der Kaisertochter; ein süßes, holdseliges Mädchengesicht, mit blauen Augen, die so unsagbar traurig blickten. — Und er hatte einmal den Muth gefaßt, den Ritter Gluck nach diesem entzückenden Geschöpf zu fragen — und der Meister hatte ihm darauf eine gar traurige Geschichte erzählt. — Es war nämlich das Bildniß der in ihrem 17. Jahre verstorbenen Nichte Glucks, der lieblichen Sängerin Anna Gluck, deren bezaubernde Stimme der berühmte Abbato Millico ausgebildet, und die doch sterben mußte, eine junge, gebrochene Rose. „Sie ist aus Liebe zu mir dahingegangen" — sagte der Erzähler einmal, — „denn sie liebte den Sohn meines Feindes, den jungen Piccini, und wollte doch diese Liebe bekämpfen, um mich nicht zu kränken. — Als ob man zu der Liebe sagen könnte: — geh! — Armes Kind! Sie mußte in ihrem Kampfe sterben! Aber erst in ihrer letzten Stunde gestand sie mir Alles! — O hütet Euch vor der Liebe — Etienne Mehul! —"

Dies glückliche Leben und Lernen unterbrach zuerst die Abreise Glucks. Etienne Mehul schied tiefbewegt von seinem freundlichen Gönner. „Laßt mich bald Gutes von Euch hören!" — lauteten Glucks Abschiedsworte an ihn. —

— Und ehe ein Jahr verging konnte der Schüler seinem Lehrmeister am Schluß eines Briefes, worin er ausführlich über seine Studien und Compositionen berichtete, und ihm die Partitur einer Ouvertüre „la chasse du jeune Henry" schickte, schreiben: „Die Pariser sind thöricht genug, schon jetzt von dem „großen Mehul" zu reden und zu schreiben. Euch gegenüber bin und bleibe ich aber bis an's Ende meines Lebens

„der kleine Etienne."

Obgleich Etienne Mehul so fleißig studirte und componirte, und anfing allen Ernstes berühmt zu werden, vernachläßigte er doch seine „prémiers amours" nicht, jene kleine Choristin, und Desirée Edelmann. An die Erstere kettete ihn zudem noch das Gefühl der Dankbarkeit, denn ohne sie wäre ihm ja nie das Glück zu Theil geworden des großen Deutschen Schüler zu werden. — Es war freilich sehr leicht, sich dankbar zu zeigen gegen ein so hübsches Geschöpf, wie die Marion war. Seit ihre blinde Base gestorben, die noch im letzten Augenblick jenen alten „Herrn Nachbar" gesegnet, der sich ihres Lieblings so treulich angenommen, und ihn geschützt vor allen Anfechtungen, hatte Edelmann sie in sein Haus aufgenommen, da sie mit Desirée schon längst innige Freundschaft geschlossen. — Des Musiklehrers Töchterlein aber entwickelte sich nicht allein zu einem reizenden Mädchen, sondern auch zu einer Künstlerin, sie war die beste Schülerin ihres Vaters, und ihr Clavierspiel erregte die Bewunderung aller Hörer. —

Etienne Mehul hatte die Unterrichtsstunden bei seinem ehemaligen Lehrmeister längst aufgegeben, aber jeden Abend konnte man den jungen Mann nach wie vor in das kleine Haus Edelmanns eintreten sehen. Zwei schlanke Mädchengestalten hüpften dort auf ihn zu, der alte Künstler streckte ihm herzlich die Hand entgegen — und der Musiker, auf den schon ganz Paris aufmerksam zu werden begann, spielte mit Marion und Desirée so lustig Federball, als ob er es nie Anderes getrieben, und als ob es keinen Contrapunkt in der Welt gäbe. — Wie die köstlichste Musik klang das Lachen der Mädchen, — wie Sonnenlicht flog es über das ernste Gesicht des Hausherrn, der in seinem Sessel dem Spiel zuschaute. — Und Etienne Mehul, geschickter als seine reizenden Mitspielerinnen, ließ sich jeden verfehlten Schlag mit einem Kuß bezahlen — da war denn des Jubelns und Scherzens kein Ende. —

Dann und wann geschah es aber, daß er mitten im Spiel inne hielt, — ein ernstes Gesicht machte, seine Schreibtafel hervorzog und allerlei Noten hinein-

kritzelte. — „Was thut Ihr da?“ hatte ihn sein ehemaliger Lehrer einmal gefragt. — „Ich componire eine Oper für die Beaumênil, ich versprach es ihr — und die Zeit vergeht, in einem Jahre muß sie fertig sein!“

Und in einem Jahre war sie fertig, jene reizende Oper „une folie“ benannt, und wurde unter rauschendem Beifall aufgeführt, und die Beaumênil sang sogar darin die Hauptrolle. — Das war der denkwürdige Abend, an dem Etienne Mehul zum ersten Mal nicht zum Federballspiel kam. —

Die Stürme der Revolution von 1793 standen auf — die heitere Scene veränderte sich — bekannte Gestalten verschwanden, neue, wunderliche, gräßliche tauchten auf, — es war eine furchtbare Zeit. — Etienne Mehul hatte Nichts zu fürchten — die Wellen der Volksgunst trugen ihn, — er componirte den Revolutionsmännern feurige Gesänge, und seine Melodien waren auf den Lippen Aller. — In den Salons der Aristocraten kannte und liebte man seine Weisen, wie draußen auf den Gassen. Und ein kleines Haus, ganz am Ende des Faubourg Monmartre, zwischen Gebüsch und Bäumen versteckt, nannte man Mehul's Haus, und dieses Asyl des Musikers war gefeit. — Allda wohnte sein alter ehemaliger Lehrer, der gelähmt von Krankheit, und gebeugt von Kummer und Schrecken über die grauenhaften Ereignisse der Zeit, dort eine friedliche Freistatt gefunden, mit seiner Tochter, mit deren Freundin. — Aber Federball spielten sie doch nicht mehr — dagegen stand der kleine Etienne am Clavier, den Tact schlagend, und Desirée war es, die irgend eine Partitur, irgend eine neue Composition ihres Freundes spielte. Wie schön erschien sie mit ihrer schlanken, hohen Gestalt, und mit dem feinen ernsten Antlitz, und den dunklen tiefen Augen. Ganz wie eine heimliche Aristocratin! — Und daneben die üppige reizende Marion, das Kind des Volks, die trotz der schweren Zeiten ihr Schelmenlächeln nicht verlernt hatte, und die man den Sonnenstrahl des kleinen Hauses nannte, Marion die mit einer Stimme, wie Lerchenjubel die neuesten Gesänge des kleinen Etienne zuerst in die Welt schmetterte. — Da schaute der Musiker bald die Eine, bald die Andere voll Entzücken an, und begegnete bald einem warmen Blick aus Desirée's Augen, bald legte sich Marion's runde Hand schmeichelnd auf seine Schulter. Wie köstlich ließ sich's so schaffen — wie flogen ihm die Melodien zu, wie arbeitete sich's so leicht! —

Bezaubernd voll endlosen Glücks erschien ihm dies Leben — bis ihn einmal ein Freund scherzend fragte: „aber warum heirathest Du nicht eine Deiner schönen Freundinnen?“ — Von Stund' an war seine Unbefangenheit dahin. — An dies eine Wort mußte er fortan denken so oft er die Mädchengestalten sah. — Heut blickte er zu Desirée herüber mit dem Entschluß: „sie soll dein Weib werden“, morgen kam ihm derselbe Vorsatz bei dem verführerischen Lachen Marions. — Darüber ging die Zeit hin — Paris wurde wieder ruhiger — Desirée Edelmann fing an Unterricht zu geben, auch wohl sich öffentlich hören zu lassen zu allgemeiner Bewunderung, und zur stolzen Freude ihres Vaters. — Marion dagegen sah sich plötzlich als die Erbin des Vermögens einer weitentfernten Verwandten in eine Atmosphäre voll Glanz versetzt. — Die reizenden Uebungsstunden erlitten in Folge dieser Veränderungen bedeutende Unterbrechungen. Da geschah es denn, daß Etienne Mehul an einem Sommerabend unter dem Fliederbaum des Gartens der schönen Desirée die Bitte vortrug, sein Herz und Leben anzunehmen für Zeit und Ewigkeit. — Aber wehe — die Tochter seines Lehrers hörte ihn bleich und bebend an, um nachher ihm unter Thränen zu antworten: „zu spät — Etienne Mehul! Seit gestern bin ich die Braut eines Mannes, der mir gelobt hat, meinem Vater sein geliebtes Eigenthum wieder zu kaufen, nach dem er sich ja so heiß sehnt. — In vier Wochen heirathe ich den Bürger D . . . — — O warum habt Ihr nicht eher gesprochen — — ich habe Euch so sehr geliebt, Etienne Mehul!“ — — Und am Tage der Hochzeit Desirée's war es, wir müssen es erzählen, wo Etienne ganz heimlich der kleinen, noch immer hübschen Marion die Frage vorlegte, ob sie an seiner Hand durch das Erdenleben pilgern wolle. — Sie sah eben gar verführerisch aus in ihrem rosenrothen Taffetkleide mit den zahllosen Puffen und den Rosen im gepuderten Haar. — Aber die Kleine lachte ihm in's Gesicht und sagte: „zu spät Monsieur, ich will nun nicht mehr heirathen. Vor einem Jahre noch wäre ich willig Eure Sclavin geworden, jetzt gefällt es mir besser, selber über Sclaven zu gebieten.“ — — Da hat denn der kleine Etienne aus Givet gar nicht geheirathet und sich mit dem Glück begnügt, ein berühmter Mann zu sein. — Und alle Lehren seines großen Meisters hat er gewissenhaft befolgt, nur die eine nicht: „hütet Euch vor der Liebe.“ — Manch schönes Augenpaar hat ihm für eine Weile das Herz schwer gemacht. — Aber melancholisch wurde er deshalb nicht, denn er war — kein Deutscher, und ein wahrhafter und echter Musiker, bei dem Alles, Freude wie Leid, zur klingenden Weise wurde, die in der Luft langsam und süß verhallte. —

Geliebt und geehrt pilgerte er heiter weiter bis an sein seliges Ende. — Etienne Mehul der vielgefeierte Componist des „Joseph in Egypten“ starb im Jahre 1817 als Professor des Pariser Conservatoriums und Mitglied der Ehrenlegion. —

Und sie sind doch am Besten daran von uns Allen, denen die Töne die Lasten vom Herzen nehmen.

Tauben und Taubenzucht.

Von
Karl Ruß.



Vor uns liegt eine schöne Landschaft ausgebreitet; eine saftig grüne Ebene, durchschlängelt von silbernen Wasserstreifen, umrahmt vom dunklen Walde und abgeschlossen von himmelanstarrenden Gebirgsmassen. Seitwärts erglänzen die Thürme und Dächer eines Städtchens wunderlieblich in der Morgensonne und darüber wölbt sich das azurblaue Himmelszelt. Wir vermögen unsere Blicke gar nicht abzuwenden von dem reizenden Bilde und dennoch erscheint uns dasselbe da erst vollendet schön, als eine Wolke weißer Tauben sich in der Luft dahertummelt.

Sie wiegen sich in malerischen Windungen im klaren Aether und wenn die Sonnenstrahlen an ihrem Gefieder sich brechen, dann erglänzen sie gleich golden funkelnden Sternen. Jetzt schweben sie zierlich in einer Reihe, dann schwenken sie halbmondförmig schnell

nach unten und schwärmen zerstreut umher, doch plötzlich klatscht ein alter Tauber jubelnd in die Flügel und fast augenblicklich sind sie wieder in der höheren Region vereinigt. Und nun beginnt ein wundervoller Wettstreit in kühnen Luftkünsten, bei welchem besonders die älteren Paare mit Purzelbäumen und Schwingungen einander zu überbieten suchen, während die übrigen ihren malerischen Kreisflug fortsetzten und im Vorbeifliegen die Künstler immer wieder aufnehmen.

Wer Gefühl und Theilnahme für's Schöne besitzt und besonders wer warmen Antheil an dem Regen und Weben unserer Mitgeschöpfe hegt, der kann gewiß, ohne zu ermüden, dem munteren Treiben eines solchen Taubenvölkchens stundenlang zusehen. Indessen folgen wir unseren Täubchen hinab, um sie auch in ihrem übrigen Leben noch ein wenig zu belauschen.

Ein zierliches Häuschen, hoch auf einem Pfahle, inmitten des Hühnerhofes errichtet, ist ihre Wohnung: der Taubenschlag. Unsere lieblichen Vögel sind so zahm und zutraulich, daß wir eine Leiter anlegen, dreist hinaufsteigen und uns den Schlag ansehen können. Der ganze weite Raum ist in mehrere Kammern eingetheilt deren mittlere und geräumigste für die große Menge der Feldtauben eingerichtet ist, während in den übrigen Abtheilungen Racetauben wohnen und in einem besonderen kleinen Schlage, der im Giebel eines Wirthschaftsgebäudes angebracht ist, aus Liebhaberei noch Farbentauben gehalten werden.

Die ersteren, auch Feldflüchter genannt, zieht man des Nutzens wegen, während alle übrigen eigentlich nur zum Vergnügen dienen. Die Feldtauben sind ungemein scheu und furchtsam; sie müssen daher vor jeder Störung, besonders nächtlicher, möglichst geschützt werden. Bei liebevoller Pflege kann man sich indessen leicht mit ihnen befreunden, so daß man sie im Schlage besuchen und auch ihre Jungen für den Gebrauch rauben darf. Von Racetauben finden wir in dem gut bevölkerten Hause einige zwanzig Arten und mehrere Unterarten. Ganz oben unterm Dache wohnen die ächten Tümmler, auch Werfer genannt. Dies sind jedoch keineswegs die Proletarier der Taubenstadt, sondern eben jene kühnen edlen Luftsegler, an deren Beobachtung wir uns zuerst erfreuten. Unter ihnen giebt es in kleinen Kämmerchen, oder auch in einer Seitenstube vereinigt, Mövchen, Nönnchen, Pagadetten, Feen-, Klatsch-, Gimpel-, Perücken-, Mähnen-, Trommel-, Kropf- u. s. w. Tauben. Wiederum abgesondert, in einem besonders wohnlich eingerichteten Gemache, haben Pfauentauben ihre Heimath und ganz unten, unter den Feldtauben, befinden sich noch einige schwerfliegende Arten: Seidenhaar-, Locken- &c., oder gar Lachtauben.

Farbentauben können zu den verschiedensten Arten gehören, indem sie dadurch, daß man in einer Familie jahrelang alle ungleich gefärbten sorgfältig ausmerzt, so gezogen werden, daß sie zuletzt sich nur in der gewünschten Farbe fortpflanzen. Wir finden sie zunächst in den fünf Hauptfarben, Blau, Schwarz, Weiß, Roth und Gelb einfarbig; dann aber auch bunt und gefleckt, jedoch immer sehr regelmäßig gezeichnet. Taubenkenner und Liebhaber unterscheiden: Schilder-, Schwalben-, Eis-, Pfaffen-, Elster- &c. Tauben; Roth-, Gelb-, Schwarz- &c. Schippchen; Weiß, Schwarz- &c. Köpfe und viele andere. —

Die Wände aller Taubenschläge sind rings mit Nestspinden besetzt, deren viereckige Nester etwa 1 bis 1½ Kubikfuß groß, aber etwas breiter als hoch sind und vorne eine ungefähr 3 Zoll hohe Leiste haben, damit die Eier und Jungen nicht hinausfallen. Für jedes Paar sind zwei Nester angebracht, weil sie oft bereits wieder Eier legen, wenn die ersten Jungen noch im Neste hocken. In diesem Falle übernimmt dann der Tauber die Pflege der von der Mutter verlassenen Brut. Unter dem Schlage, etwa in der Höhe von 3 Fuß über der Erde ist der Pfahl mit einem breiten Blechringe, oder einem Kranze von starken spitzigen Nägeln umgeben. Auch außerdem muß das ganze Gebäude gegen Marder und andere Raubthiere, ebenso gegen Ratten und Mäuse gut verwahrt sein. Ferner ist die äußerste Reinlichkeit im Schlage unbedingt nöthig. Die Nester werden deshalb, sobald die Jungen sie verlassen haben, sogleich mit einer Blechschaufel ausgeschippt, mit trockener Asche ausgestäubt und über diese streut man eine etwa zwei Linien dicke Schicht trockenen Sandes. Darauf bauen dann die Alten aus Reisern und Stroh ihr kunstloses Nest. Wenn es irgend möglich ist, müssen die Fluglöcher nach Osten oder Südosten gerichtet sein; vor denselben ist ein ungefähr 1½ Fuß langes Flugbrett angebracht und neben diesem sind einige Sitzstangen befestigt.

Das gesundeste und beste Futter für die Tauben sind Erbsen, Weizen und Gerste, doch muß man ihnen in der Zeit, wenn sie kleine Junge haben, daneben weichere Stoffe geben, weil diese sonst leicht verkümmern. Am besten sind gut gekochte Kartoffeln, Brodstückchen und kleine Sämereien, Hirse, Rübsamen &c. An frischem, reinem Wasser dürfen sie zu keiner Zeit Mangel leiden. Ein außerordentliches Erforderniß ihrer Gesundheit und ihres Wohlbehagens ist ein auf dem Hofe oder sonst wo an einem passenden, ihnen zugänglichen Orte angebrachter Kasten mit einer Mischung von altem Lehm und Kalk von Wänden, welche dann und wann mit Salzwasser oder Heringslake angefeuchtet wird. Zum Nesterbauen lege man ihnen etwa 6 Zoll lange Strohhälmchen und trockene, ganz dünne Reiser hin.

Die Tauben haben eine große Anzahl Feinde, deren gefürchtetste Marder, Iltisse, Habichte, Falken und Sperber sind. Gegen die beiden erstern können

sie nur durch einen durchaus dichten und des Abends sorgsam geschlossenen Schlag geschützt werden; die Raubvögel dagegen schieße man sorgfältig fort. Auch kleine Wiesel und besonders Ratten sind ihnen oft sehr verderblich, wenn sie nicht genugsam abgehalten werden können. Ja sogar die Mäuse beißen zuweilen die Jungen todt. Eulen dagegen nisten ganz friedlich neben den Tauben und ich weiß sogar ein Beispiel, daß eine große Schleiereule in einer dunkelen Ecke eines immer offenstehenden Taubenschlages mehrere Jahre hindurch nistete, ohne die Bewohner desselben jemals zu stören oder ihre Jungen zu rauben.

In dem Taubenhause finden wir, mindestens bei den Feldtauben, fast zu jeder Jahreszeit Eier und Junge in allen Größen. Und wol nichts vermag dem Thierfreunde mehr Freude zu gewähren, als die Betrachtung des Familienlebens der Tauben.

Blicken wir auf unsere Abbildung. Es sind Mövchen, eine Familie der zierlichsten und lieblichsten unserer Taubenarten. Die vorderste, hoch aufgerichtete Figur ist der alte Täuber. Wie er so stolz und selbstbewußt dasteht und doch so zärtlich, so innig auf sein Weibchen blickt, indem er ihr sein „Kruhuhu" zuruft. Und sein treu liebendes, hingebendes Weib, so sanft und liebevoll, sie flüstert ihm ein liebend und lockendes „Kur, Kur" zu, dem er gewiß nicht lange zu widerstehen vermag. Noch einmal „girrt so stolz er kann, der Tauber sein Täuberl an" und wenn sie dann im süßen Liebesaustausch sich schnäbeln, da dürften wir nicht leicht ein treffenderes Bild echt weiblicher unendlicher Liebe finden, als das der Täubin. So süß, so zart, so innig kann eben nur eine Taube erscheinen und deshalb hören wir im Menschenleben ja auch so oft „mein Täubchen" als eine Bezeichnung der größesten Zärtlichkeit.

Während dessen sitzt ein schneeweißes Täubchen im Hintergrunde. Betrachten wir dies Thierchen aufmerksam; kann wohl jemals sinniger, als in diesem vertrauensvollen Blicke, dieser ganzen „dem Himmel entschwebten" Gestalt ein Engelsbild, ein Symbol der Unschuld ausgedrückt werden? Und über ihnen kreist mit munterem Flügelschlage das Brüderchen der kleinen Weißen. Seine hellen Aeuglein erglänzen so heiter in ungetrübter Lust und Freude, alle seine Bewegungen sind so lebendig, so lebenslustig, daß wir den kleinen muthwilligen Schäker unbedingt als Bild glücklichen Frohsinns hinstellen dürfen. Kelche, Geisblatt und Fliedergebüsche umgeben das Hüttchen der glücklichen Familie und aus den dunkelen Zweigen flötet Philomele ihnen ihre Grüße zu.

Selig durch die Liebe
Götter durch die Liebe
— — — — — —
Liebe macht den Himmel
Himmlischer, die Erde
Zu dem Himmelreich. —

Wir wollen nun noch einen Rückblick auf unsere Vögel im Allgemeinen werfen. Die Taube war von allen Hausthieren jedenfalls von jeher die treueste Gefährtin des Menschen. Die Sagen- und Göttergeschichte aller Völker erwähnt ihrer mit großer Vorliebe; die Griechen hatten sie der Aphrodite geweiht, und Moses läßt sie dem Noah nach der Sündfluth als Botin der Hoffnung und Versöhnung erscheinen. Auch in neuerer Zeit haben Tauben eine Rolle gespielt; ich erinnere nur an die vielfachen Dienste der Brieftauben und besonders an die der Tauben des berühmten Nordpolfahrers John Roß. Derselbe hatte zwei Tauben auf seiner Expedition mitgenommen, und ließ sie mit einem Briefe von seinem ersten Winterquartiere ausfliegen. Trotz der grimmigen Kälte und aller sie bedrohenden Gefahren, trotz der ungeheuren Entfernung wußten die treuen Thiere den Weg zur geliebten Heimath zurück zu finden und trafen in wenigen Tagen auf dem Gute der Dame ein, welche sie dem Reisenden mit auf den Weg gegeben hatte.

Als Brieftauben verwendet man am sichersten gewöhnliche blaue Feldtauben, weil diese am schnellsten fliegen und nicht leicht von Raubvögeln gefangen werden. Sie werden dazu ohne große Mühe abgerichtet, indem man sie in einem offenen Behälter nach dem fremden Orte bringt. Keine Taube fliegt jedoch hin und zurück, weil sie eben nur nach der Heimath eilt. Auch darf jede stets nur für ein und denselben Weg benutzt werden. Der Brief wird auf ein kleines leichtes Stück Papier geschrieben, dieses bei bevorstehendem Regen in Oel getaucht, dann in ein leichtes Leinwandbeutelchen gesteckt und der Taube an den Füßen festgenäht. Eine gute Brieftaube fliegt dann in der Stunde gegen zehn Meilen.

Früher bestand ein regelmäßiger Taubenpostverkehr zwischen London, Paris, Amsterdam, Antwerpen und vielen anderen Städten. In neuester Zeit ist derselbe jedoch größtentheils dem Telegraphen gewichen. Uebrigens ist der Gebrauch der Brieftauben bekanntlich ein sehr alter, denn bereits im Jahre 44 v. Chr. bediente sich, wie Plinius erzählt, Decimus Brutus ihrer, als er von Antonius in Mutina belagert wurde. In Aegypten hatte man eigene Thürme erbaut, zu welchen von Strecke zu Strecke die Taubenposten flogen.

In Rußland nisten Tauben in ungeheurer Menge in Erdwänden und Thürmen; Niemand sorgt für sie, doch werden sie auch nicht getödtet, weil die Russen und Tartaren sie für heilig halten, ebenso wie früher die alten Assyrer und Syrer. In Persien hat man für sie überall Thürme aus Backsteinen gebaut, blos um ihren Mist zum Anbau der Melonen zu benutzen. — Ueber ein eigenthümliches Vorrecht der alten „Seigneurs" in der Normandie und auf den normannischen Eilanden unterrichtet uns der Herausgeber dieses Magazins in seinen „Verschollenen Inseln." (Berlin, bei Springer. 1861.) „Der Seigneur", heißt es daselbst (p. 264), „hatte das droit de colombier, d. h.

das ausschließliche Recht, Tauben zu halten, und noch heutigen Tages sehen wir neben den Seignenriegebänden den alten runden Taubenthurm, colombier genannt. Vormals ward auch der Thurm der St. Martinskirche im Kirchspiele gleichen Namens auf der Insel Jersey von den Pfarrern desselben als Taubenthurm benutzt; aber einer von den Pfarrern überwarf sich mit dem Seigneur von Rozel, worauf dieser ihm das Recht nahm, Tauben zu halten. Die Fluglöcher in der Thurmspitze sind aber noch heute zu sehen."

In vielen größeren Städten Europas wird mit den Tauben großer Aufwand getrieben. Man jagt sie stunden-, oft tagelang, und ergötzt sich an ihren schönen Flugbewegungen. So werden sogar öfter große Taubenfeste veranstaltet, indem sämmtliche Taubenbesitzer einer Gegend ihre Täubchen an einem freien Ort zusammenbringen und dann die ganze, oft Tausende zählende Menge auf ein Signal plötzlich auffliegen lassen. Dies Schauspiel gewährt einen überraschend schönen Anblick, indem die ganze ungeheure Wolke sich anfangs zusammen erhebt, dann sich in Trupps theilt und kreisend nach allen Richtungen zerstreut. In den Städten, wo es viele Taubenliebhaber giebt, leben oft ganze Familien vom Taubenfange.

Zum Schluß führe ich den Lesern noch die wilden Tauben vor. Es giebt in Deutschland deren vier, die Hohl-, Holz-, Turtel- und Feldtaube. Die drei ersteren sind Zugvögel, während die letztere auch über Winter bei uns bleibt. Von ihnen stammen unsere zahmen Tauben indessen keineswegs ab, sondern ausschließlich von der in Norwegen und Rußland lebenden Felsentaube, neben welcher noch die in Nordamerika in ungeheuren Zügen vorkommende Wandertaube zu erwähnen ist.

Alle wilden Tauben leben hauptsächlich von dem Samen der Nadelholzbäume, Getreide und kleinen Sämereien, z. B. denen der Wolfsmilch; auch suchen sie Heidelbeeren, kleine Schnecken, und beim Mangel auch Baumknospen. Sie thun im Ganzen sehr wenig Schaden, nützen im Gegentheil durch das Verzehren vieler Unkrautsamen sehr bedeutend.

Von allen Tauben unbedingt die schönste, zierlichste und liebenswürdigste ist jedenfalls die Turteltaube, darum wurde sie bereits im Alterthum als Sinnbild der Liebe verehrt und von den Dichtern hoch gefeiert. Wenn wir Gelegenheit haben, ein Pärchen dieser lieblichen Geschöpfchen im einsamen Walde vor ihrer Hochzeit zu belauschen, da werden wir es uns gestehen müssen, daß wir innigere Zärtlichkeit und schönere Hingebung weder im Menschenleben noch in der Thierwelt jemals finden könnten. Wenn das Täubchen so bräutlich süß girrend an den Geliebten sich schmiegt und er sein liebendes „Turtur, turtur" jubelt, da gedenken wir unwillkürlich Welcker's schöner Worte:

„Wenn auch im ganzen Wald
Nichts, als die Braut, ihm bliebe:
Er riefe doch hinein
Den Jubel seiner Liebe!"

Das deutsche Thor in Metz.

(Eine historische Erinnerung.)

Es giebt keine unangenehmeren Prozesse als Grenzstreitigkeiten, und um so mehr, wenn nicht einzelne Nachbarn, sondern ganze Völker in denselben begriffen sind. So oft wir Deutsche uns in Grenzprozesse eingelassen, haben wir immer die Kosten allein bezahlen müssen; darum gelüstet es uns durchaus nicht, mit unsern Nachbarn Händel anzufangen, aber „es kann der Beste nicht in Frieden leben, wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt", und seit einer derselben für „natürliche Grenzen" schwärmt, dürfen wir uns nicht mehr in alter Behaglichkeit eines süßen Schlafes erfreuen, ja es kann nichts verschlagen, wenn wir von Zeit zu Zeit „über den Zaun blicken", um zu sehen, was unser Nachbar treibt.

Seit Jahrhunderten ist Frankreich, unser westlicher Nachbar, bemüht gewesen, die Grenzsteine zu verrücken und sie immer tiefer hinein in deutsches Land zu schieben, und deshalb ist es gut uns zu erinnern, daß es eine Zeit gab, wo Frankreich nicht einen Fuß an den schönen Rhein setzen konnte und nicht Flüsse, sondern Gebirge, die natürliche Scheidelinie zwischen den beiden Ländern bildeten. Kein echter Deutscher kann sich eines tiefen Schmerzes erwehren, wenn er sich erinnert, wie schmachvoll die schönsten Provinzen des deutschen Reiches an Frankreich verloren gingen! Der elendeste Verrath hat uns um die natürlichen Grenzen gebracht und es klingt wie Hohn, wenn Frankreich daran denkt, Landstriche zurückzufordern, die napoleonische Eroberungssucht auf kurze Zeit dem französischen Staatskörper einzuverleiben gesucht, während wir mit größerem Rechte deutsche Lande wiederfordern könnten, die uns durch fast ein Jahrtausend, ja so lange gehört haben, als überhaupt von „Deutsch" und „Deutschland" die Rede gewesen.

Der erste Verlust, den Deutschland durch französischen Verrath erlitt, waren die Bisthümer Metz, Tull und Verdun. Uns ist, als ob wir in einen Spiegel der Jetztzeit schauten, wenn wir auf jene vergangenen Zeiten blicken. Damals, wie heut, unterdrückte Frankreich schonungslos im Innern eine Bewegung, die es im Auslande gut hieß und zu unterstützen vorgab. Die Reformation, die im eigenen Lande mit unerhörter Härte niedergetreten wurde, fand einen höchst „uneigennützigen" Beschützer in dem

Herrscher Frankreichs. Es ist nicht eine Erfindung Napoleons III., auf den Schmerzensschrei der Völker zu hören, sondern es ist eine traditionelle Politik Frankreichs, das Jahrhunderte lang, unter der Maske, fremde Völker zu beschützen und zu befreien, nach Erweiterung seiner Grenzen strebte, um sie im-



Das deutsche Thor in Metz.

mer „natürlicher" zu machen. Schon Heinrich II. verstand sich auf derlei „Ideen".

Als Moritz von Sachsen sich gegen Kaiser Karl V. auflehnte, schloß er mit Heinrich II. jenes unselige „Schutz- und Trutzbündniß", das Frankreich die erste Gelegenheit geben sollte, deutsche Landstriche an sich zu reißen. In dem zwischen den Verbündeten abgeschlossenen Vertrage vom 5. Oktober 1551, hatte sich Frankreich ausbedungen, einige deutsche Städte, wie Metz, Tull und Verdun, als Waffenplätze oder Stützpunkte für die strategischen Unternehmungen, vorübergehend besetzen zu dürfen. Von Fontainebleau aus erging ein Manifest an die deutsche Nation in deutscher Sprache. Schon das Titelblatt war vielversprechend; die Vignette stellte das Symbol der Befreiung, einen Hut zwischen zwei Dolchen dar; ein darunter flatterndes Band trug die Inschrift „Libertas!" und weiter unten bezeichnete sich der König von Frankreich, in lateinischen Worten, als Rächer der germanischen Freiheit. In dem Manifest meinte der König: „Allerlei schwere Klagen vieler Fürsten und anderer trefflicher Leute deutscher Nation seien vor ihn gekommen; dieselben würden mit unerträglicher Tyrannei und Knechtschaft vom Kaiser unterdrückt, in ewige Dienstbarkeit und Verderben geführt, daraus könne nichts Gewisseres folgen, als daß dem Kaiser und dem Hause Oesterreich, mit ewigem Verlust der deutschen Nationalfreiheit, eine Alleinherrschaft aufgerichtet würde. Darüber sei er um so mehr höchst betrübt, als er mit den Deutschen gemeinsamen Ursprung habe, indem seine Vorfahren auch Deutsche gewesen." Eine wirklich rührende Zärtlichkeit, die durch die folgenden Worte noch gesteigert wurde. „Zwar sei", klagt der Herrscher Frankreichs, „bisher keine solche Einmüthigkeit der Fürsten vorhanden gewesen, aus welcher eine Vereinigung der deutschen Nation hätte gehofft werden können, jetzt aber sei die Zeit gekommen, zur Errettung der deutschen Freiheit. Er, der König, habe den deutschen Fürsten und Ständen seine Hülfe nicht versagen wollen, sondern mit ihnen aus göttlichem Eingeben einen Bund aufgerichtet und den festen Entschluß gefaßt, alle seine Macht mit ihnen in Gemeinschaft einzusetzen. Wohl hoffe er, wegen solcher großen Wohlthat ewige Dankbarkeit, Verpflichtung und Gedächtniß zu erlangen, aber er bezeuge vor Gott dem Allmächtigen, daß er aus diesem mühseligen und schweren Verhaben, trotz der großen Unkosten, Gefahren und Sorgen, keinen andern Nutzen oder Gewinn suche und verhoffe, als daß er die Freiheit der deutschen Nation zu fördern, die Fürsten aus der erbärmlichen Dienstbarkeit zu befreien und hierdurch einen unsterblichen Namen — wie vordem in Griechenland dem Flaminius zu Theil geworden — zu erlangen gedenke." Heinrich II. betheuerte am Schlusse: „Niemand solle irgend eine Gewalt befürchten, da er ja diesen Krieg blos deshalb unternommen, um einem Jeden seine verlorenen Gerechtigkeiten, Ehren, Güter und Freiheiten wieder zu verschaffen." Obwohl dem französischen Rächer deutscher Freiheit nur die einstweilige Besetzung der drei Bisthümer zugestanden worden, fiel er doch im März 1552 schon in das deutsche Herzogthum Lothringen ein, vertrieb die Herzogin Regentin „als eine Verwandtin des Feindes", entführte ihren minorennen Sohn nach Paris, belegte die Hauptstadt Nanzig mit französischer Garnison, ersetzte die deutschen Beamten durch französische, und vollbrachte damit — die Befreiung Lothringens! —

Die beiden Bisthümer Verdun und Tull hatten sich inzwischen ebenfalls der Uebermacht unterworfen und französische Besatzung aufnehmen müssen. Nur Metz, das damals schon als eine bedeutende deutsche Festung galt, war entschlossen, der 35,000 Mann starken französischen Armee tapferen Widerstand zu leisten. Der Religionsstreit, der Deutschland später noch schmählicher zerreißen sollte, gab den Franzosen die beste Handhabe, ohne Blutverlust sich dieses bedeutenden Waffenplatzes zu bemächtigen. Der Bischof Robert von Metz erkannte in dem Beherrscher Frankreichs einen trefflicheren Beschützer ultramontaner Interessen, als es ein deutscher Kaiser zu sein vermochte, und er verrieth und verkaufte gern sein deutsches Bisthum dem Erbfeinde seines Vaterlandes.

Auch hier wieder das alte Spiel! Bischof Robert sorgte dafür, sich in der Stadt einen kleinen Anhang zu verschaffen, der den Widerstandsmuth der Bürger lähmte und auf diplomatische Verhandlungen mit Frankreich drang. Die Franzosen verlangten ja so wenig! nur freien Durchzug durch die Stadt. Die verrätherische Parthei spannte alle Segel aus, um die Bewilligung dieser unschuldigen Forderung durchzusetzen, und endlich ging die Stadt, wiewohl mit Widerstreben, darauf ein, unter der Bedingung, daß der Oberbefehlshaber der Franzosen, der Connetable von Montmorency, nur von einem Fähnlein der Garde und den Cavalieren seines Stabes begleitet, die Festung betreten dürfe.

Mit französischer Gewissenhaftigkeit wurde auch diese Stipulation erfüllt. Das eine Fähnlein schwoll unterwegs zu fünfen an, und schließlich drang das ganze französische Heer durch die sorglos geöffneten Thore wie in eine eroberte Stadt herein. Der Connetable war anfangs über solchen Zudrang äußerst ungehalten und machte Miene, sich demselben ernstlich zu widersetzen, doch besann er sich noch eines Besseren und versicherte: „Meine Herren, Sie können diese Leute recht wohl mit uns eintreten lassen, ich werde dafür sorgen, daß sie sich augenblicklich wieder entfernen." Nichts war natürlicher, als daß diesem Versprechen das gerade Gegentheil folgte. Das Heer wurde in die Stadt einquartiert, der liebenswürdige Connetable wurde zum unumschränkten Gebieter und war vor allem bedacht, den mißliebigen Theil des Magistrats zu entfernen, indem er sich, wie der Wolf

in der Fabel, todtkrank stellte, die feindseligen Magistratsmitglieder als Testamentszeugen vor sein Bett lockte, dann aufsprang und eigenhändig die Schöppenältesten durchborte, während seine Garden ebenso eifrig die Uebrigen vom Erdboden entfernten.

Der Sammethandschuh war damit ausgezogen und der eisernen Hand beugte sich jetzt Alles. Als der König am 18. April in Metz einzog, verkündete ein Triumphbogen, der an Stelle der beiden Kaisersäulen mit dem Reichsadler aufgerichtet worden, ihn als den Protektor des heiligen römischen Reichs, und auf die Bitte des Magistrats, die Freiheiten und Privilegien der Stadt zu erhalten, erging die freilich höchst zweideutige Redensart: „Ich werde Euch wie die Meinigen behandeln."

Wohl erkannte Moritz von Sachsen die Gefährlichkeit seines Bundesgenossen, und schloß am 2. August 1552 mit dem Kaiser den Passauer Vertrag, der dem Bürger- und Religionskriege in Deutschland ein Ende machte, aber die Folgen dieses Bündnisses legten den ersten Keim zu jener Vergrößerungspolitik Frankreichs, die uns schon so viel zu schaffen gemacht hat, und wer weiß, vielleicht noch zu schaffen machen wird.

Lothringen mußte bei diesem ersten Grenzstreite noch einmal von Heinrich II. herausgegeben werden, die drei Stifte und Städte jedoch blieben in den Händen Frankreichs, und namentlich war der Verlust von „Metz", dieser uralten deutschen Festung, für Deutschland so überaus gefährlich, weil Metz bisher als Schlüssel zu Frankreich gegolten, und nun ein Schlüssel zu Deutschland wurde, mit dem sich der schlimme Nachbar ein Stück Landes nach dem andern zu holen suchte.

Die französischen Befreier entfalteten in den besetzten Landen jene maßlose Herrschsucht, die ihre Regierung kennzeichnet. Die alten Freiheiten und Privilegien der neuen Unterthanen wurden mit Füßen getreten oder geradezu aufgehoben, und die strengsten Militairgesetze verkündigt und gehandhabt. Mit dem wüthendsten Eifer rottete man hier den Protestantismus aus, zu dessen Schutze und Befreiung Frankreich die Waffen ergriffen hatte.

Die Einwohner der eroberten Landstriche konnten freilich nicht vergessen, daß sie Deutsche waren, sie bestürmten lange die deutschen Reichstage um Hülfe, noch im Jahre 1603 fehlte es nicht viel, daß die Bürger von Metz, bei nur einiger Unterstützung von außen her, sich von Frankreich losgerissen und mit Deutschland wieder vereinigt hätten. Aber wo hätte Deutschland je die Kraft hergenommen, geknechtete und unterdrückte Landsleute zu befreien und Verlorenes zurückzuholen! — Hin und wieder noch ein Aufzucken deutschen Lebens, und die schönen Landstriche hörten endlich auf „deutsch" zu sein. Nur der deutsche Name ist fast überall geblieben, auch das Thor in Metz, von dem wir eine Zeichnung bringen, heißt noch immer „das deutsche"; und deshalb suchten wir es wenigstens für unser „Deutsches Magazin" zu erwerben, weil die Hoffnung längst erloschen, daß noch einmal auf diesem deutschen Thore deutsche Krieger die Grenzwacht halten, deutsche Fahnen flattern dürften!

Ludwig Uhland.

Wie das Rauschen einer Eiche erklang es uns stets bei dem Namen Uhland und das Herz jedes Deutschen hob sich freier und höher, wenn es an den Sänger dachte, der im innersten Kern „deutsch" war, wie kein andrer!

Ludwig Uhland hatte keine stille Gemeinde, die ihn verehrte, keine Parteigenossen, die ihn auf den Schild hoben, das ganze deutsche Vaterland war es, das seine Lieder sang und mit Liebe und Bewunderung auf einen Mann schaute, der zu den Besten aller Zeiten gehörte, weil ihm nicht nur das Lied perlfrisch von den Lippen tönte, sondern auch ein männlich ernster Zug durch sein ganzes Wesen ging, das uns das Ideal eines echten Deutschen vergegenwärtigt.

Wohl haben andere Sänger mannigfachere Weisen anzustimmen gewußt, aber nirgends hat sich das deutsche Volk so angeheimelt gefühlt, nirgends so treu das Spiegelbild seines eigenen höheren und besseren Seins wiedergefunden, als in den Liedern und Romanzen unsers Uhland's. Da quoll jeder Ton aus dem innersten Herzen und fand ein tausendfaches Echo in verwandter Brust. Aus dem tiefsten Born deutschen Lebens strömten diese Lieder und wie ein klarer Feldbach murmelten sie dann zwischen Wiesengrün dahin, die Sonne spiegelte sich in ihren klaren Fluthen, die Blumen nickten ihnen zu und wie von einem Zauber gebannt, wandelten wir an diesen Ufern, denn es war die Heimath, die süße theure Heimath, die dieser Quell der Poesie zu einem Paradiese umzugestalten wußte.

Der Tod hat unerwartet den edlen Sänger abgerufen und ihn, für uns noch zu früh, in die Gruft gebettet, aber das deutsche Volk steht an seinem Grabe, reicht sich die Hände und ruft ihm nach: „Die Träume, die Du in unsrer Brust wach gerufen, sollen einst Wirklichkeit werden und Deine Lieder, die uns zu Männern gemacht, sie sollen um unser Banner flattern, wenn die Stunde kommt, die Dein verklärter Geist längst geschaut." Und gewiß ist, so grunddeutsch war unser Dichter, daß die Hoffnung auf ein großes, mächtiges und freies Vaterland, mit dem Namen Uhland eng verschwistert bleibt. Was uns aber Uhland vor allem so theuer und werth gemacht, war der Mannesernst und sittliche Adel, der in seiner Seele

wohnte; er gab uns das Bild eines echten deutschen Dichters, und wie er auch, in vergangene Zeiten verloren, mit dem ganzen Feuer der Sehnsucht die glänzenden Bilder einer untergegangenen Welt heraufzuholen suchte, nie verlor er sich in krankhafte Schwärmerei und kerngesund blieb sein Schaffen und Dichten. Er war ein scharfgeschliffener Stahl, dem der Hauch der Romantik nur einen höheren Glanz verleihen, aber nie blind machen konnte. Der unglückliche Lenau hat, wie Emma Niendorf in ihrem Buche: „Lenau in Schwaben" erzählt, einmal treffend bemerkt: „Uhland hat sich ganz in Liebe hingegeben an das Mittelalter. So ein Buch ist für unsere Zeit ein Segen. Das klopft einmal wieder an der rechten Thür, am Herzen. In einer Zeit, wo Alles Abstraction, ist dies Beschäftigen mit dem alten Volksliede viel werth. Es ist wieder Naturboden. Es ist das Schwerste, Alles so umfassend und prächtig einfach hinzustellen, wie er, man sieht dem Mittelalter bis in's Herz hinein. Und diese Spürkraft die Uhland hat! Wie der Indianer im Grase, weiß er die leiseste Spur zu finden!"

Ein so fest gefügter und in sich abgeschlossener Charakter, wie der Uhland's, mußte wohl in trüber Zeit zu einem Anhaltspunkte werden, an den sich manche Woge der Schwäche und Erbärmlichkeit brach, er mußte zu dem werden, was er geworden, ein deutscher Sangesheld, dem gern und freudig ein ganzes großes Volk den Lorbeerkranz um die Schläfe windet. Sein Lied, das am 18. Oktober 1816 wie ein Sturmwind durch die bereits wieder erschlaffte Welt brauste:

„Wenn heut ein Geist herniederstiege,
Zugleich ein Sänger und ein Held,
Ein solcher, der im heil'gen Kriege
Gefallen auf dem Siegesfeld,
Der sänge wohl auf deutscher Erde
Ein scharfes Lied, wie Schwertesstreich,
Nicht so, wie ich es künden werde,
Nein! himmelskräftig, donnergleich."

dies Lied wird ein Weckruf bleiben für unsere und alle Zeit.

Darum brauchte auch Ludwig Uhland kein äußeres Zeichen der Verehrung und Achtung; er war bereits „gefürstet", und konnte nicht mehr „geadelt" werden. Bekannt ist: daß Ludwig Uhland in seinem schlichten, einfachen Sinn den Orden des Königs Max von Bayern, welcher den persönlichen Adel verleiht, den Maximiliansorden, zurücksandte; weniger bekannt dürften die näheren Umstände sein, die diesen Vorfall veranlaßten, und die eben so hoch den Dichter wie den König ehren.

König Max hat, wie bekannt, eine Tafelrunde um sich versammelt, die einige unserer vorzüglichsten Dichter zieren. Einer aus dieser Tafelrunde, — Einer, dessen süßem Sang wir Alle schon gern gelauscht — Emanuel Geibel, der Capitelmeister dieses Ordens, schlug unter den Ersten, dessen Brust derselbe schmücken sollte, den ersten deutschen Dichter der Gegenwart, den besten und geliebtesten, Ludwig Uhland, vor. König Max äußerte sein Bedenken, den Orden einem Manne zu verleihen, der sich so offen und entschieden der Demokratie zugewendet und damals noch mit dem Rumpfparlament in Stuttgart getagt. Emanuel Geibel, der in Lied und Wort seine tiefe Verehrung für Ludwig Uhland an den Tag gelegt und am Hofe nicht die Sprache eines freien Mannes verlernt, entgegnete freimüthig: „daß bei einem Manne wie Ludwig Uhland, der in ganz Deutschland so hoch gefeiert würde, solche Vorurtheile nicht vorwalten könnten." Nach längerem Zaudern gewährte König Max die wiederholte Bitte seines Lieblings und Emanuel Geibel war überglücklich, über ein „Vorurtheil" des Königs triumphirt zu haben. Er, der alle Hebel angesetzt, um dem edlen Dichtergreis eine Auszeichnung zu verschaffen, mußte nun freilich die schmerzliche Erfahrung machen, daß Ludwig Uhland den Orden nicht annahm, sondern zurückschickte. Für Emanuel Geibel konnte dieser Vorfall nur höchst peinlich sein und er erschien längere Zeit nicht bei Hofe. König Max, befremdet darüber, ließ ihn zu sich bitten und frug besorgt: „warum er so lange weg geblieben." Geibel bekennt, daß es ihn unangenehm berührt, den König durch seine lebhafte Fürsprache in eine solche Situation gebracht zu haben. Aber der König lächelte. „Es ist mir nicht so unangenehm, als Sie denken mögen, lieber Geibel", sagte er, „nun sehen Sie doch, auf welcher Seite die Vorurtheile liegen." Die Antwort ehrt eben so den edlen König Max, der sein Vorurtheil überwand, um dem Dichter des Volkes einen Orden zu schicken, wie es Uhland's bester Schmuck bleiben wird, daß er in einer Zeit des Flitters und des hohlen Scheines, wo Jeder gern nach solchen nichtssagenden Sternchen hascht, ohne Orden durch das Leben schritt.

Von einem Dichter, der einst sang:

Der Deutsche ehrt seit alten Zeiten
Der Fürsten heiligen Beruf;
Doch liebt er frei einherzuschreiten
Und aufrecht, wie ihn Gott erschuf.

besonders von einem „Uhland", war wohl ein solches Ablehnen aller äußern Ehren zu erwarten.

Gefeiert und geliebt von einem ganzen Volke, blieb Uhland's Sinn doch schlicht und einfach, wie seine ganze Persönlichkeit, die auf den ersten flüchtigen Anblick nur wenig von einem Dichter verrieth. Uhland's treffliche Frau hat darüber in ihrer schwäbischen Naivität einmal eine hübsche Aeußerung gethan. Als Ludwig Uhland in Hannover war, die Liedertafeln ihm einen Fackelzug brachten und nun stürmisch nach ihm riefen, sagte sie verwundert zu Karl Goedecke: „Ich weiß gar nit, warum die Leute ihn sehen wollen, der Uhland ist wie eine Nachtigall, die singt halt schön, aber sieht doch nach gar Nichts aus."

Das Wort der liebenden Frau ist eben so zart wie treffend. Ja, eine Nachtigall war Uhland, die ein Tönemeer voll Lust und Schmerz, voll Glück und Sehnsucht in die Welt hinaus sang und deren Schlag nicht vergessen wird, so lange es noch Herzen giebt, die für wahre Poesie empfänglich sind. Und was Ludwig Uhland einst in jugendlicher Schwärmerei sich gewünscht:

„O legt mich nicht in's dunkle Grab,
Nicht unter die grüne Erd' hinab!"

das hat er zum Theil erreicht. Wohl ruht seine irdische Hülle bereits im Schooß der Erde, aber sein Andenken, seine schönsten Lieder, ruhen noch weicher gebettet, als in Gras und Blumen, — in dem Herzen des deutschen Volkes und einst, wenn die hellen Frühlingswolken über unser Vaterland ziehen, dann wird der Name Uhland in dankbarer Erinnerung an unsern edelsten deutschen Sänger wie ein tausendfaches Echo von allen Lippen klingen, denn wir wollen nicht vergessen, daß er ahnungsvoll von dieser Stunde sang:

Wohl werd' ich's nicht erleben,
Doch an der Sehnsucht Hand
Als Schatten noch durchschweben
Mein freies Vaterland.

L. Habicht.

Drei Lieder im Volkston.

Von

Titus Ullrich.



I. Ave Maria!

Im Frühlicht blinkt es von Feld und Rain,
Verschneit sind alle Stätten:
Das Mägdlein steht am Dachfensterlein
Und thät ihr Flachshaar glätten.

Da kommen vom Himmel, so weit und frei,
Die Vögel mit jubelndem Schalle,
Und flattern so fragend und zagend herbei,
Und kennen das Fensterlein alle!

Die Kleine öffnet den Riegel hold —
Husch! fliegt es von dannen im Schwarme:
Sie streuet auf's Dach der Körnlein Gold
Mit reichen Händen — die Arme!

Und hinter den Vorhang behend sie hüpft,
Mit funkelnden Augen zu lauschen,
Wie die Vöglein wiederum kommen geschlüpft,
Wie sie picken und flattern und rauschen.

Nicht spinnt es und lebt doch, das Vögelein:
Am Himmel da wärmet die Sonne,
Und Du, Du stehest im Fensterschrein,
Eine liebliche Feld-Madonne!

II. Von der Fensterscheibe.

Die Fenster klär' ich zum Feiertag,
Daß sich die Sonne drin spiegeln mag,
Und klär' und denke gar mancherlei —
Da geht Er stolz vorbei!

So sehr muß ich da erschrocken sein,
Daß ich gleich in die Scheiben brach hinein,
Und gleich auch kam das Blut gerannt
Roth über meine Hand.

Und mag sie auch bluten, meine Hand,
Und mag mich auch schmerzen der böse Brand,
Hast einen Blick doch heraufgeschickt,
Als laut das Glas geknickt.

Und in die Augen dir hab' ich gesehn —
Ach Gott! wie lang' ist's nicht geschehn: —
Hast mich ja nicht einmal angeblickt,
Als leis' mein Herz geknickt!

III. Die Verlassene.

Fein Elsi stellte die Blumen fort
Und dämpfte der Ampel flackernden Schimmer:
Auf dem Lager die Kranke regt sich dort
Und blickt so groß umher im Zimmer!

„Glaubst Elsi", frägt sie, „kommt Er heut?" —
„„Schlaf, Herzchen, schlaf, und laß ihn säumen!"" —
„Ja, schlafen werd' ich in Ewigkeit
Gar bald und ewig von ihm träumen!" —

Es kommt die Treppe sacht empor —
Die Sterbende lispelt: „O, daß Er's wäre!"
Und horcht, und auf bleicher Wange erfror
Des Liebesgrames fiebernde Zähre.

Klein Fränzli war's, das Büblein roth,
Und brachte Teller im Korb, zwei blanke,
Mit Honig und mit Zuckerbrot:
Frau Base grüßt und schickt's für die Kranke.

„Umsonst! — Und so schau ich ihn nimmer hier
Auf Erden — und ewig soll ich ihn missen!
O, gieb dort die schimmernde Blume mir,
Statt seiner, Elsi, will ich sie küssen!"

Sie nahm die Blume, so zart und weiß,
Da wurde bald ihr Auge trüber:
Sie hauchte ihre Seele leis
In einer Lilie Duft hinüber!

Mexico.

(Nach Bayard Taylor.)

An einem schönen sonnigen Frühlingsmorgen, bald nach meiner Ankunft in Mexico, machte ich mich auf, die Stadt in Augenschein zu nehmen. Der Himmel war völlig unbewölkt, die Luft von einer entzückenden Kühle und Frische; zugleich so dünn und fein, daß man unwillkürlich rascher athmete, und wenn dies für den ersten Augenblick auch überaus anregend auf die Nerven wirkte, so fühlte ich mich doch schon nach wenigen Minuten einigermaßen erschöpft. Die meisten Kaufläden waren geschlossen, und das Volk der umliegenden Dörfer fand sich bereits zur Frühmesse ein. Die Straßen sind breit, ziemlich sauber gehalten und machen den Eindruck einer größern Solidität und Dauerhaftigkeit als die der andern modernen Städte. Sämmtliche Häuser sind von Stein, mit nur wenigen Fenstern nach der Straße heraus; dafür befindet sich in der Mitte ein hoher gewölbter Thorweg, der zu dem „Patio" oder Hofraum führt, von wo man erst einen Ueberblick über die ganze Größe und Pracht der Gebäude gewinnt. Ich genoß im Vorübergehen durch diese Thorwege oft einen reizenden Blick in das Innere, bald auf einen reich mit Skulpturen verzierten steinernen Rahmen, der das sonnige Bild einer Fontaine einschloß, bald auf eine Gruppe von Orangenbäumen oder auf die schlanken graziösen Säulenstellungen des Corridors. Die Gebäude sind mit hellen, frischen Farben gemalt, meist weiß mit roth; zuweilen sind sie sogar von oben bis unten mit arabeskenartigen Mustern in Fresco bedeckt. Die Straßen durchschneiden einander in rechten Winkeln, fast mit derselben Regelmäßigkeit wie von deutschen Städten z. B. in Manheim, das System ihrer Benennung aber ist für den Fremden im höchsten Grade verwirrend. Ein Name erstreckt sich oft nur auf die Länge weniger Häuser, so daß eine und dieselbe Straße an verschiedenen Stellen wohl zwanzig Namen führt. So giebt es in dieser Stadt mehrere tausend Namen von Straßen, während die Zahl der letzteren in Wirklichkeit doch nur gering ist.

Ich wanderte einige Zeit umher und schaute nach der „Plaza mayor" aus, bis mir endlich einfiel, daß ich nur dem Strom der Volksmenge zu folgen brauche, um diesen Platz sicher zu finden. Er liegt ganz im Mittelpunkt der Stadt, während das eigentliche Geschäftsviertel sich am äußersten westlichen Ende befindet. Gewiß ist er einer der prächtigsten Plätze der Welt, obwohl für seine Schönheit noch immer nicht genug gethan ist. Er nimmt ungefähr vierzehn Morgen Landes ein, die, mit Ausnahme einer Doppelreihe von Orangenbäumen die Front der Kathedrale entlang, völlig frei und ununterbrochen sind. Die herrliche Reiter-Statue Karls IV. von dem mexicanischen Bildhauer Tolsa, die früher in der Mitte stand, ist seit dem Unabhängigkeitskriege entfernt und durch kein anderes Kunstwerk ersetzt worden. — Der fünfhundert Fuß lange National-Palast dehnt sich fast über die ganze östliche Seite des Platzes aus, während die Kathedrale mit einer anstoßenden Kirche die nördliche einnimmt. Um die beiden andern Seiten läuft ein „Cortal", der fast bis zur Höhe seiner Bögen durch die hier zum Verkauf gestellten buntfarbigen Waaren angefüllt ist. Eines der Häuser, welche diesen „Cortal" bilden, ist durch Cortez erbaut worden und befindet sich noch heut im Besitz seiner Nachkommen. Wie auch in unsern Städten hält auf der einen Seite des Platzes eine lange Reihe von Miethsfuhrwerk und Pferden, deren Führer den Vorübergehenden mit unaufhörlichen Einladungen zum Fahren oder Reiten bestürmen.

Die Kathedrale erscheint imposant, in Folge ihrer

riesigen Dimensionen, der Anblick der Front aber wirkt eher verletzend wegen des unharmonischen Architektur-Styls. Der Baumeister scheint einen Plan nur entworfen zu haben, um ihn alsbald wieder fallen zu lassen und den Rest in einem andern Styl zu vollenden. Die Front bis zum Dach der Kathedrale sieht ehrwürdig altersgrau und verwittert aus, wogegen die beiden massenhaften, viereckigen und schmucklosen Thürme, die sich darüber erheben, so glänzend weiß und frisch sind, als wären sie erst gestern fertig geworden. Die Front der anstoßenden Kirche ist mit sehr fleißigen Skulptur-Ornamenten bedeckt, die aber an demselben Mangel architektonischer Einheit leiden. Viel vollkommener in seiner Struktur erscheint das Innere der Kathedrale. Das Schiff, dessen luftige Bogen auf Säulen von halbgothischem Charakter ruhen, macht mit dem prächtigen Hochaltar an seinem äußersten Ende, mit der glänzenden Menge des Goldes, Silbers und der kostbaren Steinarten, sowie in dem gedämpften Licht, wovon es durchdrungen ist, einen wahrhaft erhabenen Eindruck. In den Seitenschiffen sieht man manches schöne Gemälde, über Alles aber ergießt sich derselbe Schimmer von Gold und verschwenderischer Pracht. Die Kathedrale war bis zur Thür gedrängt voll von Rancheros, Indianern, stattlichen in Seide und Juwelen gekleideten Damen, von Soldaten und Leperos, die alle Einer neben dem Andern auf den Knieen lagen. Die Klänge der Orgel, die auf ihrem vollen Strome die Stimmen des Chors trugen, rauschten mächtig durch das Schiff der Kirche. Ich erkannte unter den Sängern einige sehr schöne Stimmen, aber es fehlte dem Gesang doch jener vollkommene Einklang, durch den der Italienische Chor sich auszeichnet.

Unter den Straßen Mexico's steht an Schönheit und Eleganz die der heiligen Isabella, — dies ist der castilianische Name für Elisabeth, — obenan. Sie läuft von Norden nach Süden und verbindet das Stadtviertel von San Francisco mit demjenigen, in welchem der Marschall Castilla residirte. Sie wird besonders von den reichen Leuten Mexico's bewohnt, die sich mit einer um so größern Vorliebe hier ansiedeln, als sich der beliebteste öffentliche Garten, die „Alameda" in der Nähe befindet. Man bemerkt in der Heiligen Isabellen-Straße alsbald das Nonnenkloster, nach welchem sie ihren Namen führt, und das von Donna Catharina de Paralta 1600 gegründet ward. Es zählte zuerst nur sechs Franziskanernonnen, besitzt aber, heute nach einer officiellen Angabe 311,485 „Pesos" an städtischem Eigenthum.*) Die frommen Schwestern des Klosters der Heiligen Elisabeth von Ungarn widmen sich einzig und allein dem Gebet.

Das Kloster des dritten Ordens, des Heiligen Franciscus in derselben Straße, ward am 7. Mai 1736 eingeweiht, und obwohl es zunächst bestimmt ist, den Mönchen des Ordens Schutz angedeihen zu lassen, so hat es sich während der Epidemien, die in den Jahren 1833, 1850 und 1854 die Stadt heimsuchten, doch allen Klassen der Bevölkerung geöffnet. Sein Haupteingang ist von der St. Andreasstraße.

Am Nachmittage war eine große Festlichkeit und Jahrmarkt in Tacubaya, und die halbe Einwohnerschaft Mexico's strömte hinaus. Die Wagen vor dem Diligencehotel, die auf der Seite die Inschrift trugen: „Zwei Real nach Tacubaya", wimmelten von Passagieren. Ich selbst zog einen ruhigen Spaziergang in der Alameda einer erstickenden Fahrt in Staub und Hitze vor. Die Alameda ist der reizendste und zugleich älteste Spaziergang Mexico's; er ward im Jahre 1592 unter dem Vicekönig Don Luiz de Velasco angelegt und zum St. Hipolyts-Markt benutzt. Man bepflanzte ihn, woher auch der Name stammt, mit zahlreichen Pappeln*) und richtete einige Fontainen her, so gut man es im sechszehnten Jahrhundert verstand. Im Jahre 1730 zählte man deren fünf von einer mehr oder weniger eleganten Architektur, deren Wasser viertausend grünen Bäumen, worunter ebensoviel Weiden als Pappeln, Labung spendete. Diese großartige Anpflanzung hat sich zwar seit jener Zeit sehr vermindert, doch gewährt die Alameda noch immer mit dem dichten Laubwerk ihrer hohen Bäume und durchrauscht von dem musikalischen Geplätscher ihrer Fontainen, einen lieblichen Aufenthalt. In ihren langen Alleen sieht man die leichten offnen Equipagen der Aristokratie lustig hin- und herrollen. Als die Schatten des Nachmittags länger wurden und die scheidende Sonne endlich die Gipfel der Nevada von Toluca berührte, schloß ich mich der Volksmenge an und folgte dem Zuge der Wagen an einem Wachthause vorüber, wo eine Gesellschaft von Trompetern die Luft durch den unaufhörlichen Schall ihrer Instrumente weithin erschütterte. Ein schöner Fahrweg, mit Bäumen bepflanzt und auf beiden Seiten mit bequemen steinernen Bänken versehen, erstreckte sich wohl eine Viertelmeile weit und endigte in einem Halbkreis, dessen Bogen die Kutschen passiren mußten, um in die Reihe der zur Stadt zurückkehrenden Fuhrwerke zu gelangen. Ich ließ mich auf einer der Bänke nieder mit der Aussicht auf den Ring und genoß der Ruhe des Sonnenuntergangs und der lebendigen Scenen vor meinen Augen. Die Thürme Mexico's stiegen hinter mir empor, jenseit die Gärten, welche die Stadt einschließen; vor mir war der Felsen von Chapultapac sichtbar, und im fernsten Südwesten verrieth in Mitten hoch aufgethürmter Wolken ein schneeiger Schimmer den Kegel des Popocatapetl. Unter den Equipagen waren einige überaus prächtige, und unter diesen war wohl die allerprächtigste die des

*) Der Werth eines mexicanischen „Peso" beträgt ungefähr 1 Rthlr. 10 Sgr. nach unserm Gelde.

*) alamo, die Pappel.



Straße St. Isabella in Mexico.

Don Gaetano Rubio. Man wählt zu diesen Schaufahrten sehr gern die großen amerikanischen Pferde und bezahlt sie nicht selten mit tausend Dollars das Paar. Sehr interessant war mir der Contrast der importirten — englischen, französischen und amerikanischen — Fuhrwerke mit den bombenfesten, beweglichen basteiartigen Kasten des Landes, ein Contrast, den aber Niemand außer mir zu bemerken schien. Der größte Ehrgeiz einer mexicanischen Familie ist, bei allen öffentlichen Veranlassungen in einem Wagen zu erscheinen, und es giebt Hunderte, die ihr Leben nur mit kleinen Törtchen fristen und sich jeden Comfort, ausgenommen den „Cigarito“ versagen, nur um die Miethe für eine Kutsche aufzubringen. Die vornehme Welt Italiens leidet ebenfalls an dieser „fahrenden Sucht.“

Eines Abends besuchte ich auch das Theater Santa Anna, das zu den schönsten der Welt gehört. Bei dieser Gelegenheit hätte die Aufführung wohl selbst die Feuerprobe der Pariser Kritik bestanden. Wir sahen ein Ballet von der Montplaisir-Truppe, hörten die Primadonna der einheimischen Oper und Violinsolos von Franz Coenen. Das Theater ist sehr groß; es hat, wenn ich nicht irre, fünf Reihen von Logen übereinander, aber es war bis auf den letzten Platz besetzt. Die Damen trugen außerordentlich kostbare Toiletten und Juwelen zur Schau; eigentliche Schönheiten aber bemerkte ich nicht unter ihnen. Die Neigung der mexicanischen Damen zur Corpulenz zerstört bald den Reiz und die Anmuth der Jugend; in der That ist die Zeit der Blüthe hier noch kürzer, als in den Vereinigten Staaten. In den Zwischenakten beschäftigt sich das Publikum ohne Ausnahme mit Rauchen. Die Herren zünden ihre „Puros“ an, die Damen holen ihre zierlichen Cigarito-Büchsen und Zündhölzchen hervor, und einige Minuten lang nach dem Fallen des Vorhangs hört man durch das ganze Haus nichts als das Prasseln und Zischen des Schwefels. Als der Vorhang sich wieder hob, war die Luft schon merklich verfinstert, und die Lichter schimmerten wie durch einen bläulichen Nebel. Zu Hause erscheint die Gewohnheit des Rauchens bei den Damen ganz hübsch und graziös; die feine Papiercigarre wird mit einer Eleganz gehandhabt, die alle die kleinen Künste und Coquetterien des spanischen Charakters, mit demselben Effekt wie ein Fächer oder ein Bouquet entfalten; aber eine ganze Versammlung rauchender Frauen raubte mir doch einen großen Theil der Ehrerbietung, mit der ich sonst das schöne Geschlecht zu betrachten pflege. In solchen übelriechenden Wolken verlöre selbst eine Juno ihren Zauber.

Den Einwohnern von Mexico, deren Zahl sich bereits auf 200,000 erstrecken soll, fehlt es keineswegs an Annehmlichkeiten und Vergnügungen, welche unsre europäischen Hauptstädte darbieten. Mexico hat beinah so viele Theater wie Berlin, nämlich neun und mit unserer Hauptstadt obendrein den verwandten Zug, daß es ganz besonders für die italienische Oper schwärmt.

Vor wenig Jahren hatte die Stadt Montezuma's auch unzählige „Cafés chantants“, ein Panorama, ein Diorama, mehrere Säle für Hahnenkämpfe, einige „Maromas“ oder Seiltänzerbuden, und endlich für Stiergefechte die berühmten „Plazas de toros“ aufzuweisen, die in keiner Stadt spanischen Ursprungs fehlen und die in Mexico bis zu Cortez Zeiten hinaufreichen.*)

Zu jeder Stunde des Tages bieten die Straßen Mexico's Gelegenheit zu interessanten Beobachtungen. Selbst wer die übrigen großen Städte der Republik bereits gesehen, lernt hier neue Typen der mexikanischen Bevölkerung kennen. Auf den Straßen und Marktplätzen erblickt man noch immer Physiognomien von reinem Aztekenblut, und der Kanal, der die beiden Seen Chalco und Tezcuco verbindet, wimmelt von ihren flachen, mit Früchten, Gemüsen und Blumen beladenen Canoes. Sie haben sich in ihren Sitten gänzlich verändert, nur ihr Haß gegen die spanische Race ist noch derselbe wie in den Tagen Montezuma's. Eine andre, noch abschreckendere Klasse ist die der Leperos, von denen kein Theil der Stadt frei ist. Mit gebeugten Knien und gefalteten Händen flehen sie den Vorübergehenden an allen Straßenecken um Almosen an; am hellen lichten Tage gehen sie auf Taschendieberei aus, oder stehlen Kleidungsstücke, wo immer sich eine Gelegenheit bietet; ist aber Jemand, dem es besonders am Herzen liegt, Euch aus dieser Sphäre des Daseins fortgeschafft zu sehen, so seid vor ihnen auf der Hut — sie ermorden auch für die geringste Belohnung. Eine andre interessante Klasse sind die „Aguadores“ oder Wasserträger, die in der Stadt umhergehen mit schweren irdnen Krügen, welche ihnen, vermöge eines um die Stirn geschlungenen Bandes, auf den Rücken herabhängen, während ein über dem Scheitel geführtes Band einen zur Erhaltung des Gleichgewichtes nach vorn herabhängenden bleiernen Krug trägt. Auch die Priester mit ihren schwarzen Röcken und Schaufelhüten, deren Rand fast eine Elle lang ist, sind merkwürdige Figuren; die Klöster der Stadt senden eine große Anzahl feister, sinnlicher Ordensbrüder aus, deren Aufführung selbst in der Oeffentlichkeit bei dem ehrenhaften Theil der Gemeinschaft gerechten Anstoß erregt. In allen Zügen des öffentlichen Verkehrs erscheint Mexico nicht weniger mannichfaltig und pittoresk, als die alten Städte des spanischen Mutterlandes. Die Republik hat nichts in der alten Ordnung verändert, ausgenommen, daß sie alle Sinnbilder der königlichen Macht herabgerissen und den Adler und Cactus an ihre Stelle gesetzt hat.

*) Der erste Stierkampf in Mexico fand am 24. Juni 1526 zur Feier des Johannisfestes und der Ankunft Cortez' Statt, der von seiner kühnen Expedition nach Hibueras zurückkehrte.

Die große Seltenheit aller Alterthümer aus der Zeit der Azteken muß jedem Fremden auffallen, der die Stadt besucht. Man hat nicht einen Stein der alten Capitale auf dem andern gelassen, während das jetzige Mexico, obgleich es genau an der Stelle des alten aufgeführt ist, doch in Folge der steten Abnahme des Wassers der Seen, auf trocknem Grund und Boden steht. Es kommen allerdings häufige Ueberschwemmungen vor, wenn in Folge lang anhaltender Regengüsse die Gebirgsgewässer des Nordosten und Südwesten anschwellen, aber die Erbauung der „Desagua", eines Riesenkanals, der den See Tezcuco mit dem Flusse Sterntezuma verbindet hat die Gefahr doch sehr verringert. Alles was von den Tempeln, Palästen und öffentlichen Gebäuden der Azteken noch übrig geblieben, ist der in einem Winkel der Cathedrale mit eingemauerte „Calender", der Opferstein und eine Sammlung granitner Götter in dem Nationalmuseum. Der Calender ist ein ungeheuer großer runder Stein, wohl zehn Fuß im Durchmesser, der die Eintheilung des Aztekischen Jahres und die bei jenem merkwürdigen Volk üblichen astronomischen Zeichen enthält. Die übrigen Alterthümer liegen im Hof des Museums nachlässig aufgeschichtet, und die dummen Eingebornen kommen und starren voll Verwunderung die plumpen, gräulichen Gesichter an. Vollkommen wohlerhalten ist der Opferstein. Er gleicht einem großen Mühlstein, zehn oder zwölf Fuß im Durchmesser, mit einer Höhlung in der Mitte, von welcher nach dem Rande zu eine Rinne zum Ablaufen des Blutes des Schlachtopfers führt. Auf dem Boden umher zerstreut liegen Götzen von der wunderlichsten Gestaltung, gefiederte Schlangen und scheußliche Zusammenstellungen menschlicher und thierischer Formen. Der größte und auffallendste unter allen ist der Aztekische Kriegsgott Quetzalcoat. Er ist ungefähr vierzehn Fuß hoch, hat vier Gesichter und eben so viel Paar Arme und Beine, die sich nach allen vier Himmelsgegenden richten; der Mund ist offen mit vorgestreckter Zunge, und in die so gebildete Höhlung ward das noch warme und klopfende Herz der Schlachtopfer gesteckt. Die grimmen Gesichter erfüllten mich mit Schrecken und Entsetzen, wenn ich daran dachte, wie viel tausend Menschenherzen seine unersättlichen Zungen einst befleckten. Die Azteken hatten eine richtigere Auffassung des Genius des Krieges als wir. Wir halten noch immer den Mars der poetischen Griechen fest, eine Gestalt voll Feuer und edler Thatkraft, nicht das große Ungeheuer, das alle barbarischen Völker, für welche der Krieg ein natürlicher Instinkt ist, zu seiner Verehrung errichteten.

Das Museum enthält einige Reliquien der spanischen Race. In einem staubigen Winkel, hinter einem hölzernen Gitter, stehen die Rüstungen des Cortez und Alvarado. Der große Cortez, nach seinem Helm, Brustharnisch und Beinschienen zu urtheilen, muß ein kurzer, untersetzter, kräftiger Mann gewesen sein, das echte Bild der Kühnheit und Ausdauer. Alvarado war größer und schlanker, wodurch sich sein berühmter Sprung erklärt, dessen Höhenmaß man noch an einer Mauer unfern der Stadt zeigt, obwohl der Graben jetzt ausgefüllt ist. In der Mitte des Hofes hat auch diejenige Reiterstatue Karls IV. eine Zufluchtstätte gefunden, die der Republikanismus von der Plaza major verbannte. Sie ist von Bronze und von kolossaler Größe. In der Aktion und dem allgemeinen Ausdruck der Figuren ist es eine der besten Reiterstatuen der Welt. Man hat das Pferd, das nach einem Andalusischen Vollbluthengste modellirt ward, zu bekritteln gesucht. Es weicht allerdings gar sehr von dem vollkommenen griechischen Modell ab, besonders in der schwerfälligen Brust und den kurzen runden Flanken, wer aber Andalusische Pferde gesehen hat, dem gilt es als ein vollkommener Typus dieser Race. Es ist ein Werk, auf das Mexico stolz sein könnte, und dessen jedes andre Land sich rühmen würde.

Zur Pflege der Augen.

Von

Dr. Ed. Michaelis.

I. Brillen-Wahl.

„Meine Augen fangen an schwach zu werden, ich muß mir eine Brille kaufen", — ist eine Redensart, welche man täglich hört. Und die so sprechen, führen ihren Vorsatz aus. Sie gehen zu einem Optikus, wie sich bekanntlich diejenigen Mechaniker nennen, welche sich mit der Anfertigung und dem Verkaufe der für den speciellen Gebrauch des Auges bestimmten Werkzeuge beschäftigen. Der Optikus fragt sie, ob sie in der Nähe oder in der Ferne besser sehen, und prüft ihr Auge durch den Augenmesser (Optometer). Dieses Instrument besteht aus zwei Messingröhren, die sich in einander schieben lassen, und von denen die äußere mit einem bis auf zwei schmale Einschnitte verdeckten Sammel- (Convex-) Glase versehen, die innere aber an demselben Ende bis auf einen den beiden Einschnitten parallelen Spalt geschlossen ist, und an dem entgegengesetzten Ende ein Neutralglas hat. Die Entfernung vom eigenen Auge, in welcher man nun beim Hineinschauen in die Röhren einfach, und wiederum doppelt, sieht, und welche dem nor-

malen Sehvermögen, der Kurz- oder Weitsichtigkeit entsprechen, werden am Instrumente abgelesen, und die abgelesene Zahl giebt die angeblich geeigneteste Brillennummer. Eine Brille von dieser Stärke, oder gewöhnlich eine etwas schwächere, setzt der Optikus dem Betreffenden zum Versuche auf; falls diese aber nicht genügen sollte, werden andere probirt, bis die anscheinend passende gefunden ist. Befriedigt geht der Käufer nach Hause, glücklich im Besitze seiner Brille; er kann mit ihr nun wieder sehen und arbeiten, wie vordem. In manchen Fällen bleibt's hierbei; in den meisten aber fängt nach kürzerer oder längerer Zeit der Träger der Brille an, dieselbe öfter als sonst zu reinigen, sie scheint ihm beschlagen oder voll Schmutz; endlich merkt er, es liegt nicht an dem Glase, er selbst kann nicht mehr so gut, wie zu Anfang, damit sehen. Er packt seine Brille ein, geht wieder zum Optikus und sagt ihm, er müsse eine schärfere haben, die seinige sei ihm zu schwach geworden. Abermals probirt er so lange, bis er eine passende findet, und geht wiederum befriedigt nach Hause. Nach einiger Zeit beginnt dasselbe Spiel von Neuem, er braucht immer stärkere und stärkere Gläser, bis er zuletzt — garnichts mehr sieht! Dies passirt noch heutigen Tages, trotz aller vorgeschrittenen Cultur; und zwar nicht nur in Dörfern, auf dem Lande, sondern eben so oft in großen und größten Städten, ja selbst in den Hauptstädten der Welt. Der ganze Unterschied besteht darin, daß auf dem Lande der Kaufmann neben Hemden, Strümpfen, Cigarren und Spiritus auch Brillen führt, zu deren beliebigen Auswahl er der brillenbedürftigen Seele ein Dutzend auf den Tisch legt, oder, — was noch häufiger der Fall ist — ein hausirender Krämer sie in Hütten und Häusern feilbietet, in der Stadt aber der Optikus vermöge des oben beschriebenen Instruments wenigstens annähernd den Zustand des Sehvermögens bestimmen kann, und in zweifelhaften Fällen den Kunden an den Arzt weiset. Gewissenhafte Optiker thuen dies jetzt sogar schon von vornherein, wenn es sich um Auswahl einer Brille handelt, dringen aber damit beim großen Publikum nicht durch. Denn das Publikum betrachtet den Arzt als seinen geborenen Feind; lieber braucht es Revalenta, Malz-Extrakt, Kräuterkuren, elektrische Kissen und Ketten aus eigener Machtvollkommenheit, als daß es einen Arzt um Rath frägt. Und nun gar wegen einer Brille! Das weiß ja jedes Kind, daß, wenn das Auge allein nicht mehr ausreicht, man eine Brille braucht, und die — nun, die holt man sich vom Optikus! Bei einiger Ueberlegung müßte sich Jeder sagen, daß der Optikus durchaus auf gleicher Stufe mit dem Apotheker und dem Verfertiger chirurgischer Instrumente steht, bei denen doch — vorausgesetzt, daß kein Mißbrauch getrieben wird — die Verabreichung der Heilmittel erst auf Verordnung des Arztes geschieht. Ja, es wäre unbegreiflich und unerklärlich, daß selbst solche Leute, die um ihre Gesundheit so ängstlich besorgt sind, daß sie bei dem geringsten Unbehagen dem Arzte Tag und Nacht keine Ruhe lassen, daß dieselben Leute wahrhaft leichtsinnig sorglos sind, wo es sich um ein Leiden des wichtigsten Sinnesorganes, des Auges, handelt, wenn nicht die Aerzte früherer Zeiten einen großen Theil der Schuld trügen, indem sie es sich bequem machten, und selbst den Patienten an den Optikus wiesen. Das hat nun glücklicherweise jetzt aufgehört. Das Studium der Augenheilkunde ist in neuerer Zeit mit so allgemeinem Eifer betrieben worden, daß dieser Zweig der ärztlichen Wissenschaft bereits den Fortschritt von Jahrhunderten gemacht hat, und noch unausgesetzt im Fortschreiten begriffen ist. Und diesen Fortschritt verdankt die Augenheilkunde, und mit ihr die leidende Menschheit, der unsterblichen Erfindung Helmholtz's — dem Augenspiegel. So lange die Welt besteht, haben die Menschen einander in die Augen geschaut, und nichts wahrgenommen, als in dem sogenannten Weißen des Auges eine schwarze, runde Fläche, umgeben von einem breiten grünen, blauen, grauen oder röthlichen Rande. Mit jenem Instrumente, dem Augenspiegel, ist es aber möglich, durch diese scheinbare schwarze Fläche, welche in der Wirklichkeit nichts anderes ist, als eine Oeffnung, die in einen dunklen Raum führt, den Hintergrund des Auges in seiner natürlichen Farbe und Beschaffenheit zu sehen, und dort mit dem eigenen Auge das Schlagen des Pulses eben so deutlich wahrzunehmen, wie mit dem Finger am Arme und mit dem Ohre am Herzen. Diese Untersuchung durch den Arzt ist nun durchaus nothwendig, wenn es sich um Gebrechen des Sehvermögens handelt, denn nur der Arzt, und er einzig und allein, kann entscheiden, ob in einem gegebenen Falle eine einfache Kurz- oder Weitsichtigkeit vorhanden ist, d. h., ob der Patient nur in der Nähe oder nur in der Ferne scharf sieht, und demnach entweder eines Zerstreuungs- (Concav-) Glases, um auch in der Ferne scharf zu erkennen, oder eines Sammel- (Convex-) Glases bedarf, um in der Nähe anhaltend arbeiten zu können, oder ob das Sehorgan an einem Leiden erkrankt ist, welches nicht durch eine Brille, sondern durch eine sorgfältig geleitete und durchgeführte Kur gehoben werden muß. Immer und immer muß es wiederholt werden, es ist unverantwortlich, seinen Körper der Fürsorge eines Arztes anheimzugeben, das wichtigste Sinnesorgan aber, dasjenige, welches hauptsächlich und vor allen anderen unseren Zusammenhang mit der Welt und unseren Nebenmenschen vermittelt, Verkäufern von Brillen anzuvertrauen, die nie Gelegenheit gehabt haben, den Bau des Auges kennen zu lernen. Zuerst zum Arzte, von ihm mit seiner Verordnung zum Optikus — das ist der richtige Weg.

(Ein zweiter Artikel in dem nächsten Hefte.)

Der heilige Augustin und seine Mutter.

Nach einem Gemälde von Ary Scheffer.



Der heilige Augustin erzählt in seinen Bekenntnissen von einer schönen, unvergeßlichen Stunde, in der er mit seiner Mutter, allein und ohne Zeugen, am offenen Fenster gesessen und zum Himmel hinaufgeschaut, der so viel Räthsel birgt und löst. Vielleicht war es die Ahnung des nahen Hinscheidens der geliebten Mutter, daß diese beiden feurigen Seelen die Vergangenheit vergaßen und den Blick in die Ewigkeit zu senken suchten.

Wer hat nicht auch solche Stunden gehabt, wo

er an der Seite eines geliebten Wesens saß, dessen Seele bereits die Flügel gelüftet, um die Erdenhülle zu zersprengen, und wo dann der wilde, namenlose Trennungsschmerz, der vorahnend durch das Herz zuckt, nur in dem Aufsuchen eines „Jenseits" die letzte Rettung findet! „Es giebt ein Wiedersehen über den Sternen! Unsterblichkeit!" hallt es tröstend durch unsere Brust. Da rauschen die Schwingen der Seele, alles Irdische wird abgestreift, vergessen ist jedes flüchtige Erdenleid und trunkenen Blickes senkt sich das Auge in ferne Welten. Die Hoffnung erwacht; hinieden ist alles Traum, je mehr wir hier verlieren, desto reicher wird das Glück sein, das uns Jenseits erwartet. Wir werden uns einst Alle wiederfinden, wir, die wir uns hier auf Erden festhielten, dann erst kommt der rechte Frieden und das rechte Glück.

Für dieses begeisterte Suchen des Ueberirdischen, für dies Vergessen der Erde hat Ary Scheffer in dem vorliegenden vortrefflichen Gemälde das tiefste und innigste Verständniß bewiesen. Das ist kein französisches Haschen nach Effekt und blendender Aeußerlichkeit, da ist die ganze deutsche Innigkeit, jener wunderbare Idealismus, der unserer Erde nicht mehr bedarf und ihr den Rücken wendet, weil das für den Himmel begeisterte Auge nur in Licht und Aether schwelgen will. — Der heilige Augustinus und seine Mutter schauen in die Tiefe des Himmels und ein wahrhaft frommer Schauer durchrieselt ihre Herzen. Sie fühlen den Athemzug des Allmächtigen, ahnen die große, unendliche Seele, die in und über dem Weltall ruht und wie sie recht eigentlich die erdenmüden Häupter an diese Allmacht lehnen, da zieht ein tiefer, heiliger Frieden in ihre Herzen ein, wie wir ihn vielleicht Alle einmal in beseligender Fülle, in manch' vergangenen träumerisch-schönen Augenblicken empfunden. Aber dieses Erheben über alles Erdentreiben, dies reine, selige „Gott" suchen, entfremdet zu sehr dieser Welt und kann in krankhafte Schwärmerei umschlagen. Wir gehören der Erde und uns die Erde an, und müssen es mit dem alten Göthe halten, der hofft, weil uns der Himmel hier schon ein so fröhliches Ansiedeln gestattet, er werde uns auch „da drüben" eine Stätte bereiten können. Dennoch quälen sich gerade die besten und edelsten Seelen, deren Bibelglaube vielleicht einmal erschüttert worden, über Lösung jener dunklen Fragen von „Jenseits und Unsterblichkeit', am meisten ab. Sie schwanken ewig zwischen Furcht und Hoffnung, zwischen Glaube und Zweifel, und ihr Geist trachtet vergeblich nach Gedankenschlüssen, die unumstößlich sind. — Warum aber den Schleier lüften wollen, dessen Enthüllung zu unserm Erdenglück nichts beiträgt. Hat der Weltgeist unsere Unsterblichkeit nicht beschlossen, als er uns in's Leben rief, dann erringt sie unser heißestes Flehen, unser unermüdlichstes Denken nicht. — Müssen wir zweifeln und eine Unsterblichkeit wird uns doch — welch' köstliche, alles übertreffende Ueberraschung! Es läuft zuletzt Alles darauf hinaus, aus dem Leben mit gesunden, vernünftigen Sinnen die höchste Summe von Freude und Genuß zu ziehen, und dazu drängt der Zweifel an Unsterblichkeit fast rastloser als der Glaube, der ein unermeßlich, gar nicht zu überwältigendes Feld von Leben vor sich hat, wo Jenem nur eine Spanne zugemessen ist. Bedenken wir, daß nur die Gegenwart unser ist, und lassen wir die Zukunft, selbst das Jenseits, ruhig an uns herantreten. — Wer hier wahrhaft leben gelernt hat, der wird wohl da drüben auch jeder Arbeit gewachsen sein, der kann ruhig in alle und jede Zukunft blicken, selbst wenn ihr Schooß noch dunkler, wunderbarer wäre, als wir hoffen — und fürchten.

Loyale Poeten.

Von

Hermann Lessing.

Als der Allvater Zeus den großen Gnadenakt vollzog, und den Menschen die Erde zur unbeschränkten Benutzung überließ, da richteten sich die damaligen Bewohner sogleich häuslich ein und machten von dem göttlichen Geschenk den weitesten Gebrauch. Der Junker, sofort den nobeln Passionen huldigend, pirschte durch den Wald, der Ackersmann griff nach des Feldes Früchten und der Kaufmann füllte seine Speicher. In jener glücklichen Zeit wo jeder zugreifen konnte, und selbst der König seinen Löwenantheil, den Zehnten, ohne Schwierigkeiten einzog, wurde kein Mißton laut; mit der Theilung der Erde waren Alle zufrieden und selbst Zeus, der nach dem Grundsatz „divide et impera" verfahren, hatte die angenehmste Dividende in der Liebe und Verehrung aller denkenden Wesen erhalten. Nur ein unglückliches Genie störte beim Beginn jener paradiesischen Zeit die allgemeine Eintracht. Das war jenes träumerische Individuum, dem das verhängnißvolle „zu spät" vom Vater der Götter zugerufen wurde, das war der Dichter, in dessen seelenvollen Augen sich der Himmel spiegelte und die Erde keinen Platz fand. Den liebenswürdigen Direktor des großen Welttheaters jammerte das Schicksal des armen Poeten und er bot dem in Versen klagenden Dichter ein Freibillet für den Olymp an. Seitdem sehen wir noch in unsern Theatern, den Dichter oft hoch oben im Olymp sitzen, während die praktischen Leute sich bequem im ersten Range ausstrecken. Doch nicht immer war der Dichter so heimathlos auf der stief-

mütterlichen Erde. Es gab im Verlauf der Jahrtausende bessre, poetische Zeiten, wo die Menschen den Dichter zu sich einluden und ihm einen Platz nicht nur in ihrer Mitte, sondern sogar an ihrer Spitze einräumten. Und diese lichten Zeiten haben noch ein rührendes Schattenbild hinterlassen!

Griechenland hat seinen Homer vergessen, Frankreich seine Troubadours, Deutschland seine Minnesänger, aber im Norden von England, in dem von der Natur so reich geschmückten Wales, da leben im Munde des Volks die alten, walisischen Barden und ihre kriegerischen und friedlichen Lieder tönen noch heute. Die Touristen sind hier spärlich, sie haben die Berge noch nicht platt getreten und wenn der Mond sein geheimnißvolles Licht über die Landschaft wirft, die bleichen Schatten sich lagern und das Meer, wie ein leuchtender Spiegel, in der Ferne glänzt, dann scheinen die Geister der Ritter von der Tafelrunde wieder lebendig zu werden und der König Arthur, der sein Land so tapfer gegen die prosaischen Angelsachsen vertheidigt, steht leibhaftig vor uns und spottet im Kreise seiner fröhlichen Gäste, der mächtigen Kastelle und Zwingburgen, die der Feind als Zeichen seiner Oberherrschaft aufgerichtet. Mag auch Wales, so weit es mit den Augen sichtbar ist, den Engländern gehören, die dort Fabriken, Hochöfen, Eisen- und Bergwerke angelegt haben, das geistige Wales ist celtisch geblieben, spricht heut noch seine melodische Sprache, die im Klange der spanischen gleicht und freut sich noch heut an denselben Liedern und Dichtungen, die vor tausend Jahren seine Vorfahren gesungen. Wenn man auch von der Londoner City auf dem feuerspeienden Rosse in acht Stunden nach dem nördlichen Wales gelangen kann, und der Lärm der englischen Docks noch in unsern Ohren summt, während die Harfe des walisischen Barden unsre Nerven erzittern läßt, wir sind doch hier in einem andern Lande und die dunkeln bräunlichen Gestalten, das schwarze Haar, das gesättigte Kolorit versetzt uns gleich in ferne Länder, in denen die Mandoline tönt und der Klang der Guitarre die Geliebte zum Stelldichein einladet. Der Charakter der Natur und der des Volkes sind von einander abhängig. Den Bergen hat Wales seine Barden und seine Gesänge zu verdanken und wenn der Snowdon 3500 Fuß sich erhebt und mit seinen Genossen die Aussicht versperrt, so reizt das die Phantasie und die Dichter sagen uns, was auf und hinter den Bergen vorgeht. Nur die Ochsen bleiben am Berge stehen, während der Genius, der die Weihe empfangen, mit den Flügeln des Gedankens sich schnell darüber erhebt und nicht die flache Ebene sondern den Helikon und den Olymp den Musen und Göttern weiht. Quod licet Jovi non licet bovi!

Das waren unsre Gedanken, als wir nach einer mehrstündigen Fußwanderung durch anmuthige Dörfer und Pachthöfe in Caernarvon anlangten, der Hauptstadt des nördlichen Wales, wenn man eine Stadt von 8000 Einwohnern eine Hauptstadt nennen kann. Die alten Römer hatten hier an der Mündung des Flusses Seiont ihr Segontium erbaut, und Eduard I. im Jahre 1284 auf den Trümmern dieser Veste ein Kastell mit hohen gothischen Thürmen errichtet, ein Kastell das eben so malerisch ist, wie es trotzig in das Land hineinschaut. Von unserm Gasthofe, dem „Sportsman", sind die Zinnen des Kastells sichtbar, die der Ephen mit seinem grünen Kleide umsponnen hat. Der erste Prinz von Wales wurde hier in diesem Tower geboren und noch heute geben die Engländer ihren Thronfolgern den Titel eines Prinzen von Wales. Mein Reisegefährte ein junger englischer Officier auf Halbsold, der bei der Belagerung von Sebastopol fast noch im Knabenalter sich seine Sporen verdient, will mir so eben ein Kapitel über die englische Kriegskunst halten, und wie schnell er mit den Walisern fertig geworden wäre, als die schöne Wirthstochter in den Speisesaal tritt und nach unsern gastronomischen Wünschen sich erkundigt. Das war die echte südliche Schönheit mit dunkeln Augen, die wie Sterne leuchten, mit schwarzem in üppigen Flechten gelegtem Haar, und jenen halbgeöffneten rosigen Lippen, die dem Munde die Form eines Herzens geben. Wenn man längere Zeit nur blonde Misses gesehen hat, mit langen schmachtenden Locken, die andächtig die Augen herunterschlagen, so hat das plötzliche Erscheinen einer vulkanischen Natur eine um so imposantere Wirkung. Eine Blondine, die außerdem noch eine Engländerin ist, ist eine doppelte Blondine, ein Verkörperung von Mondschein und Rosenduft und wenn wir sie anbeten, ist immer etwas Ehrfurcht damit verbunden; eine brünette Waliserin tritt uns nicht so ceremoniell entgegen und so fromm sie auch sind, die musikalische Natur des Volks bricht durch die strengen Satzungen hindurch und sie schmelzen an ihren eignen Kohlen.

In einem englischen Gasthof halten sich die hübschen Töchter des Hauses stets im Hintergrund, ja sogar die Kellner, denen der Hals in der weißen Kravatte stecken bleibt, sind gewöhnlich im vorgerückten Alter, um zu keinem jugendlichen Streich die Hand zu bieten. Die Engländer sind überhaupt kein Volk, das für das geräuschvolle Wirthshausleben geschaffen ist, und Deutschland muß alljährlich sein Kontingent von Kellnern und gebildeten Hausknechten stellen. Schon Sheridan klagte über die schlechten englischen Gasthöfe und sagte: „wenn ich in England in einen Gasthof einzukehren genöthigt bin, lasse ich mir sogleich eine Flasche Wein geben, um den Wirth leben zu lassen, trinke sie aber nicht, um selbst leben zu bleiben."

Die anmuthige Gwenny, deren Ahnen vielleicht an der Tafel des Königs Arthur servirt haben, ist eben im Begriff unsre Tafelrunde zu dekoriren, als uns plötzlich Schweigen geboten wird. Die Thür öffnet sich. Ein alter Mann tritt herein in

etwas fadenscheinigem Anzug, demüthig den Hut ziehend, von einem Knaben begleitet, der ihm die Harfe nachträgt. Das war das erste Exemplar eines **Barden**, das sich unsern erstaunten Augen darbot. Der Barde, der sonst vor der englischen Eroberung die Könige und die Großen des Landes begleitete; der dem Heere vorauszog und den Muth der Krieger durch seine patriotischen Gesänge anfeuerte, dieser Tyrtäus der freien Waliser ist jetzt zum „Bratenbarden" herabgesunken und wo das Rostbeef dampft, eine heitre Gesellschaft sich zu Tische setzt, da erscheint der Sänger, greift in die Saiten, und singt von Liebe, Wein und auf besonderes Verlangen von den Thaten der Vorfahren und den rothhaarigen Angelsachsen. Da die alten Bardenlieder verloren gegangen sind, so sind die neuern Lieder, die sogenannten „Welsh airs", die Waliser Arien, nationale Melodieen, die, von den schwellenden Akkorden der Harfe begleitet, nie zu jener niedern Sphäre herabsinken können, in denen der schottische und irländische Dudelsack sich bewegt. Zwar ist es nicht die Harfe des Orpheus, die Felsen und Bäume bewegte, die Dichtungen sind keine heroischen Romanzen, noch rührende Idyllen, sie bleiben immer auf dem Niveau einer ehrbaren Anständigkeit und sind von Hafis trunkener Sinnlichkeit wie von Ossian's Ueberschwenglichkeit gleich weit entfernt. Der walisische Barde ist niemals in Verzweiflung, den Fall ausgenommen, wo man ihm den Sängerlohn, einen Sixpence, verweigert, klagt er selbst über die treulose Geliebte, so weiß er sich doch schnell zu trösten und eins seiner oft rezitirten Lieder lautet in der deutschen Uebersetzung von Rodenberg:

Dein Wuchs, Dein Antlitz, Dein Aug' und
Deine Hand,
Die brachten mich um den Verstand.
Sag Deinen Lippen, die so lieblich küssen
und singen,
Daß sie recht bald ihn mir wiederbringen!

oder ein anderes:

Einen hübschen Burschen den hatt' ich einst lieb,
Zu einer Andern sein Herz ihn trieb,
Doch diese hat ihres schon verschenkt —
Wir haben uns alle drei recht gekränkt. —

O verklärter Schatten Heinrich Heine's! Deinem Jüngling „bricht das Herz entzwei". Was in Deutschland tragisch, ist in Wales nur traurig.

In seinen Gleichnissen überspringt der walisische Sänger nie das nächstliegende Gebiet, er nennt den Mond „die Sonne der Nacht", und die Sterne „die Augen des Friedens." Ein serbischer dagegen vergleicht die Augenbrauen seiner Geliebten mit schwarzen Schwalbenflügeln, ein sicilianischer läßt sein Mädchen ihre lang wallenden Haare als Strickleiter zum Fenster hinauswerfen; die Phantasie des walisischen Dichters macht nicht so halsbrechende Sprünge, er ist wesentlich **loyal**, zuverlässig, steht fest in dem einmal überkommenen geistigen Terrain und hütet sich vor allen Uebertreibungen.

Mr. **Jones**, unser Barde, war auch ein solch' loyaler Mann, der die Dinge und das Geld nahm wie es ist, nicht wie es sein sollte. Jones, Humphrey, Owen, heißen fast alle Waliser, und wie man in gewissen Ländern fast immer „Herr Geheimrath" sagen kann, wenn man in einer Gesellschaft offizieller schwarzer Fracks keinen Anstoß erregen will, so kann man an den Ufern des Menai, am Strande des irischen Meeres und am Fuße des Snowdon jedem Menschen einen von diesen drei Namen geben, und einer wird bestimmt der richtige sein. Es ist dies ein Beweis, wie wenig das Volk sich mit den Engländern vermischt hat; die Familien heiratheten, wie alte Patriziergeschlechter, immer unter einander, und der Fremde durfte nicht die einmal vorgezeichneten Kreise stören. Auch der berühmte Philanthrop und Sozialist **Robert Owen**, der eine Ackerbaukolonie gründete und die Verwilderung der unteren Klassen in Schottland und Irland durch gesellschaftliche, humane Einrichtungen beseitigen wollte, war aus Wales gebürtig. Während heut zu Tage die Vorkämpfer freier Institutionen die Verantwortlichkeit der „Minister" gesetzlich begründen wollen, erklärte Robert Owen die Unverantwortlichkeit des Menschen als das eigentliche gesellschaftliche Gesetz, und erblickte in dem Verbrecher nur einen Kranken, der in ein Hospital für die leidende Moralität zu bringen ist. Dieser Philosoph wird wohl der einzige Waliser gewesen sein, der von Friedrich Wilhelm III. im Jahre 1820 die goldne Medaille für Wissenschaft und Kunst erhielt.

Doch um auf unsern Rhapsoden zurückzukommen, so wollen wir sehen, wie Mr. Jones vor 600 Jahren ausgesehen hat, bevor Eduard I. das Land eroberte. Damals war der Barde offenbar ein gentleman, was er heut zu Tage nicht im vollen Sinne mehr ist, er gehörte dem geachtetsten Stande an, was man von unserm Bänkelsänger nicht sagen kann. Sein Amt war, der Vorderste im Heere zu sein, um durch seine musikalische Kunst den Muth der Reisigen zu stählen. **Poesie und Armee** waren damals innig verbunden, und hätte Wales in jener Zeit ein Parlament besessen, so würde es bei Berathung über die „Heeres-Organisation" die Gehälter für die militairischen Barden schwerlich haben streichen dürfen, da die Rhapsoden, so gut wie heut die Trommler und Spielleute, ein organischer Bestandtheil der Armee waren. Es giebt wilde Horden, die durch ihr Geschrei, ihre unartikulirte Töne beim Angriff, den Feind in Schrecken jagen; in der Schlacht von Solferino haben die afrikanischen Zuaven nicht wenig durch ihren Höllenlärmen die musikalischen Oestreicher und Böhmen entsetzt. Während civilisirte Völker nur den eintönigen „Hurrah" Ruf und dabei einen Trunk aus der Feldflasche als Begeisterungsmittel gestatten, waren unsre Waliser bei weitem poetischer. Wenn auch von

4*

ihren Marseillaisen nichts mehr erhalten ist, und kein celtischer Tyrtäus oder Theodor Körner den Lorbeer der Unsterblichkeit errungen hat, so müssen sich doch sämmtliche Poeten der Gegenwart und Vergangenheit bei diesen Barden bedanken, da es ihnen allein gelungen ist, Jahrhunderte hindurch eine geachtete soziale Stellung zu behaupten. Noch heut zu Tage ist selbst im Lande der Intelligenz der Mensch, der weiter nichts ist als Dichter, ein in der Luft schwebendes Geschöpf, und man kann sich auf den bloßen Namen „Dichter" keinen Paß ausstellen lassen. Einige kluge Leute behaupten sogar, daß die Dichter, wie die Aepfel, nur auf dem Strohlager reifen können, und daß die Thränensaat erst die himmlische befruchte. Sie weisen dabei auf ihre Diamanten, die auch nur im Staube geschliffen werden können, ohne zu bedenken, daß der Diamant der härteste aller Mineralkörper ist, was vom Körper des Poeten, diesem zarten Organismus, nie gesagt werden kann. Wie anders dachten die Waliser! Sie vindizirten dem Poeten eine aristokratische Stellung, und es war dem Sklaven bei Todesstrafe verboten, ein Gelehrter, ein Schmied und ein Barde zu werden. Es war hiermit der Grundsatz ausgesprochen, daß der wahre Dichter und Weise nur ein freier Mann sein könne, und daß dem Sklaven durch seine Geburt eine sklavische Gesinnung anklebe, die ihn unfähig macht, ein Priester der Musen zu sein. Warum der Schmied mit dem Gelehrten auf eine Stufe gebracht ist, überlassen wir den Alterthumsforschern zu entscheiden; vielleicht war der Schmied in Wales in gewissen Fällen berechtigt, jene priesterlichen Funktionen auszuüben, die noch heute den Schmied von Gretna-Green in einem romantischen Zauber erscheinen lassen. Oder sollte Pythagoras, der in einem Schmiedehammer die Gesetze der Musik fand, ihnen vorgeschwebt haben? Ein Volk, in dem der Poet zu den Spitzen der Gesellschaft gehört und der Stolz des Vaterlandes ist, muß einen idealen Zug in sich getragen haben; ein Heer, das nicht blos dem lakonischen Kommando gehorcht, sondern durch patriotische Gesänge zu heroischen Thaten begeistert wird, muß von echter, tief empfundener Vaterlandsliebe beseelt sein. Giebt es ein schöneres Bild als einen feurigen Sänger, der den Muth einer wankenden Schaar belebt und die Feinde vor sich hinstreckt? Lassen sich unsre Sänger im glänzenden Goldschnitt, obgleich sie oft einen todt machen können, damit vergleichen? Die hohe Bedeutung der walisischen Barden kannte am besten der Feind des Volkes, der Zerstörer ihrer Freiheit, Eduard I. von England. Als er im Jahre 1280 nach den blutigsten Kämpfen Wales mit seiner Krone vereinte, richtete er sogleich sein Augenmerk auf die geistigen Urheber dieses hartnäckigen Widerstandes. Wie einige Chronisten behaupten, ließ er alle Barden auf einem öffentlichen Platz zusammenkommen und hinrichten, von andern wird diese grausame That bestritten. So viel aber ist gewiß, daß er folgende Verordnung erließ, in deren brutalem Lapidarstyl sich die heftigste Erbitterung gegen die Freiheitssänger, gegen die Barden aussprach. Diese Kabinetsordre sagt: „Daß die Barden, Reimer und andere Tagediebe und Vagabunden, welche von den milden Gaben „„Kymmortha"" Almosen genannt leben, im Lande nicht länger geduldet werden sollen, damit sie durch ihr Schimpfen und Lügen das Volk nicht zum Bösen verführen und den gemeinen Mann mit ihrer Bettelei belästigen." Diese Wanderbarden waren aber streng von den Barden im Heere unterschieden, und in Howel's Gesetzsammlung finden sich folgende Vorschriften: „Wenn ein Barde einen Fürsten um eine Gabe bittet, so singe er ein Stück, wenn einen Baron, drei Stücke, wenn einen Bauern, so lange bis er einschläft." Aber Eduard I. machte keinen Unterschied, er wußte, daß in diesem bergigen Lande, bei diesem tapferen Volke, Leyer und Schwert in naher Verbindung stehen, und wollte den armen Walisern mit der Leyer das Schwert für immer entreißen. Wir sehen, wie es ihm geglückt ist. Wales ward mit England vereinigt. Es war die Vereinigung des Haifisches mit seiner Beute. Der Krieg, den ein Walliser Owen Glyndower mehr als hundert Jahre später gegen Heinrich IV. von England führte, war nur ein tollkühner Guerillazug. Owen Glyndower, dem Shakespeare in seinem Heinrich IV. ein so charakteristisches Denkmal gesetzt hat, wird in der Schlacht von Shrewsbury 1403 gefangen genommen, und der Kopf des Patrioten auf den Hauptthurm des Tower aufgesteckt.

Wenn wir auch nichts Genaues von der Ausführung der Schlachtgesänge der Walliser wissen, und uns keine rechte Vorstellung von diesen marschirenden Vokal- und Instrumental-Konzerten machen, so wollen wir doch das hell glänzende Bild vom Barden mit der Harfe festhalten. Der Barde verwirklichte damals das schöne Wort unsers Schiller, das leider nur in seltenen Fällen seine Verwirklichung gefunden, das Wort, daß der Dichter stets mit dem König gehen solle. Der Dichter war der treue Freund und Unterthan des Fürsten, er war immer der loyale Dichter; die ideale und reale Welt waren nicht getrennt, und Minerva und Mars aufs Innigste verbündet. „En avant les épaulettes!" rufen die französischen Soldaten, wenn die Herren Offiziere beim Angriff etwas zu weit zurückbleiben. Vielleicht mag auch manchmal in celtischer Sprache, wenn die Herren Barden nicht recht vorwärts wollten, der Ruf: „Vorwärts die Dichter!" in der Hitze des Gefechts erklungen sein. Denn eigentlich waren die Poeten selten tapfer, und Alcäus und Horaz gestehen es selbst ein, vor dem Feinde geflohen zu sein. Auch der deutsche Barde Klopstock, dem wir den deutschen Bardengesang verdanken, der eine Zeit lang in der Literatur des vorigen Jahrhunderts spukte, dieser be-

geisterte Sänger, der die Söhne Thuiskon's in so vielen Oden gefeiert, er hat, trotz seines kriegerischen Namens, den Feinden seines Vaterlandes nie in's Auge gesehen, und sie nur von der Höhe seines Studirzimmers aus mit schweren Anapästen vernichtet. Während unsre wackern waliser Barden für die Freiheit muthig in den Tod gingen, betete einst der deutsche Barde: „Gott erhalte mich für Deutschland!" Daher werden die Sänger aus der englischen Schweiz, wie man Wales wegen seiner Naturschönheiten und des Patriotismus seiner Bewohner genannt hat, immer das erhebende Bild von Männern geben, in denen Wort und That innig verbunden war, von Männern, die in den Augen des gesammten Volkes eine höhere Weihe empfangen hatten. In der Geschichte der Poeten, die so reich von düstern Schatten umzogen ist, ist diese Erscheinung eine seltene. Selbst der große Plato gab den Dichtern den Laufpaß, weil sie das Volk verweichlichten, und Eduard I. von England vernichtete sie, weil sie im Gegentheil das Volk zur Empörung aufstachelten. Wem sollten es nun die unglücklichen Dichter recht machen? Man war immer geneigt, die armen Poeten für alles Böse in der Welt verantwortlich zu machen. Im Jahre 1785 verbot der hochweise Leipziger Magistrat die Aufführung von Schiller's Räubern, weil gerade in der Messe viel gestohlen wurde.

Unser Mr. Jones ist auch ein echt loyaler Dichter. Er singt so eben, wenn auch in der Landessprache, ein Loblied auf die Königin Viktoria, und keine innern Kämpfe offenbaren sich in seinem Aeußern. Da sein wankendes Piedestal ihn verhindert, mit der Fahne der Intelligenz der Armee voranzugehen, so opfert er seine Kehle willig dem Vaterlande. „Die Dichter wollen entweder nutzen oder ergötzen", sagt Horaz; Mr. Jones ist frei von diesem Dualismus und verbindet beides, das Geschäft und das Vergnügen. Durch seinen Knaben läßt er jetzt das Notenblatt zirkuliren, und da es wohlgefüllt zu ihm zurückkehrt, tönt die walisische Sprache in seinem Munde noch melodischer. Die an Vokalen reiche Sprache von Wales ist weit mehr zum Gesange geeignet als die englische. „Man öffne den Mund, beiße die Zähne zusammen, und man spricht Englisch", sagen spöttisch die Franzosen. Die Sprache von Wales verlangt nur einen offenen Mund, um in offne Ohren Eingang zu finden. Ein so voll tönendes musikalisches Idiom ist schon an sich klangreich, und Mr. Jones verschluckt keine Silbe, weder im feurigen Alegro, noch im gemessenen Andante, kühn und besonnen, gleich dem Schiefer seines Landes, der der Gluth und der Kälte tapfer widersteht, ohne einen Sprung zu hinterlassen. Diese walisischen Lieder, die welsh airs, sind jetzt in England Mode geworden und in dem großen Londoner Konzertsaal in der Regent-Street ertönt allwöchentlich unter der lebhaftesten Theilnahme des Publikums in wälischer Sprache wälischer Gesang, der von vierundzwanzig, sage vierundzwanzig Harfen, in schwellenden Akkorden begleitet wird. Die Texte zu den Melodieen sind verloren gegangen und neue untergeschoben; die Melodieen aber sind uralt und offenbaren in ihren kräftigen Rhytmen einen heiligen religiösen Enthusiasmus, würdig des Volkes, dessen empfängliche Phantasie sich mit dem schönsten mythischen Kranze, mit den Sagen vom Gral von Arthur und seiner Tafelrunde, in unvergleichlicher Weise geschmückt hat. Unser großer Komponist Haydn verschmähte es nicht, eine ganze Sammlung dieser Lieder, die „select collection of welsh airs" von George Thomson, zu arrangiren, und hat sie dadurch dem größeren Publikum zugänglich gemacht. Auch neuere Komponisten, wie Marschner, der Tondichter des Vampyr, des Hans Heiling und des Templers, haben die tiefempfundenen Lieder des walisischen Volks für den modernen Gesang umgeschaffen. Es ist bezeichnend für die geistige Richtung des Volks, daß es sich nie, trotz aller Stürme einer inhaltreichen Geschichte, von dem nationalen Instrument getrennt hat. Ein König von Nord-Wales, wollte einst den irischen Dudelsack und irische Volksmelodieen einführen; aber das Volk, an seiner Spitze die Barden, protestirte dagegen, und die loyalen Barden bestanden siegreich diese Prüfung ihrer Loyalität. Sie blieben der Harfe treu, diesem sympathischen Organ aller ihrer Freuden und Leiden.

Auch unser Mr. Jones, treu seinem Beruf, greift in die Saiten und singt seine Lieder trotz des Geräusches, das eintretende Gäste verursachen. Und er sang den Marsch der Männer von Hurlach, das Lied von Mona und der Rhuddlar-Haide. Aber nun ward ihm seine Kehle trocken. Wir reichen ihm ein Glas Sherry. Er trinkt es auf einen Zug aus. Ja, Meister Jones ist doch ein echter Barde, ein echter Sänger, keine trockene Seele. Cantores amant humores.

Ein deutscher Kaufmann des sechszehnten Jahrhunderts.

Als am 3. August 1492 Columbus am Bord der St. Maria den Hafen von Palos verließ und kühn in den atlantischen Ocean hinaussteuerte, um neue Länder aufzusuchen, da träumte Europa Nichts davon, daß um die Masten dieses kleinen Schiffes eine große Zukunft flatterte und nicht nur eine neue Welt entdeckt, sondern auch ein neues Leben hervorgerufen werden sollte. Für den König von Kastilien geschah die Fahrt und der ganzen Welt fielen die Früchte in den Schooß. Mit dem nackten Schwert in der einen Hand, in der andern die Fahne Kastiliens, hatte Columbus die Küste des neuentdeckten Landes

betreten, ganz im Geiste der romanischen Völker; und erst dem germanischen Volksstamme blieb es vorbehalten, den Oelzweig hinüberzutragen.

„Der Amerikaner, der den Columbus zuerst entdeckte, machte eine böse Entdeckung", bemerkt Lichtenberg sehr treffend und witzig, denn der erwachte fieberhafte Durst nach Gold, der die ankommenden Abenteurer beherrschte, konnte von den armen Eingeborenen nicht befriedigt werden und nun suchten die habgierigen Spanier, mit Feuer und Schwert, nach dem trügerischen Golde. Erst die Söhne Englands kamen mit dem Pflug über den Ocean, sie wühlten nicht nach Gold, sie suchten die Schätze des Bodens, die redlichem Fleiße nie verschlossen bleiben und nun entstand in Wahrheit erst — ein neuer Welttheil. Deshalb brachte auch anfangs die Entdeckung Amerikas in den Handelsbeziehungen Europas nicht jenen gewaltigen Umschwung hervor, der in späterer Zeit den Culturzuständen der Erde eine andere Gestalt geben sollte. Der Handel blieb noch einige Zeit in den alten Bahnen und Asien der Mittelpunkt desselben. Besonders beschränkten sich die Franzosen und Italiener auf den Handel mit Syrien, in den sich nur süddeutsche Kaufleute, als ungebetene Gäste zu mischen wagten und diesen Versuch oft theuer genug bezahlen mußten. Das Mittelländische Meer bietet noch heut für die Schifffahrt seine Gefahren; aber im 16. Jahrhundert stand die Seeräuberei in vollster Blüthe und ein Schiff, das in einen syrischen Hafen gelangte, konnte von größerem Glück sagen, als heute eines, das die Welt umsegelt hat.

Auch damals, wie heut, dieselben Zustände! — Wohin der einzelne Deutsche kam, wußte er sich Achtung und Freundschaft zu erwerben, zeigte er Muth und Besonnenheit und alle Eigenschaften eines Mannes, aber in seiner **Nationalität** fand er keinen Anhalt und recht- und schutzlos mußte er sich unter den oft sehr durchlöcherten Schirm fremder Nationen flüchten. Es überschleicht uns ein bittres Gefühl, wenn uns die Geschichte lehrt, daß dieses klägliche Schauspiel schon Jahrhunderte dauert und daß ein Volk, dem so viel edle und große Eigenschaften zur Seite stehen, schutz- und heimathlos wird, sobald es den Fuß in fremde Lande setzt. Das sollte auch ein ehrlicher, deutscher Mann erfahren, der guten Muthes für ein Augsburger Handlungshaus nach Syrien zu reisen wagte und seine Abenteuer mit deutscher Treuherzigkeit selbst beschrieben hat.

Die Denkwürdigkeiten „Hans Ulrich Krafft's" geben uns ein so treues Bild eines echten Deutschen, gewähren so viel interessante Blicke in das Leben und Treiben jener Zeit, daß wir uns nicht versagen können, einige Züge daraus zu entlehnen und zugleich das Verdienst des Herrn Adolph Cohn anzuerkennen, durch eine sorgfältige Bearbeitung dieses alten Werkes, dasselbe dem größern Publikum zugänglich gemacht zu haben. (Göttingen bei Vandenhoeck und Ruprecht 1862).

Auch unsern Hans Ulrich Krafft hatte die deutsche Sehnsucht in die Ferne getrieben. Das reiche und ansehnliche Manlichsche Handlungshaus, das in dem damals bedeutenden Besitze von 7 Schiffen war, hatte den aufgeweckten, jungen Mann als Geschäftsführer angeworben und im September 1513 ging er mit dem Schiffe Santa Croce unter Segel. Die Santa Croce hatte nicht viel über 8000 Centner von kurzen, kleinen Waaren geladen und galt für ein gewöhnliches Schiff. Sie durfte natürlich auch nicht völlig wehrlos sein und hatte im Ganzen dreizehn Kanonen an Bord, von denen die größte zehn Centner schwer, um Hagel und Kettenschlangen daraus zu schießen. Trotz dieser stattlichen Bewaffnung lebte das Schiff vor einem Piraten-Anfall in beständiger Furcht und suchte jeder Begegnung mit fremden Seglern wo möglich auszuweichen. Ganz von Wind und Wetter abhängig, brauchte die Santa Croce beinah drei Monate, um von Marseille nach Tripolis zu gelangen.

Syrien war für das Mittelalter, was uns Amerika geworden, dort wurde Baumwolle, das Zuckerrohr angepflanzt, es lieferte Oel, Seife und entnahm dafür aus dem Westen Tuche und Leinewand.

Unser Reisender machte mit Türken und Juden „unvermeidliche gute Bekanntschaft" und suchte das fremde Land kennen zu lernen. Seine Einblicke in türkisches Leben und türkische Sitte zeugen davon, daß es dort seit Jahrhunderten „beim Alten geblieben" und was er uns von den Türken erzählt, gilt noch bis auf den heutigen Tag: „Arbeiten, essen, trinken oder schlafen, geschieht alles auf dem Fußboden; ebenso Gericht und Rath halten, schreiben, Geld zählen, mit einem Wort, jedes Geschäft, das man verrichten kann, ohne zu stehn. Wenn sie sich zur Ruhe legen wollen, so bereiten die Hausherren ihre Lagerstatt gewöhnlich an dem Ort, wo sie gegessen haben und liegen da, ohne viel Kleider auszuziehn. Sie legen einen Teppich unter, einen andern decken sie über sich, so daß die grade weiße Leinwand, welche auf einen Teppich gesteppt wird, oben zu sehen ist, während bei uns das Widerspiel von all' Dem geschieht." Sehr hübsch findet unser wackerer Reisender die Friedensliebe der Türken, die sich augenblicklich bemühen, feindlich aneinander gerathene Partheien wieder zu versöhnen und nicht eher ruhen, bis dies geschehen. Er meint, daß es bei uns Christen nicht so zuginge, da dürfe man eher Einen finden, der lieber Feindschaft als Freundschaft stiftet. Im Forschungseifer und da ihn seine Geschäfte Zeit übrig ließen, besuchte unser Reisender den Libanon und das dortige Kloster. Den Patriarchen und Erzbischof hatte er nicht zu sehen bekommen, nur fünf alte Mönchlein wie auch vier gar alte Nönnlein, welche Alters halber an einem Stecken gingen. Ein Zusammenleben solch' ehrwürdiger Greise konnte die Kirche schon gestatten. Die Cedern des Libanon versetzten den guten Krafft in eine fromme Stimmung — waren sie doch dadurch geheiligt, daß ihre erhabenen

Brüder zum salomonischen Tempelbau verwendet worden. Damals zählte unser Reisender 27, seitdem ist ihre Zahl noch geringer geworden und bald wird auch diese großartige Erinnerung an die heilige Schrift, wie neuere Reisende andeuten, verschwunden sein. Seine Reisebegleiter, Franzosen, zeigten ein ganz besonderes Talent für Braten und Kochen, sie schlachteten hier auf dem Libanon ein feistes Zicklein der Mönche und verstanden es so köstlich zuzubereiten, daß Alle betheuerten, niemals so gut und so vortrefflich gespeist zu haben.

Die Venetianer besonders verstanden es, ihre Verbindung mit Syrien sich zu Nutze zu machen — sie trieben einen lebhaften Juwelenhandel, da Syrien den Stapelplatz für die aus Indien ankommenden kostbaren Steine bildete und sie gingen in ihrem eifersüchtigen Handelsgeiste so weit, daß jeder venetianische Kaufmann eidlich geloben mußte, für keine fremde Nation Geschäfte zu besorgen, bei Verlust von Hab und Gut. Sie sahen mit Neid die Bestrebungen anderer Nationen, sich ebenfalls in den Handel zu mischen und der venetianische Konsul frug in einer vertraulichen Unterredung unsern Krafft: „warum er eine so gefährliche Reise unternommen und sich in dies barbarische Land begeben hätte, da die Deutschen doch die hier ankommenden Waaren zu Venedig im deutschen Kaufhause eben so gut und sicherer als in diesen Landen haben können. Ihr Deutschen seid unsere Herren und wir eure Knechte, wir müssen Euch mit Leibes- und Lebensgefahr die hiesigen Waaren nach Venedig führen." Ulrich Krafft gab die treffende Antwort: „Daß ich mich hierher begeben, geschah allein, um für andere Deutsche auch etwas zu erfahren, und weil die venetianischen Knechte bei ihrer Dienstbarkeit viel reicher, die deutschen Kaufherren dagegen arm werden, so wollte ich doch gern sehen, wie das zuginge, zumal man den einfältigen Deutschen vorredet, 'man bringe mit großer Gefahr die Waaren nach Venedig und müßte sie uns um geringen Gewinn lassen."

Hübsch schildert unser Reisender das Wettrinken eines Pascha's mit einem Armenier, wobei der Pascha endlich das Trinken aus Gläsern satt bekommt und sich einen hohen, großen Leuchter voll Wein füllen läßt, um seinem Gegner Bescheid zu thun. Als der Armenier herzhaft Stand hält, ruft der Pascha ärgerlich aus: „Christenhund, willst Du mich besoffen machen?"

Ulrich Kraft bemerkt über das Trinken der Türken: „Damals regierte zu Konstantinopel Selim, des alten Soliman zweiter Sohn, der hat auch gern Wein getrunken und sich heimlich vollgezecht, daher haben es seine Offiziere von ihm gelernt „und weil, wie es im Sprüchwort heißt", setzt er treuherzig hinzu, „der Abt die Würfel auflegt, so dürfen die Mönche auch spielen."

Leider sollte dem ehrlichen Ulrich Krafft seine deutsche Vertrauensseligkeit theuer zu stehen kommen. Um ein abgehendes Schiff bald wieder zu befrachten, hatte er in Tripolis Waaren angekauft und in der Zuversicht auf die Festigkeit und den Reichthum seines Handlungshauses, bei den Verkäufern sich selbst zum Bürgen aufgeworfen. — In wenig Tagen sollte ja schon ein neues Schiff mit Waaren aus Marseille kommen und damit Deckung bringen. —

Aber zu seinem Schrecken kam kein Schiff des Mantichschen Handlungshauses mehr an, wohl aber die Nachricht, daß dieses ansehnliche Haus fallirt habe. — Der arme Ulrich Krafft wurde von diesem Bankerutt am härtesten getroffen. Die Gläubiger, die er sich durch seine Bürgschaft auf den Hals geladen, waren meistens Juden und wollten nun von diesem Opfer eines zu weit getriebenen Vertrauens ihr Geld erpressen. Ulrich Krafft wurde all' seiner Habseligkeiten beraubt und mit noch einem Gefährten in das Gefängniß geworfen.

Jahrelang wurde der Unglückliche gefangen gehalten und aus einem Gefängniß in's andere geschleppt. Es gehörte die Ausdauer eines Deutschen und die breiten Schultern eines Schwaben dazu, um die harten und oft schrecklichen Entbehrungen eines türkischen Gefängnisses zu überdauern, während sein Gefährte denselben unterlag. — Am besten hatten es noch die Gefangenen wenn ein Türke erkrankt war; dann wurde ihnen reichlich Essen geschickt, damit sie für den Kranken beten sollten und wenn sie der Hunger zu sehr geplagt, frugen sie wohl: ‚ob denn der Teufel Keinen krank machen wolle?" Auf welche Wunderlichkeiten übrigens Gefangene in ihrer langen schrecklichen Einsamkeit kommen, davon liefert der Verfasser einen hübschen Beweis in der Veranstaltung eines Wettrennens, obgleich uns leider der Anstand verbietet, das Thier zu nennen, das dazu von den Gefangenen, in Ermangelung edler Rosse, verwandt wurde.

Ulrich Krafft erwähnt schon das Trinken des Kaffees bei den Türken, obwohl er dafür noch keinen Namen hat, er nennt ihn nur „ein schwarzes Getränk, das die Türken frühmorgens siedendheiß zu trinken pflegen, um die inwendigen, bösen Schleime zu vertreiben."

Juden hatten den armen Krafft verfolgt, aber ein Jude war es auch, der ihm in seiner Gefangenschaft die uneigennützigsten Dienste leistete und zu seiner endlichen Befreiung redlich das Seine beitrug. Er lehrte ihn das Knopfmachen, eine Kunst, die unserm Krafft in seiner Gefangenschaft vielen Nutzen und manche Freunde verschaffen sollte, bewies ihm überhaupt eine Freundschaft, wie sie der arme Gefangene nicht erwartet hatte. Ulrich Krafft kam bei den Türken in großes Ansehen, als er ihnen, gestützt auf seinen Kalender, eine Mondfinsterniß vorausverkündet hatte und auf die Frage, woher er dies wisse, begnügten sie sich mit der freilich harmlosen Antwort des Gefangenen, daß er ein Buch habe, worin dies stehe. — Der türkische Schloßhauptmann, bei dem Krafft gefangen saß, ruft dann, als dies für die Türken immer schreckliche Ereigniß wirklich eintraf, staunend

aus: „So wahr Gott lebt, die Fremden wissen allerdings, was Gott im Himmel thut."

Aus Ulrich Krafft's Erzählung ersehen wir wieder, wie wahr und natürlich das alte Testament das Leben des Orient widerspiegelt. — Auch unser ehrlicher Deutscher wurde ein zweiter Josef, denn die Frau des Hauptmanns erschien als Potiphar's Weib in seiner Zelle, streichelte mit der rechten Hand seinen Bart unter dem Kinn und sagte mit lachendem Munde: „Fürchte Dich nicht, Du liebes Auge!" Der wackere Ulrich hatte nicht umsonst die Bibel studirt, er ergriff ebenfalls die Flucht und zog sich wie Josef, den Haß einer Frau zu, die nicht verstanden worden war. Aber die Frau des Hauptmannes verstand sich auch zu rächen, — auf ihren Betrieb muß ein Masure mit dem Gefangenen Streit anfangen und dann behaupten, daß ihn der Letztere habe umbringen wollen. Ohne Gehör wird Ulrich Krafft zur Strafe in ein noch elenderes Gefängniß gesperrt und erst den Vermittelungsversuchen des Juden gelang es, die Unschuld des Gefangenen dem Hauptmann darzulegen. Einen wirklich köstlichen Beweis türkischen Rechtsgefühls liefert dann die Frage des Hauptmanns, ob ihm denn Krafft gar Nichts verehren wolle, denn sonst wäre es eine Schande für ihn, den Gefangenen los zu lassen, „es sähe so aus, als hätte er ihm Unrecht gethan." Schließlich kommt doch die Unschuld Ulrich Krafft's an den Tag, und als der Masure für seine Niederträchtigkeit gezüchtigt werden soll, da ist unser ehrlicher Schwabe der Erste, der für ihn bittet. Der Hauptmann frägt ihn verwundert, warum er für seinen Feind gute Worte einlege, und der fromme Mann, dem die Christuslehre in Fleisch und Blut übergegangen, stützt sich auf das Gebot seiner Religion, „Liebet Eure Feinde".

„Noth lehrt beten", sagt ein deutsches Sprüchwort, aber unsern Kraft lehrte die Noth auch Uhren repariren. Nachdem er durch seine Knopfmacherei, Heilung von Krankheiten und Vorhersagung der Mondfinsterniß so viel Talent und Wissenschaft bewiesen, glaubten die Türken, er müsse „Alles" können, und wirklich gelang es ihm auch, mit deutscher Anstelligkeit, die ihm übersandten Uhren wieder in Gang zu bringen und sich damit mächtige Freunde zu erwerben. Der Schloßhauptmann, der Kadi, begannen, sich für ihn zu „interessiren", nachdem ihre immer offenen Hände gefüllt worden waren, und da ihm ein Freund aus Marseille, Georg Bronnenmeyer, der dort Factor der Manlichschen Curatoren war, heimlich eine Summe Geld gesandt, so vermochte er endlich mit jenem goldenen Zauberschlüssel, dem keine türkische Gefängnißthür widersteht, sich zu befreien. Der Kadi zwang seine Gläubiger zu einem magern Vergleich und vor Seligkeit trunken, bis zum letzten Augenblick noch immer an seinem Glück zweifelnd, verließ er ein Land, das ihm die schönsten Jahre seines Lebens gekostet hatte. Seine Gefangenschaft hatte volle drei Jahr gewährt.

Auf der Rückfahrt, 30 Meilen von Candia, sieht der Reisende das für ihn seltsame Schauspiel einer Wasserhose und er beschreibt es in seiner anschaulichen Weise: „Wir bemerkten am hellen Himmel, wie sich eine dunkle Wolke in Form einer runden zugespitzten Säule auf das Meer herniedersenkte und das Wasser an und über sich so sichtlich hinaufzuziehen begann, daß dieses oder der Schaum nach Meinung der Schiffsleute, auf funfzig Schuh Höhe geschätzt wurde. Alsbald ließ sich gleich neben ihr eine andre Wolke von derselben Farbe, aber gar spitzig, herab; diese zog jedoch kein Wasser an sich. Darüber hat sich Jedermann höchlich verwundert!" —

Sein Freund, Georg Bronnenmeyer, hatte eben nach Augsburg über das Schicksal des Gefangenen geschrieben: „Ich besorge, er wird in Tripolis nicht so bald frei kommen; denn erst vor zwei Tagen ist ein Schiff von dort hier angelangt, das bringt mir schlechten Trost", da tritt, wie in einem Lustspiel, Hans Ulrich Krafft in sein Zimmer, und kann gleich unter den Brief setzen: „Günstige Herren! in dieser Stunde, vier Uhr Nachmittags, bin ich, Gottlob, glücklich allhier angekommen."

Selbst die eiserne Natur des Schwaben hatte doch in dem türkischen Gefängniß etwas gelitten, er begann zu kränkeln, aber die herbeigerufenen Aerzte, die ihn nur „geschröpft", schafften ihm wenig Linderung, und in dieser Hinsicht sagt unser Erzähler: „Ich habe hernach so leicht nichts mehr gebraucht, sondern den lieben Gott walten lassen."

Mit welch' köstlichem Humor unser ehrlicher Schwabe Leben und Welt erfaßt, leuchtet aus vielen Stellen seiner Erzählung hervor. — Als ihm sein Arzt darüber Vorwürfe macht, daß er auf einem leichten Boote eine Fahrt in's Meer unternommen und nun darauf dringt, man solle ihn nicht mehr allein ausgehen lassen, erwidert Ulrich Krafft trocken, daß sein Rath vom Eigennutz eingegeben sei; denn er besorge, die ausgestandene Gefahr werde ihm das Fieber beseitigt haben und er dann keine Arznei mehr holen lassen.

Als er seine Verwandte wiedersieht, da sagt er ehrlich: „Meine Freude aber war viel größer als die ihrige und ich lobte Gott, daß er mich so gnädig zu meinen Freunden geleitet hatte."

Nachdem Ulrich Krafft noch einige Jahre in Schlesien als Buchhalter verlebt und von jenen Tagen sagt: „den Wohlthaten, die man mir in Schlesien erzeigt, ist Nichts an die Seite zu stellen", und damit wieder ein glänzendes Zeugniß von der Gemüthlichkeit der Schlesier ablegt, nahm er in seinem Vaterlande, in der kleinen Stadt Geislingen, das Pflegamt an, — einer Art Richterstelle, — verheirathete sich dort und beschloß, geliebt und geachtet von Jedermann, in einem Alter von 66 Jahren, seine Tage in Frieden. —

Die Arbeiterin.

Von
Julius Rodenberg.



Armes Kind! —
Eingeschlafen früh am Morgen —
Die Augen, von Arbeit halb blind,
Geschlossen müd' und in Sorgen.
Schon bricht der Tag herein
Mit goldenen Frühlichtsstreifen —
Was mögen Deine Träume sein,
Und wohin Deine Gedanken schweifen?

Armes Kind! —
Sie schweifen in Fernen voll Wonne,
Wo keine Qualen sind,
Keine Nächte — nur Tage, nur Sonne!
Sie träumen ein Land voll Glück,
Wo keine Noth, keine Klage;
Sie tragen Dich zurück
In die Hütte und der Kindheit Tage.

Armes Kind! —
Und was wird sein Dein Erwachen?
Wird der scharfe Morgenwind
Dich nicht wecken und traurig machen?
Wird das helle Morgenlicht
Und die Lampe, düster schwehlend,
Dir auf's Neue zeigen nicht
Deinen Kummer und Dein ganzes Elend?

Armes Kind! —
Und doch reicher in Kümmernissen
Als Viele, Viele sind,
Die sich wiegen jetzt auf weichen Kissen;
Die im Rausch von Gold und Wein
Deine Armuth Dir nicht gönnen,
Die nach Ruhe jammern und schrein,
Und nicht schlafen, nicht schlafen können!

Schlaf denn, Du armes Kind
Des Volkes, — schlaf und träume.
Schon spielt der Morgen lind
Um Deines Gewandes Säume.
Auf Dich, milden Gesichts,
Sieht schützend die Madonne,
Du, deren Reichthum Nichts
Als ein Traum und ein bischen Morgensonne!

Was aus einem Hessen-Darmstädter werden kann!

Von

H. Beta.

Aus dem vorigen Jahrgange des Magazins wissen wir noch, „was aus einem Kurhessen werden kann". Mr. Reuter's Bureau, das jetzt täglich in den englischen Zeitungen eine Hauptrolle spielt, ist eine Specialität, aber nicht eine specifisch einzige, wie ein anderes deutsches Bureau in London.

Mr. Reuter ist eine Haupt-Merkurschwinge für die englische Zeitungspresse, aber hinter Leicester-Square im Westend, in einer versteckten Straße, zugänglich durch unheimliche Courts und von der andern Seite durch Newport-market, windet und versteckt sich eine Straße mit einem deutschen Geschäft, das jetzt kosmopolitisch über die ganze Erde reicht, wo Zeitungen gedruckt und gelesen werden. Herr Bender, der ehemalige Hessen-Darmstädter, wohnt in dieser versteckten Straße, aber sein Name, sein geschäftlicher Einfluß hat auf den Zeitungen und literarischen Erzeugnissen aller civilisirten Nationen Heimath und Cours bekommen. Mag man französische, deutsche, spanische, portugiesische, italienische, polnische, russische, böhmische, rumänische, slovakische, illyrische, türkische, armenische, arabische, ja Hindu-Zeitungen und Zeitschriften in die Hand nehmen, in allen diesen Sprachen, auf allen diesen literarischen Produkten steht zu lesen: „Zu haben bei H. Bender, 8. Little Newport-street, London", oder „Agent: H. Bender" u. s. w. Tritt man in sein Bureau, sieht man die ganze Welt, wo Zeitungen gedruckt und gelesen werden, in einem ungeheuren Fachwerk stecken, jede Abtheilung stets bereit, den betreffenden Vertreter oder Angehörigen irgend einer Nation mit der Zeitung oder der Literatur seines eigenen Landes zu beglücken.

Solch' ein ausgedehntes, umfassendes Zeitungsgeschäft ist nirgends zum zweiten Male da. Es ist die eigenste Specialität Londons und der Literatur überhaupt, war nur in diesem größten Centrum des Weltverkehrs, dem kosmopolitischen Sammelplatze der Interessen der ganzen Welt, und nur dem Eifer, der Ausdauer und dem geschäftlichen Genie dieses ehemaligen Hessen-Darmstädter möglich. Das eigentliche Wunder dabei ist, daß er diese Specialität aus demselben Stoff machte, aus welchem Gott die Welt geschaffen, nämlich aus Nichts.

Vor ein Dutzend Jahren war Hr. Bender noch ein Proletarier und deutscher Lehrer in London, mit ein Zwölftel-Dutzend Schülern. Später fing er eine Leihbibliothek an, die er in einer Reisetasche bei sich trug. Durch Eifer, Sparsamkeit, Concentration auf ein bestimmtes Ziel, brachte er es endlich zu einem Laden, in welchem sich jedoch kein Dicker umdrehen konnte, ohne das Geschäft auseinander zu sprengen. In dem Laden gab's einige Cigarren und einige englische Penny-Journale. Ein „Newsvendor"-Geschäft, wie es deren Tausende in London giebt, wobei Tausende am Hungertuche nagen. Hr. Bender blickte und griff mit englischer, deutscher, französischer Sprache und Bildung um sich, und erregte bald die Aufmerksamkeit seiner Landsleute, der Franzosen und auch Engländer, da er ihnen Bücher und Zeitungen verschaffte, die sonst nirgends aufzutreiben waren oder mit deren Herbeischaffung sich Andere nicht abgeben wollten, da es ihnen nicht lohnend genug erschien. Gerade dieser Umstand wurde von Hrn. Bender als lohnend erkannt: er sah, daß vor ihm ein unbenutzt gebliebener Geschäftsacker lag. Er rajolte und bestellte ihn seitdem in einer Weise, daß er immer reichere, goldenere Ernten des Erfolgs, geschäftlicher und persönlicher Achtung daraus emporreifen läßt.

Der Schöpfer und Meister einer geschäftlichen Spezialität, eines Literatur- und Preß-Kosmopolitismus, wie er noch in keinem Orte der Welt so umfassend entwickelt zu finden ist, konnte natürlich nur ein Deutscher sein. Um so mehr Ehre für ihn, da er dabei früher sogar blos ein Hessen-Damstädter war.

Wir Deutsche sind alle Kosmopoliten. Aber nicht Jeder verwirklicht, specificirt und speditirt ihn so, wie Hr. Bender.

Es müßte mal Jemand seine Biographie schreiben, worin besonders der merkwürdige Prozeß aufgedeckt werden könnte, wie ein ehemaliger Hesse mit einem Kapitale, das blos aus Nullen ohne Eins davor bestand, mit Nichts nach London kam; und aus Nichts dem praktischen Kosmopolitismus des ideellen Verkehrs aller Nationen ein so fachreiches*) Bureau schuf, in welchem jährlich Hunderttausende von Zeitungen aller Zungen, und Tausende von Pfunden umgesetzt werden, ohne daß je einer nur einen Penny verlor.

Mit dem bisherigen Geiste und Gelde wird Hr. Bender noch ein Mann, über welchen andere Leute bessere Artikel schreiben werden, als diesen.

*) Also ein Mann „von Fach" im Kosmopolitismus! Noch nicht dagewesen. Anm. d. Setzers.

Die Kaiserin von Stambul.

Erzählung von **Günther von Freiberg.**

I. Verfallen.

Folgt mir an das purpurblaue Meer von Marmora, folgt mir an die süßen Wasser des Bosphorus! Dort, auf sieben Hügeln thronend, erhebt sich stufenartig die uralte, gewaltige Kaiserstadt, von den Byzantinern Constantinopolis, von den Osmanen Stambul genannt.

Folgt mir in die Gartenpaläste, in die Lusthäuser des Serail, unter die blühenden Citronenpflanzungen und schattigen Cedern, wo der „Prinzen-Pavillon" steht. In den goldnen Herbsttagen des Jahres 1574 ging es ebendaselbst lustig und laut her. Kein Lauscher mochte bis in die Blumeneinsamkeit vorgedrungen sein. Gesang, Gelächter und Becherklirren tönten wechselweise hinter dem Vorhang eines Kiosk hervor.

Oft hob der Wind die buntgestreifte Gardine muthwillig in die Höhe und alsdann bot das Innere jenes luftigen Gemaches einen seltsam prächtigen Anblick dar.

Längs den schimmernden, teppichbehängten Wänden, auf goldstrotzenden Ruhebetten, lehnten neun wunderschöne Jünglinge; Jeder eine elfenbeinerne, reichbesetzte Tafel vor sich; Jeder von knieenden Schwarzen bedient. An ihren Turbanen funkelten sonnenhelle Diamanten und ihre Gewänder bekundeten die königliche Verschwendung ihrer Gewohnheiten. Die juwelenüberdeckten Schuhe eines Jeden schienen allein mehr werth zu sein, als der ganze Schmuck einer europäischen Fürstin. Es ging ein Glanz von diesen Gestalten aus, der die Sinne bezauberte, der das Herz umstrickte, der den stolzesten Nacken unwillkührlich beugte.

Diesen Eindruck übt die jugendliche Majestät des Halbgottes auf den Sterblichen aus, und wirklich glichen sie Wesen höherer Art, diese neun Zecher, die aus goldnen Pokalen Sorbet schlürften und die blitzenden Gefäße hoch in den Händen schwangen. So lagern die kriegerischen Engel des Mahomet im Paradiese unter dem Schatten der Schwerdter und reichen den verschmachteten Seelen die Becher entgegen, die sie vollgeschöpft haben am Quell des Lebens. Und an welch anderm Quell hätten die Gäste des Kiosk wohl schlürfen können, wenn nicht an dem des Lebens?

Sie schienen im Alter von 23 bis 14 Jahren und sahen einander ähnlich.

Besonders that sich Einer unter ihnen hervor, der sie an Gestalt überragte, wenngleich er nicht der Aelteste schien. Es lag ein angeborner Herrschertrotz über den kühngeschwungenen Brauen, und ein Abgrund tiefster Leidenschaft strahlte das feuchte, asiatische Auge. Scharf und fein zeichnete sich sein Profil gegen den orangefarbnen Himmel, der sich vor dem offnen Altan ausdehnte. Zwischen zwei kolossalen, silbernen Vasen voll blauer Lotosblumen und Rosen stand das Polster, worauf der Herrliche hingesunken lag. Vor ihm knieete ein Weib, von Gaze-Schleiern dicht verhüllt, den Kopf in seinem Schoß verborgen, wie in wilder Verzweiflung hingegossen. Er hatte sie fest mit dem linken Arme umschlungen, so fest wie ein Scheidender vor der Trennung das Liebste umklammert.

Doch was konnte in dieser Versammlung fröhlicher Jugend auf Abschied deuten? Gewiß nicht die sorglose Haltung der jungen Männer, noch ihre leicht übergeworfnen, prächtigen Hausgewänder. Dennoch war die Anwesenheit eines Weibes unter ihnen einem außergewöhnlichen Ereigniß zuzuschreiben. Rückhaltlose Todesangst mußte sie bewegt haben, dem Gebieter in den verbotnen Raum nachzufolgen; die weltlichen Rücksichten und das Vorurtheil schienen keine Macht über das junge Paar und ihre Umgebung mehr zu haben. Eine gewaltige Wendung ihres Schicksals hatte ohne Zweifel jene Schranken umgestürzt.

Ja, sie lächelten und sangen, sie stießen die Pokale zusammen und schauten glanztrunknen Blickes drein, aber einer länger prüfenden Beobachtung

würde demohngeachtet nicht entgangen sein, daß die Lust der schönen Trinker mehr fieberhaft als aufrichtig war. Es lag etwas Erzwungenes in der Feier dieses Bankett's bei Abendsonnenschein. Eine erstickende Schwüle, die den Athem beklemmte, hatte sich über das duftschwere Zimmer verbreitet. Die Sinne wurden betäubt von den berauschenden Wohlgerüchen, die den qualmenden Tschibucks, den Schaalen voll Spezerei entquollen. Der Springbrunnen köstlichen Rosenwassers verbreitete keine Kühlung mehr, und das Auge schmerzte nach und nach von all' den brennenden Farben der Purpurrosen, der Feuerlilien, die auf den Polstern und Teppichen zerstreut lagen. Der Leuchtglanz der Juwelen und Stoffe blendete wie grelles Sonnenlicht, wovon der Schauende erblindet.

Gewiß, das war keine harmlose Zusammenkunft, das war wie ein letztes Aufraffen in vergoldeter Gefangenschaft, wie ein verwegenes Abtrotzen; denn ein Verhängniß, schwer und finster, drohte diesen neun Häuptern, und diese Busen bluteten innen, deckten sie sich auch äußerlich mit Seide aus Hoango und weichem Caschmir zu, — über diesen glatten Stirnen zuckte es ab und zu, wie Wolkenschatten den Sommerhimmel vor heranziehendem Unwetter verfinstert. — —

Warum hätte sonst der Bosphorus drunten so schluchzend gemurmelt? warum hätte das bleiche Weib unter dem Schleier, im Arme ihres Herrn so schwer geseufzt? —

Wie dem auch sein mochte, was auch geschehen war oder was noch drohte, die starke, edle Haltung der jungen Moslem zeigte genugsam, daß selbst das Aeußerste sie nicht unvorbereitet fände.

Jetzt hatte der Aelteste sich erhoben und sich nachdenklich auf das Gitter gestützt, welches den offnen Altan vom Gemache trennte. Lange blickte er schweigend in die reizende Gegend hinaus; nicht ohne Wehmuth mochte sein Empfinden sein; wohl verschleierte sich unwillkührlich sein Adlerauge, doch zu sehr voll Feuer war sein Herz, als daß er Thränen hätte vergießen können.

„O wie so schön ist diese Erdenwelt", begann er und faßte einen seiner Brüder bei der Hand, „schöner als die aufgehäuften Juwelen in der Schatzkammer des Großherrn! Gleich riesigen Korallenzacken ragen die rothen Inselklippen aus dem Wasser empor! Sieh, holder Bruder, schwefelblaue Flammen spritzen über die Wogen dahin! In wie lachende vielfarbige Tinten kleidet sich der Himmel! O lockende Welt, ich kenne dich wenig und dennoch segne ich dich und liebe dich! Dir, dir den feurigsten Trunk, den die Traube beut, — gebt Cyperwein, Ihr Sclaven, gebt voll, gebt verschwenderisch! Ob auch der Wein verboten ist, geheiligt ist er, trinkt man ihn auf das Wohl des Vaterlandes!"

Die Mohren neigten sich dem Befehl und schenkten aus einer vergoldeten Henkelkanne den süßen, rubinrothen Wein in eine Trinkschaale.

„Gruß Dir, mein Land!" rief begeistert der schwärmerische Jüngling, der in vollen Zügen die heißen Küsse der Cypertraube schlürfte. Den Rest goß er von dem Altan hinab in den Bosphorus. „Deine Triften sollen grünen, deine Bäume vollsaftige Früchte erzeugen, gelobt seist du, Land meiner Väter!"

Einer nach dem Andern erhoben sich die Brüder, neigten ihr Antlitz der herrlichen Gegend zu und grüßten in Worten und Geberden die Heimatherde.

Die beiden Jüngsten, zwei reizende Knaben, die, auf einem Leopardenfell ausgestreckt, mit einer Antilope gespielt hatten, sprangen empor und warfen mit vollen Händen Blumen hinab und jubelten dazu.

Der Letzte, der an das goldne Gitter trat, war Derjenige, der bis jetzt nur Augen für die Verschleierte gehabt hatte.

„Die Sonne sinkt, meine Brüder! Mich dünkt, ich sah sie niemals schöner untergehn! Schaut sie Euch an, wir wissen nicht, ob wir sie wiedersehn! Von ihr lernt groß und göttlich sterben!"

Der Sprecher breitete die Arme aus und stand verzückt.

Betroffen sahen die Jünglinge sich untereinander an; schweigend drückten sie sich die Hände. Keiner hatte sich entfärbt, nur die Becher waren ihnen aus der Hand gesunken.

Starr und regungslos lag das Weib am Boden.

„Was wollen wir uns verhehlen, daß wir jeden Augenblick sterben können, ob auf diese oder jene Weise. Scheiden wir ohne Groll, wenn auch nicht ohne Bedauern!"

Der Schöne sprach es, indem er sich über das Lieblingsweib beugte. Die Uebrigen umarmten und küßten sich.

„Darum noch einmal, Segen diesem Land, was die Natur nach dem Abbild des Paradieses geschaffen und den Gläubigen Vorschmack der Seligkeit verleiht", feuerte der Aelteste die Brüder an, und Alle riefen tausendfaches Heil auf das türkische Reich herab.

„Fluch diesem Land!" tönte eine Frauenstimme grell dazwischen, und mit aufgelöstem Haar und rückwärtsgesunkenem Schleier stürzte in Verzweiflung das junge Weib unter die Männer.

Drohend streckte sie die Arme gegen den Golf aus und wiederholte dumpf:

„Fluch dem unseligen Land, wo wir Alle dem Einen verfallen! Wo nichts gilt als das uralte Herkommen der Gewalt, wo der Mord geheiligt! Fluch diesen Triften, diesen Wassern, sie sollen verdorren wie das Gefühl im Busen der Sultane! Fluch, drei Mal Fluch!"

Bebend hatte sie es gerufen, außer sich; wie eine Unglücksprophetin stand sie da in furchtbarer Schönheitsgewalt.

Keiner der acht Brüder hatte je ihr Antlitz erblickt; nach den Gebräuchen des Korans ist die Schwägerin dem Schwäher eine Unbekannte. Nie war der Schleier

in Gegenwart eines andern Mannes, als ihres Gatten, von dem schönen, blassen Antlitz gesunken — nun auf einmal enthüllte sich das Wunder; wie eine überirdische Erscheinung strahlte sie im lautlosen Kreise der Brüder.

Diese glaubten nicht ein Weib, eine Sclavin in ihr zu sehen, sie fühlten sich wie von Zauber umfangen, und der schöne Gemahl der schlanken, rachebebenden Frau mißgönnte nicht ihren Anblick den Gefährten der Jugend.



Erschöpft sank der Sultan auf die Ottomane.

Sie fielen auf die Kniee und kreuzten die Arme auf der Brust, wie vor dem Sultan, wie in der Moschee.

„Noch hat kein grausamer Befehl uns verdammt", beschwichtigte leise der junge Gatte die Sultana seines Herzens.

Sie aber ließ in ausbrechenden Thränen das Schleiertuch über ihre Stirne fallen und sank wie gebrochen auf den Divan zurück.

„Nein, wir sind nicht verloren", fiel Einer der Jüngeren ein, „Amurath, unser kaiserlicher Bruder, ist gütig wie die Sonne. Er liebt uns, hat er uns sagen lassen!"

Sie schüttelte das Haupt; die Arme hingen schlaff zu beiden Seiten herab.

„Amurath ist milde. Er kann kein Blut sehn er weint über den Tod seiner Lieblingstaube!"

„Nur gezwungen könnte er unsern Tod be-

willigen — man wird ihn nicht zwingen. Sein ist die Allmacht, er wird sie in Weisheit ausüben."

„Noch ist er, so viel wir wissen, Herr von Stambul."

Kaum hatte der Jüngste der neun Prinzen diesen Ausspruch gethan, so machte sich ein Geräusch im Nebengemach hörbar, das klang wie eilige Schritte, wie halblautes, ängstliches Flüstern, — die Brüder lauschten auf und das schöne, bleiche Weib drückte krampfhaft beide Hände auf ihr tobendes Herz, indem sie die Augen schloß und das Haupt rücklings neigte.

In lautloser Spannung vergingen einige Augenblicke.

Endlich zuckte der Thürvorhang auseinander und ein Mann mit verstörten Gesichtszügen stürzte athemlos in das Zimmer. Er warf sich vor den Anwesenden zur Erde, berührte den Fußteppich mit der Stirn und erhob sich mühsam, unfähig ein Wort hervorzubringen, als raube ihm eine zu heftige Erregung Sprache und Besinnung.

Die Prinzen erkannten in ihm ihren vertrautesten Freund, einen Derwisch, der sie erzogen hatte und ihnen in unbegrenzter Liebe ergeben war.

Aeußerlich ruhig traten sie ihm entgegen.

„Was bringst Du, Hussein?" fragte der Aelteste, und neigte sich mit kindlicher Ehrerbietung über den gebeugten alten Mann.

„Söhne des Lichtes, entschuldigt diese Hast", so rang es sich mühsam aus der keuchenden Brust des Derwischs, während die zitternde Schöne vergaß, den Schleier über ihr Antlitz zu werfen, „vergebt mir, daß ich wagte, außer der vorgeschriebenen Stunde vor Euch hinzutreten" —

Die Stimme versagte ihm wiederum, aber mit übermenschlicher Anstrengung fügte er hinzu:

„Der Großherr ist seit zwei Tagen in Stambul!"

Die Prinzen schwiegen, aber sie, die Geliebte des schönsten und stolzesten der Kaisersöhne, sie schrie wahnsinnig auf „Nureddin!" und stürzte sinnlos zur Erde.

Prinz Nureddin und seine Brüder hoben sie sanft vom Boden auf und legten sie auf ein Ruhebett, denn obschon dem Muselmann verboten ist das Weib eines Andern zu berühren, so wäre es den mitleidigen Jünglingen zu unnatürlich und widerstrebend gewesen, in solch einem Moment sich kalt abwenden zu müssen.

Nachdem Jasminessenz die Schläfen und Lippen der Ohnmächtigen befeuchtet hatte und die Lebensfarbe mit mattem Schimmer allmälig, kaum sichtbar, ihrem Antlitz wiederkehrte, da traten die Prinzen in einen Kreis zusammen und reichten sich feierlich die Hände.

„Ob verurtheilt oder begnadigt, lobet Allah!" lautete ihr Ruf.

Und „Allah hu!" tönte laut von ihren Lippen.

Der Derwisch knieete nieder, wendete sein greises Antlitz den letzten Strahlen der Sonne zu und ließ die Sandelholzperlen seines Rosenkranzes durch die dürren Finger gleiten.

„Und nun", beriethen sich die Prinzen weiter, „halten wir uns der Befehle des Kaisers gewärtig: möglich, daß er uns zu sich entbietet, damit wir seine Kniee umfassen und er uns Gnade widerfahren läßt! daher legt Trauerkleider an und streut Asche auf eure Schultern, denn also geziemt es den Leidtragenden. Bisher haben wir dem Tode unsers Vaters nicht Ehre erwiesen, denn wir kannten ihn nicht; er liebte nur sein Gold; er ließ uns, fern von sich, in abgesonderten Palästen des Serail erziehen. Vielleicht ersetzt der Großherr uns den Vater! — Wo nicht, — getrost gestorben! Wir sind rein vor dem Propheten und ohne Fehle, o welche Wonnen harren unser!"

Die Säbel von Damaskus aus den Gürteln ziehend, schlugen sie dieselben dröhnend über ihren Häuptern aneinander und riefen noch einmal ihr seltsam vibrirendes „Allah hu!"

Die Sonne verblutete in das Meer; wie von bengalischem Feuer angeglüht stand die Gruppe im Kiosk.

„Sind es feurige Scheidegrüße, die uns die Sonne sendet, oder lächelt sie „auf Wiedersehn?" fragte Nureddin, da er den Feuerball verschwinden sah.

„Auf Wiedersehn!" riefen die Andern, und voller Zuversicht klopften die jungen Herzen in der lebenskräftigen Brust empor.

Und wieder griffen sie nach den Bechern, und wieder zog Nureddin seine Sultana in die Arme empor. „So küsse mich doch, mein Lieblingsweib! O laß mich der duftigen Rosen pflücken, vieltausend! von Deinem Lippenpaar. Gieb, schenke vom Cypernwein! Gieb Leben, eine selige letzte Stunde!" —

Nach wenigen Augenblicken brach die Dunkelheit jählings herein. Bald war es leer und still im Kiosk. — — — — — — — — — — — — —

Und ihr, Wellen von Marmora, Wellen des Bosphorus, ihr umspielt kosend und plätschernd die bunten Paläste, und seid nicht roth gefärbt von Blut? — Holde Sonne, du vergoldest so strahlend die Stätte wilder Gräuel, schwarzer Gewaltthaten, und verhüllst nicht deinen Glanz?

Das Wasser wird fließen, so lang es sich unaufhaltsam in das Meer ergießt; nichts vermag den ewigen Pulsschlag der Natur zu hemmen. Und die Sonne wird scheinen, so lange das Firmament zusammenhält.

Doch sinkt die Nacht herab auf Prachtgebäude und Gärten, dann rauscht der Bosphorus in seinen Tiefen auf, und in der bleichen Geisterstunde entsteigen die Todten dem nassen Grabe und ziehen trotz Wächter und Riegel durch die Pforte der Glückseligkeit in den Serail ein; sie kommen in Männergestalt, sie kommen als Weiber, als Kinder, seidne Schnüre, seidne Tücher um den Hals, sie kommen mit offnen,

gläsernen Augen. — — Fragt die Sultane, ob sie in solchen Nächten friedlich geschlafen, fragt den wilden Bajazeth, fragt Soliman den Prächtigen, Selim, den Bezwinger von Aegypten, Syrien und Palästina, fragt sie, und ihr werdet den Todesschweiß von ihren stolzen Stirnen perlen sehn.

Große Männer waren unter diesen Osmanen; große Gedanken haben sie ausgeführt und es liegt etwas Unwiderstehliches in der Gewalt, womit sie sich Länder und Meere unterthänig gemacht haben. Sie waren Helden und Dichter, Europas bedeutendste Herrscher haben sich vor ihnen gebeugt — doch diese göttergleiche Höhe war nur durch absoluten Despotismus, durch haarsträubende Grausamkeit zu erreichen. Der orientalische Fürst, sagt uns die Geschichte, ist Alleinherrscher unter Knechten, nicht der Erhalter der persönlichen Rechte und der Schirm des Vaterlandes.

Im osmanischen Gebiet verschwindet sofort jedes persönliche Recht nach der Laune des Sultans. Er braucht Schätze: die Brüder, die Vertrauten werden erdrosselt und ihre Güter fallen dem Throne anheim. Er braucht Henker, doch solche die schweigen: man reißt ihnen die Zunge aus. Er braucht Hüter des Harems, doch sie müssen willenlose Automaten sein: sie werden verstümmelt. Er braucht Krieger: man raubt auf sein Gebot Knaben im Reiche der Christen, die unter eiserner Strenge zu Janitscharen erzogen werden.

Gewalt! heißt die Losung. Der Beherrscher der Gläubigen kennt nur einen Begriff, sein eignes Ich. Vor einem Wink seines Auges müssen Tausend auf die Knie fallen und im Staube anbeten. Was gilt Sitte und Menschlichkeit, wo er befiehlt? Was gelten die Gesetze der Natur? Sie werden geschändet. Soliman läßt seinen Lieblingssohn Mustapha erwürgen und blickt mit eignen Augen zu. Mohamed III. ermordet neunzehn Brüder. Ilderim-Bajazeth gewinnt den Thron durch Brudermord.

Gleichgültig starrt das Volk in stumpfer Andacht auf die Thaten seiner Kaiser.

So sank die Pforte nach und nach unter der Wucht ihrer erzwungenen Größe, gleich dem römischen Reich, wo der Kaiser zum Gott geworden war. Auf so schwindliger Höhe vermag nur ein Genie sich zu halten. Ein Mittelmäßiger stürzt hinab, den eignen Lastern zum Opfer.

Nach Solimans Tode begann das osmanische Herrschergeschlecht auszuarten.

Da noch einmal stieg das Gestirn der Hoffnung hellglänzend über Stambul empor, da Amurath III., des goldgierigen Selim Erstgeborner, den Thron bestieg.

Als der verstorbne Sultan, eingesargt von blutigrothem Porphyrstein, in die Moschee beigesetzt worden, als die Sultanin Valhide im Frauengemache sich das Haar zerraufte, da ahnte Niemand die Ankunft des Thronfolgers, dem ein so glänzender Ruf vorausging; dem Aller Herzen voll Hingebung entgegenschlugen; der mit Recht von seinen Brüdern als edel, gerecht und milde gerühmt wurde. Aus Schonung für die Prinzen hatte er seine Anwesenheit in der Hauptstadt geheim gehalten, denn er wollte weder den großherrlichen Thron besteigen, noch den Brüdern sich zu erkennen geben, bevor er nicht Letztere vor jenem entsetzlichen Herkommen, welches den Tod aller männlichen Blutsverwandten erheischt, sicher gestellt hatte.

Diese Grausamkeit war zum Gesetz geworden, ja es war unvermeidlich, unabwendbar. Kein Sultan hätte sich sicher geglaubt, so lange einer seiner Brüder am Leben geblieben wäre; oft geschah es, daß mißtrauische Osmanen die heranwachsenden Söhne erdrosseln ließen.

Unterblieben solche Gräuel, so brach nicht lange darauf eine Verschwörung aus: Die Begnadigten dankten es dem Sultan nicht; sie verlachten seine Menschlichkeit und trachteten von Stund ab nach seinem Leben, während er das ihrige gerettet hatte. So war dies blutige Gesetz entstanden.

Amurath indessen, hochbegabt und menschlich fühlend, sträubte sich mit aller Gewalt der Empfindung dagegen. Oft hatte er deshalb vor seiner Tronbesteigung gezittert, oft sich danach gesehnt, um Gnade üben zu können. Er träumte den schönen Traum einer friedlichen, weisen Regierung; das ideale Reich des klugen Harun al Raschid stand Tag und Nacht vor seinen Augen; er vertiefte sich in die Gesetzbücher; er linderte und verbesserte wo irgend es sich thun ließ.

Und so war die Stunde herangenaht, wo ein Volk seiner Wohlthaten harrte, wo er es erlösen wollte von den Erpressungen seines Vaters, der die Zechinen, die ihm jährlich in großen Summen zukamen, in eine Kugel gießen und in die Cisterne wälzen ließ, wo sein Privatschatz lag.

In schwere, wichtige Gedanken vertieft, gebeugt unter der Last seiner großen Aufgabe, wandelte er ruhlos durch die unabsehbare Reihe der Prunkgemächer, deren Fensternischen auf sein Geheiß dicht verhangen waren, weil er seine Anwesenheit, wie wir wissen, verheimlichte.

Im Dämmerlicht, über die buntesten Teppiche von Mascara und Smyrna, über die kostbarsten Zobelpelzdecken achtlos hinwegschreitend, seufzte der neue Großherr oftmals laut und vernehmlich und sorgenvoll hing sein Haupt auf die juwelenstrotzende Brust herab. Umsonst duftete Ambra von Tunis und Aloëpulver in den Vasen auf den unzähligen Consolen der Wände; Rosenblätter und Calmus lagen frisch aufgehäuft in den Schaalen aus Onix, — umsonst; der sinnende Amurath im goldbrocatnen Kaftan athmete gleichgültig diese süßen Wohlgerüche, die seinen Sinnen zu schmeicheln suchten.

Unbeachtet lag der gestickte Schlauch der brennenden

Schlangenpfeife; umsonst funkelte der Diamant am bernsteinernen Mundstück; die feine, schmale Hand, die den kaiserlichen Siegelring trug, streckte sich nicht danach aus.

Traurig, grenzenlos traurig blickten die großen, schwarzen Augen des mächtigen Sultans. „O meine Brüder, mein Volk", sprach er mit schmerzlichem Kopfschütteln vor sich hin, „wie oft glaubtet Ihr, der neue Großherr werde das schöne Morgenroth einer glücklichen Zukunft über Eure Häupter heraufbeschwören. — weh! und jenes Morgenroth war nur der Wiederschein all des vergoßnen Blutes!"

Er stützte die flache Hand gegen einen Schrein aus Elfenbein und Silber, und auf die Hand neigte er die turbanumwundene Stirn.

Lange Zeit stand er so.

Er war schön, schlank und majestätisch, dieser jugendliche Herrscher; die edle Race der neun Prinzen war auch in ihm verkörpert. Nur war sein Gesichtsausdruck melancholischer, als läge ein Hang der Schwermuth in seinem Gemüth. Dies gab seinem Wesen eine gewisse Trägheit; er imponirte nicht in der Weise wie Soliman und Muhamed der Große; dagegen gewann er durch seine Sanftmuth und gütige Herablassung. Er wäre ein vortrefflicher christlicher Fürst gewesen, denn seine Ansichten waren, ohne daß er es selbst wußte, durchaus christlich, liebend und versöhnlich. Der orientalischen Despotenherrschaft war er nicht gewachsen.

„Mein Herz dürstet nach einer schönen That, die mir das Vertrauen meiner Umgebung, meiner Unterthanen erwirbt! Meine Seele brennt darauf. Mit vollen Händen möchte ich den Segen ausstreuen, allen Jammer zu stillen, alles Große zu erwecken, alles Aufstreben glühender Begeisterung was im Dunkel erstickt! Gleich einem Gott möcht ich ihnen erscheinen, befreiend, erlösend — — und ich kann es nicht, ich liege in Fesseln. Begrenzt ist meine Macht, begrenzt nach der Seite der Gnade, schrankenlos allein nach der Strenge! — — Jammer, grenzenloser Jammer! Sie treten mir entgegen, diese Männer mit eisernen Stirnen, Vezire und Mullahs, die finstern Verwalter finstrer Gesetze. Hier liege ich am Boden nnd ringe die Hände und knirsche mit den Zähnen! — — seit achtzehn Stunden währt dieser Kampf, dieser Kampf um Leben und Tod meiner neun Brüder, und mein ganzer Serail mit Schriftgelehrten und Marabouts steht auf wider mich und deutet auf die Gesetztafel — — und ob ich Blut weine, ob mich das Fieber der Verzweiflung verzehrt — sie geben nicht nach — sie beharren — sie lechzen nach Blut, die Vampyre!"

— — — — — — — — — — — — — — — —

Nun war es dunkle Nacht und von Neuem hatte Amurath den Staatsrath und den Mufti zu sich berufen. Er sprach feurig und beredt zu diesen Vertrauten; — — er bewegte sie zu keiner Nachgiebigkeit, und als er endlich zornbebend rief: „Auf meinen Befehl bleiben sie am Leben und genießen alle Ehre der Mitbeherrscher des Reichs!" da neigten sich die weisen Männer vor ihm und der Aelteste sprach: „Schatten Gottes, Beherrscher der Länder und Meere, so nimm das Leben deiner Diener statt des Lebens deiner Brüder. Wir künden dem, der das Gesetz der Väter bricht, unsern Gehorsam, darum tödte uns!"

Erschöpft sank der Sultan auf eine Ottomane.

Der Mufti umklammerte seine Kniee und beschwor ihn: „Weißt Du denn nicht, o Herr, daß Dich der älteste der Prinzen morden würde? Und wär er's nicht, wär's der Zweite. Kannst Du's verantworten, daß ein junger, unerfahrner Thor, in der Gefangenschaft erzogen, den großherrlichen Stuhl besteigt, das Volk betrügt, aufreibt und knechtet?! Bleib uns, o bleib' uns! Ueberzeuge Dich von der Nothwendigkeit und Dein Reich wird ein glückliches sein, Dein Land wird blühen, wie Israel unter dem weisen Soleiman! Thu' den einen Schritt und Du bist frei!"

Lange Zeit antwortete der Sultan nichts.

Eine tiefe Stille trat ein ....

Mit fortgewendetem Gesicht machte Amurath eine abwehrende Handbewegung: —

Auf dieses Zeichen entfernten sich die Anwesenden.

Nur die Thürhüter und Zwerge verharrten schweigend am Hauptausgang.

Stumm und finster erhob sich Amurath und schritt an den Sclaven vorüber.

Bleich wie ein Geisterkönig schritt er hinab zur Kapelle der Kaiserlichen Moschee, wo Sultan Selims Leiche im prachtvollen Sarge stand.

Unter dem Portal verweilte Amurath einige Sekunden und athmete heftig, als ränge er nach Luft. Dann winkte er einem Verschnittenen, flüsterte ihm ein Wort in's Ohr und trat in die Moschee ein.

In vierundzwanzig goldnen Ampeln brannten schwache Flämmchen; der hochgewölbte Raum war gespenstisch beleuchtet. Amurath warf sich mit dem Gesicht zu Boden und betete.

Als er das Antlitz erhob, erblickte er einen langen, dunklen Schatten neben sich.

Er richtete sich in die Höhe.

Der Vorsteher der Stummen stand mit gekreuzten Armen hinter ihm.

Schweigend deutete Amurath auf den Sarg seines Vaters; schweigend reichte er dem Henker neun seidne Tücher.

Eilends empfing der Vollstrecker blutiger Befehle die Tücher und entfernte sich lautlos wie er gekommen war.

Die Thränen brachen siedend aus Amuraths Augen hervor; schluchzend sank er am Sarge Selims nieder.

Ihm war das Herz auf immer gebrochen. — —

Noch vor Mitternacht lagen neun Jünglingsleichen im Prinzen-Serail; ein grünseidner Teppich bedeckte sie.

(Schluß folgt.)

Die Kaiserin von Stambul.

Erzählung von **Günther von Freiberg.**

(Schluß.)

II. Die Perle des Harem.

Sechs Monde waren ins Land gegangen. Der Sultan hatte die Regierung angetreten; man pries ihn als einen Meister im Belohnen und Bestrafen; er zeigte sich als Freund aller wissenschaftlichen Studien; er veranstaltete kriegerische Zurüstungen, um gegen die Perser zu ziehen; aber Niemand aus seiner vertrautesten Umgebung konnte sich rühmen, ihm jemals ein Lächeln abgewonnen zu haben. Er war sehr wortkarg; in unheilbare Schwermuth zurückgezogen, lebte er in der Tiefe seines Palastes.

Die meiste Klage entstand darüber im Harem der schönen, zahlreichen Sclavinnen, wo die gluthschmachtenden Circassierinnen, die broncefarbnen Alméen und blauäugigen Töchter des Kaukasus vergeblich eines gnädigen Winkes harrten.

Seit Amurath Sultan geworden, schien er sie vergessen zu haben.

Dort in den feenhaften Räumen verzehrte sich in stummer Qual Meimuna, ein reizendes Geschöpf, im zarten Busen ein Herz hegend; sie war dem Großherrn aus Klein-Asien nach Stambul gefolgt; er sandte ihr täglich kostbare Perlen und rosenfarbene Feierkleider, aber sehen ließ er sich vor ihr nicht mehr.

Da neigte sie das Haupt wie der weißgefiederte Schwan wenn er den Tod herannahen fühlt; die Gespielinnen salbten und putzten sich wie zuvor, und ob der Sultan ihrer begehrte oder nicht, sie schäferten mit einander, sie tanzten und schwatzten, unbekümmert um der Dinge Lauf.

Jeden Morgen versammelten sie sich singend und lärmend im Badezimmer des Harem. Hier schwammen sie lustig wie die Fische, aber durchaus nicht so stumm wie diese, in den Bassins hin und her. Strotzend von Jugendblüthe und Gesundheit neckten und verfolgten sich diese Gruppen junger Grazien, dieser wilden Mädchen der Steppen oder Gebirge. In völliger Unbelauschtheit trieb dieses Völkchen hier sein Wesen. Das war ein Haschen, ein Plätschern mit Händen und Füßen, ein Gekreisch, eine Verwirrung! — Und dazu das schallende, nie endende Gelächter!

Toller als jemals ging es eines Tages zu: während die ganze Schaar in den luftigen Badekleidern von Mousselin, theils dem Bassin entstieg, theils in das laue Wasser untertauchte, zeigte sich plötzlich hinter aufgehäuften Kleidern ein vorwitziges Knabengesicht im Turban.

Der Aufruhr war natürlich unbeschreiblich; indessen die Heiterkeit der überfallenen Odalisken blieb doch überwiegend: die gerechte Empörung traf nicht in verdientem Maße den Kühnen, der sich dem Tode ausgesetzt hatte. Diesmal trug die Neugierde den Sieg über die Entrüstung davon.

Als der zierliche Jüngling es aber wagte, sein Versteck zu verlassen, und die Unverschämtheit so weit trieb, mitzulachen, da traf ihn von allen Seiten ein Platzregen, denn alle weißen Hände spritzten Wasser auf den Schuldigen, daß er triefend dastand, endlich seinen Turban abriß und ein schwarzumlocktes Haupt zeigte, mit dem Ausruf: „Dummheit, erkennt Ihr mich denn nicht!" Und flink an den Rand des Marmorbeckens hinabspringend warf der verkappte Märchenprinz die Pantoffeln ab und steckte zwei schmale, feine Füße in das Bassin.

„Glyceria! der Wildfang!!" hieß es nun von allen Seiten, und man stieß und schlug scherzend nach der Gefährtin, man zupfte sie an ihrem Kaftan, man pries ihren männlichen Anstand. Bald stritten sich die Ausgelassenen um den allerliebsten Kobold, der sich einen so schlechten Spaß erlaubt hatte.

Glyceria war in der That die lebhafteste, durchtriebenste Evastochter des Harem. Neben ihr waren die Keckften nur Kopfhängerinnen. Man ließ ihr tausend Unarten und Uebermüthigkeiten ungerügt hingehen, und jegliche Disciplin wurde von dem wilden Mädchen verspottet, worin sie treulich von den lebenslustigen eingesperrten Schwestern unterstützt wurde.

Der Aufseherin des Harems war sie ein Dorn im Auge; die naseweise Griechin gab so spitzige Antworten auf jede Ermahnung, daß die Lacher stets auf ihrer Seite blieben, die feiste Matrone hingegen immer den Kürzeren zog.

Auch jetzt konnte die ehrbare „Anstandsdame" sie nicht dazu bewegen, die anstoßerregende, bunte Janitscharenuniform abzulegen.

„Wenn Glyceria nicht will, dann will sie nicht, Du weißt's, liebes Mütterchen!" erklärte das schlanke Mädchen, indem sie sich mit einer zottigen Angorakatze auf einem Teppich hin und her rollte.

„Ich habe ausdrücklichen Befehl", entgegnete die kleine, untersetzte Matrone, „jede Widerspenstigkeit, jede Verletzung der Schicklichkeit zu rügen. Auf einen Wink von mir, Glyceria, sperrt man Dich in eine dunkle Kammer, wo Dir der Satan erscheint, der die ungehorsamen Mädchen zur Rede stellt."

„Er soll schön sein wie ein Sonnenstrahl, denn er war der glänzendste Engel, der Lucifer! Wie wollte ich mich freuen, seine Bekanntschaft zu machen! Komm,

Alte, führe mich in die verhängnißvolle Kammer. Aber ich weiß ja, Du hast nicht den Muth dazu! Immer stellst Du mir Deinen liebenswürdigen Satan in Aussicht, aber — dabei bleibt es!"

„Leg' Deine Uniform ab, sonst mache ich Ernst!"

„Bleib' mir zehn Schritt vom Leibe, — ich bin jetzt ein junger Padischah, und einem Drachen wie Dir, werfe ich mein Schnupftuch nicht zu!"

Die Beleidigte winkte den Handmädchen: „Seid ihr behülflich, die Mannskleider auszuziehn."

Glyceria hatte einen scharfgeschliffenen, gezackten Dolch gezogen.

„Wer mich anrührt, wird verwundet!"

„Das Gesetz des Harem gestattet nur der Sultanin, einen Dolch zu tragen."

„Weisheit, wenn Du nicht mit besseren Zähnen und frischeren Lippen redest, so laß es lieber ganz! Uebrigens", setzte Glyceria hinzu, „übrigens bin ich reizend genug, eine Sultana zu werden. Auch träumte mir unlängst, der Großherr habe sich zu wählen entschlossen und ich sei die Beherrscherin der Welt!"

„Du, die Tochter eines Giaur!" —

„Giaur oder nicht, was weiß ich noch, von welcher Religion ich bin, seit ich hier in diesem Käfig sitze? Ich bin hübsch, wie Ihr seht, das Uebrige ist gleichgültig."

Die stille Meimuna erhob den Blick und sah Glyceria prüfend an! bisher hatte sie das geräuschvolle Mädchen nie eines Blickes gewürdigt.

Und Glyceria war hübsch, sehr hübsch. Ihr glückliches Gesicht strahlte von Geist und Schelmerei! und obschon sie sich Augenbrauen, Wimpern und Lider gemalt und alle vorgeschriebenen Schönheitsmittel des Serail angewendet hatte, die ursprüngliche Frische eines Naturkindes blieb ihr zu eigen. Diese Augen, die bald schwarz, bald smaragdgrün erschienen, konnten jedem Mann, ob Kaiser, ob Sultan, den Kopf verdrehen; selbst Mahomet, der göttliche Prophet, würde ohne Zweifel die Feder, womit er die Gesetze schrieb, niedergelegt haben, um das Griechenmädchen mit ihrer schnurrenden Katze spielen zu sehen. Wissen wir doch, daß der Stifter des Islam die Mädchen und die Katzen leiden mochte. Er traute den Einen so wenig Seele wie den Andern zu. —

Meimuna gestand Glyceria all' jene Reize seufzend zu und zitterte schon vor der Möglichkeit, daß jener Traum sich erfüllen könnte. Glyceria, die bereits fest davon überzeugt war, erinnerte sich bei dieser Gelegenheit ihrer neusten indischen Morgenkleider, und einem Gefühl ächt weiblicher Eitelkeit nachgebend, streifte sie die Männerkleider ab und warf lächelnd hin: „Da ich auf Euren Gesichtern, Töchter des Frühlings, einigen Zweifel sehe, so gestattet, daß ich Euch beweise, wer ich bin und zu meiner weiblichen Gestalt zurückkehre. Scheint es doch, als betrachtetet Ihr mich in der That für einen Thunichtgut von Pagen."

Die Schlaue hatte sich im Nu aus einem kecken Elf in ein entzückendes Mädchenbild verwandelt, indem sie die Maskerade abgelegt und gegen ein weißseidenes Gewand von antikem Schnitt umgetauscht hatte; diese durchsichtigen, spinnewebartigen Falten schürzte sie um den schlanken Leib mit einem Shawl aus feuerfarbner Seide, und nun begann sie, im Blick den Triumph, auf den Lippen die Freude, umherzutanzen. Wie eine Mänade tanzte sie durch den Saal, mit den nackten Füßen die künstlichsten Linien beschreibend. Sie schlängelte sich, sie glitt durch die Gruppen der zuschauenden Mädchen, die sich auf den Stufen gelagert hatten. Eine Negerin ergriff ein Tamburro und vervollständigte die Balletvorstellung, deren Eigenthümlichkeit, Unschuld und Wildheit sich eben nur in der Losgebundenheit des Harems geltend machen konnte.

Schon fing der Neid in den Glutaugen der Zuschauerinnen zu sprühen an, als die Ankunft einer unerwarteten Person die allgemeine Aufmerksamkeit von der Bajadere ablenkte.

Ein Zwerg mit wachsgelbem Gesicht war nämlich eingetreten, und wenn er gleich in den Frauengemächern zu jeder Stunde Zutritt hatte, so bedeutete sein Erscheinen doch jedes Mal etwas Außergewöhnliches, denn Tutu wagte nicht vor die „Kinder der Sonne" hinzutreten, ohne eine Klatschgeschichte oder einen Mordbericht auszukramen. Daher war die kleine gnomenhafte Figur stets willkommen; die müßigen Schönen lachten über seinen Höcker, worauf Tag aus Tag ein, Tutu's Liebling, ein schläfriger, altersschwacher Affe saß und schlief. Tutu konnte ohne den Affen gar nicht gedacht werden, ebensowenig als ohne seine safrangelben Schnabelschuhe, worin seine Plattfüße emsig hin und her watschelten.

Besonders war er an jenem Morgen so eilig, daß er sich fast überschlug und den üblichen Gruß unverständlich hersagte; sonst dufteten seine Anreden ordentlich von lauter Redeblumen.

„Heil Deinem Erwachen, Tutu!" riefen einstimmig die jungen Kehlen. „Was bringst Du, Schönster Deines Jahrhunderts, Eule der Weisheit, Riese von Stambul! Laß die Worte von Deinen Lippen unter Deinem Bart hervorflattern, wie Vögel aus einem Käfig! Bringst Du Sprüche des Dschelaleddin Rumi, ein Märchen des Saadi, ein Lied des heiligen Hafis? Rede, rede, rede, wir harren, wir lechzen, wir schmachten."

Tutu neigte sich links, er neigte sich rechts, wozu der Affe jedesmal gähnte.

„Was unterbrichst Du mich im Tanz, Du Knirps!" eiferte die erhitzte Glyceria, „ich werde Dir Deine Zuckerkantnase abbeißen."

Sie sprang auf die Mißgeburt zu. Diese verschanzte sich hinter dem goldsternigen Schleier einer Maronitin, wobei der Affe die Augen zukniff.

Man drängte Glyceria zurück; es dauerte lange, bevor einigermaßen Ruhe eintrat, denn Alle sprachen

durcheinander, die Papageien schrieen und die Katze flüchtete sich auf eine Etagère, wobei sie eine kostbare Porzellanvase umstieß.

Die Matrone rang die Hände, rief Allah, Moses und Sidna Aïssa um Hülfe an, und lief endlich davon, die Damen und Tutu mit der übrigen Menagerie im Stich lassend.

Der Zwerg verließ nun sein Versteck, klemmte eine große Hornbrille auf die Nase, setzte sich auf die oberste Stufe, indem er die Beine nach Türkenart übereinanderschlug und begann also:

„Blumen vor Eure Füße, Töchter der Morgenröthe."

„Laß doch den albernen Eingang und komm zur Sache", rief eine prächtige, flachsblonde Armenierin, deren schläfrige Mandelaugen es bekundeten, wie tiefe Langeweile sie empfand.

„Nicht dazwischen gesprochen, Brudulbadur!" ordnete eine vor Neugier bebende Almée an.

„Ihr wißt vermuthlich, Lilien des Bosporus —"

„Da müßten wir schöne Sumpflilien sein, der schlammige Bos —"

„Still doch, Brudulbadur! Wäre ich der Großherr, ich ließe Dich Störenfried in einen Sack nähen und in das Wasser werfen."

Brudulbadur soll auf diese Drohung hin ihrer Freundin die Spitze ihres Züngleins gezeigt haben, allein behaupten will ich es nicht und lieber in unserer Erzählung fortfahren.

„Ihr wißt vermuthlich", wiederholte Tutu unermüdlich, „die hübsche Historie von Holofernes, dem Feldherrn von Assyrien?"

„Ich erinnere mich", sagte Brudulbadur wie im Schlaf, „es kommt von Essen und Trinken darin vor, ungesäuertes Brod und Falerner Wein."

„Richtig. Holofernes hatte —"

„Was geht das uns an?" mit diesem Vorwurf bäumte sich Glyceria nun in die Höhe. „Solche staubige, uralte Geschichten, die in Assyrien spielen, brauchen wir nicht. Wo liegt denn Assyrien? das Land giebt es ja gar nicht."

„Es liegt nicht weit von Moskau, und nun Ruhe!" berichtete eine der Anwesenden. „Weiter, weiter."

„Bald werdet Ihr begreifen, himmlische Péris, warum ich auf die hübsche Geschichte des Holofernes zurückdeutete."

„Wollte Allah, es wäre bald!" Diesen Stoßseufzer gab die Armenierin von sich.

„Es ist wie ich sagte", erzählte der Zwerg, „er war ein grauser Krieger in Assyrien, der nur an Schlachten und Eroberungen dachte. Darüber, wie es immer zu geschehen pflegt, vernachlässigte er die lieblichen Jasminblüthen, Rosen und Hyacinthen, die in seinen Zelten, wie in einem Treibhaus, ungesehen dufteten und ihre Schönheit entfalteten."

Die Zuhörerinnen sahen sich untereinander bedeutungsvoll an, sie rückten näher und wurden aufmerksamer.

Meimuna richtete sich ahnungsvoll in der Hängematte auf, worin sie theilnahmlos geruht hatte.

„Nun geschah es, daß eines Tages ein Weib vor den Feldherrn hintrat. Musik war in ihren Blicken, lang wie die Unendlichkeit ringelte sich ihr seidiges Haupthaar; Cleopatra, Aegyptens Königin, würde ihr das süße, verführende Lächeln beneidet haben. Niemand wußte von wannen sie kam; Holofernes begehrte nicht ihre Vergangenheit, ihre Zukunft zu erforschen; ihm war ja ihre Gegenwart zu eigen."

„Sie aber nannte sich Judith; sie war Hebräerin, von Bethuna ausgegangen, das Heldenherz des Assyriers in seiner Tiefe zu wenden, zu gewinnen."

„Sie muß den bösen Blick gehabt haben, diese Jüdin!" meinte Glyceria. „Aber die Nutzanwendung Deiner Geschichte, Tutu, schnell die Nutzanwendung?" —

„Der Großherr hat seine Judith gefunden!" platzte der Kleine heraus.

Eine tiefe Stille trat ein. Ungläubig schüttelten Amuraths Freundinnen die Lockenköpfe. Nur Meimuna glaubte und schluchzte still.

Tutu war zu höflich, um nicht jeder Sache den besten Ausgang zu geben.

„Und kam erst Judith", tröstete er, „so folgen ihr bald Andere nach — denn den Kopf wird sie unserm Herrn schon lassen müssen!"

„Wer weiß!" jammerte Meimuna, „erst das Herz — dann das Haupt!"

„Also der „„Schatten Gottes"" ist dem Leben zurückgekehrt? — Wo aber ist die Sultana seines Herzens? — Wie heißt sie? — Trägt sie das Haar gescheitelt oder in Zöpfe geflochten? — Hat sie meinen hohen Wuchs? — Meinen vollen Arm? — Singt sie, spielt sie die Cither?"

So stürmte nach dem ersten Staunen die Fluth von Fragen auf Tutu ein. Wie eine Schaar zwitschernder, flügelschlagender Vögel umschwärmten die Odalisken den Zwerg.

Dieser streichelte seinen Affen, nickte mit dem Kopf wie ein Pagode, und zwickerte mit den Augen.

„Sahst Du sie, Tutu?" begann der Chor von neuem, „hat der Großherr ihr ein Halsband aus Bernstein und Gold zur Zierde ihres Nackens gereicht? Schenkte er ihr ein Tuch von Zigeunern gewoben, mit cabbalistischen Zeichen durchwirkt, einen Talisman, sich die Liebe von Jedermann zu erwerben? Rede, und wir schenken Dir Jede eine Zechine."

„So viel ich wahrnehmen konnte — ich hatte mich in die Nähe des Foutainenkiosk geschlichen und spähte durch den Thürvorhang — so viel ich sah', funkelt die Braut von Edelgestein. Ihr Antlitz aber verdunkelt das Geschmeide."

„O pfui!" riefen die meisten der Sclavinnen, „sie wird uns den Kaiser der Kaiser abspenstig machen!"

Glyceria stampfte mit dem Fuß auf.

„Sie wird den Sultan zu Euch zurückführen",

beschwichtigte Tutu, „zieht Ihr vor, daß er wie ein Marabout in der Tiefe der Gemächer verschlossen sitzt und sich die Geschichte seiner Vorfahren lesen läßt?"

„Ach, was liegt mir nachgerade am Sultan", gähnte die blonde Brudulbadur, „er ist ein Mann wie alle Andern; schwarze Augen, schwarzer Bart! Wenn ich nur jeden Tag meine Lieblingsgerichte zu essen bekomme und zum Nachtisch eingemachte Ingwerwurzel und Pistazien."

Meimuna blickte mit tödtlicher Verachtung auf die materielle, friedliche Blondine, während die Andern lachten.

Unbekümmert fuhr Brudulbadur fort: „O wie mich nach dem Bade hungert! Zaila", wendete sie sich an eins der aufwartenden Handmädchen, „hole mir Quittenbrod, Orangencrême, Artichoken und Salz, Mandeltorte und überzuckerten Kalmus!"

„Wir wollen sämmtlich den Morgenimbiß nehmen, bis wir ein Näheres über die Perle des Harem erfahren."

Dies beschlossen die heitren Damen im Badezimmer.

Nur Eine entfernte sich schweigend. —

In der That, der Zwerg hatte in Betreff der neuen Favoritin nicht gelogen, denn also war es wirklich geschehen.

Der Groß-Vezir hatte den traurigen Amurath am vergangnen Abend um die Gnade gebeten, ihm eine Asiatin von überirdischer Schönheit zuführen zu dürfen. Anfangs lehnte der Sultan diese Bitte ab, doch der Vezier gab nicht nach; er drang in seinen Gebieter und hieß die Verschleierte eintreten, worauf er ehrerbietig den Kiosk verließ.

Der Schleier fiel. —

Amurath gab einen Ausruf der Verwundrung von sich: Das erste Lächeln umzuckte seine bleichen Lippen.

Es war ein Lächeln seligster Verklärung; es verjüngte jählings den Schmerzgebeugten; es überstrahlte ihn mit Wonne, wie der erste heiße Sonnenstrahl nach kalten Tagen den dürren Baum neu belebt, und seine Zweige in tausend frische, grüne Blätter kleidet.

O wie groß war Dein Sieg, Du Unbekannte mit der wildlockigen Stirn, mit dem klassischen Profil der indischen Venus Astrarte! Ein stolzer Blick aus Deinem Auge — und Amurath, der Schatten Gottes, war Dir auf ewig unterthan.

Auf ewig! so lautete der Aufschrei seines Herzens; so fühlte er es an der siedenden Gluth, die seine Brust durchdrang. Dahin war das alte Leid, dahin die Gewissensqualen, es gab nur einen einzigen Begriff noch: lieben! leben! jung sein! mächtig sein! und wieder: lieben, leben!

Mit dieser Kraft, diesem Aufschwung zum Licht, reißt sich ein kühner, erobernder Gedanke aus dem Haupte des Menschen los; mit dieser Leidenschaft fliegt trotzig der Adler der Sonne zu. „Mein muß es werden, das Ersehnte, ich setze mein Leben ein!" so heißt die Losung und der Entschluß ist gefaßt.

So unerschütterlich, gelobte sich Amurath: „Von ihr geliebt werden, wie der Profet von Radidscha, und fordre sie das Verwegenste!"

Denn er las ein hohes Begehren auf ihrer Stirn; dräuend zuckten ihre schmalen, schwarzen Brauen. Noch sprach aus diesen hoheitsvollen Zügen keine Hingebung.

„Welche unbekannte Wonne, dies unbezwungene Herz allmälig zu sänftigen", schwärmte der Sultan in trunkner Gefühlsinnigkeit. Und er löste die Kette von seinem Halse — sie war ein Königreich werth! — und die Agraffen löste er von seinem Turban, von seinem Gewande und ihr zu Füßen ließ er die Juwelen auf den Boden gleiten.

„Schreite darüber hinweg", sprach er, „die armseligen Steine sind der Berührung Deiner schneeweißen Finger nicht werth! Bald sollen Dir hellere Diamanten, dunklere Smaragden leuchten! Aus Bernstein und Alabaster, aus Blutjaspis und Chrystalleuschimmer will ich Dir Paläste hervorzaubern. Was Arabiens Märchensänger verkünden, das will ich verwirklichen! Alles, Alles Irdische sollst Du besitzen, — nur liebe mich, o liebe mich!"

„Du kennst mich nicht, und widmest Dich mir in verschwenderischer Großmuth und wer bin ich denn, daß ich Solches verdiene?" —

„Brauch ich zu fragen wer Du bist? Kenne ich die Heimath der Perle? Sie ist geboren im Schlamm des Meeres, nicht weniger lieblich ist sie an diesem goldnen Ringe. O, stammtest Du von Sclaven ab, Du gleichst der großen Zenobia an holder Majestät! Bedenke, der Profet war dunklen Herkommens und sein Licht überstrahlet die Welt. Wisse, daß ich Dich liebe, wie Hatem seine Suleika, wie Soliman Roxelane liebte!"

Die Favorite lächelte bitter.

„Nicht also liebst Du mich! Dein Ahnherr Soliman erhob Roxelane auf den großherrlichen Stuhl; ihr Name ward unsterblich. Den Meinigen wird Niemand nennen, wenn Du Dich von mir kehrst im Ueberdruß!"

„In drei Mal vierundzwanzig Stunden bist Du Kaiserin von Stambul, — so schwöre ich es, bei der heiligen Moschee von Medina."

Ungläubig stand die schöne Sclavin.

„Nimm diesen Ring mit Hieroglyphenschrift als Beglaubigung meines kaiserlichen Wortes. Er beschwört die Geister, gleich dem Siegel Salomonis. Meinem Vater, der im Frieden des Herrn schläft, hab' ich gelobt, ihn keinem Weibe, als nur der Sultana anzuvertrauen. Dein ist die Macht!"

Sie stürzte ihm zu Füßen und kreuzte die Arme auf der Brust.

„Beherrscher der Gläubigen — ich bin stumm und geblendet! Vergelten will ich, wenn ich Sultana heiße!"

Mit edlem Anstand erhob sie sich.

„Bis dahin gestatte, daß ich mich sammle, daß ich bete für Dein Heil, bete für mich, um Kraft und Würde!"

„Du willst mich schmachten lassen, bis ich drei Tage älter bin?"

Schon lag der Schleier wieder auf ihrem Antlitz.

Seufzend willigte Amurath in ihre Bedingung. „Wie nenn' ich Dich, herrlichste Braut."

„Palmyra!"

„Gedenke mein, bis wir uns wiedersehn, Palmyra!!"

III. Das Brautgemach.

In der Mondnacht, in der silbernen Mondnacht lag Stambul träumend da, zwischen Himmel und Wasser, wie eine Geisterstadt der Fee Morgana: Die Straßen ausgestorben, die Lichter verlöscht, die Kaufhallen geschlossen. Vor den Thoren aber, in den öffentlichen Gärten feierte man jene balsamathmenden, rosenduftigen Orgien des Orients; Leuchtkugeln und Schwärmer stiegen in die Nacht empor, zerplatzten in der Luft und warfen ihre glitzernden Funken über den Bosporus. Es wurde gejubelt und gelacht, denn die Trauerzeit um den verstorbenen Sultan war aufgegeben und Amurath, sein Nachfolger, hatte eine Sultana erwählt, zur Freude des Volks, zum Aerger des Harems, zur Verzweiflung Meimunas.

Der Name „Palmyra" ward in dieser Frühlingsnacht gesegnet und verdammt. Gesegnet von den Armen, denen Amuraths Schatulle verschwenderisch gespendet hatte; verdammt von den zurückgesetzten Sclavinnen, die sich in ohnmächtiger Eifersucht verzehrten.

Doch sie, die Vielbeneidete, was empfand sie? Zitterte sie auf der unerreichbaren Höhe, oder blickte sie triumphirend hinab auf ihre Untergebenen? Regte sich kein Gefühl von Demuth, dieser Pracht gegenüber, in ihrer Brust und klopfte nicht ihr Herz mit gewaltigen Schlägen dem angebeteten Osmanen-Kaiser, dem gewaltigen Amurath entgegen?

Unbeweglich stand die Braut im purpurnen Gemache vor einem goldnen Gitterfenster und ließ die Augen über die Mondlandschaft gleiten. Unbeweglich, stumm und allein stand sie, die hohe, gebietende Gestalt, weiß und starr, wie die Memnonssäule bevor der belebende Strahl des Morgenrothes sie trifft. Sie hatte keinen Blick für das dämmrige, anheimelnde Zimmer, was ihr eine Péri beneidet, was Hafis besungen hätte, wäre ihm der Einblick in diese vier Wände aus Damast und Sammet gestattet gewesen.

Camelien, rothe Seidenstoffe und Spiegel aus Murano bildeten die Tapeten; um die schwellenden, blumenüberstreuten Ottomanen fügten sich Schirmwände aus China, ganz von köstlichem, schwarzglänzenden Lack und ganz von purem Golde. — Mit welcher wonnigen Neugier hätte jede unbefangne Evastochter diesen magischen Raum bis in seine verborgensten Winkel durchsucht, — Palmyras Gedanken schienen weit ab davon zu schwärmen.

Nur manchmal wendete sie den Kopf unmerklich, als ob sie des Sultans Schritten lauschte: Dann drückte sie die Finger in ihre wogende Brust und ein unverständliches Wort entglitt ihrem Munde. Bald stand sie wieder regungslos. War sie ein Opfer, war sie eine Siegerin, diese Geheimnißvolle?

Schön war sie, göttlich schön, weiter wußte kein Mensch etwas von ihr. Ist es nicht genug, hatte es Amurath nicht gesagt? — Das tragische Antlitz Palmyras bezauberte jedes Auge, ihr Lippenroth saugte das Herzblut des Tapfersten, dagegen half keine Vernunft, kein Wollen. Erklärbar ist diese Schönheitsgewalt nicht, zu entziffern vermögen sie nicht Worte; ihr unterlag Jason, als er die Zauberin von Kolchis entführte; um sie starb Antonius, bestrickt von der Königin des Nils.

Die weiße Hand in das dunkle Haar gedrückt, schleierlos, Schultern und Nacken mehr von Juwelen als vom Gewande bedeckt, so zeigte sich Palmyra am verlockendsten; hinreißender ist keine Houri am Eingang des Paradieses.

Horch! Beckenschall und Cymbeln! Die Stunde ist's! Die Wache macht die Runde durch die Gärten der Paläste.

Zwei Stunden vor Mitternacht, das war der Zeitpunkt, den Palmyra ihrem Gebieter zum Wiedersehn bestimmt hatte. Das tönte so freudig aus der tiefen Stille empor — doch keine Wimper der Braut zuckte bei der Verkündigung.

Ebenso wenig als Amurath ihr zu Füßen lag und ihr die Arme entgegenbreitete . . . sie zog ihn nicht empor, den Sehnsuchtsvollen, den Herrscher über zwei Welten, der sich vor ihr zum Sclaven erniedrigte.

Trocknen, düstren Auges blickte sie auf ihn. Ruhig ließ sie es geschehn, daß er ihre herabhängenden Hände an seine flammenden Lippen preßte . . . . ruhig sah sie, wie er zusammenzuckte, indem er ihre eiskalten Finger berührte. Sie las die Befremdung, die sich allmälig zum Entsetzen steigerte, auf Amuraths Stirne, denn er berührte eine Leiche und hatte geglaubt ein liebeglühendes Weib in die Arme zu schließen.

Kein Wort kam über seine Lippen — stumm, aber zitternd vom Scheitel bis zur Sohle, stand er vor ihr. Beider Blicke wurzelten ineinander, scheu, mißtrauisch und doch magnetisch angezogen.

Jetzt neigte sie das immer blasser und blasser werdende Gesicht an seine glühende Wange, ihr weiches, schweres Gelock streifte sein Haupt, wie der schwarze Fittig des Todesengels. Ein Grabesschauer wehte ihn an, — da schrie er auf, er wollte hinwegstürzen von ihr, die er anbetete; sie aber umklammerte

ihn mit den weißen, kalten Armen, ihn verließ die Kraft sich ihr zu entwinden und mit herzzerreißendem Lächeln sprach sie: „Höre mich, Amurath, und ertrage was ich Dir verkünde!“

Im selben Augenblick erglänzte das Gemach im blutrothen Wiederscheine des Feuerwerks, welches am Ufer des Bosporus abgebrannt wurde. Violette, grüne und blaue Streiflichter zuckten wechselweise, in Blitzesschnelle, über die weiße Gestalt Palmyras hin.

Draußen war Freude, innen, beim Brautpaar, Verzweiflung. Schwindelnd vernahm der Sultan die Worte:

„Wir können einander nicht besitzen — denn ich liebe Dich nicht! Denn ich sterbe! Denn ich bin Nureddins Weib, des Schönsten Deiner gemordeten Brüder!“

Sie riß das Tuch, was ihre Locken umwand, vom Kopfe und warf es Amurath vor die Füße.

„Kennst Du den Fetzen, Großherr? Der Henker warf ihn über Nureddins edles Haupt! Ich hätte Dich damit ersticken können, aber leben sollst Du, leben, um elend zu sein! Verzehre Dich nach mir in Sehnsucht, trage den nimmersatten, nie gestillten Wunsch im Busen! Weine nach den Brüdern, dürste nach Liebe, sei vereinsamt unter Deinem aufgehäuften Golde, schleppe Dein müßiges, ohnmächtiges Dasein lange Jahre, bis daß Du, ein erschlaffter Greis, zusammenbrichst!“

Mit aufgespreizten Händen drückte Amurath das schöne Rachegespenst von sich; er taumelte rücklings gegen einen Pfeiler, daran gelehnt blieb er stehn und starrte mit weitgeöffneten Augen vor sich hin, als blickte er in die gähnende Tiefe eines bodenlosen Abgrunds.

„O, schlage sie zu Boden, diese Augen“ — fuhr Palmyra immer lebendiger, immer wilder fort, „steigen sie auf vor Dir, die blutigen Schatten? Erkennst Du ihn? er war Dein Ebenbild! Ja, Du gleichst ihm, Du gleichst dem Nureddin: wenn Dein stolzes Auge sich verschleiert und Dein Mund aufblüht, dem Kusse entgegen schwellend — Dämon, Du gleichst dem Engel, doch dieser Versuchung unterlieg' ich nicht.“ —

Amurath schleuderte ihr einen fürchterlichen Blick zu. „Weib, Du vergißt wer ich bin!“ donnerte seine Stimme.

Sie lachte verächtlich.

Er sank wie gebrochen auf die Kniee und flehte: „Erbarmen!“

„Hattest Du Erbarmen mit ihnen? Du hast sie geopfert.“ —

„Den Gesetzen der Väter!“ schrie Amurath. „Den Gesetzen der Selbstsucht! Unbekümmert ihrer Jugendschöne, ihrer Kraft! Unbekümmert meines Wahnsinns.“ — —

Sie konnte nicht weiter. Mit tödtlicher Erschöpfung hauchte sie in abgebrochnen Sätzen:

„Beneide mich, o Amurath! ich bin vergiftet, ich sterbe, um bald mit ihm vereinigt zu sein. Der Profet spricht uns Weibern die unsterbliche Seele ab — — — schön aber ist die Lehre der Christenpriester: auch wir, das schwächere Geschlecht, wir sehen nach dem Tode die Unsern wieder — — ich fühle es — — an das Herz ist mir ein Tropfen seines Blutes hingesunken — — und dann — — wir lieben doch inniger als Ihr — — —“

Schon der Unruhe des Todes zum Raube, zerdrückte Palmyra mit den zuckenden Fingern ihr seidnes Nachtgewand und zerrte das Geschmeide aus dem Haar und vom Halse.

Der Sultan stürzte sich über sie, laut jammernd und wehklagend:

„Palmyra! Palmyra!“

Sie glitt an ihm nieder zu Boden.

Amurath, gewohnt, daß eine Welt sich seinem Begehr stets gefügt, zerriß seine Kleider, raufte den Bart und ballte die Fäuste gen Himmel.

„Allah, ich kann sie nicht entbehren! Du mußt sie mir lassen!“

Dieser ungebändigte Wunsch starb in ein Schluchzen hin, denn Palmyra lag tod.

„Vergieb mir!“ rang sich's aus seiner Brust.

Keine Antwort; ihr Herz stand still. — Vor dem Gitterfenster, auf der Blumenterrasse schwebte eine weiße Gestalt vorüber und winkte.

Der Angstschweiß brach dem Sultan aus; er fiel besinnungslos auf Palmyras Leiche. —

Auf der Zinne des Kiosk stand die durchsichtige Gestalt; sie sang und kicherte im Mondenschein. Die Wachen unten im Hofe schauerten bei dem unheimlichen Anblick; sie glaubten ein Geist treibe dort oben sein Wesen. Kurz darauf vernahmen sie einen dumpfen Fall. — —

Bei Sonnenaufgang trieb Meimunas Leiche den Bosporus entlang in das offne Meer hinaus. Im Irrsinn war das liebliche Geschöpf zur Selbstmörderin geworden.

Die preußische Landwehr.

Große Hoffnungen waren zertrümmert worden, ein gewaltiges Unglück hatte unser Vaterland heimgesucht, die Blüthenkeime eines neuen Lebens für lange geknickt, und mit bitterm Schmerz starrten die edelsten und besten Männer in das vor ihnen aufgeworfene Grab der Freiheit. Der Feind zog raubend und plündernd durch das Land, aber nur einen Schatz konnte er dem deutschen Volke nicht stehlen, — den Schmerz und die Hoffnung! —

Mitten unter Feinden hielt Fichte seine berühmten

Reden an die deutsche Nation, suchte Jahn die Jugend durch Turnübungen zu kräftigen, und es ist vielleicht auch ein charakteristisches Zeichen, daß in jener Zeit das Nibelungenlied der Nation wieder zugänglich gemacht wurde. War doch dies Lied ein Spiegelbild von deutscher Kraft und Heldengröße und der spätere Freiheitskampf nur ein großes Epos, das, wie Chrimhild's Rache, mit der Zerschmetterung des Feindes endete.

Wohl mußten vereinzelte schwärmerische Versuche zur Befreiung Deutschlands scheitern, der ritterliche Schill darüber verbluten und der Herzog von Braunschweig mit seiner schwarzen Schaar über das Meer flüchten — es war stille geworden in deutschen Landen, aber die Hoffnung erstarb nicht, daß noch einmal der Tag der Rettung — der Freiheit kommen würde! — Und er brach an; anfangs noch im Morgennebel, düster und traurig, aber endlich drang ein Sonnenstrahl durch, und bald wogte ein Meer von Licht und Glanz über das theure Vaterland.

Die That eines einzigen Mannes, die in ihrer Größe und Erhabenheit sich würdig den gefeiertsten Heldenthaten der römischen und griechischen Geschichte an die Seite stellt, brachte Deutschland die Freiheit. Wir wollen nicht vergessen, daß mit York's kühnem Abschluß der Convention in der Mühle zu Poscherun mit General Diebitsch, es wie ein elektrischer Schlag durch das deutsche Vaterland zuckte, und in allen Herzen der Gedanke erwachte: „nun sind die Würfel gefallen!"

Hätte der verwegene Muth York's die herrschenden Kreise eben so rasch und gewaltig mit sich fortgerissen, wie das Volk, dann wäre der härteste und blutigste Kampf dem preußischen Volke erspart gewesen, Napoleon hätte nicht Zeit gefunden, neue gewaltige Truppenaushebungen vorzunehmen und sie mit den aus Rußland geretteten spärlichen Heerestrümmern zu verbinden. Gerade dieser Kern wäre vollständig zermalmt und Napoleon dadurch entwaffnet worden. Vielleicht hatte auch diese Zögerung ihr Gutes; wir sollten uns eben die Freiheit so schwer und blutig wie möglich erringen, damit sie uns um so unschätzbarer würde.

Dennoch hatte der besonnene König Friedrich Wilhelm III. Recht, wenn er auf die Nachricht von York's Abfall bestürzt ausrief: „Da möchte Einen ja gleich der Schlag rühren!" Eine so plötzlich heraufbeschworene Feindschaft mit Frankreich war nicht ohne Gefahr, denn die preußischen Festungen, beinahe ganz Preußen, lag in den Händen der Franzosen, das Land war ausgesogen und halb zertrümmert, und das russische Bündniß bot anfangs wenig Schutz. Doch die Macht der Verhältnisse riß Alles mit sich fort — die Kugel war einmal im Rollen. In der Provinz Preußen begannen bereits auf eigene Hand die Rüstungen; Friedrich Wilhelm, der sich in seiner Hauptstadt, die noch von den Franzosen besetzt war, nicht mehr sicher fühlen konnte, reiste nach Breslau, und damit kam die Entscheidung. General Scharnhorst wurde, ohne Rücksicht auf das Mißfallen der Franzosen, zum General-Quartiermeister ernannt. — Seinem schaffenden Genius hatte Preußen seine spätern militairischen Erfolge zu verdanken, und er, „der deutschen Freiheit Waffenschmied", wie Arndt gesungen, wird in dem Andenken der Nation fortleben, so lange man dieser großartigen Kämpfe selbst noch gedenkt.

Am 3. Februar 1813 erließ der Minister Hardenberg den berühmten Aufruf zur Errichtung der freiwilligen Jäger zu Fuß und zu Roß, und gab damit den Anstoß zu jener Bewegung die mit der Errichtung der Landwehr anfing und mit der Befreiung des Vaterlandes von fremdem Joche endigte. Der 3. Februar gilt deshalb als Stiftungstag der Landwehr; aber erst am 16. März erklärte Preußen an Frankreich den Krieg, und am 17. März erließ Friedrich Wilhelm den bekannten Aufruf: „an mein Volk!" der wie ein zündender Funke durch alle Herzen lief. — „Das Volk stand auf, der Sturm brach los". An demselben Tage erfolgte der feierliche Einzug des York'schen Corps in die Hauptstadt. Unter den lebhaften Klängen des Schiller'schen Reiterliedes:

„Frisch auf Kameraden, auf's Pferd, auf's Pferd,
In die Schlacht, in die Freiheit gezogen!"

rückten die Preußen in Berlin ein und wurden mit endlosem Jubel empfangen. Auf dem Schloßplatz geschah der Vorbeimarsch, wo der Prinz mit der preußischen und russischen Generalität und General York mit seinem Gefolge hielten, und wo die Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses auf den Balkon des Schlosses heraustraten. Hier fand der allgemeine Jubel seinen Höhepunkt. Der Platz war dicht mit Menschen erfüllt, alle Fenster der Häuser, selbst die Dächer, mit Zuschauern besetzt. Jedes neuankommende Regiment begrüßte donnernder Zuruf, vom Wehen der Tücher, Schwenken der Hüte begleitet. Es war eine Zeit, in der jedes menschliche Herz bis auf den Grund erregt war, Thränen der Rührung und Freude in Aller Augen glänzten. Am Abend war die Stadt festlich erleuchtet, und dem General York wurde im Theater, bei seinem Eintritt in die Loge, von dem ganzen zahlreichen Publikum ein begeistertes dreimaliges Hoch gebracht. In Wahrheit, man hatte Recht zu jubeln, denn es gehörte auch ein Wunder dazu, daß ein preußischer General, auf dessen eisernem Antlitz die Forderung des strengsten militairischen Gehorsams eingegraben war, seinem König ungehorsam werden mußte, um das Vaterland retten zu können.

Ein Rausch der Begeisterung herrschte damals und zum ersten Mal erwachte das ganze Volk, prüfte seine Kraft und fühlte, daß es groß und gewaltig sein könne, wenn die rechte Stunde nahe. Einen solch erhabenen Moment hat die deutsche Geschichte nie gesehen und er war nur möglich, in der Eintracht des Volkes mit seinen Herrschern. Ja, es war eine

schöne Zeit, sie schuf große Männer, aber sie machte auch die Könige groß, und aus der Reihe der Helden tritt uns vor allen das ernste, milde Antlitz Friedrich Wilhelm III. hervor, der nicht allein, wie Friedrich der Große sagte, daß er müde sei, über Sclaven zu herrschen, sondern es auch durch die That bewies. Die unter seiner Regierung entstandenen Gesetze, Aufhebung der Erbunterthänigkeit, Erklärung der Juden zu Staatsbürgern, Gewerbefreiheit, die eingeführte Städteordnung und alle jene Verfügungen, die den Stempel königlicher Milde und Weisheit so sichtlich an der Stirn tragen, haben ihm ein Andenken gesichert, das nicht verlöschen wird. Nie hat sich Friedrich Wilhelm III. größer gezeigt, als in jenen Tagen des tiefsten Unglücks, wo er mit stoischer Ruhe sich Entbehrungen auflegte, sich alles Gold- und Silbergeschirres entäußerte, um einen Theil der Kriegssteuer damit zu decken. Wie Friedrich Wilhelm III. die Landwehr in's Leben gerufen, so war er auch der edelste und beste Landwehrmann, der nicht nur mit seinen heranwachsenden Söhnen in's Feld rückte, sondern auch bei Nollendorf durch persönliche Aufopferung den Sieg sicherte, der „gerecht" blieb sein Lebelang, und dem die spätesten Jahrhunderte noch diesen Ehrennamen geben werden.

Wie ganz anders als Friedrich Wilhelm III. verhielten sich später die Fürsten des Reiches gegen diese großartige Bewegung. Schon die Idee der Volksbewaffnung stieß, wie Ludwig Häusser in seiner deutschen Geschichte erzählt, auf Schwierigkeiten, denn sie setzte eine innige Liebe der Unterthanen zur Regierung, und ein redliches Vertrauen der Regierung zu den Unterthanen voraus. Beides fehlte entweder in vielen Gebieten. oder es ward durch die Thorheit der wieder eingesetzten Gewalten rasch untergraben. Nicht nur über Würtemberg, Baden, Darmstadt u. s. w. hatte man Klage zu führen, Hannover, Oldenburg machten es nicht besser. Der Kurfürst von Hessen rüstete Truppen genug, wollte sich aber, „als preußischer Feldmarschall" von dem Oberstlieutenant Rühle nichts vorschreiben lassen. „Was kann das Alles helfen?" — rief Stein unmuthig zu Einem, der über den Kurfürsten klagte — „Geben Sie mir Kanonen, mit Vernunftgründen ist bei dem nichts auszurichten." —

Aber nicht blos die Waffen gab jener hochherzige Fürst seinem Volke, sondern auch die Rechte, für welche es werth war, dieselben zu tragen. In den Edicten vom 27. October 1810 und vom 17. November 1813 erschienen die ersten Versprechungen verfassungsmäßiger Einrichtungen. Endlich am 22. Mai 1815 verhieß Friedrich Wilhelm III. eine förmliche Verfassung mit Volksvertretung, zu welchem Zwecke alsbald eine vorbereitende Commission zusammentreten solle. Solch' wichtige Maßnahmen wollten jedoch überlegt und geprüft sein, kein Wunder, daß sie nicht so rasch zur Ausführung kamen und dem Volk über dem langen Warten ein wenig die Geduld ausging. Damals aber, in jener großen, unvergeßlichen Zeit, streckte das Volk nicht schon nach Lohn die Hände aus, immer wieder nach — Waffen. Die Edelsten und Besten drängten sich zu den Fahnen. „Der König rief, und Alle, Alle kamen." Neben dem Bürger und Landmann war es besonders die studirende Jugend, die in schöner Begeisterung sich in den Kampf stürzte. Auch Dichter vertauschten die Leyer mit dem Schwert, Arndt, Fouqué, Eichendorf, und vor allen Theodor Körner, der schon am 19. März in die Lützow'sche Freischaar eintrat und an seinen Vater schrieb: „Deutschland steht auf — der preußische Adler erweckt in allen treuen Herzen durch seine kühnen Flügelschläge die große Hoffnung zu einer deutschen Freiheit... Ich fühle die Kraft in mir, eine Klippe sein zu können in dieser Völkerbrandung — ich muß hinaus!" Dr. Beitzke sagt in seiner Geschichte der Freiheitskriege mit großer Wärme: „Theodor Körner wurde durch seine begeisterten und begeisternden Kriegsgesänge der Tyrtäus des großen Kampfes; wenn sein Lebenslauf auch nur kurz war und er die Triumphe der deutschen Waffen nicht erlebte; so hat er doch das Schönste gekostet, was die Erde bietet, ohne ihre Bitterkeiten zu erfahren. Sein Name und seine Gesänge aber werden leben, so lange von diesem Riesenkampfe die Geschichte erzählen wird."

Dieser Riesenkampf hätte aber kein glückliches Ende genommen, ohne die Landwehr, die nach dem Zeugniß aller historischen Schriftsteller auf jedem Schlachtfelde mit einem Muth und einer Begeisterung gekämpft, wie sie lange gedienten Kriegern zur Zierde gereichen würde. Der alte Marschall „Vorwärts" hat diesem Heertheile selbst das glänzendste Zeugniß ausgestellt, denn als man ihn im Jahre 1814 auf einem Balle zu Berlin gefragt, wie sich die Landwehr im Kriege benommen habe, war seine Antwort: „Jn der Ehrscht da war't man so — aberst hernach, da hab' ik keenen Unterschied mehr gespürt zwischen die alten Patteljons und die Landwehr-Patteljons." Und doch war diese Truppe armselig ausgerüstet, sie hatte anfangs nur Picken und Lanzen, und später schlechte Gewehre, so daß ihr nichts übrig blieb, als die Waffe umzukehren und mit den Kolben drein zu schlagen, das wurde dann „zur süßen Gewohnheit", von der sich die Landwehr nicht mehr trennen konnte und von der sie in den meisten Schlachten, besonders an der Katzbach und bei Dennewitz, den nachdrücklichsten Gebrauch machte. Das Aeußere jener braven Vaterlandsvertheidiger war ebenfalls sehr anspruchslos — eine blaue Litewka mit einem Kragen von der Farbe der Provinz, so die Preußen roth, die Pommern weiß, die Märker krapproth, die Schlesier gelb, die Thüringer grün; eine blaue Tuchmütze mit dem Kreuz von Blech vor der Stirn, das bekanntlich den Spruch trug: „Mit Gott, für König und Vaterland." Die Landwehr trug den Namen in der That, sie war ganz vom Lande und auf Kosten des Landes errichtet, auch



Die preußische Landwehr in der Schlacht bei Dennewitz.
Original-Zeichnung von A. Schaal.

fast alle Officierstellen durch Wahl besetzt worden, und sie war wirklich im vollen Sinne des Wortes ein Volksheer, das zwar keine künstlichen Bewegungen ausführen konnte, aber das den einen Ruf: „Vorwärts!" mit der Bravour alter Veteranen auszuführen verstand. In den Feldzügen von 1813 und 1814 erreichte sie die Höhe von 140,000 Mann, aber selbst die Linienregimenter waren, nach unsern jetzigen Begriffen, doch eigentlich nur Landwehr, während die damalige Landwehr als Volksheer auftritt. Nach dem Tilsiter Frieden durfte Preußen nicht mehr als 42,000 Mann Soldaten haben. Durch Scharnhorst's glücklichen Ausweg wurde diese Bestimmung zwar inne gehalten, die Truppen jedoch nur nothdürftig ausexerzirt und dann entlassen, um neue Mannschaften einzuberufen. Wie wäre es sonst möglich gewesen, daß in der Zeit von 1808—1812, Preußen statt 42,000, fast das Dreifache auf die Beine bringen konnte. Hätten während dieser Zeit die Truppen drei Jahre bei der Fahne bleiben müssen, dann würde Preußen kaum 60,000 Mann ausexercirter Soldaten haben in's Feld stellen können.

Die Landwehr hat mehrere Schlachten fast ganz allein geschlagen und sich an der Katzbach, bei Wartenburg, Dennewitz und bei Leipzig mit unsterblichem Ruhm bedeckt. Die Schlacht bei Dennewitz besonders ist, wie Beitzke behauptet, für die preußischen Waffen die glänzendste im ganzen Befreiungskriege, weil sie allein durch deutsche Kraft, ohne Mithülfe fremder Streiter gewonnen worden, und auch hier ist es wieder die Landwehr, die mit dem Kolben verzweifelt dreinwettert und nur die eine Kampfregel kennt: „Vorwärts!"

In der Schlacht bei Dennewitz wurde an drei Stellen gekämpft, das Tauentzien'sche Corps, meist aus den von Napoleon geschmähten Landwehren bestehend — er hatte sie geringschätzig „Canaille" genannt — kämpfte bei Dennewitz gegen eine viel stärkere Masse, die Ney, der „Brave der Braven" anführte, behauptete erst vier Stunden lang das Feld, um sich dann im kühnen Angriff auf den erschütterten Feind zu werfen und ihn zum Rückzug zu nöthigen. Bülow dagegen leitete das Haupttreffen und Ludwig Häusser giebt davon die folgende höchst anschauliche und lebendige Schilderung, die unsern geschätzten Mitarbeiter des Griffels zu der beigegebenen Zeichnung begeistert:

„Als die Division Durutte sich auf der Höhe von Niedergörsdorf aufgestellt, waren auch die Preußen schon im Anmarsch; voran die Brigade Thümen. In raschem Andrange wollte sie, während zwei Bataillone nach dem Dorfe hinzogen, mit dem Reste die Höhen erstürmen. Es waren nur sieben Infanterie-Bataillone, vom 5. Reserve-, vom ostpreußischen und vom Elbregiment, mit zwei Jägerregimentern und wenig Geschütz. Wie die vier Bataillone des ersten Treffens vorgingen (ihre eigene Artillerie war noch nicht in Thätigkeit), empfing sie von den Höhen ein mörderisches Feuer, ganze Züge wurden niedergeworfen, mehrere Führer verwundet und getödtet und die erschütterten Reihen der ersten Vordringenden drohten auch die weiter rückwärts Stürmenden mit sich fortzureißen. Schon drängte der Feind energisch nach und die Niederlage schien kaum abzuwenden. Dem 2. Bataillon des 5. Reserveregiments unter Major von Puttlitz gebührte das Verdienst, durch kaltblütigen Widerstand den heftigsten Stoß der Verfolgung zu brechen und durch Feuer und Bajonett die Feinde so lange aufzuhalten, bis Verstärkung kam. Bülow ließ von Hessen-Homburgs Brigade das 4. Reserveregiment unter Major von Uttenhoven herankommen und holte selbst die schwere russische Batterie Dietrichs herbei, die seit Anfang des Feldzuges dem Bülowschen Corps zugetheilt war. Die Batterie fuhr auf der linke Flanke des Feindes auf und begann dort, kaum 300 Schritte entfernt, ihr furchtbares Feuer. Ein dichter Kartätschenhagel lichtete die Reihen der Franzosen, deren leichtes Geschütz bald zum großen Theil durch die russische Batterie zerschmettert war. Der Moment schien gekommen, ihre weichenden Colonnen vollends zu überwältigen. Von Neuem führte Thümen seine wieder geordnete Infanterie in's Gefecht, aber der Widerstand war heftiger als man erwartete. Die Franzosen hatten sich an einem rückwärts liegenden Gehölz wieder gestellt, und empfingen die ersten andringenden Bataillone mit einem mörderischen Feuer. Es schien nothwendig, außer dem 4. Reserveregiment, auch den letzten Rückhalt, drei ostpreußische Landwehrbataillone, in's Gefecht zu führen. Voll Ungeduld, es den Kameraden an der Katzbach gleich zu thun, gingen die tapferen Landwehren vor. Mit heiterem Scherz und Hurrahruf begrüßten sie die Kanonenkugeln, die an ihrer Seite einschlugen. Als sie ankamen, war eben der Kampf in aller Heftigkeit entbrannt; in einem dichten Knäuel zusammengedrängt, schlugen sich die Preußen gegen den verzweifelt kämpfenden Feind. Es war etwa drei Uhr Mittags, also um die Zeit, wo das Treffen Tauentziens mit Bertrand schon geendet hatte; man sah einzelne Colonnen Bertrands von Rohrbeck und Dennewitz herankommen und das Feuer der Division Durutte verstärken. Wieder war Puttlitz mit seinem Bataillon im hitzigsten Gewühl und spannte alle Kraft an, den von Neuem andringenden Gegner aufzuhalten. Die ostpreußische Landwehr kam daher zur gelegenen Stunde; das Bataillon Friccius drängte sich dicht an Puttlitz heran und brachte das Gefecht wieder zum Stehen. Bei Dennewitz und auf dem nahen Windmühlenberge entspann sich dann der letzte Act des hartnäckigen und blutigen Kampfes. Den ostpreußischen Landwehren und dem Bataillon, das Puttlitz führte, schloß sich das 4. ostpreußische Regiment, unter Major von Clausewitz und die russische Batterie mit Nachdruck an; ein verheerendes Feuer in kurzer Entfernung riß ganze Reihen nieder; zuletzt focht man Mann an Mann mit Gewehr und

Kolben. Eine Stunde etwa dauerte das furchtbare Ringen, dann wichen die französischen Reihen, Dennewitz ward genommen, der weichende Feind, als er sich hinter dem Dorfe neu zu stellen suchte, auseinander gesprengt. Der Sieg war hier vollständig; der Rest des Gefechtes galt nur noch darum, den Rückzug über die Aa so gut es ging zu decken. Hinter Dennewitz trafen die siegreich Vordringenden schon mit Tauentziens Truppen zusammen und begrüßten einander mit lautem Zuruf."

Eben so tapfer focht die Landwehr bei Wartenburg, und Dr. Beitzke theilt bei der Schilderung dieser Schlacht eine Anekdote mit, die den Geist dieses Heertheiles vortrefflich charakterisirt. Blücher erzählte dem Dichter Fouqué einen Vorfall, der auf die Schlacht bei Wartenburg Bezug hat, mit der Bemerkung: wie man zuweilen selbst „einen dummen Streech" machen könne. „Ein Landwehr-Bataillon, welches bei Elster über die Brücke gehen sollte, sehr zerlumpt vom bisherigen Feldzuge und nicht in der besten tactischen Ordnung, konnte mit dem Uebergange aus Mißverständniß oder zufälligen Ursachen, nicht sogleich fertig werden. Auf der Stelle fuhr nun Blücher auf dasselbe los: „Ihr Sch . . . . . zeug, Ihr scheint keene Lust zu haben, da drüben anzubeißen, aber Euch soll das Donnerwetter regieren; wenn Ihr nicht fortmacht, laß' ik Feuer uf Euch geben!" Das Bataillon bedeckte sich in der Schlacht mit Ruhm. Als nun am andern Tage der siegreiche Feldherr sich vor der Front der Truppen zeigte, jubelte ihm Alles entgegen, nur dies eine Bataillon blieb stumm. Blücher fühlte, daß eine Genugthuung nothwendig war. Er wandte wieder zu dem Bataillon um und sagte: „Aberst Kinder, seid doch keene dumme Deuwels nich un globt, dat ik dat gestern in Ernst gemeent habe; ik weeß, dat Ihr alle düchtige Kerls seid, ik habe ja man gespaßt." Ein schallendes Hurrah und unmäßiger Jubel war dann die Antwort.

Einen solchen General, der so seine Truppen zu nehmen und zu führen verstand, bedurfte es auch, um den Feind im Sturme aus dem Lande zu treiben — einen Marschall Vorwärts, der nicht ruhte und rastete, bis er in Paris Frankreich den Frieden diktiren konnte. Die Diplomatenfedern schrieben ihn freilich dann mit etwas zu blasser Tinte nieder, aber das Land war frei und eine schwere, gewaltige Aufgabe glücklich gelöst, und wenn uns eine kleinliche Zeit niederdrücken will, dann können wir doch nur aus jenen großen Tagen Muth und Begeisterung schöpfen und die Hoffnung, daß dieser Heldenmuth, der einst so herrlich aufgeflammt, nie völlig erlöschen wird.

Schon im Jahre 1817 handelte es sich um eine neue Reorganisation der Landwehr-Regimenter, die königliche Ordre ward dahin gedeutet, daß künftig diese Truppen-Gattung gerade so wie die Linie eingeschult werden sollte. Ein hoher Offizier gab dieser falschen Deutung, bei Leistung des Fahneneides neue Nahrung; in Breslau kam es zu einer Weigerung des Fahneneides und das Linienmilitair mußte herbeigerufen werden, die Landwehr zur Ordnung zu bringen. Es wurde scharf geschossen und mehrere Bürger büßten ihr Leben ein. Bald nach dem Frieden erkaltete die Liebe für diese doch so gewaltige Stütze des Thrones und vielleicht legte dies Ereigniß, wie manches Andere, den ersten Keim zu jenem Mißtrauen gegen die Landwehr — freilich nur gegen ihre tactischen Fähigkeiten im Felde — das seitdem so hoch angeschwollen, daß man es vorgezogen, an dieser hoch und kräftig aufgeschossenen Eiche die Axt zu legen, um sie nach französischen Mustern zu behauen und ihr eine gefälligere Form zu geben. Wir aber wollen die Landwehr feiern, die einst des Landes und der Freiheit bester Schild und Hort gewesen und an der sich selbst die verheerenden Wogen eines zweiten Jena brechen würden, wenn uns ein solches beschieden sein sollte, und deshalb wollen wir mit den herrlichen Worten unseres unvergeßlichen Uhland schließen, die in die Jubelfeier der Landwehr tröstend und erhebend hinein klingen mögen:

„Was unsre Väter schufen
Zertrümmern ohne Scheu,
Um dann hervorzurufen
Das eig'ne Luftgebäu;
Fühllos die Männer lästern
Die wir uns ausgewählt,
Weil sie den Plan von gestern
Zu huldigen verfehlt;
Die alten Namen nennen
Nicht anders, als zum Scherz;
Das heißt, ich darf's bekennen,
Für unser Volk kein Herz!"

L. Habicht.

Seifenblasen.

O Traum der Kindheit — heitre Spiele,
Die uns im Alter nie mehr glücken:
Der Hoffnung flücht'ge Seifenblasen,
So lustig in die Welt zu schicken!

Was kümmert's Euch, ihr gläub'gen Seelen,
Daß sie im Flattern schon zerstieben,
Die Blasen, die so prächtig glänzten —
Denn Euch ist ja der Schaum geblieben.

Wir aber denken unsrer Jugend,
Der bunten Zeit der Seifenblasen,
Der Herzen, die einst stürmisch pochten,
Der Freunde, die jetzt unterm Rasen.

O, Jugendspiele — Jugendträume!
O Seifenblasen, die zerronnen! —
Den Himmel glaubten sie zu stürmen,
Und ein Stück Erde ward gewonnen.

L. H.



Seifenblasen.

Bei Nacht und Nebel in London's Straßen.

Es sind jetzt zweiundfunfzig Jahre, daß London sich in einem Zustande außerordentlicher und allgemeiner Aufregung befand. Bejahrte Leute, welche zu jener Zeit Kinder gewesen, erinnern sich noch, wie man damals zitterte, nach Eintritt der Dunkelheit allein zu sein, und wie man sich fürchtete, zu Bett zu gehen. — Am 9. December jenes Winters (1811) wurde die ganze Familie der Marr's und ihr Ladenjunge, in der Nähe von Ratcliffe Highway, und im Verlauf einer Viertelstunde, mit besonderer Grausamkeit ermordet: ihr Gehirn war mit einem Hammer aus dem Kopf geschlagen worden. Das Dienstmädchen war ausgeschickt worden, um Austern zu holen; als sie heimkehrte, fand sie den ganzen Haushalt todt. —

Am 19. desselben Monats ward die ganze Familie der Williamsens, in derselben Gegend von London und in derselben Weise, barbarisch ermordet. Eine Zeit lang blieben alle Nachforschungen ohne Resultat; endlich brachte man einen Mann zur Haft, welcher sich aber im Gefängniß erhängte, ohne eine Enthüllung gemacht zu haben. Aus den Berichten jener Zeit geht hervor, wie das Gemüth des Publikums gepeinigt wurde von dem Gedanken, daß die Mörder unentdeckt und frei unter ihnen umhergingen. In jeglichem Hause herrschte eine unbeschreibliche Aengstlichkeit in Bezug auf Schlösser und Riegel, und vor dem Schlafengehen ward jeder Winkel durchsucht. Man scheute jedes Gespräch mit unbekannten Personen,

welche sich an den Thüren sehen ließen, sei es als Bettler oder als Arbeiter, welche Beschäftigung suchten. Die Eltern vermieden, das Thema in Gegenwart ihrer Kinder zu berühren; aber auf die Seele dieser machte das Geheimniß nur einen um so tieferen Eindruck, wenn sie sahen, daß in den Schlafzimmern von nun an überall Licht gebrannt und die Dienerschaft des Hauses so placirt wurde, daß sie des ersten Rufes gewärtig sein konnte. Die Kinder wagten sich nach der Dämmerung kaum noch auf den Flur des eigenen Hauses, und der Schrei „haltet den Dieb!" von der Straße her war genügend, um die Fröhlichkeit ihrer Spiele für den Rest des Abends zu unterbrechen. Umsonst sagte man den Kindern, daß nur zwei oder drei Leute den Mord der Marr's und Williamson's vollbracht haben, und daß diese zwei oder drei zu derselben Zeit doch nicht wohl überall im Königreich sein konnten. Der Schrecken war da, und er machte jenen Winter zu einem der unvergeßlichsten für Alle, welche ihn mit erlebt hatten.

Ein ähnlicher Winter des Schreckens hat in diesem Jahre für London begonnen. Eine ähnliche Panik liegt jetzt über diesem ungeheuren Ozean von Häusern und lebenden Wesen, sobald nach dem kurzen, düstren Tage, die lange Nacht beginnt, welche die Tausende von London's Straßen und seine Millionen von Menschen in tiefes, unentwirrbares Dunkel begräbt. Denn eine Bande raublustigen Gesindels scheint auf Einmal gegen die Bevölkerung losgelassen zu sein, gegen welche die bisher so bewunderte Londoner Polizei keinen Schutz mehr gewährt. Die beiden Worte, welche augenblicklich das größte Maß von Entsetzen für jeden Londoner ausdrücken, sind: „Ticket-of-leave-man" und „Garottiren".

Ein „Ticket-of-leave-man" ist dem Londoner kein neues Wort. Es bezeichnet eine Reform im System des englischen Strafrechtsverfahrens, seit Abschaffung oder richtiger Beschränkung der Deportation von Verbrechern nach den Strafcolonien. Als es sich herausgestellt hatte, daß die massenhafte Abführung von Verbrechern (Verbrecherinnen wurden regelmäßig nicht deportirt) die Colonien in einen moralischen Sumpf zu verwandeln drohte, in welchem es kein ordentlicher Mensch mehr auszuhalten vermochte, da entschloß man sich, eine Praxis aufzugeben, welche dem Mutterlande allerdings bequem, den Colonien aber ebenso schädlich und gefährlich war. In diesem Augenblick werden nur noch wenige Verbrecher nach West-Australien zum Zweck der Arbeit, deportirt; die Masse derselben bevölkert wieder die Gefängnisse und Zuchthäuser der Heimath. Nun aber war mit der Deportation der Grundsatz verbunden, gebesserte Sträflinge unter gewissen Bedingungen aus den Colonien zu entlassen, und hierfür war man den in den Correktionsanstalten Detinirten einen Ersatz schuldig. Dieses führte zu dem Ticket-of-leave-System. Man erläßt demzufolge Sträflingen, welche sich ernstlich gebessert haben, einen Theil ihrer Strafzeit, und giebt ihnen mit einem „ticket-of-leave", d. h. Entlassungsschein, unter gewissen Bedingungen die Freiheit wieder. Diese Bedingungen ihrer Freiheit befinden sich auf der Rückseite des Entlassungsscheins und die wichtigste derselben lautet: „Wenn er (der entlassene Sträfling) sich mit notorisch schlecht berufenen Charakteren einläßt, ein müßiges und lasterhaftes Leben führt oder keine Mittel aufzuweisen hat, um auf anständige Weise seinen Lebensunterhalt zu verdienen, so soll angenommen werden, daß er auf dem Wege ist, in das Verbrechen zurückzufallen, und er soll alsdann auf der Stelle ergriffen und unter seinem ursprünglichen Urtheilsspruch in das Gefängniß zurückgebracht werden." ꝛc. — In Irland, wo diese Vorschriften auf das Strengste beobachtet werden, haben sie zu einer Art von beständiger Ueberwachung dieser verdächtigen Klasse geführt; aber in England ist dies nicht der Fall, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil die Polizeimacht zu einer so umfassenden Thätigkeit daselbst nicht ausreicht. Zugleich mit seinem Entlassungsschein erhält der „gebesserte" Verbrecher hier seinen vorschriftsmäßigen neuen Anzug, ein paar Hemden, Schuh und Strümpfe, eine Bibel und ein Gebetbuch. Damit hat die obrigkeitliche Thätigkeit in Bezug auf ihn ein Ende und er hat nun die Freiheit, zu jeder beliebigen Verbrecherhöhle, nach eigener Wahl zu gehen, und wenn er per Eisenbahn geht, so hat die Nation obendrein noch die Reisekosten zu bezahlen. Das Einzige, was sie hierbei noch einigermaßen im Zügel hält, ist die Einrichtung, daß sie das Geld, welches sie im Gefängniß verdient haben, nur zum Theil bei der Entlassung erhalten, während man ihnen den andern Theil erst nach Verlauf von drei Monaten aushändigt, wenn sie ihr dahingehendes Gesuch durch einen Attest unterstützen können, daß sie jetzt ihren Lebensunterhalt „auf anständige Weise" werben. Aber dieses Certificat scheint sehr leicht zu haben zu sein, denn noch vor Kurzem enthielt die „Times" eine Zuschrift, in welcher der Einsender erklärte, daß ein Sträfling ein solches Attest, wohlbeglaubigt, erhalten habe, obgleich er den größeren Theil der Zwischenzeit — im Gefängniß, wegen eines neuen Verbrechens zugebracht habe.

Die Direktoren der englischen Correktionshäuser rühmten sich bisher, daß nur zwanzig Procent ihrer Leute in das Verbrechen zurückfielen. Allein die Thatsachen haben dargethan, daß diese Berechnung im Grunde nur das beweise: daß sie nicht wissen, was aus den andern achtzig wird. Ein von vier Yorkshire Magistratspersonen im verflossenen Sommer veröffentlichtes Schriftchen über diesen Gegenstand zeigt, daß „aller Wahrscheinlichkeit nach wenigstens die Hälfte der auf Wohlverhalten entlassenen Sträflinge mehr oder weniger wieder zum Verbrechen zurückgekehrt sind."

Nun — was diese Männer im Sommer voraus-

gesagt haben, scheint dieser Winter bestätigen zu sollen. Das Verbrechen ist reif und London, sobald die Nacht es bedeckt hat, ist eine einzige große Räuberhöhle geworden. An Anzeichen im Voraus hat es nicht gefehlt. Die Kunst des Garottirens, vor welchem in diesem Augenblick ein so ungeheurer Schrecken herrscht, ist nicht neu. Schon vor drei Jahren wurde ein Gentleman, welcher zur Presse gehört, von Hinten überfallen, von unsichtbaren Händen an der Kehle zusammengeschnürt, und in dem Zustande der Betäubung, welcher dieser Gewaltthat folgte, seines Geldes, seiner Uhr und sonstigen Werthsachen beraubt. Etwas Aehnliches begegnete, wie sich vielleicht mancher Leser noch erinnern wird, in den ersten Tagen dieses Sommers einem Mitgliede des Parlaments, und zwar in einer der vornehmsten Straßen der Stadt. Seit jener Zeit wiederholten sich Vorfälle der geschilderten Art mehr und mehr, bis sie jetzt, unter dem Schutzmantel der Winternacht, zu einer Plage geworden sind, welche die Sicherheit des öffentlichen Verkehrs in ungewöhnlicher Weise bedroht und die Aufmerksamkeit der Behörden ernstlich in Anspruch nimmt.

Wie die Sachen stehen, ist der nächtliche Straßenraub in London jetzt als eine neue und feststehende Erscheinung im hauptstädtischen Leben zu betrachten. Piccadilly nach Mitternacht ist jetzt beinahe so unsicher, als die Haide von Hounslow vor hundert Jahren war, als die „Captains" noch florirten, d. h. die Straßenräuber, welche dort, bis an die Zähne bewaffnet, bei Nacht und im Hinterhalt auf die Ankunft der Postkutsche lauerten. Bis vor Kurzem hätte man denken sollen, daß die Tendenz des Zeitalters sei, an die Stelle der Gewalt, wie ehedem, den Betrug zu setzen, wenn man andrer Leute Eigenthum sich aneignen wollte; aber London scheint nun wirklich in sich alle die glatte Schurkerei der Civilisation mit all' der blutigen Gewalt der Barbarei zu vereinigen. Die belebtesten Straßen dieser unermeßlichen Stadt sind nach einander die Schauplätze räuberischer Anfälle gewesen, bei welchen das Wunderbarste die Frechheit ist, mit welcher sie verübt werden. Die Ansicht, daß zum Räuberhandwerk ein einsamer Platz nothwendig sei, hat sich überlebt. Man ist in dieser Beziehung einen Schritt weiter gegangen, und die neue Zeit verleugnet sich auch hier nicht in der Beseitigung hergebrachter Vorurtheile. Ihre Tendenz, die Arbeit für den Einzelnen zu vereinfachen und durch die Anwendung von möglichst geringer Kraft eine möglichst bedeutende Wirkung hervorzubringen, ist auch auf diesem Felde sichtbar. Die Wegelagerer haben die wilden, sturmgepeitschten Moore von England verlassen, wo der Reisenden wenige waren, und die Arbeit, sie zu berauben, mit ermüdender Wachsamkeit und dem Ertragen des rauhen Wetters verbunden war; sie haben sich dafür nach den Mittelpunkten der Bevölkerung begeben, wo sie ihre Schlachtopfer ohne Mühe und Verzug finden, und wo der Räuber, nachdem er sein nächtliches Werk gethan hat, sich's unter einem freundlichen Obdach rasch bequem machen kann. Anstatt erst viele Meilen wandern zu müssen, wie in der „guten, alten Zeit", stellt er sich jetzt einfach in die Dunkelheit eines Hofes, welcher in eine Straße mündet; auch von dem romantischen Ruf „das Geld oder das Leben!" ist nicht mehr die Rede bei diesem modernen Räuber, dessen ganzes Geschäft darin besteht, einen Mann, welcher des Nachts über die Straße geht, von Hinten zu überfallen, ihn niederzuwerfen, fast zu erwürgen, zu berauben und mit nach Außen gewandten Taschen liegen zu lassen. — Kurz — seit die „Ticket-of-leave-men" der Polizei über den Kopf gewachsen sind, ist jener Zustand wieder eingetreten, den vor mehr als hundert Jahren Henry Fielding, derzeit Friedensrichter von London, in seinem Romane beschreibt: „Nun sind Diebe und Räuber wach, und ehrbare Nachtwächter in tiefem Schlaf; in einfachem Englisch: es ist Mitternacht!"

Aus welchem Gesichtspunkte die Garotteurs diese „Umkehr des Jahrhunderts" betrachten, zeigt uns folgender Vorfall, den wir vor ein paar Tagen in den Polizeiberichten der englischen Blätter gelesen haben. Ein Gentleman kehrte von Pimlico nach seiner Wohnung in Lamb's Conduit-street des Morgens um drei Uhr heim. Nun, dies ist einer der frequentesten und sollte man meinen sichersten Wege in der ganzen Stadt; denn was kann sichrer sein, als die Plätze und Straßen, auf denen das Haus der Königin, die Häuser des Parlaments, die Ministerien, die Nationalgallerie und einige der größten Kirchen von London stehen? Allein als der heimkehrende Wandrer nach Long Acre einbog, in der Nähe des Strandes und mehrerer der Haupttheater von London, da sah er drei Männer sich nahen. Zwei derselben stürzten sich auf ihn und versetzten ihm einen Schlag in den Nacken, der ihn zu Boden warf. Dann stießen sie ihn, wie gebräuchlich, und waren eben dabei, seine Taschen auszuleeren, als sein Geschrei einen Policeman herbeirief. Bei der Ankunft des Constabels liefen die drei Männer fort, wie ebenfalls gebräuchlich. Sie wurden verfolgt, und einer wurde sogleich, die beiden andern etwas später gefaßt. Als sie vor den Polizeihof von Bond-street gebracht wurden, eröffnete der eine von diesen Räubern sein Plaidoyer mit der Frage: „Welches Recht der Kläger habe, sich des Morgens um 3 Uhr noch in den Straßen herumzutreiben?" —

Es ist leicht einzusehen, daß — erhitzt, wie die Gemüther nun einmal sind — die Schrecken, welche die Phantasie malt, noch größer sind, als diejenigen der Wirklichkeit selber. Die Idee, von unsichtbaren Feinden verfolgt zu werden, hat sich der Einbildungskraft bemächtigt; und die Gefahr, unerwartet von der Hand eines Freundes auf die Schulter geschlagen zu werden ist jetzt vielleicht größer, als der Zufall des gewerbsmäßigen Garottirens. Denn Hand ist jetzt

gegen Hand und Arm gegen Arm erhoben. Schon ist ein Zuwachs sichtbar, sowohl in der Anzahl als der Dicke der Stöcke, welche die Fußgänger tragen. Es würde für den öffentlichen Frieden gut sein, wenn alle diese Stöcke die Köpfe derjenigen träfen, welche ihn stören; aber in der That kommt es jetzt nur zu häufig vor, daß harmlose, aber unvorsichtige Leute die Prügel bekommen, welche den Garotteurs zugedacht sind. Es ist daher jetzt mit einer doppelten Gefahr verbunden, bei Nacht und Nebel in London's Straßen zu gehn; da die Furcht, garottirt zu werden, kaum größer ist, als diejenige, geprügelt zu werden, und da, wenn man den kühnen Frevlern am Gesetz entgangen, man nicht sicher ist, den allzueifrigen Vertheidigern desselben in die Hände zu fallen. Wenn man es nach Einbruch der Nacht wagen sollte, einen Mann um die Richtung einer Straße zu fragen, so wird dieser wahrscheinlich seinen Knüppel erheben, und in eingebildeter Nothwehr den unglücklichen Fragesteller zu Boden schlagen, und wenn man plötzlich um eine Ecke biegt, so ist es möglich, daß man noch plötzlicher mit einer Tracht Schläge von irgend einem Unbekannten empfangen wird, welcher entschlossen ist, daß die Garotteurs ihm diesmal nicht entgehen sollen. — Kurz, Nachbarn und gute Freunde schweben jetzt unter der beständigen Gefahr, einander irrthümlich zu mißhandeln und dann zu erzählen, daß die Garotteurs ihnen aufgelauert und sie fast ermordet hätten.

Die Londoner Zeitungen sind voll von komischen Vorfällen dieser Art. Die Geschichte jenes Gentleman, welcher über eine Citronenschaale stolperte und in der Ueberzeugung, von irgend Jemand gestoßen zu sein, sich an den Ersten Besten, der in der Nähe stand, für die vermeintliche Beleidigung rächte, ist älter, als die Furcht vor den Garotteurs. Aber nun, wo Jedermanns Kopf, wie einer von den Polizeimagistraten neulich bemerkte, voll davon ist, kann man sich über den verschwenderischen Gebrauch von Stöcken nicht weiter wundern. Diese Bemerkung wurde durch folgenden, vor den Magistrat gebrachten Fall hervorgerufen. Ein Gentleman, welcher eines Nachts spät nach Hause ging, sah zwei Männer in einem Thorweg stehen. Als er von dem Trottoir auf den Fahrweg abbog, um den beiden Männern auszuweichen, kam einer von denselben auf ihn zu und sagte, indem er seinen Stock erhob: „Erlauben Sie mir ...“ Der Gentleman aber wollte Nichts erlauben, sondern zog ein Messer und drehte, es gegen den Sprecher zu gebrauchen. Nun kam ein Policeman, und der Träger des Stockes wurde arretirt, worauf er behauptete, seine Absicht sei nur gewesen, zu fragen, ob der Gentleman einen gewissen Captain Tommley kenne? Der andre Mann am Thorweg stand still und sagte gar Nichts. Nach genaueren Erkundigungen über die Verhältnisse der beiden Männer, stellte es sich heraus, daß der Stockträger ein Mitglied des „Ringes“ sei, nicht desjenigen Ringes, welcher bei dem Preisboxen der „Champions von England“ die bedeutende Rolle der Conaisseurs vertritt, sondern des Ringes, welcher sich bei Epsom und andern Pferderennen zum Zweck von Wetten und andern gleich nützlichen Beschäftigungen versammelt. Dieses Mitglied des Ringes nannte sich einen „Prophet“, welches, obgleich es nicht strict in dem biblischen Sinn genommen werden darf, doch immer noch in dem sonst so sündenreichen London ein ebenso verehrtes als einträgliches Amt ist. Diese „Wettrenn-Propheten“ (racing prophets), welche in den dumpfen Gassen von Whitechapel zu leben pflegen, sagen nämlich auf Monate voraus, welches Pferd in den bevorstehenden Wettrennen von Epsom, oder Dover, oder Chester 2c. siegen werde, und lassen sich, ungleich den Propheten des alten Bundes, ihr Voraussagen theuer bezahlen. Das Wunder dabei ist nur, daß man ihren Prophezeihungen, welche nicht, gleich denen ihrer alttestamentarischen Vorfahren, in das Dunkel von Jahrhunderten gehüllt sind, sondern sich schon beim nächsten Rennen als falsch herauszustellen pflegen, immer noch glaubt und auf dieselben jene hohen Wetten gründet, welche neuerdings, und mit Recht, von den englischen Blättern als der Ruin so manchen Hauses geschildert und verpönt worden sind. Ein solcher Prophet nun war unser Gefangene mit dem Stock, von welchem der Magistrat annahm, daß — da sein eigentliches Geschäft in den Wintermonaten, wo keine Wettrennen Statt finden, stocken müsse — es nicht unmöglich sei, daß er sich einstweilen, und bis zum Frühling, wo die Wettrennen wieder beginnen, mit garottiren beschäftige. — Der andere Gefangene declarirte sich als einen Bäcker, dessen Gewerbe allerdings der Entwickelung der Armmuskeln sehr günstig ist, aber doch in keinem nothwendigen Zusammenhange mit Straßenräuberei steht. Dennoch, wenn ein Bäcker — wie hier der Fall war — aussagt, daß er von ihm hinterlassenen Gelde lebe, so ist die Polizei zu einigem Argwohn berechtigt. Die beiden unglücklichen Gefangenen, der Prophet und der Bäcker, wurden daher in's Gefängniß gebracht, und erst nach einiger Zeit wieder frei gegeben, als es sich herausstellte, daß sie — soweit ein Prophet und ein Bäcker dies überhaupt sein können — ehrliche Leute seien, nur in der betreffenden Nacht ein wenig betrunken! —

Dieses sind die komischen Seiten der Panik, welche gegenwärtig in London herrscht; aber sie hat auch ihre ernsteren, welche sowohl das Publikum als die Behörden dauernd beschäftigen. Denn wenn auch nicht jeder für sein und der Seinen Heil besorgte Familienvater so weit gehen wird, als Mr. Aspen Quiver, der Held einer Posse vom Adelphi-Theater, welcher aus Furcht vor den Ticket-of-leave-men stets einen neuerfundenen eisernen „Anti-Garotting-Kragen“ mit furchtbaren Stacheln um den Hals trägt, so hat doch die fortwährende Unsicherheit auch für

den vernünftigsten Mann etwas sehr Peinliches. Mit erneutem Eifer wird die Frage des englischen Strafverfahrens von allen Seiten erörtert, und nachdem die Philantropen lange Zeit das Wort allein gehabt, werden nun auch diejenigen wieder gehört, welche die Sicherheit von ehrbaren Leuten mindestens auf gleiche Linie mit dem Versuch einer gesellschaftlichen Rehabilitation entlassener Sträflinge stellen. Es ist wahr, in vielen Fällen ist der Verbrecher das Resultat oder das Opfer der Ueber-Civilisation; aber die Gesellschaft darf für das, was mehr ihr Unglück als ihre Schuld ist, nicht doppelt gestraft werden. Ehrliche Leute haben sogut ein Recht, gehört zu werden, als Schurken, und die größte Plage für ein Land ist es, wenn die Polizei mehr da zu sein scheint, um diese zu belästigen, als jene zu bewachen. Wir in Deutschland sind zum Glück nicht so human, um Sträflinge vor der Zeit zu entlassen und uns den Kopf darüber zu zerbrechen, wie man sie auf die für sie vortheilhafteste Weise wieder in die Gesellschaft ehrlicher Leute zurückführt, wie man es anfängt, ihnen Arbeit zu verschaffen, um sie sittlich und bürgerlich wieder herzustellen. Aber die Engländer sind nun einmal solche Narren, selbst in den gesunkensten Verbrecher noch den Funken von Menschlichkeit zu suchen, der ihnen geblieben, und durch Anfachung desselben, sie gleichsam ihr Leben noch einmal von vorn beginnen zu lassen. Es thut dem humanistischen Werthe dieser Bestrebungen keinen Eintrag, daß die jahrelang mit solcher Milde behandelten Verbrecher es sind, welche in diesem Augenblick Furcht und Schrecken in jedes Haus von London tragen; es zeigt nur, daß diese Art der Behandlung nicht die richtige gewesen, und daß eine andere gefunden werden muß, in welcher die Menschenliebe gegen Verbrecher sich auf eine wirksamere Weise mit der Sicherheit der ehrlichen Leute verbindet. Daß ein solcher Ausweg gefunden werde — ob er nun in einer Reform des bisherigen Deportationssystems oder einer Vermehrung der Polizeimacht bestehen soll — dafür bürgt uns die Ausdauer des englischen Volkes, welche nicht minder groß ist in der eigennützigen Verfolgung von commerziellen und politischen Vortheilen, als in den uneigennützigen Bestrebungen der Mildthätigkeit, der Nächstenliebe, der Humanität!

J. R.

Der Dom zu Speier.

„Es giebt wohl kaum einen Ort in deutschen Landen, wo die Erinnerung an unsere alte Reichsherrlichkeit so mächtig und weihevoll in dem denkenden Betrachter angeregt wird, als in dem stillen Platanenhain, welcher die ehrwürdigen Mauern des Speierer Doms umgiebt", bemerkt Dr. Karl v. Lützow mit Recht in seinen trefflichen Abhandlungen über die Meisterwerke der Kirchenbaukunst. „Ein bekiester Pfad führt uns von den Ufern des Rheins durch Wiesen und Weinpflanzungen die Höhe hinan, welche Kaiser Konrad II., um seine Bauten gegen den Andrang des Stromes zu schützen, mit einer steilen Bruchsteinböschung einfassen ließ. Eine mittelalterliche Warte schaut von hier weit in das gesegnete Rheinthal hinaus. Wenn man die Lichtung hinter sich läßt und der Stadt zuwandert, so treten plötzlich die altersgrauen Wände des Doms, zuerst der halbrunde Chor, und unter ihm die düstern Fenster der Kaisergruft, dann die östlichen Thürme und das massive Querschiff aus dem Gebüsch hervor."

Der altehrwürdige Dom zu Speier, von dem wir heut die nebenstehende Zeichnung bringen, würde schon als bedeutendes gothisches Bauwerk für uns von höchstem Interesse sein, denn er gehört zu den edelsten Schöpfungen deutscher Baukunst, aber er hat noch einen andern Anziehungspunkt, — nicht weniger als neun deutsche Kaiser ruhen dort von der harten Arbeit, über Deutschland regiert zu haben, endlich aus.

Niemals zeigt sich die ganze Größe irdischer Vergänglichkeit erhabener und zermalmender, als an Kaisergräbern! Staub wie wir — die Welt rollt weiter — sie waren und wir sind! Das Stirnrunzeln der einst so Gewaltigen macht uns nicht mehr zittern, ihr Lächeln nicht mehr glücklich, aber wunderbare Gedanken wecken sie doch, diese Kaisergräber, und ein Stück Weltgeschichte liegt darin eingesargt... zertrümmerte Hoffnungen... zerbrochene Kronen und all' der Tand, um dessentwillen Ströme von Blut vergossen, das Glück ganzer Völker schonungslos zertreten wurde. Wie wir auf einem Schlachtfelde nach Jahren vergeblich die wilden Spuren der Zerstörung suchen, weil die nimmer rastende Natur alles von Neuem übergrünt, so hat auch die Zeit um diese Kaisergräber ihre Schleier gehüllt, und es kostet Mühe sich zu erinnern, daß dort Helden schlummern, deren Leib zwar endlich in Staub fallen wird, deren Namen aber die Geschichte bald mit blutigen, bald mit goldenen Lettern in ihr Buch eingetragen hat — zum Nimmervergessen.

Einem der trefflichsten deutschen Kaiser, Konrad II. von Franken, verdankt der Dom zu Speier sein Entstehen. Am 12. Juli 1030 wurde der Bau begonnen, und nur neun Jahre später, wieder an einem 12. Juli, zog der Kaiser als Leiche in den Dom ein, den er gegründet, und der hoffentlich Jahrhunderte noch ein Denkmal bleiben wird, wie schon in jenen Tagen deutsche Kaiser bauten. Groß und gewaltig wie ihr Sinn, waren auch die Gebäude die sie aufführen ließen.

Der Sohn Konrad's, Heinrich III., ließ den noch unvollendeten Dom prachtvoll weiter führen, und bettete sich dort ebenfalls zur letzten Ruhestatt. Nicht



Der Dom zu Speier.

so leicht sollte es seinem unglücklichen, im Leben wie im Tode rastlos umhergetriebenen Sohne, Heinrich IV. werden, hier ein letztes Asyl zu finden. Heinrich IV. war am 7. August 1106 in Lüttich eines schnellen Todes gestorben und seine Leiche dort beigesetzt worden. Das Schicksal hatte ihn davon erlöst, selbst mit seinem Sohne um die Herrschaft ringen zu müssen; an den feindlichen Sohn stellte der alte Kaiser nur die Bitte, daß er seine Gebeine gen Speier bringen möge. Aber Heinrich IV. hatte im Hofe zu Kanossa noch nicht genug gebüßt und der rohe Kaisersohn hatte die Stirn, nicht nur die Bitte eines Todten zu ver-

sagen, sondern ließ auch, auf Aufsinnen der Bischöfe, den Sarg des Gebannten aus der geweihten Erde holen, und unbeerdigt auf eine Insel in der Maas stellen, wo ein Mönch aus Jerusalem Tag und Nacht Bußpsalmen für des Kaisers Seele anstimmte. Im September wurde der Leichnam auf Befehl Heinrich V. gen Speier geschafft und im Dome niedergelegt. Der dasige Bischof indeß verbot den Gottesdienst in der durch die Leiche entheiligten Kirche und setzte es durch, daß sie abermals aus der Ruhe gerissen und in eine noch nicht geweihte Klosterkapelle gebracht ward. Dort stand sie fünf Jahre; erst dann wurde der Bann aufgehoben und Heinrich IV. neben seinen Eltern eingesenkt. Ein finsteres Schicksal trieb nun einmal sein Spiel mit diesem Mann. — Im Jahre 1689 plünderten die Franzosen beutelüstern die Kaisergräber und streuten die Ueberreste in alle Winde. Eigenthümlich genug ist es, daß nach einer englischen Sage Kaiser Heinrich IV. gar nicht im Dome zu Speier, im Vaterlande schlummere — sondern in England, und wirklich weist die Cathedrale zu Chester ein marmornes Denkmal auf, mit der lateinischen Inschrift, daß dort die Ruhestätte des deutschen Kaisers Heinrich IV. sei.

Die fränkischen Kaiser hatten nun einmal eine besondere Vorliebe für den Dom zu Speier. Selbst Heinrich V. suchte sich ein Grab neben seinem Vater. Fürchtete er nicht, daß der alte Kaiser die Hand aus der Gruft erheben würde? oder wollte er nun erst Frieden mit dem Vater schließen, den er im Leben so arg verfolgt und bitter gekränkt? Damit fällt auch die englische Sage, daß für Heinrich IV. ein untergeschobener Leichnam im Dom zu Speier beigesetzt worden. Sein kaiserlicher Sohn würde sich schwerlich neben einem unechten kaiserlichen Leichnam zur letzten Ruhe gebettet haben.

Die Hohenstaufen suchten andre Gräber. — Der alte Barbarossa schlummert nach unsrer schönen deutschen Sage im Kyffhäuser, und sein großer Enkel Friedrich II. ruht fern im Süden, in Palermo. Rudolf von Habsburg dagegen, wandte sich wieder nach dem Dom zu Speier. Als er die Annäherung des Todes fühlte und auch die Aerzte ihm sein nahes Ende angekündigt, rief er aus: „Wohlan denn, nach Speier, die verstorbenen Kaiser zu besuchen." Der große Habsburger erreichte Speier nicht mehr, er starb schon, wie Schiller in seiner volksthümlich gewordenen Ballade erzählt, auf dem Ritte dahin, zu Germersheim am 30. September 1291. Obwohl durch den großen König der Thurm des Strasburger Münster erbaut worden, ließ er sich doch in Speier begraben. Ahnte er vielleicht, daß dieses herrliche Denkmal deutscher Baukunst in fremde Hände gerathen würde und wollte er wenigstens sicher in deutscher Erde ruhen? — Rudolf's unglücklicher Nachfolger auf dem Throne, Adolf von Nassau und später sein Sohn Albrecht der Erste, machten ebenfalls ihre letzte Wallfahrt in den Dom zu Speier.

Mit Albrecht I., dessen kühne Pläne der Dolch Johann's von Schwaben ein solch' rasches Ende machte — ist die Reihe der deutschen Kaiser im Dom zu Speier geschlossen. Die späteren Habsburger zogen nicht mehr „in's Reich" zur letzten Ruhestätte — sie blieben in Wien.

Die Franzosen, denen wir manche herrliche Ruine zu verdanken haben, wir erinnern nur an die deutsche Alhambra, das Heidelberger Schloß, zerstörten auch zum größten Theil den alten Dom von Speier mit seinen ehrwürdigen Kaisergräbern. Im Jahre 1689 brannten sie die beiden Thürme nieder und einen Theil der Kirche; der Dom blieb ein Jahrhundert in Ruinen, kaum hatte der Graf von Lymburg-Styrum seit dem Jahre 1772 für seine Wiederherstellung gesorgt, als die Franzosen 1793 in Speier sich wieder einfanden, um den Dom von neuem zu zerstören und endlich in ein Militair-Lazareth zu verwandeln. Warum nicht? Wo deutsche Kaiser begraben lagen, konnten auch französische Republikaner ihren letzten Seufzer aushauchen; das ist nun einmal die Ironie des Weltgeschickes! Durch König Max Josef in Baiern erstand der alte Dom wieder aus seinen Trümmern, und König Ludwig, in seiner rastlosen Bau- und Schaffenslust, vollendete nicht nur das schöne Werk, den Dom in seiner alten Gestalt wieder aufzurichten, er ließ auch das Innere desselben mit Freskomalerei von deutschen Künstlern schmücken, und wieder rauscht an einem Dom zu Speier der grüne Rhein stolz und freudig vorüber.

Johann Gottfried Seume.

Fern in fremden Landen war ich auch,
Bald bin ich heimgegangen,
Heiße Luft und Durst dabei,
Qual und Sorgen mancherlei —
Nur nach Deutschland
Thät mein Herz verlangen.

Hoffmann von Fallersleben.

Wenn der Spaziergänger nach Syrakus, Johann Gottfried Seume, nichts weiter gethan hätte, als die originelle Idee einer Fußwanderung nach Sizilien auszuführen, so würde er uns schon ein gut Theil Achtung abgewinnen, weil es in einer Zeit geschah, wo das Reisen nach Italien durchaus kein Spaziergang war. Aber Seume wird in der Erinnerung des deutschen Volks nicht allein als vortrefflicher Fußgänger leben, sondern als ein Mann, der zu einer Zeit, wo die „mondbeglänzte Zaubernacht" der Romantik bereits anfing die Welt in ihre wunderlichen Zauberschleier zu hüllen, nüchtern und besonnen blieb, und der es verdiente, unvergeßlich zu sein, auch wenn er uns Nichts hinterlassen hätte, als seine zwei Zeilen:

Wo man singt, da laß Dich ruhig nieder,
Böse Menschen haben keine Lieder!

Am 29. Januar 1763 wurde Seume zu Posern bei Weißenfels geboren und da somit seit diesem Tage ein volles Jahrhundert verflossen, erfordert es die Pflicht der Dankbarkeit uns das Bild des Dichters, sein Leben und Dulden noch einmal vor die Seele zu führen. In seiner leider nicht vollendeten Selbstbiographie hat uns Seume die tiefsten Einblicke in sein inneres Leben vergönnt. Er war zu dieser Arbeit von Herder, Gleim und Schiller aufgefordert worden und entschloß sich endlich zur Entwerfung einer Biographie, weil er fürchtete, einem schalen, geschmacklosen Lobpreiser in die Hände zu fallen und es zeigt die Tüchtigkeit seines Charakters, wenn er von sich sagen kann: „Thorheiten werde ich wohl nicht wenige und nicht geringe zu beichten haben; aber so viel ich mir bewußt bin, keine Schlechtheit."

Weil der kleine Seume mit dem Hubertsburger Frieden angekommen war, hatte man ihn „Gottfried" genannt. Sein Vater, ein schlichter Bauer, war noch verpflichtet Frohndienste zu leisten, aber dem alten Mann ward die Sense zu schwer und er mußte einige Male die große Wiese seines Grundherrn verlassen. Einige rohe Seelen, unter andern der Vogt, machten ihre bittern Bemerkungen, als sie den armen Bauer vor seiner Hausthür auf der Schwelle, mit seinem jüngsten Söhnchen spielen sahen. „Der gute Mann", erzählt Seume mit ergreifender Lebhaftigkeit, „wischte sich die Augenwinkel und legte sich lange einsam in den entlegensten Theil des Gartens. Nach drei Tagen lag er auf der Bahre." —

Die Wahl eines Lebensberufes fiel Seume sehr schwer. Aus einer angeborenen Neigung zum Soliden, entschließt sich Seume endlich, ein „Grobschmied' zu werden, aber der gutmüthige Pfarrer belehrt ihn „Junge, Du bist ja nur ein Zwerg und sinkst mit Hammer und Zange vor dem Amboß zusammen wie ein Taschenmesser, zum Grobschmied gehört ein Cyklope und kein Liliputer, wie Du bist." Der Junge verstand zwar das letzte nur halb, gab aber doch seinen Vorsatz ganz auf, „dennoch", gesteht Seume, „gehe ich noch jetzt selten vor einer Schmiede vorbei, wo nicht der alte Hang zur Solidität merklich zurückkehrte."

Nach dem Tode des Vaters, nahm sich der Graf von Hohenthal-Knauthain, der die seltenen Geistesgaben des jungen Seume erkannte, seiner an; von ihm unterstützt besuchte er zuerst die Schule in Borna.

Seume giebt uns aus dieser Schulzeit eine köstliche Schilderung:

„Die Frau Rektorin gab sich alle ersinnliche Mühe, mich fein und artig zu machen, so wie der Herr sich bestrebte, mich zur Tugend und Weisheit zu bilden. Inwiefern es dem Rektor gelang, kommt mir nicht zu, zu bestimmen; aber ihr gelang es sehr schlecht. Mein Anzug war immer sehr nachläßig, meine Haare grotesk struppig, und meine Schuhe schmutzig. Vor allem hatte sie ihren Krieg mit meiner Stirne, die ich nach ihrer Meinung unerträglich runzelte. Eh' ich mir's versah, versuchte sie eine Glättung mit der Hand, oder auch wohl mit der Bürste und drohte sogar mit dem Striegel; aber alles umsonst. Sobald ich in Gedanken gerieth, traten die Runzeln wie Furchen auf die Stirn und die Augenbrauen zogen sich finster zusammen. Das ist geblieben und man hat mich oft für melancholisch, mißmüthig gehalten, wenn ich meine seligsten Gedanken hatte."

Darin zeigt sich bereits der ganze Seume; mit diesem Stirnrunzeln, hinter dem sich doch ein harmloses, beinah kindliches Gemüth birgt, blickt er in unsere Literatur. Von Borna kam der Jüngling auf die Nicolaischule nach Leipzig. Seume hat nie viel vom Schreiben gehalten, — der dortige Rektor dafür um so mehr, und auf die Frage des gewaltigen Schulregenten: „wo haben wir unsere Präparation" zeigt sein Schüler auf die Stirn und antwortet: „hier!" „Wir sind etwas keck, wir werden ja sehen" — ruft der Schulmonarch erstaunt, aber sie war wirklich da, versichert Seume, und etwas Brummen von Eigendünkel beschloß den Sermon. „Der Rektor hatte die Manier, immer nur mit Man und Wir zu reden", erzählt Seume weiter, „und daraus entstand manches lächerliche Quidproquo. So sagte er einmal im hitzigen Eifer, ich glaube zum Buchhändler Sommer: „Wir sind ein Esel." Ich meinerseits protestire, antwortete dieser ganz lakonisch; und die Klasse wußte nicht, wo sie mit dem Lachen hin sollte. Ein anderer Lehrer dagegen donnerte vom Katheder herab, wenn es mit dem Cicero nicht recht gehen wollte, „Lumina mundi wollt ihr werden; ja, ihr Hallunken, Lumpenhundi werdet ihr sein!" und dieses Latinisiren war deutsch genug.

Der junge Seume bezog sehr jung die Universität, wo er sich der Theologie widmete, bald aber mit dem strengen Kirchenglauben zerfiel. Von Abenteuerlust getrieben, versuchte er, den Degen an der Seite, neun Thaler und den Tacitus in der Tasche, nach Paris zu wandern, gerieth aber unterwegs hessischen Werbern in die Hände und der Landgraf von Kassel, der damalige große Seelenverkäufer, übernahm, wie Seume sarkastisch erzählt, die Besorgung seiner ferneren Nachtquartiere nach Ziegenhayn, Kassel und weiter nach der neuen Welt. Es war zur Zeit des amerikanischen Befreiungskrieges, den viele deutsche Fürsten dadurch vortrefflich auszunutzen wußten, daß sie ihre Unterthanen an die Engländer verkauften, um damit ihre, durch den unsinnigsten Aufwand erschöpften Kassen wieder zu füllen. Seume, der begeisterte Freund der Freiheit sah sich gezwungen, gegen die um ihre Unabhängigkeit ringenden Amerikaner zu kämpfen und wieder fiel ein dunkler Schatten in seine ohnehin düstere Seele. Wir entsetzen uns, wenn wir hören, mit welcher Rücksichtslosigkeit die armen Neger

über den Ocean gebracht werden, daß man sie wie das Vieh einpferchte, aber unsere deutschen Landsleute haben, wie Seume versichert, noch Schlimmeres durchmachen müssen:

„In den englischen Transportschiffen wurden wir gedrückt, geschichtet und gepökelt wie die Häringe. Den Platz zu sparen, hatte man keine Hängematten, sondern Verschläge in der Tabulatur des Verdecks, das schon niedrig genug war und nun lagen noch zwei Schichten übereinander. Im Verdeck konnte ein ausgewachsener Mann nicht gerade stehen und im Bettverschlage nicht gerade sitzen. Die Bettkasten waren für sechs und sechs Mann; wenn vier darin lagen, waren sie voll, die beiden letzten mußten hineingezwängt werden. Es war für einen Einzelnen gänzlich unmöglich, sich umzuwenden, und eben so unmöglich auf dem Rücken zu liegen. Die geradeste Richtung mit der schärfsten Kante war nöthig. Wenn wir so auf einer Seite gehörig geschwitzt und gebraten hatten, rief der rechte Flügelmann: Umgewendet! und es wurde umgeschichtet, hatten wir nun auf der andern Seite genug ausgehalten, rief das nämliche der linke Flügelmann, und wir zwängten uns wieder in die vorige Quetsche. Das war eine erbauliche, vertrauliche Lage, ungefähr wie im hohen Paradiese, wenn auf der Bühne ein Volksstück gegeben wird."

Nach einer zweiundzwanzig wöchentlichen Fahrt wurden die Deutschen bei Halifax an's Land gesetzt. Seume, zum Unteroffizier ernannt, sollte ein Zelt aufschlagen lassen, da er aber nicht das Mindeste davon verstand, so half er sich aus dieser Verlegenheit, indem er einen alten preußischen Grenadier bei Seite zog und zu ihm sagte: „Schlippe", so hieß der Treffliche, „Latein und Griechisch verstehe ich so ziemlich, aber wenig vom praktischen Militair; helfe Er mir durch, vielleicht kann ich Ihm wieder durchhelfen", und in einer Stunde war das Zelt nach den scheinbaren Anweisungen des Unteroffiziers vollendet.

Statt mit in's Feld zu rücken, mußte Seume lange Regimentslisten schreiben. Es begann damals das papierne Jahrhundert, und wegen eines alten, morschen Pfanndeckels, der nicht zwei Pfennige werth war, wurden Bogen verschrieben. Als er sich dem lästigen Geschreibe einmal entziehen will, die Flinte auf den Rücken nimmt und auf die Jagd geht, wäre ihm dies Auskunftsmittel bald schlecht bekommen. Zum Glück ist der alte Oberst ein Deutscher und nachdem er Seume tüchtig herunter gehunzt, sagt der Oberst ehrlich: „Sind wir nicht ein Paar recht dumme deutsche Dorfteufel, daß wir uns nicht friedlich vertragen können und uns so zanken und streiten müssen." „Ich kann nicht widersprechen, Herr Oberst", brummt Seume mürrisch und halblaut, bekommt aber dafür die Abfertigung: „Zum Teufel, Herr, sei Er nicht impertinent."

Seume lernte im englischen Lager den berühmten Jäger Münchhausen kennen, der durch einige Verse auf ihn aufmerksam geworden war und ihn zu neuen Arbeiten antrieb. Beide Männer schlossen eine innige Freundschaft. Nach einigen Hin- und Hermärschen machte der zwischen den amerikanischen Freistaaten und England geschlossene Frieden der kriegerischen Laufbahn des jungen Dichters ein rasches Ende.



Johann Gottfried Seume.

Nach der Rückkehr fürchtete Seume an die Preußen verkauft zu werden und ergriff deshalb am hellen Tage in Bremen die Flucht. Seume, ein vortrefflicher Läufer, flog wie ein Pfeil durch die Straßen und zum nächsten Thor hinaus, aber die hessischen Jäger waren hart hinter ihm her und trieben ihn endlich in einen Sack zwischen den beiden Flüssen der Hunte und der Weser. Schon hielt sich Seume für verloren, denn erhitzt wie er war, konnte er sich nicht in's Wasser stürzen, weil er fürchten mußte, daß ihn auf der Stelle der Schlag rühre, und wenn er stehen blieb, dann ward er das Opfer seiner Flucht. Zum Glück sah er in einem Weidenbusch am Ufer der Hunte einen Fischerkahn und sprang hinein. Der mitleidige Fischer, welcher der Menschenjagd zugesehen hatte, hieß ihn, sich gleich auf den Boden niederlegen und stieß augenblicklich vom Lande ab. Nun kamen auch die Jäger und schossen; aber die Kugeln flogen über das Boot hinweg und der gleichmüthige Schiffer arbeitete ruhig weiter, bis er glücklich das jenseitige Ufer erreicht hatte. — „Hier Freund", sagte der Mann, „seid Ihr frei und auf oldenburgischem Grund und Boden. Gott helfe Euch weiter."

Aus Furcht vor den Preußen war Seume desertirt, um dennoch, als er seine Mutter besuchen wollte, denselben in die Hände zu fallen. General Courbière, der spätere wackre Vertheidiger von Graudenz, nahm

sich damals Seume's an, erleichterte ihm den Dienst, trug ihm auf seine Kinder zu unterrichten und empfahl ihn mehreren Familien. Schon einmal war dem armen Seume ein Fluchtversuch aus der preußischen Armee fehlgeschlagen, dennoch ergriff er das zweite Mal die Flucht, wurde leider eingefangen und mit Ketten belastet in die Garnison Emden zurückgebracht. Zum Unglück war der General, sein Gönner, mit dem Obersten des Regiments gespannt; Keiner traute dem Andern, um etwas für den Arrestanten gegen die strengen Kriegsgesetze zu wagen. Die angesehensten Männer von Emden verwandten sich für Seume, doch ohne Erfolg; vergeblich bat fast die ganze Stadt. Endlich kam die Jugend, an ihrer Spitze die eigenen Kinder des Generals und baten mit Flehen und Händeringen für ihren geliebten Lehrer um Gnade. „Kinder", sagte der General, konnte aber vor Wehmuth kaum sprechen, „Kinder, ich kann nicht, so gern ich wollte." Man nahm Seume die Ketten ab und führte ihn vor das Kriegsgericht, welches ihn zu zwölf Mal Spießruthen verurtheilte. Finster und schweigend trat Seume ab, als der Oberst „halt!" rief. Seume trat wieder vor. Der Oberst sprach weiter: „In Rücksicht des sonstigen guten Betragens des Arrestanten, seines moralischen Lebenswandels und des guten Gebrauchs, welchen er von seinen Talenten macht, auch wegen der Art und Weise wie er in Dienst gekommen ist, verwandelt das Kriegsgericht die Strafe in sechswöchentliches Gefängniß bei Wasser und Brot." — Der General setzte halblaut hinzu: „Arrestant wird es wohl nicht übel nehmen, wenn ihm die Bürger zuweilen ein Stück Braten schicken", und dieser Wink wurde verstanden. Seume hatte nie besser gespeist, als während seiner Strafzeit bei Wasser und Brot! —

Auf die Bürgschaft eines wackern Bürgers von Emden erhielt Seume Urlaub; entschlossen, nicht wieder zurückzukehren, ging er nach Leipzig, wo er sich literarisch beschäftigte. Das erste Honorar, das er für die Uebersetzung des englischen Romans „Honorie Warren" erhielt, verwandte er augenblicklich dazu, jene Bürgschaftssumme, die 80 Rthlr. betrug, mit Dank zurückzusenden. Nachdem er sich 1792 die Würde eines Doctors der Philosophie erworben hatte, wurde er Hofmeister und später Secretair des russischen Generals von Ingelström, der Seume sehr hochschätzte und ihm 1793 eine Stelle als Lieutenant bei den Grenadieren verschaffte. Der Ausbruch der polnischen Revolution zwang Seume zum zweiten Mal gegen die Freiheit zu Felde zu ziehen; er wurde von den Polen gefangen genommen und mußte Zeuge der Greuelthaten sein, deren sich die Russen bei der Eroberung von Warschau schuldig machten. Nach seiner Befreiung kehrte er wieder nach Leipzig zurück, wo er das Amt eines Correctors in der Druckerei seines Freundes Göschen in Grimma übernahm. Die geisttödtende Beschäftigung hatte den größten Nachtheil auf seine Gesundheit; um sich zu stärken, oder wie Seume selbst sagt: „um sich das Zwerchfell auseinander zu wandeln, das er sich über dem Druck von Klopstocks Oden etwas zusammengesessen hatte" machte er eine Fußreise, auf welcher er Oestreich, Italien, Sicilien, die Schweiz und Paris besuchte, deren Beschreibung er bald darauf unter dem Titel „Spaziergang nach Syrakus" herausgab. Merkwürdig bleibt die Genauigkeit und Bestimmtheit, mit welcher der Dichter seinen Plan ausgeführt hat. Als Göschen ihm die Aufsicht über seine typographischen Unternehmungen angetragen, hatte Seume gleich geantwortet: „Zwei Jahre will ich bei Ihnen sitzen, dann muß ich mich aber wieder ein wenig auslaufen. Ich will dann nach Syrakus." Mit dem letzten Tage der zwei Jahre, im Anfange des Dezembers 1801, reiste Seume ab und nach neun Monaten, trat er an demselben Tage, den er als Ziel seiner Abwesenheit bestimmt hatte, auch wieder in Göschen's ländliche Wohnung, zum frohen Erstaunen der ganzen Familie.

Seume's Spaziergang nach Syrakus ist noch heut von höchstem Interesse, denn das von ihm bereiste Land ist dasselbe geblieben und hat bis in die jüngste Zeit unter einem doppelten Drucke geseufzt, dem der Kirche und dem des Staates. Scharf und schneidend, oft von köstlichem Humor, aber immer wahr und ehrlich schildert uns Seume Land und Leute mit einer Frische und Anschaulichkeit, die dem „Spaziergange" eine bleibende Stelle in der Literatur sichern.

Im Jahre 1805 unternahm Seume eine zweite Reise über Petersburg, Moskau, zurück durch Finnland und Schweden; die er in dem kleinen Werke „mein Sommer" beschrieb. Hatte Seume schon in seinem „Spaziergange" kecke Streiflichter über die damaligen politischen Zustände geworfen, so trat dies in dem neuen Werke noch entschiedener hervor. Schon in der Vorrede stellte er die ganze Erbärmlichkeit der deutschen Zustände mit so unerschrockener Freimüthigkeit dar, und sprach sich so entschieden gegen die Usurpationen Napoleons aus, daß er das Schlimmste befürchten durfte. Er wußte was er that und meinte dennoch: „Ich habe dabei Nichts zu verlieren, höchstens meinen Kopf; und dieser fängt an grau zu werden und wird mir täglich entbehrlicher." Die Bitterkeit mit der er unsere damaligen Zustände beurtheilte, entsprang doch nur aus der tiefsten Liebe für sein Vaterland und die gesammte Menschheit.

Nach seiner Rückkehr in's Vaterland, dessen Erniedrigung Seume mit dem bittersten Schmerz erfüllte, lebte er meist in Sachsen. Der berühmte Fußwanderer starb nach langen und schweren Leiden in Teplitz am 13. Juni 1810.

Seume's Gedichte sind weder schwungvoll noch wohllautend, dennoch bleiben sie beachtenswerth, weil sie der Ausdruck eines edlen, kernhaft und wahrhaft männlichen Characters sind. Der Dichter verband mit der edelsten Humanität den glühendsten Haß gegen

alles Schlechte und Gemeine, er war von der innigsten Liebe zur Freiheit, zu seinem Vaterland und seinem Volk durchdrungen und haßte die Tyrannei und die Unterdrückung, in welcher Gestalt sie sich auch zeigte. Er war ein ganzer Mann, der unter einer rauhen Schale das weichste Herz barg. Mögen wir dem wackern Kämpfer für Recht und Freiheit ein theures Andenken bewahren und seinen Ausspruch beherzigen: „es wird alles besser gehen, wenn wir selbst mehr gehen!" —

Streifzüge gegen die Räuber in Calabrien.

Von

Julius von Wickede.

Es muß in der weichen, einschmeichlerischen Luft von Neapel liegen, daß man an dem süßen „dolce far niente" dort so großes Wohlgefallen findet und selbst ein Fremder gar leicht davon angesteckt wird. Das müßige Umherschlendern während der Morgenstunden in der Chiaja und Toledostraße, die stets abwechselnden Bilder des buntesten und lustigsten Volkslebens, was nur in ganz Europa zu finden ist, auf der Marinella oder dem Mercato oder Quais von Santa-Lucia; die splendiden Diners in unserem Hotel, wobei wir eine gehörige Umschau unter den edelsten Erzeugnissen der besten Weinberge hielten, welche das gesammte Königreich des vereinten Italiens nur besitzt, und vor Allem die köstlichen Fahrten in der leichten Barke auf dem im Abendsonnenschein glühenden Meerbusen, dessen unendliche Reize jeder Beschreibung spotten, — diese und noch manch' andere Genüsse, welche die Stadt, trotz aller ihrer jetzigen Unruhe, uns in überreicher Fülle darbot, hatten fast zu viel Verführerisches. Gar schwer konnte ich mich von allen diesen Freuden und dem angenehmen Gesellschaftskreis der zu ihrer Erhöhung so ungemein viel mit beigetragen, trennen, und doch mußte endlich geschieden sein, wenn ich den eigentlichen Zweck meiner Reise, nämlich gründliche Studien über die militairischen Verhältnisse in den Südprovinzen des neuen Königreichs anzustellen, nicht gänzlich verfehlen wollte. Deswegen beschloß ich wenigstens zu versuchen, ob ich nicht ein Augenzeuge von kleinen Gefechten gegen die sogenannten Brigantini zu werden vermöchte. Meine Erfahrungen über die Ausbildung der leichten Truppen für den kleinen Krieg im Gebirge, wurden jeden Falls dadurch bereichert, und dies allein lohnte schon die vielen Strapazen, die ich mit Sicherheit zu erwarten hatte. So ward denn der kleine Mantelsack gepackt, meine alten trefflichen Pistolen von dem weit und breit berühmten Meister Kuchenreuth in Regensburg, die mich nun schon in Schleswig-Holstein, in Algerien, den türkischen Donauländern und den Lamoricière'schen Schaaren des Jahres 1860 so treu begleitet hatten, mit frischer Ladung versehen, und fort ging es nach Calabrien zu den mobilen Kolonnen der Truppen des Königs Victor Emanuel. Mag man über den Zustand des jetzigen italienischen Reiches denken, wie man will — Eins steht fest: daß sich der König Victor Emanuel sehr tüchtige Truppen zu verschaffen gewußt hat; dies Zeugniß kann man ihm nicht versagen. Besonders die alten, schon vor 1859 bestehenden Bataillone und Schwadronen, welche vorzugsweise viele Sarden und Piemontesen enthalten, zeigen in militairischer Hinsicht ein Bild, an dem ein Soldatenauge sich schon mit Recht erfreuen kann. Ja, das Bersaglieri Bataillon, dem ich mich jetzt vorzugsweise anzuschließen die Erlaubniß erhalten hatte, war wirklich eine prächtige Truppe, welche auch der besten europäischen Armee zur Zierde gereicht hätte. Die Soldaten waren fast lauter Norditaliener, besonders aus den Alpengegenden Piemonts und der Lombardei. Kleine, feste Gestalten, breit von Schultern, kräftig im Gang und schnell in jeder Bewegung, ganz so wie der leichte Infanterist dies sein soll. Die scharf geschnittenen Gesichter waren von der süditalienischen Sonne so tief gebräunt, wie ich solches früher nur bei den Chasseurs d'Afrique in Algerien gesehen hatte, die dunklen Augen zeigten häufig Leben und Intelligenz, und die schwarzen Schnurr- und Knebelbärte, welche die meisten Soldaten hatten, trugen zur Erhöhung ihres kriegerischen Ansehens noch wesentlich mit bei. Alte, erfahrene Veteranen, die zum Theil schon die Feldzüge von 1848 und 1849 mit gefochten hatten, oder 1855 mit nach der Krimm gezogen, waren unter den Unteroffizieren ja selbst den Soldaten noch manche, mehrere aber hatten wenigstens 1859 bei Solferino und Paläștro, und dann 1860 bei Castelfidardo und vor Gaëta den Pulverdampf kennen gelernt. Dazu die sehr gute Bewaffnung und die zwar nach deutschen Begriffen etwas phantastisch aussehende, aber sonst ganz kleidsame und zweckmäßige Uniform der italienischen Bersaglieri — Alles trug dazu bei, den vortheilhaften Eindruck, den diese Truppe sogleich beim Erstenmal daß ich sie sah, auf mich machte, noch mehr zu erhöhen. Die Offiziere, größtentheils Piemontesen und auch Savoyarden, waren noch jugendkräftige und doch schon kriegserfahrene Männer, die meisten hatten ihre militairische Ausbildung auf den trefflichen Militairschulen Sardiniens erhalten, zeigten durch und durch ein echt soldatisches Wesen, vermieden alles widerwärtige politische Geschwätz und Gezänk, was doch zu nichts führt, sondern vollzogen, wie es dem Soldaten geziemt, auf das Pünktlichste die ihnen ertheilten Befehle, ohne sich sonst weiter um deren Grund und

Folgen im Mindesten die Köpfe zu zerbrechen. Mit solchen Männern in den verschiedensten europäischen Heeren verkehre ich stets vorzugsweise gern, und ich freue mich immer, wenn ich sie als Kameraden begrüßen kann. So hatte mich mein günstiges Geschick denn gerade zu diesem Bataillon geführt.

Es liegt mir sehr fern, die mannigfachen Naturschönheiten Calabrien's hier umständlich schildern zu wollen. Das Land ist, wie überhaupt ja ganz Süditalien, von der gütigen Natur fast überreich mit den besten Schätzen welche sie zu vertheilen hat ausgestattet, aber auch, in gleicher Weise fast, von seinen Bewohnern dafür auf die gröblichste Weise vernachlässigt worden. Die Gebirge sind nicht sehr hoch, aber theilweise furchtbar zerklüftet, zeigen sie die schroffsten, in sich zerrissensten Zacken und Zinnen, Hörner und Spitzen, wie nur das verwöhnteste Auge des vielgereistesten Landschaftsmalers sich solche wünschen kann. Selbst in den Alpen und Tyrol sah ich nirgend finsterere Schluchten, schroffere Abhänge, steilere Felswände und mit zersprengtem Gestein dichter bedeckte Gipfel, wie in manchen Gegenden Calabrien's. Die vielen, zwar meist kleinen und schmalen, aber schnell rauschenden und klaren Gebirgsbäche, die häufig in schaumigen Wasserfällen sich von den Felsen stürzen, die man hier findet, tragen viel zur Erhöhung der landschaftlichen Schönheit mit bei. In den Thälern und an den niederen Bergabhängen ist die Vegetation prachtvoll und von einer so südlichen Ueppigkeit und Fülle, wie wir solche selbst in den fruchtbarsten Theilen von Deutschland nicht annähernd kennen. Da Forstkultur und Waldschonung kaum dem Namen nach in Calabrien bekannt sind, so lichten sich schon viele Wälder auf eine bedenkliche Weise, und die Berge zeigen die kahle, unfruchtbare Oede, die besonders auch in Dalmatien und dann in Südtyrol das Auge des Reisenden so unangenehm berührt. Sorgte hier die Natur in ihrer unerschöpflichen Fruchtbarkeit nicht noch immer wieder einigermaßen für einen schnellen Nachwuchs und machte dadurch gut was der Menschen grenzenlose Faulheit und Indolenz hier verschuldet, so würde es in dieser Hinsicht noch ungleich schlechter aussehen. So trifft man mitunter hier noch wirklich prachtvolle Wälder, besonders von Kastanienbäumen, und dann höher an den Bergen hinauf von Pinien.

Es ist ein wildes, trotziges Volk, was in diesen calabrischen Gebirgen wohnt. Die Männer sind nicht groß, aber sonst stark gebaut, und zeigen ein ungleich kräftigeres Aussehen wie die Sicilianer da drüben jenseits der Meerenge von Messina. In ihrem ganzen Auftreten liegt etwas Finstres und Abstoßendes, und von der geschmeidigen Höflichkeit, wie solche der Italiener sonst so häufig dem Fremden gegenüber zeigt, wird man hier keine Spur finden. Auch das weibliche Geschlecht ist hier nicht schön. Die Gestalten sind meist kurz und untersetzt, die Füße groß, der Gang ist kräftig aber nicht elastisch, die Haltung gerade aber nicht graziös, das Auge groß und feurig, aber häufig von einem finsteren, ja geradezu unweiblichen Ausdruck, die Haut ist fast dunkelgebräunt und sehr sonnenverbraunt. Wie ganz anders sehen dagegen die Mädchen im römischen Albanergebirge, wo ich die schönsten Italienerinnen sah, die mein Auge je erblickte, aus, und dann auch die feinen, zierlichen Bauermädchen im Arnothal bei Florenz, die fast alle kokett geputzten Städterinnen gleichen. Auch die Dörfer und kleineren Städte in Calabrien fand ich durchweg äußerst verwahrlost aussehend. Die Steinmauern sind selten überkalkt, so daß man die rohen Felssteine sieht, die Fensterscheiben sehr häufig zerbrochen oder sonst wenigstens seit Menschengedenken nicht mehr geputzt, Thüren und Fensterrahmen unangestrichen und oft äußerst zerfallen, die Dächer schlecht gehalten; kurz Alles gewährt einen häßlichen, wüsten Anblick. Ich habe ganze Dorfschaften hier durchritten, in denen sich auch kein einziges Wohnhaus befand, was nicht mehr oder minder auffallende Spuren des äußersten Verfalles zeigte. Welche grenzenlos schlechten Straßen giebt es dazu in ganz Calabrien. Die Kunst, Chausseen zu bauen, scheint hierher noch gar nicht gedrungen zu sein, und vor 200 Jahren konnte es in den abgelegensten Gebirgsgegenden von Deutschland nicht viel schlechter sein, wie es hier noch jetzt der Fall ist. Und doch haben die Calabresen das prächtigste Straßenbaumaterial der Welt fast unmittelbar vor den Thüren liegen und brauchten nur ein wenig Fleiß anzuwenden, um vortreffliche Wege zu besitzen. Doch Fleiß, Ordnung und ein gesetzmäßiger Sinn fehlen leider einem bedeutenden Theil der Bevölkerung nur in zu hohem Grade.

Dies hier in allgemeinen, flüchtigen Umrissen geschilderte Land durchstrich ich nun in Begleitung des vorhin erwähnten Bersaglieri-Bataillons mehrere Wochen der Kreuz und Quere nach. Der Zweck der Truppen war, die Gegenden von den Bourbonischen Briganten, die sich aus den Abruzzen und der Basilicata auch bis hierher gezogen hatten, möglichst vollständig zu säubern. So konnte es uns denn an verschiedenen Abenteuern, bald komischer, häufiger aber noch blutiger Art, nicht fehlen, und es war ein wild bewegtes Leben was ich während dieser Zeit fast beständig führte. Schon am frühen Morgen, wenn die Sonne kaum hinter den Bergen hervorgestiegen war, und eine belebende Frische noch die Luft erfüllte, saß ich gewöhnlich bereits im Sattel des kleinen zottigen, aber starken und ausdauernden schwarzen Hengstes, den ich mir sammt einem halb erwachsenen Burschen, der Pferdewärter und Diener in einer Person darstellte, in Reggio gegen den täglichen Lohn von 10 Carlin = 5 Francs, gemiethet hatte. Filippo, so hieß der Bursche, hatte zwar entschiedene Anlage ein großer Taugenichts zu werden, oder war es eigentlich jetzt schon, und wenn er nicht bald einen

anderen Weg einschlug, wozu leider nur geringe Hoffnung vorhanden war, ziemlich begründete Anwartschaft, sein thatenreiches Leben dereinst in einem neapolitanischen Gefängniß zu beschließen; aber für die Zwecke, zu denen ich ihn gemiethet hatte, paßte er vortrefflich. Er war unermüdet, trabte stets mit seinen nackten Füßen neben unsern Pferden über Stock und Stein her, zeigte eine unverwüstlich gute Laune, wußte überall im ganzen Lande sehr genau Bescheid und verstand es, mit der Geschicklichkeit eines Raben, für sich und das Pferd stets die nöthigen Nahrungsmittel in Hülle und Fülle herbeizustehlen. Freilich war auch seine Ehrlichkeit gegen mich nicht sehr groß, und ich ertappte ihn wiederholt bei dem ihm streng verbotenen Versuch, meinen Mantelsack einer unbefugten Untersuchung zu unterziehen, wahrscheinlich nur in der allzulöblichen Absicht, ihn etwas leichter zu machen und sich in den Besitz einiger Sachen die ihm besonders gut gefielen, wozu namentlich zwei rothseidene Schnupftücher gehörten, zu setzen. Bei solcher Ertappung erhielt er dann von mir sogleich seine Strafe auf der That, nämlich einige tüchtige Hiebe mit einer schweren Reitpeitsche über die Schultern. Er brüllte dann zwar als stecke er am Spieße, tanzte scheinbar vor Schmerz und Wuth wie ein Affe im Kreise umher, stellte sich an als habe ich ihm die Glieder zerschlagen und sprudelte mir eine Menge fast unverständlicher Flüche und Betheuerungen entgegen, daß es ihm seine Ehre als Sohn der großen und einigen italienischen Nation nicht erlaube, sich von einem ketzerischen Deutschen wie ein Hund mit der Peitsche prügeln zu lassen — und alles dies nur in der Hoffnung, einige Carlins Schmerzengelder mir abzulocken. Wenn ich ihn nun, wie dies stets von mir geschah, bei solcher Komödie gehörig auslachte, dann kehrte auch seine gute Laune wunderbar schnell zurück, er fing selbst bald an in ein herzliches Gelächter auszubrechen, und trabte eine Viertelstunde später wieder trällernd und pfeifend und allerlei lustige Schelmenlieder singend, neben meinem Pferde her, als sei auch nicht die mindeste kleine Differenz zwischen uns Beiden vorgefallen. Beim Abschiede, als ich mich in Brindisi einschiffte, wußte er mir übrigens dennoch eins der von ihm so heiß ersehnten Taschentücher zu stehlen, obgleich er sich sonst stellte, als wollte er aus Schmerz über unsere Trennung — wahrscheinlich wohl auf Nimmerwiedersehen, in Thränen zerfließen. Das Kostüm von Filippo war so eigenthümlich, daß es in der That eine kurze Schilderung hier verdient. Schuhe und Strümpfe trug er nicht und hatte wahrscheinlich solche in seinem ganzen Leben noch niemals an den Füßen gehabt, daher deren Haut auch so hart war, daß er wie eine Ziege über das rauhste Steingerölle zu springen wußte, von dem Knie bis zur Hüfte reichten ein Paar weite Pumphosen von Baumwollensammet, deren ursprünglich hellgrüne Farbe freilich so von Flecken aller Art bedeckt war, daß man sie kaum noch zu erkennen vermochte. Ein alter breiter Gürtel von rothem Zeug, in welchem ein langes spitzes Messer in schwarzer Lederscheide steckte, hielt diese Hosen oberhalb der Hüften zusammen. Ein sehr zerrissenes, rothwollenes Hemd, aus dessen Löchern seine braune Haut vielfach hervorsah, und was er einst von einem Garibaldischen Freischärler erhalten hatte, bildeten die einzige Bekleidung seines Oberkörpers. Seit zwei Jahren trug er, seiner eigenen Versicherung nach, dies rothe Hemd, ohne es auch nur ein einziges Mal während dieser ganzen Zeit ausgezogen zu haben, was sehr für die Dauerhaftigkeit des Stoffes sprach. Der dicke Schmutz und Fettüberzug, mit dem es in- und auswendig überzogen war, mochte freilich nicht wenig dazu beitragen, das Gewebe besser zusammen zu halten. Um aber seine vollständige politische Unparteilichkeit auch äußerlich zu zeigen, hatte Don Filippo, wie wir Offiziere ihn stets nannten, auf seine struppigen, rabenschwarzen, wohl noch niemals von einem Kamm berührten Locken, eine alte, verblaßte sardinische Militairmütze, die einst ein Offizier der Lanciers als ausgemustert weggeworfen haben mochte, gedrückt, und hüllte sich des Nachts und bei Regenwetter in einen alten schmutzigen weiten Reitermantel der früheren Garde-Husaren des Königs Franz II. ein. So vereinigte er auf seinem Leibe die Zeichen von allen Parteien Italiens. Sein nußbraunes Gesicht glänzte förmlich vor Gesundheit, die dunklen großen Augen blitzten vor Lust und Leben, und um die Reihe der perlenweißen Zähne, die unter den kirschrothen Lippen hervorschimmerten, hätte ihn die eleganteste Dame, die Jahr aus Jahr ein den berühmtesten Dentisten in ihrem Solde hält, beneidet. Dabei wusch aber Filippo sich niemals, und außer gelegentlichen Regenschauern, hatte gewiß seit Monden kein Wassertropfen seine Haut berührt. Daß er mir von selbst jeden Morgen Waschwasser bringen sollte, dazu war er niemals zu bewegen, und meine sehr einfache, nur für die Satteltasche berechnete Reisetoilette, hielt er für den höchsten Inbegriff alles überflüssigen Luxusses und begriff gar nicht, wozu man Kamm, Bürste, Seife und nun gar eine Zahnbürste bei sich führe. So machte es ihm jedesmal großes Vergnügen, einen lachenden Zuschauer abzugeben, wenn ich mir die Zähne putzte, um mir dann seine komischen Bemerkungen über solche unnütze Mühe sehr zwanglos mittheilen zu können, wie denn überhaupt in dieser Hinsicht ein überaus ungenirtes Verhältniß — abgesehen von den gelegentlichen Jagdhieben die er hin und wieder von mir erhielt, zwischen uns Beiden stattfand.

Die Brigantini, welche wir mit rastlosem Eifer von Sonnenaufgang bis oft so spät in die Nacht hinein, daß nur das bleiche Licht des Mondes die rauhen Bergpfade beleuchtete, verfolgten, griffen von selbst zwar die Truppen niemals an, vertheidigten sich aber, wenn es endlich gelungen war sie zu um-

zingeln, gewöhnlich mit dem Muthe der Verzweiflung. Mehrere Tage vergingen aber oft in einem beständigen Hin- und Hermarschiren, bis es endlich gelang, solch' eine Bande der Brigantini so zu umzingeln, daß sie entweder das Gefecht annehmen oder sich auf Gnade und Ungnade ergeben mußte. Wie häufig wurden jedoch alle diese Anstrengungen getäuscht, und die beschwerlichsten Tagesmärsche Berg auf Berg ab, unter der glühenden Sonnenhitze Süditaliens, oder in dunkler Nacht, wo jeder Fehltritt des Rosses den Reiter von den schmalen Bergpfaden nur zu leicht in eine tiefe Felsenschlucht hinabschleudern konnte, waren völlig vergeblich gewesen. Wenn wir hofften, einen Schlupfwinkel der Räuber endlich gänzlich umzingelt zu haben, alle Patrouillen ausgeschickt und jegliche Pfade, auf denen nur ein Entschlüpfen möglich sein konnte, vollständig besetzt waren, und wir nun sicher erwarteten, daß es endlich zur Entscheidung kommen würde, die Bersaglieri vorsichtig die Ladung ihrer Büchsen prüften, wir Offiziere unsere Pistolen oder Revolver schußfertig zur Hand nahmen, und es nun, ganz zum Gefecht bereit vorwärts ging, sehnsüchtig harrend, daß schon in den nächsten Sekunden die Schüsse knallen und das belebende Avant-Gerufe der Tirailleur-Offiziere durch die Büsche tönen würde — dann war das Nest nur zu oft ausgeflogen, alle unsere Mühe vollständig vergeblich gewesen und wir hatten nur das leere Nachsehen. Wir fanden statt der erwarteten Briganti oft nur höhnende Inschriften an den Bäumen, zweimal auch die grausam verstümmelten Leichen einzelner Soldaten und Nationalgardisten, die den Banden in die Hände gefallen und von ihnen erbarmungslos ermordet waren — und gleichsam uns zum Hohne, flammten die Bivouakfeuer der Entflohenen oft in der Entfernung von einigen Miglien auf einer hohen Bergkuppe am dunklen Nachthimmel empor. Das war denn freilich eine bittere Enttäuschung, und wenn ich meine Sammlung der charakteristischsten italienischen Nationalflüche noch mehr hätte bereichern wollen, so hätte ich jetzt die beste Gelegenheit dazu gefunden, so zornige Ausrufe erschollen von den Bersaglieris, diesen körperlich wie geistig leicht beweglichen Söhnen des Südens. Was war aber in solchen Fällen anders zu machen, als uns endlich in das Unvermeidliche zu fügen, und nunmehr ruhig unsere Bivouaks auf demselben Platze aufzuschlagen, auf dem vielleicht wenige Stunden zuvor noch die Briganti gelagert hatten. Am gleichmüthigsten benahm sich bei solchen vereitelten Gefechten stets mein Filippo, der überhaupt in allen Verhältnissen ein vollkommener Egoist war, stets nur an seine eigene hochwerthe Person dachte und für Alles, was diese nicht berührte, nur geringes Interesse zeigte. Innerlich, glaube ich, sympathisirte der Bursche mehr mit den Briganti, wie mit uns, äußerlich aber spielte er den begeistertsten Anhänger des Königs Victor Emanuel, und rief sein „evviva nostro re Vittorio-Emanuele il Galantuomo" bei jeder Gelegenheit mit aller Kraft seiner Lungen uns in die Ohren.

Der Umstand, daß ein nur zu bedeutender Theil der Einwohner von Calabrien mit diesen Banden der Briganti in mehr oder minder freundschaftlichem Einvernehmen zu stehen pflegt, begünstigt nur zu sehr diese oft wunderbar erscheinende Entschlüpfung derselben aus unserer Umzingelung. Die Köhler, Holzhauer, Ziegenhirten, Bewohner abgelegener Meierhöfe, wollen es hier unter keinen Umständen mit den Räubern verderben, fürchten deren Rache ungleich mehr wie alle Androhungen oder Strafen von Seiten der königlichen Behörden, und dienen ihnen nun mit großem Eifer als Führer, Spione, Boten und Ueberbringer von Lebensmitteln. Wäre solche Begünstigung derartiger Banden von allen diesen genannten Klassen der Bevölkerung nicht in Calabrien, der Capitanata, Basilicata und den Abruzzen vorhanden, so hätten die königlichen Truppen dies ganze Unwesen schon längst ausrotten können, während dies ihnen jetzt sehr schwer, ja selbst unmöglich fällt. Die Befehlshaber der in diesen Landstrichen stationirten Truppen gebrauchen die strengsten Maßregeln gegen eine derartige Begünstigung und bestrafen die ertappten Theilnehmer derselben auf das Härteste, und doch erreichen sie nur selten hiermit den beabsichtigten Zweck. Sind auch schon mehrere Banden gänzlich zersprengt worden, so tauchen stets von Neuem andere wieder auf, das Unwesen dauert fort und fort, und wahrscheinlich können noch mehrere Jahre vergehen, bis es gänzlich unterdrückt sein wird.

An einem schönen, klaren, aber dabei entsetzlich heißen Septembertage, gelang es endlich einer Compagnie der Bersaglieri, bei der ich mich gerade befand, zwischen den Städten Acerenza und Tricarico, unweit des Flusses Brandano, eine Bande der Briganti so zu umzingeln, daß sie das Gefecht annehmen mußte. Wir waren schon vor Tagesanbruch fast beständig marschirt, und in den engen Bergschluchten, wo kein kühlendes Lüftchen wehte, oder auf den kahlen Felsenplatten, auf welche die Sonnenstrahlen so recht mit voller Kraft wirken konnten, herrschte eine wahrhaft afrikanische Gluth, wie ich solche selbst in Algerien, am Rande der Sahara nicht brennender empfunden habe. Trotz meiner überaus leichten Kleidung triefte ich förmlich von Schweiß, und obgleich ich nur Schritt geritten war, um stets in der Nähe der Truppen zu bleiben, war auch mein schwarzer Hengst ganz naß. Munter und gelenk blieben aber unsere Bersaglieri, fast lauter Sarden von der Insel Sardinien bei diesem Marsche. Sie hatten alles Gepäck abgelegt, ihre Röcke weit geöffnet, die Halsbinden zurückgelassen, so daß die braunen, nackten Hälse sichtbar wurden; kurz es sich so leicht und bequem wie nur irgend möglich gemacht, was auch dringend nothwendig war. Der Schlupfwinkel in

dem sich die Bande, deren Stärke auf einige 30 Köpfe angegeben wurde, verborgen hielt, war ein dichter Wald, der von zwei Seiten durch tiefe Schluchten, von der dritten Seite aber durch ein hohes und steiles, kahles Felsenplateau eingeschlossen wurde. Auf der vierten Seite mündete er sich in sanfter Abdachung in ein schmales, grünes Wiesenthal, aus dem allein ein Weg, der zur Noth für einen Ochsenkarren oder ein Pferd passirbar war, in den Forst führte. Hier waren 50 Mann unter dem Capitain der Compagnie als Hauptposten aufgestellt, und auch ich hatte mich diesen angeschlossen, da wenigstens die Möglichkeit gewährt war, zu Pferd bleiben zu können. Andere 50 Bersaglieri, die schon am Abend vorher aufgebrochen und theilweise die Nacht durch marschirt waren, hatten auf einem Umweg von einigen Stunden das Plateau erstiegen, um den Briganti den Rückweg abzuschneiden, während eine starke Patrouille links die Felsenschlucht besetzt hielt. Die Schlucht rechts, in der ein wilder Gebirgsbach schäumte, war so steil, daß ein Mensch anscheinend nicht herunterklettern konnte, daher sie auch nicht weiter von uns besetzt wurde.

Da wir von unserer Seite den Angriff nicht früher beginnen wollten, bis das verabredete Zeichen ertönte daß das Felsenplateau besetzt war, so lagerten wir uns inzwischen eine Weile im Schatten einiger hohen Pinien, um auf dasselbe zu lauschen. In den mannigfachsten Gruppen lagen und kauerten die kleinen munteren Bersaglieri auf dem dichten grünen Waldboden. Einige waren so ermüdet, daß sie diese kurze Zeit wo möglich noch zu benutzen suchten, um sich durch einen sanften Schlaf zu erholen und für die bald wieder zu erwartenden Anstrengungen des Gefechts zu stärken, Andere schwatzten zwar mit echt italienischer Lebendigkeit, aber sehr leiser Stimme, da jedes laute Geräusch auf das Strengste untersagt wurde. Eine wahre Kampfeslust beseelte Alle, denn die Bersaglieri haßten diese Briganti, die schon mehrere ihrer Kameraden auf das Grausamste ermordet hatten, sehr ingrimmig. Ich will nicht leugnen, daß mich eine gewisse Aufregung, wie sie einen eifrigen Jäger vor Beginn einer großen Jagd befallen soll, beseelte, und ich kaum den Augenblick erwarten konnte, wo das verabredete Signal erscholl. Der Capitain der Compagnie, mit dem ich mich inzwischen eifrig unterhielt, nahm die Sache schon ruhiger. Er war ein geborner Romagnole, hatte früher schon lange als Unteroffizier bei den päpstlichen Carabinieris gedient, und seiner glaubhaften Versicherung nach, gar vielfache Scharmützel mit Räubern in den Apenninen und Abruzzen gehabt. Schon 1848 war er in sardinische Dienste getreten, und hatte seitdem alle Kämpfe, welche die Truppen des Königs Victor Emanuel bestanden, mit durchgefochten und jetzt auch bereits zwei Jahre in den früheren neapolitanischen Südprovinzen garnisonirt. Trotz seiner grauen Haupt- und Schnurrbarthaare, war er noch von einer fast jugendlichen Kraft und einer eisernen Ausdauer beim Marschiren. Eben so aufgeregt, ja noch aufgeregter als ich, war der jüngste Unterlieutenant der Compagnie, den der Kapitain bei sich behalten hatte, während die beiden älteren Lieutenants die abgesonderten Detaschements befehligten. Er war ein junger, schlanker Mailänder aus einer sehr vornehmen Adelsfamilie, und erst seit wenigen Monaten aus der Militairschule in das Heer getreten, daher sehr begierig, sich bei dieser Gelegenheit seine ersten Rittersporen zu verdienen. Sein hübsches Gesicht glühte förmlich vor Kampfeseifer und ungeduldig zupfte er immer an den Spitzen seines erst spärlich über der Oberlippe sprossenden Bartes. Damit er aber aus Unerfahrenheit und allzugroßem Kampfeseifer nicht vielleicht Fehler begehen möchte, hatte der Capitain ihm einen alten, vielerfahrenen Sergeanten, der bereits zahllose Gefechte mit Briganti bestanden, gleichsam als Mentor beigegeben.

Wohl an dreiviertel Stunden mochten wir ungeduldig auf unserem Platze gewartet haben, da kamen die beiden erfahrenen Bersaglieri, die als Lauerposten abseits von uns aufgestellt waren, eilig zurück und rapportirten, daß sie die drei lauten Hornsignale, welche als Zeichen dienten, daß die kahle Felskuppe besetzt sei, so vernehmlich, daß kein Irrthum von ihrer Seite mehr möglich, gehört hätten. Von selbst sprangen bei dieser angenehmen Kunde die Soldaten auf, sahen schnell nach, ob auch ihre Büchsen vollkommen schußfertig waren, und traten im Gliede an. Die Hälfte unserer kleinen Truppe unter Befehl des jungen Lieutenants, oder richtiger, eigentlich des alten Sergeanten, sandte der Capitain als Tirailleurs voraus, den Rest behielt er geschlossen bei sich, um sogleich als Reserve nach der Stelle, wo die Briganti vielleicht versuchen sollten, sich hartnäckig zur Wehre zu setzen, hinzueilen. Die ganze Anordnung ward mit der großen Umsicht, welche sogleich den vielerfahrenen Soldaten zeigte, geleitet.

„Avant Bersaglieri!" rief der Capitain, und mit großer Behendigkeit löste sich der Tirailleurzug auf und verschwand bald in dem dichten grünen Buschwerk des Waldes. Langsamer folgten wir in der Stille mit dem Haupttrupp nach. Kaum eine halbe Stunde mochten wir in dem immer dichter werdenden Gestrüpp vorwärts gedrungen sein, als plötzlich links seitwärts von uns ein Büchsenschuß erscholl, dem bald 2—3 andere folgten. Auch der dumpfere Schuß eines langen Gewehres, wie solches die Briganti häufig führen, ward jetzt hörbar. „Corpo di Bacco, die Cujoni merken Unrath und versuchen, links durch die Schlucht zu entfliehen, aber Lieutenant Pasquali wird sie dort schon gehörig in Empfang nehmen!" rief der Capitain, nachdem er mit dem Ohre dicht auf die Erde niedergebeugt, dem Schießen aufmerksam gelauscht hatte. Er ließ hier unsern voraus gegangenen Tirailleurs nun durch den Hornisten sogleich das

Signal blasen, mehr links zu gehen, und auch wir folgten in dieser Richtung. Eine Weile war nun Alles still, dann fing es plötzlich an, gerade vor uns zu schießen, ein Zeichen, daß auch unsere Tirailleurs mit den Briganti handgemein geworden waren. Schneller wie anfänglich rückten auch wir nun vor, und kamen bald auf eine Waldblöße, aus der ein hoher mit Gestrüpp bewachsener Felskegel steil hervorragte. Hieher hatten sich die Briganti, wie sie sahen, daß ihnen die Flucht von allen Seiten abgeschnitten war, zurückgezogen, um sich gleichsam wie in einer Citadelle zu vertheidigen. Aus den dichten Büschen zuckten mitunter die Blitze der Gewehrschüsse hervor, und auch eine Kugel pfiff so dicht über dem Kopfe meines Hengstes hinweg, daß das erschrockene Thier sich hoch aufbäumte. Filippo, der bis dahin uns unermüdlich gefolgt war, ergriff sogleich das Hasenpanier, wie er die Kugel in so verdächtiger Nähe pfeifen hörte, und barg sich schnell hinter dem Stamm eines starken Kastanienbaumes, wo er sicher war, daß sein theures Leben gänzlich ungefährdet blieb. Ein erschossener Brigante, ein noch junger Mann in der Tracht der calabresischen Bauern gekleidet, lag bereits am Fuße des Felskegels, einen anderen hatten die Bersaglieri gefangen genommen und rückwärts mit den Händen an eine Pinie gebunden, so daß er den Kugeln seiner eigenen Kameraden bloßgestellt war. Der Kerl, ganz in eine zerlumpte, vor Schmutz in ihren Farben kaum noch kenntliche frühere Uniform der Gardegrenadiere des Königs Franz II. gekleidet, tobte so vor Wuth, daß ihm im eigentlichsten Sinne des Wortes, der weiße Schaum vor den Mund trat, die Kopfadern wie dicke blaue Stränge angelaufen waren und die schwarzen, blau unterlaufenen Augen aus ihren Höhlen zu springen schienen. In meinem ganzen Leben habe ich noch niemals einen Menschen gesehen, der so das Bild des bis zur Raserei gesteigerten Zornes darstellte, wie dieser gefangene Brigante. Sein Gewehr lag zerbrochen zu seinen Füßen und er selbst schien auch bei seiner Gefangennehmung einige harte Püffe abbekommen zu haben, denn er blutete an der Seite. Von den Bersaglieris war einer leicht verwundet, und auch der junge Lieutenant von einer Kugel leicht an der linken Hand gestreift worden. Er schien sich sehr hierüber zu freuen, denn es war das erste Blut welches er für den König Victor Emanuel, für den er eine wirklich leidenschaftliche Verehrung hegte, vergossen hatte. Jetzt hatten sich alle Bersaglieri, möglichst hinter Bäumen gedeckt, so aufgestellt, daß sie den ungefähr 150—180 Fuß hohen Kegel beherrschten, und unterhielten ein ziemlich lebhaftes, aber dabei im Grunde ungefährliches Feuer mit den dort im Gestrüpp verborgen liegenden Briganti, welches der Capitain sogleich einzustellen befahl, da er es, wohl nicht mit Unrecht, eine unnütze Munitionsverschwendung nannte. Mit der ruhigen Sicherheit eines alten, in dergleichen Kämpfen vielerfahrenen Soldaten, stellte der Capitain nun eine genaue Rekognoscirung des ganzen Terrains an, und umschlich, dabei sehr gewandt von Baum zu Baum springend, um sich möglichst gegen die Kugeln zu decken, den ganzen Felsen. Sichtlich über das erlangte Resultat derselben befriedigt, kehrte er wieder zu mir zurück, der ich auch inzwischen abgesessen war, und meinte schmunzelnd:

„Per dio, wir wollen die Kerle schon anders kriegen, lasse ich den Felsen erstürmen, wozu meine Bersaglieri große Neigung zeigen, so können vielleicht mehrere der braven Burschen zusammengeschossen werden und dies will ich verhindern, denn unser König kann seine Soldaten besser für den Krieg, der hoffentlich bald um Venedig losgeht, gebrauchen. Ich habe mir den Felsen genau angesehen, es ist wildes dürres Gestrüpp darauf, was leicht in Brand geräth, und doch kann das Feuer nicht weiter, wie auf dem Kegel um sich greifen, und ein großer Waldbrand ist daher nicht zu befürchten. Wir wollen nun diese Briganti wie die Füchse aus ihren Bau ausräuchern.“ Er ließ sich eine Büchse geben, lud solche sorgfältig mit einer Brandrakete, von denen er einige Dutzend bei sich führte und befahl vier Korporälen ein Gleiches zu thun und dann nach seiner Anweisung zu feuern. Die Schüsse trafen zwei Stellen des Felsens, wo altes dürres Gestrüpp in Menge stand, der Brandsatz der Raketen sprühte zischend darin umher, und wenige Sekunden darauf schlugen schon die hellen Flammen an mehreren Stellen empor. Inzwischen hatte der Capitain befohlen, auf alle Briganti, welche sich zu flüchten oder das Feuer zu löschen versuchen wollten, zu zielen. So wie die Flammen weiter um sich griffen, brachen die Bersaglieri in ein lautes Freudengerufe aus und hielten ihre Büchsen schußfertig. Bald zeigten sich auch die verheerenden Wirkungen des Brandes ganz in der vom Capitain beabsichtigten Weise. Die Kerle oben auf dem Felsen konnten es vor Hitze und Rauch nicht mehr aushalten, und versuchten anfänglich von mehreren Seiten durchzubrechen, wurden aber stets von den Kugeln unserer Soldaten wieder zurückgetrieben, wobei Einer von ihnen durch die Brust geschossen, vom Felsen herabstürzte, sich in der Luft vollständig überschlug, und sein Körper unten auf dem spitzen Steinboden gänzlich zerschmetterte. Kaum eine Viertelstunde mochte der Brand wohl gewährt haben, und der ganze Felskegel war dicht in Rauch und Flammen eingehüllt, da erschien ein Briganti auf einer vorspringenden Klippe und schwang ein vor Zeiten einmal weiß gewesenes, jetzt aber schon sehr schmutzig grau aussehendes Tuch zum Zeichen der Ergebung. Sogleich befahl der Capitain das fernere Schießen einzustellen, näherte sich selbst so weit als möglich dem Felsen, nahm seine beiden Hände wie einen Trichter vor dem Mund, um dadurch den Schall der Stimme zu verstärken, und rief den Briganti mit aller Kraft seiner Lunge zu, sie sollten hinabkommen,

die Waffen niederlegen und sich auf Gnade und Ungnade ergeben. Es währte auch nicht lange, so kamen theils einzeln, theils in kleinen Trupps von zwei bis drei Mann, einige zwanzig Briganti aus den Flammen gelaufen oder gesprungen und übergaben sich ohne weiteren Widerstand den Soldaten. Allen wurden sogleich ihre Dolche, Messer und Pistolen und etwaige Flinten, die sie noch bei sich trugen — mehrere schienen absichtlich ihre sämmtlichen Waffen zurückgelassen zu haben, damit sie lieber verbrennen, wie den Soldaten als Beute in die Hände fallen sollten — abgenommen und sie dann sogleich paarweise mit einer leichten Kette an den Händen an einander geschlossen. Die Kerls waren so ermattet und von Rauch und Hitze mitgenommen, daß sie sich Alles ohne Weiteres gefallen ließen, und nur dringend um Wasser, zur Stillung ihres Durstes, baten. Wir hatten nun selbst zwar in unsern Feldflaschen kein Getränk mehr, aber eine Viertelstunde von unserm Standort brauste ein klarer Gebirgsbach in einer Schlucht und dahin wurde sogleich aufgebrochen. Niemals habe ich Menschen gieriger und in volleren Zügen Wasser trinken sehen, wie jetzt diese verraucht und verschwärzt aussehenden Briganti und es schien förmlich als könnten sie von dem klaren belebenden Naß gar nicht genug einschlürfen. Und doch dienten ihnen dabei als Trinkgefäße fast nur die von Staub und Schweiß beschmutzten Lagermützen der Bersaglieri, in denen diese das Wasser aus dem Bach schöpften und den gefesselten Räubern darreichten. Auch ich für meine Person betheiligte mich eifrig bei dem Geschäft und kletterte wiederholt die Schlucht zum Bache hinunter, um meinen alten grauen Filzhut mit Wasser zu füllen und zwei junge Briganti, die jetzt an einander geschlossen waren, damit zu tränken. Der Führer der Schaar, ein früherer neapolitanischer Officier, hatte sich übrigens nicht mit ergeben, sondern es vorgezogen, sich selbst eine Kugel durch den Kopf zu schießen, da er doch wußte, daß das sardinische Kriegsgericht ihn unfehlbar innerhalb 24 Stunden würde erschießen lassen. Wir fanden später, als das Feuer auf dem Felskegel ausgebrannt und gelöscht war, worüber der Capitain aus Furcht vor einem größeren Waldbrand, sorgfältig wachte, seinen schon halbverkohlten Leichnam. Ein in Klumpen zusammengeschmolzenes Goldstück lag daneben und wurde von den Soldaten als willkommene Beute betrachtet. Bei den gefangenen Briganti wurden übrigens nur wenige Carlins gefunden, die ihnen, wie auch einige Uhren und andere Gegenstände von Werth, sämmtlich abgenommen wurden.

Ungefähr die Mehrzahl der Briganti bestand aus früheren neapolitanischen Soldaten, die häufig noch alte Waffenröcke ihrer ehemaligen Uniform, dazu aber meist weite kurze Hosen und Kamaschen von Ziegenfellen trugen. Sonst waren einige calabresische Hirten dann zwei Römer aus den Abruzzen und ein früherer sardinischer Soldat aus Mailand gebürtig, der vor 1859 in k. k. österreichischen Diensten gestanden hatte, darunter. Er war von den sardinischen Truppen zu den Garibaldianern desertirt, in dem Gefechte bei Aspromonte versprengt worden und so zu den Briganti gekommen. Der Arme, der noch mit den Fetzen einer rothen Blouse bekleidet war, ahnte schon das Schicksal, was ihm als Deserteur bevorstand, und war äußerst niedergeschlagen. Die meisten Briganti, mit denen ich mich vielfach unterhielt, schienen sehr rohe, verwilderte Burschen zu sein, die weniger aus politischem Parteihaß, wie aus Arbeitsscheu und Raublust zu diesem Gewerbe gegriffen hatten. Mehrere von ihnen schienen von dem Aufenthalt des Königs Franz II. in Rom, nicht das Mindeste zu wissen und dessen ferneres Schicksal ihnen vollständig gleichgültig zu sein. Nur der eine gefangene Römer, ein großer, schöner Mann, dessen voller schwarzer Bart ihm weit bis auf die nackte, sonnenverbrannte Brust herabhing, war ersichtlich von höherer Bildung und es schien mehr hinter ihm verborgen zu sein, wie er eigentlich angeben wollte. Er behauptete zwar ein Hirte aus den Abruzzen zu sein, der jetzt nur zufällig zu der Bande gekommen sei, doch war dies sehr wahrscheinlich eine Unwahrheit. Von seinen übrigen Gefährten verrieth ihn bei den späteren Verhör Keiner, und er ward deshalb statt zur Erschießung auch nur zu mehrjähriger schwerer Kerkerhaft verurtheilt. Ich unterhielt mich während der Nacht viel mit ihm und er zeigte mir ungleich regeres Interesse und ein besseres Verständniß für die politischen Parteikämpfe, welche jetzt ganz Europa bewegten, wie man dies bei einem Hirten aus den Abruzzen finden wird. Um mir dies zu erklären, sagte er, daß er in seiner Jugend einige Jahre als Soldat in Rom garnisonirt und während dieser Zeit als Bedienter bei einem deutschen Offizier, der bei Castelfidardo geblieben sei, gedient, der ihm Unterricht gegeben und überhaupt mehr geistig emporgebildet habe. Dieser Römer war jedenfalls die interessanteste Persönlichkeit der ganzen Bande und hätte sich vielleicht dazu geeignet, als Held in einem Theaterstück oder Roman zu figuriren, zu welcher Rolle die anderen Kerle wenig gepaßt. Unter den calabresischen Hirten waren ein Vater mit seinem Sohn. Beide fast ganz in Ziegenfelle gekleidet. Der Alte hatte wirklich nur äußerst geringe Aehnlichkeit mit einem menschlichen Wesen und glich einem wilden Thiere des Waldes. Langes, graues, zotteliges Haar, was wohl noch niemals von einem Kamm berührt war, fiel in Strähnen über sein verschrumpftes, über und über mit einem grauen borstigen Bart bewachsenes Gesicht, aus dem nur ein paar kleine funkelnde Augen, tief unter eisgrauen Brauen hervorblitzten. Auch die nackte Brust, Arme und Beine vom Knie bis zum halben Schenkel, waren dicht mit grauen Haaren bewachsen. Da es sich beim Verhör herausstellte, daß dieser alte Hirte erst vor

einigen Wochen einen Carabinieri auf die grausamste Weise ermordet hatte, so ward er vom Kriegsgericht zum Tode verurtheilt und wenige Stunden darauf erschossen. Sein mitgefangener Sohn, war ein hübscher, frischer Bursche von kaum 15 Jahren, der sich wenig über sein Schicksal zu grämen schien, und noch in der Nacht mit meinem Filippo der sich viel mit ihm zu schaffen machte, ganz vergnüglich plauderte und herzlich lachte. Er sollte später nach Cagliari in ein Depot der Bersaglieri gesandt und dort allmählich zu einem brauchbaren Soldaten ausgebildet werden.

Nach gethaner Arbeit ist gut ruhen, und da unsere Soldaten sich an diesem Tage schon hart genug angestrengt hatten, die Dunkelheit inzwischen schnell hereinbrach und wir noch über drei Stunden nach unserm eigentlichen Kantonnement hätten marschiren müssen, so beschloß der Capitain, daß die Kompagnie im Walde bivouakiren solle. Es war dies ein sehr gescheuter Gedanke von ihm, dem ich vollen Beifall schenkte. Die Hornsignale riefen nun die detaschirten Abtheilungen herbei und bald waren alle vereinigt. Zwei Maulesel, die mit Lebensmittel beladen, mitgeführt waren, wurden jetzt ihrer Last entledigt und es ergab sich, daß für alle Bersaglieri ein recht gutes Nachtmahl bereitet werden konnte. Die wackeren Soldaten, die wirklich an diesem Tage Alles leisteten, was man nur von der besten Truppe erwarten konnte, hatten dies auch reichlich verdient; ebenso auch wie den großen Ziegenschlauch mit vino nostrano (Landwein), der eigentlich noch für zwei Tage ausreichen sollte, jetzt aber vom Capitain zur Feier der Gefangennahme der Briganti-Bande für den Abend gespendet wurde. Bald loderten mächtige Bivouackfeuer auf dem Platze empor, und mit der frohen, lebendigen Thätigkeit, wie solche nur den Italienern bei derartigen Gelegenheiten eigen zu sein pflegt, bemühten sich die Bersaglieri ihr bescheidenes Nachtmahl zu bereiten, für die Briganti, welche mit Speise und Trank ebenso wie die Soldaten verpflegt und überhaupt sehr milde behandelt wurden, war ein eigenes Bivouackfeuer angezündet, um welches sie sich, von einer hinreichenden Wache umgeben, es so bequem machen konnten, wie ihnen dies ihre Ketten erlaubten, die meisten von ihnen waren aber so ermüdet — denn wir hatten die Bande seit mehreren Tagen fast beständig gehetzt, daß sie bald in den festen Schlaf der äußersten Erschöpfung versanken.

Wir Officiere lagerten uns ebenfalls um unser Feuer, und da wir Würste, Mehl, Chokolade und einige Fläschen ganz guten Wein besaßen, ein Soldat, der früher als Koch in einem Mailänder Hotel gedient haben wollte, auch sehr schätzenswerthe kulinarische Eigenschaften entwickelte, so nahmen wir ein, wenn wir bedachten, daß wir uns mitten im wildesten Theil der calabrischen Gebirge befanden, ganz vortreffliches Mahl ein. Und mit welchem Appetit ließen wir den Speisen Gerechtigkeit widerfahren und in langen Zügen schlürften wir den den feurigen, süditalienischen Wein in unsere eingetrockneten Kehlen ein. Wahrlich es geht doch nichts über ein solches Mahl am flammenden Bivouackfeuer, zumal wenn man am Tage vielleicht schon 10—14 Stunden im Sattel gesessen oder zu Fuß marschirt hat. Das Wetter war prachtvoll, und der Mond, der gegen Mitternacht aufging, strahlte von dem reinen, klaren, süditalienischen Himmel mit seltener Helle darnieder. Wir plauderten noch lange an unserm Feuer und ließen den kleinen Feldbecher, aus einer mit Silber eingefaßten halben Kokußnußschaale bestehend, den mir einst in Algerien, ein nun auch schon längst erschossener französischer Officier schenkte, zwischen uns kreisen. Die meisten Soldaten hatten sich in ihre grauen Kapotmäntel gehüllt, bald an dem langsam immer mehr erlöschenden Feuer in tiefem Schlaf ausgestreckt, und schnarchten um die Wette. Nur die Bersaglieri, welche die Wache bei den Briganti hatten, suchten sich die Müdigkeit durch Gesang zu vertreiben und sangen in recht gutem Chor, mehrere sardinische Volks- und Soldatenlieder. Auch ich konnte lange den Schlaf noch nicht finden, unterhielt mich vielfach mit dem gefangenen Römer, der ebenfalls nicht schlafen konnte, oder mit einigen Bersaglieri's. Mitunter ging ich auch bei den einzelnen Wachtfeuern umher, um mir die verschiedenen Gruppen der an ihnen ausgestreckt liegenden Schläfer zu betrachten, oder mein Auge an der Schönheit der wilden Gebirgslandschaft, die durch das Mondenlicht einen eigenthümlichen Reiz gewann, zu erfreuen. Oft schweiften meine Gedanken auch in die nahe oder fernere Vergangenheit und die vielen Nächte, die ich nun schon in Schleswig-Holstein, Algerien, dem türkischen Balkangebirge und theilweise auch 1860 bei den Lamoriciere'schen Truppen im Kirchenstaat an den Bivouackfeuern verbracht hatte, traten lebendig in mein Gedächtniß zurück. Es liegt in solchem abenteuerlich-kriegerischen Leben ein ganz besonderer Reiz, der Jeden, der ihn einmal empfunden, stets mit vermehrter Sehnsucht danach zurückziehen wird.

Am Frühmorgen des anderen Tages, marschirten wir zu dem Stationsort des Bersaglieri-Bataillons zurück. Von den gefangenen Briganti wurden fünf, die besonders gravirt und desertirt waren, vom Kriegsgericht zum Tode verurtheilt und noch am selben Nachmittag erschossen. Ich wohnte der Execution mit bei, und sah, daß Alle sehr ruhig und gefaßt starben.

Noch gar manche derartige Erschießungen werden und müssen aber stattfinden, bis Calabrien, die Basilicata, Capitanata und die Abruzzen vollständig von den Briganti-Schaaren gesäubert sind und Jahre können immerhin noch vergehen, bis dies geschehen sein wird, so groß ist die sociale Zerrüttung in allen diesen Landstrichen.

Sobieski's Grab in Krakau.

Der Freistaat Krakau, dieser einzige Rest polnischer Selbstständigkeit, ging durch den letzten verfehlten polnischen Aufstand (des Jahres 1845) verloren. Man wollte den Herd der Revolution für immer zerstören und Krakau wurde dem östreichischen Staate einverleibt. Die Verträge von 1815 erhielten hier die erste Aenderung. Vielleicht die nächsten Zeiten schon, werden mehr als je wieder die Aufmerksamkeit auf ein Land richten, das bis zum letzten Athemzuge noch hofft und träumt, und die Tage von „Einst" nicht vergessen kann.

Der erste Anblick von Krakau ist täuschend. Die zahlreichen Kirchthürme und Paläste, die dunklen zugespitzten Dächer der Häuser, die malerisch zerstreut um das alte Schloß liegen, geben der Stadt ein prächtiges Ansehen. Die kleine bei Krakau vorbeifließende Vistula schlängelt sich in anmuthigen Windungen an den ausgedehnten Promenaden hin, und im Frühling, wenn die beinahe pitoresken Ufer im schönsten Blumenschmuck prangen, wäre man versucht zu glauben, daß an einem solch' reizenden Ort Frieden und Glück wohnen müsse. Bekanntlich sind aber gerade unsere Paradiese arm an Glück und wenn wir das alte dunkle Thor von Krakau durchschritten, schwindet uns alle romantische Täuschung und die nackte, kalte Wirklichkeit starrt uns an. Wir wandern in ein modernes Herkulanum und Pompeji. Schmutz und Elend wohin wir blicken! Die Straßen starren von Soldaten, die Häuser sind dichter und halb zerfallen, und ein zerlumptes Volk treibt sich müßig auf dem schlechten Pflaster herum oder kauert auf den Hausthürschwellen, über sein Elend brütend.

Es gab für Krakau bessere Zeiten; einst war es eine große, reiche Stadt und durch ihre Straßen wogte eine Bevölkerung von 80,000 Menschen. Krieg, Pest und Hungersnoth haben die Zahl der Einwohner Krakau's auf die Hälfte heruntergebracht. Die Ruinen seiner Paläste und Kirchen und die alten großen Thore, welche noch die Haupteingänge der Stadt bezeichnen, erzählen allein noch von ihrer früheren Größe. Wo einst der polnische Adel den vollen Glanz und die ganze Ueppigkeit echter Sarmaten entfaltet, da lungern jetzt halbwilde Vagabunden herum und bitten um Almosen. An der Thür jedes Hotels lauert eine Horde jüdischer Geldwechsler, Führer und Bettler, um den armen Fremden sogleich in Beschlag zu nehmen und mit ihren Bitten und Anträgen das Leben zu verbittern. Einige der Unverschämtesten hängen sich an die Fersen des Fremden, verfolgen ihn mit edler Beharrlichkeit auf Tritt und Schritt, bis er diese theuren Schatten durch Opferung einiger Kupferstücke los wird.

Der einzige Reichthum der Krakau geblieben, ist der an Kirchen. — Sie sind außergewöhnlich zahlreich, denn für die 40,000 Einwohner der heruntergekommenen Stadt sind nicht weniger als 36 vorhanden. Einige der Kirchen bieten ein hohes Interesse, vor allem die Kathedrale, die auf dem Berge Warwell gelegen, seit Jahrhunderten ein Schmuck der Stadt ist. Schon im zehnten Jahrhundert, mit der ersten Einführung des Christenthums in Polen, wurde sie errichtet. Vom Warburg aus hat man einen hübschen Ueberblick über die Stadt. Man sieht den botanischen Garten, das Rathhaus, die Sternwarte, das erzbischöfliche und das königliche Schloß, das der Kirche am nächsten liegt. Die Kathedrale ist zwar nicht die größte, aber die merkwürdigste Kirche Krakaus. Ladislaus I. widmete sie dem heiligen Wenzel, stattete sie glänzend aus und setzte für dieselbe 24 Mönche ein. Im Jahre 1307 zerstörte sie eine Feuersbrunst. Der Bischof Nancker ließ sie nach einem neuen Plane wieder aufrichten, und im Jahre 1715 fügte der Erzbischof Kasimir Lubienski den Glockenthurm hinzu. Die Kirche ist vorzüglich mit Gemälden polnischer, aber auch fremder Künstler geschmückt; sie enthält 18 Kapellen und 26 Altäre in Marmor und von allen Farben. Die Kapellen sind neben der heiligen Jungfrau denjenigen Heiligen gewidmet, die in Polen die meiste Geltung haben, wie den heiligen drei Königen, dem heiligen Sigismund, Andreas, Thomas und St. Stanislaus ꝛc.

In ein und demselben Gewölbe sind die sterblichen Ueberreste von Ladislaus IV., Johann Sobieski, Poniatowski und Koszziuszko versammelt. Eine ungeheure bronzene Platte schließt die unterirdische Wohnung, neben welcher Peter Kmita, der letzte aus der Heldenfamilie der Szréniavit, zu wachen scheint. Er ist mit einer Rüstung bekleidet, hält in der einen Hand eine Lanze und stützt die andere auf einen Degen. Erst König Stanislaus ließ im Jahre 1783 seinem berühmten Vorgänger Johann Sobieski im Hintergrunde dieser Begräbnißhalle ein Grabmal errichten. Auf drei Sandsteinstufen erhebt sich der einfache Sarkophag. Er ist von schwarzem Marmor und eine Krone und ein Scepter ruhen, zu sehr „bei Seite geschoben", auf dem Grabdenkmal des großen Todten, des Retters von Wien. Links, unter demselben Bogengange, ruht die Frau Sobieski's, die Königin Marie Kasimire, gestorben im Jahre 1715 zu Blois und beigesetzt in der Kathedrale von Krakau im Jahre 1754. Auf Befehl des Kaisers von Oestreich wurden im Jahre 1840 die sterblichen Ueberreste der Königin in einen neuen Sarg eingeschlossen.

Auf Johann Sobieski können und werden die

Polen immer stolz sein. Er war einer der größten Feldherrn und Krieger des 17. Jahrhunderts. Sein Vater, Jacob Sobieski, war Kastellan von Krakau, und ließ seinen Sohn auf das Sorgfältigste erziehen. Mit seinem Bruder Markus hatte Johann Sobieski Frankreich, England, Italien und Deutschland besucht, und sie waren in der Türkei, als 1648 des Vaters Tod sie in die Heimath rief. Johann Sobieski zeichnete sich durch seinen außerordentlichen Muth und seine Tapferkeit in den Kämpfen gegen die Kosacken und Tartaren aus, erhielt 1665 das Krongroßmarschallamt, wurde 1667 Krongroßfeldherr und Wojewode von Krakau, und nachdem er am 11. November 1673 die Schlacht bei Choszim gegen die Türken gewonnen, die hier 28,000 Mann verloren, am 17. Juni 1674 einstimmig zum König von Polen erwählt und in Krakau feierlich gekrönt. Als 1683 die Türken Wien belagerten, erschien er in der Stunde der höchsten Noth mit 20,000 Polen und rettete, in Verbindung mit den inzwischen auch endlich herbeigekommenen deutschen Hülfsvölkern, die Kaiserstadt durch die Schlacht vom 12. September 1683, in der er auch die Fahne Mohamets erbeutete, die er an den Pabst sandte.

Johann Sobieski ist nur als ausgezeichneter Feldherr, als Sieger in vielen Schlachten und begeisterter Freund seines Vaterlandes gefeiert worden. Wir vergessen so leicht die Privattugenden großer Männer, nur ihre Thaten fallen uns in's Auge, nicht auch die feineren Regungen ihres Herzens. Aber Sobieski war nicht blos ein großer Feldherr auf dem Schlachtfelde, er war auch ein großer, edler Mann daheim, im Schooße seiner Familie, und er hatte täglich sehr oft Gelegenheit, seine große Nachsicht und sein liebendes Herz zu zeigen. Maria Kasimire, seine erhabene Gemahlin, war geizig, stolz und launenhaft. Johann Sobieski, der es mit einer ganzen türkischen Armee aufgenommen, wagte keinen Widerstand bei seiner Frau. Einst, nach dem Tode des Großsiegelbewahrers, versprach Sobieski diese Würde dem Bischof Andreas Zaluski, die Königin hatte sie aber schon dem Trunkenbolde Domhoff vergeben. Der gute König eilte sogleich zu Zaluski und stellte ihm die Sache mit folgenden Worten vor: „Mein Freund, Ihr kennt die Gesetze der Ehe und Ihr wißt, ich kann den Bitten der Königin nicht widerstehen, es hängt nun von Euch ab, daß ich ruhig leben kann, oder beständig unglücklich sein muß. Sie hat die offene Stelle einem Andern versprochen, und wenn ich nicht nachgebe, bin ich genöthigt, aus meinem Hause zu fliehen, in dem ich gern in Frieden sterben möchte. Nicht wahr, Ihr werdet Nachsehen haben, und mich nicht dem öffentlichen Gelächter Preis geben. Der Bischof hatte wirklich das Nachsehen und verzichtete. Nur diese Offenheit des Königs, der nie vor dem Feinde, wohl aber vor seiner Frau die Flucht ergriff, war geeignet, den Unmuth des Bischofs zu entwaffnen.

Am Jahrestage seiner Geburt und seiner Wahl zum König, den 17. Juni 1696, starb Sobieski. Da Johann Sobieski ein bloßer Wahlkönig war, machte es auch einst den Kaiser Leopold bedenklich, wie er den Retter seines Reiches empfangen solle. „Mit offenen Armen", rieth Karl von Lothringen in edler Aufwallung; aber dies hätte gegen die Etiquette verstoßen und die Aufnahme fiel etwas gezwungen aus. Dagegen wurde er von den Einwohnern Wien's bei seinem Einzuge mit unbeschreiblichem Enthusiasmus empfangen.

Welch' philosophischen Tiefblick Sobieski besaß, bezeigt seine Weigerung, ein Testament zu machen, und er entgegnete Zaluski, der den König hierzu bewegen sollte: „Um's Himmelswillen, brechen wir ab! Könnt Ihr etwas Gutes von der Zeit erwarten, in der wir leben? Seht die Fülle des Lasters, die Größe von Niederträchtigkeit und Thorheit. Und wir sollten an die Ausführung unsers letzten Willens glauben? Wir Lebende befehlen und man gehorcht uns nicht, würden sie auf die Todten hören? Nein, nein, sprechen wir nicht mehr davon!" In seinem letzten Todeskampfe hatte er die Königin, den Bischof Zaluski, den Abbé Polignac und mehrere Würdenträger der Krone in der Nähe, die heiter in einem benachbarten Zimmer, an der Tafel des Kardinal Arquiez zu Abend aßen. Ludwig XIV. hatte Johann Sobieski ein Herzogthum und den Marschallstab angeboten. Die Königin Marie beschloß ihre Tage in Frankreich im Schlosse von Blois, ihre Leiche wurde erst 39 Jahre später nach Krakau gebracht, und wie erwähnt in der Kathedrale beigesetzt.

In der Mitte der Todtengruft sind zwei Särge von vergoldetem Kupfer aufgestellt. Der eine Sarg enthält die sterblichen Ueberreste Ladislaus IV., der andere diejenigen seiner Frau, Cäcilie, Erzherzogin von Oestreich. Die Basreliefs des königlichen Sarges stellen auf der einen Seite den durch diesen Fürsten im Jahre 1634 errungenen Sieg bei Smolensk dar, auf der andern den Sieg bei Sossowrog über die Tartaren im Jahre 1633.

Dem Sarkophag Sobieski's am nächsten, ist das Grabmal Kosciuszko's. Der Bildhauer Filippi und der Architekt Lanzi haben auf dies, im griechischen Stile ausgeführte Werk, die größte Sorgfalt verwendet. Den größten Anspruch auf das Andenken der Nachwelt hat sich jedoch Kosciuszko, dieser edle Menschenfreund, durch sein Testament gestiftet, das zu Newark in den vereinigten Staaten eine Schule für den Unterricht der Neger angeordnet und begründet hat. Man kann vielleicht seine Dienste als Adjutant Washingtons, seine Schlachten in Europa, seine Siege, seine glänzende Niederlage vergessen, aber man wird sich stets seines letzten Willens erinnern: „der Schule Kosciuszkos."

Rechts in der Begräbnißhalle ist das Grabmal des Prinzen Poniatowski, der mit seinen unglücklichen



Sobieski's Grab in Krakau.

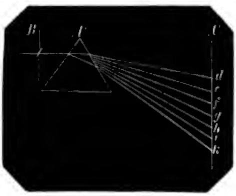
Polen nach der Schlacht bei Leipzig den Rückzug Napoleons decken mußte und sein Leben in den Fluthen der Elster einbüßte, in dem Augenblick, wo er sich an das andere Ufer retten wollte. Sein Leichnam wurde nach einigen Tagen gefunden und nach Warschau gebracht, von wo ihn seine Schwester, die Gräfin Tiszkiewicz, im Jahre 1830 in jene Gruft bringen ließ, die wohl die edelsten und ausgezeichnetsten Polen aufgenommen, und dadurch für den polnischen Patriotismus eine dauernde Bedeutung gewonnen hat.

Zur Pflege der Augen.

II. Weshalb tragen wir gebläute Gläser?

Isaac Newton, der Begründer der neueren mathematischen Physik und der physischen Astronomie, welcher von 1642 bis 1727 in England lebte, ist auch der Schöpfer der neueren Farbenlehre. Er zeigte, daß das weiße Sonnenlicht kein einfarbiges Licht ist, sondern aus unendlich vielen Arten von Strahlen be-

steht, deren jede eine eigene Farbe repräsentirt, deren Eindruck aber einer der 7 Hauptfarben: Roth, Orange, Gelb, Grün, Blau, Indigo, Violet ist.*) Sind, wie unter den gewöhnlichen Verhältnissen, diese Strahlen vereint, so machen sie den Eindruck des Weißen. Treffen aber diese Strahlen auf durchsichtige Körper, wie Glas, Wasser u. s. w., so werden sie durch dieselben ungleich gebrochen, d. h. von ihrem bisherigen Wege abgelenkt, und zwar das rothe Licht am wenigsten, das violette am meisten. Auf diese Weise werden die Farben von einander getrennt. Solch' ein durchsichtiger Körper, den auch Newton benutzte, ist ein Prisma von Glas, d. h. ein durchsichtiges Mittel, welches durch 2 gegen einander geneigte Flächen begrenzt ist. Den Versuch selbst erläutert



Roth.
Orange.
Gelb.
Grün.
Blau.
Indigo.
Violet.

die nebenstehende Figur. A ist das eben erwähnte Prisma, B ein Spalt in den Fensterladen eines sonst dunklen Zimmers, l ein durch diesen Spalt eindringender Sonnenstrahl, welcher das Prisma trifft, und von diesem in die 7 Farben d—k zerlegt wird. Dieser, wie die Abbildung zeigt, fächerförmig gespaltene Strahl wird nun auf einer dem Fenster gegenüber befindlichen weißen Wand C aufgefangen, und zeigt das entsprechende Farbenbild, Sonnenspectrum genannt, d. h. die 7 Farben in derselben Ordnung, wie auf der nebenstehenden Figur angegeben ist. Die so entstandenen 7 Farben nennt man einfache Farben, prismatische Farben, oder auch Regenbogenfarben, weil letzteres Phänomen dieselben Tinten zeigt. Daß aber diese prismatischen Farben zusammen wieder Weiß geben, also gleichsam die Probe zu diesem Versuche, geht aus einem ebenfalls von Newton angegebenen Experimente hervor, indem nämlich das prismatische Farbenbild, durch ein zweites Prisma gesehen, bei richtiger Stellung desselben, wieder als ein vollkommen weißes Bild erscheint. Geben nun alle einfache Farben in dem Verhältnisse, wie es das Spectrum zeigt, vereinigt weißes Licht, so reicht es hin, eine oder mehrere der einfachen auszuschließen, um aus dem weißen Farbenlichte irgend einen bestimmten Farbenton darzustellen. Unterdrückt man z. B. im weißen Lichte das Roth, Orange und Gelb des Spectrums, während alle anderen Farben ungeändert bleiben, so wird man eine blaue Färbung erhalten, der man nur wieder Roth, Orange und Gelb hinzufügen darf, um Weiß zu bekommen. Hat man also einen bestimmten Farbenton, z. B. Roth, oder Gelb, oder Grün, oder Blau, welche 4 man die Hauptfarben nennen kann, da die anderen, dazwischenliegenden, wie die Abbildung zeigt, nur Uebergänge bilden, so muß es nach der obigen Erörterung zu jeder einzelnen dieser Farben eine entsprechende geben, welche mit jener vereinigt Weiß giebt. Zwei Farbentöne aber, welche diese Bedingung erfüllen, heißen complementaire (Ergänzungs-) Farben. Und die angestellten Versuche bewahrheiten dies in der That. Sie zeigen, daß blaue Farbentöne complementair zu gelben sind, und daß die verschiedenen Nüancen von Grün — rothe Farbentöne zur Complementairfarbe haben.

Diese Lehren der Wissenschaft haben sich die Augenärzte aller Zeiten zu Nutze gemacht, und darnach ihre Vorschriften und Verordnungen eingerichtet. Es sind kaum 10—15 Jahre her, da sah man überall nur grüne Brillen, grüne Augenschirme, grüne Vorhänge. Man ging hierbei theilweise von einer naturalistischen Anschauung, theilweise von Reflexionen aus. Man glaubte nämlich bemerkt zu haben, daß das Grün des Waldes, das Grün einer mit schwellendem Grase bedeckten Wiese einen erfrischenden, stärkenden Einfluß auf ermüdete Augen ausübe, und suchte denselben Effekt durch das Tragen grüner Gläser zu erreichen. Kann man nun auch nicht läugnen, daß der Aufenthalt im Grünen erfrischend wirkt, so ist der Grund hiervon, außer dem allgemeinen Wohlbehagen, welches der Körper unter diesen Umständen stets empfindet, doch hauptsächlich darin zu suchen, daß der Blick hier nicht, wie bei der Arbeit, gezwungen ist, bestimmte Entfernungen einzuhalten, sondern daß es ihm gestattet ist, ungehindert nach allen Richtungen hin in die Ferne zu schweifen, ein Zustand, den wir als Entspannung, als Ruhe des Auges bezeichnen müssen. Dazu kam die Beobachtung der Aerzte, daß bestimmte Farbentöne, wenn sie überwiegend und längere Zeit hindurch das Auge treffen, dasselbe stark reizen, entzündliche Processe in ihm hervorrufen, oder es wenigstens früher oder später zu jeder anhaltenden Arbeit unfähig machen. Als diese reizende Farbe galt in früheren Zeiten das Roth, Complementairfarbe des Rothen ist das Grün (wie wir oben gezeigt haben), folglich war es durchaus rationell, das Roth durch das Grün unschädlich zu machen, grüne Brillen, grüne Schirme, grüne Vorhänge gebrauchen zu lassen, und den Aufenthalt im Freien anzuempfehlen. Doch die Wissenschaft schreitet unaufhaltsam fort, neue Erfahrungen werden gemacht, welche die früheren theils bestätigen, theils aber, gestützt auf vervielfältigte und

*) Ausführliche Belehrung über diesen Gegenstand bietet: Pouillet-Müller's Handbuch der Physik und Meteorologie. Braunschweig. Vieweg u. S., und: Der Himmel und die Weltkörper. Populäre Astronomie von L. Natani. Berlin. Boßelmann.

vervollkommnete Methoden der Untersuchung, dieselben widerlegen und berichtigen. Das Letztere gilt nun von dem Thema, welches uns hier beschäftigt. Die physikalischen und augenärztlichen Untersuchungen der neuesten Zeit haben gelehrt, daß es nicht das rothe, sondern das gelbe Licht ist, welches reizend auf unser Auge wirkt. Zum Gelb ist die Complementairfarbe Blau, daher haben wir jetzt allgemein blaue Brillen, blaue Schirme, blaue Vorhänge. Daß aber diese Wahrnehmung die richtige ist, davon kann sich Jeder leicht überzeugen, der aufmerksam die Verhältnisse prüft, in denen er sich täglich bewegt. Das Sonnenlicht, welches entweder direkt, oder von den gegenüberliegenden Gebäuden reflektirt, durch die Glasscheiben in unser Zimmer dringt, ist nicht rein weiß, sondern mehr oder weniger verändert, wenn es unser Auge trifft, und zwar tritt bei dieser Veränderung stets die Nüance gelb, nicht die Nüance roth, hervor. Ebenso brennen unsere Kerzen, unsere Oellampen, unsere Gasflammen, bei denen so viele Tausende die Abende, einen Theil der Nacht hindurch, in ungünstigen Lokalitäten sogar auch den Tag über, arbeiten müssen, stets mit einer stark gelb gefärbten Flamme, und bei dem langen Winter unseres nordischen Klima's sind wir beinahe unsere halbe Lebenszeit fortwährend solchen ungünstigen Verhältnissen ausgesetzt.

Ist durch diesen schädlichen Einfluß des gelben Lichtes ein Auge überreizt, so gewährt dem Patienten eine tief blau gefärbte Brille einzig und allein die Möglichkeit, sich selbst bei wechselnder Beleuchtung frei zu bewegen, während er sonst gezwungen wäre, eingekerkert in einem stark verdunkelten Zimmer, die Beseitigung seiner Leiden abzuwarten. Hier dient die blaue Brille als Heilapparat, und zwar mit dem besten Erfolge; aber auch in den Fällen, wo das Auge aus anderer Ursache erkrankte, ist sie ein wichtiges Schutzmittel, von dem sich die Kranken auch nach der Genesung häufig nur ungern trennen. Die hellen Nüancen des Blau haben ihrerseits den großen Vorzug, daß sie die natürliche Farbe der Gegenstände, welche man durch sie betrachtet, nicht derartig ändern, um bei der Arbeit etwa Irrthümer hervorzubringen, sondern sie mildern nur den blendenden Glanz des Lichtes in wohlthuender Weise, ohne der Deutlichkeit des Erkennens im mindesten Eintrag zu thun. Deshalb werden heutigen Tages sowohl die Convexbrillen (Brillen für Weitsichtige), als auch die Concavgläser (Brillen für Kurzsichtige) folgerichtig mit einem hellblauen Ueberzuge versehen, und möge Keiner von den Vielen, die gezwungen sind, sich solcher Gläser zu bedienen, fernerhin eine ungebläute tragen, eingedenk des alten Spruches:

vorbeugen ist leichter als heilen!

Kaiser Karl V.

Unser geschätzter Mitarbeiter, Theodor Colshorn, in Hannover, hat mit seinem neuesten Werke: „die deutschen Kaiser in Geschichte und Sage" (Leipzig. Gustav Hörnecke 1863.) der Leserwelt ein Buch geschenkt, das wir nicht warm genug empfehlen können. Theodor Colshorn versteht es, das zerstreute und schwierige Material der Geschichte, dem größern Publikum zugänglich zu machen, seine „deutschen Kaiser" sind ein Werk, das in den weitesten Kreisen Beachtung verdient und durch seine lebhafte, stets fesselnde Darstellung dazu beitragen wird, den Sinn für das große Ganze zu wecken, der uns Deutschen leider noch vielfach abgeht.

Indem wir auf das vortreffliche Werk selbst verweisen, erlauben wir uns demselben folgend in kurzen Umrissen eine Schilderung Kaiser Karl's V. zu geben, eines Kaisers, dem Deutschland am meisten seine spätere Zerrissenheit zu danken hat. Karl V. ward dem Erzherzog Philipp durch Johanna von Spanien am 24. Februar 1500 zu Gent geboren. Schon 1506 verlor er den Vater, der für ihn Kastilien verwaltete; über dessen Tod verfiel Johanna in Wahnsinn und blieb ihr ganzes Leben über geisteskrank. Am 23. Januar 1516 starb Ferdinand der Katholische, Johannens Vater; alsbald nahm Karl den Titel König von Spanien und Neapel an; die Regierung führte der kluge und kräftige Kardinal Ximenes, der indessen von Karl mit schmählichem Undank belohnt, schon 1517 vor Aerger starb. Karl war zugleich der Enkel des „letzten Ritters", des Kaisers Max I., und nach dessem Hinscheiden wurde er, am 28. Juni 1519, zum deutschen Kaiser erwählt.

Auf den 6. Januar 1521 schrieb Karl seinen ersten Reichstag gen Worms aus, auf welchem „der ewige Landfriede" bestätigt wurde und der dadurch seine unvergängliche Bedeutung erhielt, daß Luther dort zur Verantwortung gezogen und sein festes: „hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir!" wie Schwertgeklirr in den ewigen Landfrieden hineinwetterte und damit einen Sturm herauf beschwor, der ganz Deutschland in seinen Grundvesten erschüttern sollte. Der Kaiser schrieb mit eigner Hand in burgundischer Sprache nach diesen Verhandlungen: „weil Lutherus nicht widerrufen wolle, so wolle er nach dem Exempel seiner Vorfahren den alten Glauben schützen, dem römischen Stuhl Hülfe leisten, Lutherum nebst seinen Anhängern in Bann und Acht thun, doch aber das gegebene Geleit halten."

Der Kaiser wurde neun Jahre von Deutschland fern gehalten und als er zurückkehrte, hatte sich die junge Kirche schon zu mächtig entfaltet, um von ihm völlig unterdrückt werden zu können. Karl V. hatte

in Kastilien einen Aufstand bekämpfen müssen und gerieth dann, wegen der burgundischen Erbschaft, mit Franz I. von Frankreich in Zerwürfniß. Mit Hülfe seines großen Feldherrn Pescara und durch den Heldenmuth Georgs von Frundsberg gewann Karl V. die Schlacht bei Pavia, in der Franz selber in Gefangenschaft gerieth und nach Madrid geführt ward. Beinah ein Jahr trug Franz I. die Gefangenschaft, dann willigte er in die harten Bedingungen des Kaisers. Hierauf sahen sich die beiden Feinde öfters, ritten mit einander über Feld, ließen sich in einer Sänfte tragen und nannten sich Brüder. Als sie sich von einander trennten, bei einem aufgerichteten Cruzifix in der Nähe von Illescas, sagte der Kaiser: „Bruder, denkt daran, was wir einander zugesagt." Der König antwortete: „Ich wollte die Artikel hersagen, ohne in einem Wort zu fehlen." „Sagt mir die Wahrheit", fuhr Karl fort, „seid Ihr Willens sie zu halten." Franz versetzte: „Nichts in meinem Reiche soll mich daran hindern." Auf einer Barke auf der Bidassoa wurde hierauf König Franz gegen seine beiden Söhne, den Dauphin und den nachmaligen König Heinrich II., die als Geiseln seiner Zusage dienen sollten, ausgewechselt. Als Franz an's Land trat, stieg er auf ein bereit stehendes türkisches Pferd, rief jauchzend: „ich bin der König, der König!" und sprengte davon.

Der Pabst sprach Franz von seinem Eide frei — und Karl ließ jetzt seine Spanier und deutschen Landsknechte gegen den Kirchenstaat marschiren. Am 6. Mai 1527 wurde die ewige Stadt von seinem Heere erstürmt und geplündert. Selbst die Engelsburg ward durch Hunger bezwungen, der Pabst bis zur Zahlung von 400,000 Ducaten gefangen genommen und Franz I. durch mehrere Niederlagen von Neuem genöthigt, Frieden zu schließen. Pabst Clemens krönte den Sieger zu Bologna am 22. Februar 1530 zum Könige von Italien, am 24. zum Kaiser. Als wenige Schritte hinter Karl V. der hölzerne Gang, durch den man den Palast mit St. Petronio verbunden, zusammenbrach, deuteten das Viele dahin, daß er wohl der letzte Kaiser sein würde, der zu einer römischen Krönung gehe, wie dies in der That wahr geworden.

Erst nach seiner Krönung wandte der Kaiser wieder seine Aufmerksamkeit auf die kirchlichen Wirren Deutschlands und schrieb einen Reichstag nach Augsburg aus, zu dem er am 15. Juni 1530 eintraf. Hier überreichten die Protestanten ihr von Melanchthon verfaßtes, von Luther nachgesehenes Bekenntniß, das als „augsburgische Confession" Gültigkeit behalten sollte.

Die Jahre 1534 und 1535 verflossen unter Bekämpfung der namentlich von Thomas Münzer ausgegangenen Secte der Widertäufer. Ein Schneider aus Leiden, Johann Bockhold, hatte in Münster den Stuhl David's aufgerichtet und sich als König des Erdkreises darauf niedergelassen. In der Nacht zum 25. Juni 1535 erstürmte das Reichsheer die Residenz des armen Königs und am 23. Januar 1536 ward der Narr unter schrecklichen Martern hingerichtet und sein Leichnam in einem eisernen Käfig an den Lambertusthurm gehängt. — Inzwischen unternahm Karl einen glücklichen Streifzug gegen die Seeräuberstaaten Nordafrika's, erstürmte Tunis und sandte zwanzigtausend Christensclaven in ihre Heimath zurück.

Der Kaiser blieb ein entschiedener Gegner der Reformation, die durch die Schlacht am 24. April 1747 bei Mühlberg eine unglückliche Wendung nahm, da nicht allein das Heer der Protestanten geschlagen, sondern auch ihr Haupt, der Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen, gefangen genommen wurde. Moritz von Sachsen aus der jüngern albertinischen Linie, der dem Kaiser zu diesem Sieg verholfen, erhielt die Kurwürde, und die ältere, ernestinische Linie, hat sich von diesem Schlage nie wieder erholen können. Moritz, der aus Ländergier der Sache der Reformation untreu geworden, wandte sich ihr wieder zu, als er sein Ziel erreicht hatte; er verbündete sich mit Frankreich, forderte Religionsfreiheit, griff den Kaiser unerwartet an, der diesem plötzlich auftauchenden Feinde nicht gewachsen, am 2. August 1555 im Passauer Vertrage diese Forderung bewilligte, und am 26. September 1555 wurde der Augsburger Religionsfriede aufgerichtet. Karl V., der es sich zur Lebensaufgabe gestellt, die neue Lehre zu unterdrücken, sah damit seine Hoffnungen und Pläne scheitern, er war müde des Ringens mit Gedanken, einer Geisterschlacht, der selbst der mächtigste Herrscher der Erde unterliegen mußte. Zu Brüssel trat Karl am 25. October 1555 seinem Sohne Philipp die Niederlande ab, am 15. Januar 1556 auch Spanien, Neapel und die großen Besitzungen jenseits des Oceans. Die erstaunte Welt sah das interessante Schauspiel, daß ein Mann in dem Glanze seiner Macht, trübsinnig und müde vom Throne herabstieg und sich in ein Kloster begrub, in das Kloster St. Juste. Sein Sohn Philipp II., der erst später zu jenem kalten, unbeugsamen Tyrannen heranreifen sollte, wie ihn die Geschichte kennt, sandte unsicher und beunruhigt, noch im Jahre 1557 den Grafen von Melito, Ruy-Gomez de Sylva, mit der Bitte an seinen kaiserlichen Vater, der Einsamkeit des Klosters zu entsagen und die Leitung der spanischen Angelegenheiten wieder zu übernehmen. Karl nahm in gewohnter Ruhe das Schreiben seines königlichen Sohnes in Empfang und blieb im Kloster. Wer einem Kaiserthron einmal entsagt hat, für den kann er nichts Lockendes mehr haben.

Karl V. wohnte nicht eigentlich im Kloster, er hatte sich inmitten desselben einen kleinen Palast bauen lassen, der im Ganzen nur acht Zimmer umfaßte. Der Kaiser bewohnte die vier obern Zimmer, welche ein Corridor trennte und die von zwei Seiten auf zwei prächtige Terrassen führten, die von Pfeilern gestützt, offne Gallerien bildeten. Der Kaiser schmückte



Kaiser Karl V.

sie mit Blumen, die er eigenhändig begoß, bepflanzte sie mit Orangen und Citronenbäumen, und verwandelte auf diese Weise die Galerien in eine Art Garten. Ein Fenster des kaiserlichen Schlafzimmers bildete eine förmliche Tribüne, die bis zur Kirche des Klosters sich erstreckte; so daß Karl V., ohne sein Bett zu verlassen, die Messe hören konnte. Sein Kabinet lag gegen Mittag, und somit im vollsten Sonnenschein, und bot einen prächtigen Anblick über reizende Thäler und Wiesen, die von Mandel- und Kastanienbäumen anmuthig durchschnitten wurden. Von der westlichen Terasse genoß der Kaiser dasselbe Schauspiel. Hier liebte er, sich am Abend auszuruhen, oder in den Garten hinabzusteigen, dessen Mauern seine Zimmer einschlossen. Die Ausschmückung der Wohnung Karl V. war durchaus nicht klösterlich. Wohl war sein Zimmer mit schwarzem Tuch ausgeschlagen, aber die andern Mauern zierten kostbare Wollen- und Seidenstickereien, reiche Teppiche bedeckten den Boden, und an den Wänden hingen ausgezeichnete Gemälde, darunter sehr viele Tizians. Selbst in dieser Abgeschiedenheit ward Karl V. von den ihm, seit sie den Umsturz seines Glücks veranlaßt, erst recht verhaßten neuen Meinungen erreicht. Plötzlich entdeckte man kleine Gemeinden protestantischer Tendenz in Valladolid und Sevilla. Augustin Cazalla, der während des schmalkaldischen Krieges um ihn gewesen und noch in Juste vor ihm gepredigt, wies sich selbst als ein Lutherischgläubiger



Kaiser Karl V. empfängt den Brief seines Sohnes im Kloster St. Juste.

aus. Der Kaiser war darüber betroffen, ja erschüttert. Am Ende seiner Tage mußte er erleben, daß ein Mann, der sein Gewissen eine Zeit lang geleitet, die Meinungen bekannte, mit denen er sein ganzes Leben gekämpft hatte.

Der Kaiser führte auch im Kloster kein Büßerleben, er aß und trank viel nach alter Gewohnheit und verdarb sich an zu sehr gewürzten Speisen den Magen, ja nicht einmal vor dem Genuß des Abendmahls enthielt er sich des Essens, und Pabst Julius III. hatte ihm in einer besonderen Bulle diesen Verstoß gegen die kirchliche Vorschrift gestattet. Diese starke Eßlust wurde leider gehindert durch Karl's eigenthümliche Mundbildung; wenn er auch den Mund schloß, fügten sich nicht die Zähne übereinander, er konnte deshalb nicht ordentlich kauen, und wenn er sprach, konnte man den Schluß seiner Worte nicht verstehen; er stotterte ein wenig und verdaute schlecht. Ein Materialist würde hinzufügen: aus dieser schlechten Verdauung, dem verdorbenen Magen Karls V., entstand seine Schwermuth, sein finstrer Glaube, das Unglück Deutschlands. Am 21. September 1558 starb der dennoch große, schweigsame Habsburger; seine letzten Worte waren: „Alles ist beendigt! — Dies ist der Augenblick! —"

Ranke giebt in seiner deutschen Geschichte in wenig Worten eine scharfe Charakteristik dieses eigenthümlichen Mannes: „Karl V. ist zweideutig, durch und durch berechnet, habgierig, unversöhnlich, schonungslos und dabei hat er doch eine erhabene Ruhe, ein stolzes die Dinge gehen lassen, Schwung der Gedanken und Seelengröße."

Bis beinahe in die neueste Zeit galt es als historisch, daß Karl V., durch einen heftigen Angriff der Gicht beunruhigt, kurz vor seinem Ende, am 31. August 1558, sein eigenes Leichenbegängniß gefeiert habe, und doch ist das Ganze nur die Erfindung eines Mönches und wir lernen daraus, wie selbst am Ausgang des Mittelalters, Geschichte und Sage in einander zu fließen suchen. Thatsache ist nur, daß sich Karl V. am 31. August, weil er sich unwohl fühlte, 24 Stunden in sein Zimmer zurückgezogen hat. Sein Majordomus, sein Secretair, sein Arzt, gerade die Leute, die seine nächste Umgebung bildeten und in ihren Briefen den kleinsten und unbedeutendsten Umstand aus dem Leben ihres kaiserlichen Herrn berichten, erwähnen kein Wort von dieser Leichenfeier, und Mignet hat in seiner Geschichte Karl V. dieselbe mit überzeugender Klarheit in das Reich der Fabel gewiesen. Wenn solche Märchen sich noch in die Historie des 16. Jahrhunderts einschleichen konnten, was mag dann in der Geschichte vergangener Jahrtausende — historisch sein?

Daſſelbe und doch ein Andres.

Von

Rudolf Löwenſtein.

Sind es auch dieſelben Saiten —
Iſt es doch ein andrer Klang,
Sind es auch dieſelben Weiſen —
Iſt es doch ein andrer Sang.

Jede Lerche jauchzt ein andres
Friſches Lied zum Himmelszelt,
Und doch iſt von gleichem Jubel
Ihre kleine Bruſt geſchwellt.

Jede Nachtigall im Lenze
Anders ihre Stimm' erhebt,
Und doch iſt's die gleiche Klage,
Die aus ihren Seelen bebt;

Und doch lauſcht ihr jedem Vöglein,
Das von Zweig zu Zweig ſich ſchwingt,
Weil auch aus des kleinſten Kehle
Hell des Frühlings Kunde klingt.

Darum neigt auch meinen Saiten
Freundlich lauſchend Ohr und Sinn:
Jeder Sänger giebt im Liede
Euch die ganze Seele hin.

Nehmt die Seel' — und was an Wonne,
Was an Leiden ſie durchzieht!
Sind es auch die alten Töne —
Iſt es doch ein neues Lied!

Der wandernde Komödiant.

Ein Bild aus der Wirklichkeit.

Von

Franz Wallner.

Wanderleben! Chamäleonsartiger Begriff, in wie viel Abarten zerfällſt Du! Der reiche Fürſt Pückler-Muskau, den die Luſt, Fremdartiges zu ſchauen, in die heiße Wüſte Afrikas und an die romantiſchen Felſengeſtade Norwegens trieb, der in feingezeichneten und lebensvollen Bildern das Geſehene an unſerm geiſtigen Auge vorüberziehen ließ, er führte ein Wanderleben ſo gut als der wißbegierige Handwerksburſche es führt, der in der Fremde von Städtchen zu Städtchen pilgert, den Hut in der Hand ſich ſeinen kärglichen Unterhalt durch die edle Fechtkunſt erwerbend, und ſeine Gewerbskenntniß bereichernd durch die Arbeit am fremden Herde. Der reiche Virtuoſe, der in ſtolzer Karoſſe durch die Straßen der Reſidenzen rollt, um die Arrangements zu den Concerten zu treffen, die ſeine Gold- und Lorbeer-Ernten ſind, er führt ein Wanderleben, wie der arme Zigeuner, deſſen Heimath die weite Welt iſt, und der nie weiß, wo er am nächſten Tage das müde Haupt zur Ruhe legen wird. Eine gefeierte Tänzerin, der die Modernen zweier Welttheile dienſtbar zu Füßen liegen, um deren Gewinn die Großmächte der Kunſtwelt wie die Beherrſcher der größten weltbedeutenden Kunſttempel ſich furchtbaren Krieg erklären, die mit Männerherzen und Contrakten ſpielt und beide — bricht, ſie führt ein weit angenehmeres Wanderleben, als der arme Bündeljude, der in den häufig moraſtigen Steppen Kurlands von Hütte zu Hütte kriecht, um von den noch ärmeren Bauern ein paar Kopeken zu verdienen, und der ſelbſt die ſcharfe Lanzenſpitze des Grenzkoſacken nicht fürchtet, wenn es gilt, ein Päckchen verbotener Waaren über die Weichſel zu ſchmuggeln. — Bei keinem Stande aber tritt der Unterſchied des Wanderlebens ſo ſchneidend grell hervor, als unter den Schauſpielern. Seht z. B. einen Devrient, einen Döring ꝛc., wenn ſie ihren contractlichen Urlaub antreten oder antraten. Wie rauſchen die vier, fünf Monate, die ihnen „zur Erholung" nach ſchweren Berufspflichten vergönnt ſind, mit Blitzesſchnelle vorüber. Zuerſt nach Hamburg — erſte Claſſe — ein berühmter Schauſpieler fährt nicht anders als erſte Claſſe: An dem Bahnhofe erwartet ihn der Wagen des Hôtels, und vor dem Hôtel erwartet ihn der Wagen des Theaters. Er eilt in die Probe, entzückt noch denſelben Abend das erwartungsvolle Publikum durch ſeine geneale Leiſtung und ſtreicht behaglich 20—30 Louisd'or ein, die er im ſtrengſten Sinne des Wortes im Fluge verdient hat. Dieſes Einſtreichen wiederholt ſich in vierundzwanzigſtündigen Zwiſchenräumen in Monatsfriſt 12—15 Mal. Hat die Anſtrengung den Gefeierten nicht unpäßlich gemacht — und Unpäßlichkeiten ſind während der Urlaubszeit ſehr ſelten — ſo ſteht nach der letzten Rolle ſchon wieder der Wagen vor der Thüre, um das Schooßkind des Glücks auf den Bahnhof für die nächſte Hauptſtadt zu befördern und neuen Triumphen entgegenzutragen. — Im Engagement nach abgelaufener Wanderzeit ruht man, durch ein ärztliches Zeugniß dazu ermächtigt, einen Monat von den Anſtrengungen der Reiſe aus, und bereitet ſich, den Winter über wieder gewöhnlich für den nächſten Sommer-Ausflug vor. — —

Betrachtet man nun die Existenz eines Schauspielers, den Talentlosigkeit oder Unglück einer kleinen wandernden Truppe zugeschleudert. Mit dem Beginn des Spätherbstes tritt er sein Engagement in einem kleinen Städtchen, oft auch in einem Marktflecken an. Der Direktor, ein zu Grunde gegangenes Genie, hat die Führung eines Thespiskarrens übernommen, weil er als „ausübender Künstler" selbst nirgends eine Anstellung gefunden, und ein feindliches Geschick ihm nur den Ausweg zwischen Directionsführung und Hungertod offen gelassen. Die Gesellschaft kommt acht Tage vor der Eröffnung des Kunsttempels zusammen, erstens der nöthigen Proben wegen, zweitens und hauptsächlich weil man an dem Orte des künftigen Wirkens doch wenigstens bis zum Tage der ersten Vorstellung für Obdach und Leibesnahrung Kredit zu finden hofft. Der große Augenblick naht heran, der Reiz der Neuheit hat das Haus mit Schaulustigen überfüllt, die jungen Lieutenants der Garnison treiben sich vor Anfang der Ouvertüre auf den Brettern herum und versichern „auf Seele", daß die erste Liebhaberin ein süperbes Mädchen sei. Die Künstler und deren Vorstand haben mit den Fingern ein Loch in die Vordergardine gebohrt, und ergötzen sich an dem seltnen Anblick des zahlreichen Publikums. Die Vorstellung ist beendet — über das Wie? laßt mich mitleidig einen dichten Schleier ziehen — die volle Kasse wird getheilt — denn die Gesellschaft spielt republikanisch auf Theilung der täglichen Einkünfte — und man jubelt über das Glück, einen so guten Winterort gefunden zu haben. — Schon der folgende Abend liefert den Beweis, wie sanguinisch die Hoffnungen auf den Kunstsinn der Kleinstädter gestellt waren. Die Räume des Hauses sind sehr mittelmäßig besetzt, und bei der nächsten Vorstellung schon schauderhaft leer. — Der Sonntag allein erweist sich als probehaltig, die Einnahme desselben wird aber von den Tageskosten verschlungen, die im Laufe der Woche in Rest bleiben mußten, und von den darauf lauernden Gläubigern, als da sind: Zetteldrucker, Lichtzieher ꝛc., mit unerbittlicher Strenge requirirt. — Bleibt da für den Mann noch ein Gulden übrig, so ist dies ein fröhlicher, glücklicher Tag. So leben denn sämmtliche Mitglieder im strengsten Sinne des Wortes so lange von Schuldenmachen, bis mit dem Kredit die ganze Theaterwirthschaft zu Ende geht, und die Kunstjünger, gewöhnlich um die Neujahrszeit, ein unfreiwilliges Wanderleben beginnen, welches sich meistens bis zum nächsten Herbst hinaus verlängert. Mit Deklamatorien in den Wirthshäusern oder dem Vortrage einiger Lieder zur Guitarre, fristen die meisten auf bejammernswerthe Weise ihr trauriges Dasein. — Man glaube nicht, daß ich übertreibe. Ich selbst habe das erste halbe Jahr meiner theatralischen Laufbahn in dem kleinen Städtchen Krems mit einer Bande zugebracht, welche unter der Direktion eines gewissen Biber ihr Wesen trieb, und ein nur zu getreues Original zu dem oben gezeichneten Bilde abgab.

Niemand kann sich im gewöhnlichen Leben eine Idee davon machen, wie viel Leichtsinn, wie viel Menschenelend, wie viel Liederlichkeit und Gutmüthigkeit sich bei einer solchen Truppe im grellsten Contraste zusammengedrängt finden. Und es ist nicht immer Arbeitsscheu und Talentlosigkeit, welche hier eine letzte Zuflucht sucht; oft verirrt sich auch das Genie in eine solche Kunstspelunke, um im Strudel des wüsten Treibens zu versinken, und in dem Sumpfe der Gemeinheit rettungslos unterzugehen. Es gehört eine starke, mächtige Willenskraft dazu, um sich aufzuraffen aus der unvermeidlichen Apathie, bei solch' elendem Dasein, um in der allgemeinen Verachtung, welche diese Künstler-Pariah's trifft, nicht das eigene Selbstbewußtsein zu verlieren. Ich habe gerade jene, welche einige Spuren von Talent zeigten, mit dumpfer Fühllosigkeit sich der ärgsten Liederlichkeit in die Arme stürzen sehen. Der Trunk ist für sie der Tröster, welcher sie betäubt und zur Vergessenheit ihres fluchbeladenen Geschickes führt. —

Den Aermsten dieser Armen habe ich in der oben erwähnten Frist kennen gelernt, und da er mir seit jener Zeit nie mehr vor die Augen gekommen, da ich auch seit Langem vergebens nach seinem Namen geforscht habe, so glaube ich mit Beruhigung, daß ihn der Tod bereits mitleidig seinem Leiden enthoben.

In dem kleinen ungarischen Städtchen Stein am Anger war eine Bande dramatischer Zigeuner angekommen, und gab in dem Saale des Wirthshauses die Darstellung einer Ritterkomödie — wenn ich nicht irre, von Ziegler, zum Besten. Ein Herr Frentz, vom Theater zu Komorn, debütirte in der Hauptrolle nicht zur Zufriedenheit des durch außerordentliche Kunstgenüsse eben nicht verwöhnten Theaterpublikums von Stein am Anger. Man fand sein Organ widerlich, dazu stieß er mit der Zunge an, was für einen ersten Helden und Liebhaber allerdings störend ist — kurz er hatte nebst seiner eigenen, auch die Stimmen sämmtlicher Kunstkenner gegen sich. Einer desto beifälligeren Aufnahme erfreute sich der Intriguant der Gesellschaft, der in der Rolle eines Mahomedaners gräuliche Fratzen schnitt und den Jubel der Menge hervorrief. Jetzt kam die Scene, wo sich die beiden Feinde zum Kampf auf Tod und Leben rüsten. Der Requisiteur hatte zwei Galanteriedegen gebracht, welche die Stelle der mangelnden Schwerter ersetzen mußten. Der Kreuzritter stellt sich dem Ungläubigen kampfgerecht gegenüber, beide fechten mit solcher Leidenschaftlichkeit, daß die Funken davon stoben. Jetzt fällt das Stichwort, wo der Held den Bösewicht zum Lohn seiner Thaten zur Hölle fördern soll. Ein rascher Ausfall — da stößt der Türke einen grauenvoll markerschütternden Schrei aus, und stürzt mit dem für seinen Charakter allerdings sonderbaren Ausruf: Jesus, Maria, Joseph! wimmernd zu Boden. Das Publikum

jubelt, eine solche Wahrheit der Spieler war in Stein am Anger noch nicht erhört worden. Der Gefallene wälzt sich unter dem donnernden Applaus der Zuschauer in convulsivischen Krümmungen heulend am Boden und verhaucht seinen Geist, während der Sieger wie zur Bildsäule erstarrt, den bewaffneten Arm maschinenmäßig vor sich ausgestreckt hält und mit schreckenbleichem Antlitz und verglasten Augen sein Opfer betrachtet. Der Vorhang fällt.

Der Enthusiasmus der Anwesenden ruft die Künstler unter Beifallsdonner hervor. Niemand ahnt, daß sich hier Schein und Wahrheit auf die grauenvollste Weise vermählt hatten. Unter dem Sturm der Anerkennung war der unglückliche Intriguant in Wirklichkeit und im strengsten Sinne des Wortes in seinem Berufe gestorben, der arme Frentz hatte ihm die Degenspitze durch die Nase gestoßen und das Gehirn verletzt — was das Publikum für vollendete Kunstleistung hinnahm, war in der That der qualvolle Todeskampf des Verscheidenden gewesen.

Von dem furchtbaren Schreck, der bei der Nachricht des wahren Vorganges Alle durchzuckte, kann sich Niemand einen Begriff machen. Der Getödtete war seit kurzem Wittwer geworden, und der einzige Ernährer von fünf Kindern, von denen das älteste acht Jahre und das kleinste sieben Monate zählte.

Ein rührendes Jammerbild stand der arme Frentz an der Leiche seines Kameraden, heiße Thränen rollten über die geschminkten Wangen herab, und die zitternden Lippen wiederholten nur unaufhörlich die Worte: „Es ist nicht möglich! Es kann nicht sein!"

Natürlich konnte die Vorstellung nicht zu Ende gespielt werden, und auch die folgenden mußten unterbleiben, denn der gewalthabende Stadthauptmann war so grausam, der Truppe das fernere Auftreten in Stein am Anger zu untersagen, und so die ganze Gesellschaft für die schwer gestrafte Unvorsichtigkeit des einen Mitgliedes büßen zu lassen. Mit großer Mühe erwirkte man noch die Erlaubniß zu einer Benefiz-Vorstellung für die schutzlosen Waisen des getödteten Schauspielers, nach welcher sich die armen Jünger des Thespis in alle Winde zerstreuten.

Sechs Monate sind vergangen. Wir finden den unglücklichen Frentz in dem kleinen ungarischen Badeorte Trentschin. In seinem sonst so stillen Stübchen sieht es gar bunt und seltsam aus. In wildem Tumulte lärmen einige Knaben, von denen der älteste ein schreiendes Wickelkind zu besänftigen sucht, während Frentz sich so emsig mit Rollenschreiben beschäftigt, daß ihm der Schweiß über das bleiche, abgehärmte Antlitz herabläuft. Er hat alle fünf Sprößlinge seines Opfers an Kindes Statt angenommen, er, der wandernde Komödiant, arm und talentlos, hatte die schwere Sorge der Erhaltung derjenigen auf sich geladen, denen er ohne sein Verschulden den Vater geraubt. Von Ort zu Ort schleppte er die freiwillig übernommene Last, mit der angestrengtesten Mühe übernahm er mit hastiger Gierde jeden Nebenerwerb, Tag und Nacht sich abängstigend und quälend, um den Bedarf für diese herbeizuschaffen. — Mit engelgleicher Geduld ertrug er alle Launen der ungezogenen Rangen, der Aufforderung zur Bestrafung derselben immer nur die mit einem tiefen Seufzen begleiteten Worte entgegensetzend: „Lasset die Kinder gewähren, die ich um den Vater gebracht!" — Nach jahrelanger Wanderung nahm ihn, wie ich später erfuhr, der mitleidige Direktor Frisch in Jassy auf, und gab ihm, da er ihn als Schauspieler nicht beschäftigen konnte, eine Anstellung als Inspicient.

Später habe ich nie wieder etwas von ihm gehört, da mich mein Berufsweg dem Norden zuführte; allein unter den vielen achtungswerthen Kunstgenossen, mit denen ich auf meinen Kreuz- und Querzügen zusammentraf, ist mir der arme Frentz doch der achtungs- und bedeutungswürdigste geblieben, und ich kenne kein Märtyrerthum, welches ich mit dem seinen vergleichen könnte. Noch immer sehe ich den armen Selbstquäler am Schreibtische sitzen, die durchwachte Nacht steht leserlich auf seinem abgespannten Antlitz, in den gerötheten Augenlidern; die grauschwarzen Haare hängen glatt an den feuchten Wangen herab; die zitternde Hand fliegt mit rascher Eile über das Papier und hält nur von Zeit zu Zeit inne, um ein Glas Wasser an die trocknen Lippen zu führen. In einem kleinen Stengelglase hat er Tinte vor sich stehen. Jetzt ist ein vollgeschriebener Bogen zur Seite gelegt, da stößt einer der johlenden Knaben mit einem raschen Ruck an den Tisch, das Tintenfaß fällt um, und der Inhalt verdirbt die Frucht stundenlangen Fleißes. Frentz, der schon vorher mit scheuer Stimme die Kinder um Ruhe gebeten, fährt erschrocken in die Höhe, doch nur eine Sekunde lang dauert die Erregung, leise bewegen sich die bleichen Lippen zu einigen unverständlichen Worten, und geduldig beginnt er das sauere Tagewerk wieder von Neuem.

Ich war einst so glücklich, durch die Mitwirkung in einem für ihn veranstalteten Benefize in einem kleinen ungarischen Städtchen, dem Armen einen kleinen Vortheil zukommen zu lassen; ein sehr berühmter Schauspieler, der damals in Preßburg gastirte, und dem ich die eben erzählte Geschichte mittheilte, um ihn zur künstlerischen Unterstützung bei diesen Vorstellungen zu bewegen, schlug mir diese Bitte rund ab. Ich würde den Namen des Herzlosen hier öffentlich nennen, wenn ich ihm nicht zu seinem Glücke selbst feindlich gegenüber stände. — Liest er diese Zeilen — und er wird sie gewiß lesen — so möge er sich im Stillen schämen und vor seine Seele, um sie zu strafen, möge das Bild treten, welches ich in diesen Blättern gezeichnet — das Bild „des wandernden Komödianten!"

Lady Macbeth.

Ein Drama aus dem wirklichen Leben.

Von
Ludwig Habicht.

Graf Waldheim hatte sich nach einem viel bewegten Leben auf sein altes Stammschloß zurückgezogen, um dort seine Tage in Ruhe und Einsamkeit zu beschließen. Vielleicht würde der noch in vollster Mannesblüthe stehende, kaum 50jährige Mann, nicht so rasch den Freuden dieser Welt entsagt haben, wenn ihn nicht ein eigenthümlicher Umstand dazu gezwungen hätte. Sein ältester Freund, der General von Derenthal, war mit Hinterlassung einer einzigen Tochter gestorben und hatte ihn für die siebenjährige Waise zum Vormund und Beschützer ernannt. Beide Männer waren von Jugend auf befreundet gewesen und die Kameradschaft in mehreren Feldzügen hatte das Band nur noch inniger gemacht, denn nicht allein daß die Freunde den Becher und das Lager mit einander getheilt, der Graf verdankte auch dem General die Rettung seines Lebens. Von wilder Kampfeslust beseelt, hatte sich Graf Waldheim bei einem Gefecht blind in die Reihen des Feindes gestürzt und er wäre verloren gewesen, wenn nicht der damalige Lieutenant v. Derenthal zu seiner Rettung herbeigeeilt und ihn mit seinen Leuten aus dem feindlichen Getümmel herausgehauen hätte. Derenthal wurde, mit mehreren Wunden bedeckt, vom Schlachtfelde getragen, aber er hatte nicht allein das schöne Bewußtsein, den Freund gerettet zu haben, sondern auch die Genugthuung, daß seine glänzende Tapferkeit anerkannt und er rasch befördert wurde. Eine solche Freundschaft reicht weit über den Tod hinaus und Graf Waldheim hatte kaum einige Zeilen von dem sein Ende nahe fühlenden General erhalten, als er aus Paris aufbrach und an das Lager des sterbenden Freundes eilte. Er kam zu spät. — Der General war bereits eine Leiche. Das kleine, am Todtenbett des Vaters kauernde, verlassene Mädchen, blickte verwundert, mit thränenfeuchten Augen auf die hohe Gestalt des Grafen, der sich zu ihm hinabbeugte, es zärtlich küßte und dann mit bewegter Stimme sagte: „Weine nicht, ich werde Dir Vater sein!"

Der Graf hielt Wort und der vornehme Weltmann, der mit seinem Geist und Witz in den höchsten Kreisen von London und Paris geglänzt, war jetzt glücklich, mit seinem Pflegekinde spielen und in den ganzen Himmel einer Kinderseele blicken zu können. Es war ein eigenes Schauspiel, wie der von den Genüssen des Lebens übersättigte, im Geiste früh gealterte Mann, in dem Umgange mit dem harmlosen Kinde, wieder jung wurde, ja ihm eigentlich jetzt erst, jene Jugendfrische durch die Brust wogte, die er früher nie gekannt hatte.

Kinder vergessen leicht selbst die theuersten Todten und der kleinen Hedwig mußte es noch leichter fallen, denn sie hatte sich an ihren Vater nie recht anschmiegen können. Der alte General würde sich kindisch vorgekommen sein, wenn er seiner Tochter die ganze Innigkeit seiner Liebe hätte zeigen wollen, er hielt sich vielmehr gegen die Zärtlichkeit seines Kindes, immer auf der Defensive. — Wie anders der Graf, dem konnte die Kleine ihr ganzes Herz schenken, ihn wie ein leichter, lustiger Schmetterling umgaukeln, ohne daß ihr des seligen Vaters militairisches „Stillgestanden" entgegenschallte. Der Graf hütete die Kleine wie seinen Augapfel, sorgte für die trefflichsten Lehrer und so entfaltete sich Hedwig's Geist rasch. Der Umgang mit dem weltmännisch gebildeten Grafen gab ihr früh die beneidenswerthe Sicherheit und Hoheit des Wesens, die den Geist hoch über den Wechsel des Lebens erhebt und ein sorgfältig geleiteter Unterricht weckte in ihr jene flammende Begeisterung für das Schöne und Gute, die nie erlischt.

Der General hatte zwar Hedwig ohne den Schutz naher Verwandten, nicht aber ohne den eines bedeutenden Vermögens hinterlassen, das unter der sorgfältigen Verwaltung des Grafen die Höhe von mehreren hunderttausend Thalern erreicht hatte und das heranwachsende Mädchen würde wohl von zahlreichen Bewerbern umschwärmt worden sein, wenn nicht der Graf allen Verkehr mit der großen Welt sorgfältig vermieden hätte.

Nur ein einziger junger Mann, der Neffe des Grafen, hatte Zutritt in dem alten Schlosse, spielte und scherzte mit Hedwig, zeigte ihr die ganze Zuneigung eines Bruders und deshalb setzte sich in Graf Waldheim der Gedanke fest, diese beiden, wie wie für einander geschaffenen Menschen, auf immer zu verbinden. Der Sohn seiner Schwester war arm, denn die junge Comtesse Waldheim war in jugendlicher Schwärmerei eine Heirath aus Liebe eingegangen und ihr früh verstorbener Gatte, der Oberst v. Wille, hatte ihr nichts hinterlassen, als eine kleine Pension, die kaum hingereicht hatte, ihrem Sohne die Epauletten zu verschaffen.

Graf Waldheim war, wie das Leute immer sind, die der Welt entsagt haben, trotz seiner angeborenen Herzensgüte, heftig und eigensinnig; er nannte es freilich nur

Charakterstärke, wenn er selbst bei den geringsten Kleinigkeiten, auf Durchführung seiner Pläne beharrte, wie viel mehr mußte ihm die Verwirklichung einer Idee am Herzen liegen, die ihn wahrhaft glücklich machen konnte — die Vermählung Hedwigs mit seinem Neffen. Dadurch wurde er nicht genöthigt, seine Liebe, wie später sein Vermögen, zwischen den beiden ihm am nächsten stehenden Personen zu theilen und was das schönste war, die geliebte Pflegetochter blieb in seiner Nähe. Der Graf hatte wohl bemerkt, daß allmälig eine innige Liebe für den Neffen in das Herz des jungen Mädchens eingezogen und um so sonderbarer war es ihm erschienen, daß gerade Hedwig nur widerstrebend in seinen Lieblingsplan eingehen wollte. Die Gefühle des Neffen sorgfältig zu prüfen, hatte Graf Waldheim nicht für nöthig gehalten, er sah, daß der junge Mann seiner Pflegetochter die zarteste Aufmerksamkeit schenkte und glaubte ihn vernünftig genug, daß er seinem offenbaren Glück nicht entgegentreten würde; Hedwig's Zögern dagegen galt dem Grafen nur als eine kindische Laune, oder als jungfräuliche Scheu und um der Sache ein rasches Ende zu machen, hatte der Graf seinen Neffen für diesen Abend zu sich beschieden, damit Hedwig's ohnehin schwacher Widerstand beseitigt und in aller Stille die Verlobung gefeiert werden könne.

Auf 6 Uhr Abends hatte Graf Waldheim seinen Neffen bestellt; die auf dem Kaminsims stehende prachtvolle Pendeluhr zeigte bereits fünf Minuten nach sechs Uhr und der stets die größte Pünktlichkeit fordernde Graf, begann unruhig in seinem Zimmer auf und ab zu wandern. „Es ist abscheulich, die Uhren bei uns differiren immer“, murmelte er vor sich hin, — „wie anders in Paris — aber Ewald könnte längst wissen, daß die Uhren von Goldbach stets zu spät gehen.“ Der Graf setzte seine Wanderung durch's Zimmer fort und blieb dann endlich sinnend vor der Pendule stehen. Es war ein höchst geschmackvolles Werk aus Paris, die Ciselir-Arbeit von getriebenem Silber stellte einen Knaben dar, der lachend mit verschwenderischer Hand Rosen ausstreut, die ein mürrisch aussehendes altes Weib, wie halb dazu gezwungen, in ihrer Schürze auffängt. „Das Glück streut übermüthig seine Blumen aus und frägt nicht, wem sie in den Schooß fallen“, hatte der Graf die kleine Statuette oft gedeutet — heut trat es ihm lebendiger als je vor die Seele; auch er wollte glücklich machen und man konnte noch zögern.

Der Zeiger der Uhr wies auf ein Viertel, auf halb sieben — länger vermochte der Graf nicht zu warten, eine Zorneswolke trat auf seine Stirn — nun sollte nur der Saumselige um deshalb kommen, damit sich das Wetter über seinem Haupte entladen konnte. So, noch mit dem ganzen Unmuth über die unerhörte Nachlässigkeit des Neffen auf dem Antlitz, trat er in das Zimmer Hedwig's.

Das junge Mädchen saß am Fenster und blickte wie in Träumen verloren hinaus in die blühende Landschaft. Ein Zug tiefsten Schmerzes zuckte um ihre Lippen, ein Paar Thränen glänzten in ihren Augen, sonst saß sie dort still, bewegungslos, wie ein Bild von Stein. Sie hatte nicht einmal das hastige Hereintreten des Grafen bemerkt und wurde erst aus ihrem Hinbrüten durch dessen rasche Aeußerung aufgeschreckt: „Guten Abend Kind, was denkst Du von diesem Taugenichts, läßt uns wie die Narren warten, c'est abominable!“

Hedwig raffte sich aus ihrem Sinnen auf, fuhr, indem sie sich erhob, leicht mit der Hand über die Augen und entgegnete mit mühsamer Fassung: „Er wird nicht kommen.“

Dem Grafen würde zu jeder andern Zeit das Benehmen seiner Pflegetochter aufgefallen sein, denn sie war nicht wie sonst auf ihn zugeflogen, hatte nicht heiter seinen guten Abend erwidert und ihre Stimme klang jetzt so dumpf und traurig; aber heut in seiner Aufregung gewahrte er dieses fremdartige Wesen Hedwig's nicht, er staunte nur über ihre Antwort und entgegnete beinahe heftig: „Was sagst Du, Kind? er wird nicht kommen? das wollte ich ihm nicht rathen!“ und die Augen des Grafen funkelten in heftiger Aufregung, doch, als müsse er rasch einen solch' wunderlichen Gedanken abschütteln, setzte er mit einer abwehrenden Handbewegung hinzu: „Pah, das wäre ja Tollheit! Ewald kennt meinen Wunsch und er ist glücklich, ihn erfüllen zu können.“

Hedwig schüttelte statt aller Antwort nur mit dem Haupte.

„Ich begreife Dich nicht — Du bist's allein die schwankt und zögert — une caprice — ich weiß es wohl — oder hab' ich mich doch getäuscht?!“ setzte der Graf fast erschrocken hinzu, als Hedwig mit einem Ausdruck tiefsten Schmerzes die Augen zu ihm aufschlug — „Liebst Du ihn nicht? dann freilich —“ Wie muthlos ließ der Graf die erhobenen Hände sinken. Eine peinliche Pause trat ein. Hedwig wagte kaum zu athmen, eine tiefe Blässe bedeckte ihr Antlitz, schweigend — rathlos starrte sie auf den Boden.

Die Abendsonne warf im Scheiden ihre letzten Strahlen in das Zimmer. Der Graf, dem jeder Sonnenuntergang ein kostbares Schauspiel war, sah einen Augenblick hinab. Auf der glatt geschorenen Wiese strich das Sonnenlicht in glänzenden, breiten Streifen dahin, dann flimmerte und zitterte es durch die Bäume des Parks und verlor sich endlich leise im Waldesdunkel.

War es das Sonnenlicht das ihn geblendet, oder ein schmerzlicher Gedanke, der ihn erschüttert ... seine Augen hatten sich gefeuchtet — aller Zorn und Unmuth war aus seiner Seele gewichen und Hedwig's Hand ergreifend, sagte er mit der ganzen Zärtlichkeit die er für sein Pflegekind hegte: „Kind, vertraue mir, öffne mir Dein Herz, ich habe ja nichts auf der Welt als Dich und nur den einen Wunsch,

Dich glücklich zu machen. Ich weiß es nicht, aber mir ahnt, daß ich nicht mehr oft die Sonne werde scheiden sehen und ich wollte Dich nicht ohne Schutz zurücklassen."

Hedwig lehnte sich, ohne alle Antwort, schmerzlich bewegt an die Brust des Grafen als wollte sie sagen: „nur Dein Schutz macht mich glücklich." Der Graf verstand sie. Leise ihr sammetweiches, leider nur zu blondes Haar streichelnd, begann er von Neuem: „Hedwig, blicke mir in's Auge, sag' mir, ob Du Ewald liebst?" Die Pflegetochter folgte seinem Geheiß, sie erhob das Antlitz, das jetzt eine Flammenröthe bedeckte, ihre Brust schien stürmischer zu wogen und mit feucht glänzenden Augen, als wäre sie glücklich, endlich dieses drückenden Geheimnisses ledig zu sein, entgegnete sie fest: „Ja, Vater, ich liebe ihn, so tief, so innig..." Sie hielt plötzlich inne; wie vor dem eigenen Bekenntniß erschreckend, bedeckte sie das Antlitz mit beiden Händen und auf ihren Stuhl zurücksinkend, rief sie verzweifelnd: „Was hab' ich gethan! ich bin unsäglich unglücklich!"

Der Graf hatte mit Befriedigung das Bekenntniß Hedwig's, das seinem Scharfsinn Ehre machte, vernommen, um so weniger vermochte er sich die darauf folgende Verzweiflung des jungen Mädchens zu erklären. Zum ersten Mal gerieth der sonst so gewiegte Weltmann außer Fassung, weil ihm ein solcher Auftritt unbegreiflich war. Wie heftig und auffahrend auch Graf Waldheim gegen seine Umgebung, Hedwig hatte von ihm nie ein rauhes Wort erfahren, heut aber siegte sein leidenschaftliches Wesen über seine grenzenlose Liebe; die Zornader auf seiner Stirn schwoll dunkler an, ein unheimliches Feuer glühte in seinen Augen, schon wollte er heftig losbrechen, aber ein Blick auf seine Pflegetochter, die ein Bild tiefsten Schmerzes dort saß, hemmte seinen Zorn. Nicht ohne Kampf gewann der Graf seine Fassung wieder und mit aller Herzlichkeit wandte er sich zu Hedwig: „Kind, sage mir, was Dich quält, was hast Du gegen Ewald?" — aber sich plötzlich besinnend, daß dieser noch immer nicht gekommen, setzte er rasch hinzu: „dieser nachlässige Bursche, ich werde ihm Pünktlichkeit beibringen!"

„Ich sagte Dir schon, daß er nicht kommen würde", entgegnete Hedwig mit trübem Lächeln.

Der Graf wollte etwas erwidern, da stieß Hedwig fast krampfhaft heraus: „Gieb ihn frei, Vater, er liebt mich nicht, er kann mich nicht lieben, sieh' doch, wie häßlich ich bin!" Sie war aufgesprungen und mit jener Selbsterniedrigung, wie sie oft jungen Mädchen eigen ist, warf sie zum ersten Mal einen fast grollenden, verächtlichen Blick auf ihr Spiegelbild, an dessen Häßlichkeit sie sich doch längst gewöhnt hatte.

Wohl war es ein von Blatternarben entstelltes Gesicht, denn Hedwig hatte als Kind an dieser gefährlichen Krankheit gelitten und die Spuren davon hatten sich nicht verwischen lassen, es fehlte diesem Antlitz der rosige Hauch der Jugend.

Graf Waldheim besaß ganz jene Elternliebe, der selbst das häßlichste Kind hübsch und anmuthig erscheint; die Blatternarben Hedwig's hatte er nie für entstellend gehalten, im Gegentheil glaubte er, daß sie dem Antlitz seiner Tochter einen gewissen Ausdruck gaben und sie erstaunt anblickend, erwiderte er rasch: „Was sagst Du da — Du häßlich? — Ewald schwärmt für Dich!"

„Das hat er nie gethan", war Hedwig's Antwort, „ich ahnte — ich wußte es schon, und wie gern hätte ich ihn vor Deinem Unmuth geschützt und Alles auf mich genommen, wenn Du nicht so rasch zur Entscheidung gedrängt."

Die Stirn des Grafen verfinsterte sich, doch mit jener Gelassenheit, hinter der sich oft sein heftigster Zorn barg, entgegnete er: „Du sprichst in Räthseln, ich verstehe Dich nicht."

„Ewald hat mir geschrieben, er kann nicht Deinen Wunsch erfüllen, weil sein Herz bereits eine Andere gewählt, an die ihn die glühendste Liebe fesselt; quäle ihn nicht, Vater; sieh', wir taugen nicht für einander, und so ist es gut!" — sagte Hedwig anscheinend ruhig, nur ein schärferer Beobachter würde bemerkt haben, wie tief ihr innerstes Seelenleben bewegt war.

Der Graf hatte nur die ersten Worte gehört, ein lang gedehntes „Oh" stieß er heraus, dann schlossen sich die scharfen, feinen Lippen; er trat an's Fenster, blickte auf den in einen dünnen Nebel gehüllten Park hinunter und trommelte mit den langen, aristokratisch zugespitzten Fingern auf die Fensterscheibe.

Hedwig kannte dies Vorzeichen eines nahen Sturmes; sie wußte, daß es dann am besten war, ihrem Vater auf einige Augenblicke sich selbst zu überlassen. Geräuschlos glitt sie aus dem Zimmer, in der Absicht, nach einigen Minuten mit Licht dahin zurückzukehren, damit ihr kleiner Kunstgriff dem Grafen nicht auffällig werden sollte.

Graf Waldheim hatte sich eben vom Fenster hinweggewendet und wollte in hastigen Schritten das Zimmer durchwandern, da trat ein Diener ein und berichtete triumphirend auf eine Handbewegung seines Herrn: „Gnädiger Herr Graf, so eben ist Peter Kunz in's Schloß gebracht worden, die Jäger haben ihn auf der That ertappt und der Amtmann bittet um Befehl, ob er ein Protokoll aufnehmen soll, damit er dann den Eloquenten — er wollte Deliquent sagen — den Gerichten übergeben kann."

Das edle Antlitz des Grafen verzerrte sich, fand er doch jetzt einen Gegenstand, an den er seine Wuth auslassen konnte und Peter Kunz hatte durch seine verwegenen Wilddiebereien den jagdlustigen Herrn ohnehin genug erbittert. Fast besinnungslos vor Zorn stieß er hastig heraus: „Wozu die Weiterungen, die Gerichte verschmieren mehr Papier als der ganze

Bursche werth ist, peitscht ihn durch und laßt ihn dann wieder laufen!"

Der Diener entfernte sich hämisch grinsend, um diesen Befehl, der dem ganzen müßigen Schloßpersonal wenigstens ein rohes Schauspiel gab, vollstrecken zu lassen.

Wie nach einem schweren Gewitter, kaum daß sich die Wetterwolken entladen, der Himmel um so tiefer und freundlicher blaut, als bereue er sein wildes Zürnen und als könne er die angerichteten Zerstörungen hinweglächeln, so giebt es Menschen, die nach dem ersten Ausbruch ihrer Wuth, durch desto größere Milde alles wieder ausgleichen möchten. Auch der wilde Zorn des Grafen war plötzlich verflogen, schon wollte er die Klingel ziehen und seinen verhängnißvollen Befehl rückgängig machen, aber das wäre ja eine „Charakterschwäche" gewesen, der durfte er sich nicht schuldig machen und so folgte er leider nicht der Stimme seines bessern Selbst.

Als Hedwig mit einer Lampe vorsichtig hereintrat, erstaunte sie über die Veränderung, die mit ihrem Vater vorgegangen war. So überraschend schnell hatte sich sein Zorn noch nie gelegt.

„Komm Hedwig, laß uns einen Spaziergang in den Park machen, es ist schwül im Zimmer", sagte der Graf mild und freundlich. Hedwig setzte die Lampe auf den Tisch und weil Beide sich ihre innersten Empfindungen verbergen wollten, wandelten sie in alter Traulichkeit, von den gleichgültigsten Dingen plaudernd, aus dem finstern Schlosse.

Es war ein wunderbarer, heiliger Frieden, der ihnen aus der Natur entgegen wehte, als sie den Park betraten. Kein Lüftchen rührte sich, die Bäume standen schweigend — wie in Sinnen verloren. Der Mond war im Aufgehen und schien mit dem Nebel wetteifern zu wollen, die wunderlichsten Luftgebilde hervorzubringen.

Plötzlich drang ein wilder, gräßlicher Schmerzschrei vom Schloßhofe bis in die Mitte des Parks. „Was war das?" rief Hedwig erschrocken. Auch der Graf fuhr zusammen, beherrschte sich aber und rascher vorwärts schreitend, sagte er kalt: „Der Schrei eines Thieres."

„Nein, nein, das war eine Menschenstimme", entgegnete Hedwig mit bangem Entsetzen.

„Wie doch der Schall weit trägt", erwiderte der Graf ausweichend. „Wir sind wohl zehn Minuten vom Hofe entfernt und doch —" er stockte und schien unentschlossen, ob er nicht umkehren solle, da gewahrte er, daß ihr Spaziergang sie bereits zu weit und schon zu dem Gartenpavillon geführt, der am Ufer eines kleinen See's schlank und zierlich wie ein Feentempel die Waldeinsamkeit unterbrach. Es war doch zu spät... „Laß uns dort niedersitzen" bemerkte der Graf auf den Pavillon zeigend und mühsam nach Fassung ringend. „Ich will Dir die Gesetze erklären, die solche Erscheinungen hervorrufen." Hedwig folgte willenlos; der Graf warf die Thür des Pavillons hinter sich zu und ließ sich dann rasch, wie vom Gehen erschöpft, auf einen Sessel nieder. Er sprach jetzt so eifrig, vielleicht um sich selbst zu betäuben über den Schall, über Luft und deren Bestandtheile, machte einen solch' gründlichen Ausflug in das Gebiet des Wissens, daß er erst am Schlusse seines Vortrags bemerkte, wie er diesmal an Hedwig eine sehr zerstreute Zuhörerin gehabt. „Ich habe meine Auseinandersetzungen über Luft wohl in den Wind gesprochen", sagte er scherzend.

„Mir kam der entsetzliche Schrei nicht aus dem Ohr", entgegnete Hedwig.

„Was Du thöricht bist", erwiderte der Graf und um das peinliche Gespräch zum zweiten Mal abzulenken, griff er zu einem Mittel, das nicht fehlschlagen konnte. „Hedwig, sage mir lieber, wer die Dame ist, der Dich mein Herr Neffe nachzusetzen wagt."

Ein solch' plötzliches Wiederaufnehmen der trüben Angelegenheit hatte Hedwig nicht erwartet; ein Ausweichen war nicht möglich und ihrem edlen, hochherzigen Wesen widerstrebte selbst die kleinste Lüge.

„Adelheid Dorn", sagte Hedwig leise.

Da lachte der Graf hell auf; augenblicklich erschien ihm die Sache in einem andern Lichte. „Deine ehemalige Gouvernante — ich verstehe — in seinem kleinen Neste giebt es leider kein Corps de Ballet!"

Hedwig blickte erstaunt auf ihren Vater, sie begriff nicht, warum derselbe eine Liebe so leicht nahm, von deren leidenschaftlicher Gluth sie durch die eigenen Bekenntnisse Ewald's überzeugt sein mußte und sie entgegnete ernst: „Vater, zertrümmere nicht sein Glück, er hat mich zum Vertrauten seiner Liebe gemacht, ich weiß, wie wahr und innig sein Gefühl für Adelheid ist", und ein tiefer Seufzer in der Erinnerung an jene schwerste Stunde ihres Lebens entrang sich ihrer Brust.

„Der Unverschämte! Von einer solchen Liebschaft mit Dir zu sprechen", erwiderte der Graf.

„Du täuschst Dich, Vater, wenn Du Ewald's Gefühl für Adelheid leicht nimmst, das ist eine Leidenschaft so wild und stürmisch, daß ich vor ihr erschrocken bin."

„Bah, Du kennst die Welt nicht", war die Antwort des Grafen, „eine solche Leidenschaft ist wie Gebirgswasser, es braust und schäumt und verläuft sich doch rasch in Sand und Sumpf. Sei ohne Sorge, Hedwig, ich werde meinen Herrn Neffen schon den Kopf zurecht setzen."

Hedwig machte eine abwehrende Handbewegung. „Das ist zu spät; er ist doch für mich verloren", sagte sie in ruhig schmerzlicher Ueberzeugung.

Der Graf lächelte siegesgewiß und um die trüben Gedanken seiner Pflegetochter zu verscheuchen, sagte er tröstend, auf den kleinen See weisend: „Sieh, welch' dichte, undurchdringliche Decke dort über dem Wasser ruht und morgen muß doch vor dem Strahl

der Sonne alles verschwinden. So ist's mit dem Leben auch — nehmen wir's nicht zu schwer — es ist nur ein träger Nebel, der uns drückt — und er verschwindet leichter als wir glauben. Auch Du sollst noch glücklich werden, weiß ich doch nun, wie innig Du Ewald liebst und mit einer solchen Liebe wirst Du ihm seine jetzige Thorheit gern verzeihen."

„Meine Liebe ist noch größer als Du ahnst, Vater, sie kann entsagen!" rief Hedwig; ihr Auge glänzte und ein idealer Hauch verschönte ihre unregelmäßigen Züge.

Ihre Welt und Lebensansichten liefen zu weit auseinander, um schon heut eine Verständigung herbeizuführen, das fühlten Beide und schweigend traten sie den Rückweg an.

Der dichter gewordene Nebel rieselte jetzt leise zur Erde... so meine Hoffnungen — klang es in Hedwigs Herzen... so wird sein Widerstand fallen — dachte der Graf.

Die hellste Morgensonne schien in das freundliche Zimmer der Frau Stadt-Syndikus Dorn. Es herrschte eine Ordnung und Sauberkeit in dem kleinen Raume, wie sie nur die sorgsamsten Frauenhände hervorzaubern können. Die braunen Mahagoni-Meubles glänzten, als ob sie eben aus der Werkstatt gekommen, wenn nicht ihre unmoderne Form verrathen hätte, daß sie sich bereits eines hohen Alters erfreuten. Tische und Komoden waren mit fein gehäkelten weißen Decken überzogen, schneeweiße Gardinen hingen am Fenster und ein dunkelrother, etwas verschossener Teppich bedeckte beinah die ganze Stube, die mit ihren hellen Tapeten licht und freundlich aussah.

Ein reicher Blumenschmuck zierte die Fenster; an einem derselben saß ein junges Mädchen mit einer feinen Näharbeit in der Hand. Es war eine volle, blühende Erscheinung: langes schwarzes Haar schlang sich in breiten Flechten um die kleine, niedere Stirn, die dennoch durch ihre feinen Formen Geist verrieth. Das Antlitz war, trotz seines dunklen Teints von einer bestechenden Schönheit. Etwas Hohes, Imponirendes lag in ihrem ganzen Wesen und als sie sich jetzt von ihrer Arbeit aufrichtete und den Nacken zurückbog, geschah es mit der Würde einer Königin.

Am andern Fenster saß eine Frau in mittleren Jahren. Ein wachsbleiches, mageres Gesicht blickte unter schwarzem Haar hervor. Es war ein eigenthümliches Antlitz, voll Leben und Bewegung. Wenn diese Lippen sich öffneten, mußten sie von einer hinreißenden Beredsamkeit sein, jetzt, wo sie geschlossen, lag ein Zug von Härte, ja fast von Grausamkeit um ihren Mund. Wer diese Frau sah, der begriff sogleich, daß er einer jener Stahlseelen gegenüber stand, die alles unter ihren Willen beugen ... oder brechen. Sie erschien, obwohl sie es nicht war, durch ihre Hagerkeit noch größer als ihre Tochter — ein paar große, dunkle Augen blitzten unruhig im Zimmer umher, als wollten sie noch irgendwo ein Stäubchen entdecken, das abgewischt werden müsse und dabei klapperten die langen weißen Finger unermüdlich mit den Stricknadeln und reihten Masche an Masche, ohne daß die gewandte Strickerin einen Blick darauf wandte. Die großen Augen der Frau Dorn schweiften, als sie im Zimmer nichts Störendes entdecken konnten, hinaus auf den Marktplatz, irrten dann hinauf zu den beiden Rathsthürmen, die gerade vor ihrem Fenster standen und in ihrer zierlichen Bauart den einzigen Schmuck des kleinen Städtchens bildeten. Auf der Rathsthurmuhr blieben ihre Blicke haften. „Anna", rief Frau Dorn plötzlich. „In fünf Minuten ist es zehn; Du vergissest ja ganz Deine Stunden bei Gerichtsdirectors!"

Anna fuhr erschrocken auf. „Wirklich, Du hast Recht", sagte sie, auf die Uhr blickend. Sie warf ihre Näharbeit bei Seite, eilte in das Nebenzimmer und kam in wenig Augenblicken mit Hut und Schleier und ihren Büchern zurück. „Adio Mama", und Anna küßte die Mutter beim Abschied auf die Stirn. Eben wollte sie das Zimmer verlassen, als ein junger Offizier hastig hereintrat und kaum daß er seinen „guten Morgen" angebracht, verwundert rief: „Anna, Du willst doch nicht gehen, wenn ich komme?"

„Warum kommst Du so spät", sagte das schöne Mädchen schmollend, „ich habe schon seit einer halben Stunde auf Dich gewartet und nun muß ich fort, ich habe Stunden!"

„Die dummen Stunden! Deine Fräulein Gäbel werden doch trotz all' Deiner Mühe alberne Gänse bleiben!"

Anna mußte lachen und der Offizier fuhr lebhaft fort: „Laß' heut das Doziren, bleibe hier, damit ich wenigstens jetzt ein halbes Stündchen mit Dir plaudern kann." Das junge Mädchen schien nicht abgeneigt und warf einen fragenden Blick auf die Mutter, aber diese schüttelte kaum bemerkbar das Haupt.

„Nein, nein, noch darf ich sie nicht warten lassen", entgegnete Anna jetzt. „Leb' wohl, Ewald!" und noch ehe der junge Mann seine Bitte wiederholen konnte, war sie verschwunden.

„Goddam, die schändlichen „english lessons" haben mir schon die schönsten Stunden gestohlen", brummte der Offizier, „aber das muß ein Ende nehmen, nicht wahr Frau Syndicus?' wandte er sich mit großer Herzlichkeit an die alte Frau.

„Ich hoffe es auch, nur sehe ich noch keinen Ausweg", entgegnete Frau Dorn. Sie legte das Strickzeug bei Seite, schob dem Offizier einen Lehnsessel an's Fenster und einen flüchtigen Blick auf Ewald werfend, sagte sie: „aber was haben Sie, Ewald? Sie sind in solcher Aufregung — hat Ihr Oheim geschrieben?"

Der junge Offizier hatte sich's schon im Lehnsessel bequem gemacht, die Beine übereinander geschlagen, die Cigarrentasche herausgezogen und wollte eben

Frau Dorn um Feuer bitten, als ihm diese schon einen brennenden Fidibus präsentirte. Ein süßes Behagen glänzte in Ewald's Gesicht. „Sie verwöhnen mich, meine Theure, ich habe das immer gesagt!"

„Sagen Sie mir lieber, was Ihnen widerfahren!"

„Haben Sie es nicht bereits mit ihren klugen scharfen Augen auf meinem Gesicht gelesen?" erwiderte der junge Offizier und als Frau Dorn drohend den Finger erhob, setzte er rasch hinzu, ihre Hand ehrfurchtsvoll an seine Lippen ziehend: „Bitte, bitte, ich will artig sein; es ist eine fatale Geschichte, die mir den Abschied kosten wird — ich habe mich heut morgen mit meinem Hauptmann geschlagen."

Frau Dorn's Antlitz zeigte nicht die mindeste Bewegung. Ruhig, als ob ihr Ewald das leichteste Jagdabenteuer erzählt, entgegnete sie: „Dann wird Ihnen freilich nichts anderes übrig bleiben, aber thun Sie es bald!"

„Und Sie zürnen mir nicht?" fragte der junge Offizier lebhaft.

„Wie könnt' ich das", entgegnete Frau Dorn nicht ohne Herzlichkeit. „Ich weiß es bereits, daß Sie gerade für meine Ehre in die Schranken getreten. Ewald, Sie sind doch ein guter Mensch", fuhr sie lebhaft fort und ihm die Hand reichend, wenn auch alle Welt über Ihre Wildheit klagt."

„Ja Sie sind mein Schutz und mein Trost", erwiderte der junge Offizier aus innerster Ueberzeugung. „Sie leiten mich an so dünnen Fäden, daß ich es selbst kaum gewahre."

Frau Dorn lächelte und ihr bleiches Gesicht färbte sich etwas röther. „Wer kann das sagen? ich liebe nur meine Tochter und ich vertraue Ihnen, daß sie dennoch durch Sie glücklich werden wird."

„Das soll sie auch, ich nehme meinen Abschied, kaufe mir ein Gut — Teufel, hätte mir mein Oheim erst geschrieben!" unterbrach der Offizier selbst seine Phantasien, „nun ich hoffe das Beste. — Ihr Rath war, wie immer, vortrefflich, daß ich mich an Hedwig wenden und an ihren Edelmuth appelliren sollte, das ist etwas, wo sie sich in ihrer ganzen Größe zeigen kann."

„Ihr Oheim wird schwerlich nachgeben", bemerkte Frau Dorn.

„Er muß!" entgegnete Ewald und sein frisches, blühendes Gesicht zeigte einen wilden Trotz. „Wenn er mir für den Anfang einige Tausend Thaler giebt, dann mag er brummen so viel er will."

Es klopfte und ein Offizierbursche steckte vorsichtig den Kopf herein: „Herr Lieutenant haben befohlen, das Brief nachzubringen", begann der Bursche, dessen gebrochenes Deutsch den Polen verrieth. „Gieb her!" rief Ewald ungeduldig und riß dem Soldaten den Brief aus der Hand. „Geh!"

Hastig las Ewald den Brief, während Frau Dorn den Ellnbogen auf das Fenstersims stützte und jede Gesichtsmuskel des Lesenden scharf beobachtete. Ewald lachte wild auf, als er den Brief zu Ende gelesen und ihn Frau Dorn einhändigend, sagte er voll Unmuth: „Hält mich der alte Mann für einen Knaben? Da lesen Sie!"

Der Brief war in elegantem Französisch geschrieben und Frau Dorn hatte Mühe, den Inhalt zu entziffern.

„Mein Herr Neffe! Es freut mich, daß Sie sich durch eine kleine Liebschaft die Zeit zu vertreiben wissen. Morgen reise ich zu Ihrer Mama; ich erwarte Sie dort und wir alten Leute werden Ihnen hoffentlich den Kopf wieder zurechtsetzen. Schwatzen Sie mir aber nicht mehr von Liebe und Leidenschaft, das hat keinen Sinn bei alten Weltmännern, wie ich einer bin; bedenken Sie das Wort des großen Herzens-Anatomen Balzac: „Die Liebe ist die ärgste Falschmünzerin; sie weiß Kupfer für Gold auszugeben, aber leider wird man nur zu bald enttäuscht, und aus Gold wird Kupfer wieder."

„Was werden Sie thun?" fragte Frau Dorn gespannt.

Ewald blickte unschlüssig auf die Mutter seiner Braut. Sie hatte längst den jungen Mann durch die Ueberlegenheit ihres Geistes in Fesseln geschlagen; er war in ihren Händen wie weiches Wachs und seine sonst unbändige, wilde Natur sträubte sich niemals gegen die Herrschaft dieser klugen und gewandten Frau. Sie besaß ein eigenes Talent, ihm das Leben behaglich zu machen, ja sie allein bildete den Kitt, der diese beiden jungen Herzen zusammenhielt. Anna war zu jung, zu keck und lebenslustig, zu sehr mit sich selbst beschäftigt, um auf die Eigenheiten ihres Bräutigams zu achten und nur den verstohlenen Winken Frau Dorn's gelang es, daß Anna dem jungen Offizier wie eine stets aufmerksame, liebenswürdige Frauengestalt erschien, die ihm einst das Leben zum Paradiese machen sollte. Ewald war ein verwöhntes Muttersöhnchen; hier bei Frau Dorn fand er zum ersten Mal jene Sorgfalt für all' seine kleinen Eigenheiten und Lieblingsneigungen, die ihm das elterliche Haus in so reichem Maße geboten, die er überall schmerzlich vermißt und die schwärmerische Neigung, die er für die Gouvernante Hedwig's gefaßt, wurde dadurch erst zu einem unauflöslichen Bande, das er weder zu zerreißen die Kraft noch den Willen hatte.

Wie liebenswürdig auch Frau Dorn sein konnte, sie war dennoch nicht beliebt, ja in der kleinen Stadt Goldbach beinahe gefürchtet. Trotzdem sie vor vielen Jahren aus weiter Ferne hierher gezogen, waren doch dunkle Gerüchte über sie im Umlauf. Sie sollte zwei Männer gehabt haben, die beide eines plötzlichen Todes verstorben — man munkelte, daß sie eine Nachtwandlerin sei und so war um diese Frau der Schleier eines häßlichen Geheimnisses gebreitet, der ihre Nähe für die guten Kleinstädter unbehaglich machte. Nur Ewald achtete nicht auf das Geschwätz; auf die leisen Andeutungen seines Hauptmanns hatte er heftig

und aufgeregt geantwortet und seinen Vorgesetzten so stark beleidigt, daß ein Duell nothwendig wurde, das glücklicherweise nur mit einer leichten Verwundung des Hauptmanns endete.

Auch jetzt erwartete Ewald in gewohnter Abhängigkeit die Rathschläge der klugen, erfahrenen Frau, von deren Trefflichkeit er sich schon oft zu überzeugen Gelegenheit gehabt hatte.

„Reisen Sie hin und wir wollen sehen, ob Sie dem Sturm gewachsen sind", sagte Frau Dorn ruhig.

„Können Sie noch zweifeln?" frug Ewald lebhaft. „Ich setze Alles dran, um an's Ziel zu kommen."

„Alles?" wiederholte Frau Dorn mit Betonung.—

Am andern Morgen reiste Ewald zu seiner Mutter, die in einer, fünf Meilen von Goldbach entfernten Provinzialstadt ein kleines Landhaus bewohnte und in den eingeschränktesten Verhältnissen lebte, um ihrem Sohn eine reichliche Zulage senden zu können. Er hatte ihr Tags vorher brieflich seine Lage auseinandergesetzt, ihr auch bekannt, daß er seinen Abschied genommen und die geängstigte Frau empfing ihn mit Thränen in den Augen.

„Mein Sohn, was hast Du gethan? was wird Dein Oheim sagen? nun sind wir völlig elend; ach und Deine unglückliche Liebe! das wird nicht gut enden! Ich habe vor Kummer die ganze Nacht nicht schlafen können."

„Beruhige Dich doch, Mütterchen", sagte Ewald mit dem ganzen Leichtsinn der Jugend, „von meinem Oheim will ich nichts als etwas Geld, seine schöne Pflegetochter kann er behalten."

Ewald saß noch bei seinem Frühstück, welches ihm die Frau Mama nach obigem Excurs aufgetragen, da brachte der Reitknecht des Grafen die Nachricht, daß Graf Waldheim den Herrn Lieutenant v. Wille im Hotel „zu den drei Bergen" erwarte.

Der Oheim hatte es also verschmäht, bei der Schwester Quartier zu nehmen; das war freilich ein schlimmes Zeichen.

Mit dem festen Entschluß, dem Zorn des Grafen die größte Ruhe entgegen zu setzen und ihn nicht zum Aeußersten zu reizen, wanderte Ewald von dem Landhause der Mutter, in das eine Viertelstunde entfernte Heindorff, zu welchem eine prachtvolle Kastanienallee führte.

Der Graf empfing seinen Neffen eisig kalt und mit einem vornehmen Lächeln wies er seine Zärtlichkeit zurück. Trotz der warmen Mailuft brannte ein Feuer im Kamin, an dem der Graf in einem Pelz gehüllt saß und von Zeit zu Zeit mit einem Haken das Feuer schürte.

„Ich habe nicht mehr das innere Feuer, das Du besitzt", begann der Graf spottend, „und leide an einer Erkältung." Graf Waldheim liebte solch' doppelsinnige Redensarten und ohne auf das beinahe herzliche Bedauern seines Neffen zu achten, fuhr er fort: „Mir ist wirklich nicht wohl und da Du auch krank bist, so ist es besser, wenn wir uns in drei Tagen wiedersehen. Uebrigens habe ich mit Vergnügen gehört, daß Du Deinen Abschied genommen — ich werde alt und Ihr beide, Du und Hedwig, sollt mich pflegen."

Ewald wollte etwas erwidern, selbst zur Bitte sich bequemen. „Kein Wort!" unterbrach ihn der Graf, „Du hast drei Tage Bedenkzeit um zu prüfen, was angenehmer, mein künftiger Erbe und Besitzer eines großen Vermögens zu sein, oder als Lieutenant a. D. am Hungertuch zu nagen. Nur Hedwig's Hand bringt Dir eine große Besitzung und damit Gott befohlen!" — Mit der ganzen Hoheit, die dem Grafen eigen war, verabschiedete er seinen Neffen.

Bestürzt, keines Wortes fähig und doch das Herz voll wilden Zornes, schritt Ewald hinaus. Schon hatte er einen Fuß auf der Treppe, da hörte er seinen Namen rufen. Es war Hedwig, die aus einer Seitenthür heraustrat und ihn mit mildem, versöhnenden Lächeln zuflüsterte: „Verzeihe mir, daß Du durch mich leiden mußt; aber ich gelobe Dir, daß ich freudig Dir jedes Opfer bringe, welches Du von mir fordern solltest."

Wäre seine Leidenschaft für Anna Dorn nicht so stürmisch und gewaltig gewesen, Ewald hätte heut in Hedwig's Augen lesen müssen, daß ihm hier ein Herz entgegenschlug, so wahr, tief und innig, als nur ein Frauenherz schlagen kann.

Ewald blickte zerstreut auf das junge Mädchen. „Du bist gut, ich weiß es wohl, aber helfen muß ich mir allein." Er stürmte fort, um sogleich an Frau Dorn zu schreiben und ihr den Empfang bei seinem Oheim und seine peinliche Lage zu enthüllen. Seiner Braut wagte er in dieser unruhigen, ihn hin und her hetzenden Stimmung nicht unter die Augen zu treten und so zog er es vor, zu schreiben.

Frau Dorn hatte kaum den Brief ihres künftigen Schwiegersohns erhalten, als sie sofort sich entschloß, nach Heindorf zu reisen, um Ewald in diesen entscheidenden Stunden zur Seite zu stehen. Anna mußte die Gattin Ewald's werden, der zwar jetzt ein mittelloser, unbedeutender Mensch, aber als künftiger Erbe des Grafen Waldheim, ihrer Tochter eine glänzende Zukunft bot. Um den jungen, verwöhnten Mann mit dem behaglichsten Comfort zu umgeben, hatte sie sich in Schulden gestürzt und deshalb hing an der Verwirklichung dieser Hoffnung ihr einzig Glück und ihre ganze Zukunft, und sie mußte um jeden Preis erreicht werden.

In einem abgelegenen Gasthofe kehrte Frau Dorn ein; Ewald, um den heißen Bitten und Vorwürfen seiner Mutter zu entgehen, saß stundenlang bei seiner künftigen Schwiegermutter im eifrigsten Gespräch.

So waren die drei Tage abgelaufen — und weniger ruhig als das erste Mal trat Ewald seinem Oheim gegenüber.

Der Graf empfing ihn heut in alter Freundlichkeit und noch ehe Ewald zu Worte kommen konnte, sagte er, die Hand vertraulich auf des Neffen Schulter legend: „Nicht wahr, mein Junge, Du bist jetzt vernünftig geworden?"

„Oheim, haben Sie Mitleid mit mir!" rief Ewald leidenschaftlich, „fordern Sie Alles von mir, nur das Eine nicht; ich kann nun und nimmer Ihren Wunsch erfüllen!"

„Ich fürchte, Neffe, Du machst einen dummen Streich", sagte der Graf. „Nur Narren zertreten so rasch ihr Glück."

„Nur Sie allein wollen mein Glück, einer thörichten Laune willen, vernichten", entgegnete Ewald heftig.

„Sie sind sehr gütig, mein Herr Neveu", sagte der Graf sarkastisch, „ich frage Dich noch einmal, willst Du Dich dieser thörichten Laune fügen?" zwischen den schmalen Lippen preßten sich die letzten Worte nur mühsam hervor. Die Augen des Grafen funkelten und schienen den Neffen durchbohren zu wollen.

„Nein!" entgegnete dieser fest und blickte trotzig zu dem Grafen auf.

„Gut, Du hast gewählt", erwiderte der Graf beinahe tonlos, man sah es dem bleichen, düstern Gesicht an, daß ihm ein Lieblingsgedanke zerschlagen worden. Er dachte an Hedwig, die er nun doch nicht glücklich machen konnte und deren Herz langsam brechen mußte. Seine Augen begannen sich zu feuchten und von dieser Stimmung überwältigt setzte er weicher als bisher hinzu: „Ewald, Du weißt nicht, was Du thust, indem Du die besten Herzen rücksichtslos von Dir stößt."

Der junge Mann sah darin nur einen letzten Versuch des Grafen, ihn für seine Pläne zu gewinnen; erbittert über diese Hartnäckigkeit entgegnete er gereizt: „Ich habe meinen Entschluß gefaßt und selbst die Thränen alter Weiber können mich nicht davon abbringen."

„Bube!" knirschte der Graf und erhob die Reitpeitsche, die auf dem Tische lag. Ewald griff an seinen Degen — so standen sich die beiden Verwandten einen Augenblick drohend und in höchster Erbitterung gegenüber.

„Bah", stieß der Graf heraus und gewann seine Fassung wieder, „ich werde Dich besser züchtigen, als mit diesem Dings da" und er warf die Peitsche bei Seite. „Ich reise nach Hause, mache noch heut mein Testament und Hedwig zur Universal-Erbin, und sie soll mir schwören, daß sie Dir nicht im gewohnten Edelmuth das geringste Allmosen zuwirft."

Ewald lachte wild auf. „Was härmt mich Ihr Testament, zahlen Sie mir jetzt eine bestimmte Summe und machen Sie mit Ihrem Plunder was Sie wollen."

Der Graf blickte ganz erstaunt auf seinen Neffen, als wollte er sagen: „Bist Du verrückt?" und ohne ihn einer Antwort zu würdigen, schickte er sich an, das Zimmer zu verlassen.

„Nicht von der Stelle!" schäumte Ewald auf, „Sie haben als nächster Verwandter die Pflicht, mich zu retten, ich bin der Verzweiflung nahe, Sie müssen mir diese einzige Bitte erfüllen — oder —"

„Keine Drohungen!" entgegnete der Graf, „oder ich ziehe die Klingel."

„Oheim, zertreten Sie nicht mein ganzes Glück!" rief Ewald in höchster Aufregung, „gewähren Sie mir nur den zwanzigsten, den hundertsten Theil ihres Vermögens und ich bin im Stande ein neues Leben anzufangen", er wollte dem Oheim zu Füßen stürzen, der ihn daran verhinderte.

„Keine Scene!" bemerkte der Graf kalt und schneidend, Du erhältst weder durch Drohungen noch durch Bitten von mir einen Pfennig. Leben Sie wohl, Herr Neveu!" setzte er hinzu und machte eine stolze, verabschiedende Handbewegung.

Wie ein Rasender, eine wilde Verwünschung ausstoßend, stürzte Ewald aus dem Zimmer.

Der Graf war doch durch diesen Auftritt zu tief erschüttert worden, um sofort abreisen zu können. Nachdem er sich wieder etwas erholt, ritt er in später Nachmittagsstunde hinaus zu seiner Schwester, um ihr die tolle Halsstarrigkeit ihres Sohnes vorzuhalten, und nun auch von ihr für immer Abschied zu nehmen. Hedwig blieb im Hotel zurück. Sie würde ohnehin ihren Vater auf diesen Ausflug nicht begleitet haben, aber durch einen Fall vom Pferde hatte sie sich am vergangenen Tage den Fuß verstaucht und mußte das Zimmer hüten.

Die arme alte Frau von Wille war tief darniedergebeugt durch dies unerwartete Zerwürfniß, aber mehr selbst als der Zorn des Bruders bekümmerte sie die Abwesenheit ihres Sohnes, der sich heut noch nicht bei seiner Mutter hatte sehen lassen.

„Du hast den Jungen verzogen, voilà tout" bemerkte der Graf.

Frau von Wille wurde durch dieses Wort tief gekränkt, und die Scheidewand fühlend, die sich jetzt zwischen ihnen aufthürmte, nahmen die Geschwister von einander kühl und höflich Abschied. Der Vollmond stand bereits am Himmel und übergoß Alles mit seinem magischen Licht, als der Graf heim ritt. Es war eine prachtvolle Mainacht, die blühenden Bäume strömten einen solch' berauschenden Duft aus, ganz im Schauen und Träumen versunken ließ der Graf die Zügel auf den Hals seines treuen Pferdes fallen und ritt langsam in der dunklen Kastanienallee dahin. — —

Eine Viertelstunde später brachte man den Leichnam des Grafen in das Hotel zu den drei Bergen. Heimkehrende Arbeiter hatten ihn, in seinem Blute schwimmend, unter den Kastanien gefunden — eine Kugel hatte ihm den Rücken durchbohrt. Das Pferd hatte, wie man an den Blutspuren sah, den Grafen noch einige Schritte fortgeschleift und war dann stehen geblieben, verwundert seinen geliebten Herrn beschnuppernd.

Noch ehe der traurige Zug in der Stadt angekommen, hatte der Graf den letzten Seufzer ausgehaucht. Nur unverständliche Laute waren noch von seinen Lippen gekommen, aber kein zusammenhängendes Wort.

Der Leichenzug hatte kaum das Hotel erreicht, da war auch schon die öffentliche Meinung über den Mörder fertig. Die Kellner erzählten von den Vorgängen am heutigen Morgen und waren die Ersten, die augenblicklich den Verdacht auf den wilden, rauflustigen Neffen lenkten.

Im untern Gastzimmer des Hotels waren wie gewöhnlich, die Honorationen der Stadt versammelt, ein Arzt und mehrere Gerichtsbeamte befanden sich darunter und es wurde augenblicklich hin und her debattirt. Einige drangen darauf, daß sogleich auf den Neffen gefahndet werden müsse und Polizeibeamte wurden nach allen Richtungen ausgeschickt.

In Hedwig's Zimmer blieb es, trotz des Geräusches, das jetzt das ganze Haus durchschwirrte, still und so entschlossen sich einige der Herren, der Pflegetochter des Grafen diese entsetzliche Nachricht schonend mitzutheilen.

Wie erstaunten die Herren vom Gericht, als sie in das Zimmer traten und den vermeintlichen Mörder mit Hedwig ruhig am Schachtisch fanden und dieser bei ihrem Eintritt eben „gardez“ ansagte.

Die Herren verloren die Fassung und anstatt, wie beabsichtigt, mit größter Zartheit Hedwig auf dies finstre Ereigniß vorzubereiten, brachten sie augenblicklich ihre Schreckenspost.

Hedwig griff an ihr Herz, als müsse sie es davor bewahren, daß es nicht in Stücke breche, eine Todtenblässe bedeckte ihr Antlitz und ohne ein Wort hervorbringen zu können, rollte Thräne auf Thräne über ihre Wange.

„Todt!“ stammelte Ewald, und streckte wie entsetzt die Hände aus.

Ein junger Assessor, der erst vor Kurzem als stellvertretender Staatsanwalt nach Haindorf versetzt worden, raffte sich zuerst auf; so leicht durfte man einen Verdacht nicht fallen lassen, das verstieß gegen die Pflichten seines Amtes und er wandte sich an Ewald mit der Frage: „Darf ich Sie um Auskunft bitten, seit wann Sie dies Zimmer betreten haben?“

„Warum?“ frug Ewald unbefangen, „ich habe nicht darauf geachtet, fragen Sie meine Cousine“ und er sah auf Hedwig. Der Blick seiner großen, dunklen Augen schien diese förmlich aus ihrem Seelenschmerz aufzurütteln, sie sah noch unter Thränen zu ihm hinüber. Als der Beamte seine Frage auch an sie richtete, zuckte es schmerzlich um ihre Lippen, ihre Brust hob sich und sie stieß krampfhaft heraus: „Seit einer Stunde!“ — Dann brach sie ohnmächtig zusammen. —

Durch die Aussage Hedwig's war das Alibi Ewald's überzeugend nachgewiesen und wie sehr auch Anfangs der Schein gegen ihn gewesen, der Glaube an seine Unschuld trat um so lebhafter hervor, als jetzt plötzlich der Verdacht des Mordes auf einen Andern fiel, den Wilddieb Peter Kunz. Dieser junge, wüste Gesell war nach seiner Züchtigung, dem Grafen Rache schwörend, aus der Gegend völlig verschwunden und selbst die hinter ihm erlassenen Steckbriefe blieben ohne Erfolg.

Die Zeit wirft Erde über jedes Grab; auch dieses düstere Ereigniß gerieth nach und nach in Vergessenheit.

Ewald von Wille, den der plötzliche Tod seines Oheims aus schwerster Bedrängniß gerettet, sah sich nun am Ziel seiner Wünsche. Ein halbes Jahr später hatte er Anna Dorn als Gattin heimgeführt und sich, um allem Geschwätz zu entgehen, auf Schloß Waldheim zurückgezogen. Frau von Wille war ihrem Bruder kurze Zeit darauf in die Gruft gefolgt und der Tod der geliebten Mutter hatte auf den Sohn einen tiefen Eindruck gemacht. Aus dem wilden, rauflustigen Offizier war ein ruhiger, gesetzter Mann geworden, der mit Eifer und Umsicht die Verwaltung seiner Güter selbst in die Hand nahm und besonders rastlos bemüht war, Schloß Waldheim durch neue, geschmackvolle Anlagen in einen reizenden Landsitz umzuwandeln.

Seine Gattin konnte diese rastlose Schaffenslust nicht begreifen; — sie mochte kein künftiges Behagen erkaufen durch völliges Aufgeben des jetzigen — dennoch nahm auch sie an all' den neuen Parkanlagen, den Bauten und Verbesserungen, den lebhaftesten Antheil. Es war so hübsch am Arme des Gemahls von einer Arbeitsgruppe zur andern zu gehen, die demüthigen Grüße dieser Leute zu empfangen und manchmal auch noch den bewundernden, leisen Ausruf zu hören: „Die schöne gnädige Frau!“

Hedwig von Derenthal hatte nach dem Verlust ihres geliebten Pflegevaters Schloß Waldheim sofort verlassen und war in die Residenz gezogen. Hier wurde sie bald durch ihre Herzensgüte die Stütze und Zuflucht der Armen. Sie glaubte, durch den Besitz eines großen Vermögens die Mission erhalten zu haben, menschliches Elend zu lindern, Thränen des Kummers zu trocknen, so weit immer ihre Kräfte reichten und wie sie auch ihr Wohlthun zu verheimlichen suchte, es war doch in die Oeffentlichkeit gedrungen und selbst Zeitungen brachten Züge von ihrer unermüdlichen Fürsorge für die Armen.

Die junge Frau von Wille hörte nicht gern von Hedwig sprechen, es hatte schon damals ihre Eifersucht erregt, daß Ewald nach seinem Zerwürfniß mit dem Grafen noch eine Stunde lang bei einem jungen Mädchen sitzen konnte, der er doch allein all' diese Stürme zu verdanken hatte, ja sie konnte ein Gefühl von Neid nicht unterdrücken, wenn Ewald stets von der Tochter des Generals mit großer Verehrung sprach und sie als ein überirdisches Wesen pries.

Doch diese kleinen Regungen von Eifersucht gingen vorüber, aber ein anderer Schatten trübte ihre Ehe.

Zwei blühende, zarte Kinder waren rasch hintereinander gestorben; das dritte kam todt zur Welt. Wohl war es für die jungen Eheleute ein harter Schlag, aber auf Frau Dorn brachte er eine fast vernichtende Wirkung hervor. Ihre ohnehin unruhige, rastlose Seele schien nach dem Tode der Kinder wie von Dämonen gehetzt. Die alte Krankheit des Nachtwandelns stellte sich in erhöhtem Grade wieder ein und Anna begann für den Verstand der Mutter zu fürchten.

Mit dem Augenblick, wo ihre Tochter am Ziel, war überhaupt mit Frau Dorn eine merkwürdige Veränderung vorgegangen. Anna hatte erwartet, daß ihre Mutter von neuem aufleben und nun erst, in diesem großen Wirkungskreise, eine Befriedigung für ihren männlichen und festen Geist finden würde. Statt dessen wandelte Frau Dorn wie im Traum umher, sie ließ alles geschehen, und am wohlsten war ihr, wenn sie in dem abgelegensten Theil des Parkes umherwandern und dann lebhaft vor sich hin sprechen konnte. — Im Schlosse hieß es: „Die Mutter der gnädigen Frau ist verrückt."

„Sie hat all' ihre Kräfte daran gesetzt, mich in diese glänzende Lage zu bringen und nun sie das Ziel erreicht, sinkt sie erschöpft zusammen", so suchte sich Anna das Benehmen der Mutter psychologisch zu erklären.

Da der Zustand der Frau Dorn immer bedenklicher wurde, ihre dunklen Reden oft an Wahnsinn streiften, riethen die Aerzte zu einer Luftveränderung und Frau von Wille beschloß, beim Beginn des Winters in die Hauptstadt zu reisen, um der armen Mutter Zerstreuungen zu bieten.

Das Mittel schien auch anfangs vom besten Erfolge gekrönt, besonders war es das Theater, das Frau Dorn anzog und erheiterte. Frau von Wille wählte wohlweislich nur Lustspiele, weil sie bei der ohnehin aufgeregten, krankhaften Phantasie der Mutter, den Besuch eines Dramas fürchten mußte.

Die Ankündigung einiger kleinen Lustspiele versprach einen recht heitern Abend und Frau von Wille hatte für diese Vorstellung Billets bestellt, aber als sie am Schauspielhause vorfuhren, verkündigten die rothen Zettel eine Aenderung. Ein durchreisender hoher Gast hatte sich Shakespeare's Macbeth bestellt, weil er eine berühmte Schauspielerin in ihrer anerkannt besten Rolle als Lady Macbeth bewundern wollte. Frau von Wille erschrak und beabsichtigte, das Schauspielhaus wieder zu verlassen, aber ihre Mutter entgegnete seltsam aufgeregt: „Nein, nein, gerade das Stück will ich sehen, das ist gut!" Anna wollte der reizbaren Mutter nicht weiter widersprechen und beide nahmen in einer Loge des ersten Ranges Platz.

Mit gewohntem, beinahe stumpfsinnigen Gleichmuth ließ Frau Dorn die ersten Scenen des Stückes an sich vorübergehen. Während die Hexen ihre wunderlichen Sprüche hersagten, starrte sie unverwandt auf das Feuer unter dem Kessel und flüsterte ihrer Tochter zu: „Das Geschirr ist zu blank für die alten Hexen." Anna lächelte; sie machte wieder die alte Bemerkung, daß der Mensch nur ein scharfes Auge für das hat, was ihm Interesse einflößt; bei der Mutter außerordentlicher Vorliebe für Reinlichkeit, mußten ihr blank gescheuerte Kessel bei schmutzigen Hexen sehr wunderlich vorkommen.

Als sich jedoch die Bühne verwandelte und Lady Macbeth mit dem Briefe auftrat, da war plötzlich der Stumpfsinn aus Frau Dorn's Gesicht verschwunden. Sie lehnte sich über die Brüstung und horchte in athemloser Spannung auf jeden Laut der Künstlerin. Bei den Worten:

„Kommt, ihr Geister,
Die ihr auf Mordgedanken lauscht, entweibt mich —"

blickte sie scheu und entsetzt um sich, als umschwirrten auch sie böse Geister. Sie sah nur Operngucker, die auf die Bühne gerichtet waren, strich sich über die Stirn, als könne sie dort etwas verscheuchen und starrte jetzt wieder mit einer Aufmerksamkeit auf die Bühne, als rollten dort die Räder ihres eigenen Geschicks. Bei der Scene, in der Lady Macbeth ihren Mann zur unseligen That aufstachelt, schien sich das Seelenleben der unglücklichen Frau nur noch in ihre Augen zu drängen.

„Scheust Du Dich,
Derselbe Mann zu sein in Kraft und That,
Der Du in Worten bist."

Leise sprach sie diese Worte nach und ein tiefer Seufzer entrang sich ihrer Brust. Die Aufmerksamkeit der Zuschauer war zu sehr auf das ausgezeichnete Spiel der Künstlerin gerichtet, als daß man das Benehmen der Fremden hätte beachten sollen, nur als der Vorhang des ersten Actes fiel und sie gläsernen Auges, todtenbleich noch immer hinabstarrte, wurde ihre Tochter aufmerksam: „Du bist nicht wohl, Mutter. Laß uns nach Hause fahren."

„Nein, mir ist wohl", sagte Frau Dorn und sie rührte sich nicht von der Stelle. Wie in einen Zauberbann gelegt, verfolgte sie Scene auf Scene des Stücks und als endlich der Vorhang zum fünften Mal aufrollte, Lady Macbeth mit der Kerze in der Hand als Nachtwandlerin über die Bühne schreitet, da erreichte ihre Aufregung den höchsten Grad. Krampfhaft faßte sie die Brüstung des Balkons, ihre Augen wurden noch starrer, gläserner, das Blut ihres Herzens begann zu stocken, sie riß den Handschuh von der zitternden Hand und begann, wie dort Lady Macbeth auf der Bühne, die Hände zu reiben.

Die Künstlerin spielte mit einer erschütternden Wahrheit, aber die Frau in der Loge, — mit dem verzerrten Antlitz, den starren, halb todten Augen, den zuckenden Fingern, die wie Schlangen sich um sich selbst ringelten — war mindestens eine eben so große Künstlerin und kopirte die große, tragische Schauspielerin mit großem Glück.

Schon richteten sich die neugierigen Blicke einiger Zuschauer auf Frau Dorn. Frau von Wille wurde unruhig und wollte die Mutter schonend hinwegziehen, aber diese wich nicht von der Stelle. „Da ist auch noch ein Fleck", sagte sie halblaut und wies auf ihre Hand.

„Weg, du verdammter Fleck! Weg, sag' ich. — Eins, zwei! —" sprach Lady Macbeth auf der Bühne. — Die Frau in der Loge zählte mit.

„Ja wohl, dann ist es Zeit zur That. — Die Hölle ist finster! — Pfui, mein Gemahl, pfui, ein Soldat und furchtsam? —"

In athemloser Spannung folgte das Publikum diesem erschütternden Monolog der Tragödie.

„Ja wohl, ja wohl!" preßte Frau Dorn zwischen den bleichen Lippen hervor.

„Was haben wir zu fürchten, wer es weiß? Niemand zieht unsre Macht zur Rechenschaft — doch — wer konnte denken, daß der alte Mann noch so viel Blut in sich gehabt? —"

Jetzt sprang Frau Dorn auf, ihre Tochter wollte sie niederhalten, aber mit der Kraft einer Wahnsinnigen stieß sie dieselbe zurück. Die Hände auf die Brust gepreßt, beugte sie das todtenbleiche Antlitz weit über die Brüstung hinaus. Sie hörte noch Lady Macbeth's berühmtes Wort: „Alle Wohlgerüche Arabiens machen nicht süßduftend diese kleine Hand, oh, — oh, — oh!" und als die Künstlerin ihren wie im tiefsten Entsetzen herausgepreßten Seufzer ausstieß, sank Frau Dorn mit einem wilden Schrei, der erschütternd durch das ganze Haus schrillte, bewußtlos zusammen.

Der Vorfall im Theater machte großes Aufsehen. Die enthusiastischen Anhänger der berühmten Schauspielerin sahen darin einen neuen Beweis von der dämonischen Gewalt, die ihr Liebling auf die Gemüther ausüben konnte; Juristen dagegen sprachen einfach von einer geheimen Schuld dieser Frau, die auf diese Weise an's Tageslicht gekommen. Die Ermordung des Grafen, die selbst in den höhern Kreisen der Residenz bekannt und noch nicht völlig vergessen war, kam wieder lebhaft in Erinnerung. Frau Dorn wurde öffentlich der Ermordung des Grafen angeklagt und bald darauf wirklich die Kriminal-Untersuchung gegen die Mutter der Frau von Wille eingeleitet.

Ihr Schwiegersohn war außer sich über diesen unseligen Vorfall und setzte alle Hebel in Bewegung, jeden Verdacht von seiner Schwiegermutter zu beseitigen. Anna gewann in dieser Sorge für ihre Mutter Ewald erst wahrhaft lieb. Jetzt erschloß sie ihm den ganzen Reichthum ihrer Liebe und sank dann oft mit den Worten an seine Brust: „Wie edel, wie gut Du bist — ich werde Dir diese Aufopferung für meine Mutter nie vergessen." Sonderbar genug, lehnte Ewald ihre wärmsten Danksagungen fast kalt und finster ab; überhaupt war er seit diesem Ereigniß wie verwandelt. Düster und schwermüthig schlich er jetzt umher, er kümmerte sich nicht mehr um seine Bauten, seine Anlagen, am liebsten ritt er in den Wald und kam dann, müder gehetzt wie sein Pferd, in alter Schwermuth heim.

Ewald's anhaltenden Bemühungen war es doch zum Theil gelungen, den Verdacht, daß seine Schwiegermutter den Grafen erschossen, von ihr abzuwälzen. Er wies nach, daß die unglückliche Frau in ihrer Jugend schon einmal im Irrenhause gewesen, daß sie noch jetzt an der Krankheit des Nachtwandelns leide, und daß sonach das Stück auf ihre ohnehin reizbaren Nerven erschütternd habe wirken müssen, weil Lady Macbeth auch als Nachtwandlerin erscheine. Dann aber machte er durch seinen Advokaten geltend, daß Frau Dorn niemals ein Gewehr in der Hand gehabt und der tödtliche Schuß nur von einem geübten Schützen habe herrühren können und er deutete wieder auf den Wilddieb Peter Kunz.

Noch war die Untersuchung gegen Frau Dorn nicht zu Ende geführt, da erhielt die Sache plötzlich eine andere Wendung. Peter Kunz war auf einem neuen Forstfrevel ertappt und gefänglich eingezogen worden. Vielleicht hatte der freche Bursche gehofft, daß über den Mord des Grafen längst Gras gewachsen und er jetzt sicher in die Heimath zurückkehren dürfe. Er hätte sich zu keiner für ihn gefährlicheren Zeit einfinden können, und die Untersuchung wurde sofort gegen ihn eingeleitet. Bald konnte über seine Schuld kein Zweifel sein. Es fanden sich ein paar Zeugen, die am Tage der Ermordung des Grafen Peter Kunz um das Landhaus der inzwischen verstorbenen Mutter des Herrn von Wille hatten schleichen sehen, ja ein Zeuge beschwor, daß er aus der Ferne beobachtet, wie Peter Kunz auf den Grafen geschossen und den Wilddieb beim hellen Mondlicht recht gut erkannt. Auf die Vorhaltung, warum sie erst jetzt mit diesem Zeugniß hervorträten, gaben die Zeugen an, daß sie die Laufereien zum Gericht gefürchtet und es ja doch nichts genutzt hätte, weil der Mörder verschwunden gewesen.

Der Wilddieb wußte wenig für seine Unschuld anzuführen; er gab zu, gegen den Grafen Drohungen ausgestoßen, ja selbst in der Gegend von Haindorf sich umhergetrieben zu haben, dennoch betheuerte er seine Unschuld, und wenn man ihm vorhielt, warum er nach der Ermordung des Grafen außer Landes geflohen, gab er stets die eine Antwort, daß er gleich gefürchtet, man könnte ihn in die Geschichte hineinbringen und er deshalb lieber sich „unsichtbar" gemacht. Es war ein roher, wüster Mensch, dem man sich der That wohl versehen konnte und die Persönlichkeit des Angeklagten, wie die Menge der gegen ihn sprechenden Schuldbeweise, bestimmten die Geschworenen zu dem fast einstimmigen Urtheil: „Schuldig!"

Die Untersuchung gegen Frau Dorn wurde natürlich niedergeschlagen.

Ewald schien wieder durch dies glückliche Ereigniß

hoch aufzuathmen, er saß eben im traulichen Gespräch bei seiner Gattin, da hielt vor dem Schlosse ein Reisewagen. Eine Dame, in Trauerkleidern und tief verschleiert, stieg heraus. — Der Diener meldete: „Fräulein von Derenthal! —"

„Deine alte Liebe, Du wirst ja förmlich blaß", rief Anna und ihre Eifersucht regte sich wieder. „Ah, darum bist Du mit mir nicht glücklich, Du hast mich nie geliebt — nur sie" — setzte sie in blinder Leidenschaftlichkeit hinzu.

Der Graf antwortete nicht und blickte düster vor sich hin. „Laß uns allein, Anna!" sagte er so kalt und streng, wie er mit seiner Gattin noch nie gesprochen und er machte eine gebieterische Handbewegung. Mechanisch, völlig außer Fassung, verließ Anna das Zimmer; aber ihre Neugier ließ ihr keine Ruhe, sie legte horchend das Ohr an das Schlüsselloch.

Hedwig trat ein, mit der ganzen Hoheit und Würde die ihr eigen war, mit dem bleichen, ernsten Gesicht erschien sie wie eine Nemesis, die Rechenschaft fordert. Kalt und höflich grüßten sich die Jugendgespielen. „Ewald, ahnst Du, warum ich komme?" frug Hedwig langsam und mit Betonung.

Ewald schwieg und blickte finster zur Erde.

„Du schweigst?! auch ich habe lange genug geschwiegen. Laß es mich denn sagen, jetzt, wo alles hinter mir liegt, meine Hoffnung und mein Glück, daß ich Dich einst geliebt, mit der ganzen Innigkeit und Tiefe meines Wesens und Du verschmähtest mich, Du liebtest eine Andere und all' den Jubel, den Liebesrausch, legtest Du nieder, wie ein mittheilsamer Freund, in mein blutendes Herz. Ich habe damals viel gelitten, doch diese Liebe, der ich nicht Herr werden konnte, sollte mich noch elender machen. Als Du damals wie wahnsinnig in mein Zimmer stürztest und riefst: rette mich, sonst bin ich verloren, da dacht' ich daran was ich Dir gelobt und ich brachte Dir das Heiligste und Höchste zum Opfer — die Wahrheit... Ich habe den Mörder meines Vaters nicht verrathen, — weil ich ihn liebte — fordere nichts weiter, der Zauber war damit gebrochen — ich liebe Dich nicht mehr, ja, ich muß mein Herz bekämpfen, um Dich nicht eben so glühend zu hassen, wie ich Dich einst geliebt. Fordre kein zweites Opfer von mir...."

„Ich fordere nichts" erwiederte Ewald tonlos.

„Doch! ich soll wieder schweigen und einen Unschuldigen auf das Schaffot bringen lassen — rette den armen unschuldigen Menschen vom Verderben — Du mußt es thun, ich fordere es!" sagte Hedwig fest und bestimmt.

„Wie kann ich das?" erwiederte Ewald.

„Hast Du Mittel gefunden, den Mann zum Mörder zu stempeln, wirst Du auch Mittel finden, ihn frei zu machen", entgegnete Hedwig kalt.

„Ich will es, ja, ich will ihn befreien", sagte Ewald, sich plötzlich aufraffend, „und mich dazu" setzte er tonlos hinzu.

„Ich danke Dir, lebe wohl Ewald."

„Lebe wohl!"

Ihr Wagen rollte davon.

Anna hatte in athemloser Spannung dem Gespräch zugehört. Als Hedwig ihre Liebe bekannte, hätte sie die Thür sprengen und mit den Worten auf sie zustürzen mögen: „Hinweg Sirene!" aber als sie endlich das Entsetzliche hörte, der Schleier vor ihr zerriß, der ein so schreckliches Geheimniß verhüllte, das sie zwar geahnt, aber furchtsam nicht zu lüften gewagt, da flirrte es ihr vor den Augen, ein halblauter Schrei rang sich von ihren Lippen und bewußtlos sank sie an der Thür herab und auf die Schwelle. Wie lange sie dort gelegen, wußte sie nicht, ein Schuß schreckte sie auf, sie erwachte aus ihrer Ohnmacht und stürzte in das Zimmer. Ihr Gemahl lag mit zerschmettertem Kopf in seinem Lehnsessel.

Die Diener liefen herbei, das Zimmer füllte sich mit Leuten. —

Auf dem Schreibtisch des Herrn v. Wille lag ein weißes Papier — das Bekenntniß seiner Schuld: „Gebt den armen Menschen frei, er ist unschuldig... auch meine Schwiegermutter schoß nicht nach meinem Oheim — sie ist ja nur ein Weib... aber sie trieb mich zum Morde — sie hat ihre Lady Macbeth vortrefflich gespielt! bis an's Ende! — Nun ist das Stück aus!" —

Frau Dorn wurde zwar jetzt von Neuem in Anklagestand gesetzt, doch ein ausgezeichneter Advokat übernahm ihre Vertheidigung und sie wurde freigesprochen.

Noch mehrere Jahre irrte die unglückliche Frau, wie ein ruheloser Geist durch das Schloß. Wenn der Vollmond sein bleiches, müdes Licht über die Landschaft breitete, dann litt es sie nicht mehr auf ihrem Lager. Im weißen Nachtgewande glitt sie von Zimmer zu Zimmer, eilte dann in den Garten und an dem Ufer des Sees, den einst der alte Graf mit Hedwig zu seinem Spaziergange ausgewählt, irrte sie geisterhaft hin und her. Sie rieb sich so lange die Hände, bis sie gewöhnlich mit dem Ausruf: „Da ist noch ein Fleck!" zusammenbrach.

Um diese nächtlichen Wanderungen der Mutter, die durch ihre Schauerlichkeit einen Diener nach dem andern aus dem Schlosse trieben, ein Ende zu machen, befahl die Tochter, auf Anrathen der Aerzte, die Fensterladen der Kranken fest zu schließen.

Wieder trieb der Mond die schuldgequälte Frau auf; gerade die Finsterniß brachte sie zur Verzweiflung, mit übermenschlicher Gewalt rüttelte sie an dem Laden, endlich hatte sie ihn aus seinen Angeln gehoben... das Mondlicht strömte ihr voll und glänzend entgegen — wie davon gelähmt, sanken ihre Arme herunter und der schwere Fensterladen traf ihre Stirn. — Man fand sie am andern Morgen in ihrem Blute schwimmend — kalt und todt. —

Frau von Wille führte ein ruheloses, unstetes Leben. Bald stürzte sie sich in einen wilden Strudel

der Freude und des Vergnügens, um sich zu betäuben, bald lebte sie einsam auf ihrem Schlosse, für Niemand sichtbar. Friede und Glück zogen nicht mehr in ihr Herz.

Hedwig blieb unvermählt. Sie suchte dort Frieden, wo ihn ein wundes Herz allein finden kann — im unermüdlichen Wohlthun — im rastlosen Schaffen für das Glück Anderer.

Frau von Maintenon und die Fräulein von St. Cyr.

Von

Schmidt-Weißenfels.



Frau von Maintenon.

Frau von Maintenon war fünfzig Jahr alt, als Ludwig XIV. sich heimlich mit ihr vermählte, sie aus seiner Maitresse zu seiner wirklichen Gemahlin machte. Sie war noch schön in diesem Alter, in mancher Hinsicht schöner denn in ihrer Jugendblüthe von sechszehn Jahren, als sie der edle, aber mißgestaltete Dichter Scarron zu seinem Weibe nahm und sie dadurch dem Elend und den Verführungen entriß.

Alle Zeitgenossen rühmen die imposante Gestalt, das schöne Antlitz, den seelenvollen Blick dieser Frau, die durch ihre Klugheit mehr denn durch irgend welche Verführungskünste die Gewalt über den „großen", in Wahrheit aber ziemlich kleinen Ludwig XIV. erlangt hatte. Als Scarron gestorben war, hatte die Montespan sich der jungen Wittwe angenommen; sie machte sie zur Erzieherin der beiden Kinder, welche sie von Ludwig XIV. hatte. Frau Scarron kam dadurch mit dem Könige persönlich zusammen, ohne daß ihr strenges, zurückhaltendes Wesen jedoch einen sympathischen Eindruck auf diese vergötterte Majestät gemacht hätte. Nichtsdestoweniger währte es nicht lange, so hatte Frau von Maintenon, wie sich später Frau Scarron nach einem von ihr gekauften Gute nannte, die Maitresse Montespan, ihre Wohlthäterin, verdrängt und sie verstand durch ihre Vernunft und dann auch durch ihre Religiösität den König derart an sich zu fesseln, daß er ihr die Hand reichte. Sie war dem Könige an Moral und Ebenmäßigkeit des Charakters bedeutend überlegen und Ludwig war klug genug, Vortheile aus diesen Eigenschaften zu ziehen, ohne indessen jemals in die würdelose Demüthigung zu verfallen, welche Ludwig dem XV. von seinen Maitressen bereitet wurde. Frau von Maintenon übte äußerlich durchaus keine Herrschaft auf den König aus, war auch in der That von keinem ehrgeizigen, egoistischen Charakter in schlechtem Sinne des Wortes; sie ließ Ludwig XIV. ungestört Herr des absoluten Willens sein, den er in dem stolzen Wort: l'ètat c'est moi, ausgedrückt hatte, ihres geheimen Einflusses war sie freilich desto sicherer. „Sie ist eine Heilige", sagte der König oft; „sie hat alle Vollkommenheiten und mehr Geist als die meisten Männer." Frau von Maintenon selbst war unstreitig von Ludwig XIV. minder eingenommen und obgleich sie, wie in allen Hinsichten, so auch über den König sich nur sehr discret aussprach, so entfielen ihr doch Worte genug, welche auf ihr Urtheil über ihn schließen ließen. „Er liebte mich, das ist wahr", sagte sie nach seinem Tode einmal; „er liebte mich mehr als irgend wen, aber er liebte mich doch nur so wie es ihm möglich war. Mein Leben war ein Wunder, wenn man bedenkt, daß ich sehr ungeduldiger Natur bin und der König dies nie merkte, wiewohl ich oft außer mir gerieth; daß ich die Freiheit liebte und sie verleugnen mußte.. Nur Gott weiß, was ich gelitten habe!"

Frau von Maintenon stammte aus einer adligen, aber herabgekommenen Hugenottenfamilie; als ihr Vater gestorben, wurde sie von einer strengen Tante calvinistisch gemacht. Als Maitresse Ludwigs kannte man sie nur als eine bigotte Katholikin, als eine Alliirte der klerikalen Hofpartei, der sie einen unendlichen Einfluß im Staate verschaffte. Nichts wünschte sie mehr, als den König wahrhaft fromm zu machen; dies gelang ihr nun allerdings nie, denn Ludwig XIV. wurde wohl sehr kirchlich gesinnt, als er alt war, aber wahre Frömmigkeit verstand er nie. Darüber urtheilte die Maintenon auch selbst sehr richtig: „er wird nie verstehen", meinte sie, „daß man sich demüthigen, daß man bereuen und Gott mehr lieben muß denn fürchten; sein Herz ist religiös, aber seine Unverständniß der Frömmigkeit außerordentlich. Er glaubt seine Sünden gut zu machen, indem er die Sünden der Anderen unerbittlich verfolgt."

Allgemein hat man denn auch angenommen, die Maintenon sei die eigentliche Urheberin jenes verdammungswürdigen Erlasses gewesen, der das Edict von Nantes aufhob und die Verfolgung der Protestanten in Frankreich befahl, damit das Ideal Ludwig'scher Politik: un roi, une loi, une foi, sich verwirkliche. Indessen war der Charakter der Maintenon nicht verfolgungssüchtig und gewaltthätig; es scheint, als wenn man durch ihren Einfluß auf den König den Widerruf des Edicts von Nantes erreichte, sie dann aber selbst zu schwach war, der Verfolgungswuth der klerikalen Partei Einhalt zu thun. In ihren Briefen finden sich beachtenswerthe Stellen darüber. „Man muß bekehren, nicht verfolgen!" sagte sie gewöhnlich, wenn von den Folgen jenes Widerrufs die Rede war. „Ich seufze über das Leid, welches man den Protestanten zufügt", schreibt sie an Fenelon; aber wenn ich meinen Mund zur Klage darüber öffnen würde, klagten mich meine Feinde gewiß an, ich sei noch eine geheime Protestantin, und alles Gute, was ich thun kann, würde dann im Voraus verhindert." Fenelon war überhaupt ein großer Verehrer der Maintenon, weil er ihr wohlthätigen Einfluß auf den König zutraute. Er schrieb ihr sehr offenherzige politische Briefe und forderte sie mehrmals auf, ihre Macht zur Geltung zu bringen, und der Politik Ludwigs XIV., diesem absoluten Despotismus, eine liberalere Richtung zu geben. Frau von Maintenon wies alle diese Zumuthungen zurück, indem sie sagte, „sie sei eine für solche Geschäfte unfähige Person, habe zu spät davon reden gehört, um darin gewandt sein zu können, und hasse sie überhaupt mehr, als daß sie sie nicht verstehe." „Man will nicht, daß ich mich darein mische", schrieb sie an Fenelon, und ich will mich auch nicht darein mischen. Man verhehlt mir Nichts, aber schließlich weiß ich doch Nichts und bin oft sehr schlecht benachrichtigt." Auch wohnte sie nur zweimal während ihrer langen Herrschaft den Ministerconseils bei; sie kam jedesmal höchst niedergedrückt aus denselben. „Ich stürbe vor Schmerz", schrieb sie, „würde ich oft solchen Verhandlungen beiwohnen. Wie beklagenswerth sind doch die Könige! Wie schlecht sind doch die Menschen!" Sie wünschte, daß der König rechtschaffene Männer sähe, fähig, ihn die Tugend lieben zu lehren und die Vertreter von schlechten Grundsätzen und die Schmeichler von ihm zu entfernen, die seine Umgebung bildeten.

Bedeutungsvoller denn in ihrem politischen Ein-

fluß und in ihren politischen Anlagen überhaupt, zeigte sich Frau von Maintenon in ihren Eigenschaften als Erzieherin. Sie hatte ein sehr bedeutendes Talent dafür und in ihrer Stellung nahe dem Throne wußte sie es auch ganz nach Belieben zu verwerthen. Um Frau von Maintenon wirklich kennen zu lernen, darf man ihre Schöpfung, das Stift von St. Cyr und die verschiedenen, sehr moralischen Schriften, die sie für die Erziehung in diesem Stifte gewissermaßen als Lehrbuch verfaßte, nicht übersehen. Durch das Eine wie durch das Andere hat sie sich einen Platz in der Sittengeschichte des siebzehnten Jahrhunderts verschafft.

Das Stift von St. Cyr, welches eine kurze Zeit einen höchst bedeutenden Rang als Schule feiner Bildung für junge französische Damen einnahm, war in seinen ersten Anfängen eine Dorfschule, welche eine Ursulinerin, Namens Frau von Brinon, in Montchevreuil gegründet hatte. Die Schule wurde bald darauf nach Montmorency, dann nach Rueil, dann nach Noisy und endlich nach St. Cyr verlegt. Diese Umsiedelungen geschahen in der kurzen Zeit von 1680 bis 1686. Frau von Maintenon hatte sich gleich anfangs für diese Schule interessirt und nahm sie unter ihre besondere Protection, als ihr der König gestattete, die Schülerinnen und deren Lehrerinnen in das Schloß von Noisy zu logiren. Jemehr derart die Anstalt sich hob, desto höhere Schülerinnen wurden für dieselbe bestimmt. Erst unterrichtete man die Dorfkinder, dann die Töchter armer Edelleute; zuletzt bestimmte man das Institut lediglich den Töchtern des armen Adels. Dieser Gedanke hatte einen politischen und einen wohlthätigen Zweck und vornehmlich des ersteren wegen interessirte sich auch Ludwig XIV. für dessen Verwirklichung. Denn der Landadel war durch die Kriege ruinirt und trotz aller Steuerbefreiung führte er ein kümmerliches Leben, während der Hofadel Millionen verzehrte. Es lag nahe, für den Landadel etwas zu thun. Deshalb stiftete Ludwig XIV. zunächst das Hotel der Invaliden, für alte, verwundete Offiziere; da dasselbe jedoch kaum als eine dem armen Adel zu Gute kommende Schöpfung angesehen werden konnte, so errichtete man in den Grenzfestungen noch Cadettencompagnien, in denen 4000 Söhne von Edelleuten militairische Ausbildung erhielten. Für die Töchter des verarmten Adels wurde nun das Stift zu St. Cyr bestimmt, welches in seiner neuen Gestalt 1686 eingeweiht wurde.

Ludwig XIV. wollte dies Stift anfangs in Versailles selbst haben, aber die Maintenon widersetzte sich dem entschieden. So kaufte man ein altes Herrenschloß zu St. Cyr und ließ es zu dem neuen Zwecke umbauen. Die Lage war wohl anmuthig; aber das Gebäude stand in einer so ungesunden Gegend, daß von den 1200 Fräulein, die binnen siebzig Jahren hierherkamen, 275 starben.

Der Plan der Frau von Maintenon bezüglich dieser ihrer Lieblingsschöpfung war, den jungen Edeldamen eine ebenso sittliche wie vielseitige Bildung zu geben. Aber es lag dem Plane doch keine jener fruchtbaren Ideen zu Grunde, welche mit der Zeit wachsen und die Stürme überdauern können. Die französischen Colleges z. B. sind Schöpfungen des ancien régime, die sich noch heute als lebensfähig erweisen; das Stift von St. Cyr lebte aber nicht länger als das ancien régime, ja in Wahrheit hat es in seiner ersten und imposanten Gestalt nur von 1686 bis 1692, also sechs Jahre gelebt.

Ludwig XIV. liebte die Klostererziehung nicht, welche damals allen Damen vom Stande gegeben wurde; deshalb sollte aus St. Cyr weder ein Kloster noch ein Institut gemacht werden, welches in seinen inneren oder äußeren Einrichtungen an ein solches erinnere. Ein freies, reines, heitres Leben sollte darin herrschen. Frau von Maintenon war vollkommen einverstanden damit und der Unterricht der jungen Damen wurde denn auch verständigen Nonnen übergeben, welche durch kein Gelübde gebunden waren. Der Abbé la Chaise, nach dem der berühmte Friedhof von Paris den Namen führt, sagte damals über die Bestimmung des Stiftes sehr richtig: „Die Klöster braucht man nicht zu vermehren, die vermehren sich von selbst; aber man soll dem Staat wohlerzogene Frauen geben. Es giebt genug gute Nonnen, aber nicht genug gute Familienmütter." So war die erste Anlage von St. Cyr die eines College für Damen. Nach dem Gründungspatent sollte dies Institut 36 Lehrerinnen, 250 adlige Fräulein, und 24 Laienschwestern haben; Vacanzen unter den Lehrerinnen sollten die Fräulein ausfüllen. Um Aufnahme in dem Stift zu finden, durfte man nicht unter sieben und nicht über zwölf Jahr alt sein und mußte vier Adelsgrade nachweisen können, mindestens von väterlicher Seite. Mit zwanzig Jahren verließ die Aufgenommene St. Cyr und erhielt dann eine Ausstattung und 3000 Francs Mitgift. Die Schülerinnen waren in vier Klassen getheilt, die sich durch Schleifen verschiedener Farbe, welche sie im Haar und am Gürtel trugen, abzeichneten. Die jüngsten bis zehn Jahr trugen rothe Bänder, von elf Jahren grüne, mit vierzehn Jahren gelbe und von siebzehn bis zwanzig blaue. Daher stammte der Gebrauch, die Fräulein, je nach ihren Klassen, Rothe, Grüne Gelbe oder Blaue zu nennen. Der König wollte, daß die Zöglinge sich weder als „Schwester" noch „Mutter" anredeten, sondern als „Madame", und im Allgemeinen sollten sie „Damen von St. Louis" heißen. Er gab ihnen eine elegante Kleidung, die gar nichts Nonnenhaftes hatte: einen Ueberwurf und einen Rock von schönem Zeug; schwarze Maroquinschuhe; schwarze, glänzende Handschuhe, die den netzartigen Bezug von weißen Glacés bildeten; eine Koiffüre und einen Kragen von schwarzem Taffet, Manschetten und ein goldenes Kreuz mit Lilien ge-



Vorstellung der „Athalie“ durch die Fräulein von St. Cyr im Beisein des Hofes.

ziert, und einen Schleppenmantel zum Ausgang. Frau von Maintenon gestattete überdies, daß sich die Fräulein Schmuck und Zier an ihre Kleidung anbrachten, ja sie machte sich oft ein Vergnügen daraus, ihnen selbst dergleichen zu schenken.

Das Unterrichtssystem entsprach diesem weltlichen Charakter. Man las die modernsten Bücher in Prosa wie in Versen, übte die Damen im Briefstyl nach Mustern von Voiture und Balzac, lehrte sie elegant sprechen, declamiren und sogar Theater spielen. Corneille und Racine die Herren der dramatischen Muse jener Zeit und er französischen Literatur überhaupt, hatten in St. Cyr Bürgerrecht; die „Blauen“ spielten vor ihren jüngeren Mitzöglingen Cinna, Andromache und Iphigenie und zwar mit solcher Leidenschaftlichkeit, daß man in Besorgniß darüber gerieth. Frau von Maintenon wandte sich nun an den zarteren, minder leidenschaftlichen Racine und bat ihn um die Dramatisirung biblischer Stoffe. So gab sie dem großen Dichter Frankreichs die Anregung zu den schwungvollen schönen Dichtungen „Esther“ und „Athalie“, welche eigens für die Fräulein von St. Cyr geschrieben wurden.

„Esther“ wurde sowohl vor dem Könige, wie nach und nach vor allen bedeutenden Persönlichkeiten des Hofes, aufgeführt; Bossuet, Fenelon, la Chaise, viele Priester und durch ihre Frömmigkeit bekannte Persönlichkeiten wohnten diesen Vorstellungen bei. Das Theater dazu ward in einem Saale des Stiftes zu St. Cyr errichtet und zwar in besonderer Pracht. Die Fräulein, welche in dem Stücke auftraten, erhielten reiche, mit Perlen und Diamanten besetzte Kostüme, die vorher auf den Königlichen Bällen paradirt hatten. Die erste dieser Vorstellungen kostete denn auch 14,000 Francs. Racine selbst und Boileau waren hinter der Scene und leiteten die Aufführung, über welche Ludwig XIV. ganz entzückt war. Allmälig vergrößerte man das Repertoir und führte auch Tragödien von Duché: „Jonathan“, „Absalon“, „Deborah“ und „Judith“ von Boyer auf; man sang Stücke aus Opern, deklamirte Oden und Epen von Choisy und Testu — kurz, St. Cyr war der erste literarische Salon Frankreichs.

Aber diese Blüthe der Stiftung dauerte nicht lange; Frau von Maintenon selbst knickte sie durch die Scrupel, welche ihr über diese weltliche Beschäftigung ihrer Zöglinge gemacht wurden. Die Fräulein von St. Cyr verloren in der That unter dem Beifall des Hofes bei diesen Gelegenheiten ihren bescheidenen und einfachen Charakter; sie faßten Leidenschaften und machten sich Hoffnungen, welche allzusehr gegen die Aermlichkeit der Lage contrastirte, der sie nach dem Verlassen der Stiftung preisgegeben waren. Nach dem blendenden Glanz dieses geistig aufregenden



Portrait Ludwig XIV.

Lebens, wartete ihrer ja doch meist die Rückkehr zu dem armen Elternhause, oder der Eintritt in ein Kloster. Mehrere Prälaten machten darüber Frau von Maintenon Vorstellungen und bezeichneten St. Cyr förmlich als eine Schule des Ehrgeizes und der Eitelkeit für die Herzen der jungen Mädchen.

Frau von Maintenon beherzigte diese Vorwürfe nur allzusehr. Zuerst verringerte man die Vorstellungen und die wenigen, welche die Fräulein von St. Cyr noch am Hofe gaben, wurden in ihrer Stiftskleidung gegeben. Racine's „Athalia" war ziemlich die letzte dieser berühmt gewordenen Vorstellungen; man spielte das Stück zum ersten Mal am 5. Januar 1691, und zwar ohne den früheren Pomp, vor einem kleinen Auditorium, welches Ludwig XIV., Frau von Maintenon, der König und die Königin

von England, Fenelon, der Erzbischof von St. Rouen und noch ein paar andere Personen bildeten. Ein paar Mal ward es dann noch im Zimmer der Frau von Maintenon wiederholt, dann hörten diese Vergnügungen des Hofes ganz auf. Die Fräulein von St. Cyr spielten übrigens, nach den Urtheilen dichterischer Zeitgenossen, in ausgezeichneter Weise. Racine's „Atalie" wurde öffentlich erst 1715 in Paris aufgeführt, und zwar funfzehn Mal hintereinander, was damals für einen außerordentlichen Erfolg galt.

Die armen Fräulein von St. Cyr mußten aber nur zu sehr bereuen, daß sie den Wünschen der Frau von Maintenon so hingebend Rechnung getragen hatten. Sie wurden jetzt für die Fehler ihrer Wohlthäterin bestraft, und Schmerz und Bestürzung erfaßte sie darüber, ja sie richteten deshalb einen tödtlichen Haß auf die Lehrerinnen, der sich einmal sogar in einem Vergiftungsversuch äußerte. In der That war aber auch die Umwandlung die sie erlitten, jäh' und grausam. Man nahm ihnen den Putz, änderte ihre Lectüre, verbot den früheren Ton der Conversation und führte einen durchaus anderen, strengeren, klösterlicheren Geist in die Stiftung ein. „Wir müssen Alles aufgeben, was war", sagte Frau von Maintenon, und so ward es still im Hause, der halblaute, unheimliche Redeton ward eingeführt, die Religion trat an die Stelle des Geistes und Witzes, die Kleidung ward verschlechtert und von strenger Ordnung, um den Fräulein von St. Cyr die Eitelkeit und die Hoffahrt auszutreiben. Das Schreiben, sonst gefördert, ward jetzt fast verboten, Verse lesen galt für gefährlich und ebenso declamiren und elegant conversiren. Aber Frau von Maintenon begnügte sich nicht damit; um die Vergangenheit zu sühnen, bestrafte sie die Zukunft. Sie beschloß nämlich aus St. Cyr ein Kloster zu machen und es galt ihr jetzt für besser, noch mehr Nonnen denn gute und gebildete Frauen zu erziehen.

Ludwig XIV. zürnte darüber und verweigerte anfangs entschieden seine Zustimmung; aber Frau von Maintenon wußte schließlich doch den König zu bestimmen, eine Handlung zu dulden, welche seine Geliebte für die Beruhigung ihres religiösen Herzens für nothwendig hielt. Am 1. December 1692 fand dann diese Umwandlung des Stiftes von St. Cyr in ein Kloster des heiligen Augustin statt. Fast alle Fräulein fügten sich in ihre neue Bestimmung, wenn auch die meisten unter heißen Thränen. In feierlicher Versammlung ließ man sie ihre weltlichen Kleider ablegen und Nonnentracht nehmen; während eines Jahres verurtheilte man sie zu den niedrigsten Arbeiten, um sie demüthigen Geistes zu machen. Die Erziehung der Mädchen änderte sich in St. Cyr von nun auch vollständig; sie lernten Französisch, etwas Rechnen, Geographie und Mythologie, vor Allem unterrichtete man sie jedoch in der Religion, in Handarbeiten und in der Musik, welche letztere Frau von Maintenon zwar nicht liebte, die aber Ludwig XIV. speziell anempfohlen hatte, weil er beim Hochamt gern die frischen Stimmen junger Mädchen im Chore hörte. Die Unterhaltungen betrafen religiöse und moralische Themata, welche Frau von Maintenon meist selber aufgab; ihre eigenen Vorträge sind in ihren Schriften der Nachwelt überliefert worden und lassen erkennen, welche tiefe, wenn auch einseitige Bildung diese Frau besaß. Hin und wieder duldete man auch Zeichnen und Tanz, um die „Blauen" aufzuheitern.

So erblich der Glanz von St. Cyr mit einem Male; die Fräulein dieses Stiftes wurden fortan nicht mehr als die Muster der Bildung des Geistes und der Herzen aufgeführt. St. Cyr war eine Klosterpension gewöhnlicher Art geworden. Alljährlich gingen 25 bis 30 der „Blauen" mit ihren 3000 Franks Mitgift hinaus ins Leben der Welt und glücklich die, auf welche die Wahl eines Mannes fiel.

Nach dem Tode Ludwig XIV. zog sich Frau von Maintenon als Oberin dieses Klosters in dasselbe zurück, und hier starb sie, vier Jahr nach dem Ableben des Königs. Die Stiftung selbst wurde nun vom Hofe nur noch sehr dürftig protegirt. Marie Leszinska hegte den Wunsch, die Rolle der Maintenon weiter zu spielen; aber wie sie am Hofe keine Autorität besaß, so übte sie auch keine in dem Kloster aus. Sie ließ einmal wieder Theater von den Damen in St. Cyr spielen; aber dieser Versuch fiel kläglich genug aus. Mehr und mehr kam dies Stift dann auch bei Hofe in Vergessenheit, und 1793, am 16. März, hob es ein Decret des Nationalconvents für immer auf.

Der russische Gensd'armerie-Kapitain.

Aus dem Leben erzählt von Stanislaus Graf Grabowski.

Wenn die guten Berliner sich im Frühjahr 1848 einbildeten, die Russen könnten täglich vor ihren Thoren stehen, so war dazu kein Grund vorhanden; eher ließ sich eine solche Befürchtung, dem alten Spruche: „Bei Gott ist kein Ding unmöglich!" zufolge, schon bei den Bewohnern der östlichen Provinzen rechtfertigen.

Auf höheren Befehl wurden damals auch schleunigst die Festungen längs der russischen Grenze in Vertheidigungszustand gesetzt, d. h. mit Pallisadirung versehen, die Glacis wenigstens zum Theil rasirt, Geschütze auf die Wälle, die Munition in die Kriegspulvermagazine gebracht u. s. w., was Alles zum Handwerk gehört. Das deutete allerdings darauf, daß man für alle Fälle gerüstet sein wolle.

Zu den Festungen des Ostens gehört bekanntlich

die ansehnliche westpreußische Thorn an der Weichsel. Dort standen zwei Bataillone Infanterie auf Kriegsstärke, à tausend Mann, die nöthige Artillerie und ein Zug Husaren. Das war keine starke Besatzung, aber für den ersten Nothfall konnte sie hinreichen.

Dennoch herrschte auch bei den Thorner Bürgern eine wahre Russenfurcht oder, besser gesagt, um den tüchtigen und wackeren Thornern nicht zu nahe zu treten: eine wahre Manie die Russen schon diesseits der Grenze sehen zu wollen. Der nächste Punkt der Grenze war allerdings nicht weiter als eine starke Meile entfernt.

Die damals gebildete Bürgerwehr hatte auf ihr dringendes Ansuchen von dem Kommandanten die Erlaubniß erhalten, gegen die Grenze hin patrouilliren zu dürfen, die Folge davon aber war nur, daß ein paar Mal falscher Alarm stattfand und selbst zur Nachtzeit Militair-Detaschements ausgeschickt werden mußten.

In Thorn ließ sich kein russischer Soldat sehen. Thatsächlich aber war es, daß, wie überall von der russisch-polnischen Grenze im Königreiche Polen bedeutende Truppenzusammenziehungen stattgefunden hatten, so auch unweit Thorn sich russische Lager befanden. Bekanntlich werden die Russen selten in Städte einquartirt, sondern lagern oder bivouaquiren.

Es war gegen Ende April, als ich, damals Sekonde-Lieutenant bei der Thorner Garnison, mit einem anderen Kameraden einen Spazierritt jenseits der Weichsel durch die Wälder machte, die sich ununterbrochen bis an die hier etwa zwei Meilen entfernte Grenze erstrecken. Die unbedeutenden Ortschaften an der letzteren sind in dieser Gegend Ottlaczin und Pieczenia, letzteres ein Zollamt.

Bei dieser Gelegenheit begegneten wir einem preußischen Unterförster, der uns anredete. Er berichtete, daß ganz in der Nähe zwischen den russisch-polnischen Landstädtchen Sluzewo und Raciazek, ein Truppenlager aufgeschlagen sei, daß er selbst und andere Bewohner der Umgegend, da es den Russen verboten sei, die Grenze zu überschreiten, für die Offiziere öfter kleine Besorgungen von Dingen, die drüben (d. h. jenseits der Grenze) nicht aufzutreiben seien, im Preußischen mache und daß bei dieser Gelegenheit mehrere jener Herren den lebhaften Wunsch ausgesprochen hätten, ihre guten Kameraden, die preußischen Offiziere aus der Festung Thorn, kennen zu lernen. Er setzte hinzu, die in dem Lager stationirten Truppen beständen aus dem —ten Jäger-Regiment und einiger Artillerie, die Offiziere seien zum großen Theile Kurländer, die recht gut deutsch sprächen.

Wir nahmen uns vor, die Sache unseren Kameraden vorzulegen, und kehrten nach der Festung zurück.

Der Vorschlag, sich mit den russischen Offizieren ein Rendezvous auf der Grenze zu geben, fand vielseitigen Anklang; Acht oder Zehn von uns, die beritten waren, vereinigten sich darüber, wir holten, um ganz sicher zu gehen, noch die Erlaubniß des Kommandanten ein, und dieser war sogar so freundlich, uns einige Ordonnanzen von den Husaren zuzuweisen. Nun ritten Zwei von uns wieder nach Ottlaczin hinüber und ließen durch erwähnten Unterförster den Russen mittheilen, daß wir sie, ihrem Wunsche zufolge, an einem bestimmten Tage auf dem Grenzzollamte Pieczenia erwarten würden.

An besagtem Tage ritt unsere Cavalkade bald nach Mittag von Thorn ab. Um der ganzen Sache, die ja einen bloßen Privatcharakter hatte, auch nicht den Schein oder die Möglichkeit der Deutung einer officiellen Zusammenkunft zu lassen, waren wir sämmtlich in Ueberröcken und Mützen und führten keine Waffe bei uns; nur die Ordonnanzen, schwarze Husaren, befanden sich in voller Galla.

Das Zollamt Pieczenia liegt in einer Art flachen Thales, dessen Rand nach preußischer Seite hin die Waldung bildet. Durch dieses Thal fließt ein Flüßchen, eigentlich nur ein Bach zu nennen, und über diesen führt eine ziemlich breite hölzerne Brücke, deren Mitte durch zwei Schlagbäume abgesperrt wird; der eine ist schwarz und weiß angestrichen, der andere schwarz, orange und weiß. Kommt man auf einem abscheulichen Sandwege von Thorn, so liegen rechts an der Straße die beiden Zollämter, das preußische natürlich vor, das russische hinter der Brücke; dem letzteren gegenüber liegt oder lag wenigsten damals ein kleines einstöckiges Gebäude von Fachwerk, — ich weiß nicht, welchen Zweck es eigentlich hatte.

Als wir auf der Höhe des Sandweges erschienen, und eine freie Aussicht in das Thal vor uns hatten, ließ sich jenseits der Brücke Niemand erblicken als ein berittener sogenannter Straßnick, d. i. einer der Grenzaufseher erster Zolllinie; die zweite, dahinter liegende, bildeten die Kosacken, die dritte und letzte Militairkommandos. Diese Straßnicks sind, wie Alles in Rußland bis auf die Schulkinder hinab, militairisch uniformirt; sie tragen Jacken und Hosen von dunkelgrünem Tuche, gleichfarbige wollene Epauletten, in Galla eine Art Czako, sind zum Theil beritten und dann mit Lanzen bewaffnet.

Kaum hatte besagter Straßnick uns erblickt, so wandte er sein kleines Pferd und jagte in voller Carriere die jenseitige Thalsenkung bergauf; im Nu war er unseren Augen wieder entschwunden.

Unsere Grenzbeamten kamen aus dem Zollhause und begrüßten uns, nicht wenig verwundert über den seltsamen Aufzug; drüben hingegen blieb es todtenstill und keine Seele ließ sich sehen.

Wir fragten unsere Landsleute nach den Russen, — Niemand wußte etwas von ihnen; wir warteten über eine Viertelstunde lang und begannen uns bereits der Ueberzeugung hinzugeben, das verabredete Rendezvous sei russischerseits auf irgend eine Weise gestört worden. Aber wir hatten uns geirrt.

Plötzlich erschienen fünf bis sechs kleine Land-

britschken, jede mit einem unter dem Bogen ziehenden Pferde bespannt, im längsten Galopp den Berg herabsausend; eine größere Anzahl von Straßnicks und Kosacken umgab die leichten Fuhrwerke zu Pferde, und auf denselben saßen etwa fünfzehn bis zwanzig russische Offiziere in vollem Dienstanzuge, d. h. mit Schärpe, Säbel und Helm.

Wir stiegen von den Pferden und begaben uns auf die Brücke; die Russen sprangen, vor ihrem Zollhause angekommen, von den Wagen und eilten uns entgegen; die Schlagbäume erhoben sich, und die später, hin und wieder sehr mißliebig betrachtete Verbrüderung begann. Weiß Gott, wir hatten keine politischen Zwecke dabei im Auge, die Russen gewiß ebenso wenig! — Unsere russischen Kameraden geberdeten sich ein bischen leidenschaftlich, — das liegt aber einmal in ihren Sitten. Sie umarmten uns und küßten uns auf Stirn, Mund und Wangen, überall hieß es auf deutsch und russisch: „Brüderchen hier" und „Kam'rad da!" Wer uns beobachtet hätte, würde gedacht haben, wir seien alle die ältesten Freunde, und doch hatte nicht ein Einziger je den Anderen gesehen!

Sie gehörten sämmtlich dem — ten Jägerregimente an, nur ein Artillerie-Kapitain war dabei. Das Regiment sollte ein kurländisches sein, doch sprachen nur wenige von ihnen Deutsch. die Meisten wußten sich aber recht gut mit Französisch zu behelfen, der Artillerie-Kapitain, der überhaupt ein sehr gebildeter Mann schien, redete diese Sprache vortrefflich. Was den Namen „Jäger" anbetrifft, so bedeutete er nichts weiter als leichte Infanterie, es war bei ihr und der schweren dieselbe Bewaffnung und fast dieselbe Uniform.

Unsere neue Bekannten zogen uns halb mit Bitten, halb mit Gewalt über die Grenze, wir machten auch nicht viel Einwendungen dagegen, denn wir waren ja sicher, wegen Ueberschreiten der Grenze nicht nach Sibirien geschickt zu werden, was sie im umgekehrten Falle leicht riskirt hätten, wie sich später erweisen wird. Sie führten uns nun — wir gingen paarweise Arm in Arm — in das kleine, links an der Straße liegende Haus, das von seinen Bewohnern bis auf einen langen Tisch, Bänke und Stühle ganz ausgeräumt war, und hier erblickten wir auf erwähntem Tische zu unserer Ueberraschung eine mächtige Batterie von Weinflaschen, unter denen selbst die Weißköpfchen ansehnlich vertreten waren.

Dieser ganze Empfang setzte uns eigentlich in Verlegenheit. Wir hatten nur an ein Zusammentreffen gedacht, das den Charakter des reinen Zufalls haben sollte, die Russen indessen hatten unsere Verabredung anders aufgefaßt; darum waren sie im vollen Dienstanzuge gekommen und spielten förmlich die Gastgeber. — wir waren allerdings auf dem Gebiete ihres großmächtigen Czaaren.

Indessen kam man uns mit so herzlicher Kameradschaft ja persönlicher Freundschaft entgegen, daß alle kleinlichen Bedenken bald bei uns schwiegen. Unsere neuen Bekannten gehörten nur einem Linien-Regimente an, — mochte es aber nun an dem in ihrem Offizierkorps ziemlich stark vertretenen deutschen (Kurländischen) Elemente liegen, sie zeigten sich als die gebildetsten Leute von der Welt; es war kein Einziger unter ihnen, dem der Engländer gezögert haben würde das Prädikat Gentleman beizulegen.

Wir gruppirten uns in bunter Reihe, mit Rücksicht auf Nationalität und Uniform, um den langen Tisch, und die aufgefahrene Batterie mußte eine harte Attacke bestehen.

Kein Mensch ist ganz frei von Egoismus, und unsere guten russischen Kameraden waren es, aller Vermuthung nach, auch nicht. Man kann sich denken, wie streng in damaliger bewegter Zeit die russische Grenze abgesperrt war; die neuen Ideen des erwachenden Volksbewußtseins durften ja unter Kaiser Nicolaus um keinen Preis eingeschmuggelt werden. Hatte man früher alles nur Anstößige oder was wenigstens dafür gehalten wurde, in den Zeitungen mit unvertilgbarer, schwarzer Farbe bepinselt, — eine auch neuerdings als am einfachsten höchst empfehlenswerthe Prozedur, um die mißliebige Presse unschädlich zu machen, denn man kann ja Alles drucken lassen und das schwarze Bepinseln ist im Preßgesetze nicht vorgesehen — so ließ man seit dem März 1848 lieber gar keine Drucksachen mehr über die Grenze. Wer wollte das der Regierung des Czaaren Nicolaus verdenken? — handelt eine Regierung nicht am edelsten gegen ihre Unterthanen, wenn sie aufrichtig handelt? — das hat die russische Regierung bis auf Nicolaus wenigstens immer gethan, — man muß es ihr lassen!

Also unsere Russen, die sich in vollständig ägyptischer Finsterniß darüber befanden, ob Frankreich noch Königthum oder Republik sei, Preußen am Rande des einen oder der anderen stehe, waren auch neugierig, einen Begriff von Dem, was sich im Westen zutrug, zu bekommen.

So kam es denn erklärlicher Weise, obgleich Soldaten lieber von Pferden, Hunden und hübschen Mädchen als von Politik sprechen, doch bald zu einer Unterhaltung, deren belebender Geist die letztere war.

Aber unter Kaiser Nicolaus waren seine Russen auch vorsichtig. Niemand stellte eine Frage an die Allgemeinheit, Niemand hielt eine Rede, wie sie gerade um jene Zeit so sehr an der Mode waren. Jeder hatte seinen Kam'raden-Nachbar, und der Nachbar Preuße machte seinen Nachbar Russen über bewußten Punkt so klar und klug als möglich. — Was würde da wohl Kaiser Nicolaus gesagt haben, hätte er die einzelnen Päärchen belauschen können? —

Plötzlich und im höchsten Grade für uns überraschend aber stockte das mit äußerster Lebhaftigkeit geführte Gespräch. — Wir blickten auf. Die Thür schloß sich so eben wieder, und mit vielen höflich ge-

messenen Verbeugungen und lächelndem Gesichte stand ein neuer russischer Offizier vor uns.

Er trug einen hellblauen Ueberrock mit weißem Kragen und weißen Aufschlägen, so viel ich mich entsinne, nicht einmal einen Säbel an der Seite.

Er war lang und dürr, hatte eine ungesunde gelbliche Farbe und ein sogenanntes verkniffenes Gesicht mit kleinen grauen Augen, eine spitze Nase und fest auf einander gekniffene schmale Lippen. Er erinnert mich immer an einen preußischen Polizeirath, den ich später in Berlin kennen lernte, oder vielmehr der Polizeirath an ihm. Vielleicht standen sie in irgend einem verwandtschaftlichen Verhältnisse oder waren, wie man sagt, „verwandte Brüder."

Ich saß neben einem Lieutenant Freiherrn v. R. Mein lieber, alter Kamerad! kommen Ihnen diese Zeilen einmal durch Zufall zu Gesicht, was ich bezweifle, da Sie dieselben in ihrem Rußland aller Wahrscheinlichkeit nach nur schwarz überpinselt erhalten werden, dann erinnern Sie sich meiner noch einmal freundlichst; ich schicke Ihnen hiermit einen wahrhaft kameradschaftlichen Gruß!

„Nun?" fragte ich gespannt. „Wer ist denn das?"

„Still!" flüsterte er mir nicht ohne Aengstlichkeit zu. „Er ist Gensd'armerie-Kapitain aus —"

Er stockte mit eigenthümlichem Blicke.

„Eine Kanaille?" fragte ich, der doch auch schon einen Begriff vom russischen Wesen hatte.

„Ja", lispelte er. „Wo der Kerl nur herkömmt?"

So ging es überall am Tische; man begrüßte den hellblauen Gensd'armen sehr höflich, aber man hätte den alten Spion lieber hinausgeworfen.

Es war auf einmal unbehaglich im Zimmer geworden, Alle blickten verstohlen auf den Gensd'armerie-Kapitain, und der Gensd'armerie-Kapitain, der sich mit den freundlichsten Manieren am Tische niedergelassen hatte, blickte verstohlen auf Alle.

O Czaar Nicolaus! von diesem Augenblicke an, warst Du sicher, daß die preußischen Offiziere Dir keine Contrebande in Dein heiliges Reich einschmuggelten.

Irgend Einer kam auf den guten Gedanken, die Kosacken und Husaren einander gegenüber sehn zu wollen; das war so ein kleiner unschuldiger Nachtrag zu dem weltberühmten Manoeuvre von Kalisch, blos war er weniger kostspielig.

Die Kosacken sahen „un peu comme les cochons" aus gegen unsere Husaren. Es waren Leibhusaren vom „Ersten", von diesem herrlichen, stolzen Regimente, und, wie man bei uns sagt, ein Paar gesunde Jungen. Sie sahen mit einem gewissen Mitleiden auf die schmutzigen Kosacken herab, die sich doch auch in ihrer Paradeuniform befanden.

Ich will mich nicht auf die eigenthümliche Reiterei der Kosacken einlassen; sie mögen im Felde vortrefflich sein, zum Vorpostendienste, auch zur Verfolgung des fliehenden Feindes, wenn sie die Knie bis zum Sattelknopf hinaufziehen, mit den Füßen bis an die Hacken durch die Bügel fahren, sich auf den Hals ihres mageren Gaules legen! — aber ein Wettkampf mit einen ordentlichen preußischen Husaren, mit einem Todtenköpfler vom Ersten, dem der Pelz und die rothe Binde vom Kolpak (damals!) nachwehen, das ist wahrhaftig — kindisch! Ich sage das nicht als fanatisirter Preuße — weiß Gott, das bin ich nicht! — ich sage es nur als geprüfter Soldat.

Kurz, unsere Husaren blieben entschieden Sieger in dem Turniere; die Russen bewunderten sie, wir, der Höflichkeit wegen, die schmutzigen Kosacken.

Es wurde spät, und die Abenddämmerung kam. Wir hatten uns gut amüsirt, und die Russen hatten sich gut amüsirt, es waren Freundschaften geschlossen worden. Niemand achtete mehr auf den langweiligen Gensd'armerie-Kapitain; er stand da wie ein aus der menschlichen Gesellschaft Ausgestoßener und machte ein langes Gesicht.

Die Offiziere umarmten uns beim Abschiede, wie beim Empfange.

„Wäre nur der Kerl, dieser Gensd'arm nicht gekommen!" seufzte mein Freund, Herr v. R—. „Es wäre Alles noch so hübsch geworden!"

Wir drückten ihnen Allen die Hände und küßten sie, nur den Gensd'armerie-Kapitain nicht.

Wir ritten wieder nach Thorn zurück, die russischen Kameraden begaben sich nach ihrem Lager, aber es war verabredet worden, daß eine solche Réunion doch alle acht Tage — ich glaube, es waren die Freitage dazu bestimmt, — stattfinden solle.

Auf dem Rückwege kam in der Unterhaltung noch mancher geheime Wunsch unserer Russen zu Tage; der Eine von ihnen hatte Dies, der Andere Jenes aus Thorn haben wollen und einen der Unsrigen gebeten, es ihm bei der nächsten Zusammenkunft mitzubringen; vorzüglich ersehnt waren Zeitungen und goldene Uhren, auf welche letzteren ein sehr hoher Importzoll in Rußland steht.

Acht Tage später wiederholte sich unsere Zusammenkunft wirklich, nur mit dem Unterschiede, daß wir dieses Mal die Wirthe spielten, obgleich wir mit den Russen uns wieder auf dem Gebiete ihres Kaisers vereinigen mußten, da sie unter keinen Umständen den Fuß auf das unseres Königs zu setzen wagten.

Alles ging wie das erste Mal her; die Russen steckten die Zeitungen, die wir ihnen mitgebracht hatten, unter ihre Uniformen, ebenso die Uhren. Auch der lange Gensd'armerie-Kapitain erschien wieder und blickte dieses Mal noch finsterer, da er recht gut fühlen und sehen mußte, daß wir Preußen ihn mit einer gewissen Verachtung behandelten.

„Auf Wiedersehn am nächsten Freitage!" hieß es endlich von beiden Seiten, und es erfolgten wieder herzliche Händedrücke, Umarmungen und die beliebten Küsse.

Als wir aber am nächsten Freitag wiederkamen,

erschienen unsere russischen Kameraden nicht. Der russische Schlagbaum wurde nicht vor uns aufgezogen, und die Grenzbeamten machten ganz unheimlich ängstliche Mienen, als sie versicherten, sie wüßten nicht, warum die Herren Offiziere wegblieben. Wir warteten ein, zwei Stunden und ritten dann mit der Ueberzeugung, daß drüben etwas Besonderes vorgefallen sein müsse, zurück.

Wir sollten unsere russischen Kameraden nie wiedersehn! —

Man höre, was im Lager jenseits der Grenze geschehen war, wie uns später nur zu sicher bekannt wurde.

Der Artillerie-Kapitain, dessen ich schon früher erwähnte, war ein hübscher, überaus liebenswürdiger Mann von zwei- bis dreiunddreißig Jahren; er hatte sich erst vor einem Jahre mit einer Polin verheirathet, die während seines Umherziehens an der Grenze in Warschau wohnte. Er hatte einem Kapitain von den Unsrigen mit Enthusiasmus von ihr erzählt und ihn beauftragt, in Thorn eine goldene Damenuhr für sie zu kaufen. Er wollte sie mit dem in Rußland so theuren Geschenke überraschen. Außerdem hatte er als intelligenter Mann natürlich auch große Sehnsucht nach Zeitungen verspürt und letztere richtig erhalten.

An dem Tage, an dem wir uns zum letzten Male gesehen haben sollten, war er vergnügt in das elende Barackenlager zurückgekehrt und hatte sich einen ihm zur Bedienung oder als Ordonnanz zugewiesenen irregulären Kosacken rufen lassen; dieser Mensch war ihm als zuverlässig, wie es alle Kosacken für ihre Offiziere sind, bekannt.

„Dmitrj", sagte er zu ihm, — „Du wirst noch heute Abend nach Warschau reiten."

„Wie Du befiehlst, Väterchen."

„Es sind mehr als zweihundert Werst dahin."

Der bärtige Kosack lächelte geringschätzig, während er, steif wie eine Mauer, vor seinem Vorgesetzten stand.

„Wie viel Zeit wirst Du dazu gebrauchen?"

„Hm, fünfzehn Stunden."

„Du weißt, in welchem Hause der Krakauer Vorstadt meine Frau wohnt?"

„Ich weiß es, Väterchen", erwiderte der Kosack schmunzelnd.

„Gieb ihr dieses kleine Packet ab und sage ihr, ich lasse sie grüßen. In dem Packete sind wichtige Papiere und eine goldene Uhr, auch ein Brief liegt dabei. Dmitrj, das Alles darf unter keinen Umständen in fremde Hände kommen! Hast Du verstanden?"

„Vollkommen, Väterchen, — Dmitrj Landrowicz wird eher sterben, ehe er Dir ungehorsam ist, aber seine Stute ist schneller als der Steppenbrand am Don, — er wird morgen Abend um diese Zeit wieder hier sein."

Der Kapitain schrieb ihm einen Ausweisungsschein, händigte ihm das kleine Packet ein und entließ ihn mit den freundlichen Worten: „Ich werde es Dir nicht vergessen, Dmitrj."

Der Kosack sattelte und zäumte seine Stute, hing die Lanze am Riemen über den Arm und galoppirte in gemessenem Takte ab. Bei der Wache zeigte er seinen Ausweisungsschein, und man ließ ihn passiren. —

Eine Stunde später hatte der Gensd'armerie-Kapitain, der in einem elenden Gasthause zu Slugewo wohnte, zwei andere Kosacken in gelblich grauen Mänteln vor sich.

„Wer das Packet, das der Kerl bei sich hat, wiederbringt", sagte er mit seinem stechenden Blicke zu ihnen, — „bekommt von mir drei Quart Wutki*) und zwei blanke Silberrubel. An dem Kerl selbst liegt Nichts. Vorwärts, Kinder! — Der Kaiser wird es Euch gedenken!"

Eine Minute später saßen auch diese beiden Kosacken im Sattel und sprengten auf dem Wege nach Warschau fort.

In der Nähe von Gostynin, ungefähr auf dem halben Wege nach der ehemaligen polnischen Hauptstadt, hatten sie Dmitrj eingeholt und waren ihm zu beiden Seiten.

„Brüderchen", redete ihn der Eine, schlau lächelnd, an, — „Du reitest nach Warschau?"

„So ist es", erwiderte er lakonisch. „Und Ihr?"

„Der Gensd'armerie-Kapitain schickt uns, Dir das Packet abzunehmen, das Du auf Deiner Brust trägst."

„Der heilige Michael verfluche Euch! — ich werde es Euch nicht geben!"

Die Kosacken hieben sich auf offener Landstraße herum; Dmitrj bekam einen Lanzenstich durch die Lunge und stürzte, tödtlich getroffen, von seiner Stute herab. Das treue Thier ging nicht von der Stelle, sondern beschnüffelte ihn von allen Seiten und stieß ihn mit der Schnauze, als wolle es ihn aus seinem Todesschlafe erwecken.

„Wir haben drei Quart Wutki und zwei blanke Silberrubel verdient", sagte der eine Kosack, der seinen getödteten Kameraden das unselige Packet abgenommen hatte, lächelnd zu dem anderen, als sie langsam nach Slugewo zurückritten.

„Aha, ich hatte es mir gedacht!" sagte der lange Gensd'armerie-Kapitain, als er das erbeutete Packet in Slugewo öffnete und sowohl den Brief, als die goldene Uhr und die verbotenen Zeitungen darin fand. Dies geschah am nächsten Tage um die Mittagszeit.

Gegen Abend wurde der Artillerie-Kapitain auf Befehl seines Obersten verhaftet und nach Slugewo abgeführt. Die Stabsoffiziere hatten im Lager eine ziemlich lange Unterredung; der Gensd'armerie-Kapitain war dabei.

Am anderen Morgen fuhr eine ganz von Kosacken umschwärmte Britschke auf dem Wege nach Warschau hin; auf ihr saß, bleichen und verzweifelnden Ange-

*) Schnaps.

sichts, der Artillerie-Kapitain und neben ihm einer seiner Kameraden, der ihn bis zu seiner Ablieferung in die Warschauer Citadelle bewachen mußte.

Im ganzen Lager war es düster und unheimlich geworden; man wagte kaum ein Wort mit einander zu wechseln. Der Gensd'armerie-Kapitain ging durch die Lagergassen zum Obersten und schoß nach allen Seiten giftige Basiliskenblicke; die Offiziere grüßten ihn sehr artig, und die Soldaten standen wie die Kerzen vor ihm still.

Man wußte, daß ein Courier, von ihm abgesandt, direkt nach Petersburg gegangen sei.

Als der nächste Freitag kam, dachten unsere russischen Kameraden nicht daran, sich nach Pieczenia zu begeben; ihr Oberst hatte es streng verboten.

Nach vierzehn Tagen kam der Courier zurück; man sah im Lager viele bleiche Gesichter. Der Gensd'armerie-Kapitain, der eine Depesche mit dem großen kaiserlichen Siegel empfangen hatte, ging wieder durch das Lager; dieses Mal trug er das Haupt noch höher als sonst, — er hatte ja auch den Stanislaus-Orden im Knopfloche.

An demselben Tage noch wurden alle die Offiziere arretirt, die mit uns in Pieczenia zusammengekommen waren, am folgenden gingen sie unter starker Bedeckung nach der Warschauer Citadelle ab. Der Gensd'armerie-Kapitain begleitete sie und den letzteren wieder der Oberst des Regiments, der ein sehr trübseliges Gesicht machte.

Der älteste Stabsoffizier hatte das Regiment übernommen, und wenige Tage darauf wurde es von einem anderen abgelöst und kam an eine ganz andere Stelle der Grenze.

Das Alles hörten wir in Thorn, und darauf ritten wir nicht mehr an die Grenze, um mit den neuen russischen Kameraden Bekanntschaft zu machen.

Was aus unseren alten Freunden geworden ist, kann ich nicht sagen, denn ich habe es nie gewiß erfahren; als ich später russische Offiziere sprach, zuckten sie die Achseln und meinten, der Czaar sei sehr streng.

Wenn ich eine Vermuthung aussprechen darf, so hat der arme Artillerie-Kapitain wohl nie sein junges Weib wiedergesehn, — mit den Uebrigen mag man wohl milder umgegangen sein.

Und was hatten sie Alle denn verbrochen? —

Wer weiß, ob es nicht das letzte Mal war, daß ein preußisches und ein russisches Offizier-Corps so kameradschaftlich mit einander verkehrt haben? —

Ein Morgen am Schwanen-Weiher.

Naturbild von Karl Ruß.

Still ist der Morgen, still ist die Flut,
Still ist das Herz und selig im Schauen —
Leis' auf der blauen
Woge spielt Sonnenglut;
Und um die Bucht, die träumerisch ruht,
Dämmert des Wolken und Berge Blauen.

Julius Rodenberg.

Graue Dämmerung lagert über der Flur; da, fast plötzlich ergießt sich ein Purpurmeer über die Landschaft und in dem Zauberlicht des Morgenroths spiegelt sich ein wundervolles Bild vor unseren trunkenen Blicken. Die bläulich erglänzende Flut, umrahmt von dem dunkelen Tannengebüsch, zwischen welchem die weißen Stämme der Birken so geheimnißvoll schimmern, wird vom Morgenwinde leise geschwellt und auf ihren kräuselnden Wellen wiegen sich zwei Schwäne im malerischen Spiel.

Mit stolz erhobenen Flügeln und graziös gewundenem Halse umkreist der Schwan seine Gattin und während sie behaglich auf dem Wasser sich schaukelt, scheint er mehr zu schweben, denn zu schwimmen. Immer wechselnder, immer prächtiger werden seine Schwenkungen, immer königlicher sein ganzes Wesen.

Wenn die perlenden Triller der Haidelerche die ganze Welt der kleinen Sänger wachrufen, Philomele ihr erstes herzinniges Lied beginnt, dessen klagendes Echo so wunderbar schön in dem harmonischen Gesumme der Mückenschwärme erstirbt, wenn die silbernen Glockentöne der Singdrossel das all überall sich meldende Leben begrüßen und der Baßton des dahinsausenden Käfers gleich dem Laut einer Aeolsharfe die reine Luft durchzittert, dann — — — o dann gehört nur ein wenig Phantasie dazu, um in wechselnden Bildern, einer laterna magica gleich, die Deutsamkeit des Königs der krystallenen Flut zu schauen.

Während jetzt die ersten Sonnenstrahlen hinter den bewaldeten Höhen hervorbrechen und die beiden wahrhaft schönen Vögel herrlich umgolden, da verstummt in der hehren Feier des Sonnenaufgangs das vieltausendstimmige Conzert der Natur und weicht für Augenblicke einem tiefen Schweigen. Dann glauben wir plötzlich überirdische Laute zu vernehmen — fernes Glockengeläute trifft so wunderlieblich unser Ohr und Herz und durch dasselbe erklingen die Posaunenstöße „himmlischer Heerschaaren."

Eine große Heerde nordischer Singschwäne schwebt in der Höhe vorüber und ihre Schwingen bringen das eigenthümlich harmonische Getön hervor, während die Rufe, mit denen sie unsere beiden Höckerschwäne begrüßen, einer mächtigen Hornmusik nicht unähnlich sind.

Lassen wir uns indessen durch diese kurze Erklärung in unserer poetischen Stimmung nicht stören. Gerade der Zug der heimwärts vorüberziehenden Singschwäne versenkt uns ja wieder in liebliche Träu-

mereien und führt uns die Bilder der Mythe in schönen Zügen vor's Auge. Sobald der Jubel alles Lebens sich rings wieder erhebt und in demselben der „Schwanengesang" so schwärmerisch verklingt, tauchen plötzlich aus der dunkeln Tiefe grüßende Gestalten empor.

Von Najaden und Tritonen umgeben fährt Aphrodite auf einem Muschelwagen auf den golden umsäum-



Schwäne mit schwarzen Hälsen.

ten Wogen daher und schneeige Schwäne bilden ihr göttliches Gespann. Der Liebesgöttin folgt der Gott des Gesanges; auch er hat den stolzen Schwan sich zum Lieblingsvogel erwählt und deßhalb ihm die klangvolle Stimme verliehen. Und jene weißen Gestalten am tiefblauen Himmelszelt, die so schön geordnet zwischen den röthlich angehauchten Morgenwolken dahinschweben — es sind ja die Schützlinge Apolls, die Seelen der unsterblichen Dichter. Immer mannigfaltiger werden die Gestalten der Sage; Schwanenjungfrauen tauchen aus dem Schilf empor, Schicksalsgöttinnen erscheinen uns in Schwanengestalt und

Lohengrin's Schiff vom Schwan gezogen schwebt am Horizont vorüber. —

Den Alten galt der Schwan als das Sinnbild der Schönheit und Unschuld und Helena, das schönste Weib des Alterthums wurde in ihrer Schönheit mit einem Schwane verglichen. Zu Ehren der heiligen Jungfrau stiftete man einen Schwanenorden und an der Mosel steht eine Schwanenkirche.

Nicht allein aber seine Schönheit, Größe und Majestät, sondern auch sein Muth und seine Kraft erheben den Schwan hoch über alle seine Genossen. Büffon sagt: „als ein ruhiger König der Wasservögel bietet er dem Tyrannen in der Luft Trotz, er erwartet den Adler als seinen Hauptfeind, er wendet seine Angriffe ab, indem er ihm die zum Schilde dienenden Flügel entgegenstellt und der Sieg krönt ihn.

Doch kehren wir zu unseren beiden Schwänen zurück. Sie werden hier im Park in einem zierlichen Häuschen gehalten, welches auf einem Floße gebaut, an der einen Seite des Weihers steht. Dasselbe ist so geräumig, daß es beide Schwäne aufnehmen kann. Der Fußboden ist mit Stroh belegt, von welchem die Schwanin in der einen Ecke ein großes Nest gemacht hat, in das sie gewöhnlich sechs bis acht Eier legt. Das hübsche Gebäude ist aus Holz gezimmert, mit Oelfarbe grün angestrichen und mit einem Zinkdache bedeckt.

Im wilden Zustande nisten die Höckerschwäne fast durch ganz Europa in großen schilfigen Mooren und Sümpfen mit freiem Wasser. Sie bauen dann gewaltige Nester, welche auf der Flut schwimmen und gut einen Menschen tragen können. Die Singschwäne sind in nördlichen Gegenden zu Hause und eilen nur auf dem Zuge bei uns vorüber. In milden Wintern bleiben sie auch wohl auf unseren Gewässern und lassen dann besonders früh und des Abends ihre melodischen, klagenden und weithin tönenden Rufe hören.

Einen überraschend schönen Anblick gewährt eine Schwanenfamilie von Alten und Jungen zusammen und ein solcher bietet sich uns jetzt im Weitergehen. Auf der anderen Seite des Wassers finden wir eine Anzahl Singschwäne, die sich von den soeben verlassenen fast nur dadurch unterscheiden, daß sie keinen schwarzen Höcker auf dem Schnabel tragen, während sie in Größe und Schönheit ihnen völlig gleichen.

Unter den Singschwänen sehen wir ganz kleine Junge, die in Farbe und Gestalt kleinen Gänschen ähneln, dann auch halbjährige mit grauem, ebenfalls gänseartigem Gefieder. Ihr reges, liebliches Treiben erfüllt uns umsomehr mit Freude, da wir unter ihnen in schönster Eintracht auch einige schwarze Schwäne erblicken. Die letzteren sind den beiden ersteren in Lebensart und Wesen ziemlich gleich, doch kleiner, weniger zierlich von Gestalt, und auch nicht so graziös in den Bewegungen. Ihr Vaterland ist Australien, doch findet man sie in unseren Parks u. s. w. schon recht häufig.

Während wir nun am kühlen Wasser entlang sinnend weiter schlendern, harrt unserer noch eine Ueberraschung. Eine reizende „träumende" Bucht des Weihers ist zur Heimath noch eines Paares schöner Fremdlinge hergerichtet. Von der kleinen Anhöhe herab überblicken wir plötzlich den Theil des Parkes in der Nähe der Gewächshäuser und wissen im ersten Augenblicke wahrlich nicht, ob wir ein deutsches oder wirklich tropisches Stückchen Erde vor uns haben. Ein Ailanthus- (Gotterbaum) Gebüsch streckt uns seine fremdartigen Schlossen entgegen, Zuckerrohrhalme wehen grüßend im Zephyr und erheben ihre Büschel kräftig in die laue Luft. Und rings herum bedecken fremde Gewächse den Boden; Verbenen, Begonien, Gloxinien, Tradescantien, Cammelinen, Achimenen, scharlachroth blühende Korallenbäume u. s. w. in bunter Mannigfaltigkeit. Darüber erheben sich Feigen, Lorbeerbäume, immergrüne Buchen ꝛc., zu herrlichen Gruppen vereinigt, zwischen denen Lianen, wilde Reben und Similax-Arten malerisch sich ranken.

Doch das fremdartigste und wiederum harmonischste in dieser tropischen Fülle sind zwei Schwäne mit schwarzen Hälsen. (Siehe die Abbildung). Diese prächtigen Vögel, die den Höckerschwänen völlig gleichen und nur durch den sammetschwarzen Hals und Kopf sich unterscheiden, sind bei uns noch sehr selten. Wir finden sie fast nur in den Parks der Akklimatisirungsgesellschaften, doch wäre es zu wünschen, daß sie als wundervolle Zierde der Gewässer bald mehr bei uns eingebürgert würden.

Der schwarzhalsige Schwan ist in Südamerika zu Hause und dort ebenfalls in großen Schaaren zu finden. Wie die beiden weißen Schwanarten ist auch er ein stolzer, königlich schöner Vogel und herrscht in seinem Bereich so unumschränkt, daß er gleich dem Höckerschwan keine Nebenbuhler leidet.

Alle Schwäne leben in der Freiheit von Kerbthieren, Wasserpflanzen und Sämereien; in der Gefangenschaft füttert man sie am besten mit Brod und Getreide. Die Häuschen der fremden Arten werden über Winter in lichte, reinliche Ställe gebracht, die Höcker- und Singschwäne können so lange draußen bleiben, bis die Gewässer ganz zugefroren sind.

Schließlich erwähne ich noch die großartige, königliche Schwanenzucht auf der Spree, Havel und besonders auf der Pfaueninsel bei Potsdam. Für Freunde dieses schönen Geflügels verlohnt ein Ausflug dorthin wahrlich der Mühe. Die Schwäne werden dort sehr gut verpflegt und dann jährlich zweimal gerupft.

In Rußland und anderen Heimathsgegenden wilder Schwäne werden dieselben der schönen Federn wegen in großer Menge erlegt. Die Verwendung ihrer „Dannen" zum Füllen von Betten ist bekannt, die starken Federn, „Posen" werden hier und da noch zum Schreiben benutzt und die von allen großen Kielen befreiten Häute geben das kostbare Schwan-Pelzwerk. Das Wildpret der jungen Schwäne ist schmackhaft, während das der alten zähe und kaum genießbar ist.

Unheimliche Geschichten.

Ein Gesellschafts-Abend in St. Petersburg.

Von

Franz Wallner.

In der Regel drehen sich die Soireen der nordischen Residenz um Essen und Trinken, d. h. viel trinken, und um das leidige Kartenspiel. Der Russe ist sehr gastfreundlich; er prunkt mit dieser Tugend, wenn er sie auch nur zu seinem eigenen Amüsement ausübt; denn wie verbrächte er die endlos langen Winterabende, wenn nicht am Kartentisch oder hinter der Weinflasche? Selbst die elegantesten Damen bleiben hinter dieser Mode nicht zurück und ich habe während meines fünfjährigen Aufenthaltes in Rußland keine Hausfrau kennen gelernt, die sich nicht vortrefflich auf die Handhabung der bunten Blätter verstanden hätte, ja viele ruiniren sich durch diese Leidenschaft und bringen mit den Männern um die Wette ihr Vermögen durch. Von diesen geist- und gesundheit-tötenden Vergnügen will ich hier nicht sprechen, sondern von den leider nur seltenen Ausnahmen.

Bei dem berühmten russischen Schriftsteller K....... findet sich jeden Mittwoch ein Häuflein Männer zusammen, welche es sich zur Aufgabe gemacht haben, durch Austausch ihrer geistigen Schätze die langen Winterabende um ihre Dauer zu betrügen. Gelehrte und Künstler, Schriftsteller, Maler und Musiker, Deutsche, Russen und Franzosen, drängen sich zu diesem anspruchslosen Zirkel, der wohl in der Riesenstadt nicht seines Gleichen findet. Es ist eine Verschwörung des guten Geschmackes, des Humors und der Freundschaft gegen die bittere Langeweile.

Schreiber dieses will es versuchen, einen solchen Abend mit seinem wechselnden Inhalt, mit seinen anregenden, frischen Gesprächen zu schildern, insofern es ihm möglich ist, dies nach den flüchtigen Tagebuchnotizen zu thun, die er bei jedesmaliger Heimkunft aus diesem fröhlichen Zirkel auf's Papier hinwarf.

Es ist zehn Uhr! Die Gäste sitzen um den vor der Hausfrau brodelnden Samowar*) an dem reich servirten Theetisch. Wie würden unsere deutschen Damen dreinsehen, die uns heißes Peccowasser mit dünnen Butterschnitten als Abendbrod vorsetzen, sähen sie die Plage, welche eine solche Theevisite in St. Petersburg für die Dame vom Hause mit sich führt! Da muß der Tisch mit den feinsten, Appetit reizenden Delikatessen besetzt sein, da muß die arme geplagte Wirthin nicht nur jede einzelne Tasse des duftenden Trankes dem Gaste vorsetzen, sondern sie muß vor den Augen desselben die gebrauchte Tasse selbst wieder reinigen und frisch füllen, und wie viele Tassen ein solcher petersburger Magen verträgt, das kann nur der glaublich finden, der einer solchen Vertilgung einst als staunender Augenzeuge beigewohnt! Um Mitternacht beginnt dann erst ein reiches Souper, ebenfalls unter dem Vorsitz einer Dame, welches gewöhnlich erst gegen Morgen endet. Den Thee durch die Dienstleute bereiten und serviren zu lassen, gehört nicht zum guten Tone.

*) Selbstkocher, die russische sehr praktisch eingerichtete Theemaschine.

Nach dieser kleinen national-gastronomischen Abschweifung kehren wir in den Salon des Freundes K....... zurück.

Es ist zehn Uhr. Die warme Stube kontrastirt angenehm mit dem draußen heulenden Schneesturm, der die dicken Flocken in solcher Masse auf die Erde niederjagt, daß es unmöglich ist, Weg und Steg zu erkennen. Die Klingel tönt und ein verspäteter Gast tritt ein. Es ist Fürst W.....y, der Chef eines Husaren-Regimentes, ein abgöttischer Verehrer des Kaisers, dabei eine gutmüthige Seele und — in Rußland eine Seltenheit — ohne den geringsten Stolz auf seinen Rang. Nachdem er seinen Schnurrbart von einer Eislast befreit, die diesen um das Doppelte verlängerte, grüßt er die Anwesenden mit Herzlichkeit und nimmt seinen Platz am Tische ein.

„Warum so spät, Andrä-Andräwitsch*)?" nimmt die Hausfrau freundlich drohend das Wort. „Immer der Letzte!"

„Entschuldigen Sie, Mari-Iwanna, ich komme eben vom Kriegsminister, die Angelegenheiten unseres Freundes I.....ff hat der Kaiser entschieden, und zwar mit einer solchen Weisheit, welche an das Urtheil Salomonis, biblischen Andenkens, erinnert."

„Lassen Sie hören, Andrä-Andräwitsch, die Sache interessirt uns Alle, da wir aber nicht Alle von dem Vorgange genau unterrichtet sind, Sie bei demselben theilweise als Augenzeuge figurirten, so erzählen Sie uns wohl auch die darauf Bezug habende frühere Begebenheit."

Der Fürst, welcher mit Freuden die Gelegenheit ergriff, seinen Kaiser im glänzendsten Lichte zu zeigen, erzählte mit Vergnügen:

Ein Urtheil des Czaaren.

„Sie, als Ausländer", fing er an gegen uns Deutsche, „Sie können sich keinen Begriff machen von

*) Sohn des Andreas; der Russe nennt immer den Namen des Vaters mit, wenn er Jemanden anredet.

dem ungeheuren Reichthum, der bei uns in Rußland oft in einer Familie, ja in einer Hand zusammengehäuft sich findet. Es würde Sie an die Mährchen von Tausend und eine Nacht mahnen, wollte ich Ihnen die Summen neunen, über welche ein Scheremetieff, ein Dimidoff, Jakobleff zu disponiren haben.

Von diesen Krösussen ist nun der junge J....ff einer der reichsten, der tollsten. Seine Voraltern gehörten mit zu den Auffindern der Sibirischen Gold- und Silberminen und erhielten, damals noch Leibeigene, in Folge ihrer glücklichen Entdeckung, die Freiheit und einen Theil an der Ausbeute, welche unermeßliche Summen abwarf. Unser Freund J., der Letzte seines Stammes, hat nun des rohen und gemünzten Mammons eine solche Menge, daß er, im strengsten Sinne des Wortes, nicht weiß, was er damit aufangen soll. Als das Winterpalais des Kaisers mit allen seinen Schätzen verbrannte, erbot er sich, dasselbe in seinem frühern Zustande „als patriotische Gabe" aus eigenen Mitteln wieder herzustellen, ein Anerbieten, welches der Czaar von keinem Unterthan annehmen konnte und daher zurückwies. Dabei ist J. der übermüthigste, aber auch der gutmüthigste Mensch des ganzen russischen Reiches. Mit seinem Gelde ist es ihm möglich, die bizarrsten Launen durchzuführen; er ist der verwegenste Spieler, der kühnste Reiter, der beste Schütze von der Ostsee bis an's schwarze Meer.

Doch, wie nun eben unter der Sonne kein vollkommenes Glück gedeiht, so auch bei unserm Iwan Iwanowitsch, dessen sehnlichsten, heißesten Wunsch: einige Jahre im Auslande, besonders in Paris zubringen zu dürfen, der Kaiser auf oft wiederholte Bitten stets strenge abschlug. „Der Tollkopf wird mit seinem vielen Gelde dumme Streiche und dem russischen Namen Schande machen" entgegnete „der Herr" immer, so oft das Gesuch von J. von einer mächtigen und einflußreichen Person befürwortet wurde, und der arme Billionair muß suchen, sein Geld im Vaterlande todt zu schlagen! —

Vor vierzehn Tagen kam, wie Sie wissen, die Kunstreitergesellschaft Lejars aus Deutschland hier an, um in St. Petersburg und Moskau ihre Rubelerndte zu halten. Unter den Enthusiasten für diese Truppe war nun J. einer der leidenschaftlichsten. Jeder Abend fand ihn in einer der vordern Logen, und seine Verehrung für die schöne Lejars oder die kühne Pauline ergoß sich in reichen Blumenspenden, denen nicht selten weit solidere Zeichen von Wohlwollen beigebunden waren, z. B. ein Diadem von Diamanten, eine Reitpeitsche, an deren Griff ein Rubin von seltener Größe prangte u. s. w.

Was Wunder, daß derselbe in kurzer Zeit der geachtetste Gast der fremden Künstler wurde, daß die Dankesverbeugungen derselben bei den Beifallsstürmen meistens zuerst gegen die Loge des jungen Mäcens gerichtet waren, natürlich, wenn Niemand vom Hofe anwesend.

Eines Abends stößt J. aus Versehen mit der etwas ungeschickt angebrachten Logenthüre an den Fuß des Obersten B.... Dieser, nahe verwandt mit dem Lieblinge des Kaisers, dem Fürsten Mencikoff, achtet nicht auf die höfliche Entschuldigung J's., sondern schlägt demselben heftig und unerwartet in's Angesicht, so daß ihm sogleich das Blut über dasselbe herabströmt. — J....ff wuthschnaubend, fordert sogleich öffentlich Genugthuung von seinem halb betrunkenen Beleidiger, diese wird ihm in acht Tagen zugesagt und die erbitterten Gegner werden von ihren Freunden hinausgebracht.

Der ganze Vorfall dauerte kaum viel länger, als ich Zeit brauche, ihn zu erzählen, machte aber dennoch, wie begreiflich, nicht nur im Circus selbst, sondern auch in ganz Petersburg das ungeheuerste Aufsehen. Merkwürdiger Weise aber schien gerade der, welcher das Ereigniß doch gewiß zuerst erfahren mußte, nichts davon wissen zu wollen.

Die ganze Residenz erfuhr, daß das Pistolenduell, nach J.....ff's Forderung auf Tod und Leben, in wenig Tagen in einem wenige Werste von der Stadt entfernten Gehölze stattfinden werde. Da jedoch der Kaiser die Sache nicht erwähnte, der Ober-Polizeimeister von diesem wohl den geheimen Befehl erhalten haben mochte, der Angelegenheit ihren Lauf zu lassen, so mischte sich keine Behörde in die Streitsache, und Jedermann sah der Entscheidung derselben mit der größten Spannung entgegen.

Oberst B....., bei Jung und Alt verhaßt und gefürchtet, hatte wenig Sympathie für sich, desto mehr der junge Crösus, der noch dazu durch seine oft erprobte Schützengewandtheit die meisten Chancen in diesem gefährlichen Spiele für sich hatte.

Dies mochte auch der schlagfertige Oberst einsehn, und nachdem der Rausch verflogen war, stellten sich bei ihm über die Folgen seiner Handlung Reflektionen der unerfreulichsten Art ein.

Seine Kameraden erklärten ihm unverholen, daß man ihn bereits als todten Mann betrachte, aber wenig Mitleid mit seinem Schicksal habe, welches er selbst durch sein den ganzen Soldatenstand schändendes Betragen hervorgerufen habe.

Der Abend war erschienen, dem voraussichtlich ein blutiger Morgen folgen sollte. Wir finden B. abermals im Circus und zwar dies Mal neben dem stabilen Sitz des Ober-Polizeimeisters. Im Zwischenakte rief der Oberst überlaut einem rückwärts sitzenden Kameraden die Bitte zu, ihn morgen nicht zu besuchen, da ja an diesem Tage sein Duell mit J.....ff stattfinden werde.

Diese Renommage verfehlte ihre Wirkung nicht, denn der Ober-Polizeimeister wendete sich, sobald dieselbe ausgesprochen war, ernst zu seinem Nachbar und sagte ruhig:

„Herr Oberst, Ihr Rencontre mit J.....ff ist mir so bekannt gewesen, als der ganzen Stadt, allein

ich brauchte es nicht zu wissen. Da Sie mir aber in diesem Augenblick durch die Oeffentlichkeit, mit der Sie das Ereigniß behandeln, dasselbe amtlich anzeigen zu wollen scheinen, so muß ich Sie bitten, mir Ihr Ehrenwort zu geben, sofort sich nach Hause zu begeben und Ihre Wohnung nicht vor der Entscheidung Sr. Majestät des Kaisers zu verlassen, dem ich die Sache morgen beim Früh-Rapport melden werde."

Mein wackerer B..... läßt sich das nicht zwei Mal sagen, er eilt nach Hause und tritt freudig seinen Stubenarrest an, zu dem vorläufig auch J.....ff verurtheilt wird.

Als die Sache unserem Kaiser zur Entscheidung vorgelegt wurde, ließ er J.....ff volle Verzeihung anbieten, wenn er das Duell so wie die ganze Streitsache vergessen, auf sich beruhen lassen und sein Ehrenwort darauf geben wolle; er selbst, sein Kaiser, werde ihm Satisfaction verschaffen.

Auf dieses gnädige Anerbieten antwortete J.....ff tollkühn: Der Kaiser sei sein Herr und sein Schicksal liege in dessen Hand; wenn ihn aber Se. Majestät zehn Jahre nach Sibirien schicke und er werde im elften frei, so würde sein Erstes sein, den Oberst B. zu fordern. Auch könne der Streit nur mit dem Leben des Einen oder des Anderen enden: Darauf nur könne er sein Ehrenwort geben!

Binnen vierundzwanzig Stunden kam folgende Entscheidung Sr. Majestät an J.....ff:

Der Oberst B. sei in Folge seiner Brutalität und Feigheit verurtheilt, als gemeiner Soldat nach dem Kaukasus zu gehen, mit einem Gemeinen könne sich J.....ff natürlich nicht schlagen, und somit sei die Sache beendigt. Da J.....ff jedoch durch die Herausforderung sich gegen die Gesetze vergangen, so habe er Strafe verdient, und deshalb sei er auf drei Jahre aus seinem Vaterlande verbannt, und die Behörden hätten bereits Befehl, ihm seinen Paß nach Paris auszufertigen.

„Das Urtheil ist bereits vollzogen", schloß der Fürst seine Erzählung. „Der Oberst B. ist auf dem Wege nach dem Kaukasus und unser Freund J.....ff auf der Reise nach Frankreich.

Und nun, meine Herren, die Gläser zur Hand, lassen Sie dieselben anklingen auf das Wohl Sr. Majestät! Möge er uns und Ihnen noch lange erhalten bleiben und viele solche salomonischen Urtheile fällen!

Während die Gläser stürmisch anklangen und der größte Theil der Gesellschaft den Toast laut nachrief, flüsterten zwei Ausländer, am untern Ende der Tafel sitzend einander folgende Bemerkungen zu. Der Eine, ein deutscher Architekt, der zur Erbauung eines Krongebäudes vom Rhein hierher berufen war, sagte zu seinem Nachbar, einem lebenslustigen französischen Schauspieler:

„Kannst Du Dir eine tragi-komischere Figur denken als diesen armen Millionenbesitzer mit seiner vergeblichen Sehnsucht nach Paris, dem gelobten Lande der Tollköpfe? Der eiserne Wille „des Herrn" hält den Armen in seinem goldenen Käfig fest, während er selbst wieder tausend Leibeigene sein nennt, die vor einem Wink seiner Brauen zittern."

„Und der Wille", fuhr der Andere ergänzend fort, „der Wille des Gewaltigen verweiset ihn dann an das Ziel seiner Wünsche, während er ihn eben so gut nach Sibirien hätte führen können." „Auf der ganzen Welt", fuhr der Fürst in seinem Enthusiasmus fort, „lebt kein gerechterer und gütigerer Monarch, daher erfreuen wir Russen uns einer gesegneten Ruhe, während das ganze übrige Europa noch immer gährt und braust und wankt."

Die vergangene Woche war große Revue auf dem Marsfelde, ein Schauspiel, welches man in solchem Glanze in keinem Lande wiederfindet. Auf dem Wege dahin ritt Se. Majestät, wie gewöhnlich, mit ritterlicher Galanterie neben dem Wagen der Kaiserin. In dem Augenblicke, als dieser hält, springt „der Herr" vom Pferde, um die Dame herauszuheben, allein der Kammerkosak war zu gleicher Zeit vom Tritte herabgeeilt, um den Kutschenschlag zu öffnen, und beide — der Kaiser und der arme Kosak — stoßen so empfindlich an einander, daß „der Herr" im ersten Zorn dem Letztern einen kräftigen Schlag giebt, der ihn in den Graben schleudert. Doch wie erstaunen die unzähligen Zuschauer, als der Kaiser in demselben Moment den Diener vor allen Zeugen aufhebt, ihn küßt und mit den Worten: „Bruder, vergieb, mein heißes Blut riß mich zur Ungerechtigkeit hin", um Vergebung bittet.*)

Da war aber auch die Menge nicht mehr zu halten. Ein tausendstimmiges, vom Herzen kommendes Hurrah erschütterte die Luft, und mit Freudenthränen in den Augen sah man die Veteranen die Hüte schwenken. „Was sagen Sie, meine Herren? Würde Ihr Kaiser", setzte er gegen den jungen Franzosen gewendet hinzu, „auch so gegen einen armen Teufel handeln?"

Nach einer Pause nahm der Hauswirth R..... das Wort: „Ich begegnete „dem Herrn" nach dem Leichenbegängniß des Großfürsten Michael. Sie glauben nicht, wie mich der Anblick erschütterte. Seine hohe, imposante Gestalt hing zusammengekauert auf dem Pferde, dessen Zügel er schlaff in der Hand hielt; sein schönes, männliches, ausdrucksvolles Gesicht erschien mir eingefallen und welk; der Tod seines Bruders hat ihn über Nacht um ein Jahrzehnd älter gemacht. Ich vermag es nicht, ihnen zu schildern, wie mir der Anblick das Herz zerriß."

„Kein Wunder", sprach der Fürst, „daß ihm der Tod des Bruders tief ans Herz greift. Der Verblichene war sein treuester Freund, sein Rathgeber, seine festeste Stütze. Von vielen Hofleuten gefürch-

*) Factisch.

tet ob seines derben, rücksichtslosen Freimuths, war er der Abgott der Soldaten und manche ergötzliche Anekdote circulirt in dieser Beziehung über ihn. So wissen Sie z. B. Alle, daß der Soldat im Dienste das Recht hat, jede Fähre über die Newa unentgeldlich zu benutzen, während er sonst fünf Kopeken zu bezahlen hat. — Nun geht der Großfürst eines Tages am Quai in der Nähe des Marmorpalastes umher und bemerkt einen Schiffer, einen kräftigen, jungen Mann, im Streit mit einem Soldaten, dem er den Mantel von den Schultern reißen will. Auf die Frage, was es gäbe, meldete der Soldat, daß der Schiffer, obgleich er die Dienstmarke vorgewiesen, für die Ueberfahrt bezahlt sein und sich mit seinem Mantel gewaltsam pfandhaft machen wolle. „Was willst Du mit dem alten Mantel machen? Du siehst ja, er ist schon sehr schlecht; komm' mit mir, ich will Dir einen neuen geben", sagte Se. kaiserliche Hoheit mit gutmüthig jovialem Tone. — Der Schiffer muß ihm in die nächste Kaserne folgen, wo er als Soldat eingekleidet wird und auf diese Weise freilich zu einem neuen Militairmantel kommt."

„Merkwürdig genug", fuhr der Fürst fort, „war der Großfürst sonst so heiter und guter Laune, in der letzten Zeit trübe, ernst, verschlossen, von düstern Ahnungen gequält."

„Glauben Sie an Ahnungen?" warf Nestor Wasilitsch dazwischen.

„Eigentlich sollte mir als Soldat jeder Aberglaube unzugänglich sein, allein ich habe durch ein Glied meiner eigenen Familie den Beweis erhalten, daß es Dinge zwischen Himmel und Erde giebt, von denen sich keine Schulweisheit träumen läßt."

In der lebhaften Aufmerksamkeit der Anwesenden las der Sprecher die Bitte um Erzählung der geheimnißvollen Begebenheit, auf welche er soeben angespielt, und diesem stummen Wunsche nachgebend, erzählte er uns folgende

Geistergeschichte.

„Ein Theil von Ihnen, meine Herren und Damen, hat meinen Bruder Andrä-Andräwitsch genau gekannt; die Uebrigen werden es daher nicht für Prahlerei halten, wenn ich versichere, daß derselbe einer der tapferſten und muthigsten Soldaten war, welche die russische Armee zählt, die doch, bei Gott, an verwegenen, berufstreuen Männern keinen Mangel leidet. Kühn bis zur Tollheit, ritterlichgalant gegen Damen, bildhübsch, jung, reich und verschwenderisch, was Wunder, daß der Herr Rittmeister der Liebling seiner Kameraden, der Abgott der Frauen war. Mit heiterer Lebenslust arrangirte er alle in seinem Kreise vorkommenden Feste, und nie sah man eine Wolke der Traurigkeit auf seiner Stirne lagern.

Stellen solch' seltene Eigenschaften ihren Träger überall hoch, um wie viel mehr mußte dies der Fall bei meinem Bruder in dessen Garnisonsort sein? Sie kennen die Bauerndörfer, wohin unsere Kavallerie oft zum Schrecken ihrer Offiziere vertheilt wird. Stundenlang müssen diese reiten, um zu einem, wenn das Glück wohl will, zu mehreren Kameraden zu gelangen und in Trinkgelagen und beim Hazardspiel die Langeweile um einige Stunden zu betrügen; wem dies nicht genügt, der darf oft eine Tagereise nicht scheuen, will er das Glück gebildeter Gesellschaft bei einem der umwohnenden Gutsbesitzer oder in einem Städtchen genießen. Der nächste größere Ort, welcher der Vergnügungslust meines Andrä-Andräwitsch zugänglich war, hieß Reschitilowka, ein ungeheuerer Marktflecken mit 11,000 Einwohnern in Klein-Rußland. Wer die Städte im Innern unseres Vaterlandes kennt, der macht sich leicht eine Vorstellung von diesen Marktflecken, welche oft die Größe einer mittleren Residenzstadt erreichen, sich jedoch in keiner Beziehung über den Schmutz des elendesten Bauerndorfes erheben. Eine Annehmlichkeit hatte jedoch Reschitilowka vor anderen Ortschaften gleichen Ranges voraus: ein sehr schönes Casino, von den benachbarten Edelleuten gegründet und erhalten. Die weitläufigen Räume des schönen Gebäudes wurden zu periodisch wiederkehrenden, für jene Gegend ziemlich großartigen Festen benutzt, deren Seele, wie gesagt, stets mein Bruder war. Monate lang wurde ein solches Fest verschoben, wenn Dienstpflicht oder andere Ursachen denselben abhielten, der Unterhaltung beizuwohnen und dieselbe mit seiner stets heiteren Laune zu erhöhen.

Um so mehr mußte es auffallen, daß Andrä-Andräwitsch zu einem Ballfeste, für welches er selbst seit Wochen die anstrengensten Vorbereitungen getroffen, nicht nur sehr verspätet, sondern sichtlich verstimmt, zerstreut, ja, man könnte sagen, verstört erschien. Er, sonst der leidenschaftlichste, eleganteste Tänzer, blieb ruhig auf einem Polsterstuhle sitzen, während ein wahrer Blumenflor der schönsten Mädchen den Saal durchschwebte. Vergebens waren alle Aufforderungen der Freunde, sich der Lust, der Freude hinzugeben. Auf alle Fragen nach der Ursache seines auffallenden Benehmens gab er ausweichende, nichtssagende Antworten, leere Ausflüchte.

Erst spät bei Tische lösten einige rasch hinabgestürzte Gläser Champagner und das theilnehmende, herzliche Andringen der Anwesenden seine Zunge, und mit schneidendscharfem Tone warf er plötzlich die unerwartete Frage hin:

„Ist Jemand unter Ihnen, meine Herren, der mich für feige hält? der mir im Leben eine Handlung nachweisen kann, welche den geringsten Mangel an Muth beurkundet?"

Auf die einstimmige Versicherung, wie überflüssig eine solche Frage in Bezug auf seine so oft erprobte Tapferkeit in der Schlacht und im Duell sei, fuhr mein Bruder in sichtlicher Aufregung fort:

„Und dennoch, meine Verehrten, habe ich mich vor wenig Stunden gefürchtet, wie nur je ein Kind sich

vor Knecht Rupprecht fürchten kann, ja ich habe gezittert, daß ich mich kaum im Sattel erhalten konnte. Damit Sie aber nicht glauben mögen, das, was ich Ihnen jetzt erzählen werde, sei ein Bild meiner Phantasie, so gebe ich Ihnen mein Ehrenwort, daß außer den paar Gläsern Wein, die ich eben getrunken, seit 14 Stunden kein Tropfen geistigen Getränkes über meine Lippen gekommen, daß ich nicht die geringste Unannehmlichkeit, nicht den mindesten Verdruß gehabt, sondern mit vollkommener Gemüthsruhe und gewohnter Heiterkeit von Hause wegritt, überzeugt, daß ich einer frohen Nacht entgegeneile. — Als ein geübter Reiter lege ich gewöhnlich die tüchtige Strecke von mir bis Reschitilowka in drei Stunden zurück; ich schwang mich daher um 7 Uhr auf mein Pferd, welches auch rasch genug ausgriff. Der helle Mondschein, welcher sein volles Licht auf die Schneefläche vor uns hinwarf, verbreitete Tageshelle ringsumher; nicht der kleinste Gegenstand hätte meiner Aufmerksamkeit entgehen können. So ritt ich munter den mir bekannten Waldpfad entlang, bis ich auf die breite Landstraße gelangte, die hierher führt. Um mir die Langeweile des Weges etwas zu verkürzen, pfiff ich vor mich hin, was mir an Opernmelodien und Volksgesängen eben durch den Sinn fuhr. Plötzlich sehe ich, wie aus dem Boden gewachsen, einen Schatten neben mir auf dem Schneelicht gleiten, der, der Form nach zu urtheilen, einem hinter mir galoppirenden Reiter gehören muß. Ich halte meinen Braunen an in der sicheren Voraussetzung, der mich Einholende sei gleich mir ein verspäteter Ballgast, den das Bedürfniß nach Unterhaltung treibe, in meine Nähe zu kommen. Mit zwei Schritten ist der nächtliche Reiter neben mir; das volle Licht des Mondes fällt auf sein Gesicht; er starrt mich, sein Pferd am Zügel, lautlos an, und denken Sie sich mein Entsetzen — ich bin's! Bis auf die geringste Kleinigkeit in Kleidung, Haltung, bis auf den kleinsten Zug meines Gesichts starrt mein gespenstiges Ich mir ins erschrockene Antlitz.

Ja selbst das Pferd, auf dem das Phantom in gleichem Schritt neben dem meinigen reitet, ist ein treuer Doppelgänger meines eigenen Thieres. Ich muß Ihnen gestehen, daß bei diesem Anblick das Blut in meinen Adern zu Eis erstarrt; obwohl aber von kaltem Schweiß übergossen, hatte ich doch noch Geistesgegenwart genug, mein Roß am Zügel festzuhalten und, so stehen bleibend, meinen unheimlichen Reisegefährten näher zu betrachten. Ich war's! Kein Zweifel möglich! Kein Betrug denkbar!

Er hat ebenfalls seinen Braunen angehalten, steht mit demselben kaum zehn Schritte von mir, vom Mondlicht grell beleuchtet, und starrt stumm auf mich, wie ich auf ihn! Um alle Schätze der Welt wäre es mir in diesem entsetzlichen Augenblicke nicht möglich gewesen auch nur einen armen Laut aus meiner Kehle hervorzuwürgen.

(Schluß folgt.)

Jean Paul.

„Jahrhunderte ziehen hinab, die Jahreszeiten rollen vorüber, es wechselt die Witterung des Glücks; die Stufen des Alters steigen auf und nieder. Nichts ist dauernd als der Wechsel, nichts beständig als der Tod. Jeder Schlag des Herzens schlägt uns eine Wunde, und das Leben wäre ein ewiges Verbluten, wenn nicht die Dichtkunst wäre: Sie gewährt uns, was uns die Natur versagt: eine goldene Zeit, die nicht rostet, einen Frühling der nicht abblüht, wolkenloses Glück und ewige Jugend. Der Dichter ist der Tröster der Menschheit; er ist es, wenn der Himmel selbst ihn bevollmächtigt, wenn ihm Gott sein Siegel auf die Stirne gedrückt und wenn er nicht um schnöden Botenlohn die himmlische Botschaft bringt. So war Jean Paul. Er sang nicht in den Palästen der Großen, er scherzte nicht mit seiner Leyer an den Tischen der Reichen. Er war der Dichter der Niedergeborenen, er war der Sänger der Armen, und wo Betrübte weinten, da vernahm man die süßen Töne seiner Harfe. Mögen wir der stolzen Glocke die an seltenen Festtagen majestätisch schallt, unsere Ehrfurcht zollen — unsere Liebe wird der vertrauten Uhr, die jeden Pulsschlag unseres Herzens begleitet, die jede Viertelstunde unserer Freuden nachtönt, und alle unsere Schmerzen, Minute nach Minute, von uns nimmt."

Mit diesen begeisterten Worten feiert Ludwig Börne, in seiner Denkrede auf Jean Paul, den großen Dichter. Er nennt ihn den „Sänger der Armen"; aber Jean Paul war zu reich an Gedanken, Träumen und Phantasien, als daß je für ihn, das arme Volk ein Verständniß hätte finden können. Wie tief und innig auch Jean Paul das Elend des Volkes empfunden, weil er selbst gelitten und geblutet; in seinen Werken streut er doch, wie ein übermüthiges, spielendes Kind, einen Blumen- und Blütenregen von Lust und Freude aus, unter dem ein schlichtes, einfaches Gemüth erstickt. Das Volk begreift noch nicht „das Glück des Elends", „das Sonnenlächeln der Armuth", die tausend funkelnden Thautropfen, die selbst an einer halb gebrochenen Rose hangen, es will noch immer ein mitleidiges Verständniß für seine Lage, nicht eine Verklärung derselben. Und Jean Paul schildert nur die „Armuth" als „reich", ihm ist Sorge und Noth ein ewiger Born voll Lust und Freude, ein unvergängliches Glück. Er nur allein hat ein Auge für diesen Sonnenschein in der Hütte, für diese kleinen, unbedeutenden Freuden gequälter und gedrückter Menschen und nur er weiß, daß es keine größere Seligkeit giebt, als sich aus Armuth und Elend emporzuschwingen, zu höherem Licht und einem glänzenderen

Dasein und er hat dafür durch sein Leben den schönsten, unvergänglichsten Beweis geliefert — einem Leben, das wie ein Märchen klingt, das sich in trunkener Begeisterung der Dichter selbst erträumt und gedichtet. „Aber ich kann doch nicht umhin zur Armuth zu sagen: sei willkommen! sobald du nur nicht in gar zu späten Jahren kommst. Reichthum belastet mehr das Gemüth als Armuth — unter Goldbergen und Thronen liegt vielleicht mancher geistige Riese erdrückt begraben", sagt Jean Paul in seiner Selbstbiographie. Das Schicksal bewahrte den Dichter vor diesem goldnen Druck, es hängte nur die Bleigewichte der Armuth an seine Füße, die zwar den Flug des Genius hindern, aber ihm nicht völlig Einhalt zu thun vermochten.

Jean Paul Friedrich Richter ist am 21. März 1763 zu Wunsiedel im Fichtelgebirge geboren. Der Anfang seines Lebens war zugleich der des damaligen Lenzes, und seine hundertjährige Jubelfeier fällt auch wieder in den Anfang des Frühlings. Und wie eine Verkörperung dieser schönen Jahreszeit selbst, steht Jean Paul vor uns, in ewiger Jugend und ein unvergänglicher Frühling zieht in unser Herz, wenn wir seinen Dichtungen lauschen, die weich, voll und träumerisch, wie Nachtigallenklänge, durch jede Brust zittern. Seine Jugend verlebte Jean Paul in Joditz, einem Dorfe bei Hof an der Saale, wohin sein Vater als Pfarrer versetzt worden war. „Umgang bereichert den Verstand, aber Einsamkeit ist die Schule des Genies", behauptet der große englische Historiker Gibbon, und Jean Paul konnte, in einer lieblichen Gegend, in ländlicher Einsamkeit, jedem Athemzuge der Natur lauschen; sie machte ihn zum Dichter und durch alle seine Werke jauchzt und jubelt die Begeisterung für seine größte und verschwiegenste Freundin — die Natur. Sein Vater unterrichtete ihn anfangs selbst; im Jahre 1779 kam er auf das Gymnasium nach Hof, aber seine geistige Nahrung sog er hauptsächlich aus Büchern, nicht aus persönlichem Unterricht. Bücher allein bildeten und bestimmten ihn, und mit einem erstaunlichen Fleiß las er nicht nur eine Unzahl der verschiedensten Werke, sondern schuf sich auch durch Auszüge daraus eine eigenhändige Bibliothek. Hier in Hof traf Jean Paul das Unglück, daß sein Vater starb; seine Mutter gerieth dadurch in tiefe Armuth und konnte ihn nicht unterstützen als er 1781 nach Leipzig ging um Theologie zu studiren. An seinen väterlichen Freund den Pfarrer Vogel schrieb er von Leipzig: „Aber wissen Sie, was mich eigentlich zum Fleiß antreibt? — Gerade das, was Sie in Ihrem Briefe gesagt — meine Mutter. Ich bin es ihr schuldig, einen Theil ihres Lebens zu versüßen, da sie den andern so elend hingebracht hat, und ihr den Verlust, den sie durch den Tod meines Vaters erlitten, durch meine Hülfe zu mindern", und als er endlich, nach Jahren voll Kummer und Entsagung, für seine „unsichtbare Loge" den ersten bedeutenden Ehrensold erhielt und eine Rolle von hundert Dukaten in den Schooß der erstaunten armen Mutter legen konnte, da gab es schwerlich einen glücklicheren Menschen auf der Erde und gewiß keinen für sein Glück Dankbareren. Das war der erste Sonnenstrahl des Glückes der seine Stirn berührte und dem unaufhaltsam ein Meer von Licht und Glanz folgen sollte; aber bis dahin hatte der junge Dichter noch schwere Kämpfe durchzumachen und Noth und Elend trat in seiner ganzen Fürchterlichkeit an ihn heran. Die Hoffnung, sich durch Privatunterricht die zum Aufenthalt in Leipzig nöthigen Geldmittel zu verschaffen schlug fehl, und bald hatte Jean Paul mit bitterem Mangel zu kämpfen. Mit seinen ersten schriftstellerischen Versuchen sollte Jean Paul nicht glücklicher sein. Mit den „grönländischen Prozessen", die in Leipzig im Körnerschen Kaffeehause zur Rose geschrieben worden, wanderte der junge Autor zu allen Buchhändlern Leipzigs, aber keiner wollte das Werk des „Namenlosen" verlegen. „Während dieses Umgangs" schreibt Jean Paul, „nahm der Winter mit seiner und — meiner Armuth zu. Das junge Büchelchen mußte jetzt seine Geburtsstadt verlassen, und ohne mich, den Vater, reisen, und zwar nach Berlin zum alten Buchhändler Friedrich Voß. Während der Reise stand der Vater viel von dem aus, was man im gemeinen Leben ungeheizte Oefen und ungesättigte Mägen nennt." Der alte Voß übernahm zwar den Verlag des Werkes, aber die von Jean Paul daran geknüpften Träume gingen nicht in Erfüllung. Der zweite Theil des Werkes wurde sehr kalt, ja sogar wegwerfend aufgenommen, und der junge Autor konnte für die Fortsetzung keinen Verleger finden. Die Mutter daheim hatte ihn mit einer Predigt erwartet und er hatte inzwischen „scherzhafte Bücher" geschrieben, und war auch zu ihrem Jammer gar nicht geneigt, den Priesterrock anzuziehen. Und doch waren die Schriftstellerhoffnungen des jungen Dichters sehr rasch zerronnen. Er hatte geglaubt, durch sein Buch bekannt zu werden, Verbindungen mit Männern von Namen und Bedeutung anzuknüpfen, und sah sich darin ebenso getäuscht, wie alle seine unmittelbaren Anträge an Buchhändler, Versuche der Vermittelung durch Berühmtheiten, wie Weiße &c. fehlschlugen; seine Noth stieg auf's höchste, die Schulden beliefen sich schon auf 20 Thaler, eine für jene Zeit und für einen armen Studenten bedeutende Summe; die Speisewirthin brachte tagtäglich die alte Frage: „Nun, Herr Richter, ist das Goldschiff noch nicht da?" und ihn damit um allen Appetit, so daß er endlich, der Drangsale ledig zu werden und um dem Schuldgefängniß zu entgehen, sich entschloß — aus Leipzig zu fliehen. Zu Eis erstarrt und mit erfrorner rechter Hand, kam Jean Paul in Hof bei seiner Mutter an. So endete die Universitätszeit Richter's im November 1784. Armuth hatte Jean Paul aus Leipzig vertrieben, Armuth empfing ihn in Hof. Mit seiner Mutter und einigen jüngeren Brüdern auf ein kleines

Stübchen beschränkt, mußte er unter den verschiedenartigsten Störungen und Entbehrungen seine Studien und seine Arbeiten fortsetzen. Aber was Andere außer sich gebracht haben würde, das Waschen und Scheuern der Mutter, das Kochen und Plätten und das Schnurren des Spinnrades, mit dessen Hülfe sie sich den kärglichen Unterhalt erwarb, das ward ihm zum poetischen Stoff und Studium. Nicht ablassend von seinen Schriftstellerträumen wandte er sich an Meißner in Prag, an Herder und viele Andere, aber immer vergebens; er sandte einzelne Aufsätze an Wieland ein für den deutschen Merkur — umsonst — die Thore der Welt schienen alle verschlossen und es gehörte das ganze Kindergemüth eines Jean Paul dazu, die Sorgen hinweg zu lächeln und durch ein rastloses Hoffen, endlich das Glück herabzuziehen. Trotz allem äußern Mißgeschick, das ihn nur um seiner armen Mutter willen schmerzte, deren Loos täglich schlimmer, deren Hoffnungen täglich geringer geworden, trotz der Unannehmlichkeiten und Hemmungen, die seine Lage mit sich brachte, da er sich durch Privatunterricht einen nothdürftigen Unterhalt verschaffen mußte, und trotz der Ungewißheit, ob er je festen Boden in der literarischen Welt gewinnen würde, wagte er sich doch wieder an ein neues Werk und vollendete die „unsichtbare Loge" in der kurzen Zeit von 11 Monaten, vom März 1791 bis Februar 1792.



Jean Paul Friedrich Richter.

Er sandte das Manuskript an Moritz in Berlin, einem zu jener Zeit in hohem Ansehen stehenden Schriftsteller, und dieser wurde von der Lectüre überrascht und entzückt. „Das ist noch über Göthe, das ist ganz was Neues!" rief Moritz aus, und las begeistert seinen Brüdern und seiner Braut die Auferstehungsgeschichte Gustav's vor. Wirklich sind auch die schönsten, wunderbarsten Gedankenperlen über das ganze Werk ausgestreut, aber das Sinnigste ist jedenfalls, daß Jean Paul seinen Helden „Gustav" unter der Erde erziehen und erst mit dem zehnten Jahre auf die Welt kommen läßt. Sein erster Lehrer, den Jean Paul den Genius nennt, trägt ihn zuweilen mit verbundenen Augen an's Licht, erzählt ihm von der Erde, die er den Himmel nennt, und wie er bald sterben würde, um in einem großen wunderbaren Himmel zu erwachen, wo Alles tausendfach schöner und herrlicher als hier unten, und — das erste, was Gustav in dem neuen Himmel findet, ist — ein liebendes Mutterherz! Je kälter bis dahin die Aufnahme gewesen, die Jean Paul in der Welt gefunden, um so wärmer, ja überschwenglicher war nun sein Dank gegen das erste Zeichen der Liebe. Er schüttete sein ganzes Herz vor Moritz aus, rollte ihm das Bild seines Lebens auf und meinte auf der Stelle zu ihm fliegen zu müssen. Nun schickte er auch noch „das Leben des vergnügten Wuz" nach Berlin, und Moritz antwortete hierauf: „Der Wuz Geschichte verfaßt hat, ist nicht sterblich." Und er hat Recht behalten. Jean Paul wird ewig an dem Himmel unserer Literatur, wie ein Stern, mild und freundlich glänzen. Das Leben des Schulmeisters Wuz zaubert uns mit wunderbarer Poesie gerade das unscheinbare Kleinleben vor die Seele und zeigt uns dort einen Himmel, wo ein gewöhnliches Auge nur Dürftigkeit und drückende Armuth finden würde. Jean Paul giebt uns im „Wuz" das Bild seiner eigenen, kindlichen Seele, die Schilderung seiner eigenen Schulleiden, und sagt dann mit wirklich köstlichem Humor, der manch' Armen und Gequälten zum Troste gereichen könnte, von seinem Helden: „Abends, dachte er, lieg' ich auf alle Fälle, sie mögen mich den ganzen Tag zwicken und hetzen wie sie wollen, unter meiner warmen Zudeck und drücke die Nase ruhig in's Kopfkissen, 8 Stunden lang. Und kroch er endlich in der letzten Stunde eines solchen Leidenstages unter sein Oberbett: so schüttelte er sich darin krempte sich mit den Knien bis an den Nabel zusammen und sagte zu sich: „Siehst du, Wuz, es ist doch vorbei!" Erst Jean Pauls nächstes Werk „der Hesperus" sicherte seinen Erfolg als Schriftsteller, jetzt ward die Begeisterung allgemein und wie auf blitzenden Wellen, schaukelte nun der Dichter den Lebensstrom hinunter. Wieland und Herder schenkten ihm ihre Bewunderung und Freundschaft und als am 11. Juni 1796 Jean Paul in Weimar ankam, wollten alle den wunderbaren Menschen sehen; alle Herzen schlugen ihm entgegen, die Herzogin Amalie hatte an allen Thoren Auftrag gegeben, seine Ankunft

ihr sogleich zu melden, lud ihn zu sich und beglückte ihn mit ihrer Theilnahme und Bewunderung. Jean Pauls Aeußeres diente nicht gerade zu seiner Empfehlung. Gegen die allgemeine Sitte trug er entblößten Hals und frei flatterndes Haar; stark und markig von Körperbau war er doch damals mager und von gelblich bleicher Gesichtsfarbe. Nur das Auge trug allen Zauber einer höhern, sich in ihm offenbarenden Welt. Er sprach, wie er schrieb; sein Organ war wohlklingend, und erhielt durch die voigtländische Mundart den besonderen Reiz des Fremdartigen. Zu diesem Allen nun die Unschuld seines Wesens, die Wahrhaftigkeit und Innigkeit seiner Empfindung, der unerschütterliche Glaube an die Menschheit — dies Alles mußte an einem Orte, wo man über „geschminkten Egoismus und ungeschminkten Unglauben“ vielfach klagte, freilich erquicken, wie Bergluft.



Frau Rollwenzel.

Auch in Berlin wurde Jean Paul, im Mai 1800 mit Begeisterung aufgenommen und besonders war es unsere unvergeßliche Königin Luise, die dem Dichter Huld und Theilnahme schenkte. Der ganze Zuschnitt des Lebens in Berlin gefiel Richtern ausnehmend, die Höhe und Allgemeinheit der Bildung, die schöne Gastlichkeit und Geselligkeit, die weitblickende Beurtheilung politischer Verhältnisse, Alles. „Nur in Berlin ist Freiheit und Gesetz“, schrieb er an seinen Freund Otto und rasch war sein Entschluß gefaßt, für den Winter dahin zurückzukehren.

Aus Berlin war ihm viel Gutes gekommen, jetzt sollte er dort auch das Beste finden — ein liebendes Weib, wie es sein unruhig schlagendes Herz bedurfte. In der York-Loge war er bei der Abendtafel neben die zweite Tochter des Obertribunalsrath Maier, Karoline zu sitzen gekommen und das an Geist und Gemüth gleich ausgezeichnete Mädchen wurde am 27. Mai 1801 seine Gattin. Herder war beim Anblick der jungen Frau in tiefster Rührung in die Worte ausgebrochen: „Ja, Sie sind was er haben mußte; Sie brauchen nicht zu sprechen, man sieht schon alles!“ Bald nach seiner Vermählung zog Jean Paul mit seiner jungen Gattin nach Meiningen und im Jahre 1804 nach Baireuth, das nun sein beständiger Aufenthalt wurde. Schon im Jahre 1799 hatte ihm der Herzog von Hildburghausen den Titel eines Legationsrathes ertheilt und im Jahre 1808 erhielt er von dem Fürst Primas von Dalberg einen Jahresgehalt von 1000 Gulden. Die irdische Sorge war von seiner Brust genomme und in dieser seiner glücklichsten Zeit vollendete er sein größtes Werk, den „Titan“, das wie in Sonnenschein getaucht, uns Bilder von einer Anmuth und Lieblichkeit vor die Seele führt, die auch das kälteste Herz berauschen und entzücken können. — An dem Herzoge von Meiningen hatte Jean Paul während seines dortigen Aufenthalts einen Freund gewonnen, der ohne ihn fast nicht leben mochte und so sehr alle Schranken des Standes aufgehoben hatte, daß er sich sogar bei Richters mit zu Tische setzte und zum Ueberfluß sein Essen aus dem Schloß dazu holen ließ. Kein Dichter ist in den Häusern und Palästen der Großen und Fürsten so gehätschelt und gepflegt worden und keiner hat sich eine solche Harmlosigkeit zu bewahren gewußt, wie Jean Paul. An den Höfen von Coburg, München, Sanscouci, Stuttgart war Jean Paul ein gefeierter Gast, und aus all' diesem Glanz kehrte er doch immer gern und freudig zurück in seine beschränkten Verhältnisse, um in rastloser Arbeitslust weiter zu dichten und zu träumen. Dieser Schaffensdrang war es auch, der Jean Paul in die Einsamkeit trieb und ihn bestimmte, ein kleines, eine halbe Stunde von der Stadt entferntes Wirthshaus aufzusuchen und dort in dessen obern Stockwerk ein Zimmerchen zu seiner Arbeitsstube zu machen. Er hatte von dort eine freie Aussicht über das Thal von Aichach und auf das Fichtelgebirge und die Wirthin,



Hier dichtete Jean Paul. (Das Rollwenzel-Haus.)

die seitdem vielfach genannte Frau Rollwenzel, verstand gut zu kochen und achtete mit weiblichem Zartsinn auf die Eigenheiten ihres großen und seltsamen Gastes. Der Weg dorthin wurde Jean Paul zur süßen Gewohnheit und fast jeden Morgen wanderte er, den Buchsensack mit Papieren und Büchern über der Schulter, in der Hand einen starken knotigen Stock, seinen Seidenspitz zur Seite, nach der Rollwenzelei. Der Dichter Wilhelm Müller, der nach dem Tode Jean Paul's Baireuth und das Rollwenzel-Häuschen besuchte, giebt davon die folgende anmuthige Schilderung:

... Eine schattige Kastanien-Allee führt nach der Eremitage. Aber auf halbem Wege, da wo er eine scharfe Ecke bildet und sich links wendet, machen wir an einem kleinen bräunlichen Wirthshause Halt, vor dessen Thür uns eine ältliche, wohlbeleibte kleine Frau, mit einem klugen und beredten Gesicht, in einer zwischen Stadt und Dorf schwankenden Tracht, wie liebe Bekannte grüßt und zu sich hereinladet. Gute Alte, woran hast Du uns Fremdlingen es abgesehen, daß wir nicht nach Bier und Wein in Deine Schenke treten? Du fragst nicht, was wir essen wollen, oder wonach wir dürsten, Du führst uns geheimnißvoll die Treppe hinauf, öffnest eine kleine Thür und sprichst zu uns mit Thränen in den Augen und stolzer Freude auf den Lippen: Das ist die Stube! Hier hat Jean Paul seit zwanzig Jahren fast tagtäglich gesessen und geschrieben; hier an diesem Tische hat er gearbeitet, viel gearbeitet, ach Gott, er hat sich zu Tode gearbeitet. Ich hab' es ihm oft gesagt: Herr Legationsrath, schonen Sie sich! Sie halten es nicht lange so aus! — Wenn ich manchmal um zwei Uhr mit dem Essen fertig war und anklopfte und frug: Herr Legationsrath befehlen Sie zu speisen? dann saß er da, die Augen roth und groß aus dem Kopfe herausstehend, und sah mich lange an, eh' er sich besinnen konnte. — Ach, das war ein Mann! und wenn ich gleich seine Schriften nicht gelesen habe, denn er wollte es nicht haben, so bin ich doch immer so glückselig gewesen, wenn ich hörte, wie sie weit und breit gelobt wurden, als hätt' ich selber daran geholfen. Und die Fremden, die hierher kamen, die mußte man hören, wenn man den Herrn Legationsrath wollte schätzen lernen. Denn hier in Baireuth haben sie ihn gar nicht zu estimiren gewußt. Aber in Berlin, da haben sie seinen Geburtstag in einem prächtigen Saale gefeiert, lauter große und gelehrte Leute, und da haben sie auch meine Gesundheit getrunken, das hat mir der Herr Legationsrath selber aus dem Briefe von Berlin vorgelesen." — So die Frau aus dem Volke! —

Das Glück, das Jean Paul lange im schönen Familienkreise und in der lieblichen Umgegend von Baireuth fand, wurde im Jahre 1821 durch den Tod seines hoffnungsvollen Sohnes, der damals in Heidelberg studirte, auf schmerzhafte Weise gestört. Dieser Schlag traf ihn so furchtbar, daß er bald zu kränkeln anfing und sich nicht mehr erholte. Mit bangem Schmerz sahen die Seinigen im Herbst 1825 das plötzliche Sinken aller Lebenskräfte. Er selbst gab kein Zeichen, daß er sich dem Ende nahe fühle. Nun trat die ihm so ganz eigenthümliche Liebe und Güte noch stärker und rührender hervor: immer milder wurden seine Züge, immer sanfter seiner Stimme. Jeder, auch der kleinste und gewöhnlichste Dienst, den man ihm leistete, erschien ihm überschwänglich und mit Aengstlichkeit suchte er jede Mühe, die er verursachte, zu vergüten. Er hütete das Bett nicht, konnte aber wegen der angeschwollenen Füße sich nicht mehr frei bewegen. Die eingetretene gänzliche Umnachtung der Augen ließ ihn die Tageszeiten verwechseln, so daß er am 14. November schon früh um 4 Uhr das Frühstück nahm. Unter den Männern, die zu ihm kamen, unterhielt er sich vornehmlich mit Herder, dem Sohne seines unsterblichen Freundes, über den Hesperus und andere seiner Schriften. Um 3 Uhr Nachmittags ging er in der Meinung, es sei Abend, in sein Schlafzimmer, und zu Bette. Ganz nach der gewohnten Ordnung ließ er sich an dasselbe seinen Tisch rücken, mit dem Glas Wasser und den beiden Repitiruhren, die schon seit Jahren diese Stelle hatten. Die Präsidentin von Welden, die hochsinnige und edle Freundin Jean Pauls, trat mit einem vollen Blumenstrauß an sein Lager. Er nahm ihn dankend in seine Hände und sank in süßen Schlummer .. aus dem er nicht mehr erwachen sollte. — Blumen waren es, die dem aus dieser Welt scheidenden Dichter, die letzten, freundlichen Grüße brachten, ihm, dessen ganze Werke, wie ein einziges, frisch duftendes Blumenbeet vor unserer Seele stehen. „Streut nur Blumen auf sie, ihr blühenden Freundinnen", schrieb Jean Paul bei dem Tode einer Jungfrau. „Ihr brachtet ja sonst ihr Blumen bei den Wiegenfesten. Jetzo feiert sie ihr größtes; denn die Bahre ist die Wiege des Himmels." So lange es noch Herzen giebt, denen die Poesie nicht völlig verschlossen ist, wird man auch auf sein Grab, in dankbarster Erinnerung, die duftigsten Rosen streuen, denn kein Dichter weiß wie Jean Paul uns einen solchen Frühling in das Herz zu zaubern. —

Der Kaufmann.

Novelle von E. H. v. Dedenroth.

Im Kurhause zu Salzbrunn, einem vielbesuchten Badeort in Schlesien, versuchte die eingeregnete Badegesellschaft bereits seit acht Tagen sich in die Feuchtigkeit des Schicksals zu finden. Die Damen musi-

cirten im Salon und ließen sich den Hof machen, nachdem sie vorher drei Stunden bei der Toilette gesessen. Was sollten sie auch anders den Vormittag beginnen, der schon um 7 Uhr Morgens nach dem letzten Glase „Salzbrunnen mit Molken" angefangen! Vor eilf Uhr konnte man sich nicht in den Gesellschaftssalon begeben und die Beschäftigung mit Handarbeiten wünschte der Arzt nicht. Die Herren saßen nicht vor dem Spiegel sondern am Spieltisch — es war ein trauriges, monotones, seufzendes Zeitvergeuden in dem sonst so heiteren Orte. Die Mißstimmung über das Wetter zeigte sich auch in dem gesellschaftlichen Zusammenleben, die Stände sonderten sich in Cliquen, man erzählte sich Klatschgeschichten, mockirte sich und krittelte. Der Badedirector wollte verzweifeln, es schien eben so schwierig diese Gesellschaft zusammen zu bringen, als etwa Deutschland einig zu machen. Vor Allen war es eine Clique die sich schroff von der übrigen Gesellschaft trennte und sogar eins der Gastzimmer im Kurhause für sich allein in Beschlag nahm, es bestand dieselbe aus jungen Leuten des reichen schlesischen Adels, der in Breslau seine Winterresidenz gefunden. Die kleine Gesellschaft hatte beim Eintreten des schlechten Wetters sich das Zimmer gemiethet und einen Spielclub arrangirt, einige junge Herren von Adel, die seitdem in Salzbrunn eingetroffen, waren zugelassen worden, aber einen Grafen R..., bekannt durch seine freisinnigen Parlamentsreden, hatte man so kühl behandelt, daß er sich auf diesen Wink zurückzog.

Der Umstand, daß Graf R... jener Clique nicht angehörte, machte dieselbe beinahe verhaßt; schon das exclusive Auftreten eines Standes mußte die Geselligkeit des Badelebens zerstören, es erschien aber unverzeihlich daß diese Herren noch überdem politische Spaltungen in einem Orte zur Geltung bringen wollten, wo der Mensch die ganze Welt um sich her vergessen soll um Genesung zu finden oder sich von den Mühen und Sorgen des Lebens zu erholen.

Schauen wir in das Zimmer hinein um die Crême der Gesellschaft kennen zu lernen. Die jungen Leute sehen nicht aus als wollten sie der Welt den Krieg erklären. Ein Theil ist an die Spieltische gefesselt, Andere lesen die Blätter oder sitzen gemüthlich bei einander und rauchen und plaudern. Das Ganze macht den Eindruck einer geschlossenen Gesellschaft, die fremde Elemente nur deshalb zurückweist, weil diese die Gemüthlichkeit stören würden. Die Mehrzahl gehört freilich zu der Klasse der blasirten Stutzer, man sieht es ihr an, daß aus verzogenen Kindern verwöhnte und übermüthige Männer geworden sind, aber hier und dort begegnet das Auge auch dem freien, stolzen Blick eines Charakters, den das Selbstgefühl, daß er mehr wiegt als der angeborene Titel, keck ausschauen läßt, der Blick haftet auf Zügen, die Geist verrathen, und diese Mitglieder könnten uns mit dem Rest versöhnen.

„Ist heute etwas Gescheutes angekommen?" fragte der junge Graf Ham-Ham, einer der reichsten Erben, in blasirtem Tone. „Ich habe die Kurliste noch nicht gelesen."

„Sie erscheint auch erst um zwölf Uhr", antwortete ein junger Mann, dessen Aeußeres, vorzüglich die steife Halscravatte, den Offizier in Civilkleidern verrieth, „und der Badedirector hat sich noch nicht blicken lassen."

„So hätten Sie ihn aufsuchen müssen, Nordeck, Sie sind heute unser Thürhüter und Ceremonienmeister. Wenn Sie nachlässig sind haben wir Alle den Nachtheil davon."

Zur Erklärung dieser Worte müssen wir bemerken, daß abwechselnd ein Mitglied der Gesellschaft die Pflicht hatte, neu ankommende Badegäste entweder einzuführen oder, wenn sie für die Clique nicht paßten, fern zu halten, gleichzeitig aber auch Erkundigungen einzuziehen, ob unter den eingetroffenen oder durchreisenden Fremden sich schöne und interessante Erscheinungen befänden.

„Ich gestehe daß ich nachlässig gewesen bin", erwiderte Nordeck, „aber ich habe die beste Entschuldigung. Im Elisenhause ist eine Familie eingetroffen, von der ich bis jetzt nur zwei Mitglieder, jedenfalls die interessantesten, erblickt habe. Eine Treppe hoch, geradeüber von meinen Fenstern, sah ich heute Morgen zwei allerliebste Mädchenköpfe ausschauen."

„Nordeck, Sie bekommen Arbeit!" unterbrach ihn ein Dritter, der so eben hinzutrat und ihm mit diesen Worten einen bedeutsamen Blick zuwarf.

Nordeck schaute sich um und sah daß ein fremder, der Gesellschaft unbekannter Herr in das Zimmer getreten war und sich umschaute, als suche er einen Platz sich hier niederzulassen.

Das Aeußere des Fremden zeigte Nordeck auf den ersten Blick, daß er nicht in diese Gesellschaft passe. Es war ein älterer Herr, corpulent, dem Anschein nach ein Kaufmann. Er war mit Goldsachen förmlich behängt, von den dicken, rothen Fingern blitzten Diamantringe, er trug den Reichthum auf rohe, geschmacklose Weise zur Schau. Das Antlitz hatte breite, grobe Züge, es lag in ihm der Ausdruck ungenirter, hartnäckiger Dreistigkeit, den sein ganzes Auftreten bestätigte. An der Thüre des Gemachs war das Wort „bestellt" angeschrieben. Die befremdeten Blicke der Gesellschaft mußten ihm verrathen, daß er in einen geschlossenen Kreis eingedrungen, aber er bewegte sich dessenungeachtet mit einer gewissen trotzigen Sicherheit in dem Zimmer, als wolle er Jeden herausfordern, ihn deshalb zur Rede zu stellen.

Er ging um den Tisch wo die Zeitungen lagen, nahm die Blätter auf, legte sie fort, trat endlich an einen der Spieltische, stützte die Hand auf die Lehne eines Stuhles und sah den Spielenden über die Schultern in die Karten.

In diesem Augenblick trat Nordeck zu ihm heran.

„Mein Herr", sagte der junge Mann in höflichem aber bestimmten Tone, „verzeihen Sie, dies ist hier eine geschlossene Gesellschaft und wir haben nicht die Ehre Sie zu kennen."

„Ich auch nicht", erwiderte der Fremde. „Belästigt es Sie etwa, daß ich hier eingetreten?"

„Das wage ich nicht zu behaupten, aber dies ist eine geschlossene Gesellschaft. Sie haben vielleicht den Zettel an der Thüre übersehen?"

„Nein, aber ich habe mich darüber gewundert. Dies Zimmer gehört zum Kurhause und das Kurhaus gehört allen Badegästen, ebenso wie die Zeitungen dort auf dem Tische."

„Dann bitte ich Sie, sich der Zeitungen zu bedienen, aber Namens der Gesellschaft muß ich Ihnen wiederholen, daß der Wirth dieses Zimmer uns überlassen."

„Sie sind spaßig, Herr", lachte der Fremde, „da könnte Jeder sich ein Zimmer nehmen. Wenn Sie unter sich sein wollen, dann müssen Sie nicht in's Kurhaus gehen. Verstanden, junger Herr?"

„Ich verstehe sehr wohl daß Sie sich Rechte anmaßen, die nur dem Badedirector und dem Wirthe zustehen; diese haben uns das Zimmer angewiesen."

„Dazu hatten sie kein Recht", entgegnete der Fremde, dem jetzt das Blut in's Antlitz stieg, „und ich will den sehen, der mir Vorschriften machen darf. Ich bezahle wie jeder Andere und werde mich hier im Kurhause aufhalten, wo es mir gefällt."

Damit drehte er sich um, dem Spiele zuzuschauen.

Die Spieler, welche den Wortwechsel verfolgt, legten die Karten fort.

„Mein Herr", sagte der Eine zum Fremden, „es ist uns nicht angenehm, wenn ein Dritter in die Karten sieht."

„Komisch!" lächelte dieser. „Wo man ehrlich spielt, kann's doch nicht schaden, wenn ein Andrer zusieht."

Die Herren gaben keine Antwort.

Der Fremde zuckte die Achseln. „Sonderbare Gesellschaft!" murmelte er vor sich hin und trat zum Sopha. „Die Herren plagt der Hochmuth", sagte er, indem er sich neben dem Grafen Ham-Ham der seine Lorgnette in's Auge gekniffen, niederließ, ohne daß er sich direkt an Jemand wandte. „Man kommt hierher nach dem Bade, will sich erholen vom Geschäft, und da thun sie just, als ob sie das Bad gepachtet hätten. Zum Teufel! will doch sehen, wer hier, im Gesellschaftslokal, die Thüren zuschließen will. Bin nicht zum ersten Male hier, bin nicht von Gestern, weiß auch was sich schickt."

Graf Ham-Ham lächelte; ihn amüsirte dies Auftreten mehr, als daß es ihn ärgerte. „Ich will Ihnen sagen, geschätzter Herr", begann er in vornehm herablassendem Tone, „daß Sie die Herren dort gänzlich mißverstanden haben. Wir bezahlen für den ausschließlichen Gebrauch dieses Zimmers, verwehren aber Niemand den Eintritt, der so freundlich ist, sich uns vorstellen zu lassen. Auf dem entgegengesetzten Flügel des Kurhauses ist eine Gesellschaft von Kaufleuten, die macht es ebenso. Das schlechte Wetter sperrt einmal die Gesellschaft ein und da findet sich zusammen, was an einander Gefallen findet."

„Das ist eine sonderbare Neuerung. In früheren Jahren verkehrte Alles bunt durcheinander. Ich bin gestern Abend mit meiner Familie angekommen, will mich hier amüsiren, will unter Menschen sein, und es sieht aus, als ob man hier noch Complimente machen muß, um für sein schweres Geld überhaupt geduldet zu werden. Kann diese Wirthschaft nicht leiden und werde hingehen und bleiben wo es mir gefällt."

„Meine Herren", rief Graf Ham, „dieser Herr wünscht ein Mitglied unserer Gesellschaft zu werden. Darf ich Sie vorstellen", wandte er sich zu diesem, „ich bin der Graf Ham-Ham."

Die Miene des Fremden verzog sich zu einem spöttischen Lächeln. Trotzdem der Graf sich erhoben, lehnte er sich tiefer in die Kissen des Sophas zurück und spielte mit seiner goldenen Uhrkette.

„Bin kein Freund von Umständen, vergesse die Namen doch. Man lernt sich hier kennen, um sich wieder zu vergessen."

„Mein Herr, Sie wollen also ihren Namen nicht nennen?" lächelte Ham, den das Benehmen des Fremden immer mehr amüsirte. „Wollen Sie wie ein reisender Monarch incognito bleiben?"

Der Fremde schien die Ironie nicht zu bemerken. „Bewahre mich der Himmel", sagte er, „daß Sie mich für einen hohen Herrn oder auch nur für einen Edelmann halten. Wenn Sie so neugierig sind meinetwegen, ich heiße Holzbrecher und bin Geschäftsmann. Ist das genug, mein Herr — Graf waren Sie ja wohl?"

„Zu dienen", erröthete Ham über die geringschätzende Art, mit welcher Holzbrecher seinen Titel aussprach, „und ich bedauere, Ihnen hier nur Edelleute und keinen einzigen Geschäftsmann vorstellen zu können."

„Dachte es mir! Junge Herren, die Geld durchbringen, was sie nicht erwarben, schadet aber nichts, muß auch solche Leute geben."

Diesmal lachten fast Alle, Ham schien das rechte Mittel gefunden zu haben, den Fremden mit der Gesellschaft zu versöhnen, man konnte sich über ihn amüsiren. Der Einzige, der nicht lachte, war Nordeck. Seit dem Augenblick, wo der Fremde seinen Namen genannt, wandte er den neugierig forschenden Blick nicht von ihm ab, es war als suche er in seinen Erinnerungen, wo er diesem Mann oder doch diesem Namen schon begegnet sei.

Graf Ham nannte dem Fremden die Mitglieder der Gesellschaft ohne die gleichgültige Miene Holzbrechers zu beachten, es war eine Art gewaltsamer Vorstellung, Holzbrecher nickte bei jedem Namen, als

wolle er fragen, ob Ham noch nicht aufhören wolle, die Genannten setzten entweder ihre Beschäftigung fort oder verbeugten sich mit komischer Ehrerbietung. Da nannte Ham den Namen „Baron von Nordeck."

Holzbrecher fuhr beinahe erschrocken auf. So gleichgültig er bisher die verschiedenen Namen angehört, so sehr schien ihn dieser zu überraschen.

„Welcher ist Baron Nordeck?" fragte er, und als Ham den Herren bezeichnete, der ihn Namens der Gesellschaft zuerst angeredet, heftete sich der Blick des Fremden neugierig forschend auf den jungen Mann und seine Züge erhielten einen so boshaft hämischen Ausdruck, daß Nordeck davon stutzig wurde.

„Ich kannte einen Baron Nordeck in L...", sagte Holzbrecher, „es sind freilich bald dreißig Jahre her."

„Mein Vater lebte in L... ehe er ins Ausland ging", bemerkte Nordeck.

„Dann ist's derselbe, den ich kannte."

„Ich erinnere mich jetzt auch, von ihm Ihren Namen gehört zu haben", sagte Nordeck mit eisiger Kälte. „Sie waren Kaufmann in L...?"

„Ganz richtig", erwiderte Holzbrecher mit einem Lächeln, das so boshaft schadenfroh war, daß selbst Ham aufmerksam wurde, „ich sehe, Ihr Vater hat von mir geplaudert; wir waren nicht die besten Freunde und — sonderbar, wie das im Blute liegt — auch Sie traten mir feindselig gegenüber, ohne mich zu kennen."

„Herr Holzbrecher", entgegnete Nordeck mit verächtlicher Kälte, „was ich vorhin sagte, sprach ich im Namen dieser Gesellschaft und in ihrem Auftrag, hätte ich Sie gekannt, so würde ich einen Andern ersucht haben, mit Ihnen in Berührung zu treten."

Darauf verließ er das Zimmer, ohne auf den Zuruf seiner Freunde zu achten.

„Wenn Sie zu unserm Freunde Nordeck in solchen Verhältnissen stehen, daß dieser Ihretwegen das Zimmer verläßt", erhob sich jetzt der Freiherr von Ehrenthal, indem er auf Holzbrecher zuschritt, „dann glaube ich Namens der Gesellschaft Ihnen sagen zu können, daß wir die Gegenwart des Herrn von Nordeck der Ihrigen vorziehen."

„Mein Herr", lächelte Holzbrecher, ohne sich vom Sopha zu rühren, „das ist Ihre Sache, ich habe Sie nicht um Ihre Gesellschaft oder Freundschaft gebeten, und werde das auch nicht thun."

„Seine Unverschämtheit ist prächtig!" flüsterte Ham lachend seinem Nachbar zu.

„Wenn Sie einen Wink nicht verstehen", rief Ehrenthal, „dann werde ich deutlicher reden müssen. Sie befinden sich unter Männern von Ehre."

„Habe nicht daran gezweifelt, würde sonst mich nicht hergesetzt haben. Uebrigens steht es im Gasthause Jedem frei, zu gehen oder zu kommen."

„Mein Herr, Sie scheinen die Gesetze der Höflichkeit nicht zu kennen —"

„Besser als Sie, junger Mann", entgegnete Holzbrecher, dem wieder das Blut in's Antlitz stieg, „wollen Sie etwa Händel suchen? Es scheint mir unschicklich zu sein, einem alten Mann so zu begegnen, der hier für sein Geld eben so gut sitzen kann, als Sie."

„Herr Holzbrecher", mischte sich Ham in's Gespräch, indem er Ehrenthal einen Wink gab, sich nicht zu echauffiren, „Nordeck ist unser Freund, wir kennen ihn als einen Ehrenmann und es hat uns daher befremdet, daß er Ihretwegen fortgegangen. Es scheint mir natürlich, daß daraus ein gewisses Mißtrauen gegen Ihre Person entsteht, das Sie vielleicht durch eine Erklärung beseitigen können. Sie sind in unsere Gesellschaft gekommen, nicht wir in die Ihrige."

„Lieber Herr — Graf, nennt man Sie ja wohl — Sie irren Sich. Wenn ich in ein öffentliches Lokal trete, komme ich in keine Gesellschaft, sondern in ein Gasthaus, doch abgesehen davon und vorausgesetzt, daß ich hier wirklich in Ihrer Gesellschaft bin, warum geht Herr von Nordeck fort? Ich hab's ihm nicht geheißen und ihm auch nichts zu Leide gethan."

„Es scheint aber, daß er Anstoß an Ihnen nimmt."

„Das ist seine Sache, bedauere, wenn ich ihm nicht gefalle. Er scheint mir ein ganz netter junger Mann zu sein."

„Herr Holzbrecher, es scheint, als mache er Ihnen einen Vorwurf; Sie werden einsehen, daß die Angelegenheit einer Aufklärung bedarf oder wir räumen sämmtlich Ihretwegen das Zimmer, da Sie es unsertwegen nicht thun wollen."

„Meine Herren, ich gestehe, Sie haben sonderbare Begriffe von Artigkeit gegen einen Fremden, aber da wir nun einmal hier im Bade sind und man sich dem Tone fügen muß, den die Mehrzahl angiebt, ich auch gern in Frieden leben möchte, so will ich Ihnen Aufschluß geben, weshalb Herr von Nordeck mich vermeiden will. Sein Vater liebte ein Mädchen aus dem Kaufmannsstande, er hatte aber nur Schulden und die Eltern des Mädchens waren daher so vernünftig, ihr Kind lieber mir zu geben. Herr von Nordeck hat sich später, wie Sie sehen, sogar bald getröstet, denn er hat einen Sohn der mindestens sechsundzwanzig Jahre zählt; dennoch grollt er mir so sehr, daß dieser Sohn eine Geschichte, die lange vor seiner Geburt passirte, erfahren hat und mir jetzt im Namen seines Vaters den Krieg erklärt."

Die Herren schauten einander ungläubig an, da Holzbrecher jedoch keine Miene machte sich weiter zu äußern, und sich behaglich im Sopha streckte, so kamen sie stillschweigend dahin überein, am folgenden Tage bessere Maßregeln zu treffen, sich gegen lästige Störungen zu sichern, als heute.

Die Zeit, wo die großen Salons des Kurhauses sich mit Damen füllten, kam heran, und Einer nach dem Andern verließ das Gemach, um sich dorthin zu begeben.

Die Stimmung, in welcher Rudolph von Nordeck die Gesellschaft verlassen, war schwer zu beschreiben, denn es waren mannigfaltige, ihm selbst nicht klare Gefühle, die ihn bewogen, einer weitern Auseinandersetzung mit Holzbrecher aus dem Wege zu gehen. Er empfand Widerwillen, fast Ekel vor diesem geldstolzen, aufgeblasenen Benehmen eines Menschen, der unempfindlich gegen jeden höflichen Wink, Grobheit herauszufordern schien um grob zu sein, als er aber den Namen dieses Mannes erfahren, steigerte sich dieses Gefühl bis zum Haß und er ging fort, weil er befürchtete; seiner Leidenschaft nicht Herr zu bleiben und sich dadurch etwas zu vergeben, daß er dem Todfeinde seines Vaters anders als mit kalter Verachtung begegnete. Er hatte in den Papieren seines verstorbenen Vaters mehr gefunden, was ihn zu dieser Verachtung und Feindschaft berechtigte, als Holzbrecher seinen Freunden angedeutet, und doch war die Sache zu delicater Natur und betraf seinen Vater zu nahe, als daß er davon hätte reden mögen.

Mit dem Interesse der Neugier, welches Jeden bewegt die Jugendgeschichte seiner Eltern kennen zu lernen, hatte Rudolph nach dem Tode seines Vaters die Papiere desselben durchgesehen. Zehn Jahre waren seitdem verflossen. Was ihn damals die Faust ballen ließ, war vergessen, was ihn damals tief erschütterte, war von Gefühlen eigener Erfahrung verwischt worden, da begegnete er heute einem Manne, dessen Aeußeres ihn abstieß, und dieser nannte sich nicht allein als denjenigen, der seinen Vater verfolgte, er schien noch mit dieser Erinnerung zu prahlen, ihn zu verspotten. Aber Holzbrecher war der ganzen Gesellschaft verächtlich erschienen, konnte er etwas Besseres thun, als diesem Mann aus dem Wege gehen, sich stellen, als wisse er nichts Näheres über die vergessene Geschichte — sollte er Empfindlichkeit einem Manne gegenüber zeigen, der keine Schaam zu kennen schien?

In solche Betrachtungen versunken schritt Nordeck durch die Säulenhalle des Kurhauses, welche den Brunnengästen bei schlechtem Wetter zur Promenade dient, gleichzeitig aber auch einen Bazar der böhmischen Glashändler, Holzschneider und anderer Industriellen bildet.

Es war eilf Uhr und die Promenade von Niemand besucht, da sich Alles in die Salons begeben, er konnte daher ungestört auf und ab wandeln ohne Bekannte grüßen zu müssen, als plötzlich seine Aufmerksamkeit durch drei Damen gefesselt wurde, die sich Brunnengläser kauften.

Rudolph hatte dem Grafen Ham erzählt, daß im Elisenhause Fremde abgestiegen und daß an den Fenstern, seiner Wohnung gegenüber, sich zwei reizende Mädchenköpfe gezeigt, er hatte ihm aber verschwiegen, daß der Anblick dieser Köpfe ihn den ganzen Morgen lebhaft beschäftigt, daß er nicht von seinem Platze gewichen, um hinüberzuschauen, bis das Herunterlassen der Rouleaux ihm verrieth, daß die Damen zur Toilette geschritten.

Jetzt standen sie vor ihm, und das dunkle Auge der ältern derselben, deren Antlitz ihm noch lieblicher als das der schönen Schwester erschien, begegnete seinem suchenden Blick.

Hatte sie ihn hinter den Gardinen bemerkt und ihn wiedererkannt, daß sie sich jetzt wie erschrocken fortwandte, oder verletzte sie sein neugieriges Anstarren?

Er setzte seinen Weg fort, um am andern Ende der Halle umzukehren und den Damen, ohne daß es auffiel, abermals zu begegnen.

Wenn es die Familie jenes Mannes wäre! aber nein, diese zarten, edlen Gestalten konnten nicht von ihm stammen, der Typus des Gemeinen pflanzt sich fort. Seine Züge waren grob, breit, unverschämt, in diesen spielte Lieblichkeit mit der Würde, Adel der Seele leuchtete aus dem anmuthigen Bild.

Als Nordeck umkehrte, sah er die Damen in Begleitung des Badedirectors ihm entgegen kommen.

Er ahnte was folgen werde und sein Herz schlug unruhiger. Schon wollte er ausweichen und die Halle verlassen, da bemerkte ihn der Director.

„Sieh' da, Herr Baron!" rief er, „das trifft sich gut. Meine Damen, erlauben Sie, daß ich Ihnen den Lieutenant Baron Nordeck vorstelle. Frau Holzbrecher und Fräulein Töchter." —

Während die jungen Damen die Verbeugung Nordecks unbefangen erwiederten, bemerkten sie, daß sein Antlitz sich auffallend geröthet, ein Blick auf ihre Mutter überraschte sie noch mehr.

Die alte Dame zitterte, die Farbe war von ihrer Wange gewichen und sie schaute Nordeck mit einem so eigenthümlichen Ausdruck an, daß Jeder errieth, diese Begegnung habe sie mehr als überrascht.

Es entstand eine kurze, peinliche Pause.

„Von Nordeck?" fragte die Dame endlich, und man hörte es dem leisen Beben ihrer Stimme an, daß sie umsonst kämpfte, ihrer Bewegung Herr zu werden. „Sind Sie vielleicht ein Verwandter eines Herrn von Nordeck, der früher — vor langen Jahren — in L... gelebt?"

Die Worte „vor langen Jahren" sprach sie in einem wehmüthig-schmerzlichen Ton.

„Das war mein Vater."

„Ihr Vater!" wiederholte sie die Worte, und ihr Blick ruhte mit fast mütterlicher Zärtlichkeit auf ihn. „Sie sind der Sohn Ar — des Herren von Nordeck!"

Der Gruß kam so warm aus ihrem Herzen, er zitterte so wehmüthig in dem Ton ihrer Stimme, daß Rudolph die dargebotene Hand stürmisch ergriff und an die Lippen führte. Nie hatte er diese Frau gesehen, aber es war ihm, als rufe eine zweite Mutter ihn an ihr Herz, als müsse er die Hand derjenigen küssen und festhalten, die in diesem Gruße eine stumme, schmerzliche Klage aussprach, welche Allen — nur ihm nicht — ein Geheimniß sein sollte.

Der Director war so tactvoll, trotz seiner Neugierde, zurückzutreten, als er bemerkte, daß hier ein

wärmerer Gruß gewechselt wurde. Die beiden jungen Damen schauten befremdet bald auf ihre Mutter, bald auf Nordeck, als erwarteten sie daß eine Erklärung folgen müsse, aber sie täuschten sich. Frau Holzbrecher behielt einen Moment die Hand Nordeck's in der ihrigen, da fiel ihr Blick auf ihre Töchter und, als erinnere sie der Anblick derselben an die Gegenwart, schrak sie aus dem Traume der Erinnerung auf, der sie das Verhältniß vergessen ließ, in dem der Vater ihrer Kinder zu dem Vater Nordeck's gestanden.

Sie ließ die Hand Rudolph's los und that einige Schritte, als wolle sie sich von ihren Töchtern entfernen. „Herr von Nordeck", flüsterte sie dem jungen Manne zu, „Ihre Bewegung verräth mir, daß Sie das Gefühl errathen, welches mich bei Ihrem Anblick ergriffen. Es sind dreißig Jahre vergangen, ich bin eine alte Frau geworden, aber ich habe nicht vergessen, was damals mein Herz bewegt. Ihr Vater hat, wie ich sehe, kein Geheimniß aus dem Verhältniß gemacht, in dem wir zu einander gestanden, ich hoffe, er hat keinen Groll gegen meinen Gatten auf Sie vererbt, und Sie werden mir die Freude gönnen, mich als die beste Freundin Ihres Vaters, als eine mütterliche Freundin zu betrachten, und mir recht viel von ihm erzählen."

In diesem Augenblicke trat Holzbrecher aus dem Kurhause und die plötzliche Veränderung in der Miene Nordeck's machte sie bestürzt.

Der kalte Blick des Hasses den er ihrem Gatten zuwarf, war eine deutlichere Antwort, als er ihr mit Worten hätte geben können, und das boshafte, höhnische Lächeln Holzbrechers, als er Nordeck im Gespräch mit seiner Frau gewahrte, verrieth ihr, daß beide Männer einander schon begegnet waren.

„Ei, Juliane", rief der Kaufmann, „hast den Herrn Baron wohl an der Aehnlichkeit mit seinem Vater erkannt! Freue mich", wandte er sich zu Nordeck, „Sie bei meiner Frau zu sehen, hat Ihren Herrn Vater noch in gutem Andenken, könnte beinahe eifersüchtig sein."

Die unzarte, unter den obwaltenden Verhältnissen fast brutale Weise, mit der er dies im spöttischen Tone sagte, ließ Nordeck erröthen, der junge Mann sah, wie Frau Holzbrecher zusammenfuhr, als habe sie eine Viper gestochen, und das bleiche, kränkliche Aussehen der zarten Frau ließ ihn ahnen, was sie von diesem Manne zu erdulden haben mochte.

Es war ihm unmöglich, ein Wort zu erwidern.

„Sie wollen uns verlassen?" fragte Holzbrecher als er sich verbeugte, „das sieht so aus als ob ich Sie auch verscheuchte und meine Frau wird mir deshalb zürnen, obwohl ganz ohne meine Schuld. Soll mir sehr angenehm sein, wenn Sie mich besuchen."

In der Art wie er das Wort auch betont, lag ein Hohn, der wohl mehr gegen seine Frau gerichtet war, Nordeck aber nichts desto weniger verletzte.

„Ich schließe mich der Bitte meines Mannes an", sagte Frau Holzbrecher in einem so freundlich sanften Tone, daß Nordeck eine kalte Antwort, die er schon auf der Lippe hatte, verschluckte und sich mit einer tiefen Verbeugung, die für eine Zusage gelten konnte, empfahl.

„Das ist ein ebenso eingebildeter, adelstolzer Herr wie sein Vater", murmelte der Kaufmann als Rudolph sich entfernt, „aber schneide nur kein bös Gesicht, ich weiß daß Du eine Passion hast für diese Herren von Habenichts mit ihren Schwertern und Sporen. Meinetwegen kann er zu uns kommen und Dir die Grillen vertreiben, jetzt hat es ja keine Gefahr — nur daß er mir den Mädchen nicht den Kopf verdreht, sonst mache ich kurzen Prozeß."

Juliane seufzte leise.

Er bemerkte es. „Frau", sagte er, und seine Stimme klang hart und rauh, „laß diese entsetzliche Sentimentalität. Ich dächte, die Geschichte könnt jetzt vergessen sein, es wird geradezu lächerlich. Muß dieser Mensch mir auch gerade hier begegnen, wo man ihm nicht ausweichen kann! Aber ich sage Dir, fängt das Lamentiren von Neuem an, so kennst Du mich. —"

Er hatte seine Stimme unwillkürlich erhoben.

„Wilhelm, mäßige Dich", flehte sie bebend, „die Kinder sind hinter uns. Ich weiß nicht was Du mir vorwirfst! habe ich Dir je Ursache zur Klage über mich gegeben?"

„Nein, Juliane, Du hast Deine thörichte Jugendliebe nach Kräften bekämpft und alles Mögliche gethan, um mich nichts merken zu lassen, aber darum ist es mir doch nicht entgangen, daß Du Dich im Stillen abgegrämt hast, und da thatest Du mir leid, denn Du warst sonst eine brave Frau. Ich dachte, die Zeit wird's gut machen und ich merkte auch, daß Du heiterer wurdest, aber Dein kränkliches Wesen, Deine Nervenschwäche, Alles das rührt daher, und nun muß sein Sohn Dich wieder an Alles erinnern. Ich gäbe tausend Thaler, wäre der Mensch in Jamaika oder sonst wo."

„Wilhelm"; lächelte sie trübe, „ich bin die Mutter Deiner Kinder; glaubst Du das wäre nicht im Stande eine Erinnerung, wenn nicht zu verlöschen, so doch ihr das zu nehmen, was Du mir vorwirfst? Aber, hätte ich ein Herz, wenn ich kein Interesse an dem jungen Mann nähme, dessen Vater mir theuer gewesen und der um meinetwillen unglücklich geworden?"

„Immer die alte Eitelkeit — Du siehst ja, er hat sich bald getröstet."

„Dafür danke ich Gott, Wilhelm, ich habe es in heißen Gebeten erfleht, denn ich habe unrecht an ihm gehandelt."

„Thorheit, Du warst ein Kind."

„Mag ich noch ein Kind gewesen sein, es ging ihm doch so zu Herzen, daß er die Heimath verließ."

„Das hatte andere Gründe", murmelte Holz-

brecher halblaut — „aber was soll der junge Mensch bei uns, ich mag keinen Nichtsthuer in meinem Haus."

„Du hast ihn selbst eingeladen, Wilhelm."

„Weil ich sah, daß Du es schon gethan, aber auf meine Einladung wird er nicht oft kommen."

Holzbrecher sprach diese Worte mit einem zufriedenen Lächeln.

Während die Eltern flüsternd dieses Gespräch führten, tauschten die beiden Schwestern miteinander Fragen der Neugier. Die Bewegung der Mutter beim Anblick des jungen Mann:s, die geheimnißvolle Art mit der sie zu ihm gesprochen, die Vertraulichkeit so rasch unterbrochen durch das Hinzutreten des Vaters. Alles das war den jungen Mädchen nicht entgangen.

„Er gab sich nicht einmal die Mühe uns zu grüßen als er so plötzlich davon ging!" sagte Albertine, die Jüngere.

„Er schien verwirrt durch das Hinzukommen des Vaters. Er weiß es gewiß, daß der Vater alle vornehme Leute, vorzüglich die Offizire haßt."

„Aber der Vater hat ihn doch eingeladen, Minna."

Diese schüttelte den Kopf. „Ich glaube nicht daß es sein Ernst war", flüsterte sie, wie für sich.

„Nun, meinetwegen, wüßte ich nur, woher die Mutter ihn kennt. An ihm liegt mir gar nichts, er scheint zu stolz zu sein, um uns zu beachten."

Die Schwester antwortete nicht. Es war Minna nicht entgangen, welche lebhafte Aufmerksamkeit der Baron ihr geschenkt, aber es befremdete sie deshalb um so mehr, daß Nordeck, als er der Mutter vorgestellt worden, sie ganz unbeachtet gelassen.

Die Titel Nordeck's, Baron und Offizier, hatten für beide Mädchen gerade darum einen besonderen Reiz, weil sie niemals mit dieser Gattung von vornehmen Leuten in nähere Berührung gekommen waren, da die Sorge des Vaters sie von dieser Klasse der Gesellschaft fern zu halten beinahe ängstlich gewesen. Als er sie zuerst in größere Gesellschaften führte, wo es nicht zu vermeiden war daß sie Edelleuten begegneten, hatte er ihnen sehr ernst seinen Willen ausgedrückt. „Euer Vater ist Geschäftsmann", sagte er, „danach richtet Euch. Alles Unsolide ist mir ein Gräuel, und es giebt nichts Unsolideres als eine Stellung in der Welt, die auf Eitelkeit und Einbildung basirt. Was dem Adel sein Name, ist mir die Firma, nur mit dem Unterschiede, daß der Stolz meiner Firma auf einem soliden Grundkapital, auf Reellität und Arbeitskraft beruht, während der Stolz des Adels auf der Einbildung basirt, etwas Besseres zu sein als andere Menschen. Der Adel verachtet unser Geschäft und möchte unser Geld, giebt es eitle Narren in der Geschäftswelt, die den vornehmen Nichtsthuern die Thüren öffnen, so fordere ich von meinen Kindern, daß sie lieber mit einem Commis tanzen, als mit Menschen, deren Dünkel ihnen dadurch eine Ehre zu erweisen glaubt. Sehe ich, daß Ihr meinen Wünschen nicht nachkommt, so bleibt Ihr künftig zu Hause."

Die jungen Mädchen wußten, daß ihr Vater sein Wort hielt, und es fiel ihnen nicht schwer, seinem Willen nachzukommen, denn einerseits trafen sie nur selten junge Leute aus den vornehmen Ständen in den Kreisen die ihre Eltern besuchten, andererseits war der Charakter ihres Vaters dort zu sehr bekannt, als daß Jene nicht vorher davon avertirt waren, daß Holzbrecher ihren Stand hasse; wo aber dies nicht der Fall war, genügte das Hinzutreten Holzbrecher's, Jeden, den er nicht mochte, von seinen Töchtern zu verscheuchen. Die rücksichtslose Art, in welcher er durch Spott oder Hohn seinen Willen zu verstehen gab und die wir schon kennen gelernt haben, schreckte Jeden ab, mit diesem Manne in die Schranken zu treten.

Nach diesem war es erklärlich, daß die jungen Mädchen doppelt neugierig auf das Verhältniß Nordeck's zu ihren Eltern wurden, so nachgiebig hatte sich der Vater noch nie gezeigt, und gerade im Badeort hatte dies ein doppeltes Interesse für sie, denn sie wußten daß es hier ausschließlich der Adel war, der die geselligen Vergnügungen im Kurhause arrangirte an denen ihre Eltern früher niemals Theil genommen.

Wir sagen neugierig, damit der Leser die jungen Mädchen nicht falsch beurtheile, sie waren entfernt davon, jene Sehnsucht der weiblichen Eitelkeit zu empfinden, welche nach den Huldigungen höher gestellter Personen trachtet und diesen einen besondern Werth beilegt. Die Erziehung der jungen Mädchen hatte dahin gewirkt, sie den Stand ihres Vaters als den ersten schätzen zu lernen und jeden andern in dem Maßstabe zu würdigen, in dem ihn der Vater achtete. Die Mutter hatte auf dies Ziel hingearbeitet, da sie den Character Holzbrecher's kannte nnd ihren Kindern das Leid ersparen wollte, die Hoffnungen des Herzens durch den starren Willen des Vaters durchkreuzt zu sehen. Es war daher nur die Besorgniß, an manchen Vergnügungen nicht Theil nehmen zu dürfen, was sie wünschen ließ, der Vater möge weniger absprechend über die jungen Edelleute urtheilen, die doch immer gute Tänzer waren. Die Mädchen begriffen es nicht, weshalb er sich so streng abschloß und beinahe feindselig gegen diesen Stand urtheilte; die Ausnahme, die er mit Nordeck machte, mußte daher ihre besondere Ursache haben.

Sie waren neugierig, und das ist für ein Frauenherz der erste Schritt zum Interesse, wenn der Gegenstand der Neugierde etwas besitzt, das keimende Interesse zu fesseln.

(Schluß folgt.)

Der Kaufmann.

Novelle von E. H. v. Dedenroth.

(Schluß.)

Das böse Wetter in Salzbrunn war hartnäckig wie die schlechte Laune einer alten Kokette. Wenn auch ab und zu der Regen nachließ, so wurde der Erdboden doch nicht trocken und Niemand wagte sich in die Umgegend, das Badeleben beschränkte sich auf die Geselligkeit im Kurhause, und diese war, wie wir schon erwähnten, nicht die beste.

Nordeck weigerte sich, seinen Freunden nähere Auskunft über die Gründe seiner Abneigung gegen Holzbrecher zu geben, aber es bedurfte derselben auch nicht um die Herren zu bewegen, seinen Umgang zu meiden, sein Auftreten hatte schon das Nöthige dazu gethan. Was man jedoch dem Vater vorwarf, machten die Töchter wieder gut, und eben so abstoßend, wie das Wesen Holzbrecher's erschien, eben so anziehend waren seine Damen, es fehlte Minna und Albertinen nicht an Verehrern, die jungen Herren beeiferten sich, die Bekanntschaft der jungen Mädchen zu machen, und doch empfand Jeder eine gewisse Scheu, da ein noch unaufgeklärter Vorwurf auf den Vater lastete.

Nordeck vermied es so auffallend, Holzbrecher zu begegnen und benahm sich, wenn dies nicht zu verhüten war, mit einer so kalten Förmlichkeit gegen ihn, daß Holzbrecher einnehmendere Maniren besessen haben müßte, um den Verdacht von sich abzustreifen, daß Nordeck seine Abneigung gegen ihn übertreibe.

Die jungen Mädchen hörten den Namen Rudolphs von Nordeck zu oft für das Interesse, das seine Persönlichkeit schon erweckt hatte, daß eine lebhafte Neugier erklärlich wurde. Die Damen erkundigten sich, was Nordeck veranlasse, plötzlich den Kursaal zu meiden, erzählten, daß er so Vieles zur Zerstreuung arrangirt, wie man ihn jetzt vermisse, Minna und Albertine sahen, wie er auf der Promenade von Allen herzlich begrüßt wurde, sie hatten gesehen, daß ihre Mutter ihn als alten Bekannten willkommen geheißen, hatten gehört, daß ihr Vater ihn eingeladen — aber er kam nie zu ihnen heran und doch schien sein Auge ihnen zu folgen.

Albertine war bald mit der Erklärung fertig, sie nannte ihn stolz und eingebildet. Minna aber schwieg und begann ein anderes Thema, wenn die Schwester von ihm sprach — sie wußte es, daß es ihm einen Kampf kostete, sie nicht anzureden.

Ihr scharfes Auge sah ihn oft genug hinter den Gardinen seines Fensters stehen und zu ihnen hinaufschauen, sie hatte bemerkt, daß sein Blick heimlich ihr folgte und daß er, wie ein ertappter Dieb erröthete, wenn ihr Auge plötzlich dem seinigen begegnete.

Die Mutter hatte, als Albertine sie einmal gefragt, ob sie Nordeck nicht für einen sehr unhöflichen Menschen halte, erröthend die Antwort gegeben, „sie glaube, Herr von Nordeck habe der Einladung nicht Folge geleistet, weil er mit dem Vater nicht harmonire", und als Albertine fortfuhr und meinte, er brauche deshalb doch nicht so grob zu sein, auch ihr geradezu aus dem Wege zu gehen — da hatte sie keine Antwort gegeben, aber Minna hatte bemerkt, wie peinlich ihr diese Frage gewesen.

Der Eindruck den das Herz des jungen Mädchens empfangen, wurzelte immer tiefer, sie fühlte, daß ihre Erscheinung ihn gefesselt und fragte sich, warum er gegen diesen Zauber kämpfe, der ihn doch immer wieder heimlich an's Fenster zog, warum er sich scheue ihr zu nahen, da doch ihre Eltern ihm die Thür geöffnet.

Sollte sein Stolz sich gegen eine Neigung sträuben, die ihn zu einer Bürgerlichen hinzog — dann wäre er nicht erröthet als ihr Blick seinem suchenden Auge begegnet, wußte er, daß ihr Vater seinen Stand gering achtete und fürchtete er von ihm zurückgewiesen zu werden, wollte er keinen Versuch wagen, warum that er dann heimlich, was er offen nicht wollte?

Aber nein — er mußte eine andere Ursach haben sie zu meiden, den Ihrigen auf eine beinahe verletzende Weise auszuweichen, denn seine Züge verriethen keinen Hochmuth, sein ganzes Wesen schien mehr Theilnahme zu fordern als abstoßen zu wollen.

Der Badedirektor hatte einen Ball im Kurhause arrangirt. Die Subscriptionsliste circulirte bei allen Badegästen. Minna war zufällig allein zu Hause als der Bote die Liste brachte. „Sie müssen schon wiederkommen", sagte sie, „meine Eltern sind ausgegangen."

„So geht's überall", brummte der Bote, „man wird nicht fertig, drüben der Herr von Nordeck will erst wissen ob Sie kommen — hier heißt es, es sei Niemand zu Hause. Dabei gießt es wie mit Kannen."

Minna hatte genug gehört. Die Bedingung welche Nordeck sich zu stellen schien, war eine Beleidigung gegen ihre Eltern, gegen ihre Familie. Sie mußte Gewißheit haben.

Als der Vater nach Hause kam, theilte sie ihm mit, daß der Bote mit der Liste dagewesen sei. Holzbrecher erklärte daß er keine Billets nehmen werde, und Minna gab dem Boten, als er zurückkehrte, diesen Bescheid.

Als die Familie beisammen war begann sie von

dem Ball zu sprechen und bemerkte, indem sie das Auge forschend auf den Vater heftete, „es wird Herrn von Nordeck sehr lieb sein, daß wir nicht an dem Feste Theil nehmen, denn nun braucht er sich nicht auszuschließen.“

„Was sagst Du?“ brummte Holzbrecher, die Brauen runzelnd.

Minna wiederholte ihre Worte und fügte zur Erklärung hinzu was der Bote gesagt.

Holzbrecher stieg das Blut in's Antlitz, unheimlich glänzte das Auge, ein leises Zucken in seinen Zügen verrieth, wie heftig es in ihm gährte. „Schweig!“ donnerte er mit einer Heftigkeit, die Minna an ihm noch nicht gekannt. „Bist wohl verliebt in den Gecken und möchtest ihm nachlaufen, weil er Dir nicht die Ehre schenkt. Aber das scheint im Blut zu liegen.“ —

„Wilhelm!“ rief Juliane bestürzt und ergriff seinen Arm ihn zu besänftigen.

„Ich will nichts hören — ja — Du trägst die Schuld, daß die Mädchen tolle Ideen im Kopfe haben, Du kümmerst Dich nicht um sie — aber freilich, Träumereien sind amüsanter.“

Er hielt inne, denn Juliane verließ in heftiger Erregung das Zimmer, da sie nicht vermochte, die Leidenschaft ihres Gatten so weit zu mäßigen, daß er ihrer wenigstens vor den Kindern schonte. Sie flüchtete, um ihn dadurch zur Besinnung zu bringen.

Holzbrecher fühlte, daß er sich übereilt. Nicht seine Brutalität gereute ihn, aber er sah, daß er sich vor den Seinen die Blöße gegeben, zu verrathen, daß ihn das Benehmen Nordeck's erbitterte und den wunden Fleck getroffen habe.

„Der Mensch ist ungezogen, ich will nicht an ihn erinnert sein — die ganze Gesellschaft hier ist mir verhaßt — es sind eingebildete Bettler. — Minna — geh' zur Mutter, sage ihr, daß sie sich beruhigen soll, es war nicht so gemeint, aber ich ärgere mich daß ich dem stolzen Gecken eine Einladung gesagt und daran hätte sie Schuld. Ich — beruhige sie.“

Minna gehorchte gern, es ward ihr ängstlich in der Nähe des Vaters. Sie fand die Mutter in Thränen. Wie gebrochen saß die unglückliche Frau da, sie mußte erröthen in das Antlitz der Tochter zu schauen.

Minna schlang den Arm um ihren Nacken und küßte ihr die Thränen aus den Augen.

„Verzeihe mir“, flehte sie, „daß ich den Vater erzürnt, ich konnte ja nicht ahnen, daß eine neugierige Frage ihn so erregen werde.“

„Gestehe mir die Wahrheit, Minna; war es Neugier allein, die Dich die Bemerkung machen ließ — warum fragtest Du nicht mich?“

Die Tochter sank an die Brust der Mutter, das erröthende Antlitz zu verbergen. „Mutter“, hauchte sie, „als ich sah wie Du so freudig bewegt warst, den Herrn von Nordeck zu begrüßen und plötzlich der Vater kam und darauf die Stimmung so kühl wurde, da — ich gestehe es Dir — ward ich neugierig, aber ich hielt es für unzart, Dich nach der Ursache zu fragen, weßhalb er den Vater ihn zu hassen scheint — aber dies fortgesetzte Vermeiden jeder Begegnung, diese auffällige Vernachlässignung selbst der gewöhnlichsten Höflichkeit von der Seite des jungen Mannes, hat mich beunruhigt, weil er doch nicht so aussieht, als wäre er stolz und hochmüthig —“

„Liebe Minna, Du könntest Dich täuschen — ja — Du irrst Dich gewiß. Er giebt uns deutlich zu erkennen, daß er unsern Umgang nicht wünscht, daß er die Einladung des Vaters vergessen will.“ —

Minna schüttelte den Kopf.

„Nein, Mutter — es ist etwas Anderes — vielleicht ein Mißverständniß, ein Irrthum — aber er käme ebenso gern zu uns, wie es ihm schwer wird, uns aus dem Wege zu gehen.“

„Woher glaubst Du das? Minna, ich bitte Dich, vertraue mir Alles an, was Du auf dem Herzen hast — verschmähe nicht den Rath Deiner Mutter.“

„Er steht, so oft wir zu Hause sind, hinter den Gardinen seines Fensters — seine Blicke folgen mir mit einem Ausdruck, als bitte er mir das Unrecht ab, das er dem Vater thut“ —

„Verhüte es Gott daß ich Dich recht verstehe!“ seufzte die Mutter — „aber nein — er wenigstens würde eine Neigung zu bekämpfen wissen — die“ —

„Minna“, unterbrach sie sich plötzlich, und ihr Auge suchte mit zitternder Angst das Auge der Tochter, „nicht wahr, Dir ist er völlig gleichgültig, nur die Neugier läßt Dich ihn beobachten“ — —

Minna schlug das Auge verwirrt zu Boden. „Ich weiß nicht was Du willst“, stotterte sie.

„Ich will Dich nur daran erinnern, daß Dein Vater ein Feind des Standes ist, dem Herr von Nordeck angehört, daß er niemals Dir gestatten würde, einem Offizier die Hand zu reichen, wenn dieser auch nicht wie Nordeck, ihm persönlich zuwider wäre.“

„Aber, liebe Mutter, warum haßt denn der Vater den Offizierstand, Karl ist jetzt ja auch Soldat und der Vater wünscht doch, daß er Offizier werde.“

„Dein Bruder erfüllt nur seine Militairpflicht und der Vater wünscht daß er Landwehr-Offizier werde, damit er bei den Uebungen leichteren Dienst habe, der Stand selbst ist ihm ein Dorn im Auge, weil er sich über den Kaufmannsstand erhebt, weil ihm Auszeichnungen zu Theil werden, die meist nur durch den Zufall der Geburt erworben sind, während Dein Bruder z. B. niemals das Ansehen erreichen kann, was die Adeligen besitzen. Dein Vater giebt nichts auf Aeußerlichkeiten, aber er hat oft erfahren, daß die Menge ihn gegen Leute zurücksetzt, die, fast noch Knaben, durch ihre Geburt Vorrechte in Anspruch nehmen.“

„Liebe Mutter, das ist doch aber kein Grund, jene Leute zu hassen — ich gebe zu daß es schön ist, wenn der Vater dem Adelstolz seinen kaufmännischen

Stolz entgegensetzt, aber den Haß gegen Einzelne, die doch nicht Schuld daran haben, daß man ihnen Vorrechte zuerkennt, den verstehe ich nicht."

„So denke, daß Dein Vater die Ursache nicht nennen will, daß aber nichts ihn bewegen würde, von seinen Grundsätzen abzugehen. Was Herrn von Nordeck betrifft, so möge es Dir genügen, wenn ich Dir sage, daß mich sein Benehmen gegen uns nicht befremdet und daß ich überzeugt bin, er wird, wenn ihn wirklich Dein Aeußeres vorübergehend gefesselt, die Grundsätze Deines Vaters hinreichend kennen, um diese Neigung im Keime zu ersticken."

Als Holzbrecher an demselben Tage mit seiner Frau allein war und ihr einige versöhnende Worte gesagt, ließ sie ihn nicht das Thema so schnell abbrechen als er es wollte. „Lieber Wilhelm," sagte sie, „ich kann mir Deine Empfindlichkeit wohl erklären, denn Herr von Nordeck zeigt seine Abneigung gegen uns in etwas zu auffallender Weise — aber ich fürchte eine Entschuldigung dieses Benehmens gefunden zu haben."

„Das fürchtest Du?!"

„Ja, und Du wirst mir Recht geben. Setze den Fall, der Anblick einer unserer Töchter hätte ihn mehr gefesselt, als er sich gestehen mag — er kennt Deine Ansichten und meidet jede Begegnung mit uns, weil er fürchtet, zu schwach zu sein" —

Juliane stockte. Sie hatte eher ein spöttisches, triumphirendes Lachen erwartet, als die neugierige, erwartungsvolle Miene, mit der er sie anhörte und ihr zunickte dreist fortzufahren.

„Nun, warum redest Du nicht weiter? Bist Du dessen gewiß, daß ihm eins der Mädchen gefallen? Welche ist es?" —

„Wilhelm? — nein so grausam könntest Du nicht spotten!"

„Was meinst Du, mein Herz? Worüber sollte ich spotten? Hältst Du mich für so wenig eitel, daß mich die Eroberungen unserer Kinder nicht stolz machen? Die Mädchen sind reif zum Heirathen."

Juliane traute ihren Ohren nicht. „Du würdest einwilligen, wenn ein Edelmann käme?" —

„Warum nicht? Wenn es ein solider Mann ist, der nicht um des Geldes willen — aber," unterbrach er sich rasch, als er bemerkte daß Juliane das Auge niederschlug — „davon ist ja keine Rede, denn die Mädchen werde ich nur mäßig ausstatten. — Du bist überrascht", fuhr er fort, „Du glaubst, ich handle gegen meine Grundsätze. Dem ist nicht so. Für's Erste habe ich erfahren, wie schwer es hält, das Herz eines Weibes zur Ruhe zu bringen — ja — ich meine Dich, Juliane — ich weiß, was Du gelitten — aber für's Zweite habe ich einen Sohn, der meine Firma fortführen wird und dann sollte es mich freuen, könnte ich an Nordeck gut machen, was sein Vater mir vielleicht vorgeworfen. Der junge Mann gefällt mir, und eben deshalb ärgert es mich, daß er nichts von uns wissen will."

„O — Du bist heute so gut!" rief Juliane bewegt und drückte ihre Lippen auf seine Stirn, „aber ich traue dieser Regung nur so weit, als sie Dein Herz betrifft. Glaube mir, es ist besser, Nordeck meidet unser Haus. Dein Stolz könnte doch wieder gereizt werden — Du bist einmal kein Freund der Bevorrechteten."

„Liebe Juliane, vielleicht gerade deshalb wünsche ich einen vornehmen Schwiegersohn. Ich habe hier, wo ich so viel unter den vornehmen Herren bin, eingesehen, daß sie nicht so übel sind; die Hartnäckigkeit mit der sie sich abschließen gefällt mir, und man wird nun einmal nicht besser mit ihnen fertig, als wenn man sich einen der Ihrigen kauft. Der Ham-Ham nähme die Albertine ganz gern, will der Nordeck die Minna, dann bin ich der Vater von einem Grafen und von einem Baron!"

„Diese Eitelkeit hätte ich Dir nimmer zugetraut!"

„Warum nicht? Ich kann Alles für mein Geld kaufen, nur nicht dies vornehme Selbstgefühl, um welches ich diese Herren jetzt wirklich beneide. Vielleicht habe ich sie immer beneidet — jedenfalls ist es auch ein Triumph, wenn diejenigen, die mich über die Achsel angesehen, mich bitten müssen, ihr Schwiegervater zu werden."

„Ich verstehe das Alles — aber diesen Umschwung in Deinen Ansichten — diese Eröffnung, die ganz den Grundsätzen widerspricht, in denen wir unsere Kinder erzogen haben" —

„Das war Vorsicht, liebe Juliane. Sie dürfen es auch als keine Herablassung ansehen, wenn sich ein Graf um sie bewirbt."

„Mir ist es als ob ich träume. Du wolltest — wirklich — wenn Nordeck" — — —

„Ja, ja — aber ich fürchte, er wird nicht kommen!"

Holzbrecher murmelte diese Worte vor sich hin — plötzlich sprang er auf, und schritt heftig auf und ab. Es war dies eine Gewohnheit von ihm wenn er erregt war, und Juliane wußte, daß er in solchen Momenten keine Frage liebte. Aber woher kam gerade jetzt diese Erregung, wo er eben so vertraulich sein Herz aufgeschlossen!

„Ich fürchte, er wird nicht kommen!" Diese Worte riefen die alte Ahnung wieder wach, daß auf seinem Gewissen etwas laste.

Sie zitterte — sollte die Schuld des Vaters sich rächen an ihrem Kinde! — — —

Rudolph von Nordeck saß auf seinem gewohnten Platze, hinter der Gardine am Fenster. Das Wetter gestattete keine Ausflüge, im Kursal und in der Säulenhalle war es ihm peinlich, Holzbrechern stets ausweichen zu müssen oder lästige Fragen immer von Neuem darüber zu hören, weßhalb er sich plötzlich zurückgezogen — er wäre schon längst abgereist, wenn er nicht, wie alle anderen Badegäste, von Tag zu Tag auf besseres Wetter gerechnet hätte.

In dem einsamen Zimmer fehlte es ihm an Beschäftigung. Er las, aber er ward auch der Bücher müde, die Langeweile trieb ihn an's Fenster, und da blieb denn sein Blick oft genug auf dem schönen Antlitz haften, das ihn schon im ersten Moment so lebhaft gefesselt.

„Es ist seine Tochter!" Diese Erinnerung ließ ihn immer von Neuem sich, leise schaudernd, abwenden, aber das Köpfchen war zu lieblich, zu unschuldig waren diese reinen Züge, als daß er ihm hätte zürnen können. Er schaute wieder hinauf — und wenn sie nicht am Fenster war, ertappte er oft sein Herz auf heimlicher Sehnsucht.

„Du wärst im Stande, dich aus Langerweile zu verlieben", zürnte er gegen das Herz, „du vergißt, was ihr Vater dem deinigen gethan!"

Da kam sie an's Fenster, und in diesem Momente hatte er wirklich Alles vergessen.

So ging es ihm auch heute. Aber was war vorgefallen — ihr Antlitz war bleich — nur einen Moment war sie am Fenster erschienen und da hatte ihr Auge so trübe schmerzlich geschaut — ja — es hatte ihm geschienen als ob ihr Blick verstohlen ihn gesucht, als ob ihm die Klage gelte — —

„Du mußt fort", rief es in ihm, „das Mädchen wird dir gefährlich, du könntest vergessen" — —

Er sprang auf, glühend heiß brannte seine Stirn, er fühlte daß seine Furcht begründet, daß er kaum noch die Kraft hatte, ihr Bild gewaltsam von seiner Seele zu scheuchen.

Rasch entschlossen packte er seine Sachen, dann ging er nach dem Kurhause um von seinen Freunden Abschied zu nehmen Das schlechte Wetter gab ihm den besten Vorwand, die wahre Ursache seiner Abreise darunter zu verbergen.

Es war Niemand überrascht von seinem Entschluß, man hatte sich eher gewundert, daß er die Heimkehr noch nicht dem zurückgezogenen Leben vorgezogen.

Das Wetter, so urtheilte man, hat Nordeck melancholisch gemacht.

Rudolph war eben im Begriff Ham-Ham Lebewohl zu sagen, als er plötzlich Frau Holzbrecher mit ihren Töchtern bemerkte. Sie standen ihm so nahe, daß sie seine Worte gehört haben mußten, und um seine Verlegenheit noch größer zu machen, wandte sich der Graf, welcher die Damen ebenfalls erst jetzt bemerkte, zu diesen mit den Worten: „Ich würde Herrn von Nordeck um seinen raschen Entschluß beneiden, wenn die Gesellschaft hier im Bade weniger Zauber für mich hätte — aber ich", flüsterte er zu Albertine, „schmachte in Ketten" —

„Sie wollen abreisen, Herr von Nordeck?" fragte Juliane den jungen Mann im Tone leisen Vorwurfs, „ich hatte immer noch gehofft, Sie einmal bei uns zu sehen."

„Ich bitte Sie, mich wegen dieser scheinbaren Unaufmerksamkeit gegen Ihren so freundlich ausgesprochenen Wunsch, Etwas von meinem seligen Vater zu hören, nicht für unhöflich zu halten, ich hatte Ursache, gerade dies zu vermeiden, ohne Ihnen eine Erklärung darüber geben zu können."

„Ich glaube Ihnen, lieber Nordeck. Auch ohne diese Versicherung wäre ich überzeugt gewesen, daß der Sohn Ihres Vaters mir seine aufrichtige Freundschaft bewahrt hat. Aber ich glaube, Ihre Bedenken zu errathen, und dann bedauere ich doch, daß ein Irrthum Sie uns meiden ließ. Mein Mann wäre sehr erfreut gewesen, Sie in seinem Hause zu begrüßen und hätte daraus ersehen, daß Sie ihm nicht jenes Vorurtheil zutrauen, welches die Patrizier von L. leider gegen andere achtbare Stände hegt."

„Sie täuschen sich — diese Besorgniß wäre nicht im Stande gewesen mich darauf verzichten zu lassen, Ihre gütige Erlaubniß zu benutzen."

„Etwas Anderes!" — murmelte sie erschrocken, und ihr Auge suchte ängstlich in seinen Zügen zu lesen. „Herr von Nordeck — ich bitte, lassen Sie mich nicht rathen."

„Ich würde mich an dem Andenken meines Vaters versündigen, wollte ich den Schleier von Dingen lüften, die vergessen und begraben sind."

„Was Sie da sagen beunruhigt mich, aber" —

„Verzeihen Sie — ich habe mich vielleicht nicht deutlich ausgedrückt, und deshalb vermied ich die Begegnung mit Ihnen, so schwer es mir ward, denn die unbegrenzte Verehrung die Ihnen mein Vater bewahrt, mit der er noch auf dem Todbette von Ihnen gesprochen, legte mir die Pflicht auf, nie eine trübe Erinnerung in Ihnen zu erwecken — der Zufall fügte es, daß wir uns hier trafen."

Damit verbeugte er sich tief und, ehe sie noch ein Wort erwidern konnte, war er verschwunden. Fast kein Wort dieses Gespräches war Minna entgangen, sie hatte mit dem Herzen gelauscht. Die Bewegung der Mutter, die zitternde Angst ihrer Frage, die ausweichende und doch so schonende Art seiner Antwort, die es ängstlich vermied den Namen ihres Vaters in's Gespräch zu bringen — das war genug, um auch ihre Seele mit der trüben Ahnung zu erfüllen, daß ein schmerzliches Geheimniß diesem Manne einen schweren Kampf mit seinem Herzen auferlegt habe. Und wie sein Blick einen Moment so warm auf ihr geruht, als könne er sich nicht losreißen — da wollte ihr das Herz zerspringen, da glühte und stürmte es durch ihre Adern so jubelnd und doch so weh: — er liebt dich, aber er flieht!

Nordeck hatte den Saal verlassen. Die Betonung mit welcher Frau Holzbrecher gesagt, daß ihr Gatte sich gefreut haben würde ihn zu sehen, und mit der sie von dem Vorurtheil der Patrizier zu L. gesprochen, schien ihm mehr anzudeuten als die Absicht, seine Bedenken niederzuschlagen. „Wie kam sie darauf? Hat sie in deinem Herzen das Geheimniß seiner Schwäche gelesen, will sie dich ermuntern?"

Und sie, das schöne Bild, das im Wachen und im Traum seine Seele umgaukelte, hatte jedes Wort gehört, und ihr Blick hatte die Bitte der Mutter begleitet —

Es ward Nordeck heiß, zu stürmisch pochte sein Herz. Die Ahnung nur von der Möglichkeit, daß dies Wesen ihn lieben könne, ließ die Flamme im Herzen auflodern, die er mit Mühe so lange sich weggeleugnet, von der sein Kopf nichts wissen gewollt. Wie ein Engel der Versöhnung trat Minna's Bild vor seine Seele und lächelte: „Schau mich an, und vergiß Deinen Haß!"

Einen Augenblick erlag er diesem Traume. Die Seele schwelgte von süßer Hoffnung getragen und ließ die Phantasie den Traum des Herzens ausmalen: „Lieben und geliebt sein!" Aber die Erinnerung schreckte ihn auf — wenn er nicht Alles geträumt, dann war er um so unglücklicher, ihr Vater war ja der Mann, den er verachten mußte, ohne daß er ihm Haß geschworen, und da giebt es kein Vergeben, kein Versöhnen, Verachtung läßt sich nicht aus dem Herzen wegreden und durch Wünsche fortscheuchen, reiße man auch die Wurzel aus, ihre Fasern bleiben, wachsen fest und treiben von Neuem.

„Aber Du bist auch ein Narr mit Deinen eitlen Träumen", rief es in ihm und es ward ihm leichter bei diesem Gedanken. „Wie könnte ein Weib Dich lieben, das Dich kaum gesehen. Sie würde lachen, wenn Sie ahnte, was Du eitel Dir eingebildet, und Du selbst solltest erröthen über die Schwäche, Deinen Traum an ein Bild zu fesseln, dessen Seele Du nicht kennst, wo Du nur die Farben bewunderst. Sie ist schön — aber ist es auch ihre Seele, spielt nicht die Natur mit den Farben wenn sie ein Weib malt, kann es nicht Hochmuth sein was Dir als Adel, Koketterie was Dir als Sanftmuth erschien?"

„Du mußt fort, mußt das Bild aus Deiner Seele löschen, denke daran, wer sie ist!" —

Als er seine Wohnung erreichte, begegnete ihm Holzbrecher in der Thüre seines Hauses.

Was suchte dieser Mann bei ihm? Hatte ihn nur der Zufall hergeführt oder war er absichtlich gekommen! Nordeck grüßte kalt und wollte bei dem Kaufmann vorüber, aber Holzbrecher hielt ihn zurück.

„Ein Wort, Herr von Nordeck, ich war bei Ihnen."

„Bei mir?" Rudolph legte in den Ton dieser Frage mehr als den Ausdruck der Ueberraschung; der Kaufmann konnte ihn nicht mißverstehen.

„Ja, Herr von Nordeck, ich war bei Ihnen, da Sie zu stolz sind zu mir zu kommen und es auch nicht der Mühe werth halten, mir zu erklären, weshalb Sie mir und den Meinigen auf eine beinahe verletzende Weise ausweichen, nachdem wir Sie freundlichst gebeten uns zu besuchen."

„Herr Holzbrecher, ich glaube, Ihnen kann die Ursache meiner Handlungsweise nicht fremd sein."

„Herr von Nordeck, ich kann mir erklären, daß Sie eine gewisse Abneigung gegen mich empfinden, aber daß Sie vor der ganzen Badegesellschaft mich beleidigen, das läßt mich auf einen Haß schließen, dessen Beweggründe mir fremd sind. Ich bin als älterer Mann dem jüngeren versöhnlich begegnet, Sie aber sind in einer Weise verletzend" —

„Herr Holzbrecher, ich wüßte nicht, womit ich Sie beleidigt habe."

„Dadurch, daß Sie mir und den Meinigen ausweichen als wären wir Verbrecher, daß Sie jede Gesellschaft verlassen, sobald wir hinzukommen. Ja, wenn Sie noch wenigstens die Ursache Ihres Grolles Jedem erklären wollten, aber Sie spielen den Geheimnißvollen und überlassen es den Leuten, sich zu denken was sie wollen und zu wählen, ob man Sie oder mich für einen Ehrenmann hält. Das muß ein Ende haben, es muß klar werden zwischen uns, ich bin das mir und meiner Familie schuldig. An einem anderen Orte würde ich vielleicht weniger empfindlich sein, aber hier, wo Alles gewissermaßen eine geschlossene Gesellschaft bildet, geht das nicht."

„Herr Holzbrecher, meine Abreise, die in wenigen Stunden vor sich geht, erspart mir vielleicht eine für uns Beide unangenehme Erörterung" —

„Sie wollen abreisen!" rief der Kaufmann in höchster Ueberraschung — „meine Frau sagte mir doch" — Er stockte und es hätte nicht viel daran gefehlt, daß er in seiner Betroffenheit Nordeck geradezu gefragt hätte, ob es denn nicht wahr sei, daß er sich für Minna interessire.

„Darf ich Sie bitten, mir die Ursache dieses plötzlichen Entschlusses zu erklären?"

„Herr Holzbrecher", und Rudolph mußte lächeln, „ich weiß nicht, wie das für Sie Interesse haben kann."

„Ganz gewiß, denn mir entgeht dadurch die Genugthuung die ich fordere. Die Leute werden nun erst recht hier alles Mögliche denken."

„Ich wüßte nicht in welcher Art ich Ihnen Genugthuung geben könnte. Ich habe nichts gethan, was zu widerrufen oder durch eine Entschuldigung gut zu machen ist."

„O ja, Sie brauchen nur hier zu bleiben und auf dem Balle mit meinen Töchtern zu tanzen. Sie haben ja ein Billet genommen. Sollen die Leute glauben daß Sie fortbleiben, weil ich nachträglich zugesagt?"

Nordeck war in einer peinlichen Lage. Er wußte nicht recht was er antworten sollte um Holzbrecher begreiflich zu machen, daß er glücklich wäre mit seinen Töchtern zu tanzen, wenn diese nicht eben seine Töchter wären.

„Herr Holzbrecher, ich habe bereits von allen meinen Freunden, auch von Ihren Damen, Abschied genommen" —

„Das läßt sich redressiren. Hören Sie, Herr von Nordeck, offen heraus, ich möchte den Sohn

Ihres Vaters mit mir versöhnen. Was haben Sie gegen mich! Was habe ich Ihrem Vater gethan, daß Sie mich vor aller Welt wie einen Geächteten blosstellen? Sprechen Sie Sich aus. Was ich thun kann, die Sache beizulegen, soll geschehen. Meiner Frau, meiner Kinder wegen muß ich schon bitten" —

„Herr Holzbrecher, es ist durchaus nichts beizulegen noch etwas gut zu machen. — Der Mann, der allein mit Ihnen hätte rechten können, ist todt."

„Aber er hat seinen Haß auf Sie vererbt und das bedrückt mich. Was habe ich gethan, daß der Sohn mir den Fluch des Vaters vorwirft?"

„Haben Sie nicht das Lebensglück meines Vaters vernichtet indem Sie ihm die Geliebte entrissen, an die er mit allen Fasern seines Herzens gekettet? Ja, noch mehr! Haben Sie nicht, um den lästigen Rivalen zu beseitigen, zu den schändlichsten Mitteln gegriffen und ihm so die Liebe einer Frau geraubt, die sonst nie die Ihre geworden wäre?"

„Ich hätte das gethan? ich dächte im Gegentheil, Ihr Vater wäre mir noch Dank schuldig gewesen."

„Für das Blutgeld das Sie ihm boten — für den Handel mit seinem Herzen — daß Sie ihm seine theuersten Hoffnungen mit Drohungen abkauften?"

„Herr von Nordeck, Sie verdrehen die Thatsachen; so war es nicht" —

„Wie wollen Sie es anders nennen? Mein Vater hatte Schulden gemacht um in Kreisen leben zu können, in denen er die Geliebte seines Herzens wußte. Sie kauften die Schulden auf und drohten mit einer Klage wenn er nicht auf die Geliebte verzichte. Sie wußten, daß er nicht um des Geldes willen die Hand Ihrer jetzigen Frau erstrebte, aber Sie rechneten sehr richtig darauf, daß alle Welt dies glauben müsse und die Drohung, ihn durch eine Klage um seine Existenz zu bringen, — ihn in das Schuldgefängniß zu werfen, war das nicht eine Drohung ihn zu entehren? Jeder einzelne Gläubiger hätte Nachsicht gehabt, mein Vater hätte mit der Zeit Alle befriedigt, Sie aber machten dies unmöglich. O es war teuflisch ausgesonnen, den Mann vor sich selbst zu entehren; damit er den Muth verliere seine Hoffnung festzuhalten. Es ist meinem Vater gelungen, Ihnen Ihr Geld zurückzuerstatten, wollen Sie Ihre Nachsicht noch besser bezahlt haben als mit der Genugthuung, ihm die Geliebte entrissen und ihn gedemüthigt zu haben, fordern Sie etwa noch, daß er vergessen sollte? Wie Sie ihn brandmarken gewollt in den Augen derjenigen, die meinem Vater vertrauensvoll ihr Herz geschenkt, wie Sie die Achtung untergruben, die Jene ihm gezollt und kalt mit ihm verfuhren wie mit einer gefühllosen Sache, da dachten Sie vielleicht nicht daran, daß dieser Mann, mit dem Sie fertig zu sein glaubten, sich emporschwingen, seine Schuld abtragen und dann vom Himmel Gerechtigkeit auch gegen Sie fordern könne? Ja, mein Vater heirathete um des Geldes, um seiner Schuld willen, sie drückte ihn wie ein Fluch. Eine Dame, der er seine Schicksale erzählt, bot ihm ihre Hand und ihr Vermögen an, obwohl sie wußte, daß sie die Erinnerung nimmer aus dem Herzen meines Vaters löschen könne, er war Ehrenmann genug, ihr das nicht zu verhehlen. Sind Sie glücklich geworden oder nicht — soviel weiß ich, das Eine ist Ihnen nicht gelungen, was Sie durch jene Drohung erstrebt, Sie haben den Glauben an die Ehrenhaftigkeit meines Vaters nicht untergraben können, der warme Gruß Ihrer Frau, als sie mich sah, gestand mir dies. Aber ihm haben Sie Zweifel in die Brust gelegt, die ihn folterten, er mußte glauben, von der, die er liebte, verachtet zu sein, Sie haben einen Ehrenmann dahin gebracht vor Ihnen zu erröthen und das auf eine Weise, die mich vor Ihnen erschrecken läßt. Deshalb wich ich Ihnen, wich ich Ihrer Familie aus. Was ich Ihnen heute sage, durfte ich nicht den Ihrigen eröffnen, es Ihnen zu sagen hielt ich kaum für nöthig, aber Sie haben es gewollt, entschuldigen Sie daher, wenn ich in der Form nicht Maß gehalten, wo die Leidenschaft fluthet."

„Herr von Nordeck", entgegnete Holzbrecher, der eine solche Entgegnung nicht erwartet, „Sie setzen mich in Erstaunen, ich könnte erschrecken vor dem Bilde, das Sie von mir entwerfen. Aber, Gott sei Dank, die Sache steht anders. Niederstetter — so hieß der Vater meiner Frau — hatte mir seine Tochter versprochen, er hätte sie niemals Ihrem Vater gegeben. Dieser glaubte das nicht, er hoffte die Geliebte werde den Vater durch Bitten umstimmen, er wollte den Vater durch seine Tochter bekämpfen, sie dahin bringen, ihrem Vater zu trotzen. Dabei hatte er kein Vermögen, er konnte ihr keine Existenz bieten, es war also Wahnsinn was er versuchte, Wahnsinn um so mehr, als Niederstetter sein Kind lieber einem armen Commis als einem reichen Baron gegeben hätte. Er war stolz auf seinen Stand, stolzer als ein Fürst auf seinen Adel. Ich liebte auch und dachte Ihrem Vater die Augen zu öffnen, ich kaufte seine Schulden auf, trat vor ihm hin und sagte: Dir droht der Schuldarrest und Du willst ein Weib mit in Dein Elend ziehen, ein Weib, das gewohnt ist, alle ihre Wünsche befriedigt zu sehen? Er sprach von Liebe und wollte keinen Einwand hören. Er meinte, die Liebe ertrage Alles. Ich konnte nicht anders denken, als daß er sich einbildete Julianens Vater werde nachgeben und sagte ihm, daß der Kaufmann, der schon gegen ihn eingenommen, ihn doppelt gering schätzen werde, wenn er erfahre, daß er verschuldet sei. Ihr Vater wurde heftig gegen mich, da schwand mir die Geduld, ich stellte ihm die Wahl, entweder zu verzichten oder in's Schuldgefängniß zu gehen. Das half, ich glaubte er komme zur Einsicht und aus Theilnahme für sein Unglück habe ich ihm noch geholfen. Er konnte Niederstetter grollen aber nicht mir, der hat ihm die Tochter verweigert nicht ich, was ich gethan, sollte ihn nur zur Einsicht brin-

gen und von Schritten abhalten, die Juliane unglücklich gemacht und Niederstetter zu Gewaltmaßregeln veranlaßt hätten. Meine Drohung war keine Beleidigung, sie war nur eine Folge seiner Hartnäckigkeit; wenn ich es bös gemeint hätte, würde ich dann die fälligen Wechsel ihm gestundet haben?"

Nordeck fühlte, daß es vergebens sei, diesem Manne, der nur kaufmännisch dachte, begreiflich zu machen, daß es ehrlos war, solche Mittel gegen einen Rival zu benutzen. „Lassen wir die Angelegenheit auf sich beruhen", sagte er, „die Armuth erschien Ihnen als Verbrechen, Sie ahnten nicht, daß Ihre Bedingung einen Mann von Ehre tiefer verletzen mußte, als die Ausführung Ihrer Drohung selbst. Unsere Ansichten sind so verschieden, daß eine Einigung wohl nicht möglich ist." —

„Herr von Nordeck, ich dächte es könnte Ihnen genügen, wenn ein älterer Mann Ihnen die Hand zur Versöhnung bietet. Da Sie darauf bestehen, will ich zugeben, daß ich, ohne es zu wollen, Ihren Vater gekränkt. Ich bin Kaufmann und handelte als solcher, es lag mir fern beleidigen zu wollen. Ein anderer als ich, hätte vielleicht die Pistole gewählt, das wäre Ihnen ehrenhafter erschienen. Ihr Auftreten gegen mich hat die Leute bedenklich gemacht, sie vermuthen Schlimmeres. Mein Ruf ist mir heilig und Sie haben ihn dem Zweifel preisgegeben. Meine Töchter leiden darunter, Sie müssen die Gerüchte widerlegen, die Sie heraufbeschworen, oder Sie zwingen mich, die ganze Sache der Oeffentlichkeit zu übergeben." —

Nordeck, der im ersten Augenblick geschwankt, erröthete bei den letzten Worten. „Sie stellen auch mir eine Bedingung", sagte er, „die mich verletzt. Ich kann nur antworten, führen Sie diese Drohung aus, ich fürchte sie nicht."

„Aber ich — meine Frau ist schon unglücklich genug" — seufzte Holzbrecher unwillkürlich.

„Das ändert Alles — wenn Sie den Namen Ihrer Frau anrufen, dann füge ich mich. Es war der Wille meines Vaters, daß die Erinnerung an ihn sie niemals betrüben solle. Sind Sie zufrieden, wenn ich vor meiner Abreise dem Badedirector und einigen anderen Herren die Erklärung gebe, daß eine persönliche Differenz allein die Ursache gewesen, daß ich Sie vermieden?"

„Es wäre mir lieber, Sie ganz zu versöhnen, Sie in meinem Hause zu sehen. Ihr Vater, sagten Sie, ist durch mich unglücklich geworden. Lassen Sie mich die Schuld an Sie abtragen."

Nordeck verbeugte sich kalt. „Meine Abreise ist bestimmt beschlossen. Ich bedaure, Ihr gütiges Anerbieten ablehnen zu müssen."

Holzbrecher biß sich auf die Lippen. Er fühlte, daß er umsonst seinen Stolz gedemüthigt, jetzt knirschte er vor Wuth.

„Verdammt!" murmelte er für sich, als er Nordeck nach kühlem Abschiede verlassen, „mein Schwiegervater Niederstetter hatte Recht, diesem Bettelstolz ist nicht beizukommen. Ich war ein Narr zu glauben, daß er die Minna liebt — wäre das der Fall, so wäre er zu mir gekommen. Jetzt triumphirt er!" — —

Mürrisch und verstimmt kam er nach Hause und war nicht wenig überrascht, zu hören, daß seine Frau, die er im Kursaal wähnte, ebenfalls zurückgekehrt sei. Aber kaum öffnete er die Thüre, so eilte sie ihm entgegen, bleich, das Auge in Thränen, Gram und Schrecken in den Zügen.

„Was giebt es!" fragte er betroffen, — da reichte sie ihm einen Brief — es waren fremde Schriftzüge, das Siegel trug eine Freiherrnkrone, „citissime" stand auf dem Couvert.

„Mit aufrichtigem Bedauern", so lauteten die Zeilen, „setze ich Sie, geehrter Herr, von einem Vorfall in Kenntniß, der die betrübendsten Folgen haben kann. Ihr Herr Sohn, der meiner Compagnie zugetheilt ist, hatte mir schon häufig durch einen anmaßenden Hochmuth, der mit seiner dienstlichen Stellung oft collidirte, Gelegenheit zu ernsten Rügen gegeben und wie ich höre, ist es ihm bisher leider gelungen, durch Geldopfer, Unteroffiziere, gegen welche er sich vergangen, von einer Beschwerde abzuhalten. Diese Pflichtvergessenheit seiner Vorgesetzten hat ihn vermuthlich die Strenge der Disciplin weniger fürchten lassen, als dies nothwendig ist, um der Leidenschaft in erregten Momenten Ruhe gebieten zu können. Der Lieutenant von Nordeck, welcher erst seit einigen Tagen zur Compagnie versetzt worden und die Persönlichkeit Ihres Herrn Sohnes nicht kannte, hat ihn heute wegen eines Dienstversehens zu sich bestellt und machte mir soeben die Meldung, daß Ihr Sohn — nachdem er mehrmals sich Widersprüche erlaubt, — in Folge einer heftigen Zurechtweisung, die Hand gegen den Offizier erhoben.

Der Lieutenant von Nordeck giebt zu, daß er seine Worte nicht gewählt, aber dieser Umstand kann das Verbrechen Ihres Sohnes nicht beschönigen und wenn er darauf besteht, gerichtliche Bestrafung zu fordern, so würde eine mehrjährige schwere Festungsstrafe das mildeste Urtheil sein, welches das Kriegsgericht fällen darf. —

Ich habe die Arretirung Ihres Sohnes befohlen, hoffe jedoch im Interesse des jungen Mannes, daß eine Bitte der Eltern, Herrn von Nordeck bestimmen wird, die Sache milder zu beurtheilen. Als Chef der Compagnie darf ich Herrn von Nordeck nicht zu beschwichtigen suchen, um so weniger, als mehrfache Klagen über Ihren Sohn laut geworden. Herr von Nordeck ist noch ein sehr junger Mann, der die Folgen seiner Meldung für Ihren Sohn weniger berücksichtigt, als ich es thue, der ich selbst Vater bin, sein älterer Bruder befindet sich aber ebenfalls in Salzbrunn, vielleicht gelingt es Ihnen, diesen zu einer Fürbitte zu bewegen, ich wiederhole, daß es allein in

der Hand des Herrn von Nordeck liegt, ob er gerichtliche Untersuchung beantragt oder mir den Vorfall nachträglich so schildert, daß ich die Sache mit einer disciplinarischen Strafe abmachen kann. Die höheren Vorgesetzten, welchen ich privatim die Angelegenheit mitgetheilt, haben mir gestattet, Herrn von Nordeck aufzutragen, sich die Sache einige Tage zu überlegen, da er nicht ganz ohne seine Schuld Veranlassung gab, daß Ihr Sohn sich zu einem Verbrechen hinreißen ließ.

Hochachtungsvoll
Freiherr v. Brandt.
Hauptmann und Compagnie-Chef
im 3. Regiment."

„Er ist verloren", — murmelte Holzbrecher schmerzlich vor sich hin. „Das ist seine Rache. Der Eine gegen mich, der Andere gegen meinen Sohn."

„Wilhelm, Du mußt zu Nordeck, es ist keine Zeit zu verlieren!" flehte Juliane, bebend vor den Blicken ihres Gatten. „Bitte ihn in meinem Namen!"

„Ihn!" lachte Holzbrecher mit gräßlicher Bitterkeit auf — „durchschaust Du nicht das abgekartete Spiel! Ich sollte mich vor ihm demüthigen, damit er desto höhnischer mich verspotten kann? Deshalb also reist er ab — er will sehen, wie sie mein Kind verurtheilen! Aber noch giebt es Gerechtigkeit," knirschte er — — ‚ihn bitten? — Nein — aber ich werde zum Könige gehen und ihm sagen, wie sie ihre Stellung ausbeuten zu erbärmlicher Rache. Der Hauptmann wagt es nicht einmal zu leugnen, daß der Mensch ihn gereizt — o — sie haben lange gewartet und es klug angestellt — aber, sollte es mich mein ganzes Vermögen kosten, ich werde ihnen zeigen was ich vermag!"

„Wilhelm", suchte ihn die zitternde Mutter zu besänftigen, „Du kennst Nordeck nicht — er ist unfähig so niedrig zu denken, als Du glaubst; rede mit ihm und ich bürge dafür, daß ein freundliches Wort von Dir hinreicht." —

„Schweig von ihm", unterbrach sie Holzbrecher heftig, „ich war bei ihm. Jetzt verstehe ich seinen Hohn — aber noch sind wir nicht zu Ende." —

Er schritt im Zimmer auf und ab, die Faust geballt, unheimlich blitzte es im Auge.

Juliane verließ das Gemach, schrieb hastig einige Zeilen und schickte das Billet an Nordeck.

Wenige Minuten später stand der Gerufene vor ihr.

„Ihre Zeilen haben mich erschreckt, — ich sehe Thränen in Ihrem Auge. Was ist geschehen, was habe ich gethan, eine solche Frage zu verdienen! Ob ich den Haß meines Vaters Ihre Kinder verfolgen lasse? — Ihre Erregung kann einem so kränkenden Vorwurf seine Bitterkeit nicht nehmen!"

„Verzeihen Sie mir, ich habe nicht an Ihnen gezweifelt, die Angst ließ mich die Worte suchen, die im Stande waren, Sie hierher zu führen. Lesen Sie." —

Damit reichte sie ihm das Schreiben des Hauptmanns.

Nordeck durchflog den Brief. Seine Miene verrieth schmerzliche Ueberraschung.

„Sie kennen meinen Bruder nicht", sagte er, „sein Diensteifer kann ihn den Menschen im Untergebenen vergessen lassen, aber den Vorwurf, den Sie mir andeuten, verdient er nicht. Ich gebe Ihnen mein Wort, daß er keine Ahnung davon hat, in welchem Verhältniß wir zu Ihrem Gatten und seiner Familie stehen. Als mein Vater starb, war er noch zu jung, um ein solches Geheimniß ihm anzuvertrauen. Jetzt werde ich es thun, und wenn ihn nichts bewegen kann, die grobe Verletzung der Disciplin zu verzeihen, so wird es die Eröffnung thun, die ich ihm zu machen habe. Beruhigen Sie Ihren Gatten — aber Eins möchte ich Ihnen an's Herz legen. Suchen Sie Ihren ganzen Einfluß anzuwenden, daß Ihr Sohn, so lange er dient, seinen Stolz verleugne, der vielleicht ein Erbtheil seines Vaters ist. Die Militairgesetze sind streng und bei uns macht der Reichthum keinen Unterschied."

Juliane reichte ihm bewegt die Hand. „Ihre Hoffnung beruhigt meine Angst — ich weiß nicht, wie ich Ihnen danken soll. Aber noch Eins, ehe Sie abreisen. Wollen Sie nicht auch dem Vater des Unglücklichen Ihre tröstende Zusicherung wiederholen? Holzbrecher glaubt das Schlimmste und will in seiner Angst verzweifelte Schritte thun. Ein Wort von Ihnen kann mehr, als ihn beruhigen, es kann ihm den Glauben an die Tugend der Ehre geben, welche Sie von Ihrem Vater geerbt!"

„Ich hoffe, die That wird für mich reden." —

„Sie wollen meinen Gatten nicht sehen? Auch jetzt nicht, wo er bittend vor Ihnen steht: o — Nordeck — was hat er Ihrem Vater gethan, um diese grausame Verachtung zu verdienen!"

Nordeck schwieg.

„O — ich habe es längst geahnt — leugnen Sie es nicht, aus Schonung für mich! Sie müssen ihm bittere Vorwürfe machen, um so kalt verachten zu können. Aber vielleicht kann er sich rechtfertigen — Kaufleute haben andere Ideen von Ehre — ich bin überzeugt, wenn Sie sich mit ihm aussprechen —"

„Das ist geschehen, und ich habe Ihrem Gatten die erbetene Genugthuung versprochen, ich war entfernt davon, ihn verletzen zu wollen. Aber lassen Sie mich eilen, mein Bruder dürfte zu spät erfahren, daß er Ihren Sohn nicht verfolgen darf." —

Die Thüre hatte sich leise geöffnet. Holzbrecher, überrascht, die Stimme eines Fremden im Zimmer seiner Frau zu hören, hatte gehorcht.

Die letzten Worte Nordecks erschütterten ihn tief. Angst und Sorge, Wuth und Zorn hatten das Herz dieses Mannes so gewaltig bestürmt wie nie zuvor, denn zum ersten Male stand er ohnmächtig einer stärkeren Gewalt gegenüber.

Fortsetzung Seite 130.

Illustration
zu
Ludwig Uhland's Gedicht:
Mutter und Kind.



Mutter.

Blicke zum Himmel, mein Kind! dort wohnt Dir ein seliger Bruder;
Weil er mich nimmer betrübt, führten die Engel ihn hin.

Kind.

Daß kein Engel mich je von der liebenden Brust Dir entführe,
Mutter, so sage Du mir, wie ich betrüben Dich kann.

Die kurze Zeit im Bade hatte seine Kräfte aufgerieben, er sah, daß Reichthum nicht überall Ansehen gab, die offene Nichtachtung Nordecks hatte ihn mehr für seinen Ruf zittern lassen, als er je vor einem Bankerott gebebt hatte. Und er mußte diesen Gegner achten, bis der Brief des Hauptmanns ihm den Stolz Nordecks als Rache erscheinen ließ. Jetzt hörte er, daß er sich auch darin getäuscht, ohne daß es einer Bitte von ihm bedurfte, wollte Nordeck seinen Sohn retten, er verschmähte sogar den Triumph, ihn bittend zu sehen.

Tief erschüttert, seiner Bewegung nicht mehr Herr, schritt er auf Nordeck zu.

„Herr von Nordeck", sagte er, „in Gegenwart meiner Frau bitte ich Sie um Verzeihung für das, was ich Ihrem Vater gethan — tadle ihn nicht, Juliane, Herr von Nordeck konnte uns seine Achtung nicht schenken, ich konnte mich nicht rechtfertigen — nur die Entschuldigung bleibt mir, die Du eben genannt — mir fehlte jene Tugend der Ehre, eine Ehre, die ich oft verspottet und die ich heute laut bewundere."

„Er bot Nordeck seine Hand — dieser zögerte, es sträubte sich sein Gefühl dagegen, dem Manne die Hand zu reichen, der es jetzt erst einsah, wie schlecht er gegen seinen Vater gehandelt, aber ein bittender Blick Julianen's ließ ihn das Opfer bringen.

Fünf Tage später erhielt Holzbrecher ein zweites Schreiben vom Hauptmann von Brandt, dasselbe theilte ihm mit, Herr von Nordeck stehe von jeder gerichtlichen Verfolgung seiner Klage ab, er habe das Vergehen nur durch eine Disciplinarstrafe geahndet und das um so lieber, als sein Sohn, auf Zureden des älteren Herrn von Nordeck sich bereit erklärt habe, den beleidigten Offizier um Verzeihung zu bitten, wogegen er sich bisher gesträubt.

„Juliane, ich habe etwas gethan, worüber Du Dich freuen wirst!" Mit diesen Worten trat kurz nach Empfang dieses Schreibens Holzbrecher in das Zimmer seiner Frau.

Juliane blickte ihn neugierig an.

„Ich habe dem Hause Eckstein und Comp. Auftrag gegeben, ein Gut im Betrage von 20,000 Thaler zu kaufen und die Besitzdocumente Nordeck anonym zuzuschicken."

Holzbrecher schien zu erwarten, daß Juliane ihm freudig danken werde, aber zu seiner großen Ueberraschung äußerte sie das Gegentheil und beschwor ihn, den Auftrag so rasch als möglich rückgängig zu machen.

„Willst Du ihn beleidigen?" rief sie, „daß Du mit Geld bezahlst, was ihm kaum eine edle Ueberwindung gekostet!"

„Beleidigen? mit einem Geschenk von 20,000 Thalern!"

„Er versteht es nicht besser!" murmelte Juliane trübe für sich, aber ihre Vorstellungen waren vergeblich, Holzbrecher ließ sich nicht überreden. „Wenn Du Dich nicht getäuscht hättest, sagte er, als Du meintest, er habe Absichten auf die Minna, dann wäre es etwas Anderes, aber so darf er mich nicht für undankbar halten. Ueberdem brauche ich es ja nur abzustreiten, daß das Geschenk von mir kommt."

„Das wird Dir nichts helfen", entgegnete sie und — wie sie es vorhergesehen, ohne jedes Begleitschreiben erhielt ihr Gatte die Documente von Nordeck zurück.

Dieser Schlag traf Holzbrecher empfindlicher als Juliane es erwartet. Holzbrecher war beschämt, er verlor das Zutrauen zu sich selbst, er sah, daß seine Handlungen selbst da, wo er einem edlen Zuge des Herzens zu folgen glaubte, beleidigend waren.

Aber es entging ihm auch nicht, was Minna und ihre Mutter vor ihm verbargen, was Beide geheim mit einander theilten. Er fühlte, daß die Tochter um seinetwillen unglücklich war, und die zarte Schonung, mit der Juliane ihm das Weh der Tochter verbergen wollte, der Anblick Dieser — das nagte im Herzen mit dem gebrochenen Stolz, mit der Bitterkeit der Reue.

Albertine war glückliche Braut. Ham-Ham hatte sich endlich erklärt.

„Wenn nur die Minna wieder rothe Backen hätte!" seufzte Holzbrecher. Seit er wußte, daß sie um seinetwillen litt, war sie ihm das liebste Kind. Aber was konnte er thun! Er sah die stumme Klage und konnte nicht helfen. Ja, hätte er es nur sicher gewußt, ob Nordeck ihr seine Neigung bewahrt, er hätte sie ihm selber angetragen, ihn gebeten, den Vater über die Tochter zu vergessen. Aber Nordeck hatte ja sein Haus vermieden. Er konnte doch nicht fragen, ohne wenigstens überzeugt zu sein, daß Jener überhaupt Interesse für Minna hegte.

Der Hochzeitstag Albertinen's kam heran.

Ham-Ham, der eine kurze Reise gemacht, trat in das Cabinet Holzbrechers, als er zurückgekehrt, noch ehe er seine Braut wiedergesehen.

„Ich habe einen Freund zur Hochzeit mitgebracht", sagte er, „und möchte anfragen, ob er Ihnen willkommen ist."

„Ganz gewiß, lieber Ham — Ihre Freundschaft ist die beste Empfehlung."

„Hier ist es fast umgekehrt. Ich wollte eine Genugthuung haben. Grade der soll mein Glück schauen, dem ich es am wenigsten verdanke. Sie erinnern sich noch jenes Herren in Salzbrunn, um dessetwillen wir beinahe in Streit geriethen?"

Holzbrecher starrte den Grafen überrascht an. — „Nordeck?"

„Niemand anders. Er ist mein Freund und als solcher mir die Genugthuung schuldig, daß er mit meiner Braut, gegen die er ungezogen war, auf der Hochzeit tanzt."

„Er ist gekommen — Nordeck! das ist unmöglich!"

„Oh", lächelte Ham, „er hatte schon lange dazu Lust, ich merkte es seinen Briefen an, die immer so

neugierig frugen, ob sie auch schlau genug gestellt waren. Ich habe ihn im Verdacht, daß er hier mehr will als abbitten."

Holzbrecher wandte das Antlitz ab, seine Bewegung zu verbergen. Er konnte noch nicht daran glauben, daß so plötzlich sein Gebet erhört, — daß die Versöhnung vollkommen sein könne.

Da trat Juliane in's Zimmer und schlang ihre Arme um seinen Nacken.

„Wilhelm — verzeihst Du mir, was ich und Ham hinter Deinem Rücken gethan, willst Du auch Minna glücklich machen?" —

„So ist es wahr? — o — sage ihm — ich werde bald sterben, aber ich danke Gott, daß er nicht auf meinen Tod gewartet!"

Holzbrecher ließ das Haupt sinken — Thränen entströmten seinen Augen.

Juliane ergriff seine Hand in stürmischer Bewegung. — „Wilhelm", schluchzte sie, „ich danke Gott, daß er es so gefügt, jetzt ist der Schatten des Verstorbenen versöhnt. — Du wirst mir nicht mehr zürnen, wenn ich seiner gedenke — sieh', zum ersten Male seit jener Zeit nenne ich seinen Namen und küsse Dich!" Der Graf hatte leise das Zimmer verlassen, als Holzbrecher aufschaute, stand Norbeck vor ihm, und bot ihm seine Hand. —

Dem Manne.

Von

Julius Sturm.

Dem Mann gehört die Welt,
Hoch ist sein Ziel gestellt,
Denn herrschen soll er und regieren,
Und was er wirkt und schafft
Ihm sollen Maß und Kraft
Als Diadem die freie Stirne zieren.

Ob groß sein Reich, ob klein,
Ein König soll er sein
Und seine heil'gen Rechte wahren,
Und wer ihm die bedroht,
Auf den soll flammendroth
Sein Zorn als Blitz zerschmetternd niederfahren.

Und ob die Welt ihn schmäht,
Weil er in Lumpen geht,
Belastet mit der Armuth Bürde,
Er trage hoch sein Haupt
Und zeig' ihr, daß ihm raubt
Kein Hohn und Spott die angestammte Würde.

Doch aus der Männer Reih'n
Soll der verstoßen sein,
Der frech veräußert seine Rechte,
In wilder Lüste Gier
Um Gold und Gunst vor Dir
Hohlköpf'ge Welt sich beugt gleich einem Knechte.

Bamberg.

„Wenn Nürnberg mein wäre, wollte ich's in Bamberg verzehren", sagt ein altes Sprüchwort, „denn Bamberg ist eine große und volkreiche Stadt an einer sehr lustigen und fruchtbaren Gegend", fügt Berkenmeyer in seinem curieusen Antiquarius von 1712 erläuternd hinzu. Freilich weiß der hochgelahrte Herr nichts Merkwürdigeres von besagter Stadt zu melden, als daß in ihrer Nähe „ein Acker sei, der viel Lacritzen- oder Süßholz trage." Auch ohne diese curieuse Erscheinung ist Bamberg heutzutage noch eingehender Betrachtung werth, eine Stadt, alt, doch nicht veraltet.

Ein ostfränkisches, mächtiges Grafengeschlecht, das sich Merovingischer Abstammung rühmte, erbaute unter den Karolingern die „Babenburg." Als Otto I. Italiens König Berengar sich unterworfen hatte, ward diese Burg dem besiegten Fürsten als Verbannungsort angewiesen. Im Jahre 966 bot sie Berengar auch die letzte Zufluchtsstätte, das Grab. Otto II. schenkte Babenberg (Papinperc), das in der Urkunde bereits eine Stadt genannt wird, dem Baiernherzog Hezilo. (973). der Sohn des Letzteren war der nachmalige Kaiser Heinrich II. Dieser Regent, dessen Charakterzeichnung unsrer modernen Historiker ewiger Streit und Zwiespalt ist, verschönerte und vergrößerte seine Lieblingsstadt auf jegliche Weise. Für ihre Erhebung zum Bisthum that er einen Fußfall, er, der Herr und Kaiser, auf offener Frankfurter Kirchenversammlung (1007) einen Fußfall vor den deutschen Bischöfen! Um den frommen Herrscher für die vielen, dem päbstlichen Stuhl erwiesenen Dienste zu belohnen, erklärte Pabst Johannes XVIII. Bamberg zu einem freien, nur dem Stuhl Petri unterworfenen Bisthum. Die Krone aber aller kaiserlichen Liebeswerke war der prächtige Dom, den der Patriarch Johann von Aquileja am 6. Mai 1012 feierlich einweihte. — Die Bischöfe, welche von nun an in stetiger Reihe bis 1802 auf dem Fürstenstuhl zu Bamberg saßen, waren sämmt-

lich für Erwerb neuer Güter und Rechte bestrebt, so daß sich die Stadt eines blühenden Wohlstandes zu erfreuen hatte und den Spruch „Unterm Krummstab ist gut leben" in Bezug auf materielles Wohl nicht Lügen strafte.

Oft noch waren die Mauern der Burg, wie des Domes zu Bamberg schweigende Zeugen bei einem gewaltigen Stück Weltgeschichte. In Bamberg wurde am 23. Juni 1208 der deutsche König Philipp ermordet; durch die friedlichen Gassen gellte das Mordio des treuen Truchsesses Heinrich von Waldburg, doch mit Hülfe des Bischofs entrann der Mörder, Pfalzgraf Otto von Wittelsbach. Ein friedliches, ruhmreicheres Ereigniß war der Druck der bekannten sechsunddreißigzeiligen Bibel, welches als eines der ältesten typographischen Werke 1460 aus der Bamberger Presse des Albrecht Pfister hervorging. Als der dreißigjährige Krieg wüthete, beherbergte die Babenberg, die den Sturz ihrer Gründer und die Enthauptung Adelberts von Babenberg überdauert hatte, all die schwedischen und kaiserlichen Feldherrn, welche damals mit wechselndem Kriegsglück Bamberg einnahmen und verloren.

Die Reihe der Bamberger Fürstbischöfe wurde beschlossen von Christoph Franz von Busek, einem schwachen Greis, dessen jämmerliche Regierung es den Unterthanen wenig leid werden ließ, daß durch den Lüneviller Frieden, 1801, auch für ihre Stadt die Zeit der geistlichen Herrschaft mit dem Anbruch einer neuen Zukunft unter Baierns Scepter endigte.

Zwar verlor die Stadt mit dem prunkenden Hofstaat der Bischöfe bedeutende Quellen ihres Reichthums, doch Handel und Industrie haben den Wohlstand Bambergs nicht nur aufrecht erhalten, sondern auch bedeutend gefördert. Die großartigen Schöpfungen der modernen Zeit, der Ludwigs-Donau-Mainkanal, die bairische Nordbahn, die Main-Dampfschifffahrt riefen den lebhaften Verkehr hervor, weßhalb auch Bamberg trotz seines hohen Alters bei weitem mehr das Ansehen einer neuen Stadt besitzt und darin einen auffälligen Contrast bildet gegen das nahe Nürnberg.

Wenige deutsche Städte bieten dem Fremden ein so liebliches Panorama, wie Bamberg. Im fruchtbaren Thalgrund, der vom Main und von der Regnitz durchschnitten, von Dörfern und Schlössern freundlich belebt wird, erhebt sich die Stadt, an sanft ansteigende Hügel gelehnt. Die Regnitz durchströmt sie in zwei Hauptarmen; die freihängende, schöne Kettenbrücke, nach Schierlinger's Plan 1828—29 erbaut, verbindet die eigentliche Stadt mit der sogenannten Gärtnerei, dem kleineren, aber durch Gartenanpflanzungen überaus anmuthigen Stadttheil. Auf einer Anhöhe erhebt sich Bambergs Stolz, der Dom, eines der reichsten, großartigsten Monumente Deutschlands im byzantinischen Styl, über 330 Fuß lang und fast 100 Fuß breit, aus behauenen Quadern einfach und massiv gebaut und von vier herrlichen Thürmen überragt, welche die beiden Chöre den Georgenchor und den Peterschor zum Abschluß bringen. Dadurch, daß ein fünftes Thürmchen über der Mitte des Hauptschiffes im Jahre 1766 abgetragen worden, hat der Bau an einfacher Symmetrie nur gewonnen. Vom Bau Heinrich's II. hat der Dom nur noch die Grundmauern aufzuweisen, denn schon 1081 wurde er ein Raub der Flammen. Erst 1111 stellte ihn Bischof Otto der Heilige in seiner ursprünglichen Pracht wieder her. Daß auch spätere Zeiten den Dom nicht verschonten, davon geben der romantische Styl der Fenster aller drei Schiffe und besonders die hohen Spitzdächer der Thürme Zeugniß, welche ganz und gar der Gothik entlehnt sind. In neuester Zeit wurde auch auf König Ludwigs Anordnung der Versuch einer „Stylverbesserung" im Innern gemacht; jedoch hatte diese Restauration dasselbe Resultat, wie leider die meisten Restaurationsarbeiten der modernen Zeit. Durch Abreibung der Farbe, womit das Innere bekleidet war, wurden freilich alle Formen des Baues schärfer hervorgehoben, doch wird sich bei längerem Beschauen Niemand eines fröstelnden Gefühls erwehren können, denn die Phantasie, welche sonst in katholischen Tempeln so mächtig angeregt wird, steht hier vor den gewaltigen Quaderpfeilern erschrocken still und die Nacktheit der Wände erkältet jedes anheimelnde Gefühl.

Von den übrigen historisch wie architektonisch merkwürdigen Gebäuden heben wir nur noch zwei hervor. Der Domkirche gegenüber steht die neue Residenz, in neurömischem Styl auf Befehl des Fürstbischofs Lothar von Schönborn von Dinzenhofer 1698—1708 erbaut. Von größerer Zweckmäßigkeit als künstlerischem Werth, beansprucht sie doch das Interesse aller Reisenden. Denn aus einem Fenster im dritten Stockwerk dieses Palastes stürzte sich am 1. Juni 1815 Nachmittags der französische Marschall Berthier, während russische, gegen Frankreichs Grenze kommandirte Truppen mit klingendem Spiel in Bamberg einzogen.

Zwischen der neuen Residenz und dem Dom erhebt sich die sogenannte alte Hofhaltung, die alte bischöfliche Residenz, wovon wir nebenstehend ein Abbild geben. Sie wurde bespritzt vom Blut des deutschen Kaisers Philipp; sie sah den glänzenden Hofstaat geistlicher Fürsten; trotzdem muß sie jetzt als Wachthaus und Stallung dienen, und wo ehemals Prälaten an reicher Tafel schmausten, sind jetzt Kammern für Pferdeknechte.

Ueberhaupt giebt Bamberg mehr als ein Zeugniß von dem Nützlichkeitsprincip der Gegenwart: Das Karmeliternonnenkloster ist in eine Versorgungsanstalt für alte weibliche Dienstboten, die Marienkirche in ein Getreidemagazin, das Dominikanerkloster in eine Kaserne, die Kirche dieses Ordens in eine Mauthhalle verwandelt worden. Die frühere Benediktinerabtei,



Die alte bischöfliche Residenz in Bamberg.

der Michelsberg, enthält jetzt das Bürgerspital, die Probstei St. Getreu ward eine Irrenanstalt. Diese Umwandlungen können nicht befremden, nur erfreuen, denn wie es jeder Zeit und jedem Geschlecht vergönnt sein muß, nach ihrer Art fromm zu sein, dürfen wir ohne Schaam gestehen: Unsre Religion ist die Humanität.

Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit,
Und neues Leben blüht aus den Ruinen.

Carl Heigel.

Unheimliche Geschichten.

Ein Gesellschafts-Abend in St. Petersburg.

Von

Franz Wallner.

(Schluß.)

Nach kurzer Pause fasse ich, rasch entschlossen, mein Pferd am Zügel, drücke ihm die Sporen in die Weichen, daß es, sich hoch bäumend, vorwärts fliegt, — mein Ebenbild ebenso!

Wer uns so lautlos über die weite Schneefläche hin galoppiren gesehen hätte, der wäre ungewiß gewesen, wer von beiden dahinrasenden Gestalten der Lebende sei, wer das Gespenst. Endlich nach einem Ritte, der mir endlos lang vorkam, gelangen wir an den Kreuzweg, wo der Wegweiser mit der Aufschrift „Nach Reschitilowka" steht, dessen Inschrift mir wie ein Fingerzeig zum Paradiese erschien. Noch sehe ich meinen furchtbaren Begleiter, der in demselben Augenblicke, wie von der Erde verschlungen, verschwindet, als ich in die Allee einbiege, welche zum Marktflecken führt. Spurlos, wie es hinter mir aufgetaucht, war das Phantom vor meinen Augen zerstoben, und Sie werden jetzt leicht die Stimmung begreifen können, in welcher ich in Ihre Mitte trat.

Nochmals gebe ich Ihnen mein Ehrenwort, daß nicht das geringste vorhergegangene Ereigniß mich berechtigt, diese Erscheinung für eine Geburt meiner Phantasie zu halten!" —

Als mein Bruder schwieg, herrschte im Saale eine lautlose Stille. Vergebens suchten später einige jüngere Kameraden ihm die Geschichte als Schwank, als Vollmondsspuk darzustellen und natürlich auszulegen, weder bei ihm noch bei den Anderen wollte die fröhliche Stimmung mehr einkehren, wie sehr man sich dazu aufzustacheln suchte, und nach einer halben Stunde war mein Andrä-Andräwitsch sans adieu aufgebrochen und nach Hause geritten. Als beim ersten Tagesgrauen ein Theil der Ballgäste denselben Weg einschlug, fanden sie mit Entsetzen am Kreuzwege mit gebrochenem Genick die Leiche meines armen Bruders, der vom Pferde gestürzt war, genau an derselben Stelle, an welcher, nach seiner Aussage, das Gespenst verschwunden sein sollte."

Als der Fürst die Mittheilungen dieser geheimnißvollen Begebenheit geendet hatte, entstand eine lange Pause. Der Erzähler, sichtlich ergriffen, schwieg, in tiefes Nachdenken versunken, welches die Anwesenden nicht zu unterbrechen wagten.

Endlich bekam R.....k das Wort.

„Wer wollte läugnen", begann er, „daß es ein Etwas in der Natur giebt, dessen Dasein alle Vernunftschlüsse vergebens abzustreiten suchen. — Der Schriftsteller Kaan, den Sie wohl größtentheils Alle kennen, wurde einst von einer Ahnung überfallen" — ich gebrauche wissentlich den Ausdruck „überfallen", — deren Resultat zu den wunderbarsten Erlebnissen meines vielbewegten Lebens gehört.

Eine Ahnung.

Unser Freund Bulgarin hatte, als er die „Nordische Biene" redigirte, eine Menge junger Talente in die russische Lesewelt eingeführt, denen es außerdem schwer, wo nicht unmöglich geworden wäre, dem Publikum bekannt zu werden. Die weite Verbreitung des Bulgarin'schen Journals machte es demselben möglich, ein Honorar zu bewilligen, welches dem bezahlten Schriftsteller die dornenvolle Anfängerzeit ebnet und ihm anständig zu existiren erlaubt.

So hatte der geniale Verfasser des russischen Gil Blas den armen Kaan, der bald zu den beliebtesten Mitarbeitern der Biene gehörte, Schritt für Schritt bis zu seinen jetzigen Erfolgen geleitet und unterstützt, so daß der junge Mann sich in seinen Verhälnissen in Petersburg mit Recht ganz behaglich fühlte.

Er hatte in Dorpat studirt und war dann, um unangenehmen häuslichen Verhältnissen daselbst zu entgehen, nach der Czaarenstadt geeilt, wo er, wie gesagt, rasch eine zukunftreiche Carriere gemacht. Seine Mutter, eine gebildete Offizierwittwe, hatte einen Beamten geehelicht, dessen Charakter sie leider erst nach der Hochzeit kennen lernte. Dem Trunke und der Verschwendung ergeben, brachte er in kurzer Zeit das Vermögen der armen Frau durch und wurde der Zankapfel zwischen ihr und den bereits erwachsenen, verständigen Kindern, welche sobald als möglich dem väterlichen Hause, jetzt für sie eine Hölle, zu entfliehen suchten. Still duldend trug die Wittwe K.... die Folgen ihrer Uebereilung und die rohen Ausbrüche des Trunkenen, ja die häufigen Briefe, die sie mit ihrem Sohne wechselte, ließen diesen glauben, daß sein Stiefvater seine Fehler größtentheils abgelegt habe und sie mit ihrem Geschicke leidlich zufrieden sei.

Denken Sie sich daher das Erstaunen Bulgarin's, als Kaan eines Abends bleich und zerstört zu ihm kommt und ihn beschwört ihm Geld zu geben, da er in dieser Nacht noch nach Hause müsse. Auf die Frage Bulgarin's, ob denn die Reise unaufschiebbar sei, ob er nicht wenigstens noch eine früher angefangene wichtige literarische Arbeit vollenden wolle, be-

schwört ihn dieser mit Angst erfüllter Stimme, Bulgarin möge ihn nicht zurückhalten, eine nicht zu beschreibende Bangigkeit treibe ihn ruhelos umher, seit zwei Stunden habe ihn die Ahnung befallen, wenn er nicht augenblicklich nach Hause reise, so geschehe dort ein namenloses Unglück. Er könne sich über dieses unaussprechlich peinigende Gefühl keine Rechenschaft geben, jedoch sei es nicht zu überwinden und treibe ihn mit gewaltiger Macht an, zu seiner Mutter zu eilen.

Heiße Thränenströme verkündeten lauter als alle Worte die Wahrheit des Gesagten; tief erschüttert gab Bulgarin die erbetene Summe her und eine Stunde später schon flog Kaan auf rascher Telege mit Extrapost die Straße nach Dorpat entlang.

Die Windeseile der schnaubenden Rosse dünkt seiner schmerzlichen Ungeduld noch immer nicht schnell genug und am nächsten Abend sieht er mit Entzücken die Lichter der Vaterstadt durch das Dunkel der Nacht flimmern. Aus dem Gefährte springend, rennt er, kaum im Posthofe angekommen, mit raschen Schritten dem elterlichen Hause zu. Die Treppe hinaufstürmend tritt er in die große Stube — sie ist leer und finster. In's Schlafzimmer der Mutter! — Ein schwerer, hinter der Thür befindlicher Gegenstand hindert ihn, in dasselbe einzudringen. Vergebens ist sein Rufen. Die Wohnung scheint ausgestorben.

Mit vieler Mühe gelingt es ihm, den Beleuchtungsapparat zu finden, endlich hat er Licht, er dringt in die Kammer — o Entsetzen! — der hindernde Gegenstand ist der Körper seiner Mutter, die sich an der Thür aufgehängt hatte, um einem qualvollen Leben ein Ende zu machen. Noch ist Lebenswärme in ihr und mit rascher Besonnenheit gelingt es dem Sohne, den fast erloschenen Funken wieder anzufachen, der in schauerlicher Einsamkeit die Mutter wieder in's Dasein ruft. Eine Viertelstunde länger und es wäre zu spät gewesen!

Wer wollte hier das geheimnißvolle Walten der Vorsehung verkennen, die das eigene Kind zum Werkzeug erkor, die Verzweifelnde vor zeitlichem und ewigem Verderben zu retten!

Die folgende Scene möge sich jedes fühlende Herz selbst ausmalen. Schon der nächste Tag fand die Mutter, entrissen den Klauen des wüsten Trunkenboldes, mit dem theuren Sohne auf dem Wege nach Petersburg, wo sie seit der Zeit ein freundliches Asyl gefunden. Aus ihrem eigenen Munde habe ich die eben erzählte Begebenheit."

Ein junger kleinrussischer Kaufmann nahm jetzt das Wort, indem er die Möglichkeit solcher Erscheinungen bestritt, für welche sich keine natürliche Ursache auffinden lasse, dagegen aber die Existenz des Wunderbaren nicht in Abrede stellte; aber nach seiner Behauptung lasse sich für jedes noch so räthselhafte Erlebniß ein natürlicher Schlüssel finden. Zum Beweise für seine Meinung gab er folgende Geschichte zum Besten:

Ein unbekanntes Thier.

„Ich bin in Krementschug, einem Städtchen am Dniepr, geboren, welches unter Anderen auch ein kleines naturhistorisches Museum besitzt, d. h. einige Wölfe von seltener Größe, versteht sich ausgestopfte, ein Elenthier, einige Mamuthsknochen, einheimische Vögel, ein paar Zobel und einige Erzstufen. Hinter den halb verblichenen Scheiben eines Wandschrankes bewundert man in einem Glasgefäße ein scorpionartiges in Spiritus gesetztes Thier von ungewöhnlicher Größe, dessen Hintertheil stachelartig zuläuft; auf dem Glase liest man die Aufschrift: Ein unbekanntes Thier! Auf meine neugierige Frage, wie dieses Thier hierherkomme, erzählte mir der Führer Folgendes:

Auf dem alten Rittersitze, welcher dort auf der Anhöhe am Dniepr liegt und jetzt herrenlos in Ruinen zerfällt, lebte vor langer, langer Frist ein ebenso liebenswürdiger als gastfreier Edelmann.

Die weiten Räume seines Herrenschlosses reichten nicht hin zur Aufnahme Derer, die der Ruf der Gutmüthigkeit seines Eigenthümers herbeigelockt.

Da geschah es, daß eines Tages, nach einer durchschwärmten Nacht, beim Frühstück einer der Gäste fehlte. Da dies sehr häufig sich ereignete, so zog die Gesellschaft, um den vermeinten Langschläfer nicht zu stören, ohne diesen zur Jagd hinaus. Als der Fehlende aber auch bei der Mittagstafel nicht erschien, da zogen die lustigen Kumpane, die Humpen in den Händen, vor dessen Kammerthüre, um den Säumigen, sonst der Fröhlichsten Einer, zu wecken mit heiterem Trinkspruche. Doch vergebens war alles Pochen, alles Lärmen, die Thüre blieb verschlossen und als man dieselbe erbrach, da lag der gestern noch heitere Gast — todt im Bette. Das bleiche Antlitz, verzerrt vom furchtbaren Todeskampfe, gab Zeugniß, daß der Tod, wenngleich unerwartet, doch nicht schmerzlos über ihn gekommen. Wie begreiflich, störte dies traurige Ereigniß die Lust der Geladenen und nachdem man dem plötzlich Dahingeschiedenen die letzte Ehre erwiesen hatte, trennte man sich vor dem eigentlichen Schlusse des Festes. Monate waren verflossen, wieder waren Gäste aus dem weitesten Umkreise auf dem gastlichen Schlosse angelangt, dessen Besitzer die Vermählung seiner ältesten Tochter mit einem benachbarten Gutsbesitzer auf das Glänzendste zu feiern beschlossen hatte.

Das Zimmer, in welchem vor längerer Zeit der junge Gast so unglücklich vom Leben abgerufen wurde, war seit jenem Tage nicht wieder bewohnt gewesen. Jetzt, da jeder Winkel des geräumigen Hauses benutzt werden mußte, erhielt dasselbe ein junger Offizier.

Man denke sich den ahnungsvollen Schreck des Hauswirthes, als derselbe am andern Morgen nicht beim Frühstück erschien und das grauenvolle Ereigniß sich in's kleinste Detail wiederholte, wie damals.

Die genaueste Durchsuchung des Gemachs, von

welchem sogar die Tapeten abgerissen wurden, führte jedoch eben so wenig zu einem Resultate, als die sorgfältigste Durchforschung der Leiche des Unglücklichen.

Nicht die leiseste Spur deutete auf irgend eine Gewaltthat hin, die Thüre, der einzige Eingang in das Gemach, hatte man von Innen verschlossen und verriegelt gefungen, und die Fenster waren mit starken eisernen Gittern versehen. So sehr sich die Vernunft gegen diese Auslegung sträubte, so mußte man doch annehmen, daß beide Todeskandidaten über Nacht vom Schlage gerührt worden waren. — Ein volles Jahr stand die verhängnißvolle Stube wieder unbewohnt. Das unglückliche Ereigniß war beinahe, wenn auch nicht vergessen, doch aus der Erinnerung gekommen.

Da kehrte der einzige Sohn des Hausherrn heim von St. Petersburg, wo er im Kaiserlichen Pagenhofe eine glänzende Erziehung genossen hatte, um die Seinigen zu begrüßen, die er seit seinen Kinderjahren nicht gesehen.

Nichts war vergleichbar mit der Freude des Vaters, der sich nicht satt sehen konnte an dem stattlichen, wohlgebildeten Jüngling, in dessen ganzem Wesen sich jede ritterliche Tugend auf's Deutlichste aussprach. Unter den hunderten von Mittheilungen, die man sich im Laufe des Tages zu machen hatte, kam die Reihe auch auf die geheimnißvolle Begebenheit mit den damit verbundenen plötzlichen Todesfällen, welche auf den jungen Wasilj einen gewaltigen Eindruck machte.

Er selbst durchsuchte auf's Sorgfältigste die Stube; allein eben so wenig wie die früheren Nachforschungen hatte die seine irgend einen Erfolg.

Als sich die Familienglieder spät Abends nach einem fröhlichen Mahle getrennt hatten und der alte Herr bereits in süßem Schlummer lag, begab sich Wasilj, statt in die für ihn bereiteten Gemächer, in das Unheil bringende Zimmer. Dem Haushofmeister, als dem einzigen Mitwissenden, war das strengste Schweigen zur Pflicht gemacht worden; für Iwan, den erprobten treuen Diener des jungen Herrn, wurde eine Lagerstätte im Lehnstuhle bereitet, während sich Wasilj angekleidet auf's Bett warf. Vor demselben lagen auf einem kleinen Tischchen zwei gute, scharf geladene Pistolen.

Ein markerschütternder, gellender Schrei weckte gegen Mitternacht die Bewohner des Hauses. Der Haushofmeister stürzte in die verhängnißvolle Kammer, und fand den treuen Iwan schreckerstarrt am Bette seines Herrn, der sich in Todeszuckungen auf demselben wand.

Das Licht, weit herabgebrannt, beleuchtete unsicher die grauenvolle Scene. Während der Zeit waren der Vater und die übrigen Angehörigen des Sterbenden herbeigeeilt, der vor ihren Augen, krampfhaft ringend, verschied. Aus den Aussagen des Dieners ergab sich, daß Beide, nachdem sie sich möglichst lange gegen den Schlaf gewehrt hatten, endlich einem leisen unruhigen Schlafe sich hingegeben hatten, als plötzlich der furchtbare Schrei Iwan erweckte, und dieser seinen treuen Herrn schon besinnungslos im letzten Kampfe fand.

Als der herbeigerufene Arzt die Leiche untersucht hatte und es endlich gelungen war, die wie mit Schrauben am Kopfe fest eingekrampften Hände zu lösen, da entdeckte man unter denselben, halb zerquetscht, jenes unbekannte Thier, welches seinen Stachel in die Nähte des Hirnschädels eingebohrt und den jungen Mann eben so rasch getödtet hatte, wie beide Vorgänger desselben."

„Wir sind da auf ein Thema gekommen, welches uns eigentlich von dem Felde der Erheiterung abgeführt hat", sprach Brülow, der Bruder des berühmten Malers, der als kaiserlicher Architekt in St. Petersburg lebt, „alle Erzählungen der letzten Stunde haben eine düstere, unheimliche Färbung angenommen, welche uns fast gemahnen an Hoffmann's Serapionsbrüder — schauerlichen Inhalts; ich will Ihnen also mit raschem Umschwung eine Anekdote erzählen, die, wenn selbe gleich hier passirt ist — ich kann Ihnen für die Wahrheit in jeder Beziehung einstehen — doch in weiteren Kreisen nie bekannt geworden ist:

Unser Kaiser sandte vor einigen Jahren einen Spiegel von seltener Größe und Schönheit mit einer Gesandtschaft als Geschenk an den Kaiser von China.

Der Spiegel mußte die ganze unermeßliche Strecke von St. Petersburg bis Peking von Menschenhänden getragen werden.*)

Nur wer die Straßen und Wege im inneren Rußland kennt, der kann die unglaublichen Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens begreifen. Der Herr aber wollte es, und der Spiegel kam unbeschädigt in China an.

In der Zwischenzeit waren Mißhelligkeiten zwischen dem russischen Hofe und dem des Reiches der Sonne ausgebrochen; der Kaiser von China nahm weder die Gesandtschaft noch deren Geschenke an, und ein Curier, der diese Ereignisse im Vogelflug nach Petersburg meldete, frug zugleich, was mit dem Spiegel zu geschehen habe?

Auf demselben Wege und die nämliche Weise, lautete der Befehl, sollte der Spiegel zurückgebracht werden.

Der Großfürst Michael, welcher gerade zugegen war, schlug dem Kaiser lächelnd eine Wette vor, daß derselbe nicht unzerbrochen zurückkomme. Der Kaiser ging darauf ein, und der Curier erhielt noch die Weisung, dem Führer des Transportes bei Verlust der kaiserlichen Gnade und strenger Strafe die größte Vorsicht zur Pflicht zu machen, dagegen ihm anzuzeigen, daß er im Falle der glücklichen Rückkehr eine große Belohnung zu erwarten habe.

---

*) Faktisch.

Mit namenloser Vorsicht ward das ungeheure Werk ausgeführt, der Spiegel, von vierzig Menschen getragen, kommt glücklich und unverletzt auf den Isaaksplatz in Petersburg an, wo der Kaiser mit seinem Bruder am Fenster steht, und über die gewonnene Wette lacht. Auf der Treppe des Winterpalais stolpert indeß einer der Träger, fällt, reißt seinen Nebenmann mit zu Boden, dieser den nächsten — und der kostbare Spiegel liegt in tausend Trümmern zerschmettert am Boden.

Der Großfürst hatte die Wette gewonnen! Hin und zurück war das zerbrechliche Ding ungefährdet tausende von Meilen getragen worden, um im Hafen zu zerschellen!"

„Ah!" rief der junge französische Schauspieler, „die Hauptsache ist, daß die heute Abend erzählten Ereignisse uns die Zeit mit Blitzesschnelle verjagt haben, und wenn nicht die Zeiger auf der Pendule weit über die Mitternachtstunde hinaus wiesen, wenn nicht unsere gute wirthliche Maria Iwanna schon ganz kleine schlafbegierige Augen machte, so glaubte ich auf Ehre und Seligkeit, wir säßen kaum eine Stunde beisammen.

Doch jetzt, meine Herren, lassen Sie uns aufbrechen und die Nachsicht unseres Freundes Nestor Wasilitsch nicht zu sehr in Anspruch nehmen."

„Hoho!" rief dieser, „seit wann ist es Sitte bei mir, aufzubrechen, ohne einen Bissen Warmes, einen Trunk Wein zu sich zu nehmen?"

„Bei Gott!" rief Maria Iwanna, „über unserer interessanten Unterhaltung habe ich vergessen, den Tisch decken zu lassen. Sie werden die Hausfrau entschuldigen, meine Herren, ob des Complimentes, welches sie dadurch Ihrer geselligen Gabe gemacht."

Auf Wiedersehen in einer Viertelstunde im Speisesaale. Entschuldigen Sie, daß wir es nicht besser geben können."*)

Mit einem graziösen Lächeln verschwand die liebenswürdige Russin.

Nach kurzer Pause rief K......k: „Wie schlagen wir aber die erwartungsvolle Viertelstunde todt?" Da wir einmal im Erzählen sind und die Viertelstunden der Hauswirthinnen gewöhnlich doppeltes Maaß haben, so möge noch Jemand irgend eine recht pikante Geschichte zum Besten geben, am zweckmäßigsten ein Erlebniß. Damit aber Keiner vorgezogen oder vernachlässiget werde, so schlage ich vor, daß das Loos entscheide. Alle Anwesenden sollen ihren Namen auf einen Streifen Papier schreiben; diese werden in einen Hut geworfen und der, dessen Autograph gezogen wird, muß dem heutigen Abend die Krone aufsetzen."

Der heitere Vorschlag wurde mit Jubel aufgenommen und aus der Schicksalsurne von Filz traf das Loos einen jungen Arzt, dessen scharfgezeichnete, bleichgelbe Physiognomie unverkennbar orientalische Abkunft dokumentirte.

Nach kurzer Pause begann Dr. L.... sich zu entschuldigen, daß er so durchaus unvorbereitet nichts zu erzählen wisse als eine einfache Geschichte, die sich vor beinahe einem Menschenalter in seinem Geburtsorte zugetragen, für deren buchstäbliche Wahrheit er aber vollständig einstehe.

Die Neugierde der Anwesenden wurde durch diese mit beinahe feierlichem Tone ausgesprochene Einleitung doppelt rege, der Kreis rückte, den Theetisch verlassend, enger um den Kammin zusammen und der junge Doktor begann seine

Einfache Geschichte.

„Stupika ist ein kleines Städtchen in der Nähe der Bukowina, in der Art, wie sie uns heute Abend schon mehrfach geschildert wurden, und wie man sie in ganz Rußland so häufig findet. Unreinlichkeit in und außer den Wohnungen, auf den Straßen, im Vorhofe, in den Zimmern, spielt die Hauptrolle.

Zu den vollständigsten Ausnahmen aber gehörte das Haus des Rabbiners der Gemeinde. Dieser, ein Greis, mit den starrsten Grundsätzen an den uralten Satzungen seines Glaubens hängend, lebte nur dem Dienste der Religion und seiner Familie, an die er mit grenzenloser Liebe hing. Zwei kräftige Söhne und eine blühende Tochter, letztere bereits verlobt mit dem Sohne des Stadt-Arztes, rechtfertigten vollständig diese wechselseitige Anhänglichkeit. Der eine der Söhne hatte sich, nach dem Wunsche des Alten, dem Studium der Arzneikunde gewidmet und der jüngere sollte dem Vater im Amte folgen. Auf einer kleinen Anhöhe lag das überaus nette Wohnhaus des Rabbi mit einem hübschen, wohlgepflegten Garten, in dessen niedlichem Pavillon der ältere der Söhne, wir wollen ihn Jakob nennen, sein Domicil aufgeschlagen hatte.

Der einzig mögliche Umgang beschränkte sich auf einige wenige gebildete Familien, worunter die des Krämers, oder, wie er sich lieber nennen hörte, des christlichen Kaufmann's von Stupika, zu den angenehmsten gehörte.

Wer aber vermag es, den furchtbaren Schreck des orthodoxen Juden zu schildern, als ihm der älteste Sohn entdeckte, daß er die älteste Tochter des Kaufmann's Sascha Meyer über allen Ausdruck liebe und ohne dieselbe nicht leben könne. Vergebens bot der Alte Alles auf, was ihm Vaterliebe und Fanatismus eingab, um sein theures Kind von der ihm unheilvoll scheinenden Verbindung abzumahnen; dieser erklärte seinen festen, unabänderlichen Entschluß, ein Christ zu werden und die junge Meyer heirathen zu wollen, ein Entschluß, von welchem ihn nicht einmal die Androhung des Vaterfluches abbringen konnte.

Natürlich führte dieses Ereigniß einen unheilbaren Bruch zwischen Vater und Sohn herbei. Der Letztere bewohnte einsam und still das abgelegene Gartenhaus

*) Russische stehende Redensart vor und nach jedem, auch nach dem reichlichsten Mahle.

und trieb eifrig die Vorbereitungen zu seinem Glaubensübertritt und zur Vermählung, zu welcher der aufgeklärte, ruhige Sascha Meyer seine Einwilligung gegeben hatte, da er dem Glücke seines einzigen Kindes, welches die Liebe des jungen Arztes ebenso leidenschaftlich erwiederte, nicht hindernd in den Weg treten wollte, und der Starrsinn des alten Rabbi ihm kein vernünftiger Grund schien, die Zustimmung zur Heirath des selbstständigen jungen Mannes zu verweigern.

Wie natürlich machte das Gerücht von dem bevorstehenden Glaubenswechsel des Letzteren im Orte selbst die ungeheuerste Sensation. Die Bevölkerung, größtentheils aus Juden bestehend, schleuderte Fluch und Verdammniß auf das Haupt des Renegaten, der still und unbeirrt seinen Weg ging und nur hin und wieder seinen Vorsatz aussprach, mit seiner jungen Frau nach der Hochzeit nach Odessa zu übersiedeln.

Der Vorabend des gefürchteten und ersehnten Tages war herangekommen. Der alte Rabbiner, der die ganze Zeit über unter furchtbaren Qualen gelebt und allen Trost seiner andern Kinder abgewiesen hatte, verbrachte den Tag in der entsetzlichsten Aufregung und im sichtlichsten Kampfe mit sich selbst.

Als der Sabbath eintrat — es war eben Freitag — ließ er den verlornen Sohn zu einer Unterredung zu sich entbieten.

Noch einmal bot er alle Kraft auf, um sein Kind zum Wanken zu bringen. Bitten und Drohungen waren jedoch vergebens. Endlich warf er sich ihm zu Füßen, beschwor ihn, sein graues Haupt unbeschimpft zur Grube fahren und ihn mit Segen für die Seinen Alle sterben zu lassen.

Tief erschüttert stellte ihm der Sohn vor, wie er zwar im Stande wäre, dem theuern Vater das eigene Lebensglück zum Opfer zu bringen, daß er aber kein Recht habe, das seiner Braut zu zertrümmern, und daß er, wenn ihm der Vater den heiß erflehten Segen verweigere, mit gebrochenem Herzen ohne denselben zum Traualtare gehen müßte.

„Nun so sei verflucht, verdammter Goy, bis in alle Ewigkeit!" schrie mit schaumbedeckten Lippen der Alte, und stürzte zerschmettert zusammen.

Trotzdem, daß alle Vorzeichen das Herannahen eines heftigen Fiebers verkündeten, erlaubte er keinem der Seinigen, die Nacht wachend bei ihm zuzubringen. „Er selber wolle allein wachen und beten, damit er nicht in Versuchung falle." Mit diesen ernsten Worten befahl er, ihn ungestört zu lassen, und riegelte sich in seinem Zimmer ein, welches im Erdgeschoß des Wohnhauses lag.

Mit dem nächsten Frühroth begab sich mit einiger Ostentation der Christenpriester und sein Gefolge zum Gartenhause, um seinen Proselyten zur Kirche abzuholen. Noch waren Thüre und Jalousien der Wohnung fest verschlossen. Als nach vergeblichem Klopfen keine Entgegnung erfolgte, der Gesuchte auch im Garten und in der Wohnung nicht zu finden war, da überkam die bangenden Geschwister die Ahnung irgend eines unheilvollen Ereignisses. Der Eingang wurde erbrochen und — entsetzlicher Anblick — da lag der junge Bräutigam blutbedeckt — ermordet, ein Messer in der Brust! Aufgerissene Schränke, die fehlende Uhr, Ringe, Börse, Alles deutete mit schauerlicher Bestimmtheit darauf hin, daß ein Räuber die einsame Lage des Gartenhauses benützt, den Unvorbereiteten im Schlafe überrascht und so sein schändliches Verbrechen ausgeführt habe.

Die sorgfältigsten Nachforschungen blieben fruchtlos, weder die ängstliche Recherche der Polizei, noch die genaue Beschreibung der entwendeten Pretiosen führte zu einem Resultate; der Mörder war und blieb unentdeckt und verschwunden.

Man hatte dem Alten, dessen kräftige Natur einer heftigen Nervenkrisis unterlegen war, die Schreckensnachricht verheimlicht, bis lange nach seiner Genesung, die spät genug erfolgte. In wilden Fieberphantasien bat er, die fleischlosen Hände ringend, unter strömenden Thränen um Vergebung, er nahm den Fluch zurück und flehete den reichsten Segen herab vom Gott der Väter auf das Haupt des theuren Kindes. — Nach Monaten erst siegte die zähe Körperkraft des Alten über den Tod, welcher sein Opfer fest genug umklammert hielt. Weit ruhiger, als man erwarten konnte, nahm er die Nachricht auf von dem schrecklichen Ende des Sohnes. „Der Herr hat's gewollt", lautete sein ergebungsvoller Spruch, als er die Trauerbotschaft erfuhr.

Zehn Jahre lang lebte der Greis noch eine martervolle Existenz. Finster und verschlossen, jeder Tröstung unzugänglich, verbrachte er seine Tage im düstern Schweigen. Selten nur erlaubte er seiner Tochter, ihn mit blühenden Enkeln zu besuchen, und auch dann vermochten die ängstlichen Liebkosungen der unschuldigen Kleinen nicht, ihn zu erheitern.

So kam endlich herbeigesehnt, der Tod, der den 80jährigen Mann vergessen zu haben schien. An der Schwelle des Grabes ließ der Sterbende die Seinigen kommen und entdeckte ihnen mit bebenden Lippen: „er sei Mörder seines Sohnes gewesen; um dessen Seele zu retten, habe er den Leib vernichten müssen, wie schmerzlich ihm dies dem Gotte der Väter gebrachte Opfer auch geworden sei! — Die Pretiosen habe er mitgenommen und im Garten vergraben. Da er seinen andern Kindern zu Liebe sich nicht, wie er Anfangs gewollt, dem Arm der weltlichen Gerechtigkeit habe übergeben wollen, so habe er mit Willen durch die Entwendung der Kostbarkeiten dem Verdachte eines Raubmordes Raum gegeben. — Der Gott Israels, vor dem er bald erscheinen würde, werde ihn prüfen und milde richten; mit dieser Ueberzeugung gehe er hinüber."

Kaum hatte sich dies furchtbare Geständniß der röchelnden Brust entwunden, so starb der fanatische Greis.

Die Seinigen wanderten aus nach Odessa und Petersburg. Ich kann Ihnen einstehen, schloß der jüdische Arzt, für die volle Wahrheit meiner Geschichte — denn der Mörder war — mein Großvater!"

Schmerzlich und beinahe tonlos hatte er die letzten Worte ausgesprochen. — Die Gesellschaft war tief erschüttert. Weder die treffliche Küche der gastlichen Maria Iwanna, noch die feurigen Weine des Hauswirthes konnten mehr eine fröhliche Stimmung unter den Anwesenden herbeizaubern. Der junge Doktor war schon vor der Abendtafel sans adieu verschwunden.

Die Weltfahrt der Novara und Dr. Scherzer's Ueberlandreise.

Alexander von Humboldt behauptet in seinem „Kosmos" mit Recht: „Was die neuere Cultur uns gebracht, ist die unausgesetzt fortschreitende Erweiterung unseres Gesichtskreises, die wachsende Fülle von Ideen ünd Gefühlen, die thätige Wechselwirkung beider", und dazu haben die großen Reisen unserer Naturforscher nicht wenig beigetragen; sie haben uns den Blick eröffnet auf das große Ganze und die tausendfachen Fäden blosgelegt, die die ganze Menschheit miteinander verknüpfen. Das bedeutendste Ereigniß auf dem Felde wissenschaftlicher Entdeckungsreisen ist unstreitig die auf Kosten der östreichischen Regierung ausgeführte Novara-Expedition. Nicht galt es Länder zu erobern, Krieg und Verderben in fremde Welttheile zu tragen, höhere, edlere und unvergänglichere Zwecke hatte der östreichische Kaiserstaat im Auge und der glückliche Ausgang, das glänzende Resultat der ganzen Fahrt, hat bewiesen, daß es für eine Regierung nichts Rühmlicheres geben kann, als, anstatt für den Krieg zu rüsten — die Segnungen des Friedens auszubreiten und mit an dem großen Tagewerk: „Veredelung und Verbesserung der Menschheit", schaffen zu helfen.

Die Novarafahrt ist das glänzendste Blatt in der letzten Geschichte des östreichischen Kaiserstaates, die aus jener Zeit nur von harten Schicksalsschlägen berichten kann. Selbst der Feind hatte während des italienischen Krieges die höchste Achtung vor dieser, im Dienst der Wissenschaft stehenden Expedition und sicherte bereitwilligst der „Novara" freie Fahrt zu.

Im April 1857 wurde auf Antrag des Obercommandanten der österreichischen Kriegsmarine, Sr. kaiserlichen Hoheit des Erzherzogs Ferdinand Maximilian die Segelfregatte „Novara" zu einer Erdumseglung unter den Befehlen des Commodore Baron v. Wüllerstorf-Urbair, bestimmt. Das Schiff führte 42 Kanonen. Die wichtigsten Aufgaben der Expedition bestanden darin, den eingeschifften Offizieren und Cadetten eine besonders günstige Gelegenheit zur praktischen Ausbildung zu gewähren; die Flagge des Kaiserstaates in Erdtheilen zu entfalten, wo sie nie zuvor geweht hatte; vortheilhafte Handelsverträge mit fremden Nationen anzubahnen; wissenschaftliche Untersuchungen anzustellen und Sammlungen, namentlich von solchen naturhistorischen Objecten zu machen, deren Erwerbung den einzelnen Reisenden wegen der Schwierigkeit oder Kostspieligkeit des Transportes fast unmöglich ist; endlich einen freundlichen Verkehr und Austausch zwischen wissenschaftlichen Instituten in fernen Ländern und jenen der Heimath einzuleiten. Diese mannigfachen Ziele sind vollständig erreicht worden.

Die gesammte Manuschaft der Fregatte belief sich auf 352 Individuen. Die astronomischen, geodätischen, magnetischen und meteorologischen Beobachtungen wurden unter der Leitung des Befehlshabers von den Offizieren und Cadetten ausgeführt. Die wissenschaftschaftliche Commission bestand aus: Dr. F. Hochstetter für Geologie; Dr. E. Schwarz und Herrn J. Jelinek für Botanik; den Herren G. Frauenfeld und J. Zelebor für Zoologie; dem Dr. Karl Scherzer für Ethnographie und allgemeine Geographie, und dem Maler Herrn Jos. Selleny.

Alexander von Humboldt erkannte die ganze Bedeutung und Wichtigkeit dieser Expedition und flehte zu Gott, „daß sein Segen dies große und edle Unternehmen zur Ehre des gemeinsamen deutschen Vaterlandes begleite." Der große, unsterbliche Gelehrte hat sich nicht nur bis zum letzten Augenblick für die Novarafahrt interessirt, sondern auch die Expedition mit seinem Rathe unterstützt, so daß ihm der geistreiche Erzherzog Ferdinand Maximilian, der Urheber und Förderer des ganzen Unternehmens, in schönster Anerkennung schrieb: „Keine berufenere, sicherere Hand konnte unseren Gelehrten die Zielpunkte ihres Strebens zeigen, und die Mittel, sie zu erreichen, andeuten, als die des Altmeisters der Naturforschung; und wenn, wie ich nicht zweifle, die Expedition dazu beitragen wird, die Weltkunde in vielen Punkten aufzuhellen und zu vervollkommnen, so wird dem Urheber jener Aufzeichnungen ein großer Theil des Verdienstes davon zuzuschreiben sein. Der Novara aber, wenn es ihr gegönnt ist, im Gedächtniß der gelehrten Welt fortzuleben, wird es noch in spätester Zeit zur Ehre gereichen, daß man ihrem Namen den Namen Humboldt's beigesellt, welcher seit drei Menschenaltern bei jeder Eroberung auf dem Gebiete des Naturwissens voranleuchtet." Humboldt hat die Heimkehr der Novara nicht mehr erlebt... Am 30. April 1857 verließ die Expedition Triest und, nachdem sie im Laufe der Reise 51,686 Seemeilen zurückgelegt, 25 verschiedene Orte besucht, 551 Tage unter Segel und 298 Tage vor Anker zugebracht hatte, kehrte sie am 26. August 1859 wieder glücklich nach Triest zurück.

Die wichtigsten, während der Reise von der Fregatte berührten Punkte waren: Gibraltar, Madeira, Rio de Janeiro, das Cap der guten Hoffnung, die Inseln St. Paul und Amsterdam, Ceylon, Madras, die Nikobarischen Inseln, Singapore, Batavia, Manila, Hongkong, Schanghai, Puyniget, (Carolinen-Archipel), Sikayana (Stewarts-Inseln), Sydney, Auckland (Neu-Seeland), Tahiti und Valparaiso. Die Gesammtsummen der Auslagen, einschließlich der Kosten der Ausrüstung und Herstellung des Schiffes für die Zwecke der Expedition betrugen nur, die gewiß niedrige Summe von 587,200 Gulden Conv.-Münze.

Als sichtbares Resultat brachte die Novara die bedeutendsten Sammlungen heim. Die botanische Ausbeute bestand aus umfangreichen Herbarien und werthvollen Sämereien (mit besonderer Berücksichtigung der für die klimatischen Verhältnisse der einzelnen Kronländer des Kaiserstaates zum Anbau sich eignenden Nahrungspflanzen), aus indischen, chinesischen und chilenischen Droguen und aus Proben von Zier- und Nutzhölzern. Die zoologischen Sammlungen umfassen über 26,000 Individuen, genug, auf allen Gebieten des Wissens ist mit Bienenfleiß und größter Sorgfalt eingetragen worden und die auf Staatskosten erschienenen und noch erscheinenden Werke, werden erst den ganzen Umfang dieser in der That großartigen und mit seltener Umsicht geleiteten Expedition völlig darlegen.

Dr. Scherzer, dem die Abfassung des beschreibenden Theiles zugefallen, hat diese seine schwierige Aufgabe, in dem dreibändigen Werke: „Reise der österreichischen Fregatte Novara um die Erde", bereits glänzend gelöst. Der Autor besitzt eine solch' gewandte, plastische Darstellungsweise und zeigt uns überall nicht nur den scharfen, durchdringenden Blick des Forschers, sondern auch den, des weltmännisch gebildeten Geistes, so daß dies Werk in der Geschichte der Wissenschaft eine der höchsten Stellen einnimmt und der kaiserlich österreichischen Regierung zur größten Ehre gereicht, weil sie, in dem auf Staatskosten herausgegebenen Berichte, dem Verfasser eine offene, ehrliche Sprache und echte Freisinnigkeit gestattet.



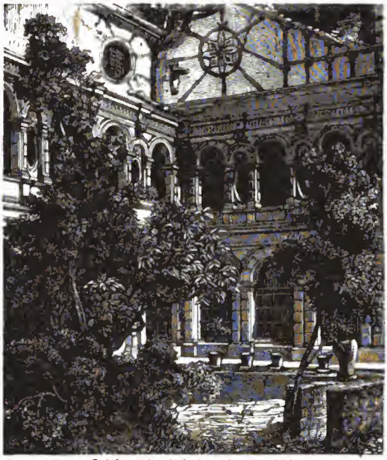
Die Kathedrale von Lima.

Da Herr Dr. Scherzer in Valparaiso die Novara verließ, um noch die Küsten des stillen Ozean zu durchforschen, so ist auch jetzt in einer Separat-Ausgabe die Schilderung dieses Abstechers unter dem Titel: „Ueberlandreise von Valparaiso über den Isthmus von Panama nach Gibraltar von Dr. Karl Scherzer" erschienen und indem wir uns vorbehalten, noch einmal auf das ganze Werk zurückzukommen, wollen wir heut nur an der Seite des berühmten Reisenden eine flüchtige Ueberlandreise unternehmen.

Der Herr Verfasser schildert seine Abreise von Valparaiso und erzählt dann weiter:

Am nämlichen Tage erreichten wir Iquique, den südlichsten Hafen Peru's, mit einer Bevölkerung von beiläufig 4000 Seelen und in neuester Zeit zu großer Bedeutung gelangt wegen des längs der regenlosen Küste vorkommenden Erdsalzes, welches von hier in großer Menge (über ein Million Centner jährlich) nach England, Nordamerika und Deutschland ausgeführt wird, wo dasselbe als Düngungsmittel mit vielem Nutzen Anwendung findet. Der Salpeter wird in einer Tiefe von 1—6 Fuß zwischen Thon gefunden, in großen Gefäßen gekocht, um ihn von den übrigen Bestandtheilen zu läutern, sodann getrocknet und in Kuchenform, in Säcken zu 250 Pfund Gewicht, verschifft. Nach einer oberflächlichen Berechnung soll die Quantität des, längs der chilenischen Küste in einer Ausdehnung von 30 Meilen vorkommenden salpetersauren Natrons an 60 Millionen Tonnen oder 1200 Millionen Centner betragen und somit, wenn man die jetzige jährliche Ausfuhr als Basis nimmt, für mehr als tausend Jahr ausreichen!

Einen noch bedeutenderen Einfluß auf unsere Bodenkultur übt bekanntlich der Guano aus, der von den, an der Küste Peru's gelegenen Guano-Inseln uns zugeführt wird. Dr. Scherzer giebt davon die folgende anschauliche Beschreibung: „Es sind drei kleine, dicht neben einander aus dem Meere ragende Eilande, von welchem das nördlichste bereits am meisten ausgebeutet ist. Auf diesem letzteren befindet sich auch die Hauptansiedlung, aus mehr als 100 Holzhütten in einer Bevölkerung von 200 bis 250 Seelen bestehend. Im Jahre 1858 lebten noch gegen 2000 Menschen auf den Inseln, und mehrere hundert Schiffe lagen zuweilen im Hafen vor Anker, um die werthvollen Vogelexcremente aufzuladen, aus welchen die Hauptmasse der Inseln besteht. Zur Zeit meines Besuches hatte die Ausbeute etwas abgenommen, die Zahl der Arbeiter sich vermindert, und der Hafen war nur von wenigen Schiffen besucht.



Das Innere des Klosters von San Francisco.

Die Inseln haben ein trauriges, kahles, wüstes, Steinbrüchen ähnliches Ansehen; die nämliche Substanz, welche in geringer Quantität angewendet, die Productivität des Bodens so wunderbar fördert erstickt hier durch ihre Massenhaftigkeit jede Vegetation und läßt die befruchtende Kraft nicht ahnen, die sie birgt. Die Nordinsel hat eine Längenausdehnung von 4200 Fuß und eine Breite von 1500 bis 1800 Fuß. Ihre Höhe beträgt 150 bis 180 Fuß.

Der aus den Excrementen verschiedener Seevögel, vorzüglich von Möven, Tölpeln, Tauchern und Scherenschnäbeln entstandene Guano bildet Schichten von theils graubrauner, theils rostrother Farbe, welche an einigen Theilen eine Mächtigkeit von 120 Fuß erreichen. Die Hütten der Ansiedler sind auf den Guanolagern errichtet. Auch ein hübsches, comfortables Hotel befindet sich seit Kurzem auf der Insel. Alle Lebensbedürfnisse, selbst Trinkwasser, müssen vier-

zehn Meilen weit vom Festlande bezogen werden. Daher ist auch das Leben ziemlich kostspielig, aber keineswegs entbehrungsreich oder freudenleer. Einer der Bewohner, ein Schwede, welcher auf der Insel einen kleinen Kaufladen besitzt, sagte zu mir: „Wir leben auf den Guano-Inseln so gut und behaglich, wie man nur auf irgend einem Punkte der Erde leben kann, und haben sogar zuweilen Musik und Tanz."

Der Gesundheitszustand wurde mir, berichtet der Verfasser weiter, als äußerst günstig geschildert. Die Guanoarbeiter stellen das geringste Contingent an Kranken und selbst der höchst unangenehme penetrante Geruch des ammoniakreichen Düngers scheint nichts weniger als schädlich auf die Athmungswerkzeuge zu wirken, indem Lungenkrankheiten unter den Arbeitern seltene Erscheinungen sind. Ja, man will vielmehr wahrgenommen haben, daß Lungenleidende im ersten Stadium von einem längeren Aufenthalte auf den Guano-Inseln Nutzen zogen und physisch gebessert nach dem Festlande zurückkehrten.

Die ersten Versuche, den peruanischen Guano oder Huanu als Düngungsmittel nach Europa auszuführen, wurden im Jahre 1832 gemacht; dieselben fielen aber so ungünstig für die Unternehmer aus, daß erst acht Jahre später das peruanische Handlungshaus Quiros neuerdings seine Aufmerksamkeit dem Guano als Handelsartikel zuwendete, und von der Regierung von Peru das Recht der Ausfuhr desselben gegen Errichtung einer bestimmten Pachtsumme für die Dauer von 6 Jahren erwarb. Anlaß dazu gaben die Versuche, welche um jene Zeit durch einen Herrn Meyers in Liverpool mit dem Guano gemacht worden waren und überraschende Resultate erzielt hatten.

Vom März bis October 1841 wurden in 23 Schiffen 6125 Tonnen Guano von Peru nach England, Hamburg, Antwerpen und Bordeaux versendet. Im November desselben Jahres brachte das englische Barkschiff Byron die erfreuliche Nachricht nach Peru, daß die Tonne Guano in England für 28 Pfund Sterling verkauft worden war. Dieses ganz unerwartete, großartige Resultat hatte zur Folge, daß die Regierung mittelst Decretes vom 17. November das mit Quiros getroffene Uebereinkommen für nichtig erklärte, und Speculationslustige von Neuem zur Pachtung der Guano-Ausfuhr einlud.

Seit jener Zeit hat der Export dieses wichtigen Düngungsmittels nach allen Theilen der Erde nie geahnte Dimensionen angenommen. Derselbe erreichte in den letzteren Jahren die ungeheure Menge von 500,000 Tonnen (à 2000 Pfund) und hat der Regierung jährlich eine Summe von 12 bis 15 Millionen spanische Piaster eingetragen.

Man hat sich anfänglich bei der Schätzung der Quantität der auf den drei Inseln im Laufe vom Jahrtausend ungestört angehäuften Vogelexcremente*) des doppelten Irrthums schuldig gemacht, diese zu hoch und die Zahl der jährlich davon ausgeführten Tonnen zu niedrig anzuschlagen. Daher kam es, daß einige einheimische und fremde Schriftsteller die Meinung aussprachen, die auf diesen Inseln bestehenden Guanolager würden erst nach vielen hundert Jahren erschöpft werden können. Nun stellt es sich aber heraus, daß, wenn die Nachfrage auch nur in gleichen Verhältnisse wie gegenwärtig fortdauert, kaum 25 bis 30 Jahre erforderlich sein dürften, um mit dem auf den Guano-Inseln vorhandenen Vogeldünger aufzuräumen.

Allerdings wird noch auf vielen andern Inseln und unbewohnten Vorgebirgen der ganzen Westküste von Südamerika Guano gefunden; auf den Inseln südlich von Callao sollen allein über 7 Millionen Tonnen von diesem werthvollen Düngungsmittel vorhanden sein. Aber selbst wenn sich diese Quantität in der That vorfindet, wird sie bei dem gegenwärtigen Bedarf an Guano kaum für mehr als 10 bis 15 Jahre ausreichen, während die Bildung von neuen Guanolagern immer mehr auf einsame, schwer zugängliche Inseln im Ocean beschränkt wird. Denn, sobald man solche Guanolager auszubeuten beginnt, werden sie rasch von den Vögeln verlassen, die sich immer mehr von den Inseln in der Nähe der Küste und des Schiff-Verkehrs zurückziehen.

Das berühmte Mitglied der Novara-Expedition setzt mit großem Freimuth hinzu: Die peruanische Regierung scheint die große Calamität nicht zu ahnen, welche dem Lande bevorsteht, wenn mit der Erschöpfung dieser Guanolager auch die größte Einnahmsquelle des Staates versiegen wird. Sonst könnte sie unmöglich von den ungeheuren Summen, welche der Staatsschatz jährlich aus der Ausbeute der Vogelmistinseln zieht, einen so unweisen Gebrauch machen. Für die Herstellung von Straßen und Eisenbahnen zur Erleichterung des Verkehres mit den so fruchtbaren Provinzen des Innern, für die Hebung der Agricultur und des Handels geschieht so viel als nichts. So wie diese reiche Staatseinnahme nicht durch den Fleiß und die industrielle Thätigkeit der Bevölkerung geschaffen wird, ebenso bleibt sie für dieselbe auch ohne erheblichen Nutzen. Die Regierung von Peru beutet die Guanolager als Monopol aus, und vergeudet die dadurch gewonnenen Summen in ehrgeizigen Unternehmungen und Kriegszügen gegen Ecuadar und Bolivien, welche das Land in beständiger Aufregung erhalten und nur seine Lasten vermehren. Vogelmistreichthum geht in Pulverdampf auf! Wie gewonnen, so zerronnen. — —

Ebenso anschaulich ist die Schilderung der peruanischen Hauptstadt „Lima."

*) Nur die ungeheure Menge dieser Seevögel, ihre außerordentliche Gefräßigkeit und die Leichtigkeit mit der sie sich ihre Nahrung verschaffen, lassen selbst in diesem langen Zeitraum für die Mächtigkeit der Excrementenschichten eine Erklärung finden.

„Auf der Fahrt vom Bahnhofe nach der Wohnung des Herrn Brauns, des dortigen Hamburger General-Consuls, bemerkte ich, daß die Häuser in den verschiedenen Stadttheilen, welche wir passirten, verschiedenfarbig angestrichen waren, und hörte nun nicht ohne Erstaunen, daß, einer neueren Regierungsvorschrift zu Folge, die Hausbesitzer in jedem Stadttheil zur leichteren Orientirung ihren Gebäuden jene Farbe geben müssen, welche mit dem officiellen colorirten Plane von Lima übereinstimmt. So sieht man in dem einen Stadtviertel alle Häuser grün, in einem andern gelb, in einem dritten weiß, in einem vierten röthlich und in einem fünften gar blau angestrichen." Da könnte ja Rußland noch bei der peruanischen Regierung in die Schule gehen.

Wie in allen, Erderschütterungen unterworfenen spanisch-amerikanischen Städten, bestehen auch in Lima die meisten Häuser blos aus dem Erdgeschoß, und nur wenige haben außer diesem noch ein Stockwerk. Am auffallendsten sind die ganz flachen Dächer, welche eigentlich nur aus einem Rohrgerippe und Strohmatten bestehen, die des besseren Schutzes wegen einen Lehmanwurf haben. Hierdurch ergiebt sich ein freier, mit einem Geländer umgebener Raum (azotea), welcher gemeiniglich den Kindern als Tummelplatz, den Erwachsenen als Promenade dient. Ein Theil der Zimmerfenster sind auf diesem platten Dache in einer Art von Verschlag angebracht, welcher statt Glasscheiben hölzerne Läden hat, die mittelst einer langen Schnur mit dem Zimmer in Verbindung stehen und so nach Belieben von unten geöffnet oder geschlossen werden können.

Die Straßen sind ziemlich regelmäßig und breit, aber der Mangel an Canälen und das schlechte Pflaster verleidet dem Reiter und dem Fahrenden nicht minder als dem Fußgänger eine häufige Benutzung derselben. Die offenen Gräben zu beiden Seiten sind voll von Abfällen und animalischen Unreinigkeiten, welche fortwährend hineingeworfen werden, und würden nicht zahllose Aasgeier das Geschäft der Straßenpolizei verrichten, so wäre Lima, bei der Sorglosigkeit der einheimischen Behörden, eine der schmutzigsten, ungesundesten Städte Südamerika's. Aber die Gallinazos, wie diese schwarzköpfigen Thiere von den Eingebornen genannt werden, obschon träge und schwerfällig, sind doch durch ihre ungeheure Menge hinreichend, die Säuberung der Straßen auf das Befriedigendste zu besorgen. Allenthalben, selbst im dichten Menschengewühl, sieht man diese Vögel, welchen aus Rücksicht für ihre Nützlichkeit Niemand etwas zu Leide thut, und die selbst der Muthwille der Jugend in ihrer häßlichen Beschäftigung nicht zu stören wagt, auf der Erde herumschlüpfen und nach Nahrung suchen.

Eine der größten Zierden der Stadt ist ihre reiche, glänzende Beleuchtung mit Gas, welche den Straßen und Modeläden Lima's des Abends einen besonderen Zauber verleiht und ihr, in dieser Beziehung wenigstens, mit den Hauptstädten Europa's zu wetteifern gestattet.

Die großartigsten Bauten sind, wie sich dies in einem, von Spanien besiedelten Lande wohl von selbst versteht, Kirchen und Klöster, deren die Hauptstadt an achtzig zählt. Viele dieser spanischen Denkmäler einer mehr bigotten als frommen Zeit, befinden sich gegenwärtig in Verfall, und selbst die noch in gutem Zustande erhaltenen erfreuen das Auge des Kunstfreundes weder durch einen geschmackvollen, edlen Baustyl, noch durch die einfache Schönheit der inneren Ausstattung. Auch die Kathedrale, welche fast die ganze östliche Seite des Hauptplatzes einnimmt und von der wir eine Abbildung bringen, macht hiervon keine Ausnahme und erscheint, obschon neunzig Jahre zu ihrer Herstellung nöthig waren, nur als ein mittelmäßiges Bauwerk. Das Innere ist groß und geräumig, aber der Umstand, daß sich der Chor mit einem breiten Altar in der Mitte befindet, läßt beim Eintritt in die Kirche nur die kleinere Hälfte derselben überblicken und stört den Eindruck, den das Ganze ohne diesen Mittelbau, welcher den Hochaltar mit seinem Gold- und Silberschmuck völlig verdeckt, auf den Besucher hervorbringen würde. Die Ornamente, die Meßgewänder und geweihten Gefäße sind überaus reich und kostbar, aber dabei viel zu überladen, um auch eine ästhetische Befriedigung zu gewähren. In den Katakomben der Kathedrale sollen sich die sterblichen Reste Pizarro's befinden.

Das Kloster von San Francisco ist interessanter wegen seiner ungeheuren Ausdehnung, welche Schmarda mit Recht jener mancher alten Reichsstadt des schwäbischen Kreises vergleicht, als durch Schönheit des Baustyles oder durch kunst- und geschmackreiche innere Einrichtungen. Die buntbemalte, überladene Façade erinnert an jene von singhalesischen Buddhatempeln. Als der schönste Theil des Gebäudes dürfen wohl die Corridore betrachtet werden, deren hölzerne Decken reich mit Schnitzereien verziert sind. Ringsherum an den Wänden dieser Klostergänge hängen illustrirte Darstellungen aus dem Leben verschiedener Heiligen, welche jedoch seltsamer Weise mit dem Bilde gegen die Wand gekehrt sind und nur an bestimmten Festtagen umgewendet und den Blicken der Besucher zugängig gemacht werden. In der Ueberzeugung, daß die Heiligen, die mit Christus herrschten, Blicke des Mitleids auf die Erde würfen, wollte man vielleicht keinen derselben verloren gehen lassen.

Der Laienbruder, welcher mich herumführte, war noch nicht lange ein Bewohner der düstern Klosterräume. Er hatte, obschon noch sehr jung, eine ziemlich bewegte Vergangenheit hinter sich. Erst Goldgräber in Kalifornien, dann Spieler und Speculant, verlor er rasch wieder das in den Minen mühsam der Erde Entrungene, und kehrte hierauf nach Lima zurück, um, mehr der Abwechselung und bequemen Versorgung halber, als aus frommer Neigung oder

aus Lebensüberdruß, in den Franciscauer-Orden einzutreten. Durch sein Temperament viel eher zum Lebemann, als zum Mönch geschaffen, hätte er sich bei einer minder laxen Moral, als man ihr unter den Klosterbrüdern der peruanischen Hauptstadt begegnet, in seiner dermaligen Lage höchst unbehaglich fühlen müssen; aber die Mönchskutte ist in Lima nicht blos das Kleid der Demuth und Entsagung, fügt Dr. Scherzer treffend hinzu, es ist auch der „surtout" um manche Tugendblöße zu verhüllen.

Das Kloster von San Pedro war, so lange es Jesuiten gehörte, das reichste von Lima. Als im Jahre 1773 der Befehl zur Aufhebung dieses Ordens auch nach Südamerika erging, geschah dies nicht ohne die stille Hoffnung der spanischen Vicekönige, sich dadurch zugleich in den Besitz der großen Reichthümer desselben zu setzen. Die Jesuiten rechtfertigten aber auch diesmal ihren Ruf, welcher im Munde des Volkes sprüchwörtlich geworden ist. Als man das Inventarium aufnehmen wollte, fand man nur leere Kassen. Auch genauere Nachforschungen und Nachgrabungen führten zu keinem günstigeren Resultate.

In der Nähe der **Escuela de Medicina** befindet sich in einem schönen großen Gebäude die Nationalbibliothek, welche ungefähr 30,000 Bände von Werken aus allen Zweigen des menschlichen Wissens umfaßt, in neuester Zeit aber aus Mangel an Mitteln nur geringe Vermehrung erhält. Bibliotheks-Director ist Don Francisco de Paula Vigil, ein höchst geistreicher und liberaler Weltpriester, welcher in Folge seiner gelehrten, in drei Bänden veröffentlichten Vertheidigung der Autorität der Regierungen gegen die Forderungen der römischen Curie vom Papst Pius IX. in die Acht erklärt worden war. Indeß hielt dieser Bannfluch den biedern alten Herrn nicht ab, die Feder weiter zu führen und die von ihm aufgestellten Principien energisch zu vertheidigen, ja, was noch überraschender, er hat dadurch in der öffentlichen Meinung keineswegs an Ansehn und Verehrung eingebüßt. Denn, ganz im Gegensatze zur weiblichen Bevölkerung, ist die männliche in religiösen Dingen höchst freisinnig und der Geistlichkeit mehr abgeneigt als gewogen, wozu allerdings die überaus geringe Bildung der Mehrheit des peruanischen Klerus, die hartnäckige Feindseligkeit, die er seit der Lostrennung Peru's von Spanien allen liberalen Strebungen entgegenstellt, so wie die grauenhafte historische Erinnerung, daß die Mönche es waren, welche einst die Inquisition und die Tortur in's Land gebracht, wesentlich beitragen mögen.



Ein Stationshaus der Panama-Eisenbahn.

Dr. Scherzer hat Pedro Vigil besucht und erzählt davon: Er empfing mich außerordentlich freundlich und unterhielt sich längere Zeit mit mir über die verschiedensten Gegenstände. Endlich kam das Gespräch auch auf sein berühmtes Werk und die peinliche Stellung, in welche er dadurch zum römischen Stuhle gerathen. Dies war bei weitem der interessanteste Theil der Unterredung. Unvergeßlich werden seine merkwürdigen Worte stets in meiner Erinnerung leben: „Nicht der Katholicismus ist die Ursache, daß die meisten katholischen Nationen im Fortschritte so sehr zurückgeblieben sind, sondern das, was man mit ihm vermengt hat, die Inquisition und die Mönche. Was die Gesellschaft sittlich und tüchtig, was eine Nation

groß und stark macht, das ist die Ehre und die Arbeit. Ohne Mönche und ohne Nonnen kann die menschliche Gesellschaft bestehen, aber nicht ohne Moral, nicht ohne Ehre und ohne Arbeit." Und Dr. Scherzer fügt hinzu: Hätte ich diese Worte nicht fast unmittelbar, nachdem sie gesprochen worden waren, niedergeschrieben, ich würde kaum gewagt haben sie hier zu wiederholen, ich würde meinem Gedächtniß nicht getraut haben, daß ein hispano-amerikanischer Priester in der Stadt der heiligen drei Könige — wie Lima genannt wird, weil es am Tage der heiligen drei Könige, den 6. Januar 1534 von Pizarro gegründet worden — solche Aeußerungen gegen mich gethan hat. Diese Anschauungen, welche nicht vereinzelt vorkommen und die bei einem Theile der männlichen Bevölkerung der Hauptstadt ein lebhaftes Echo finden, sind höchst wichtig für die Beurtheilung der religiösen Zustände in der peruanischen Republik, sie sind merkwürdige Anzeichen, daß sich auch jenseits der Anden auf dem katholischen Gebiet ein großartiger Umschwung vorbereitet, daß auch Peru seinen „Passaglia" gefunden. Ja, es würde uns nicht im geringsten wundern, wenn gerade Südamerika, welches seit mehr als drei Jahrhunderten den geistlichen Befehlen stumm Folge leistete, plötzlich Episteln und Vorschläge in die Welt schleudern möchte, welche einer Auflehnung gegen die römische Curie und deren Gebote gleichkäme. Ist es doch erst wenige Jahre her, daß in Nicaragua und Honduras katholische Priester in der gesetzgebenden Versammlung für die Aufhebung des Cölibats ihre Stimme erhoben und von der Kanzel herab das Volk zu Gunsten einer revolutionairen Erhebung haranguirten!

Am werthvollsten sind einige peruanische Alterthümer, Waffen, Mumien und sogenannte „huacos" oder irdene Krüge, Töpfe und andere Geräthe aus alten Indianergräbern. Den Geschichtsfreund dürften die Portraits der sämmtlichen Vicekönige und Gouverneure von Peru, welche an den Wänden des ersten Saales in chronologischer Reihenfolge, von Pizarro bis La Serna, aufgehängt sind, besonders interessiren. Der schönste Kopf, aus dessen Zügen am meisten männliche Kraft, Kühnheit und Energie spricht, ist der von Francisco Pizarro, dem natürlichen Sohne eines spanischen Edelmannes, welcher in seiner Jugend Schweine hütete und im Alter von 64 Jahren als Vicekönig von Peru durch meuchlerische Hand sein Leben endete.

Unter den Anstalten des öffentlichen Unterrichts verdient allein die mit einem Aufwande von 160,000 Pesos auf Kosten der Regierung errichtete und im Jahre 1859 eröffnete Escuela Normal-central (Central-Normalschule) erwähnt zu werden. Der Zweck derselben ist, befähigten Kindern armer Eltern die Möglichkeit einer tüchtigen Schulbildung zu gewähren; bis jetzt aber sollen die Präfecten aus den verschiedenen Provinzen meist nur die Söhne bemittelter und angesehener Eltern vorgeschlagen und nach der Hauptstadt geschickt haben. — Ein höchst bemerkenswerther, die Zustände des Landes characterisirender Vorfall ereignete sich bei der Eröffnung dieser Schule, welcher der Präsident der Republik, der wegen seiner Willkürherrschaft ebenso gehaßte als gefürchtete Don Ramon Castilla und mehrere Deputirte und Senatoren beiwohnten. Der Rector, Don Miguel Estorch, deutete in seiner Ansprache auf die Wichtigkeit guter Schulen in einem wohlregierten Staate hin und meinte, wenn die Kinder gut erzogen würden, so brauche man nicht so viel Geld für Polizei und Heer auszugeben, um Ordnung und Sicherheit im Lande zu erhalten. Diese Bemerkung, welche unter den Anwesenden eine große Sensation hervorbrachte, und die man sich in — Europa auch zu Herzen nehmen könnte, veranlaßte sofort eine Entgegnung von Seiten des Präsidenten der Republik. Don Ramon Castilla erhob sich und erwiderte in ziemlich gereiztem Tone, daß des Rectors Ansicht eine irrthümliche und daß eine tüchtige Heeresmacht ebenso nöthig sei, als eine gute Erziehungsanstalt; daß es dem Rector überhaupt nicht zukomme, über diesen Gegenstand und an dieser Stelle ein Urtheil abzugeben.

General Ramon Castilla ist ein Mestize, mit einem stark prononcirten, braunen Indianergesicht' hervorstehenden Backenknochen, gebogener Nase, struppigen, kurzgeschnittenen grauen Haaren und energischen, aber rohen Zügen, dem jedenfalls die Anerkennung gebührt, durch seine despotische Herrschaft mindestens einige Jahre lang die dem Lande so nöthige Ruhe erhalten zu haben. Aber es bleibt immerhin eine traurige Wahrnehmung, bezeichnend für die waltenden Verhältnisse, daß ein Reich, über welches einst spanische Granden und Vicekönige herrschten, gegenwärtig von einem Halbindianer, der kaum nothdürftig lesen und schreiben kann, regiert wird. — Frau Fortuna fährt noch immer fort ihre Gunst, wie der Blinde seine Prügel auszutheilen.

Das Treiben in der Hauptstadt hat in neuerer Zeit viel von seiner früheren Originalität und Poesie eingebüßt. Wer Lima vor 20 Jahren gesehen, möchte es dermalen kaum wiedererkennen. Die „Saya" und der „Manto", jene originelle, in Lima allein nur gebräuchliche Tracht, welche die Frauen auf der Straße, bei Spaziergängen, in der Kirche und bei Prozessionen beständig wie maskirt erscheinen ließ, ist völlig verschwunden, und damit ist auch in den Sitten und Gebräuchen nothgedrungen manche Veränderung eingetreten. Sonst durfte sich keine Frau ohne Saya und Manto auf die Straße wagen, jetzt läuft sie im Gegentheil Gefahr insultirt oder mindestens verhöhnt zu werden, wenn sie in dieser eigenthümlichen, einem Maskenanzuge nicht unähnlichen Vermummung öffentlich erscheint. Die früher landesübliche Tracht mußte den französischen Moden weichen, die Saya, dieser enganschließende, meist schwarze oder zimmetfarbene

Oberrock, welcher über die gewöhnliche Kleidung angezogen wurde und dadurch eine sorgfältigere Toilette ersparte, hat der weiten seidenen Robe Platz gemacht; den Manto, jenen großen Schleier von dichtem schwarzem Seidenzeug, welcher über Rücken, Schultern und Kopf geschlagen, und so geschickt geschlossen wurde, daß man nur einen kleinen viereckigen Raum um ein Auge zu sehen bekam, ersetzt dermalen ein schwarzes langes Kopftuch, wie es die spanischen Frauen überhaupt zu tragen pflegen.

Die Limeñerinnen sind im Allgemeinen schöne, schlanke, zierliche Erscheinungen, welche namentlich durch ihren feinen Teint, ihre großen, dunklen, glühenden Augen, ihre blendend weißen Zähne, ihr reiches schwarzes Kopfhaar und ihre niedlichen Füßchen auffallen. Sie erinnerten mich lebhaft an die Frauen der Havanna, mit denen sie auch große Putzsucht gemein haben, während sie an Adel der Gestalt und geistigem Ausdrucke des Gesichts den Frauen Chile's entschieden nachstehen.

Die männliche Gesellschaft von Lima und darunter, bemerkt Dr. Scherzer weiter, verstehe ich hauptsächlich die weißen Creolen oder Abkömmlinge von Spaniern, welche ungefähr den dritten Theil der Bevölkerung bilden, macht nicht den Eindruck, als würde durch ihre geistigen Bestrebungen, durch ihre commercielle, landwirthschaftliche oder industrielle Thätigkeit das Land jemals einen freudigeren Aufschwung nehmen, einer glücklicheren Zukunft entgegengehen! Der Zustand Peru's seit seiner Lostrennung von Spanien im Jahre 1822, die fortwährenden Wirren und Bürgerkriege, so wie der Umstand, daß sich ein Mestize, ohne alle geistigen und moralischen Vorzüge wie Ramon Castilla, als lebenslänglicher Präsident der Republik zu behaupten vermag, zeigen am deutlichsten den politischen und sittlichen Verfall des peruanischen Staates. Alle die herrlichen Länder von Peru bis Mexiko sind nach dreihundertjähriger spanischer Unterjochung durch die weichlichen, arbeitsscheuen, denkfaulen Mischraçen, welche sie bevölkern, in einen Zustand der Auflösung und Degeneration gesunken, aus welcher sie nur eine große fremdländische Einwanderung, eine völlige Vermischung mit irgend einer kraftvollen Raçe des Nordens zu retten vermag. Ich habe im Laufe einer früheren Reise die verschiedenen Staaten Centralamerika's mit ihren reizenden, gesunden, fruchtbaren Hochebenen und einem Klima von immerwährender Frühlingsmilde jahrelang durchwandert, und fast überall hat sich mir das nämliche Schauspiel geboten. Fast überall schien die Natur diesen mit Indianer- und Negerblut gemischten Völkern das Mittel versagt zu haben, durch eigene Anstrengung ihrer Lethargie Meister zu werden. Wo einzelne Ausnahmen stattfanden, wo eine freudigere Regsamkeit sich kundgab, wie z. B. in Costa Rica, da zeigte sich auch, daß der Menschenschlag reiner spanisch geblieben ist, als in den andern jungen Republiken von Mittel- und Südamerika.

Alle diese Staaten dürften in ihrer jetzigen politischen Gestaltung von der gewaltigen Strömung der Zeit kaum unberührt bleiben. Sie haben keine andere Aussicht, als entweder integrirende Theile des mächtigen nordamerikanischen Staatskörpers zu werden, oder sich unter dem Scepter eines Sprößlings irgend eines europäischen Herrscherhauses neuerdings als Monarchie zu constituiren. Gleichviel, ob Nordamerikaner, ob Engländer oder Deutsche, immer werden es die Söhne einer thatkräftigen Raçe sein, welche hier das Wesen des südlichen Volksstammes umgestalten, einen neuen Nervengeist wecken und so vollbringen, was die heutige schlaffe Mischvölkerung versäumt, was sie nicht leisten will oder kann. Eine tüchtige nordische Emigration ist allein im Stande, diese Länder commerciell und politisch zu heben, ihre reichen Naturschätze auszubeuten und zu verwerthen, und ihnen eine würdige Stelle unter den Culturstaaten der Erde zu sichern.

Dr. Scherzer berichtet ferner, daß eine Ausrottung der Chinabäume, deren Rinde uns bekanntlich das berühmte Gräfin- oder Jesuitenpulver liefert, wie man bereits angenommen, nicht zu fürchten sei, da selbst bei einer Ausfuhr von jährlich 8 bis 10 Centner Rinde, keine Gefahr für das Aussterben der Chinabäume entstände. Der Reisende schildert dann seine Eisenbahnfahrt über den Isthmus, mitten durch großartige Wälder, die noch in ihrem herrlichsten Urschmucke prangen und bezeichnet diese Fahrt als eines der sinneberauschendsten Schauspiele, welche das Auge des Naturfreundes zu genießen vermag: „Ich habe in keinem Theile der Erde eine üppigere, imposantere Vegetation gesehen, als sie die Tropenwälder Central-Amerika's, namentlich am Isthmus, bieten. Um den Zauber noch zu erhöhen, durchfliegt man den prachtvollsten Urwald in seiner ganzen Fülle und Majestät mit einer Locomotive, auf einem eisernen Schienenweg. Welch wunderbarer Contrast! Das wilde Gewirr der Schlingpflanzen und die grünen Wedel der Palmen reichen fast in die Waggons hinein und erzählen dem Reisenden von den Herrlichkeiten der ihn umgebenden Tropennatur. Pflanzengestalten der verschiedensten Art und von den kolossalsten Dimensionen prangen in dem fremdartig bunten Gewande eines erborgten Laubschmuckes. Zwischen den einzelnen Waldbäumen bauen Parasiten und Lianen ihr grünes, zartes Gerüste, während mancher alte riesige Stamm mit dem Prachtkleide von tausend schönen Sprößlingen, manche modernde Baumleiche mit blühenden Schmarotzerpflanzen geschmückt erscheint. So rasch und üppig ist hier das Wachsthum der Vegetation, daß einzelne Theile der Bahn zweimal im Jahre von den hinüberwuchernden Pflanzen gereinigt werden müssen; ja, bliebe der Schienenweg auch nur zwölf Monate lang unbenutzt und verlassen, so würde kaum eine Spur mehr von demselben zu entdecken und alles ringsumher wieder wie früher dichte Waldwildniß sein.

Die Fahrt von Panama nach Aspinwall ging nicht so schnell von Statten, als man es auf einer Bahn zu erwarten berechtigt ist, wo ein Yankee die dahinbrausende Locomotive führt. Um 47½ englische Meilen zurückzulegen, benöthigt man beinahe 4 Stunden. Es giebt zahlreiche Stationen, oft mitten im Walde, wo nur wenige Arbeiterhütten stehen. Die vorstehend beigegebene Abbildung zeigt eines dieser Stationsgebäude, das uns nur in seiner leichten, luftigen Bauart daran erinnert, daß hier die Locomotive durch ein Land der heißen Zone sich den Weg bahnt.

Auch Dr. Scherzer beklagt tief den Mangel einer deutschen Flotte, die unsern Handel beschützen und dafür sorgen könne, daß deutsche Auswanderer nicht länger recht- und hülflos in jenen fernen Länderstrichen herumirrten und er ruft mit seltenem Freimuth aus: „Es ist ein peinliches Gefühl für den deutschen Reisenden und noch peinlicher ist es, dasselbe auszusprechen, aber der Zustand der deutschen Auswanderung ist nur eine Wiederspiegelung der Zerfahrenheit des deutschen Volkes zu Hause, der geringen Einhelligkeit seiner Regierungen selbst in den wichtigsten Lebensfragen."

Dr. Scherzer besuchte auf seiner Heimreise die Insel St. Thomas und berührt in seinem Bericht hierüber eine Frage, deren Lösung jetzt, dort drüben über dem Ocean mit dem Schwerte vorgenommen wird und die tief in unser sociales Leben einschneidet: die Sclaven-Emancipation.

„Was mir auch bei meinem jetzigen Besuche von St. Thomas besonders angenehm auffiel, war die Rührigkeit, das anständige, von Intelligenz zeugende Benehmen seiner Negerbevölkerung. Die Dänen haben es von allen Nationen, auf deren Besitzungen der Fluch der Sclaverei ruht, am besten verstanden, diese heikle Frage der Emacipation praktisch zu lösen. Die Zahl der Sclaven auf den dänischen Besitzungen war allerdings nur gering und ihre Befreiung daher leichter ausführbar. Aber immerhin verdient die Art und Weise, wie sie sich der Aufgabe entledigten, Anerkennung und Beachtung. Mit dem Zwange hörte nicht auch die Pflicht zur Arbeit auf. Die von der dänischen Regierung emancipirten Sclaven können den Lohn für die geleistete Arbeit nach Gutdünken verwenden und ebenso ihren Arbeitsherrn beliebig wechseln, aber sie dürfen den alten nur dann verlassen, wenn sie einen neuen Dienstgeber gefunden haben. Der Arbeitslohn ist auf St Thomas ein ziemlich hoher und die schwarze Bevölkerung, welche zur dienenden Klasse das Hauptcontingent stellt, findet nicht nur fortwährende Beschäftigung, sondern wird dafür zugleich reichlich bezahlt. Die Neger der Insel sind aber auch sehr anstellig und gelehrig, bei dem lebhaften Verkehr, welcher hier mit fremden Nationen herrscht, spricht fast jeder geläufig mehrere Sprachen, und der deutsche Reisende, welcher zum ersten Mal die Insel besucht, ist nicht wenig überrascht, sich zuweilen von einem schwarzen Sohne Afrika's in seiner Muttersprache angeredet zu hören.

Auf seiner Heimreise machte Dr. Scherzer noch einen Abstecher nach London und setzte dann am Bord des königlichen Postdampfers „Behar" seine Reise nach Gibraltar fort. Durch eine an's Wunderbare grenzende Fügung, gelangte der „Behar" dort gerade im nämlichen Augenblicke an, wo auch die Novara im stolzesten Segelkleide in die berühmte Straße einlief! Als die kaiserliche Fregatte ganz nahe an dem englischen Dampfer vorbeisegelte, ließ der Capitain mit der Flagge salutiren und hatte zugleich die besondere Aufmerksamkeit der Novara mittelst der Marryat'schen Signale kund zu geben, daß sich eines ihrer Mitglieder unter den Passagieren des Postdampfers befinde. Kurze Zeit darauf ankerten beide Schiffe im Hafen von Gibraltar. —

Eine Kulturthat war vollendet. —

L. Habicht.



Die Hoffnung.



Es giebt wohl keinen Menschen der nicht wenigstens schon einmal in seinem Leben Schmerz und Unglück in all' seiner Bitterkeit durchgekostet hat. In die Hütte der Armuth, wie in den Palast des Reichthums nistet sich die Sorge ein, spinnt ihre grauen, traurigen Fäden und wo wir Sonnenschein und Freude vermutheten, da ist es oft düstere Nacht. Göthe, den man so gern den Glücklichen nennt, weil ihn das Leben wie auf blitzenden Wellen an's Ziel trug, bekennt doch, daß sein Dasein nur Mühe und Arbeit gewesen und er in 75 Jahren keine 4 Wochen eigentliches Behagen gehabt und der Kalif Abdalrhaman klagt in einer Schrift: „Reichthum und Ehre, Macht und Vergnügen sind meinem Rufe gefolgt und kein irdischer Segen schien meiner Glückseligkeit zu mangeln. In dieser Lage habe ich emsig die Tage reinen und echten Glückes gezählt, welche mir zu Theil geworden sind: Vierzehn!" — O Mensch, setze Dein

Vertrauen nicht auf diese Welt! — Aber noch schwerer, unheimlicher würde die Nacht des Unglücks auf uns lasten und uns endlich in den Staub drücken, wenn nicht eine milde, freundliche Göttin sich zu uns niederbeugte, lächelnd unsere heiße Stirn berührte und auf den Himmel wieß, an dem noch immer in erhabener Ruhe, wie eine tröstende Gottesschrift einzelne Sterne schimmern. Es ist die Hoffnung! — Sie gaukelt uns Bilder einer schönen Zukunft vor die Seele und das müde, thränenlose Auge beginnt von Neuem zu glänzen, — „es wird wieder heller Tag werden", flüstert sie leise und frische Blüthen treibt das erstorbene Herz. Selbst nach der tiefsten Nacht der Verzweiflung schlägt doch wieder die ewig bewegliche Seele zum hellen Sonnenlicht des Tages das trunkene Auge auf — wenn wir noch hoffen können.

Darum errichteten schon die Alten besondere Tempel — der Hoffnung. Auf einigen römischen Medaillen wird sie als ein junges Mädchen dargestellt, das eine Blume in der Hand hält. Man sieht sie auch auf einem Basrelief, mit Blumen gekrönt, sich mit der rechten Hand auf eine Säule stützend, in der linken Aehren und Mohnblüthen haltend. — Manchmal ist sie beflügelt...

Auf dem Grunde der Pandora-Büchse ruhte die Hoffnung, sie kam, nachdem sich alle Uebel über die Welt ergossen, um zu versöhnen, zu trösten und ermuthigen und sie hat ihre Mission mit einer Hingabe und einer Begeisterung erfüllt, die mehr als einmal die Welt vor dem Verderben gerettet. Wo wäre ein Menschenherz, das nicht einmal wenigstens auf diesen Schmeichelton gelauscht und darüber den Jammer vergessen, der im tiefsten Innersten nagte. Der Tod Derjenigen, die wir mehr liebten als uns selbst, kann zwar die Flamme der Hoffnung in uns zum Erlöschen bringen, aber mit ihr erstirbt auch das ganze Leben. Aufhören zu hoffen, heißt sterben. — Denn die Menschenherzen sind wie Blumen, sie schließen ihren Kelch mit der untergehenden Sonne der Hoffnung.

Es war noch ein poetischer Gedanke der Alten, die Hoffnung als die Schwester des Schlafes zu betrachten. — beide lassen uns die Sorgen vergessen — der Tod beendigt sie ganz. Auch dem verstandesklaren nüchternen Kant ist doch die Hoffnung nächst dem Schlaf, die Beschützerin und der Genius des menschlichen Lebens.

Fast alle Dichter haben in ihren Liedern die Hoffnung gefeiert, denn sie war ja oft die einzige Freundin, die sie aus düsterer, umnachteter Gegenwart hinausführte und ihnen eine lachende Zukunft zeigte, die den Muth zu neuem Streben und Kämpfen giebt. Und Thorwaldsen, diese echte Dichter- und Künstlerseele, hat ein Werk geschaffen das ihn selbst darstellt — sich an die Hoffnung lehnend. —

Der englische Dichter Spenser sagt in seinem allegorischen Gedicht von der Hoffnung: „Sie lächelt immer und in ihrer Hand hält sie einen heiligen Zweig — ganz feucht von Thau — von dem sie die glänzendsten Perlen über Diejenigen streut — die ihr folgen. Ja die Hoffnung ist eine Göttin, die kaum den Fuß auf die Erde setzt und darum erhebt sie auch alle Herzen, wohin sie ihre beflügelten Schritte lenkt und ihr sonniges Lächeln bringt endlich Frieden und Glück. Sie nimmt den vom Schmerz und Unglück Zusammengebrochenen in ihre Arme, trocknet seine Thränen, wiegt ihn in Träumen ein und — er entschläft und Fernan Caballero, dieser geschätzte spanische Schriftsteller sagt deshalb mit großer Feinheit: „Die Hoffnung spricht nicht immer wie ein König aber sie gewährt stets den Rath einer Mutter." —

Die Hoffnung weist auf den Himmel, denn sie ist selbst nichts Irdisches. Sie ist der Sonnenstrahl, der ein Meer voll Licht und Glanz um uns zu breiten weiß und dessen Zauber selbst die dunkelste Nacht nicht wiedersteht. Hoffe! und neues Leben zuckt durch Deine Adern. Du hast den Muth zu ringen und zu kämpfen, die feuchten Nebel eines trüben Geschicks zerflattern und der hellste Sonnenschein ruht über Deinem Leben, so weit Dein Auge reicht! —

Traum und Erwachen.

Eine Episode aus dem Leben der Henriette Sontag.

Von

Sophie Verena.

I.

Es war ein gluthheißer Tag gewesen. Erst gegen Abend senkte sich eine erquickende Kühle auf die Erde nieder, und Blumen und Kräuter, die unter dem brennenden Strahle der Sonne todesmatt am Boden gelegen, hoben sich gestärkt empor, die Vögel, welche verstummt in den schattigen Blätterkronen gehangen, ließen nun noch ihr Abendlied ertönen, und selbst die Menschen, die schwerfällig und läßig ihre Arbeit verrichtet hatten, fühlten neue Spannkraft in ihren Gliedern. Hier und dort sah man einen Bauer nach den Feldern wandern, dem wogenden Aehrenmeere zu, das jetzt von einem sanften, kühlen Abendwinde bewegt, die vollen Halme neigte, mit jenem leisen Rascheln, welches anzeigt, daß die Höhe der Reife erreicht sei und nun die Ernte beginnen könne, welche unendlich voll und ergiebig der Sichel entgegenharrte.

Obwohl das Jahr überall ein gutes und hoffnungsreiches war, so schien hier noch eine besonders fruchtbare Gegend zu sein, denn Segen und Ueberfluß

in Fülle trafen das Auge, wohin es blickte, hier in vollen, schwankenden Kornfeldern, dort in prächtigen Wiesen und Triften, da in von Früchten strotzenden Obstbäumen. Wie die Strahlen der sinkenden Sonne das Dorf beleuchteten, das umgeben von lachenden Gefilden, von der einen Seite an einen breiten, klaren See grenzend und im Hintergrunde von einem Halbkreise blauduftiger Berge umsäumt dalag, das war ein schöner, herzerfreuender Anblick.

Der hübschen Kirche gegenüber, welche die schönste viel Meilen weit und breit war, erhob sich das Schulhaus, ein neues, schmuckes Gebäude, das innen und außen förmlich von Sauberkeit strahlte. Vor dem Hause war ein Gärtchen angelegt, das an Bäumen nur eine alte, prachtvolle Linde aufwies, um die sich nun die von Buchsbaum eingefaßten bunten Blumenbeete, und die schönen hochstämmigen Rosen reihten. Früher war der altehrwürdige Baum — der wohl schon manche Generation heraufwachsen und ersterben sah — der einzige Schmuck des Schulgebäudes gewesen, und erst dem verstorbenen Lehrer wurde es gestattet, den freien Platz vor dem Hause in einen Garten umzuwandeln, was ihm meisterhaft gelungen war, und wenn die Dorfbewohner sich stolz auf ihre Kirche zeigten, so waren sie es nicht minder auf die Rosen in ihres Schulmeisters Garten, denen an Pracht und Fülle nicht einmal die im herrschaftlichen Schloßpark gleichkamen.

Doch der alte, brave Schullehrer, dessen glückliche, geschickte Hand Alles so wohlgezogen, war nun todt, trotzdem schien es, als ob der Blumenflor in gleicher Schönheit fortbestehen werde, denn noch waltete die Wittwe des Verstorbenen mit ihrer Tochter Sabine, welche in der Blumenzucht wohl erfahren war, in Haus und Garten, da erstens die Gemeinde ihr den Aufenthalt dort ein volles Jahr gestattet hatte, und der junge Schulmeister, ein Verwandter von ihnen, die Base gewiß nicht gehen heißen würde. Ja, man sprach davon, daß der Herr Martin Werner die Absicht habe, die hübsche Sabine zur neuen Frau Schulmeisterin zu machen, eine Wahl, welche allgemein gebilligt ward, denn Sabine war ein grundgescheidtes Mädchen — nach der Meinung der Dorfbewohner — und passe insofern gut zu Martin, vor dessen Gelehrsamkeit sie gewaltigen Respect hatten. Manche behaupteten, die Sache sei schon in Richtigkeit unter den beiden jungen Leuten, und Martin warte nur auf eine Gehaltszulage, um Hochzeit zu feiern.

Die Personen, von denen so eben die Rede ist, genossen die Abendkühle in dem kleinen Garten. Die Wittwe, eine Matrone mit gutem, milden Antlitz, aus dem neben dem Kummer doch tiefer Friede leuchtete, saß strickend unter dem Lindenbaume, und ihre Augen, welche in letzter Zeit so viel geweint hatten, ruhten jetzt mit glücklichem Ausdruck auf den beiden jungen Leuten, die emsig bei den Rosen beschäftigt waren, dennoch aber Zeit hatten manches liebe Wort, manchen innigen Blick auszutauschen. In dem erblühenden Glück ihrer holdseligen Tochter fühlte die Mutter sich noch einmal wieder jung werden, ja, es war nicht selten, daß, im Hinblick auf die beiden fröhlichen Kinder, die ersten Tage ihrer Liebe wieder so lebhaft vor ihr erstanden, daß ein leises Erröthen die feine, bleiche Wange färbte, und die Matrone zurückversetzt wurde in die schöne, frohe Jugendzeit, bis denn die Wirklichkeit mit ihrer schweren, kalten Hand den süßen Traum zerstörte, und die feuchten Augen, nach dem stillen Friedhof hinüberschauend, dem geliebten Gestorbenen treuen Gruß sandten.

„Schäme Dich, Martin!" rief Sabine vorwurfsvoll, „statt mir zu helfen, hinderst Du mich noch an der Arbeit."

Die Augen „des braunen Mädchens', wie Martin sie oft scherzend nannte, richteten sich strafend auf den jungen Mann, der aber ein ziemlich verstockter Sünder zu sein schien, und die Hand, welche sich drohend erhoben, schnell in der seinen auffing, nicht nur sie, sondern auch den hübschen vollen Arm küssend.

„Das ist zu arg, hier an offener Landstraße solch unziemliches Betragen", rief Sabine, jetzt wirklich zürnend, „bald wird es das ganze Dorf wissen" —

„Daß Du meine Braut bist; das wäre mir gerade recht. Hab es lange satt, dieses Heimlichthun, daß man immer auf seiner Hut sein muß vor den Leuten, damit nicht einmal die Augen zum Verräther werden, und statt des zimperlichen „Jungfer Sabine", ein echtes, derbes: „Herzlieber Schatz" über die Lippen tritt. Wenn's der Frau Base recht ist, kündigen wir schon morgen unser Verlöbniß an, vielleicht daß dann die Gemeinde ein Einsehn hat und mein Gehalt erhöht, damit wir bald Hochzeit machen können. „Jung gefreit, hat Niemand gereut", sagte meine Großmutter selig, und das war eine Prachtfrau, voller Kernsprüche und weiser Lehren. „Jung läßt das Bäumchen sich noch ziehen", das geht auf die Frauen, folglich auf Dich, Sabine. Ich fürchte schon, es wird keine leichte Mühe sein, Dich noch zu erziehen, wie Du mir, Deinem Herrn und Gebieter gefallen sollst — aber ich denke, Du wirst Dich fügen, denn eine alte Jungfer möchtest Du doch nicht werden, und da muß ich mich schon Deiner erbarmen" —

„Ja, es hatte große Noth damit, sowohl mit dem Erbarmen, wie mit der alten Jungfer", entgegnete das junge Mädchen, den Kopf mit dem vollen, reichen Haarschmuck trotzig zurückwerfend, wobei man jedoch merkte, sie wisse wohl, wie die Worte nur im Scherz gesprochen seien. „Auf Dich habe ich gerade gewartet; vor Dir war Niemand da gewesen, nicht des Müllers Friede, nicht des Schulzen Gottlieb, und wenn nun gar Pastor's Georg von der Universität heimkommt und mich verlobt findet, dann weiß ich wirklich nicht, wie der arme Junge es tragen wird."

„Sei still, um Gottes willen, still! ich sterbe sonst vor Eifersucht", rief der junge Mann, eine so düstere

Miene annehmend, daß Sabine einen Moment wirklich glaubte, er sei gekränkt, und die ersten Schritte zur Versöhnung that, wobei Martin sich wieder einige Uebergriffe erlaubte.

„Jetzt ist's genug, sonst werde ich wirklich böse. Kannst mich in der Stube küssen, aber hier, es ist partout eine Sünde und Schande."

„Gut, heute Abend im Stübchen die Fortsetzung", rief Martin so munter und schalkhaft, daß Sabine mitlachte.

Die beiden jungen Leute, ein Paar hübsche, lebensfrische Gestalten, schafften und ordneten an den Rosenbäumen, sie tränkend mit dem erquickenden Naß, auch wohl hier und dort einen Zweig anbindend oder einen vertrockneten abschneidend.

„Martin, sieh dort die beiden Damen, wie sie so spähend und ängstlich umherblicken! Und ein Wagen kommt langsam hinter ihnen her; gewiß ist mit diesem ihnen ein Unfall begegnet; sie scheinen fremd und allein. Eile, ihnen Deine Hülfe anzubieten!" rief Sabine dringend.

Der junge Mann leistete dem Gebote augenblicklich Folge, und ging aus dem Garten den Kommenden entgegen. Doch ehe er seine Dienste antragen konnte, rief die eine der beiden Fremden ihm zu:

„Guter Freund, könnt Ihr uns nicht sagen, ob hier im Dorfe ein Schmidt wohnt, besser noch, dem Kutscher den Weg dahin zeigen? Es soll Euer Schade nicht sein!"

Trotzdem Martin nur eine grau leinene Blouse trug, so lag doch in seinem Aeußeren und Wesen durchaus nichts, was ihn der dienenden Klasse zugesellte, es drückte sich vielmehr in beidem das aus, was dem Auge des Gebildeten gleich den Ebenbürtigen verrieth. Nicht nur sein Gesicht flammte unwillkürlich bei der Anrede, auch das feine Antlitz der zweiten Dame wurde von glühender Röthe übergossen. Sie hatte wohl erkannt daß sie, wenn auch nur einem schlichten, doch gebildeten Manne gegenüberstand, und war über die Unschicklichkeit ihres Kammermädchens empört. Mit strengerem Tone als diese sie jemals sprechen gehört, sagte sie, sich zu ihr wendend:

„Vergiß nicht, Fanny, daß Du nur zu reden hast, wenn Du befragt wirst, oder ich Dir den Befehl dazu ertheile, ich werde mein Anliegen schon allein vorzutragen wissen." Und mit einer Stimme, die jetzt einen unbeschreiblichen Wohllaut annahm, mit einer Höflichkeit, die selbst den Höchsten und Vornehmsten befriedigt haben würde, wandte die Dame sich zu Martin.

„Darf ich Sie, mein Herr, um die große Gefälligkeit bitten, den Weg zur Schmiede zu beschreiben und mir zu sagen, ob hier im Dorfe ein Gasthaus ist, in welchem ich auf einige Stunden ein Unterkommen finde? Von einem Besuche auf einem der nächsten Güter heimkehrend, geschah es, daß der Wagen beschädigt ward, und ich würde nun ganz rath- und hülflos dastehen, wenn ich nicht Ihrer Güte vertraute" —

„Gebieten Sie ganz über mich, gnädiges Fräulein" — denn die Dame sah noch sehr jung aus, es lag in ihrem ganzen Wesen neben aller vornehmen Sicherheit etwas so unbeschreiblich Mädchenhaftes, daß Martin jene Anrede die einzig passende schien. „Was ich zu leisten im Stande bin, werde ich mit Freuden für Sie thun, Ihnen zu dienen, soll mir eine Ehre sein."

Die Fremde schien über die gebildete Rede nicht erstaunt, aber das freimüthige, biedere Wesen des jungen Mannes berührte sie sichtlich angenehm.

„Obgleich wir im Dorfe ein Wirthshaus haben", fuhr Martin fort, „so möchte es doch kein Aufenthalt für eine Dame sein, und das Verweilen in der Abendkühle ist gewiß dem Sitzen in der engen, dumpfen Stube vorzuziehen, deshalb wollte ich Sie bitten, hier in meinen Garten einzutreten, und so lange dort zu weilen, bis ich selbst mit dem Schmidt wegen des Wagens gesprochen habe. Ich bin der Schullehrer des Dorfes, gnädiges Fräulein, und jene beiden Frauen sind meine Verwandte, die sich glücklich schätzen werden, Sie gastlich willkommen zu heißen."

Mit diesen Worten führte der junge Mann die Fremde, den ihnen entgegentretenden Frauen zu, und als er sie ganz heimisch unter der alten Linde sitzen sah, indessen Sabine in freundlicher Geschäftigkeit um sie waltete, es ihr recht angenehm und behaglich zu machen, eilte er schnell von hinnen, um selbst mit dem Schmidt wegen des Wagens Rücksprache zu nehmen.

Bei seiner Wiederkehr fand er die drei Frauen so gemüthlich und vertraulich bei einander sitzen, als wären sie alte Bekannte. Schon von fern her waren ihm ihre fröhlichen, hellen Stimmen entgegengeklungen, denn trotz aller Vornehmheit und Feinheit, welche sich in dem Wesen der fremden Dame ausdrückten, lagen doch wieder eine solche Holdseligkeit und herzgewinnende Freundlichkeit darin, vor denen alle Scheu schwand; besonders Sabine war ganz bezaubert und ging wie in einem Rausche einher, voll Entzücken auf sie blickend.

„Martin, ich glaube sie ist eine Prinzessin", flüsterte sie diesem einmal zu, „ein gewöhnliches Menschenkind, wie wir, ist sie nicht, das steht fest."

Dem jungen Manne selbst schien es fast so, nie hatte er eine solche Fülle der Anmuth und Schönheit, mit solcher Güte und Liebenswürdigkeit vereint gefunden.

Da der Wagen nicht mehr an diesem Tage herzustellen war, auch kein anderes Fuhrwerk nach der doch noch mehrere Meilen entfernten Residenz herbeigeschafft werden konnte, so bat Frau Gotthardt die Fremde, die Nacht bei ihnen zuzubringen, und die einfache, herzliche Aufforderung wurde in derselben Weise angenommen, wie es unter wahrhaft gebildeten

Menschen niemals so viel überschwengliche, leere Förmlichkeiten wie bei der Halbbildung giebt.

Während Sabine und die Mutter sich in das Haus begaben, um doch einige nöthige Anordnungen zu treffen, führte Martin die Fremde im Garten umher, ihre Bewunderung der seltenen Rosenpracht mit hoher Genugthuung entgegennehmend. Ehe sie es hindern konnte, hatte er einige der schönsten Rosen für sie geschnitten, und mit der ihr eigenen Fröhlichkeit, die etwas Kindliches hatte, rief sie der herbeikommenden Sabine zu:

„Jetzt wollen wir uns schön machen und zum Abend schmücken, so herrlich, daß wir zum Könige zur Tafel gehen könnten."

Sie zog das lachende Mädchen mit in's Haus, steckte ihr eine der prachtvollen weißen Rosen in das üppige dunkle Haar, während sie vor dem kleinen Spiegel sich selbst ein Paar der rothen Rosen in den blonden Flechten befestigte.

Die Einrichtung der Stube war einfach aber wohnlich, und die Augen der Fremden schweiften mit Wohlgefallen durch den sauberen Raum, bis sie an einem Clavier haften blieben.

„Ein Instrument! Wer von Ihnen ist musikalisch?"

„Martin spielt viel und schön, er ist ja zugleich der Organist", erwiderte Sabine nicht ohne Stolz.

Die Dame trat näher, um in den auf dem Claviere liegenden Noten zu blättern, und war sichtlich überrascht, so viel gute, wenn auch nur geschriebene Musikalien zu finden. Wie mechanisch hatte sie das Instrument geöffnet, und ließ ihre feinen, weißen Finger über die Tasten gleiten. Es war ein dürftiges Clavier, mit dünnem, doch reinem Ton.

„Soll ich Ihnen ein Lied singen?" fragte sie freundlich. Sie sehen mir gerade aus, als wenn Sie Musik liebten."

Sabine nickte freudig zustimmend, und alsobald erklangen Töne in dem kleinen Raume, Töne, wie sie wohl selten einer Menschenbrust entstiegen sind, so frisch, so silberhell und glockenrein.

Martin war herbeigeflogen, die alte Mutter stand wie verzaubert auf der Schwelle, Alle hörend, lauschend dem göttlich schönen Gesange. Nie vielleicht hatte die Gefeierte, Weltberühmte einen größeren Triumph erlebt, als gerade hier in dem stillen abgelegenen Dorfe, wenigstens konnte der Eindruck, den ihr Gesang machte, nirgends überwältigender sein. Vor den Fenstern hatten sich die Leute dicht geschaart, herbeigelockt durch die Zauberstimme.

Und Lied auf Lied erklang, bald ernst, klagend, sehnsuchtsvoll, daß es an die Nachtigall gemahnte, wenn sie in schwüler Sommernacht im duftigen Fliedergebüsch ihre Syrenenklänge ertönen läßt, öfter noch an die Lerche erinnernd, die jubelvoll und trillernd in stiller Morgenfrühe in den blaugoldigen Aether steigt, die Dankeshymnen emporjauchzend.

„Wer sind Sie — um Gottes willen, wer sind Sie?" rang sich endlich aus Martin's Brust hervor, als die Singende schwieg und sich freundlich lächelnd in dem kleinen Zuhörerkreise umschaute, der noch unter der Macht des Eindrucks gebannt war.

„Wer ich bin? Ein einfaches, schlichtes Mädchen, dem der liebe Gott eine gute Stimme gegeben hat, und das nun danach ringt, den Dank für dies Gnadengeschenk in Tausenden von Liedern auszusingen, und der göttlichen Musika Ehre zu machen. Ich bin Henriette Sontag. Haben Sie meinen Namen noch nie gehört?"

„Nein" — stammelte Martin, dem es unmöglich war eine Lüge zu sagen, obgleich er in dem Moment Alles darum gegeben haben würde, wäre der Name ihm bekannt gewesen.

„Nicht gehört?" Eine leichte Röthe überflog das Gesicht der jungen Dame, doch war sie weit entfernt Empfindlichkeit auszudrücken als sie sagte:

„Es ist meiner Eitelkeit, meinem Künstlerhochmuth ganz heilsam, daß ich, kaum einige Meilen von der Hauptstadt entfernt, vollkommen unbekannt bin, während meine Verehrer dort mich glauben machen möchten, die Welt halle wieder von meinem Ruhme."

„Wenn wir hier in unserer Oede und Einsamkeit eine Ahnung hätten, welche Sterne dort leuchten, welche Wunderblumen dort blühen, wie könnten wir es hier aushalten in der Dunkelheit, in dieser Wüstenei", erwiderte Martin. Aber es klang nicht wie eine hochgeschraubte, leere Schmeichelei, vielmehr tönte ein bitteres Weh, ein Grollen aus den Worten hervor, daß die beiden jungen Mädchen betroffen auf Martin blickten, und ein fremdartiges Empfinden des Bangens Sabinens Herz durchzuckte. Solche seltsamen Reden hatte sie noch nie von Martin gehört.

Henriette, welche ihr Feingefühl belehrte, wie es gleich einem Mißklang durch die erst so fröhliche Stimmung tönte, und die so gern die frühere Harmonie herstellen wollte, sagte lachend:

„Ihre Worte enthalten durchaus nichts Schmeichelhaftes, mein Herr, denn einfach genommen heißen sie: „Hätten Sie doch lieber nicht gesungen." Und zur Strafe dafür werde ich auch nun schweigen."

Sie nahm Sabinens Arm und ging lächelnd und scherzend mit ihr in den Garten. Unter der alten schönen Linde hatte Frau Gotthardt den Abendtisch sauber gedeckt, und bald saßen die vier Personen — Fanny hatte sich grollend über den Verweis ihrer Herrin zurückgezogen — in trauter Gemüthlichkeit bei dem einfachen, aber schmackhaften Mahle beisammen. Das holde, liebenswürdige Wesen der Künstlerin schien sich hier zum Höhepunkt zu entfalten, und so hinreißend und unwiderstehlich war sie in ihren allerliebsten Scherzen und Neckereien, daß der Mißton, der vorhin erklungen war, schnell verflog und Alle sich der herzlichsten Fröhlichkeit hingaben. Selbst Martin stand jetzt der Dame wieder auf festem,

sichern Boden gegenüber; jenes fremdartige, wunderbarsüße und doch quälende Gefühl, welches er empfunden, da es ihm bei ihrem Gesange war, als ob sich eine neue Welt vor ihm erschließe, die er aber nur erreichen könne, wenn er alle Bande zerreiße, die ihn bis jetzt gefesselt, jenes Bangen, als ob sich ein Abgrund vor ihm aufthue, aber lockend und mit Blumen geschmückt — jene Empfindungen waren verschwunden. Jetzt sah er in ihr nicht mehr ein höheres Wesen, sondern ein reizendes Mädchen, das ihn mit manchem Scherzworte und muthwilliger Neckerei herausforderte zu gleich harmlosem Scherz.

„Wollen Sie nicht einmal unsere schöne Kirche sehen, liebes Fräulein?" fragte Sabine, und bald befanden die jungen Leute sich auf dem Wege dahin.

Es war eine jener schönen alterthümlichen Kirchen, aus einer Zeit stammend, da die Baukunst selbst in einfachen Verhältnissen einem besonders edlen und reinen Style huldigte. Es war ein echtes, herrliches Gotteshaus.

„Wie schön, wie schwungvoll gebaut, hier muß es sich prächtig singen lassen!" rief die junge Dame mit der ihr eigenen Lebhaftigkeit, und ließ ein Paar volle, getragene Töne erklingen, die wunderbar schön durch die Räume hallten. Selbst überrascht durch den Zauberton, regte sich sogleich die Künstlerin in ihr, und voll Eifer wandte sie sich zu Martin mit den Worten:

„Es wäre herrlich, wenn Sie mich auf der Orgel begleiten könnten, Herr Werner. Ist Ihnen vielleicht irgend eine Arie aus einem unserer vielen Oratorien bekannt? Wenn ich an jene Noten denke, die ich drüben in Ihrer Stube sah, so unterliegt dies wohl keinem Zweifel. Irre ich mich oder war Händels Messias darunter?"

„Gerade er ist mir durch und durch bekannt, ich möchte sagen, er ist einer meiner ältesten Freunde, denn da es ein Lieblingswerk meines Vaters war, der kein gewöhnlicher Musiker gewesen ist, so sind die Meistertöne schon in meine Kindheit hineingeklungen."

„So kommen Sie schnell, damit das improvisirte Concert beginnt! Wahrhaftig es ist keine geringe Sache, Händels Messias ohne Noten zu singen und mehr noch zu spielen. Aber wir werden unsere Aufgabe meisterhaft lösen. Es ist ja eine meiner liebsten Arien, die ich singen will."

Alle drei stiegen zum Orgelchor hinauf.

Sobald die ersten Töne der Orgel erklangen, blickte Henriette Sontag sichtlich überrascht auf, nicht nur entzückt von dem vollen, herrlichen Ton des Instrumentes, mehr noch erstaunt über die Meisterschaft, mit der es gespielt wurde.

„Aber Ihr Vetter ist ja selbst ein Künstler, er spielt vortrefflich", flüsterte sie Sabinen zu, die mit Stolz und Freude das Lob entgegennahm.

Als das Präludium sich dem Ende nahte, trat Henriette näher zu Martin heran, und bald jubelte ihre selten schöne Stimme durch das stille Gotteshaus dahin.

Sie selbst hat es mehr als ein Mal erzählt, daß sie die herrliche Arie: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt", nie besser gesungen habe, als an diesem Abend in der kleinen Dorfkirche, aber sie hat auch hinzugefügt, daß keiner der berühmtesten Künstler ihr dieselbe so vortrefflich begleitet habe, wie der junge Organist. O, wie die göttliche Musik dahinrauschte durch den heiligstillen Raum, welche innige Frömmigkeit, demuthsvoll und doch erhaben, welche freudige, jubelnde Zuversicht daraus erklang!

Nur einer reinen, edlen Menschenbrust können solche Töne entsteigen, nur ein gläubiges, frommes Herz kann solchen Ausdruck lehren.

So dachte Sabine, und wie in einer Verzauberung blickte sie nach der Sängerin. Der Mond goß sein Licht durch die Bogenfenster der Kirche, und ein voller Strahl hatte seinen Weg nach dem Orgelchor, gerade zu ihr gefunden. Er zitterte über ihrem blonden Haupte, einen goldigen Schimmer darauf streuend, er spielte auf ihrem weißen Gewande, daß sie in dem magischen Lichte wie in einem verklärenden Glanze dastand.

„Ich habe es gesagt, daß sie kein Menschenkind ist, gleich uns"; flüsterte das junge Mädchen vor sich hin, „so denke ich, müssen Gottes Engel aussehen, und schöner können auch sie gewiß nicht singen."

Wenn nun der Gesang schon auf den schlichten, einfachen Sinn des Mädchens einen solchen Eindruck gemacht hatte, wie überwältigend mußte dieser für Martin sein, der Musik leidenschaftlich liebte und selbst mit einer gewissen Meisterschaft ausübte, der künstlerisch gebildet genug war, um ein richtiges Verständniß für die Vollendung dieses Gesanges zu haben, nicht nur für den Ausdruck — das ist Gefühlssache — sondern für die technische Vollkommenheit.

Sein ganzes Sein war Entzücken — er durchlebte eine jener Weihestunden, deren das menschliche Dasein selbst den Begünstigten nicht viele bietet, er war vollkommen glücklich. Der Erde Leid und Lust, Alles, was es von irdischen Sorgen und Wünschen in seinem Herzen gegeben, war verstummt, süßer, heiliger Friede, jubelnde, himmlische Seligkeit, — wie sie uns einst ertönen wird, wenn uns droben entgegenschallt: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt!" — erfüllte schon jetzt seine Seele. Die kleine, schlichte Kirche hatte ihre engen Wände weit hinausgerückt, großartige Hallen und Bogengänge wölbten sich, schwungvolle Säulen und Pfeiler umgaben ihn, aber die Kuppel bildete der blaue Himmelsdom, von tausenden hellstrahlender Sterne erleuchtet, die grüßten wie lieber Freunde Augen; und einen seiner Engel hatte Gott herniedergeschickt, der stand im verklärenden Schimmer neben ihm, mit süßer Stimme jubelnd zu verkünden, daß es sich einsenkte in Martin's Seele,

dort zu leben in ewiger Unvergeßlichkeit: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt."

Kein Wort des Dankes kam über Martin's Lippen, für solchen Eindruck giebt es keine Worte. Still und leise ergriff er die Hand der Sängerin, und während er sie ehrfurchtsvoll an seine Lippen drückte, fiel eine heiße Thräne darauf.

„Jetzt aber müssen Sie mir etwas vorspielen", bat Heriette, und Sabine, welche gern noch einmal das Lob des Geliebten hören wollte, sagte ganz entschieden:

„Freilich mußt Du nun etwas zum Besten geben, Martin, als Dank für den schönen Gesang des Fräuleins."

Der Angeredete schaute Anfangs noch ganz verwirrt auf die Sprechenden. Ihm war, als würde er plötzlich aus dem Himmel auf die Erde zurückgerufen, aber er schickte sich an, den Wunsch zu erfüllen.

Und immer mehr wuchs das Staunen der Künstlerin. Wie kam dieser junge Mann zu dieser Vollendung des Spiels? Wie fand sie hier in diesem kleinen, abgeschiedenen Dorfe ein Talent, ein Verständniß für die Musik, wie es ihr in dieser Reinheit und edlen Einfachheit selten, vielleicht nie entgegengetreten war! Unwillkürlich wurde sie an das Alles erinnert, was sie von dem Orgelspiele des alten Meisters Sebastian Bach gehört, so kraftvoll und mächtig rauschten und wellten die Töne dahin, daß es war, als erzittere das stille Gotteshaus, und die Herzen sollten erbeben und ablassen von ihrer weltlichen Lust und ihrem irdischen Hangen und Bangen, und dann wieder schwebten süße Melodieen leise und sanft dahin, von Versöhnung und göttlicher Liebe singend, daß die erschreckte Seele sich besänftigte, wie ein weinendes Kind beim tröstenden Liebeswort der Mutter.

Ob Martin von der Begeisterung getragen ward, die ihn bei dem Gesange ergriffen, ob heute ein besonderes Etwas seinem Vortrage diesen Schwung gab, gewiß ist es, daß er selbst fühlte, so habe er nie ehedem gespielt.

Mit dem höchsten Interesse lauschte Henriette, ihre Künstlerseele sog die glockenreinen Töne, welche durch die kleine, mondhelle Kirche dahin schwebten, mit Wonne in sich. Sie wußte, daß ihr etwas Ungewöhnliches geboten wurde.

Der letzte Ton war verhallt und leise nahete sie sich dem jungen Manne.

„Mein Herr, ich ahnte nicht, daß ich einem wahren Künstler gegenüberstand. Erlauben Sie mir jetzt in Ihnen einen Kunstgenossen zu begrüßen, und Ihnen herzlich zu danken für den seltenen Genuß, den Sie mir bereitet haben. Wenn die Stille und Einöde eines abgelegenen Dorfes solche Talente birgt, wenn man selbst der so glücklich Begabte ist, so kann man wohl jene Welt, auf die Sie vorhin so grollend blickten, entbehren und braucht nicht mit neidischen Augen nach der Residenz zu schauen, denn mit einem so echten Verständniß für gute Musik, bei einer solchen Ausbildung, wie sie Ihnen zu Theil wurde, kann man nie untergehen in der Alltäglichkeit, dem Wüstensande des Lebens."

Eine helle Röthe freudigen Stolzes überflammte Martin's Gesicht bei dem Lobe, welches mit einer Wahrheit und Wärme des Ausdruckes gespendet wurde, daß man hörte, es seien nicht nur Worte.

„Und wer hat die letzte Fuge componirt, welche Sie spielten? Sie sprach mich in wunderbarer Weise an, ich weiß, ich habe sie niemals früher gehört, und doch ist es mir wieder, als müsse so, gerade so einfach und leicht verständlich jede Fuge sein. Es geht mir damit wie mit den guten Gedichten, die auch so einfach und schlicht in ihrer bewunderungswürdigen Größe sind, daß man glauben möchte, ein Jeder müsse diese Worte und Reime finden — und ach wie Wenigen gelingt es. Wissen Sie, wer diese Fuge geschrieben hat, oder ist es ein solch altehrwürdiger, namenloser Schatz, der, wie die meisten Volkslieder, eigentlich keinen Componisten haben — wenigstens keinen bekannten."

„Die Fuge ist von mir", erwiderte Martin verlegen.

„Von Ihnen! Nun ich muß gestehen, Herr Werner, ich bin mehr und mehr erstaunt; doch nach gerade soll mich nichts mehr überraschen. Vielleicht singen Sie auch?"

„Ob er singt?" rief Sabine, die sich in dem Ruhme und Lobe ihres Martin sonnte, „er ist ja der Vorsänger in der Kirche", fügte sie mit einer allerliebst wichtigen Miene hinzu, als müsse sie sich wundern, daß die fremde, kluge Dame nicht wisse, wie der Organist stets der Vorsänger sei.

„Wollen Sie mit mir ein Duett singen, kennen sie das aus dem Tod Jesu? Meist wird es von zwei Frauenstimmen gesungen, doch es hört sich auch ganz gut für Sopran und Tenor an."

Ja, es hörte sich gut an, das war nicht zu leugnen; und wenn Martin's Gesangsweise eben nur die eines gebildeten Natursängers war, so war seine Stimme doch volltönend und gut, und dieselbe edle Einfachheit, das richtige Verständniß, welche sein Spiel auszeichneten, ließen ihn auch hier jedes Störende vermeiden.

„Aus dieser Stimme würde sich etwas machen lassen, es ist so viel leichter etwas herauszubilden, wenn keine Unmanieren und Fehler zu beseitigen sind, dachte Henriette, und sich dann an Martin wendend, sagte sie lächelnd:

„Nun wenn bei der nächsten Aufführung des Tod Jesu der Herr Tenor uns in Stich ließe, so weiß ich, wo es Hülfe und Ersatz giebt. Jetzt aber bitte ich Sie, zum Schluß dieses musikalischen Abends, an den ich noch lange gern zurückdenken werde, mir jene herrliche Fuge noch einmal zu spielen, ich wünschte wohl, daß die Töne sich als etwas Bleibendes in mein Gedächtniß prägten."

Noch einmal erklang die heilig ernste Musik, und mehr noch als bei dem ersten Hören überzeugte sich Henriette, daß sie es hier mit keinem gewöhnlichen Talente zu thun habe. Sie gedachte dabei, wie sie gelitten, ehe sie die engen, bedrückenden Schranken, welche ihrer Künstlerseele Fesseln anlegten, durchbrechen konnte, wie sie gekämpft und gerungen, ehe sie dem unwiderstehlichen Gebote ihres Herzens folgen durfte, ehe sie Mittel und Wege fand, ihre Stimme auszubilden; und in der Ueberzeugung, jedes Talent, jede so reich begabte Natur müsse sich nach freierer, größerer Entfaltung sehnen, entwarf sie einen Plan, der ihrem gütigen Herzen alle Ehre machte; freilich bedachte sie nicht, daß nicht jedes Sein für die glänzende, aber ach so dornenvolle und beschwerliche Bahn der Kunst geschaffen ist, daß nicht jede Natur, trotz der künstlerischen Begabung, genug Schwung und Elasticität besitzt, um sich inmitten der vielen Sorgen, Kabalen und Gefahren, mit denen der Weg des Kunstjüngers besäet ist, frischen und frohen Herzens oben zu erhalten.

Nachdem Martin die Fuge beendet, hatten die jungen Leute schweigend die Kirche verlassen. Schweigend standen sie auch noch außen auf dem kleinen Friedhofe, der im Silberschein des Mondes in unendlicher Stille dalag, und dessen Anblick nichts Düsteres, sondern etwas recht Trostreiches hatte.

Auch wie das Dorf in dem tiefen Abendfrieden so lautlos ruhte, und wie über die reichen Kornfelder das volle Mondlicht ergossen war, das Alles stimmte die Seele ernst und feierlich. Henriette war die Erste, welche das tiefe Schweigen brach, indem sie Dem Worte lieh, was ihr Inneres beschäftigte.

„Ihr reiches, ungewöhnliches Talent giebt mir so viel zu denken, Herr Werner; es möchte mir fast scheinen, als sei es ein Unrecht, nicht nur gegen Sie selbst, sondern auch gegen die Mitwelt, einen so kostbaren Schatz hier im Dunkel zu verbergen. Wenn in Ihre Brust der Strahl fallen sollte, der vorwärts treibt, dem Lichte zu, der Ruf ertönen sollte, welcher der Seele keine Ruhe mehr läßt im engen Daheim, daß der Mensch fort muß, die Bahn zu betreten, die den armen Sterblichen auf Stunden die Weihe der Göttlichkeit verleiht, wenn Sie Künstler werden müssen — und ich vermag etwas für Sie zu thun, Ihnen die ersten so schweren Schritte auf der neuen Laufbahn zu erleichtern, so wenden Sie sich getrost an mich. Ich bin nicht ohne Einfluß, meine Freunde und Kunstgenossen werden sich mir gern gefällig erweisen, und mir würde es eine herzliche Freude, ja, eine Ehre sein, könnte ich etwas dazu beitragen, Ihr Talent auszubilden, Ihr Streben zu fördern. Jedenfalls scheinen Sie mir hier nicht am rechten Platze zu stehen."

Durch des jungen Mannes Seele zuckte es mit flammendem Leuchten; glänzende, lockende Bilder erstiegen plötzlich vor seinen Augen. Wieder erfaßte ihn jenes seltsame Gefühl, schön und unheimlich zugleich, welches er heute schon einmal beim Gesange der fremden Dame empfunden. Wieder war es ihm, als ob ein Abgrund sich vor ihm aufthue, aber er lockte unwiderstehlich; und wenn er auch wußte, in der Tiefe lauere das Verderben, die Blumen, welche am jäh absteigenden Rande blühten, waren zu schön, dufteten zu lieblich, er mußte sie pflücken, selbst auf die Gefahr hin, zu versinken.

Sein bisheriges Leben erschien Martin klein, armselig und jämmerlich; ja, er wollte hinaus in die weite, freie Welt, die Laufbahn des Künstlers zu betreten. Und war es nur der heilige Eifer für die Kunst, welcher ihn plötzlich ergriffen und vorwärts trieb, regten sich keine anderen Wünsche dabei in seiner Brust? Weshalb hingen seine Augen wie verzaubert an der Fremden, die auf der Kirchtreppe an einer Säule lehnte und in dieser Stellung, vom weichen Mondlicht umflossen, von wunderbarer Lieblichkeit und Anmuth war? Warum blickte er nicht mehr auf Sabine, die bis jetzt sein ganzes Herz erfüllt hatte, und die nun mit einem Male so durchaus vergessen war, daß sie ihn an ihre Gegenwart erinnern mußte.

Armes junges Mädchen, auch zum zweiten Male an diesem Abende zuckte durch Dein Herz ein tiefes, schrilles Weh. Ohne sich Rechenschaft geben zu können weshalb, fühlte sich Sabine beängstigt; ihr schien, es schwebe über ihnen eine große Gefahr, und wußte sie auch nicht, worin diese bestand, so war es ihr doch als wolle man ihr Martin entreißen.

Erschreckt wie ein Kind, das Schutz sucht, hing sie sich an des Geliebten Arm, und ihr Köpfchen dicht an seine Brust schmiegend, bat sie flehend:

„Geh nicht von hier, Martin, zieh nicht in die weite Welt hinein! Denk nur, wir können ja hier so glücklich sein, und es wäre wieder ein Aufschub für unsere Hochzeit!"

Es lag eine rührende Innigkeit in dem Thun des Mädchens, doch machte es auf Martin nicht diesen Eindruck. Fühlte er den weichen Arm schon als eine Fessel?

„Nun, ich sehe wie es steht", rief die Fremde mit ihrer lieblichen Munterkeit, „nein, nein, nein gutes Kind, Sie brauchen Ihren Arm nicht so schnell zurückzuziehen, die Braut darf dem Verlobten wohl ihre Liebe zeigen. Jetzt wird es mit der Künstlerlaufbahn wohl nichts sein, denn besser ist es stets, wenn der Kunstjünger frei ist — aber noch schöner als die Krone des Ruhmes, ist ja der Kranz der Liebe und des Glückes, den Gott Dir reich und voll auf Deine reine Stirn drücken möge, Du liebes, herziges Kind!"

Die Theilnahme, welche das reizende junge Mädchen Henrietten schon vorher eingeflößt hatte, war jetzt zu einer Höhe gesteigert, daß sie ihre Hand wie segnend auf Sabinen's Haupt legte, und ihre Lippen die klare Stirn küßten.

„Wenn ich jemals in anderer Hinsicht Ihnen Beiden nützlich sein kann, denn ich besitze einflußreiche Freunde, so vergessen Sie ja nicht, sich an mich zu wenden. Erinnern Sie sich stets, daß Ihnen in der großen Welt in Henriette Sontag eine Freundin lebt, welche sehr gern Ihrem Geschick eine günstige Wendung geben möchte."

Sabine, überwältigt von der herzgewinnenden Güte, die sich in den Worten und dem Wesen der vornehmen Dame aussprach, neigte sich unter Lächeln, Thränen und Danksagungen über ihre Hand — doch Martin stand schweigend, fast mit trotzigem Gesichtsausdruck abseits.

Am nächsten Morgen verließ die Sängerin mit ihrem Kammermädchen das gastliche Haus. Noch manchen Tag sprachen Sabine und ihre Mutter von dem Besuche der Dame, deren Liebreiz ihnen einen unauslöschlichen Eindruck hinterlassen hatte, aber Martin stimmte nie in das Lob, nicht einmal in das Gespräch ein.

Nach einiger Zeit kam ein freundlicher, dankender Brief von Henriette, von werthvollen, gediegenen Musikalien für Martin, und einem reizenden Kleide für Sabine begleitet, das diese in ihrer Freude zum Hochzeitskleide bestimmte.

II.

Wochen waren vergangen. Die schönen Rosen im Garten des Schulhauses sind verblüht, und wenn hin und wieder noch eine verspätete Knospe sichtbar wird, so ist sie blaß und matt und schauert in dem feuchten Herbstnebel, der in diesem Jahre ein zwar unwillkommener doch häufiger Gast ist. Auch manche andern Blüthen und Hoffnungen, welche in den Herzen der Bewohner dieses Hauses im Frühling und Sommer in vollster Pracht gestanden, haben das Schicksal der Rosen getheilt, auch über sie ist ein kalter Reiffrost dahingeweht, daß sie matt daniederliegen, oder sich vor dem eisigen Hauche tief in die Brust zurückgezogen haben.

Ein trüber Octobernachmittag hat seine Schatten über das Dorf gebreitet, das jetzt einen anderen Eindruck macht, als damals im Sommer, da es lachend und heiter aus dem Schmuck der gesegneten Gefilde und blühenden Gärten hervorschaute. Die fernen Berge sind in Nebel verhüllt, und die ganze Landschaft hat einen Anstrich von Oede und Trübseligkeit, der einen nur zu deutlichen Widerhall in Martin's Seele findet. Er sitzt am Fenster des Schulzimmers — denn seine eigene kleine Stube beengt ihn noch mehr — und blickt in das Freie hinaus. Wie ist Alles so grau, so einförmig außen, wie sieht das Dorf so klein und unschön aus. Selbst der Garten hat in dem herbstlichen Verfall ein wüstes, unbehagliches Ansehen. Daß dieses Stückchen Erde ihm einst ein Paradies erschien, über dessen Grenzen er sich nicht hinaussehnte, daß dies Haus Alles umschloß und in sich barg, was zum Glück seines Lebens ihm erforderlich deuchte, kaum ist es Martin faßlich. Die Heimath ist ihm fremd geworden und nach der Fremde und Ferne zieht es ihn, als ob die Heimath dort zu finden sei. — Seine Augen suchen die kleine Kirche, die jetzt aus den blätterlosen Bäumen deutlicher hervortritt, an jener Säule hängen sie wie gebannt, an welche die schöne, anmuthige Gestalt lehnte und von dem Glanze des Mondes bestrahlt, mehr einem überirdischen als einem menschlichen Wesen ähnlich sah. Und wieder hört er ihre Zauberstimme, die ihm den Frieden aus seinem Herzen gescheucht hat.

„Wie soll es werden — wie soll es enden?" Die Frage, welche unter tausend Qualen seine Brust durchstürmt, um deren glückliche Lösung er zu Gott gefleht hat, bis jetzt vergebens, sie tritt heute unwillkürlich laut über seine Lippen.

Sabine, die unbemerkt von ihm in die Stube kam, hat sie vernommen, und was sie längst geahnt, was eigentlich gar keiner Bestätigung mehr bedurfte, trifft sie jetzt als volle Wahrheit dennoch niederschmetternd.

Aber es ist ein treues, muthiges Herz, das dieses jungen Mädchens; Sabine ist ein Character; und nicht ohne redlichen Kampf will sie ihr Glück entschwinden sehen. Da Martin jetzt schwach ist, bedrückt durch Kämpfe und Zweifel, so will sie stark und fest ihm zur Seite stehen und nicht durch Vorwürfe und Klagen sein Leid vermehren.

Wenn die Liebe zu ihr die rechte Liebe war, so wird und muß sie sich aus dem Kampfe siegreich hindurchringen, dem momentanen Abirren muß Klarheit und zuversichtliches Wollen folgen, geschieht dies nicht, dann ist es besser, daß sie scheiden.

Diese Ueberzeugung hat nicht mit einem Male Raum in Sabinen's Seele gefunden; o, sie nicht minder hat gerungen und gestritten in der letzten Zeit. Zuweilen ist ihr die Umwandlung in Martin als etwas ganz Unbegreifliches erschienen, denn wenn man ihr alles Glück der Erde böte — ohne Martin wär es keines für sie.

Glück vermag nur er ihr zu geben; aber voll und rein muß ihr dieses werden; für ihr ganzes Herz, ihre ungetheilte Liebe, verlangt sie ein Gleiches von ihm. Der Gedanke, Martin könne aus Mitleid, aus Ehrgefühl das ihr einst geleistete Versprechen erfüllen wollen, trieb ihr die Röthe der Scham ins Angesicht. Und trotzdem Sabine nur ein schlichtes Dorfkind ist, und für manche ihrer Handlungen vielleicht weniger triftige, logische Gründe, als ein feines, richtiges Fühlen angeben konnte, so wählte sie hier gewiß den einzig richtigen Weg.

Obwohl jener Ausruf: „Wie soll es werden — wie enden?" auch durch ihre Seele schnitt und ein klagendes Echo fand, so merkte man doch weder Gekränktsein noch Schmerz, als sie zu Martin herantrat und ihn anredete:

„Martin, Du bist in letzter Zeit düster und krank gewesen, ich meine, eine Zerstreuung müßte Dir gut thun. Wie wär's, wenn Du die Herbstferien benutztest nach der Residenz zu reisen. Schau Dich einmal um in der Welt und ihrem Treiben, vielleicht daß nachher das stille Dorf Dich wieder heimlicher umfängt, oder" — ein Wenig schwankte ihre Stimme jetzt doch — „wenn wirklich dort mehr Dein Platz ist, wenn Dein Talent Dir eine bessere Stätte dort bereitet, dann ist es rathsamer nach meinem Dafürhalten, mit einem schnellen Entschlusse sich loszureißen, ob auch das rasche Thun Anfangs schmerzt, als Jahre und Jahre dahinzukümmern, wie eine Pflanze in dem ihr nicht zusagenden Boden. Mein seliger Vater behauptete stets, und er ist, wie Du weißt, ein kluger Mann gewesen: Die wahre Lebensweisheit bestehe darin, in allen Verhältnissen herauszufinden, was uns fromme, und den Beruf zu ergreifen, für welchen wi r am besten passen. Alles Andere sei doch nur ein Halbding und käme kein rechtes Schick hinein, es sei ein Abquälen unsererseits, und die Menschen wüßten es dem keinen Dank, der sich an dem ihm nicht zusagenden Platze mühselig plagte und trotzdem nicht zurechtkäme."

Martin verharrte in seinem düstern Schweigen, es schien fast, als ob die Worte ungehört an ihm vorüberklangen, und dennoch vernahm er sie und zwar voll Staunen über die Klarheit und Festigkeit, welche sich in Sabinen's Wesen bekundeten. Auch daß sie nichts von dem erwähnte, das doch eigentlich seinem ganzen Sein jene Wendung gegeben, die ihn Allem, was ihm bis dahin theuer gewesen, entfremdete, das empfand er mit sehr gemischten Gefühlen, in denen der Dank immer mehr die Oberhand gewann. In dieser weichen Stimmung war er nahe daran, Sabinen Alles zu gestehen, was ihm das Herz beschwerte und den Sinn verrückte, sie anzuflehen, Geduld mit ihm zu haben und ihn zurückzuleiten aus der unseligen Verirrung — zeitweise erkannte er seine Gefühle als solche an — von der er trotz der redlichsten Kämpfe nicht loszukommen vermochte.

Doch Sabine ahnte seine Absicht und wollte sie vereiteln, in dem richtigen Empfinden, daß das Wort viel mehr Bedeutung gewinnt als der Gedanke, und so suchte sie das Bekenntniß zu verhindern, indem sie ganz unbefangen hinzufügte:

„Es würde Deine Reise auch in so fern gut sein, Martin, daß Du Dich einmal selbst bei der Behörde in Erinnerung brächtest, damit Deinem Bittgesuche eine schnellere Beförderung würde."

„In dieser Hinsicht könnte meine Gegenwart dort etwas nützen", erwiderte Martin schnell, als sei er froh, einen Grund gefunden zu haben, um den heißesten Herzenswunsch zu erfüllen. „Aber ich will es mir noch erst überlegen", setzte er langsamer hinzu.

Sabine wußte, die Reise war entschieden. Sie fühlte mit Bangen, daß nun die Stunde nahe, da auch über ihre Zukunft der Würfel fallen solle. Doch sie hatte ihr Schicksal in Gottes Hand gegeben, er war ihre Stütze gewesen in der letzten schweren Zeit, er hatte ihr die Kraft verliehen, sich so zu beherrschen, daß weder ihre Mutter noch Martin von den oft durchweinten Nächten am Tage etwas merkten, und wenn das Auge der liebenden Mutter doch nicht ganz zu täuschen war, so fand Sabine stets einen glücklichen Vorwand, um ihre etwas blassere Gesichtsfarbe zu entschuldigen, oder den Verdacht, der nach und nach in dem Herzen der Matrone gegen Martin zu keimen begann, zu zerstreuen.

Gott ist mächtig in dem Schwachen, das bewies sich hier an dieser schlichten Jungfrau.

Aber immer war sie nicht so kräftig und standhaft, wenn sie allein war, sank oft aller Muth dahin, und es schien ihr, als sei Glück und Hoffnung ihr für immer gestorben.

Nacht ist es — die Mutter schläft schon lange, selbst Martin hat für einige Stunden Ausruhen und Vergessen der harten Kämpfe gefunden, doch in Sabinen's Giebelstube brennt noch Licht. Sie sitzt schreibend bei einer kleinen Lampe. Aus einer tief bekümmerten Seele steigen die Worte empor und finden ihren Weg auf das Papier; wie sie aber aus dem Herzen drangen, so werden sie auch zu dem Herzen sprechen, an das sie gerichtet sind. Der Brief ist beendet. — Das junge Mädchen legt den Kopf in die verschlungenen Arme und läßt ihren Thränen freien Lauf, die sie mit Mühe während des Schreibens bekämpft hat, um die Schrift nicht zu verlöschen. Nach einiger Zeit hebt sie das Haupt empor, fast unwillig trocknet sie ihre Augen, sie muß den Brief, den der Postbote, welcher morgen ganz früh durch das Dorf kommt, mitnehmen soll, noch einmal überlesen, zu sehen, ob sie keinen Fehler gemacht habe, und Alles klar und faßlich ausgedrückt sei. Sie schraubt die kleine Lampe etwas höher und überliest noch einmal das Geschriebene:

„Mein liebes, hochverehrtes Fräulein!"

Ihre große, mir so unverdient erwiesene Güte und der Ausspruch, mich an Sie zu wenden, wenn Sie mir jemals nützlich sein könnten, giebt mir den Muth, jetzt an Sie zu schreiben. Ich glaube gewiß, Sie können mir helfen; nächst Gott beruht auf Ihnen all mein Hoffen, daß wieder Glück in mein armes, bekümmertes Herz einziehe, und in unsere Häuslichkeit Friede und Freude zurückkehre. Doch ich will mich kurz fassen und klar aussprechen, was Sie vielleicht schon ahnen, denn Sie sind ja so vornehm und klug und haben solche klaren Augen, die gewiß bis auf den Grund aller Herzen lesen. Vielleicht sahen Sie es schon an jenem Abend in der Kirche, wie ich es dunkel und mit Bangen ahnte, was in Martin vorging, welche Wandlung über ihn gekommen ist, die uns Alle tiefen Gram macht, wenngleich Keiner mit dem Anderen davon spricht und wir Alle,

die wir sonst das Herz auf der Zunge hatten, und Alles frisch heraussagten, was uns durch den Sinn fuhr, jetzt gleichsam Versteckens mit einander spielen und jedes Wort abwägen, wodurch oft ein peinliches Schweigen eintritt.

Vom ersten Augenblick an, daß Martin Sie gesehen, ist eine wahre Verzauberung über ihn gekommen, die, seit Sie fort sind, noch an Stärke zugenommen hat, so daß es ist, als wandle er in Banden einher, die ihn drücken, und von denen er sich doch nicht frei machen kann. Einerseits vermag ich es wohl zu begreifen, denn auch ich sah mein Lebtage kein so holdseliges, schönes Wesen wie Sie und von Anfang an hab' ich behauptet, daß Sie kein gewöhnliches Menschenkind wie wir sind; und wenn Sie singen, dann ist gerade, als müßte man Ihnen sein innerstes Herz zu eigen geben, und müßte fort von Haus und Heimath, nur immer Ihnen nach. Wenn ich ein Mann wäre — ein freier Mann — und ich hätte Ihren Gesang gehört und hätte Sie so in Ihrem liebreichen, anmuthigen Sein und Walten gesehen, wie Sie bei uns waren, ich glaube, ich hätte Ihnen auch folgen müssen bis an's Ende der Welt.

Aber Martin ist nicht frei, — ungebeten hat er mir sein Herz geschenkt, von mir und meiner Liebe machte er das Glück seines Lebens abhängig und wie es da möglich ist, daß das, was mir auf Treu und Glauben erbaut schien und für ewig dauern sollte, so in der Schnelligkeit erschüttert und zerstört werden konnte, das vermag ich andererseits doch nicht zu fassen. Wohl weiß ich, daß ich armes, einfaches Dorfkind gar nicht neben Ihnen bestehen könnte, und wenn Sie sich mit mir in einen Kampf einließen, müßten Sie den Preis erringen, aber in Einem kämen Sie mir doch nicht gleich, da thäte ich es Ihnen doch zuvor — das ist in meiner Liebe zu Martin; nein so wie ich ihn liebe, kann ihn Niemand lieben, ich vermöchte sogar ihm zu entsagen, wenn das ihm Glück schaffen könnte. Aber das ginge fort über mein Herz, und wenn ich es zu verhindern suche, so wird es gewiß Jeder nur natürlich und recht finden, und ich will Alles thun, was möglich ist und sich mit meiner Ehre verträgt, mir meinen Martin zu erhalten, oder wieder zu gewinnen. Und dazu bitte ich Sie um Ihre Hülfe, mein gutes, liebes Fräulein.

Ich weiß, daß Sie, umgeben von Freunden und gewiß von Verehren und Freiern ohne Zahl, nichts nach meinem lieben Schatz, dem armen Dorfschullehrer fragen. Sie sind sicher nicht wie jener reiche Mann in der Bibel, der im Besitze seiner vielen Heerden auch noch dem armen Manne sein einzigstes Lämmlein rauben wollte. O, daß Sie gut sind, steht so deutlich in Ihrem lieben Gesicht geschrieben, daß darüber gar kein Zweifel in mir waltet; und wenngleich mir durch Sie viel Weh gekommen ist, so kann ich Ihnen doch nicht grollen, sondern muß Sie von Herzen lieb haben, wie gewiß Jeder, der Ihnen nahe steht. Sie konnten ja nicht wissen, daß Ihre guten Absichten mit uns so gedeutet werden würden, zu einem so traurigen Ziel führen könnten. Sie boten Martin Ihre Unterstützung an, wenn er ein Künstler werden müßte, aber doch nur weil sein Talent Sie erfreute und Ihnen der Ausbildung werth schien. Doch Martin ist es weniger um die Kunst zu thun, ich bin überzeugt, kein Müssen treibt ihn vorwärts, sondern er hat seine Nebengedanken dabei, und daß er nun plötzlich fort will aus den engen Verhältnissen und hoch hinaus strebt, das ist nur, um in Ihre Nähe zu gelangen.

Zwei wahre Lieben kann der Mensch nicht auf einmal in seinem Herzen tragen, eine muß ein Irrlicht sein; wenn das neuerstandene Gefühl für Sie die alte Neigung für mich zu ertödten vermochte, so ist jenes die rechte, und dann muß er thun, was diese ihn zu thun heißt, da ist kein Halten mehr. Zuweilen möchte ich glauben, er habe mich nie wahrhaft geliebt, denn wie es möglich ist seiner Liebe untreu zu werden, das ist mir schier ein Wunder. Mein Herrgott, wenn der schönste, klügste, vornehmste Mann, ein Prinz, ja der König selbst käme und freiete um mich, und wollte mich mit hohen Ehren als seine Gemahlin in sein Schloß führen und mir eine goldene Krone auf's Haupt setzen — ich schwankte keinen Augenblick, ich würde ihm einen schönen Knix machen, und mich für die Auszeichnung bedanken, von meinem lieben Martin vermöchte ich aber nimmer zu lassen, und das grüne Kränzlein, welches er mir reicht, wäre mir ein schönerer Schmuck als eine Königskrone. Sind denn die Herzen der Männer anders als die unsrigen, hat mehr als eine Liebe darin Raum? Denn einst hat er mich doch so innig lieb gehabt, sein Spielwerk trieb er nicht mit mir.

Da der Martin so unstät und sorgenvoll ist und gar keine Ruhe hier findet, so habe ich ihm selbst gerathen, er solle einmal nach der Stadt reisen, zu einem Endziel muß es kommen auf die eine oder andere Weise. Kann er glücklich werden durch eine Trennung von mir, so soll kein Vorwurf keine Klage über meine Lippen treten, besser er ist glücklich in seiner Freiheit, wenn ich auch leide, als daß wir Beide in gezwungener Vereinigung elend sind; und könnte ich Alles tragen, eines trüg ich nimmer; meinem Manne nicht das Liebste auf weiter Welt zu sein.

Obgleich Ihr Name, mein theures Fräulein, nicht genannt ist, so weiß ich doch, daß Martin Sie gleich in der Stadt aufsuchen wird, ich sah die helle Freude in sein Gesicht steigen, bei der Aussicht, Sie wiederzusehen. Aber wenn es auch weh that — o, wie bitter weh — er durfte es doch nicht merken, und so rieth ich ihm, als Zweck der Reise, sich einmal persönlich bei den hohen Herren vorzustellen, welche über

alle Schulen gesetzt sind, und ihnen darzuthun, wie unzureichend der Lehrer hier besoldet ist.

Wenn Martin mir wirklich Alles so glaubt, wie ich seinetwegen thue, dann muß ich doch sagen, die Männer in ihrer Klugheit und Gelehrsamkeit — denn Sie können es glauben, Fräulein, er hat mächtig viel gelernt — sehen doch oft nicht so klar und hell wie eine noch so schlichte, aber liebende Frau.

Ich habe Ihre Hülfe erbeten, mein liebes Fräulein, und weiß ich auch nicht anzugeben, wie Sie mir mein Glück erhalten sollen, so finden Sie in Ihrer Klugheit gewiß einen Ausweg aus dem Wirrsal, in welchem wir Alle verstrickt sind. Wenn Sie meinen Martin liebten und könnten ihn mit hinauf ziehen zu der Höhe, auf der Sie stehen, so würde ich mich bescheiden, und still in meiner Dunkelheit bleiben, für Sie Beide um Glück und Segen betend. Doch das ist unmöglich, und ich glaube niemals, daß Sie Freude haben könnten an einem Herzen, welches nach Ihnen sich bangt und sehnt und doch nie Erhörung finden kann. Nein, nein, Sie nehmen dem Armen nicht seinen einzigen Schatz, brechen nicht leichtfertig die Blume, welche ihn sein ganzes Leben schmücken sollte.

Wie Sie mir aber mein Glück zurück geben können, das weiß ich nicht. Getrost lege ich meine Bitte in Ihre Hände. Vertrauensvoll habe ich Ihnen mein ganzes tiefbetrübtes Herz geöffnet, wenn Sie mir zu helfen vermögen, so geschieht es gewiß.

Martin wird ohne Zweifel gleich nach diesem Briefe — von dem er natürlich keine Ahnung hat — bei Ihnen eintreffen. Vielleicht erleuchtet Gott Ihr Herz und zeigt Ihnen den Weg, Martin von seiner Verblendung zu heilen, — denn die Art, wie er einem unerreichbaren Gute nachstrebt, scheint mir eine Verblendung zu sein — und uns Allen Friede und Freude wiederzugeben.

Gott sei mit Ihnen mein liebes theures Fräulein, und segne Sie für Alles, was Sie an mir thun — selbst wenn Sie nur die gute Absicht haben, mir zu helfen.

Ihre
dankbar ergebene
Sabine Gotthardt.

III.

Die Oper war beendet, und wenn auch stolz und hocherfreut, so fühlte sich doch die gefeierte Sängerin ganz matt und angegriffen von dem Beifallssturm und all' den Huldigungen, welche heute wieder über sie ausgeschüttet worden waren.

Mit unendlichem Behagen saß sie jetzt in ihrem stillen, schönen Zimmer, das mild erleuchtet und von süßen Blumendüften durchhaucht, in seiner anmuthigen Traulichkeit und friedlichen Stille einen wohlthuenden Gegensatz zu dem lärmenden Treiben bildete, aus dem sie soeben zurückgekehrt war. Der silberne Theekessel summte leise, die herrlichen Blumen, deren jeder Tag eine Fülle brachte, leuchteten und dufteten lieblich, und Henriette fühlte sich unsagbar wohl, einmal so ganz allein und ungestört zu sein, um auszuruhen oder ihren Gedanken nachzuhängen.

Der Triumph, der ihr heute wieder zu Theil geworden, freute sie; ja, sie war eine Frau und verschmähte es nicht, Huldigungen anzunehmen. — Doch höher als diese, stand ihr das einfache Lob der Kenner, das eigene Bewußtsein, Gutes gegeben zu haben, und Beides konnte sie an diesem Abend mehr als je ihr nennen,

Auf dem Tische vor ihr lagen Briefe, aber sie hatte noch nicht die Hand ausgestreckt, einen derselben zu öffnen. Es ruhte sich ja so angenehm in der weichen Sophaecke, die Augen halb geschlossen, süßen Träumen hingegeben.

Ihre Dienerin, welche gekommen war, ihr den Thee zu bereiten, störte sie in ihrem Halbschlummer, und da sie nun doch aus jener goldenen Zauberwelt in die Wirklichkeit zurückgerufen wurde, schickte sie sich an, die Briefe zu lesen, die freilich meistens dasselbe Thema behandelten und in Prosa und Versen die Reize der Gefeierten besangen, die Liebe und Leiden ihrer Verehrer schilderten. Oft schwebte ein schelmisches Lächeln um den frischen Mund des jungen Mädchens, wodurch ihr reizendes Gesicht noch verschönt wurde, oft auch brach sie in ein helles, jubelndes Lachen aus, wenn einer ihrer Bewunderer die Qualen seines Herzens zu jämmerlich beschrieb. Mit einer wahren, aufrichtigen Liebe zu spielen, dessen war Henriette nicht fähig, aber ihre Natur besaß genug schalkhafte und übermüthige Elemente, um sich über die ungebildeten, bis zum Gipfelpunkt hochgeschraubten Leiden mancher ihrer Verehrer weidlich zu ergötzen, ja sich sogar laut darüber lustig zu machen. Und trotz dieser Grausamkeit, wie jene es nannten, vermochten sie doch nicht von ihr zu lassen, und aus allen Kreisen der Hauptstadt fielen täglich ihrem Liebreiz, ihrem reichen, anmuthigen Talente neue Opfer.

Nachdem die parfümirten Briefchen alle erbrochen waren, einige achtlos zur Seite geworfen, andere etwas sorgfältiger aufgehoben wurden, weil sie irgend einen zu blühenden Unsinn oder eine wirkliche Originalität enthielten, mit denen Henriette noch ihren Scherz treiben wollte, blieb noch ein großer, dicker Brief übrig, der durch seine Form und Schwere seltsam von den kleinen, zierlichen Billetchen abstach.

Henriette erbrach ihn. Während des Lesens verwandelten sich ihre Züge auffallend, aller Frohsinn und Uebermuth schwanden aus ihnen und mehr und mehr legten sich dichte Wolken des Kummers darauf. Als sie den Brif beendet, hatte die tiefe Bewegung, welche so leicht dem warmen, guten Herzen entstieg, die erst so frischen, rosigen Wangen bleich gemacht.

„Armes liebes Kind, für Dich wäre es auch besser gewesen, wenn mein Fuß niemals jenes stille Dorf betreten," dachte sie, einen tiefen Seufzer ausstoßend.

„Aber den Herrn Martin, mit seinem Gabriel-Gesicht, hätte ich für einen treueren, zuverlässigeren Burschen gehalten. Ja, ja, Du hast Recht in Deiner süßen Einfalt, meine kleine Sabine, die Herzen der Männer sind sehr verschieden von den unsrigen construirt, das große Triebrad, um welches bei ihnen sich meist Alles dreht, heißt Leidenschaft, und nur die kleineren Nebenräder werden durch Liebe und Treue repräsentirt. Nennt dieser junge Mann eine herrliche, liebliche Menschenblume sein; so zart und unberührt, wie sie nur im stillen Thale, abseits von der großen Landstraße gedeihen kann, aber da er plötzlich eine andere Blume sieht, welche vielleicht etwas mehr leuchtet und strahlt, so setzt er nun seinen Sinn darauf, und ohne zu achten, daß sein Fuß im hastigen Streben danach jene zertritt, eilt er dieser nach Er besitzt ein schönes, reiches Talent, das ich gern an's Licht gezogen hätte, in dem Glauben, ihm Gutes zu thun — aber hier und besonders in meiner Nähe ist sein Platz doch nicht. Nein, nein, es muß Alles geschehen, dem lieben Mädchen, welches sich so vertrauensvoll an mich gewendet hat, sein Glück zu erhalten."

Henriette hatte zuweilen die Gewohnheit, halblaut zu reden, diesmal aber sprach sie die letzten Worte mit so vernehmlicher Stimme, daß ihre Dienerin herbeieilte, in dem Glauben, sie werde begehrt.

„Fräulein wünschen?" —

„Nichts, als allein zu sein."

Und in der Stille, dem Schweigen der Nacht, welches sich mehr und mehr über die belebte Stadt breitete, sann und überlegte Henriette, wie sie am besten Sabine helfen könne, wie Martin aus der unseligen Verblendung zur rechten Erkenntniß zurückzuführen sei. Wie viele Pläne erstanden, kamen ihr vortrefflich vor und wurden dann doch als unausführbar verworfen. Zuerst schien es ihr das Beste und Natürlichste, frei und offen mit dem jungen Manne zu sprechen, ihm sanfte doch eindringliche Vorstellungen zu machen, ihn auf seine erste Liebe, seine Pflicht zurückzuleiten. Aber mit dem ihr in so hohem Grade eigenen Tact und Scharfsinn sah Henriette bald ein, daß ein solches Thun statt Martin von ihr zu entfernen, ihn noch mehr in ihre Macht geben würde. War es auch das Einfachste und Würdigste, was geschehen konnte, hätte jede Frau, welche Anspruch auf das Wort brav machte, dasselbe gethan, so fühlte sie doch mit richtigem Ahnen, daß Martin in seiner Schwärmerei für sie, diese Handlungsweise, die nur natürlich und selbstverständlich war, groß und erhaben genannt haben würde. Sie müßte sich hüten, ihm, der schon einen Glorienschein um ihr Haupt sah, in einem zu leuchtenden Lichte zu erscheinen.

Und dennoch, sich etwa selbst verdunkeln in seinen Augen? Seine Gefühle für sie mit Spott und Hohn behandeln, ihm den Abstand zwischen ihnen fühlbar zu machen? Gewiß wär's der sicherste Weg, ihn gründlich zu heilen; Henriette erinnerte sich des flammenden Blickes, den Martin ihrer Dienerin bei deren unziemlicher, vorlauter Anrede zugeschleudert, eines Blickes, welcher klar zeigte, daß in seiner Natur viel Stolz lag; wenn aber auch diesen zu verletzen das sicherste Mittel zur Heilung wäre, dies vermöchte Henriette doch nicht anzuwenden. Die Selbstentäußerung, klein und niedrig in seinen Augen zu erscheinen, sich so hinzustellen, daß er wohl gar seiner Empfindungen für sie sich schäme und meine, selbst ihr Gesang sei Blendwerk und Heuchelei, daß, wenn man ihren Namen mit Lob nenne, vielleicht ein höhnisches Lächeln seine Lippen kräusele, — nein, dies vermochte sie nicht. Und keiner braven, ehrlichen Natur könnte das leicht werden.

Einmal faßte sie den Entschluß, ihm als Braut entgegenzutreten; denn ihre natürliche Heiterkeit gewann momentan den Sieg über die bedrückenden Gedanken, und sie meinte, vielleicht habe sie das Ganze zu schwer genommen, mit einem Scherze möchte die Sache wohl leichter abgethan sein. Lord L. oder Graf M. würde gewiß sehr gern auf eine halbe Stunde die Rolle ihres Verlobten übernehmen. Lächelnd, doch mit tiefem Erröthen, schüttelte sie nach einem kurzen Nachdenken abwehrend das Haupt; nicht, daß die Sache in der Hinsicht unausführbar gewesen wäre, aber ihre Mädchenhaftigkeit sträubte sich dagegen, einem der Herren, wenn auch nur durch einen Scherz, in dieser Weise nahe zu treten. Und durch ein Spiel, einen Betrug, jenen armen jungen Mann — der, wenn er auch verblendet war, sie doch sehr lieb haben mußte, um über sie die hübsche Braut zu vergessen — zu täuschen, schien ihr durchaus unpassend und unwürdig. Henriette bedauerte die Abwesenheit ihrer Mutter, vielleicht hätte sie ihr einen guten Rath ertheilt. Wie sollte es denn werden, was sollte sie thun, Sabinen's Vertrauen zu rechtfertigen und ihr beizuspringen in ihrem Kummer?

Der Gedanke, daß sie aus dem Hause, welches sich ihr so gastfrei geöffnet, vielleicht für immer Friede und Freude gescheucht habe, war ein zu tieftrauriger für ihr gutes Herz. Sie sah die blasse, würdige Matrone vor sich, die nur noch für das Glück ihres Kindes zu leben schien, die jetzt vielleicht mit Thränen die Stunde verwünschte, da ihr Fuß die Schwelle des Häuschens überschritten, sie sah Sabine vor sich stehen, aus deren sonnigem Antlitz das Lächeln des Frohsinnes gewichen war. Beide Frauen hatten sich ihr so liebevoll genahet, sie bedient und gehalten wie eine Königin, und ihr Dank für die erwiesene Güte war, daß sie solch Wehe über sie gebracht! War's auch unbewußt, absichtslos geschehen, doch war es geschehen. Aber es mußte sich Alles noch ausgleichen und zum Guten wenden lassen.

(Schluß folgt.)

Die Tochter des Spielers.

Eine Criminalgeschichte.

Von

J. D. H. Temme.

Es wurde mir — so erzählte vor Kurzem dem Schreiber dieser Zeilen ein junger tüchtiger Polizeiassessor aus einer großen norddeutschen Handelsstadt — es wurde mir eine schwierige Aufgabe zu Theil.

Einer der reichsten Handelsherren in meinem Wohnorte ist der Kaufmann Emmermann. Er hatte im verflossenen Sommer seinen Sohn Willfried in Handelsgeschäften nach Italien geschickt, und dem jungen Manne, außer dem nothwendigen Reisegelde, die Summe von zweimal Hunderttausend Thalern, meist in englischen Banknoten, mitgegeben. Der junge Emmermann war schon seit acht Wochen fort, und es war noch nicht die geringste Nachricht von ihm eingetroffen. Der besorgte Vater hatte an seine Geschäftsfreunde in Italien geschrieben. Es kamen nur Antworten, nach denen man nichts von dem Vermißten wußte.

Endlich langte bei der Polizeidirektion der Stadt von dem Amtsgerichte Waldau im südlichen Deutschland ein Schreiben an, daß vor vier Wochen auf der Eisenbahn, und zwar zwischen den Stationen Steinberg und Waldau, ein gräßlich, bis zur völligen Unkenntlichkeit verstümmelter, von den Rädern der Eisenbahnwagen zerquetschter und zermalmter Leichnam gefunden sei, den Niemand gekannt habe, über den auch die bei ihm gefundenen wenigen Papiere keine Auskunft gegeben, da sie ebenfalls zerrissen und von Blut durchdrungen gewesen, und über den erst jetzt die Nachricht eingegangen sei, daß es der Körper eines Herrn Willfried Emmermann aus H. sein müsse. Man schließe dies daraus, daß einerseits an dem Hemde des Verstorbenen die Buchstaben W. E. noch zu erkennen gewesen, und daß andererseits gegenwärtig von der Eisenbahnverwaltung in Genf ein Reisekoffer, der gerade am Tage vor der Auffindung der Leiche auf der Station Steinberg als Reisegut aufgegeben worden und zu dem sich in Genf Niemand gemeldet, zurückgekommen sei und sich in demselben Papiere, auf den Namen Willfried Emmermann lautend, vorgefunden haben. Das Gericht ersuchte die Polizeidirektion, in H. über den Verstorbenen nähere Nachrichten einzuziehen, und eventuell dessen Angehörige zur Empfangnahme des Koffers und der übrigen Sachen des Verstorbenen zu veranlassen, wobei bemerkt wurde, daß bei dem Leichnam eine Geldsumme von etwa dreihundert Francs in Golde gefunden sei. Hinzugefügt wurde schließlich, daß über die Todesart des Verstorbenen bis jetzt durchaus nichts Näheres habe ermittelt werden können, nicht ob ein Selbstmord, oder ein reiner Unglücksfall, oder gar ein Verbrechen stattgefunden habe.

Die Polizeidirektion theilte den Inhalt des Schreibens dem Kaufmann Emmermann mit. Dem alten Mann konnte kein Zweifel sein, daß der Verstorbene sein Sohn sei. Es war ein Schlag für ihn, der ihn auf das Krankenlager warf. Der alte, schwergeprüfte Mann konnte daher die Reise nach Waldau nicht machen, um die Sachen seines Sohnes in Empfang zu nehmen, er hatte auch keinen Verwandten dem er sie hätte übertragen können, und doch war diese Reise durchaus nöthig.

Von den zweimal Hunderttausend Thalern, die der Verstorbene bei sich geführt hatte, war in dem Schreiben kein einziges Wort enthalten. Sie waren also nicht aufgefunden und das wenigstens ließ auf ein Verbrechen schließen; dennoch hatte das Gericht nicht zu ermitteln vermocht, ob ein Selbstmord, ein Unglücksfall oder ein Verbrechen vorliege...

An einen Selbstmord freilich hätte man bei dem Fehlen des Geldes ebenfalls denken können. Seitab von der Eisenbahn, gerade wenige Meilen von der Station Steinberg, lag ein wegen seiner Spielbanken berühmtes und berüchtigtes Bad, und seit der Abreise des Verstorbenen aus H. bis zu seinem Tode waren vier Wochen verflossen, ohne daß man wußte, wo er sich bisher aufgehalten hatte. Der Gedanke konnte naheliegen, daß er in dem Badeorte gespielt, das Geld seines Vaters verloren und sich dann aus Verzweiflung das Leben genommen habe; dennoch war auch diese Annahme sehr zweifelhaft, denn Willfried Emmermann war als ein sehr solider junger Mann bekannt, der namentlich niemals gespielt hatte.

Jedenfalls hatte das Gericht zu Waldau entweder die Untersuchung sehr unvollständig geführt, oder nach H. sehr unvollständige Nachricht gegeben, und um den Schleier, der über diesem düstern Vorgange lag, wenigstens etwas zu lüften, bedurfte es mancher und erheblicher Nachforschungen an Ort und Stelle.

Auf den Vorschlag der Polizeidirektion bat der alte Emmermann mich, der ich zugleich ein Freund des Verstorbenen gewesen war, statt seiner nach Waldau zu reisen und ich war bereit dazu. Er versah mich mit den erforderlichen Vollmachten. Die Polizeidirektion ertheilte mir zugleich den amtlichen Auftrag, durch Requisition der Behörden in Waldau und Steinberg, und wo es sonst noch sein müsse, das Erforderliche

über den Tod des Verstorbenen, so wie über das Verbleiben der zweimal Hunderttausend Thaler festzustellen zu suchen.

Es war gegen Ende August, als ich mich zur Ausführung meines Auftrages auf den Weg machte. Ich reiste ab mit vieler Neugierde, mit vielem Eifer, das war aber auch Alles. Bei dem Mangel an jeder Einzelheit konnte ich an einen Plan gar nicht denken. Ich mußte mich vorläufig darauf beschränken, bei dem Gerichte in Waldau nähere Nachrichten einzuziehen und diese sodann nach den verschiedensten Seiten hin weiter zu verfolgen, selbst auf manchen glücklichen Zufall mußte ich dabei rechnen. Wirklich war mir der Zufall wie es schien recht bald günstig, und ist denn nicht in der That der Zufall der beste Freund der Polizei?

Ich war mit dem Schnellzuge gefahren und kam des Abends um zehn Uhr auf der Station Steinberg an.

Zwischen den Stationen Steinberg und Waldau war der Leichnam Willfried Emmermanns gefunden worden und in Steinberg mußte der Verstorbene eingestiegen sein.

Der Zug hielt an. Die Schaffner öffneten die Wagenthüren.

„Zehn Minuten Aufenthalt!“ riefen sie. „Der Zug nach B. geht hier ab!“ bemerkten sie hinterher.

Es war der Badeort mit seiner berüchtigten Spielbank.

Zu Ende August war der Badeverkehr noch ein lebhafter, wie der dem Schnellzuge gegenüber haltende, lange zweite Zug bewies, der in wenigen Minuten dahin abgehen sollte.

Eine Menge Menschen gingen, eilten, drängten sich an ihm hin und her, und man sah besonders viele Damen und Offiziere.

„Einsteigen!“ kommandirten die Schaffner.

Es galt dem Badezuge.

Das Gedränge wurde lebhafter, ungestümer, verworrener.

Mitten in dem Knäuel wurde auf einmal eine außerordentlich weiche und klangvolle Frauenstimme laut; sie rief freilich ein sonderbar lautendes Wort: „Schnauzerle! Schnauzerle!“

Eine Dame stürzte aus dem Gedränge heraus.

Sie sah sich suchend nach allen Seiten um. „Schnauzerle, Schnauzerle!“ rief sie ängstlich.

Es war eine junge Dame, eine hohe Gestalt. Sie war blond; aber das blasse Gesicht war schön; trug sanfte, weiche Züge. Schön und weich war ja auch ihre Stimme.

Ein alter Herr folgte ihr aus dem Gedränge. Er war groß und stark gebaut. Ein großer, grauer Schnurrbart, eine Menge Orden auf der Brust schienen einen alten Soldaten anzuzeigen; er stützte sich im Gehen auf einen Krückstock.

„Elisa, schnell!“ sagte er eilig zu der Dame.

„Vater, ich habe Schnauzerle verloren. Ohne ihn kann ich nicht fahren. — Schnauzerle, Schnauzerle!“

„Aber ich bitte Dich, Elise“ —

„Werde mir nicht böse, Vater. O, werde nicht! Ich kann ohne das treue Thier nicht reisen. Du weißt“ —

Sie sprach, sie bat so rührend mit der schönen, weichen Stimme.

Zwei junge Offiziere wollten vorübereilen, nach dem Badezuge hin. Sie hörten die schöne, weiche Stimme, sahen das interessante blasse Gesicht, das ängstlich umhersuchte und blieben stehen.

„Sie suchen etwas, meine Gnädige?“

„Meinen Schnauzerle“, entgegnete das junge Mädchen unbefangen.

„Ihren Schnauzerle? Wer ist das? — fragte einer der Offiziere lächelnd.

„Meinen Hund suche ich“, erwiderte die Angeredete, die diese weitere Frage nicht zu begreifen schien.

„Ihren Hund — einen gelben Pintscher mit langen Haaren?“ bemerkte der Offizier.

„Er ist es. Sie haben ihn gesehen? Wo? Wo?“ fragte die Fremde sogleich mit großer Lebhaftigkeit.

„Auf jener Wagenseite.“

Die Dame stürzte hin, wohin die Offiziere zeigten.

„Elise, wir kommen zu spät!“ rief der alte Herr in halber Verzweiflung. Sie war schon fort; die beiden Offiziere mit ihr.

Aber sie waren auch fast in demselben Augenblicke wieder da. Der eine der Offiziere war vorausgeeilt und kam ihr mit einem Hunde auf dem Arme entgegen.

„Schnauzerle, mein Schnauzerle!“ rief sie. „Mein treues, mein liebes, mein reizendes Thierchen!“

Der Hund war häßlich zum Entsetzen.

Sie nahm den Hund von dem Arme des Offiziers. Sie herzte ihn, sie drückte ihn an sich:

„Habe ich dich wieder, mein Thierchen! Habe ich dich wieder!“ Dann wandte sie sich an den Offizier, der ihr den Hund gebracht hatte.

„O, mein Herr, wie danke ich Ihnen!“

Sie sprach diese Worte mit dem zarten Schmelz ihrer schönen, weichen Stimme. Das feine Gesicht mit den sanften Zügen lächelte ihm dankbar zu. Sie stand in fast wunderbarer Schönheit vor ihm.

Der Offizier wurde blaß und roth; es war, als wenn ihn ein Zauber erfaßt habe.

Es war ein frischer, blonder, noch sehr junger Mann; er sah gutmüthig aus, nicht besonders geistreich, aber desto vornehmer.

Er wollte der schönen Dame etwas erwidern und fand doch in seiner Bestürzung nicht gleich die rechten Worte.

„Aber jetzt ist es die höchste Zeit, Elise!“ rief und drängte der alte Herr.

„Sie fahren zum Bade?“ fragte jetzt der Offizier.

„Ja, mein Herr!“ war die freundliche Antwort.

„So darf ich Sie begleiten? Wie glücklich bin ich!" setzte der Offizier leise hinzu.

„Sie fahren auch dahin?" rief die Dame mit der ganzen Harmlosigkeit eines Kindes, „o, das ist ja prächtig, herrlich!" und sie lächelte bei diesen Worten dem jungen Mann glücklich, bezaubernd zu.

„Auch glücklich?..." Ich glaubte plötzlich einen Zug des Schmerzes in dem blassen, weichen, noch lächelnden Gesichte zu sehen. Ihr Busen hob sich, ihre Lippen öffneten sich, wie zu einem tiefen, schweren Seufzer.

Sie eilte mit ihrem Vater und den Offizieren zu dem Badezuge und die kleine Gesellschaft stieg hastig ein.

„Fertig!" riefen die Schaffner. Der Zug setzte sich in Bewegung, rollte fort.

„Das ist doch eine verdammte Person!" sagte eine Stimme dicht bei mir.

Ich war in meinem Coupé des Schnellzuges sitzen geblieben, und da ich an der Thür saß, hatte ich von meinem Platze aus den kleinen Vorgang vortrefflich beobachten können.

Ein dicker, runder Herr stand gerade unter der Thür des Coupés, er war es, der diese wunderliche Bemerkung gemacht hatte und dabei recht ärgerlich drein schaute. Der Mann hatte ohne Zweifel nur für sich gesprochen; aber meine Neugierde war einmal erregt, und ein Polizeibeamter kann nie zu viel erfahren.

„Sie meinen doch nicht die Dame mit dem Hunde?" fragte ich ihn.

„Eben die", war seine Antwort. „Sie ist eine abscheuliche Person."

„Und was finden Sie abscheulich an ihr?" forschte ich hartnäckig weiter.

„Alles", war die kurze Antwort.

„Mich dünkt, man müßte Alles liebenswürdig an ihr finden."

„Koketterie, mein Herr!"

„Auch jene rührende, kindliche Freude über den wiedergefundenen Hund?"

„Alles Koketterie! Alles Abrichtung! Der Hund wie sie, sie wie der Hund. Die jungen Offiziere mußten angelockt werden, Gelbschnäbel, Gimpel! Da mußte der Hund fortlaufen, sich fangen lassen. Er ist darauf dressirt. Und der kleine blonde Gimpel fing ihn. Gerade der reiche Graf! Welch' eine Heldenthat glaubte er vollführt zu haben! Wie verzaubert stand er da! Nun, er wird daran denken!"

Sie scheinen die Dame zu kennen", sagte ich zu dem runden Herrn, der sich immer mehr in seinem Aerger hineingeredet hatte.

„Ob ich sie kenne!" rief er. „Ich komme aus dem Bade. Sie war die ganze Saison über da, an der Bank, anderswo."

„Und wer ist sie?"

„Wer sie ist?" Ja, wer weiß das? Der alte Bursch, der bei ihr war —"

„Ihr Vater?" fragte ich.

„Vater?" lachte er. „Ja, ja, so nennt sie ihn. Aber was er ihr ist, und was sie ihm ist, das mag Gott wissen, oder der Teufel."

„Und was ist der Mann sonst? Auf mich machte er den Eindruck eines alten Militairs."

„Ja, ja, das will er sein, ein alter, pensionirter Oberst; in holländischen Diensten will er gestanden, hinten in Indien berühmte Schlachten geschlagen haben, von denen kein Mensch etwas weiß. Aber ein Spitzbube ist er, ein Spieler, ein Gauner, der dem Spieltische die Opfer zuschleppt, durch die schöne Person, durch den häßlichen Hund. Ja, ja, Opfer! um dann zuletzt Futter für die Eisenbahnräder zu werden!"

„Wie, mein Herr?" rief ich lebhafter als bisher.

„Haben Sie nicht von dem jungen Mann gehört", erwiderte er, „der vor vier Wochen sich auf die Schienen unter die Räder des Zuges warf?"

„Nein, mein Herr!" entgegnete ich, augenblicklich meine Unruhe dämpfend.

„Sie kommen bald zu der Stelle. Lassen Sie sie sich zeigen. Sie ist eine Warnung. Es war ein junger, reicher Kaufmannsgimpel. Er hatte auch die junge, schöne, weiche Dame kennen gelernt. Hm, und sie hat doch seitdem verloren. Sie ist nicht mehr die Alte. Es ist nicht mehr der Flor in ihr. Ach mein Herr, Sie hätten sie vor jenem Ereignisse ihr: Schnauzerle, Schnauzerle, mein Thierchen! sollen rufen hören!"

„Aber von welchem Ereignisse sprechen Sie, mein Herr?" fragte ich, die größte Gleichgültigkeit heuchelnd, weiter.

„Von dem reichen Kaufmannsgimpel, der sich —"

„Mein Herr, wenn ich bitten darf!" rief befehlend eine Stimme dem dicken, runden Herrn zu. Ein Schaffner drängte ihn zurück, schlug die Thür des Coupés zu.

„Fertig!" rief es von allen Seiten.

Die Lokomotive pfiff; der Zug rollte fort; der runde, dicke Herr ging der Bahnhofsrestauration zu und verschwand mir aus den Augen.

„Ein Selbstmord also!" Mit dem Gedanken fuhr ich weiter. Doch nein, mit der Frage fuhr ich: „Ist es denn möglich? Konnte der brave, ehrliche, solide, selbst peinliche Willfried Emmermann ein Dieb werden? Wenn auch nur an dem Gelde seines Vaters? Konnte er jene große Summe verspielen? Konnte er das Spielzeug in den Händen einer jener gewöhnlichen Buhlerinnen werden, die an den Spielhöllen junge Gimpel, wie der runde, dicke Herr sich allerdings richtig ausgedrückt hatte, einzufangen pflegen? Er war doch kein Gimpel gewesen. Er hatte sich immer als einen geistvollen und verständigen jungen Mann gezeigt, der auch in der großen, vielbewegten Handelsstadt das Leben der Verführung kennen gelernt und der Verführung widerstanden hatte. Aber war jene schöne Dame denn eine gewöhnliche Buhlerin? Selbst

wenn Alles, was ich gesehen hatte, nach der Versicherung des runden Herrn, nichts als Koketterie und Abrichtung gewesen war, erschien sie nicht dennoch vielmehr als ein ungewöhnliches und besonderes Wesen? Der geistvolle Willfried war auch gefühlvoll und lebhaft, und das Ungewöhnliche hatte ihn immer angezogen. Schön und bezaubernd war jene Dame, und dann hatte ich nicht in ihrem blassen Gesichte auf einmal jenen tiefen Zug des Schmerzes, hatte ich nicht das Hervorringen des schweren Seufzers gesehen, und hatte nicht der runde Herr gesagt, sie habe gerade seit jenem Ereignisse so viel an ihrer Elasticität, an ihrem Zauber verloren? Und endlich, er hatte ja seine Verirrung mit seinem Leben, durch jenen entsetzlichen Tod gebüßt. War er wirklich das Opfer des Weibes und Spieles geworden, so hatte er nicht mehr leben können, und so mußte er seinem Leben gerade in einer Weise ein Ende machen, die zugleich seine Person nicht feststellen ließ.

Aber lag denn ein Selbstmord vor? War er das Opfer des Weibes und des Spieles geworden?

Das Schreiben des Gerichts zu Waldau hatte von einem Spiele und von einem Aufenthalte in dem Bade nichts erwähnt. Aber es war mir ja schon vorher wahrscheinlich gewesen, daß die Untersuchung des Gerichts eine sehr oberflächliche gewesen sein müsse. Darum eben hauptsächlich machte ich ja die Reise.

Ich kam aus dem Zirkel der Gedanken und Fragen nicht heraus. Aber ich hatte doch einen Anhalt gefunden, wenn die Acten des Gerichts keine nähere Auskunft gaben. Sie mußte ich vorher einsehen; dann erst konnte ich zu dem Badeorte reisen, zu der Spielhölle, zu der schönen Dame mit der schönen, weichen, klangvollen Stimme.

Zunächst lag mir die Stelle im Sinn, an welcher der Verstorbene seinen Tod gefunden hatte. Wir mußten bald an sie herankommen, aber ich wußte nichts Näheres über sie. Nur daß sie zwischen den Stationen Steinberg und Waldau sei, war in dem Schreiben des Gerichts gesagt.

Mit mir in dem Coupé waren nur Reisende, die schon den ganzen Tag gefahren waren, wie ich. Sie waren auch fremd hier, wie ich. Von ihnen konnte ich keine Auskunft erhalten.

Aber der Schaffner, der zu unserem Coupé gehörte, mußte sie mir verschaffen können. Er machte wahrscheinlich täglich den Weg; er war vielleicht gerade, als der Vorfall sich ereignet hatte, mit im Zuge gewesen. An ihn konnte ich mich wenden; er kam jedesmal, wie dies überall die Schaffner thun, wenn der Zug von einer Station abgefahren war, auf der schmalen Galerie, die um die Wagen lief, an das Coupé, öffnete die Fenster und sah so von außen in das Coupé hinein, ob neue Reisende eingestiegen seien, die ihm dann ihr Fahrbillet zum Abstempeln überreichen mußten. Er kam auch bald, nachdem wir die Station Steinberg verlassen hatten.

Es war ein großer, kräftiger, breitschulteriger Mann, von militairischer Haltung, wie die sämmtlichen Schaffner der Bahn; er hatte dabei etwas eben so Bestimmtes, wie Freundliches und Zuvorkommendes in seinem Wesen. Schon seit Mittag war er mitgefahren.

Ich fragte ihn, nachdem er in das Coupé hineingesehen und keinen neuen Reisenden gefunden hatte:

„Vor etwa vier Wochen ist hier auf der Bahn ein Reisender verunglückt?"

„Oh, Sie meinen den jungen Kaufmann aus H.?" war seine gelassene Antwort.

„Denselben. Es soll zwischen Steinberg und Waldau geschehen sein."

„Ganz richtig, da war es."

„Kennen Sie die Stelle?" fragte ich weiter.

„Gewiß. Ich war gerade mit im Zuge."

„Oh, so können Sie mir erzählen —"

„Recht gern. Ich habe nur in diesem Augenblicke keine Zeit; ich muß vorher die anderen Coupés revidiren. In fünf Minuten bin ich wieder hier. Ich kann Ihnen dann auch noch gerade die Stelle zeigen. Er verschloß das Fenster und ging weiter.

Nach fünf Minuten war er wieder da.

Jetzt fing er von selbst zu erzählen an, nachdem er das Wagenfenster wieder geöffnet hatte, und indem er draußen auf der Galerie stehen blieb. „Es sind am vorigen Dienstag gerade vier Wochen geworden, als der Bahnwärter der Wärterbude Nummer fünfzig des Morgens früh beim Revidiren der Bahn vor der Ankunft des ersten Zuges einen schrecklich verstümmelten menschlichen Leichnam mitten auf der Bahn zwischen den Schienen fand. Es war nicht weit von seiner Bude nach der Bude einundfünfzig hin. Der Leichnam war wie zu Brei zermalmt und es war fast nur die Kleidung zu erkennen, nämlich Rock und Beinkleider aus grauem Sommertuche. Der Leichnam konnte nur seit dem letzten Zuge des gestrigen Abends dahin gekommen sein. Es war der Schnellzug, mit dem wir jetzt fahren. Vor dessen Ankunft hatte der Wärter die Bahn revidirt und nichts gefunden, auch an der Stelle, an der die Leiche lag. Er machte sofort Anzeige nach Steinberg, woher der Zug gekommen, und nach Waldau wohin er gegangen war. Man wußte auf beiden Stationen nichts. Wir sämmtlichen Schaffner des Zuges wurden vernommen, auch wir wußten nichts. Niemand hatte während der Fahrt etwas Ungewöhnliches vernommen; kein Reisender war vermißt; Reisende in grauer Sommerkleidung waren in Menge mitgefahren, und bald auf dieser bald auf jener Station eingestiegen. Man konnte daher nicht einmal eine Vermuthung darüber aufstellen; ob der Todte auch mit in dem Zuge gewesen und unterwegs im Fahren aus dem Wagen gefallen ist oder sich hinausgestürzt habe. — Die Wagenthüren waren von innen heraus zu öffnen — oder ob er gar nicht mitgefahren war, sondern auf den Zug gewartet und sich

unter die Räder gestürzt hatte, oder ob sonst ein Unglück geschehen sei. Gewiß war einzig und allein, daß der Todte von dem letzten Abendzuge des Montags übergefahren war. Die Gerichte haben nachher noch viel untersucht und verhört, sie haben aber nichts Anderes herausbekommen. Nur hieß es nach einiger Zeit, daß in dem benachbarten Bade ein junger Kaufmann, den man in grauer Sommerkleidung gesehen, hoch gespielt und viel verloren habe, und vor Kurzem ist aus der Schweiz ein Koffer zurückgekommen, der gerade an jenem Montage auf der Station Steinberg als Passagiergut aufgegeben war, zu dem sich aber kein Mensch gemeldet hatte. Man konnte daher wohl daran denken, daß der Todte der junge Kaufmann aus dem Bade gewesen sei, der in Steinberg ein Billet nach der Schweiz gelöst, auch seinen Koffer dort aufgegeben habe. Ob er selbst dort eingestiegen, oder dem Zuge voraufgegangen ist, um sich über Nacht vor die Räder zu werfen, darüber wußte man auch jetzt nichts. —

Das war die Erzählung des Schaffners. Wir waren unterdeß an der Wärterbude fünfzig vorbeigekommen. Er hatte sie mir gezeigt. Eine Minute später zeigte er mir die Stelle, wo der Leichnam gefunden war. Wir waren mitten auf einem freien Felde, durch das die Bahn lief. Die Sommernacht war hell; die Gegenstände umher waren zu erkennen. Es war keine Hecke, kein Gebüsch, kein Baum, kein Stein da. Nur hinten in dem Felde, links der Stelle gegenüber, in einer Entfernung von etwa hundert Schritten, standen dicht beisammen drei Bäume, die ich für Weidenbäume hielt.

In der Erzählung des Schaffners war ein Gegenstand dunkel geblieben.

„Man meint", sagte ich zu ihm, der Verstorbene könne auf den Zug gewartet und sich so unter die Räder geworfen haben?"

„Es ist das allerdings eine von den verschiedenen Vermuthungen", erwiderte er.

„Dann mußte er aber nicht von dem ersten Wagen, vielmehr sogleich von der Lokomotive übergefahren werden?"

„Freilich, von der Lokomotive."

„Und dann hätte man doch nachher an der Lokomotive Blutspuren entdecken müssen. Sie sagen, der Körper ist wie zu Brei zermalmt gewesen."

„Das ist richtig."

„Und man hat nichts gefunden?"

„Ich habe nichts davon gehört."

„Man hat auch keinen der anderen Wagen untersucht?" forschte ich weiter.

„Man muß wohl nicht daran gedacht haben", war seine ruhige Entgegnung.

„Sie müssen gestehen", sagte ich, „daß das ein großer Fehler in der Untersuchung war."

„Ich sehe das jetzt ein", erwiderte er und blickte nachdenklich vor sich hin. Er schien ein eben so verständiger Mann zu sein, wie er höflich und zuvorkommend war. Sein Nachdenken kam nur zu spät.

Der höfliche Schaffner mußte zu seinem Dienst zurück. Ich sah ihn nicht mehr. —

Ich fuhr bis Waldau, blieb dort die Nacht und am anderen Morgen ging ich zum Amtsgerichte.

Der Amtsrichter war ein alter, bequemer, stumpfer Mann. Für ihn war nur der Gerichtsschreiber da. Der Gerichtsschreiber hinwiederum war eine zur Person gewordene Sportelkasse; was nicht Sporteln einbrachte, war für ihn nicht vorhanden. Das Amtsgericht war Gerichts-, Verwaltungs-, Polizeibehörde zugleich. Da war ich freilich im Klaren über die bisherige Untersuchung, wußte aber auch, daß ich, wenn ich noch etwas über den Todten erfahren wollte, lediglich auf mich selbst angewiesen sei.

Ich legitimirte mich, erkannte an den mir vorgelegten Sachen des Verstorbenen, zu denen auch der von Genf zurückgeschickte Koffer gehörte, daß sie das Eigenthum Willfrieds Emmermann, daß dieser also wirklich und unzweifelhaft der Todte gewesen, nahm die Sachen in Empfang, quittirte darüber, bezahlte dem Gerichtsschreiber seine Sporteln und hatte nur noch eine Frage an die Herren: „ob sie gar keine Spur von den zweimalhunderttausend Thalern gefunden hätten, die der Verstorbene in Englischen Banknoten bei sich geführt habe."

Sie wußten nichts davon.

„Ei, ei, die wird er im Bade an der Spielbank verloren haben", meinte der Gerichtsschreiber. Der Amtsrichter meinte gar nichts.

„Hat der Verstorbene denn im Bade gespielt?" fragte ich den Gerichtsschreiber.

„Man sagt es", war seine kurze Antwort, denn er konnte ja dafür keine Sporteln erheben.

Noch an demselben Tage fuhr ich mit dem Mittagszuge zurück. Ich mußte zu dem Bade.

Auf dem Rückwege sah ich mir die Stelle des Unglücks näher an. Sie war gerade in der Mitte zwischen der einundfünfzigsten und fünfzigsten Wärterbude; es wollte mir fast auffallen, daß es so genau in der Mitte war. Im Uebrigen zeigte mir der Tag nichts Anderes, als was ich schon in der Nacht gesehen hatte. Die drei Bäume erkannte ich bestimmt für Weiden; sie standen mitten im Felde, an einem kleinen Teiche wie es schien.

In dem Bade kam ich um drei Uhr Nachmittags an. Es war für die vornehme Badewelt noch die Zeit des Vormittags. Die Promenaden waren leer. Desto belebter war es in dem großen Spielsaale. Ich suchte ihn zuerst auf und wollte die Spielzeit noch benutzen. Später konnte ich weitere, andere Nachforschungen anstellen.

Es wurde an dem grünen Tische Trente et Quarante gespielt. Der Tisch war dicht besetzt. Nur die vornehme Badegesellschaft schien da zu sein, wenigstens die eleganteste. Herren und Damen waren

da, alte und junge. Alles spielte eifrig, in der tiefsten Stille des Spieles fort.

Unter den jüngeren Damen waren einige so bildschöne, wie aufgeputzte. Sie spielten am eifrigsten, denn sie spielten mit fremdem Gelde. Neben ihnen saßen Herren, deren Blicke trunken von ihrer Schönheit, ihren Reizen waren. Es waren junge wie ältere Herren; ich kannte ja diese Damen der Bade- und Spielwelt und suchte die schöne blasse Elisa vom gestrigen Abend unter ihnen.

Ihren Vater, oder was er ihr sonst war, fand ich bald. Er saß oben am Tisch und pointirte, wie die Anderen. Er machte ein hohes Spiel; hatte einen Haufen Gold vor sich liegen und setzte jedesmal eine Menge Goldstücke. Er spielte mit der größten Ruhe, mit einer eisernen Kaltblütigkeit. Sein Kinn ruhte auf der Krücke seines Stockes, sein Gesicht — es war schneeweiß — war unbeweglich.

Die Tochter war nicht da.

Auch der kleine, blonde Graf nicht, der ihr gestern Abend ihren Schnauzerle gebracht hatte.

Ich hatte nur sie gesucht und wollte mich eben wieder entfernen, da entstand ein leises Geräusch im Saale.

Die Thür hatte sich geöffnet. Man hatte sich nach ihr umgesehen; zuerst Einer, dann Mehrere. Die sich umgesehen hatten, standen auf, als wenn sie Jemandem Platz machen oder gar entgegengehen wollten. Ich folgte den Blicken der Anderen. — Die schöne Elisa war in den Saal getreten ...

In dem Scheine der Gaslaternen hatte ich sie bewundern müssen, aber welch' eine erhabene, bezaubernde Schönheit war sie in der klaren, milden Tageshelle! Mit dem feinen, blassen Gesichte, das die edelsten Züge trug, das von der reinsten, durchsichtigsten Haut bedeckt war! Mit den großen, schwarzen, und doch so ruhig und melancholisch blickenden Augen! Mit der schlanken, hohen, majestätischen Gestalt! In dem geschmackvollsten, aber einfachsten Anzuge von schwarzer Seide, an welchem man vergeblich nach irgend einem Schmuck suchte! Sie kam mir vor wie eine vornehme, hohe Dame, die nicht äußerlich trauerte, deren Inneres aber von einer desto schmerzlicheren Trauer, von einem tiefen Weh erfüllt war, das sie still und ergeben tragen mußte und zu tragen vermochte.

So schritt sie langsam, die schönen, melancholischen Augen niedergeschlagen, aber die hohe Gestalt gerade aufgerichtet — den Schmerz, den sie still trug, mußte sie ja auch vor der Welt verbergen — so schritt sie langsam in den Saal hinein, am Arme eines jungen Mannes, der nicht sie führte, den sie führen mußte.

Denn der junge Mann war blaß und mager, weißer als sie, aber krankhaft weiß; er ging gekrümmt neben ihr; seine Brust war ihm eingefallen; er hüstelte. Das Gehen wurde ihm sehr schwer.

Sie führte ihn zu dem Spieltische, und auf der Seite, wohin sie ihn führte, standen die Spielenden ehrerbietig auf, verbeugten sich tief vor dem blassen Paare und räumten ihnen ihre Plätze ein, und auch was umherstand und umhersaß, blickte mit theilnehmender Verehrung nach der schönen Dame und ihrem kranken Begleiter.

Nur die eleganten Damen des Spieltisches, die mit dem fremden Gelde spielten — ich glaube, es waren Französinnen — sahen mit spöttischem Naserümpfen auf die Beiden, die sich jetzt am Spieltisch niedergelassen hatten.

Der kranke, junge Mann hatte schon nach einer Karte gegriffen, schon Goldrollen vor sich gelegt, schon Goldstücke auf das grüne Tuch gesetzt. Seine Hände zitterten krampfhaft dabei; durch sein Gesicht zog fliegende Röthe, die sich dunkel auf den scharf und spitz hervortretenden Backenknochen festsetzte.

Die Dame spielte nicht. Ihre schönen Augen ruhten nur besorgt und mitleidsvoll auf den zitternden Händen, auf den dunklen Grabesrosen in dem schneeweißen Gesichte ihres Nachbars. Nur zuweilen glitten sie hinüber nach dem alten Herrn, der ihr Vater sein sollte, und der ruhig und kalt, das Kinn auf der Krücke des Stockes ruhend, auf sein Spiel sah, aber weder für die blasse Dame, noch für ihren kranken Begleiter einen Blick hatte.

Sah ich wirklich die schöne, lebendige Dame wieder, die am gestrigen Abende auf dem Eisenbahnhofe so zauberisch ihr Schnauzerle, Schnauzerle gerufen hatte, die der dicke, runde Herr mir als die abscheulichste Kokette bezeichnet hatte, der ich in der That die vollendetste Koketterie anzusehen geglaubt, die ich dann aber auch in dem schmerzlichen Aufzucken ihrer Lippen, in dem schweren Seufzer ihrer Brust belauscht hatte.

„Wer ist die Dame?" fragte ich leise einen Herrn, der neben ihr stand.

„Die Gräfin Osterholt", flüsterte er zurück.

„Und der kranke, junge Mann neben ihr?"

„Ihr Bruder."

„Sie scheint auch den alten Herrn drüben, mit dem grauen Schnurrbart und dem Krückstock zu kennen?"

„Er ist der Vater der Beiden."

„Und er kümmert sich nicht um sie? Er hat ihnen noch keinen Blick zugewandt."

„Er ist nur Spieler."

„Er gehört vielleicht zu den Theilnehmern der Bank?" forschte ich weiter, da ich sah, daß dem etwas redseligen Herrn meine Fragen nicht lästig fielen.

„O nein! Er ist ein reicher holländischer Offizier, der sich in Indien ein ungeheures Vermögen erworben hat. So kann er seiner Leidenschaft des Spieles fröhnen. Auch der Sohn, der es freilich nicht lange mehr machen wird. Sie sehen, er ist im letzten Stadium der Schwindsucht."

„Ich sehe es, und um so mehr verwundert es mich, daß seine Angehörigen den jungen Mann das Spiel treiben lassen, das ihn nothwendig aufreiben muß."

„Ei, ein Todeskandidat ist er nun einmal; ob er acht Tage früher oder später stirbt, was kommt darauf an? So läßt man ihm, was seine einzige Freude für dieses Leben noch ausmacht; das Geld haben die Leute ja dazu. Die arme Schwester dauert mich nur. Der Vater in seiner eigenen Leidenschaft bekümmert sich nicht um ihn und so muß sie den Bruder herführen, zu seinem Grabe. Ich fürchte in der That, er fällt noch einmal an dem grünen Tische neben ihr todt zusammen. Sehen Sie nur, mit welcher furchtbaren, krampfhaften Leidenschaft er spielt, wie ihm die mageren Hände beben, wie das Blut in dem hohlen Gesicht hin und herfliegt, wie die Augen verglast stieren."

Es war, wie der Herr sagte.

Mit dem Bruder, für ihn, erbebte die Schwester an seiner Seite.

„Die Arme!" fuhr der Herr fort. „Sie hat dabei noch einen anderen Jammer. Ihre Alles fesselnde und bezaubernde Schönheit und ihr kindlicher, an sich heiterer, gar munterer Sinn, ziehen stets eine Menge junger Männer in ihr Gefolge, die ihr den Hof machen, ihre Aufmerksamkeit auf sich wenden wollen; so auch hier an dem Spieltische; um des Bruders willen kann sie sich nicht zurückziehen. So will wohl die Verleumdung sie in einer Beziehung zu dem Spieltische bringen. Es geschieht indeß nur vereinzelt. Die große Mehrheit der besseren Badewelt achtet, verehrt und bedauert sie. Sie werden es gesehen haben."

Wirklich hatte ich auch das gesehen und ich mußte über solch' widersprechende Urtheile, die mich völlig irre machen konnten, den Kopf schütteln. Die nämliche Dame, die ich gestern Abend gesehen, von deren Koketterie mir der runde, dicke Herr erzählt, die er zu dem Tode Willfrieds Emmermann in Beziehung gebracht, erschien plötzlich wieder in einer ganz anderen, vortheilhafteren Beleuchtung. Was war davon Wahrheit, was Lüge? Von einem Unbekannten durfte ich keine nähere Auskunft zu erhalten suchen, nur der Polizeiinspektor des Bades konnte sie mir geben; zu ihm hatte ich ohnehin gewollt, nachdem ich mir vorher das Spiel angesehen hatte.

Die Polizeibeamten in den Bädern gehören zu den feinsten und gewandtesten Männer der Polizei. Sicherlich mußte ich zu dem Gegensatze des alten Amtsrichters in Waldau kommen.

Ich fand auch wirklich den Beamten so wie ich ihn erwartet hatte. Er war zugleich ein Lebemann, und Lebemänner können sich in die Verhältnisse fügen und leicht nehmen, was gerade nach den Verhältnissen leicht genommen werden muß.

Ich wies mich ihm aus, und theilte ihm den Gegenstand meines Besuches mit.

„Ja", sagte er, „das Unglück des jungen Mannes ist mir bekannt geworden."

„Sie glauben, daß nur ein Unglück vorliegt?" fragte ich ihn.

„Ich glaube an ein Verbrechen nur, wenn es mir bewiesen ist. Und Sie müssen gestehen, von einem Beweise ist hier nicht im Entferntesten die Rede", war die Erwiderung des Polizeibeamten.

„An welche Art von Unglück glauben Sie denn? An einen Selbstmord oder —?"

„Ein Selbstmord wäre mir schon ein Verbrechen — wenn auch kein vom Richter zu strafendes, doch ein desto einfältigeres", entgegnete der Beamte, in seiner etwas nachlässigen Weise.

„Sie nehmen also einen reinen Unglücksfall an?" rief ich befremdet.

„Bis zum Beweise des Gegentheils, ja", war die ruhige Antwort.

„Der junge Emmermann war hier im Bade gewesen?"

„Gerade acht Tage."

„Bis zu seinem Tode?"

„Bis zu einer Stunde vor seinem Tode."

„Sie haben Nachricht darüber?" rief ich lebhaft.

„Die zuverlässigste durch meine Beamten. Er war mit dem Zuge, der um neun Uhr Abends von hier nach Steinberg geht, abgereist, um dreiviertel auf Zehn dort angekommen und um zehn Uhr mit dem Zuge nach Waldau weiter gereist. Um halb Eilf schon muß er eine Leiche gewesen sein."

„Ah! — Aber bleiben wir vorläufig bei seinem hiesigen Aufenthalte. Er hatte hier an der Bank gespielt?" forschte ich weiter.

„Ja."

„Mit Verlust?"

„Wenn er viel verloren hat, so waren es höchstens drei- bis vierhundert Gulden."

„Sie wissen das bestimmt?"

„Auf das Bestimmteste. Meine Leute beobachten und kennen jeden Spieler an der Bank. Sie hatten auch ihn nicht aus den Augen verloren."

„So hätte er in anderer Weise Ausgaben gemacht, verschwendet?"

„Hier nicht."

„Er hatte zweimal Hunderttausend Thaler in Banknoten bei sich. Sie fehlen."

Der Beamte war überrascht. „Eine enorme Summe! Sie fehlt? Ich hatte nichts davon gewußt", rief er lebhaft.

„Und da Sie es jetzt wissen, bringt es Ihnen Licht in das Dunkel des Ereignisses?"

Er sann doch einen Augenblick nach. „Nein", sagte er dann.

„Der Verstorbene", fuhr ich fort, „ist hier viel in Gesellschaft einer Dame gesehen worden; sie soll die Tochter eines alten Herren sein, der sich Graf Osterholt nennt."

„Die Dame ist die Tochter des alten Herren", bestätigte der Beamte.

„Und er ist auch ein Graf Osterholt?"

„Hm, er hat gute, richtige Papiere, die ihn als

solchen legitimiren. So muß man ihn dafür halten."

„Gleichfalls so lange, bis das Gegentheil bewiesen wird?"

„Bis die Saison zu Ende ist", bemerkte der Polizeibeamte mit einem sarkastischen Lächeln.

„Und wofür werden Sie ihn dann halten?"

„Für das, was er ist."

„Und er ist?"

„Ein Spieler, mein Herr!" war die gelassene Entgegnung.

„Den Sie jetzt nicht dafür halten dürfen?" warf ich ein.

„Pah! er ist geheimer Theilnehmer und Agent der Bank. Und die Bank bezahlt dem Lande eine ungeheure Pacht, unterhält die Anstalten des Bades, verschönert den Ort, die Gegend, giebt den Herrschaften große, glänzende, kostbare Feste! Sie begreifen" —

„Ich begreife. Darf ich vielleicht noch fragen, wofür Sie die schöne Tochter des Herrn Grafen halten dürfen?"

„Zunächst für eine sehr schöne Dame, mein Herr", und wieder zeigte sich das sarkastische Lächeln.

„Sodann?"

„Für eine sehr kluge und gewandte Dame."

„Und ferner?" fragte ich hartnäckig weiter.

„Für die Tochter ihres Vaters."

„Das wäre Alles?"

„Nein, mein Herr. Seit einiger Zeit ist sie auch ein sehr unglückliches Geschöpf."

„Seit einiger Zeit?"

„Hm, mein Herr, gerade seit dem Tode des jungen Emmermann."

„Wie, mein Herr? „Sie wissen mehr. Ich bitte Sie, es mir mitzutheilen. Ich beschwöre Sie."

Er sann eine Weile nach.

„Wohlan, mein Herr", sagte er dann, „ich sagte Ihnen vorhin, ich glaubte an kein Verbrechen, bis es mir bewiesen würde. Aber ich habe eine Ahnung, daß hier ein Verbrechen vorliegt. Ich hatte sie von Anfang an, nur theilte ich sie bisher Niemandem mit, selbst dem Amtsgerichte in Waldau nicht. Der Grund ist ein einfacher. Es hätte eine Untersuchung folgen müssen. In den Händen jenes Waldauer Invalidengerichts wäre sie zu einem Kinderspott geworden, ich hätte die ganze Last der Untersuchung allein tragen müssen, und während der Badesaison war mir das unmöglich; deshalb wollte ich schweigen bis nach deren Beendigung. Die Sache lief mir bis dahin nicht fort, die Schuldigen auch nicht. Ihnen war ich die Wahrheit schuldig. Hören Sie mir zu und überlegen wir dann gemeinschaftlich."

„Ihr Freund, der verunglückte oder vielleicht auch ermordete Herr Emmermann, war, wie gesagt, gerade acht Tage hier. Er sah schon am ersten Tage jene schöne Gräfin Elisa Osterholt und er wurde schon am ersten Tage mit ihr bekannt. Er war ein lebhafter, feuriger, junger Mann und sie ging auf solche junge Männer aus; sie mußten nur reich dabei sein, und den reichen Kaufmannssohn hätte Ihrem Freunde auch ein ungeübteres Auge angesehen, als das ihrige war. — Er wurde also sofort bekannt mit ihr und war von dem Augenblick an unzertrennlich von ihr, selbst auch am Spieltische. Ihr Schnauzerle und der hektische Bursch hatten unterdeß gute Zeit; sie konnten von ihren Kunststücken und Strapazen ausruhen."

Ich mußte den Beamten doch unterbrechen. „Mein Herr, Sie halten die Dame in der That nur für eine ganz gemeine Komödiantin? Für eine Industrieritterin, von der Spielbank als Angel zum Anbeißen von Gecken und Gimpeln gebraucht?"

„Hat man Ihnen etwas Anderes über sie berichtet?" fragte er mich.

„Zum Theil ja, zum Theil nein."

„Ah, lassen Sie mich hören, wenn ich bitten darf. Die Urtheile Dritter über renommirte Persönlichkeiten des Bades sind mir begreiflich von Wichtigkeit für mein Amt. Was sprach man also von der Dame?"

„Ein runder, dicker Herr bezeichnete sie mir gestern Abend auf der Station Steinberg, genau, wie Sie jetzt, mein Herr."

„Ah, ich, ich kenne den runden Herrn und er kennt seit Jahren das Bad. Und weiter?"

„Ein Herr heute Mittag im Spielsaale wollte sie als einen Engel der Milde, der Tugend, des Unglücks, auch des Unglücks der Verleumdung darstellen, und er schien mir, nach dem ehrerbietigen Empfange, der ihr in dem Saale zu Theil wurde, die Meinung der bei weitem größten Mehrzahl der Anwesenden auszusprechen."

„Er sprach Ihnen die Meinung der Mehrzahl des Bades aus", entgegnete der Beamte ruhig. „Die Welt liebt die Maske, will betrogen sein. Von einer schönen Frau betrogen zu werden — ach, die Leute können nicht widerstehen, wie ein Nachtfalter sich am Lichte verbrennen zu müssen."

„Aber ich selbst, mein Herr", sagte ich — „ich kann es nicht leugnen" —

„Sie ließen sich bestechen, täuschen" —

„Ich sah die vollendete Anmuth, die einfache Bescheidenheit, ich sah das weichste Herz, die liebevollste Theilnahme für den kranken jungen Mann, mit dem sie erschien." —

„Und Sie glaubten!" bemerkte der Beamte mit einem fast mitleidigen Lächeln. „Ja, mein Herr College, man kann ein sehr gewandter und erfahrener Polizeiassessor, ja Direktor in einer großen See- und Handelsstadt sein; in einem Bade, an einer Spielbank muß man doch noch lernen. Die Dame ist die Angel des alten Spielers, ihres Vaters, für die reichen Narren und Gimpel; der runde, dicke Herr hat Ihnen die volle Wahrheit gesagt. Ihr Schnauzerle ist abgerichtet wie sie, und der hektische Bursch, der ihr

Bruder sein soll, ist nichts als ein verkommenes, in der That schwindsüchtiges, dem Grabe nahes Subject, das der alte Schurke sich irgendwo aufgekauft hat, und das gut gekleidet und gut gefüttert wird, und von der schönen Dame sich an den Spieltisch führen läßt und dort den enragirten Spieler machen muß, den man jeden Augenblick zusammenbrechen sieht, und der auch wahrhaftig einmal, wenngleich nicht vor Spielwuth, doch unter der Anstrengung, sie vor den Leuten zu zeigen, an dem tollen grünen Tische für immer zusammenbrechen wird. Das zieht die Menge an, mein Herr, das erweckt Theilnahme, Bewunderung, gar Liebe, und diese dienen wieder dem Spieltische und gelegentlich auch Anderem."

„Ja, ja, mein Herr, auch der Liebe. Der Herr Emmermann — er war mehr als verliebt in die Dame, verliebt sein, und" —

„Hören Sie mir weiter zu. Er liebte sie. Erlassen Sie mir das Detail. Es ist für Novellenschreiber, nicht für solide Polizeibeamte. Er wagte es, ihr seine Hand anzutragen, in der kurzen Zeit, ihr, die er für eine vornehme, reiche, tugendhafte Gräfin hielt, und doch war er kein Geck, kein Gimpel, aber ein lebhafter und feuriger, und ein braver junger Mann. Er hat ihr seine Hand angeboten. Was darauf aber weiter erfolgt ist, das weiß ich nicht, das habe ich und meine Leute noch nicht erfahren können. Das wollte ich eben jener genaueren Untersuchung nach Beendigung der Saison vorbehalten. Genug, am Tage nachher reiste der junge Mann ab und an demselben Tage war die junge Dame verschwunden und hat Keiner ihren Vater gesehen. Erst drei Tage nachher waren sie wieder da; der Alte kalt, verschlossen, undurchdringlich, wie immer; die Dame verändert: gedrückt, voll innerer Angst, nur gezwungen und nur halb die frühere. Wo sie gewesen waren? Was geschehen war? Gott mag es wissen. Ich hoffte, es später zu erfahren. Können Sie es jetzt schon in Erfahrung bringen — mir fehlt die Zeit — es soll mir doppelt lieb sein. Meine gewandtesten Leute stehen Ihnen zur Disposition" — setzte er mit großer Liebenswürdigkeit hinzu.

Das Anerbieten überraschte mich. Ich durfte es nicht zurückweisen. „Lassen Sie mir freie Hand?" fragte ich.

„Unbedenklich. Die Sache interessirt ja Sie, nicht mich. Im Gegentheil — im Interesse des Bades bleiben solche Geschichten besser für immer todt."

„So nehme ich an."

„Wo logiren Sie?" fragte er noch.

Ich nannte ihm den Gasthof.

„In einer halben Stunde werden sich zwei Polizeibeamte bei Ihnen melden."

Nachdem ich den in der That weltgewandten Polizeibeamten verlassen, suchte ich mir einen Plan zu machen und war bald damit fertig.

Wo waren sie gewesen? Was war geschehen? Ich mußte es wissen — mußte es selbst erforschen; auf das Ende der Saison des Polizeiinspektors konnte ich nicht warten. Er hatte mir ja auch die freie Hand gelassen. Aber an wen mich wenden? Auch darin blieb mir keine Wahl. Ich kannte und wußte nur zwei Menschen in der Welt, von denen ich irgend eine Auskunft erwarten konnte. Auch die Polizeibeamten, die der Inspektor mir zur Verfügung stellen wollte, konnten mir keine andere bezeichnen; er selbst hätte sie mir sonst genannt. Selbst von einem Zufalle konnte ich jetzt nichts mehr erwarten; er hätte schon längst spielen und entdecken, oder wenigstens ein Gerede in Bewegung setzen müssen.

Nur von dem alten Spieler und seiner Tochter, von dem holländischen Obersten, dem Grafen Osterholt und von der schönen, blassen Gräfin Elise konnte ich Auskunft erwarten. Auch erhalten? .... Ich mußte es versuchen und verlor nichts, wenn der Versuch fehlschlug; im Gegentheil, etwas mußte ich immer gewinnen; dazu traute ich mir Menschenkenntniß genug zu. Und dann, ich leugne es nicht, es drängte mich, die schöne Dame näher kennen zu lernen, mit ihrer weichen Stimme und ihrem häßlichen Schnauzerle, mit dem Engelsherzen voll Milde, Tugend und Unglück, und der vollendeten Abrichtung des Industrieritterthums, mit dem Herzen, das der arme, weiche Willfried Emmermann geliebt hatte, und das trotz alledem und alledem seit seinem Tode gedrückt, voll Angst, unglücklich war. Auch unglücklich? —

Vorerst wartete ich die beiden Polizeibeamten ab. Sie kamen bald, und — wie ich erwartet hatte, wußten sie nichts — sie wollten nur meine Befehle einholen.

Ich schickte sie nicht zurück, denn es war ja doch möglich, daß ich ihre Dienste gebrauchen konnte. „Wo wohnt der Graf Osterholt?" wandte ich mich an die Polizeibeamten.

„Zehn Minuten von der Stadt, in einem Landhause", war die Antwort.

„Bewohnt er es allein?" fragte ich weiter.

„Mit seiner Familie."

„Seine Familie besteht?"

„Aus ihm, seiner Tochter, dem jungen Manne, der sein Sohn sein soll, und der Dienerschaft."

„Kennen Sie die Lebensweise der Familie?"

„Gewiß."

„Werde ich sie in diesem Augenblicke zu Hause treffen?"

„Sie haben dinirt. Da schlafen der Graf und der Sohn bis zum Abendspiel, und die junge Gräfin liest oder promenirt im Garten, bis zur Toilette für den Abend."

„Führen Sie mich hin." —

Sie führten mich hin — zu einem kleinen, aber reizenden Landhause, das, von Bäumen verborgen, in einer Bergschlucht lag. Ich war überrascht, als ich herankam. Es lag so still, so einsam, so traulich

da; von all' dem Getreibe und Getöse der Badewelt keine Spur, keine Ahnung. Man konnte sich keinen anmuthigeren Aufenthaltsort denken.

Warum hatte der Spieler, der Industrieritter, sich hierher zurückgezogen? Mit seiner schönen Tochter, die ihm doch als Lockspeise zum Einfangen reicher Gimpel diente? War auch das Berechnung? Oder hatte die schöne Tochter hier entschieden? Und was dann in ihr? Das Industrieritterthum, oder das Herz, das unglücklich werden konnte? Vielleicht schon längst unglücklich gewesen war? —

„Bleiben Sie ohne Aufsehen in der Nähe", sagte ich zu den beiden Polizeibeamten.

Sie zogen sich zurück.

Ich ging zu dem Hause.

Es lag in einem Garten. Die Gartenthür war unverschlossen. — Ich trat hinein.

Ein Bedienter kam mir entgegen. Er schien den Eingang des Gartens und des Hauses zu bewachen, wie eine Art von Portier, und er war ganz der Diener eines vornehmen Hauses.

„Zu wem wünschen Sie?"

„Ich wünsche die Comtesse zu sprechen."

„Darf ich um Ihren Namen bitten?"

„Ich werde mich der Comtesse selbst nennen."

„Ich bedaure, ich darf Sie nur mit Ihrem Namen anmelden."

„Sagen Sie der Comtesse, ich hätte ihr sehr wichtige Nachrichten mitzutheilen, die sie selbst beträfen."

Der Bursche sah mich einen Augenblick prüfend an. Einen Bettler mochte er nicht in mir entdecken, etwas Verdächtiges auch nicht, und nach einigem Zaudern entfernte er sich. Er ging nicht in das Haus, sondern tiefer in den Garten. Hinter Spalieren und Lauben verschwand er.

Zu der jungen Dame mußte ich. Sie wollte ich näher kennen lernen. Nur von ihr konnte ich möglicherweise etwas erfahren; nicht von dem alten Spieler, der mich vielleicht kurzer Hand durch seine Leute hätte zur Thür hinauswerfen lassen; nicht von dem hektischen Burschen, der mich statt jeder Antwort an den Alten verwiesen hätte. Aber sie — sie hatte ein Herz, ja, sie hatte eins, und wer ein Herz hat, kann, muß sich verrathen, und ich hatte so manche Momente in der Hand, durch die ich sie zur Verrätherin gegen sich selbst machen konnte. So meinte ich.

Der Bediente kam zurück.

„Die gnädige Gräfin will Sie sprechen. Darf ich bitten, mir zu folgen?"

Er führte mich, an dem Hause vorüber, in den Hintergrund des Gartens.

Vor einer Laube saß die junge Dame. Sie war allein, und saß auf einer Bank, ein Buch in der Hand. Sie war in einem einfachen Hauskleide und darin schöner, als ich sie bisher gesehen hatte. Das einfache Kleid paßte so ganz zu dem feinen, blassen, stillen, leidenden Gesichte. Ein tiefes, schmerzliches Leiden lag in dem schönen Antlitz; ich sah es jetzt erst recht. Und ich sah auch, daß sie es mir nicht zeigen wollte, daß es nicht gemacht war. Sie blickte mich mit einem angelegentlichen, fast ängstlichen Forschen an und dachte nur daran, wer ich sei, was ich von ihr wolle.

Ja, sie hatte ein Herz, und dieses Herz war ein unglückliches. War das Unglück ein Verbrechen? Das Verbrechen, das ich verfolgte?...

Ich ging zu ihr.

Der Bediente kehrte zurück.

Sie legte das Buch auf die Bank und erhob sich.

Jetzt trat ich vollends an sie heran. Ich mußte sie anreden. Mein Plan stand fest. Und doch, als ich so dicht vor ihr stand, als ich in das schöne, weiche, leidende Antlitz sah, als ich das Unglück darin las, das darin deutlich eingeschrieben, wollte mir das Herz beklommen werden. War wirklich das Unglück, das ich darin sah, das Verbrechen, das ich verfolgte, es mußte bald, nach wenigen Worten, offen vor mir liegen. Und dann? Ja, dann war sie meine Gefangene — die beiden Polizeibeamten waren auf meinen ersten Ruf da — und sie war eine Mörderin' die sich, die ich auf das Schaffot lieferte, mit ihrem Vater, vielleicht auch ohne diesen, wenn der alte Schurke mit alter Gewandtheit auch hier sich durchzuschwindeln verstand, sie allein dann, die Verführte, das Werkzeug des alten Schurken, mit dem Herzen, das sicher brav und edel gewesen war, das noch weich war, das noch unglücklich sein konnte, das geliebt hatte, das vielleicht noch liebte. Aber ich durfte nicht wanken. Nur in einem Punkte mußte ich meinem Herzen nachgeben: ich durfte sie nicht lange foltern, ich mußte rasch zu dem entscheidenden Momente drängen.

„Gnädige Gräfin, das Schicksal eines Freundes führt mich zu Ihnen."

„Ihr Name, mein Herr?" sagte sie.

Ihre schöne Stimme war ruhig, klar.

„Mein Name", erwiderte ich ihr, „wird nichts zur Sache thun, da Sie den Namen meines Freundes kennen, Willfried Emmermann." —

Ihr Gesicht wurde von Todtenblässe bedeckt. Sie schwankte.

(Schluß folgt.)

Spanischer Kork.

Korkstöpsel — dein Name ist Liebe und Verachtung zugleich! Neben dem nicht gut zu riskirenden größeren oder kleineren Hausschlüssel, neben der gefüllten Cigarrenbüchse und der mehr oder leider oft auch minder gespickten Geldbörse kommt in der Tasche des umsichtigen Mannes jedenfalls sofort auch der Pfropfenzieher in Betracht als nothwendiges Requisit kluger Lebenskunst. Liebliches Geheimniß, welches so ein versiegelter Kork in voller Rheinwein- oder Burgunderflasche mystisch verhüllt! Aber das Siegel wird gelöst, der Kork muß heraus, er mag sich jungfräulich sträuben wie er will, und wenn er, der kleine Brausekopf, auch mit gerechter Indignation knallend bis zur Decke springe — um so besser schmeckt uns sein Champagner! Seliger Schauer des propfenziehenden Geheimnisses, wir begreifen, warum so Mancher dieses Geschäft stets mit besonderem Behagen übernimmt. Aber, armer Kork, dir geht's wie so vielen Schönen in dieser Welt: Liebe lohnt mit Leid, was wird aus dir, wenn einmal dein Mysterium erschlossen, weggeworfen wirst du, ein verächtlicher Spielball zechender Ueberlaune, der sein Geschick glücklich preisen kann, wenn der mitleidige Kellner ihn haushälterisch zu den Seinen sammelt. Armer Kork! Man darf dir die süße Rache gönnen, wenn du einmal einem halb unter den Tisch Gesunkenen recht schwarz mitzuspielen weißt oder gar beim schwarzen Peter einer unbehaarten Mädchenlippe den Mangel ihres zarten Geschlechts zum drolligen Bewußtsein zu bringen verstehst.

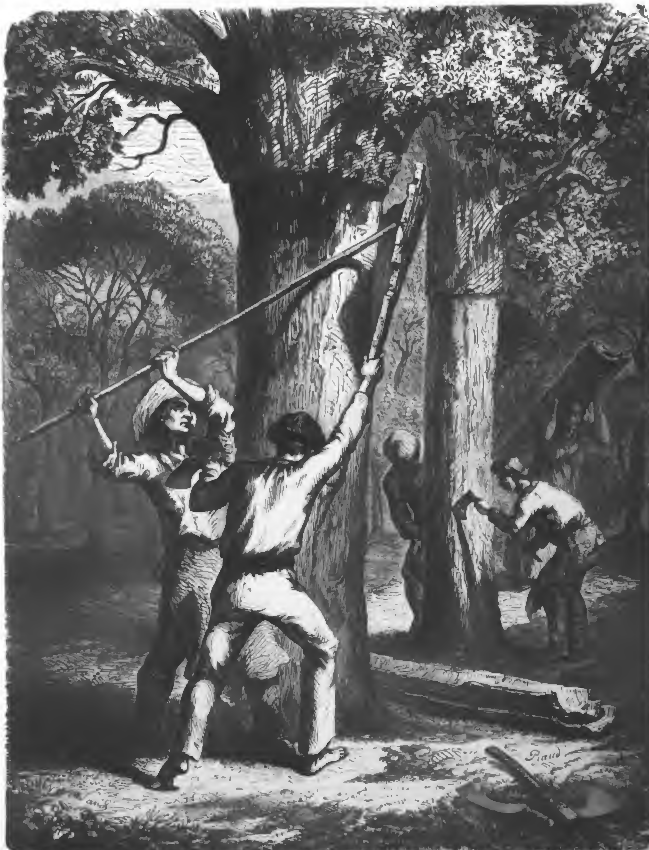
Die nachstehende Illustration versetzt uns in eins der Vaterländer nicht bloß „des Weins und der Gesänge“, sondern auch der Korkstöpsel — in das schöne Spanien. In Hoch-Estremadura und Catalonien prangen sie, die immergrünen Waldungen der Korkeichen, und wenn ein spanisches Sprüchwort von der Rührigkeit der Catalonier behauptet: los Catalanas sacan de piedros panes (die Catalanen ziehen Brod aus Stein), so ist gewiß auch ihre fleißige Cultur der Korkeiche in dieses Sprüchwort miteinbegriffen zu denken.

Uebrigens gehört dieser Baum mit zur Flora Südeuropa's überhaupt, namentlich des südlichen Frankreichs, Portugals, Italiens, und haben wir somit allerdings durchaus keine Garantie, ob der betreffende Stöpsel etwa wirklich ein Kind des schönen Spaniens, oder ob er vielleicht nicht doch aus den französischen Pyrenäenthälern stammt oder gar, wenn er wollte und könnte, uns von italienischen Briganti's müßte zu erzählen wissen.

Die Korkeiche, mit ihrem steifen, fast herzförmig länglichen, stachelspitzig gesägten Blättern, die oberseits grün und glänzend, unten aber graufilzig sind, ist wie unsere deutsche Eiche eine Art „Wälderkönig“ zu nennen, scheint aber insofern höheren Geblütes, als ihre Eicheln nicht wie die unseren nur ein bitteres Futter für die Schweine abgeben, sondern süß wie Kastanien schmecken und stolze Spanier nähren. Dieser spanische Wälderkönig hat trotz seiner sehr dicken Rinde — die mit manchem unempfindlichen Ministerfelle sich füglich vergleichen ließe — doch die Eigenthümlichkeit, daß er von Zeit zu Zeit nicht bloß wie wir zuweilen aus der Haut fahren möchte, sondern wirklich herausfährt, d. h. seine dicke, schwammige, außen graue, innen rostbraune Korkschicht alle 8—10 Jahre von selbst abwirft, und so gewissermaßen sein äußeres Verfassungssystem ändert, während allerdings im Innern des Stammes selbst alles beim Alten bleibt. In Spanien wird jene Korkschicht für den Handel alle 6 Jahre gewaltsam abgelöst, doch kann dies erst geschehen, wenn der Baum mindestens 15 Jahr alt ist. Im Monat August, wo der Saft steigt — und im durstigen Deutschland die herbstlichen Vereinsversammlungen im Anzuge sind, die ohne Frage einen größeren Stöpselconsum in sichere Aussicht stellen — im Monat August also beginnen die Arbeiter ihr Geschäft damit, daß sie da, wo die Aeste anfangen, an den Bäumen einen Einschnitt rund herum machen, drauf hauen sie einen eben solchen der Länge nach an den Stamm herab, zwängen vorsichtig die Stiele ihrer eigenthümlich gestalteten Beile in die Oeffnung und bemühen sich mit Stangen die ganze Oberschicht loszuschälen. Die abgelöste Korkrinde wird dann etwas in Wasser eingeweicht, in flache Stücke gepreßt und über einem Kohlenfeuer getrocknet, wodurch die äußere Oberfläche geschwärzt wird. Der Kork wird durch dieses Verfahren weich und alle kleinen Mängel lassen sich leicht verbergen.

Guter Kork ist blaß, sehr leicht, elastisch, schwammig und ohne sichtbare Poren. Die Korkstöpsel werden der Länge nach aus den Tafeln geschnitten, die Poren liegen daher in den Stöpseln der Quere nach. Die Arbeit geschieht fast allgemein mit der Hand; Maschinen haben wenig Glück gemacht. Ein geübter Arbeiter kann auch 2—3000 Stück in einem Tage schneiden.

In Spanien verwendet man den Kork nicht selten auch zur Bekleidung der Zimmer, um die Feuchtigkeit abzuhalten, wie denn hiervon z. B. das „Korkkloster“, eine in Felsen gehauene Capucinereinsiedelei unweit Cintra, seinen Namen hat. Seine fast völlige Undurchdringlichkeit für die gewöhnlichen Flüssigkeiten, ja selbst bis zu einem gewissen Grade für die Gase



Das Abrinden der Korkeichen in Spanien.

verdankt der Kork seiner eigenthümlichen Substanz, die zwischen Wachs, Talg und Harz steht. Der Chemiker verbindet mittelst des Korkes weite und enge Glasröhren und construirt selbst zusammengesetzte Apparate von Glas damit, ohne hierzu des Mechanikus zu bedürfen. Dem furchtsamen und korpulenten Bader sind in Schwimmwesten eingenähte Korkstücke zur Verringerung seines Volumens willkommen. Die Kunst hat den Kork in der Modellkunst und mit Meisterschaft zur Nachbildung von Denkmälern des Alterthums angewandt. Der Drucker bereitet von verkohlten Abfällen eine vortreffliche Schwärze.

Kurz was wären wir ohne den Kork? diesen ebenso praktischen als genialen Leichtfuß, der wein-

und wasserdicht, wie wir es wollen, und, ein unzertrennlicher Gefährte des Glases, doch dessen Gebrechlichkeit mit zäher Schalkhaftigkeit überdauert. Bachus — ohne Kork was wäre er heutzutage, — was aber wäre ohne ihn auch der moderne Aeskulap?

„Es liebt der Mensch das Strahlende zu schwärzen
Und das Erhabne in den Staub zu ziehn."

Wir aber rufen: „Respekt vor dem Korkstöpsel!" Unsere Gastwirthe werden gegen diese Mahnung nichts einzuwenden haben.

Georg Heusinger.

Chemie und Leben.

Von

H. Beta.

Wie es in der Physik keine dunklere Partie giebt, als grade die Lehre vom Lichte, so hüllen sich auch die bekanntesten und alltäglichsten Vorgänge und Verrichtungen unseres Lebens noch und immer wieder in geheimnißvollste Unerklärlichkeit.

Jede Köchin weiß genau Bescheid in dem Gebiete des Essens und der Zubereitung unserer Speisen. Jedes Kind lernt bald wählen und unterscheiden zwischen Kohl und Kartoffeln, Braten und Compots. Wir wissen überhaupt Alle nichts genauer, als was wir täglich essen und trinken. Die Scheidekunst-Gelehrten, die Chemiker, geben uns dabei auch noch auf das Genaueste, bis zu fabelhaft kleinen Bruchtheilen an, wie viel Nahrungs- und wie viel Wärmestoff in jeder Speise vorhanden sei. Diese Verhältnisse sind in tausenderlei Lehrbüchern und volksthümlich zurecht gemachten, naturwissenschaftlichen Schriften und Heften so sicher und unumstößlich aufgestellt worden, daß Viele sie hersagen können, wie's Einmal-Eins. Eben so geläufig ist's geworden, zu fragen und zu lehren: Mit so und so viel Fleisch oder Linsen oder Erbsen genieß' ich so und so viel Stickstoff, d. h. Nahrung, mit so und so viel Zucker oder Reis u. s. w., so und so viel Kohlenstoff, d. h. Heizmaterial für den Körper. Die und die Speisen enthalten wenig Stickstoff, sind also nicht nahrhaft, die und die geben mehr Hitze und nähren gar nicht, weil ihnen die von der Chemie festgestellten Nahrungsbestandtheile fehlen. Nichts erscheint klarer, ausgemachter, als diese chemische Werthmessung unserer Nahrungsmittel.

Und doch ist Alles nicht wahr, so wie der Magen etwas in die „Mache" kriegt.

Der Magen mit seinen Legionen von Verdauungs- und Ernährungs-Hilfstruppen — die souverainste und gewaltigste aller Großmächte — scheert sich den Teufel um die Tabellen des chemischen Laboratoriums. Er hat seinen Kopf für sich. So wie etwas in die Physiologie d. h. in's körperliche Leben*) kommt, hört die Chemie auf. Das Leben verbindet, die Chemie scheidet Stoffe. Das Leben ist grade für den tiefsten Forscher wieder zum Geheimniß geworden, während in den Retorten und Gläsern der Chemie die Allwissenheit der Aufklärung herrscht. — Es waren zwei Engländer, welche in den gründlichsten deutschen Wissenschaften — Geologie und Geschichte — eine jetzt weithin wirkende Revolution hervorriefen: Darwin hat die Burmeister'sche „Schöpfung" umgestoßen und die Welt neu geschaffen, Buckle die Grundsteine der Geschichtsschreibung in die Luft gesprengt. Ein dritter Engländer, George Henry Lewes, hat 95 Sätze des Protestantismus gegen den heiligen Vater, den Papst chemischer Dogmatik Liebig, an die Thüren des Lebenstempels geschlagen und darin deutlich gesagt und bewiesen, daß die Sätze und Gesetze der Chemie im lebendigen Körper nicht mehr gelten, sogar Lügen gestraft werden.

Das Leben der Chemie ist höchstens eine Göthe-Faust'sche Caricatur, homunculus, der bekanntlich aus seiner Glasflasche gar nicht heraus kann. Umgekehrt geht auch gar kein wirkliches Leben in eine Glasflasche hinein.

Chemische Gesetze sind quantitativ, „sagt Lewes," d. h. chemische Verbindungen und Wandlungen sind nach Quantität, nach Menge und Masse, Gewicht und Umfang der einzelnen Bestandtheile bestimmt und gemessen. Im Gegentheil können physiologische Gesetze niemals quantitativ werden, weil lebendig verbundene Stoffe in unbestimmbaren Verhältnissen, blos qualitativ, mit-, gegen- und durcheinander wirken. Mit andern Worten: Chemische Verbindungen bilden sich stets nur in bestimmten Mengen der einzelnen Bestandtheile, niemals mehr, niemals weniger. So und so viel Säure und so und so viel Basis bilden immer und ewig dasselbe Salz. So und so viel Atome eines einfachen oder Elementarkörpers verbinden sich nur mit einer ganz genau bestimmten Menge von Atomen eines andern zu einem dritten. Kochsalz ist immer und ewig so und so viel Chlor und so und so viel Natrium. Dagegen sind die Bestandtheile eines lebendigen Körpers niemals in demselben Körper, viel weniger in verschiedenen, in bestimmten Mengenverhältnissen mit einander verbunden. Sie leben und wechseln immerwährend in ihren stofflichen Verbindungen und in deren Mengenverhältnissen zu einander, um dieselben zu bleiben, sich lebendig zu erhalten. Der lebendige Körper und deren Bestandtheile sind blos

*) Physiologie heißt am Kürzesten: Lebenskunde, Wissenschaft von den Gesetzen des körperlichen Lebens.

dadurch lebendig, daß ihre Verbindungen das chemische Verhalten überwinden, auflösen und durch ihre Gesetze im fortwährenden Werden und Wandeln erhalten.

Leben ist das Gegentheil von Chemie. So wie die Bestandtheile des lebendigen Körpers chemischen Gesetzen zu gehorchen anfangen, verwelkt die Pflanze, verwest der Mensch als Leiche.

Chlornatrium oder Kochsalz ist immer genau aus bestimmten Mengen- und Gewichtstheilen von Chlor und Natrium zusammengesetzt, mögen wir es aus dem Meere, aus Salzquellen, aus Pflanzen oder durch die Kunst des Chemikers in seinem Laboratorium gewinnen. Man kann alles Mögliche im Salze finden, alles Mögliche hineinmischen, Kochsalz bleibt Kochsalz als chemische Verbindung.

Dagegen besteht eine Muskel, ein Gewebe nie genau aus denselben Mengenbestandtheilen in zwei verschiedenen Körpern. Jeder Mensch hat ein anders gemischtes Blut. Die Milch zweier Mütter ist niemals gleich. Von diesen verschiedenen Säftemischungen hängen die Stimmungen und Neigungen in ein und demselben Menschen, die verschiedenen Temperamente, Charaktere, Arten und Racen ab.

Das wird hinreichen, um die Unhaltbarkeit der Liebig'schen Chemie zu begreifen, insofern sie zu einer Glaubenslehre für Beurtheilung der Nahrungssubstanzen mit päpstlicher Untrüglichkeit festgesetzt und formulirt ward.

Um dies deutlich zu machen, schicken wir voraus, daß die organischen Körper, die zur Nahrung dienen, Pflanzen und Thiere, Gemüse und Fleisch, wesentlich aus Luft bestehen, aus den vier Luftarten: Stickstoff, Kohlenstoff, Sauerstoff und Wasserstoff.

So leben wir thatsächlich von der Luft. Nur daß wir unsere Nahrungsmittel nicht in Luftform verdauen können. Die vier Luftarten müssen erst durch Pflanzen und Thiere in verdauliche Körper verwandelt werden. Sollte es auf chemischem Wege mal so weit kommen, daß wir aus den überall umsonst zu habenden vier Luftarten, ohne Vermittelung der Pflanzen und Thiere, Speisen und Getränke componiren lernen, sind wir auf einmal alle Nahrungssorgen los und können uns alle Morgen frische Semmeln und alle Mittage gebratene Tauben u. s. w. durchs offene Fenster hereinblasen lassen.

Einige von diesen, aus Luftarten bestehenden, organischen Körpern zeigen weder Sauerstoff- noch Stickstoffgehalt und enthalten blos Kohlen- und Wasserstoff. Das sind die sogenannten flüchtigen Oele. Größer ist die Zahl der Körper, denen blos Stickstoff fehlt. Die schweren Oele, Stärke, Zuckerarten, Essige, Alcohols enthalten Sauer-, Kohlen- und Wasserstoff. Chemisch merkwürdig und unerklärlich sind die zucker- und stärkehaltigen Körper, dadurch, daß sie Sauer- und Wasserstoff genau in denselben Mengenverhältnissen, aus denen das Wasser besteht, enthalten, aber nicht in Form von Wasser. Die Sauer- und Wasserstoffverbundenen Körper heißen bei den Chemikern „Hydrate" (von dem chemischen Hydor, ὕδωρ-Wasser), der Kohlenstoff darin: Carbo (Kohle), die betreffenden Körper deshalb „Carbo-Hydrate."

Die dritte und vollkommenste Klasse organischer Körper für Ernährung besteht aus Sauer-, Wasser-, Kohlen- und Stickstoff. Alle Saamen von Früchten, also besonders Getreide, und die Muskeln und Gewebe der Thiere, also alles Fleisch gehören hierher. Der Stickstoffgehalt in denselben ist verschieden, meist sehr gering im Vergleich zu dem Kohlenstoff. Dessenungeachtet nennen Chemiker auf die Autorität Liebigs hin diese Körper stickstoffhaltige und unterscheiden sie dadurch von der kohlenstoffhaltigen Gruppe, in deren Bereich alle Körper gehören, die nicht stickstoffhaltig sind.

Dies veranlaßte Liebig, alle Nahrungsmittel in zwei Klassen zu theilen 1) plastische, nährende, Gewebe, Muskeln und Fleisch u. s. w. bildende oder stickstoffhaltige. Die stickstoffigen Körper sind Eiweißstoff, Fibrin und Casein aus Pflanzen, und Fleisch und Blut. Er nennt sie plastische und Körpersubstanz bildende, weil sie durch Verdauung in Blut verwandelt werden und alle Körperbestandtheile (Gewebe) sich blos aus dem Blute nähren, bilden, restauriren. Nach Liebig haben alle andern Arten von Speisen und Getränke nur Werth als Heiz- und Leuchtmaterial der Lebensflamme, keinen Nahrungswerth. Daher die zweite Liebig'sche Klasse von nichtnährenden, stickstofflosen, blos Wärme bildenden, durch Athmung verbrennenden „Respirationsmitteln." Hierher gehören alle Fette, Oele, Gallerten, Zucker, Pectin, Bassorin, Weine, Biere und Spirituosen. Sie sollen nicht in Blut verwandelt werden können, also durchaus nichts zur Ernährung beitragen. Aber sie sind alle verbrennbar und sollen deshalb auch vermittelst der Athmung oder Respiration verbrennen und so die thierische Wärme bilden, ohne welche kein Leben möglich ist. Daher seien es Lebens-, wenn auch keine plastischen Nahrungsmittel. Unter Verbrennen versteht man blos Oxydation oder Verzehrung des Kohlenstoffes in den genossenen Speisen und Getränken durch eingeathmeten Sauerstoff. Oxydation oder Rosten des Eisens, Verbrennung eines Lichts oder von Holz im Ofen und „Verathmung" kohlenstofflicher Körper ist chemisch ganz ein und derselbe Proceß, nur verschieden durch den Grad und die Schnelligkeit der Verbrennung. Durch Vereinigung des eingeathmeten Sauerstoffs mit genossenen Fetten oder Spirituosen werden diese verbrannt und heizen so den Körper. Da diese Verbrennung durch Athmung unterhalten wird, heißen die betreffenden Speisen und Getränke Respirationsmittel, und weil sie durch Verbrennung Wärme entwickeln, nennt man sie eben auch Wärme bildende. Diese Entdeckung

und Lehre Liebig's hat die ganze gebildete Welt, alle Naturwissenschaft revolutionirt. Sie ist zum ersten Glaubensartikel, zur Dogmatik aller organisirten Chemie und Physiologie geworden.

Ewig groß und genial steht die Lehre Liebig's da: sie war der erste, kühn gehauene Pfad und Lichtung in eine bis dahin undurchdringliche finstere Wildniß. Chemisch genommen ist und bleibt auch Alles wahr, was der große, geniale Schöpfer und Meister organischer Chemie entdeckte und abwog. Aber das Leben ist kein chemisches Laboratorium, die Physiologie keine Chemie. Der Irrthum, der sich durch Liebig's Lehre in der Naturwissenschaft festsetzte und alle Lehrbücher durchdrungen, alle Köpfe erobert hat, beruht in der unglückseligen Voraussetzung, daß das Leben blos aus chemischen Processen bestehe, während umgekehrt alles Leben in Verneinung, in Aufhebung chemischer Processe sein Wesen bekundet und chemische Processe, so wie sie über die Lebensthätigkeit siegen, zum Tode führen.

Also eine Irrlehre sonder Gleichen, dem Lewes in seiner „Physiology of common Life" (Physiologie des gewöhnlichen Lebens) zuerst gründlich entgegengetreten ist, nachdem allerdings schon Mulder in seiner „Physiologischen Chemie" und Moleschott „im Kreislauf des Lebens" ihre kritischen Bedenken dagegen geäußert haben. Es ist eine wichtige Pflicht jedes Menschen, die chemische Stickstoff- und Kohlenstofflehre der Chemie aus der Lebenskunde, aus der Physiologie zu verbannen und mit frischen, frommen Schauern vor das verschleierte Bild zu Sais zu treten. Den tiefsten Forschern ist das Wunder des Lebens in seinen Ein- und Ausgängen, in seinem wesentlichsten Walten wieder ein heiliges Geheimniß geworden, von dem nur die eingelernten Nachbeter und spatzenhaften Rationalisten der Naturwissenschaft nichts ahnen, nichts wissen wollen, weil sie dann mit ihren eingebläuten Formeln und Namen und Zahlen als leere Schwätzer gleich von den Vorhallen zum Lebenstempel zurückgewiesen werden.

Es ist chemisch richtig, daß der lebendige Körper, um das sich stets verzehrende und verbrennende Leben zu nähren und die Lebensflamme zu erhalten, sowohl eigentlicher Nahrungs- als Heizmittel bedarf. Aber es ist als durchaus unrichtig erwiesen, daß stickstoffhaltige Körper blos nähren, da sie auch heizen und zur Nahrung auch viele andere Mittel gehören. Auch ist erwiesen, daß stickstofflose Körper ebenfalls nähren, plastisch wirken, Gewebe, Körpersubstanz bilden helfen. Damit fällt die Liebig'sche Eintheilung als durchaus willkürlich und inhaltsleer in der Physiologie, abgesehen davon, daß Athmung nicht die eigentliche Quelle thierischer Wärme ist.

Stickstoffhaltige und stickstofflose Körper sind chemisch allerdings sehr verschieden, aber diese Unterschiede zum Grunde einer wesentlichen Classification zu machen, ist weder chemisch gerechtfertigt, noch in der Physiologie ein haltbarer Unterschied, da beide in einander greifen und bald mehr das Eine, bald das Andere im lebendigen Körper hervorbringen. Die Thatsache, daß eiweiß- oder stickstoffliche Substanz einen nothwendigen Bestandtheil organischer Gewebe im Körper bilden, kann deshalb nicht die Annahme rechtfertigen, daß sie sich als plastisch oder nährend von den andern unterscheiden. Stickstoff ist nämlich durchaus nicht die wesentlich plastische Substanz, wie Liebig dies als einen Grundartikel seiner Theorie hinstellt, weil andere stickstofflose Körper, wie Fette, Oele und Salze, eben so wesentlich nothwendig zu plastischer Ernährung sind. Keine Zelle, kein Fiberchen und Fäserchen im Körper kann sich bilden und halten ohne Fett und Salz. Das sind stickstofflose Körper, die nach Liebig blos brennen müßten, nicht nähren dürften. Sie thun aber das Letztere oft im höheren Grade, als stickstoffreiche Substanzen. Die Liebig'sche Classification hat also für die Lehre von der Ernährung gar keinen Sinn mehr, obgleich sie so lange allgemein als Grundwahrheit derselben galt.

Der Anatom oder Physiolog findet in einer Muskel nur etwas über 25 Procent feste Substanz, wovon über 4 blos aus Fett bestehen. Im Gehirn giebts blos etwas über 9 Procent stickstoffliche oder Eiweißsubstanz, dagegen über 13 Fett. Fett, also kohlenstoffliche Substanz, die nach Liebig blos Wärme bilden, nicht plastisch wirken, nähren helfen dürfte, ist hier sogar gegen die plastische Substanz der Chemiker (stickstoffliche oder Eiweißsubstanz) überwiegend plastisch. Wir können keine Muskel ernähren ohne Fett und zur Ernährung des Gehirns gehört sogar mehr Fett, als Eiweißstoff.

Wenn aber einmal eine Theorie sich festgesetzt hat, wird sie leicht zur Dogmatik, zum seligmachenden Glauben, zum „credo quia absurdum." (Ich glaub's, weil's Unsinn ist.) So namentlich die Stickstoff-Ernährungs- und Kohlenstoff-Respirations-Theorie. Solche Chemiker sehen blos chemisch und was nicht hineinpaßt, ist für sie nicht da. „Was hilft mich der Mäntel, wenn er nich jewickelt is?" Dem Chemiker ist Muskel nur ein Stück Fleisch mit Eiweißstoff. Alle andern Bestandtheile erklärt er für Accessorien, verächtliche Zuthaten, Knochenbeilage. Dem Physiologen dagegen ist Muskel ein Stück Leben, worin alle Bestandtheile nothwendige Formen und Phasen der Lebensthätigkeit sind. Was ist dem Chemiker gemeines Wasser im Muskel, im Körper, obgleich derselbe aus 70 Theilen Wasser und nur 30 fester Masse besteht und ersteres allerwesentlichste Bedingung alles organischen Lebens, der Thätigkeit jedes Organs ist? Und hier blamirte sich Liebig im sklavischem Dienste seiner Fachwissenschaft und Theorie so arg, daß er Wasser, Fett u. s. w. im lebendigen Organismus zu blos physischen Beimengungen stempelte,

zum Wasser der Wassersüchtigen. Eben so könnte das Wasser im Meere für bloße Nebensache gelten, da sich die chemischen Bestandtheile, die es von Flußwasser wesentlich unterscheiden, als Salze und Säuren und Metalle trocken in Kasten und Kisten packen lassen, so daß man die ganze Ostsee der Chemiker per Eisenbahn von Königsberg nach Berlin fahren könnte.

Der Anatom, der Physiolog, die gemeinste Beobachtung und die wissenschaftlichste Gründlichkeit beweisen haarklein, daß körperliche Gewebe ohne Fett, Blut ohne Wasser gar nicht mehr Bestandtheile eines lebendigen Körpers sein können. Alle Bestandtheile zusammen sind das Leben, und nicht ein und das andere Steckenpferd der Chemiker: Eiweißstoff, Stickstoff &c.

Welch ein Unsinn hat sich durch diesen Chemismus des Lebens festgesetzt? „Bloß solche Speisen sind nährend, die Eiweißstoff oder Substanzen enthalten, die sich in Eiweißstoff verwandeln lassen," lehrt Liebig. Oder auch: „Bloß stickstoffhaltige Substanzen sind der Verwandelung in Blut fähig."

Woraus aber besteht das Blut? Davon vielleicht später. Hier nur so viel, daß Liebig selbst und alle andern Chemiker sehr wohl wissen, daß Blut aus allen möglichen Bestandtheilen besteht, unter denen Eiweißstoff kaum ein Zwölftel — oder 80 zu 1000 — ausmacht. Dies Zwölftel ist dem Chemiker Blut, die andern elf Zwölftel sind ihm Nebensache in dem „ganz besondern Safte."

Es ist von der allergrößten Wichtigkeit für alles Leben, alle Ernährung, alles Gedeihen der Menschen und Staaten, daß diese groben Irrthümer gründlich beseitigt werden.

Zunächst ist es tausendfach bewiesen, daß der wesentlichste Nahrungsstoff der Chemiker, der stickstoffliche, wenn allein genossen, durchaus nicht nährt und stets früher oder später zum Hungertode führt. Der Mensch kann leicht schon durch zehntägiges Eieressen verhungern. Man hat zum Beweise schon manchen Hund mit dem Hauptnahrungsstoff der Chemiker todt gefüttert. Kleber ist chemisch genau dasselbe, was Eiweißstoff. Und doch sterben Menschen und Thiere bei bloßer Eiweißstoffnahrung, während Kleber ganz allein wenigstens Hunde zu erhalten im Stande ist. Dies ist einer der unzähligen Beweise, daß der Nahrungswerth von Speisen und Getränken nicht nach ihrer chemischen Zusammensetzung beurtheilt werden kann.

Die Liebig'schen Chemiker stellen Bohnen, Erbsen und Linsen an die Spitze aller Nahrungsmittel und noch über Fleisch und Weizen, weil sie mehr Stickstoff enthalten, als letztere. Es ist aber längst durch die sorgfältigsten, wissenschaftlichen Experimente erwiesen, daß Fleisch und Weizen nahrhafter sind, als Bohnen, Erbsen und Linsen.

Die Stickstofftheorie ist vollständig widerlegt, eben so die Respirations- und Körperheizungslehre mit kohlenstofflichen Speisen und Getränken.

Die Chinesen und Hindus leben zu Millionen größtentheils von Reis in einem heißen Klima. In Reis aber haben die Chemiker selbst nur 10 nährende Bestandtheile zu je 123 Wärme bildenden gefunden, so daß den Chemikern zu Gefallen alle Reis essenden Asiaten erst verhungern und dann noch lichterloh verbrennen müßten. Diese blinden Heiden trotzen aber der Chemie und befinden sich sehr wohl dabei, und buttern ihre Reismahlzeit noch obendrein, gießen also noch Oel ins Feuer in dem heißen Klima. —

Es ist, um es kurz zu machen, längst wissenschaftlich ausgemacht, daß die Respirationsmittel oder Wärme bildenden kohlenstofflichen Speisen und Getränke durchaus nicht blos durch Athmung verbrennen, sondern auch wesentlich nähren. Der Werth alles Dessen, was wir essen und trinken, hängt nun überhaupt ganz und gar nicht von der chemischen Zusammensetzung ab, sondern davon, ob wir's verdauen, assimiliren, uns ähnlich machen, in unser eigen Fleisch und Blut verwandeln können. Und dazu gehört mehr als sich die Chemiker träumen lassen.

„Unser täglich Brod gieb uns heute!" Worin besteht es? Den Chemikern zu Gefallen nennen wir zuerst Eiweißstoff. Aber davon kann kein Hund leben. Es gehört auch Fibrin dazu, auch Casein und Kleber. Auch dabei würde man mit der Zeit verhungern, wenn in dem täglichen Brode nicht auch Gallerte wäre. Nun fehlts aber noch an Fett und Oel, ebenfalls wesentlichen Nahrungsmitteln. Auch braucht der Mensch nothwendig Stärke, was auch die Waschfrau und Plätterin unserer Vatermörder dagegen einwenden mag. Sogar Alcohol gehört zu den Nahrungsmitteln, was ich allen Kranichfelden in's Gesicht beweisen kann. Ohne Eisen kann auch kein Mensch leben, ebenso wenig ohne Phosphor und Schwefel, nicht einmal ohne Essig. Zu diesem täglichen Brode gehört auch unbedingt Salz und Zucker.

Das sind die chemischen Namen unserer wesentlichsten Nahrungsmittel (ich habe das allerwesentlichste vergessen: Wasser). Sie sind aber durchweg chemisch rein gar nicht zu genießen. Wir brauchen sehr viel Phosphor zum Denken und für die Knochen; es ist kein Lebensblut ohne Eisen möglich. Wollten wir aber Eisen oder Phosphor vom Chemiker beziehen und genießen, würden wir nie Eisenfresser werden und uns durch das Brod des Geistes und der Knochen vergiften.

Allen Respect vor dem chemischen Laboratorium. Es ist der Tempel unendlicher, praktischer Weisheit. Aber versucht keine Homunceln in neuen Bullen und Büchsen zu fabriciren. Das Leben ist keine Chemie. Der großmächtige, allerdurchlauchtigste Magen und seine Verdauungs-Minister arbeiten und nähren nie chemisch, sondern geheimnißvoll lebendig für's Leben, dieses größte, unerklärlichste Wunder aller Wissenschaft. Was die Weisen von Nahrung und Verdauung wissen, erfahren die Leser wohl in folgenden Artikeln.

Die Heimkehr.

Novellette von E. Nissel.



Die Schwüle eines Sommertages hatte sich ermattend über die Landschaft gebreitet, nur zuweilen strich ein leiser Luftzug von den Berghäuptern hernieder über die Wipfel der Tannen und zog flüsternd durch die Blätter der Laubbäume. Den Thalweg herauf, der nach dem Försterhause führte, kam eine seltsame Wanderin, ein Weib, ein Kind auf dem Arme, gestützt auf einen mächtigen Stab, ein Bündel über der Schulter, die man fast für eine Tochter jenes ruhelos wandernden Volksstammes hätte halten können. Ein ärmliches Gewand verhüllte nothdürftig ihre Glieder, aus ihrem Antlitz sprachen Gram und Schmerz und in ihren Augen loderte jenes Feuer, welches oft auf zerstörtes Geistesleben, oder wohl gar auf einen frühen Tod hinweist. Sie war noch in den Zwanziger Jahren, obwohl man dies nur mühsam aus den Gramfurchen ihres Antlitzes herauslesen konnte und eine verzehrende Sehnsucht lag über ihr ganzes Wesen gebreitet. Das halbnackte Kind bat: „Mutter, mich dürstet!" Da richtete das Weib fragend ihren Blick zum Himmel, der in seiner reinsten Bläue über ihr lachte, senkte ihn dann langsam hinab zur grünen Erde und seufzte. „Habe noch eine Weile Geduld, wir werden bald zu trinken finden." Aber das Kind weinte und wollte sich nicht mit dem Versprechen, das sich vielleicht schon oft wiederholt, beschwichtigen lassen, und so setzte sie es auf den Rasen und suchte mit emsiger Hast einige Erdbeeren, die sie glücklicher Weise in Fülle fand und das durstende Kind damit befriedigte. Dann raffte sie es wieder auf und setzte ihre Wanderung fort: aber ihr Schritt war schwankend, weniger vor Körperermüdung, als vor Seelenerschlaffung; sie sog stehenbleibend den kühlen Lufthauch der über die Schneegipfel der Berge herniederstrich, begierig in ihre offenbar kranke Brust. Dieselbe heilige Empfindung, die sie angespornt, dieselbe glühende Sehnsucht, die noch vor kurzem ihre Schritte beflügelt, machte sie nun zögern. Verwandte Bilder schienen an ihrem inneren Auge vorüberzuziehen, süß und verlockend, und helle Thränen perlten ihr über die hagere Wange herab.

„Hier erschloß sich mein junges unerfahrenes und unbefangenes Herz seinen Liebesbetheuerungen," flüsterte sie. Hier war es, wo ich ihn zum ersten Male erblickte, und hier hinab trug mich mein flüchtiger Fuß, um mich, trotz dem Willen meines Vaters, auf ewig mit ihm zu vereinen. O, auf ewig!" —

Die Wehmuth überwältigte sie so, daß sie eine Weile tiefaufathmend stehen blieb und weinte. Es hatte sich hier noch nichts verändert, es war Alles noch wie damals, als sie mit freudebeflügelten Fuß den ersten Frühlingskindern nachjagte und das erste Veilchen pflückte; die Tannen standen auch heute in voller Blüthenpracht, die Erdbeeren lachten am Wege, die Berge schauten in stiller Majestät hernieder und ihre Eiskronen glitzerten im Sonnenstrahl, wie in jenen Tagen, als sie den Vater fragte, ob dies da oben Edelsteine wären, und da, in einiger Entfernung, wo sich eine besonnte Fläche öffnete, stand auch noch der Eichbaum vom Epheu umrankt, in dessen Schatten sie oft gelagert, unter dem sie auch den ersten süßen Traum geträumt, die ersten Liebesschwüre ausgetauscht, nachdem einmal das verhängnißvolle Geständniß ihren Lippen entschlüpft war. Die dunklen Haarflechten ringelten sich unter dem Tuche, welches sie um ihren Kopf geschlungen, hervor und fielen auf ihre bloßen Schultern, auf ihre halbentblößte Brust, die wie eine antike Marmorbüste aus der schlechten Verhüllung hervorlugte. So stand sie sinnend eine lange, lange Weile; die Erinnerung hatte sich mit all ihrem Zauber über sie ergossen und führte die lichten Bilder der Vergangenheit an ihrem Seelenauge vorüber, und sie würde noch länger der süßen Täuschung sich hingegeben haben, wenn sie das weinende Kind nicht in die nackte Wirklichkeit zurückgeführt. Nunmehr fühlte sie aber auch doppelt ihre Müdigkeit, und dazu hatte sich ein Gefühl in ihr Herz geschlichen, heimlich und still, ein seltenes Gefühl, das sie am liebsten wieder von dannen getrieben, mit wunden Füßen hinab durch die dunkle Waldnacht, in die Ebene mit den Städten voll Menschen, die ihr Elend nicht rührte, weil sie es nicht kannten, aber die ihr doch vielleicht Mitleid entgegengetragen. Doch war es gerade dieses Mitleid, vor dem sie schauderte, dieses nicht unmittelbar aus dem Herzen springende, sondern mittelbar hervorgerufene Mitleid. Sie mußte ja die Menschen erst an die Quelle ihres Elends führen, mußte das ganze Buch ihres Lebens aufblättern und erzählen: daß sie gegen den Willen ihrer Eltern einem jungen Manne, einem Maler, der droben auf den Bergen der Natur ihre Schönheiten abgelauscht und den ihre Schönheit am meisten gefesselt, daß sie ihm ihr Herz zu eigen gegeben und ihm selbst gefolgt sei, heimlich und in stiller Nacht, hinauf in seine Heimath, den kalten Norden, als sein geliebtes Weib. Daß sie jedoch daheim ein treuliebendes Herz in dem Unterförster ihres Vaters verlassen, der in ihr sein Lebensglück zu finden meinte und des Segens der Eltern gewiß war. Daß sie, der glühenden Neigung ihres Herzens nachgebend, Warnungen, Bitten und Drohungen nutzlos an ihrem Ohr vorüberhallen lassen und auf den Flügeln der Leidenschaft mit dem geliebten Manne hinaus aus dem Vaterhause gezogen sei. Daß sie aber, als sie am Ziel zu sein vermeinte, von Erichs Eltern als fremder Eindringling mit unverholenem Zorne betrachtet worden und daß ihre Hingebung nichts geholfen. Die Zunge der Verläumdung heftete sich an ihre Fersen. Erich ward um ihretwillen von seinen Eltern verstoßen, weil er sie nicht verstoßen mochte, und so mußten sie zum zweiten Male flüchten: aber nicht um der Liebe, sondern um des Hasses willen. Nach Deutsch-

land waren sie gezogen, aber das Unglück war ihr Begleiter geblieben und verließ sie nicht, und leider drückt das Unglück oft den Menschen einen unvertilgbaren Stempel auf. Beide fühlten sich wie Pflanzen, die dem mütterlichen Boden entfremdet sind. Zu dem nagenden Wurm der Sorge, der die Schwingen seines Talentes lähmte, gesellte sich in seiner Brust der Keim jener Krankheit, welchen die Kunst der Aerzte vergeblich auszurotten bemüht ist. Erich gehörte zu jenen Charakteren, die dem Auge der Welt ihr Inneres verschließen, die im Bewußtsein ihres Talentes zu stolz sind, auf dem offenen Markte demüthig um Anerkennung zu betteln, oder gar um die Hinterthüren zu schleichen, durch welche in der Regel die Mittelmäßigkeit zu schlüpfen pflegt. Aber leider ist das Talent eine Pflanze, die zum Gedeihen Luft und Licht braucht; wo Beides fehlt verkommt sie. Erich tagelöhnerte, wie er es bitter nannte, um seine Familie zu ernähren, malte Portraits, verlor mit der schwindenden Gesundheit den Muth und den Glauben an sich und starb nach langem Krankenlager, Weib und Kind im bittersten Elend zurücklassend. Da stand sie nun unter fremden Menschen scheu und unbekannt, losgerissen von allen Familienbanden, allein mit ihrem tiefen ungeheuren Schmerze, das Weib eines Künstlers, mittellos und das Vorurtheil gegen sich, sollte sie nun das öffentliche Mitleiden anrufen. Das ertrug ihre stolze Seele nicht, die doch sonst im Leidertragen geübt war. Hurtig raffte sie Alles zusammen, veräußerte was zu veräußern war, um ihre Schulden zu tilgen, denn die Sehnsucht nach der Heimath hatte sich plötzlich ihres ganzen Wesens bemächtigt. Durch alle die dunklen Wehmuthranken hindurch fühlte sie sich wie von Zaubergewalt erfaßt und ohne zu sinnen wuchs der Entschluß zur That. Von dem Grabe ihres Mannes pilgerte sie mit ihrem Kinde hinaus der fernen Heimath zu. Was hatte die Arme auf dieser Reise zu erdulden? Aber die Sehnsucht nach der Heimath, nach dem Elternhause, richtete sie immer wieder auf und beflügelte ihren sinkenden Muth. Um ihres Kindes willen hatte sie sich die schwersten Opfer auferlegt, und nun stand sie endlich hier, ohnweit der Schwelle ihres väterlichen Hauses, wie ein Schatten der Vergangenheit. Das Alles hätte sie den Menschen drunten in den Städten, die sie fast schweigend durchwandelt, erzählen müssen, und mancher schwere Vorwurf würde sie getroffen haben, manche Verwünschung wäre auf das Haupt ihres verstorbenen Gatten geschleudert worden und das hätte sie nicht ertragen. Sie kämpfte ihr banges Gefühl nieder und setzte ihren Fuß wieder vorwärts. Da trat sie aus den Bäumen heraus, langsam zögernd, vor ihr lag in einiger Entfernung das Elterhaus; aber ihre Kraft war dahin, sie konnte nicht mehr weiter und so ließ sie sich auf einem gefällten Baumstamm, an Leib und Seele erschöpft, mit ihrem Kinde nieder.

Droben in dem freundlichen Försterhause wurde heute ein Familienfest gefeiert, der Geburtstag des Hausherrn. Alles prangte in festlichem Schmucke, Freude lachte auf allen Gesichtern. Nur in der Brust des Hausherrn selber schien momentan eine trübe Erinnerungswolke vorüberzuziehen.

„Heute sind es schon 10 Jahre, daß Martha das Haus verlassen, und droben sitzt der alte Vater und weint sich die Augen blind, daß er noch keine Nachricht erhalten, trotz aller Mühe. Wie es ihr nur gehen mag in der fremden Welt?" sagte der Förster zu seiner Schwester, der rüstigen Frau seines Unterförsters, die ihm das Hauswesen trieb. „Die Mutter liegt längst in der kühlen Erde und auch ich bin ein einsamer Wandler geworden."

„Du bist ihr also immer noch gut?" fragte die Schwester. „Sie hat es wahrlich nicht um Dich verdient."

„Schwester, Du weißt, das Menschenherz ist ein räthselhaftes Ding und läßt sich nur schwer gebieten. Formen für das Gefühl, sind Undinge. Und wir Menschen, die wir beständig draußen in Gottes freier Natur sind, wir fühlen stärker und unverfälschter. Laß mich darum heute mit deinen gutgemeinten Trostgründen, sie helfen mir nicht."

„Aber bedenke doch, Wilhelm, sie ließ Vater und Mutter im Stiche, ohne eine Nachricht von sich zu geben? das kannst Du unmöglich entschuldigen."

„Und doch. Wer weiß, wohin sie das Schicksal verschlagen! wer weiß, ob sie noch unter den Lebenden weilt! Wüßte ich, wo sie zu finden, ich würde sie schon um ihres armen Vaters willen aufsuchen."

„Und dennoch hat sie Deine Liebe verschmäht, und um ihretwillen bist du ein Hagestolz geworden."

„Laß gut sein Marie, darüber kommen wir nicht hinaus. Heute ist mein Geburtstag, und da schleicht denn bei so viel Liebe die man erfährt, die Erinnerung wie ein Dieb in das Herz: aber sie stiehlt mir nicht, sie giebt. Doch ich muß einmal sehen, was der Vater droben macht."

„Ja ja, er mag sich stellen wie er will, er liebt die Unglückselige noch, und alle Mühe ist vergeblich gewesen, ihm dies Gefühl aus der Brust zu tilgen;" meinte sie. „Aber was hilfts, er wird sie schwerlich jemals wiedersehen."

Da kam ihr ältester Knabe herbeigesprungen, und berichtete in fliegender Hast, daß drunten auf dem Baumstamme bei der Eiche ein armes verschmachtendes Weib mit einem Kinde sitze und ihn um einen Trunk Milch für das Kind gebeten habe und auch für sich. Auch habe sie ihn um Vieles gefragt und dann umhalsend geküßt. Die Mutter schnitt in Eile ein Stück Geburtstagstorte ab; füllte ein Glas mit Milch und sagte zu ihrer Nichte, sie solle das dem armen Weibe hinabtragen. Aber darin hatte sie sich verrechnet. Der Knabe bestand darauf, den Liebesdienst selbst verrichten zu wollen und die

beiden jüngeren Schwestern machten sich sofort anheischig, mit zu gehen und so bedeutete sie ihre Nichte, die Kinder zu begleiten und das arme Weib, wenn es sein Kind und sich erquickt, herauf zu führen. In hellen Jubel toste die kleine Schaar nun hinaus, unter der sorglichen Aufsicht der Cousine, neben sich als Begleiter den treuen Jagdhund. Richtig, da saß das arme Weib, den sehnsuchtsvollen Blick nach dem Hause gerichtet, das weinende Kind tröstend, das jedoch bei dem Anblick der fröhlichen Kinder schnell seinen Schmerz vergaß und nur einen schüchternen Blick nach den bereitwillig dargereichten Früchten warf. Der Förster hatte den Greis, seinen Vorgänger, schlummernd getroffen und war hinaus auf den Altan getreten. Die laute Gruppe drunten zog unwillkürlich seinen Blick auf sich, und es überkam ihn dabei ein eigenes Gefühl, es packte ihn mächtig und trieb ihn hinab, wo sich indeß eine innigrührende Scene gestaltet hatte. Die arme Wanderin hatte sich nicht satt fragen können und die Kinder abwechselnd geherzt und geküßt. Da stand er nun plötzlich vor ihr und ließ den Blick so lange auf ihr haften, bis sich seine Augen mit Thränen füllten, denn durch alle diese Grammasken hindurch hatte er sie doch wieder erkannt.

„Martha, Du bist es wirklich? O Gott, wo kommst Du her?"

„Wilhelm," antwortete sie schluchzend: „ich bin es. Erkennst Du mich noch?"

„Gesegnet sei der heutige Tag."

„Giebt es im Vaterhause noch ein Plätzchen für eine verlorene Tochter?"

„Für eine wiedergefundene Tochter, an der Brust eines glücklichen Vaters."

„So lebt mein Vater noch?" fragte sie freudebebend.

„Er lebt noch, um dich zu segnen, du arme Dulderin."

Und er faßte sie unter den Arm, führte sie hinauf in das väterliche Haus, das ihr und ihrem Kinde fortan zum Asyle dienen sollte, und legte sie an die Brust des glücklichen Vaters, der nur noch Segen und Verzeihung für sie im Herzen trug."

Vom Schwerdt zur Leyer.

Characterskizze von F. W.

An einem frohen Januarabend im Jahre 1848 versammelte sich im Speisesaale des Officiers-Casino's des Kaiser Alexander Grenadier Regiments in Berlin, in welchem eine elegante Bühne aufgeschlagen war, ein militairisches Publikum, in heiterer Laune der Dinge harrend, die da bald an's Licht der Lampen treten sollten. Sogar der König Friedrich Wilhelm IV. verlieh dem kleinen Fest eine höhere Weihe und Bedeutung, indem er es nicht verschmähte, dasselbe mit seiner Gegenwart zu beehren.

Ein kleines Stück aus der Feder des Secondelieutenants von Hülsen, unter dem Titel: „Mohr, Recrut und — Jesuit" war angekündigt und der Verfasser sollte nicht nur die Hauptrolle spielen, sondern er hatte auch die Vertheilung der Rollen, das, für die Raumverhältnisse schwierige Arrangement des Ganzen; so wie die mise en scene seines Werkchens übernommen. Da Herr von Hülsen sich in diesen Kreisen schon früher durch ähnliche witz- und humorreiche dramatische Arbeiten auf's Vortheilhafteste bemerkbar gemacht, so hatten die Anwesenden, namentlich die Regimentskameraden des jungen Dichters, das größte Vertrauen auf die neueste Schöpfung ihres Kameraden.

Der Erfolg jedoch überflügelte alle Erwartungen, der Beifall war stürmisch und wohlverdient. Herr von Hülsen, der Träger und die Seele dieser heiteren Abendunterhaltung wurde mit Beifall überschüttet, und Sr. Majestät der König ließ an diesem, für Herrn von Hülsen so folgereichen Abend in gnädiger Anerkennung des Geleisteten, die prophetische Aeußerung fallen: „Der Hülsen ist ja ein geborner General-Intendant."

Wie wenig dachte der junge Secondelieutenant, mit Leib und Seele Soldat, und seinem Berufe mit aller Kraft ergeben, damals daran, daß der Königliche Ausspruch an ihm noch zur unbestrittenen Wahrheit werden sollte!

Wie aus Zedlitz Adelslexikon ersichtlich, zählt die Familie unseres Botho von Hülsen unter ihren Vorfahren tüchtige Feldherrn des Deutschen Ordens in Preußen, und dessen Großonkel Dietrich von Hülsen, ein berühmter General unter Friedrich dem Großen, ist auf dem Rauch'schen Denkmal des unsterblichen Monarchen an der vorderen Seite in ganzer Figur zu sehen.

Bedeutungsvoll stand das Haus, in welchem am 10. December 1815 Herrmann, Alexander, Hans, Casimir, Botho von Hülsen geboren wurde, dem jetzigen Intendanturbureau des Königlichen Hoftheaters in der Charlottenstraße gegenüber. Der Vater unseres Zukunftsintendanten, Major Hans von Hülsen — der am 11. November 1849 als General starb — stand als Chef eines von ihm organisirten Landwehrregimentes in Frankreich im Cantonement, als sein Sohn das Licht der Welt erblickte. Die brave Gattin des wackern Major's, eine geborne „von Klüchtzner', welche in klösterlicher Einsamkeit in Berlin ihre Entbindung und die Rückkehr des Gatten erwartete, folgte diesem, nach der Heimkehr aus Frankreich,

nach Wesel, von wo aus der Major im Jahr 1817 nach Berlin in's Kriegsministerium berufen wurde, in welcher Stellung er bis zu 2 Jahre vor seinem Tode blieb.

Seine Erziehung erhielt unser Botho als Pensionair des Potsdamer Cadettenhauses, dessen strenge Disciplin dem feurigen und etwas unbändigen Charakter des jungen Zöglings eben so wenig zusagte als tausenden seiner Standesgenossen vor und nach ihm. Der Kammermusikus Spieß unterrichtete ihn im Violinspiel. Seine gränzenlos zärtliche Mutter schüttete das ganze Maaß ihrer Liebe auf das jugendliche Haupt des ihr von vier Söhnen allein gebliebenen aus. Die einzige Schwester des jungen Hülsen, Georgine, hatte schon im Jahre 1825 den nachmaligen kommandirenden General des zweiten Armeecorps von Wussow geheirathet und war natürlich ihrem Gatten gefolgt, so daß der alleinige Trost und die ganze Hoffnung der damals schon sehr leidenden Frau von Hülsen in der Beobachtung des frischen Heranreifens ihres theuren Sohnes bestand. Schon im eilften Jahre sprach sich die Vorliebe des Marsjüngers für das Theater aus, indem er bei einer im Potsdamer Cadettenhause veranstalteten Vorstellung die Rolle des Kammerdieners in einem Lustspiel von Engel spielte und ein so barockes und unwiderstehlich komisches Kostüm improvisirte — alte gelbe Hosen und schwarzer Frack des Hausdieners und riesig lange schwarz seidene Strümpfe der Aufwärterin — daß das allgemeine Erstaunen der Kameraden bald in den tollsten Jubel überging.

Im Jahre 1829 kam Hülsen mit der Charge als Gefreiter nach Berlin. Hier konnte er seiner Neigung für die schönen Künste schon ungehinderter folgen, besonders seiner Vorliebe für das Studium der Deutschen Literatur. So oft seine Zeit, und die von der guten Mutter nie verweigerten Mittel es gestatteten, besuchte er das Theater, namentlich bei Aufführungen klassischer Stücke, unter deren Autoren „Schiller" sein Abgott wurde. Auch im Compagnie-Saale wurde möglichst viel Comödie gespielt, und in Rollen, wie „Marocco, in Bär und Bassa," Koch und Sekretair u. s. w. ein ganz entschiedenes komisches Darstellungstalent in dem jungen Hülsen



v. Hülsen, General-Intendant der Königlichen Schauspiele in Berlin.

entdeckt, welches er in der vielseitigsten Weise zur Geltung brachte. Zu seinem unsäglichen Schmerze verlor er schon im Jahre 1829 seine heißgeliebte Mutter, ein Unglück, welches der junge Mann kaum zu verwinden glaubte. Ein Trost für ihn war der glückliche Umstand, daß sein Schwager von Wussow gerade damals von Coblenz nach Berlin versetzt wurde, wodurch er in dieser schrecklichen Lage durch den Mitgenuß des Familienlebens im Hause seiner Schwester Trost und Linderung fand. An dem gräflich Hülsenschen Ehepaar in der Provinz Preußen, woher die Familie unseres Hülsen stammt, fand der Jüngling ein zweites, theures Elternpaar. Er hatte die Verwandten, auf den Wunsch seines Vaters auf deren Gute Wiese bei Preußisch-Holland vor seiner Anstellung im Regimente kennen gelernt. Dort in dem gastfreundlichen Hause des Grafen walteten mit sinnigem Verständniß für Kunst und Poesie, die beiden Töchter Marie und Emma, sowie die gemüthvolle Herrin desselben und schmückten die Räume mit dem ganzen Zauber edler Weiblichkeit. Noch jetzt spricht Hülsen von den segensvollen Einwirkungen, welche für Herz und Verstand ihm dort zum dauernden Segen geworden, mit dankbarster Anerkennung.

Anfangs 1833 machte von Hülsen sein Officier-Examen trat am 16. August 1833 als Fähnrich in das Kaiser-Alexander-Grenadier-Regiment, und erhielt im Februar 1834 das Patent als Seconde-Lieutenant.

Jetzt begann eine fröhliche Zeit für den jungen Krieger. Wo nur irgend möglich, wurden Comödien arrangirt, gedichtet und scenirt; Hülsen, musikalisch gebildet, sang einen ganz hübschen Tenor, hatte eine merkwürdig komische Darstellungsgabe und ein entschiedenes Talent zur Bearbeitung heiterer Blüeten, wovon viele, allerdings meistens für ein Herrenpublikum berechnete Schwänke, wie z. B. „Ein Stündchen im Paradiese," „Lieutenant und Teufel" (Parodie von Göthes Faust), „Lieutenants Ziel" (Parodie vom Wallenstein, worin Hülsen die Thekla darstellte), „Militairische Genrebilder" u. s. w. u. s. w. und einige größere, auch für Damenkreise gedichtete, Stücke „Die Fuchsfalle" und die oben erwähnte Posse „Mohr, Recrut und Jesuit" mit entschiedenem Beifalle aufgeführt wurden. Die letzte Piece, zuerst im Officiercasino dargestellt, mußte unter enthusiastischen Applausstürmen noch zwei Mal im Concertsaale des Königlichen Schauspielhauses wiederholt werden, und brachte den wohlthätigen Stiftungen, welchen der Ertrag bestimmt war, ganz namhafte Summen, dem Autor aber die schmeichelhafteste Anerkennung selbst von Seiten des Königs ein, der alle drei Vorstellungen mit seiner Gegenwart beehrte.

Was Wunder, daß in diesen Kreisen fast keine Gesellschaft, kein heiterer Abendcirkel ohne „unseren Hülsen" denkbar wurde, und derselbe vor seinem Publikum sich dergleichen Anerkennung zu erfreuen hatte, wie irgend ein gefeierter Schauspieler der Residenz vor dem seinigen.

Nach einer im Jahre 1840 unternommenen Reise nach der Schweiz und nach Italien wurde er von 1841 bis 1843 auf seinen Wunsch zur Dienstleistung bei der Artillerie nach Königsberg kommandirt. Den Aufenthalt in „der Stadt der reinen Vernunft" und die allseitige Gastfreundschaft, die seinem schönen Talente überall entgegen trat, zählt Hülsen zu den angenehmsten Erinnerungen seiner glücklichen Laufbahn. Der dortige Theaterdirektor gab ihm bereitwilligst die Erlaubniß, auch die Bühne besuchen zu dürfen und so wurde das Steckenpferd „Theater" wieder wacker getummelt, sogar bei der Einstudirung schwieriger Stücke, z. B. der damaligen Modeposse: „Das Königreich der Weiber" ging Hülsen dem Bühnenleiter mit Rath und That an die Hand.

Bis zum Jahre 1848 dauerte die Zeit sorgloser Unbefangenheit und heiterer Auffassung des Lebens, jetzt aber forderten die unheilvollen politischen Ereignisse den Ernst des kriegerischen Berufs. Kurze Zeit vor dem Ausbruch der Märzrevolution zum Bataillons-Adjudanten und Premier-Lieutenant ernannt, machte Hülsen den Straßenkampf in Berlin und später den Feldzug nach Schleswig als Regiments-Adjutant mit. Das Gefecht bei Schleswig, wo sein Commandeur Graf Waldersee die Avantgarde der Garde-Brigade führte, hatte er das Glück von Anfang bis zu Ende mitzumachen und mit dem rothen Adlerorden IV. Klasse decorirt zu werden. Ein Attest aus damaliger Zeit, in den Journalen veröffentlicht, und das Schloß Glücksburg betreffend, ist mit „von Hülsen" unterzeichnet.

Nach dem Feldzug von Schlesweg heimkehrend wurde der Regimentsstab auf längere Zeit nach Diedersdorf bei Teltow gelegt, wo unserm jungen Krieger neben dem sprießenden Lorbeer auch die Rosen der Liebe zu erblühen begannen. In dem benachbarten Blankenfelde lernte er Helena, die älteste Tochter des Kammerherrn Grafen Eduard Häseler kennen, mit der er sich am 11. November 1848, dem gefürchteten Tage des Truppeneinmarsches in Berlin, verlobte.*) Das Glück des Brautpaar's wurde abermals durch den Ruf der Pflicht unterbrochen, welcher mit dem Regimentsstab und zwei Bataillons des Regiments Alexander auch Herrn von Hülsen in den Straßenkampf nach Dresden rief. Nach Niederwerfung der Emeute kehrte er als Siegeskourier zurück. Am 6. August 1849, dem Geburtstage seines Vaters, führte Botho seine junge Frau heim. Leider überlebte der alte brave Herr nicht lange das Glück die-

*) Frau von Hülsen ist eine der liebenswürdigsten und geistreichsten Damen Berlins, die nicht nur das Glück ihres Gatten und ihrer reizenden Kinder ausmacht, sondern Wohlthun und Segen spendet, wohin ihr Weg auch führt.

ser Vereinigung denn schon nach drei Monaten am 11. November desselben Jahres wurde er seinen trauernden Kindern durch den Tod entrissen.

Herr von Massow damals die rechte Hand des Hausministers von Witgenstein war schon seit längerer Zeit auf die vielen glücklichen Versuche des kunstübenden und künstglühenden Dilettanten von Hülsen und dessen seltner Begabung aufmerksam geworden, er schlug ihn dem König zum Intendanten der Königlichen Schauspiele vor, dieser gab seine Genehmigung, und so erhielt Herr von Hülsen am 18. März 1851 die überraschende Aufforderung, die Leitung der Königlichen Hofbühne zu übernehmen. Am 7. Mai dieses Jahres zum Königlichen Kammerherrn ernannt, nahm und erhielt er als Hauptmann seinen Abschied und trat am 1. Juni voll Muth und Vertrauen seinen Posten an.

Welch' unglaubliche Schwierigkeiten der junge „Lieutenant" — so nannte man noch lange den neuen Intendanten — zu bekämpfen hatte, kann nur der begreifen, welcher die tausend und tausend Fäden und Schlingen kennt, die einen Neuling in dieser complicirtesten aller Geschäftsleitungen erwarten. Hierzu kam noch das etwas barsche, militärische Auftreten des neuen Hoftheaterchefs, der Journalistik und den Mitgliedern gegenüber, die gänzliche Unbekanntschaft mit dem weit verzweigten Räderwerk einer so großartigen Verwaltung, kurz es gehörte eine eiserne Consequenz und der ganze, volle Muth eines Mannes dazu um das zu erreichende Ziel nicht flügellahm aus dem Auge zu verlieren.

Der erste und folgerichtigste Schritt war die Einführung einer strengen Ordnung. Dem überaus argen und der Würde eines ersten Königlichen Hoftheaters nicht mehr entspechenden Zustande des ärmlichen Inventars wurde die regste Aufmerksamkeit zugewendet; Uebersetzungen seichter französischer Modewaare, mit äußerst wenig Ausnahmen, strenge vom Repertoir verwiesen, den deutschen Dichterheroen und dem Riesengeiste des gewaltigsten englischen Dramenschöpfers aller Zeiten ihre wohlverbrieften Rechte durch die steten Aufführungen in würdigster Gestalt eingeräumt. Die Lieblingskinder des verwöhnten Publikums „Ballet und große Oper" entfalteten eine nie geahnte Pracht der Ausstattung, wodurch zugleich das Costüm- und Decorationswesen der Königlichen Hofbühne eine fortdauernde Bereicherung erhielt, in welcher es alle europäischen Bühnen in diesem Augenblick überflügelt. Es ist eine wahre Freude und ein nicht uninteressantes Studium an der Hand der tüchtigen und mit aller Sachkenntniß ausgestatteten Inspektoren Daubner und Malte die riesigen und wohlgeordneten Magazinräume zu durchwandern. Das Inventarium der meistens von Gropius Meisterhand entworfenen Decorationen ist großartig. Unter tausend und tausend Anzügen aller Zeiten und Nationen, kann jedes, das kleinste, wie das größte Stück sofort aufgefunden werden, da Alles nach dem Zeitalter und den Culturabtheilungen gesondert, seinen bestimmten Platz hat. Diese Garderoben-Magazine, früher einem riesigen Trödlerladen vergleichbar, bilden, seit Herr von Hülsen Intendant ist, eine Merkwürdigkeit Berlins.

Von Zeit zu Zeit tauchten während dessen Führung der Bühne dunkle Gerüchte auf, von einem nahen, sicher bevorstehenden Intendantenwechsel; gekränkte Autoren, deren schlechte Stücke zurückgewiesen werden mußten, ließen lange Jeremiaden, offne und heimtückische Angriffe über und gegen den unbequemen Intendanten los, neidische Vorstände benachbarter Hofbühnchen warfen lüsterne Augen und offne Angeln nach dem, ihrer Meinung nach, bald vacanten Ehrenposten aus, und trotz alledem und alledem stand Hülsen in eiserner Consequenz, Schritt für Schritt sein Zeil verfolgend, fester als je, denn schon im Monat März 1852 übergab ihm sein König in den huldvollsten Ausdrücken eigenhändig das Patent als wirklicher Generalintendant.

Zwei Eigenschaften zeichnen Hülsen vor allem aus und haben ihn zu dem gemacht, was er ist: zum Intendanten der ersten Bühne Deutschlands; erstens ein überaus geläuterter Geschmack, feine Fühlfaden für das wirklich Schöne, und zweitens unverbrüchliche Reellität und Festhalten an dem gegebenen Worte. Was er einmal versprochen, das hält er unter jeder Bedingung, nie giebt er eine Zusage, die er nicht zu erfüllen gedenkt, leere Ausreden, weitschweifiges Hinhalten sind Dinge, die ihm vollkommen fremd sind. „Ja" oder „Nein" sind seine Entscheidungen, das faule Mittelding „Vielleicht" kennt er nicht. Daher das vollkommen gerechtfertigte Vertrauen seines Königs, seiner obersten Behörden, seiner Untergebenen, denen er stets mit treuem Rath, mit immer bereitwilliger Hilfe, wo es Noth thut, zur Seite steht. Der anfangs so viel angefeindete Mann hat selbst seinen schlimmsten Gegnern Achtung abgerungen, eine Aufgabe, die zu lösen nicht zu den leichten Dingen gehört.

Für seinen feinen Geschmack sprechen auch die zauberisch schönen, von ihm ins Leben gerufenen Opernhausbälle, die an Eleganz und Pracht ihres Gleichen nicht in Europa haben und jeden Winter den ersehnten Sammelplatz der feinen Welt bilden. Die schwierigsten Stücke und Opern setzt er, mit Sachkenntniß und dem besten Verständniß, selbst in Scene; er leitet persönlich die Proben. Tag für Tag, Stunde für Stunde widmet Hülsen, sei es auf dem Büreau, sei es auf der Bühne, seine Zeit dem ihm so lieben Berufe, der ihm zur Lebensaufgabe geworden ist, und an dem er mit treuester Hingebung hängt.

Wir haben absichtlich den Lebensweg Hülsens und die Consequenzen desselben ausführlich verfolgt, um darzuthun, daß das Glück, welches Herrn von Hülsen allerdings treu zur Seite stand, nicht in blinder Laune seine Gunst ihm zugewendet; günstige Zufälle, glück-

liches Zusammentreffen fördernder Umstände konnten ihn wohl in seine jetzige Stellung bringen, die erfolgreiche vieljährige Behauptung dieses schwierigsten aller Aemter ist seinem unbestrittenen Verdienste zuzuschreiben. Hülsen ist ein Mann, der zur Richtung seines ganzen Handelns, seiner Wirksamkeit auf und außer der Bühne, stets die prachtvollste aller Devisen im Auge hat:

„Noblesse oblige."

Die Mission San Luis Obisgo.

Von

Balduin Möllhausen.

Lange vor der Entdeckung des Goldes in den kalifornischen Gebirgen und Flußgebieten, durch welche die bevorzugteren Landschaften innerhalb weniger Jahre in reichbevölkerte Districte verwandelt wurden, hatte die Civilisation schon ihren Weg nach den Küstenländern des westlichen Nordamerika gefunden.

Es war indessen nicht die Civilisation neuerer Zeit, die, entlehnt den verschiedensten Klassen der verschiedensten Nationen und Volksstämme, im allgemeinen die weniger achtungswerthen Elemente der menschlichen Gesellschaft im Gefolge hat, sondern wird solche, welche durch energisches Vorgehen, durch strenges aber verständiges Einwirken auf die wilden Ureinwohner ringsum Gesittung, Wohlstand und Fülle verbreitete, und gerade durch die weise gespendeten Segnungen der Cultur, das eigene Ansehen, den eigenen Reichthum und in Folge dessen auch den Einfluß nach Außen unglaublich schnell vermehrte und befestigte.

Hatten die spanischen Jesuitenpriester unter diesen vorzugsweise Salvatierra, Ugarte und Kino, sich durch ihre kühnen Forschungsreisen in das unbekannte Innere des westlichen Theils des nordamerikanischen Continentes schon rühmlichst ausgezeichnet und vielfach ihre unverkennbaren Spuren in den abgelegensten, kaum zugänglichen Wildnissen zurückgelassen, welche gar oft das Staunen des heutigen Forschers und Wanderers jener einsamen Regionen erwecken, so zeichneten sie sich nicht minder durch die Organisirung des kalifornischen Missionswesens aus, welches unter ihrer Leitung in bewunderungswürdig kurzer Zeit zur größten, aber leider nicht dauernden Blüthe gelangte. —

Die ersten Missionen wurden um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts gegründet und trotz der zahllosen Hindernisse, welche sich anfangs den unermüdlichen frommen Vätern entgegenstellten, war deren Zahl im Jahre 1800 doch schon bis sechszehn angewachsen. Mit dem neunzehnten Jahrhundert begann die eigentliche Glanzperiode des kalifornischen Missionswesens, welche indessen nur wenig über dreißig Jahre dauern sollte. Neue Missionen kamen während dieses Zeitraums nur noch drei hinzu.

Mit der Säcularisirung der Kirchengüter durch das mexikanische Gouvernement, welche im Jahre 1833 erfolgte, eilten die Missionen mit Riesenschritten dem Verfall entgegen. Das lebhafte, opferwillige Interesse, welches die Padres für das ihnen anvertraute Eigenthum der Kirche hegten, und der Stolz, der sie beim Hinblick auf das Gedeihen und die Vermehrung ihrer Schätze erfüllte, gingen verloren, so bald sie als einfache Seelenhirten und besoldete Diener das Eigenthum der auf ihren großen Einfluß und Anhang eifersüchtigen Regierung verwalteten. Die nächste Folge hiervon war, daß die der weisen Zucht enthobenen Eingeborenen in ihre alte Trägheit und Lasterhaftigkeit zurücksanken, und sich als Bettler, Räuber und freiwillige Sklaven der Weißen über das Land zerstreuten, in vielen Fällen aber auch sich ihren alten, noch im Urzustande lebenden Stammesgenossen wieder zugesellten.

Als Kalifornien endlich den Vereinigten Staaten einverleibt wurde, gingen die säcularisirten Missionen natürlich in die Hände der neuen Regierung über, welche dieselben dann zum Theil an Privatpersonen veräußerte. Diese Letzteren aber halten nur noch so viel von den alten Einrichtungen aufrecht, wie ihnen als Viehzüchter und Ackerbauer, mit Rücksicht auf den ihnen zufallenden Gewinn geeignet scheint.

Wenn nun auch die einer bessernden Hand und einer übertagenden Fürsorge entbehrenden Missionen, schon bedeutend durch atmosphärische Einflüsse gelitten, und vielfach statt der Stallungen, Indianer-Häuser, sogar auch in einzelnen Fällen statt der Kirchen, Trümmerhaufen und geborstene Wände aufzuweisen haben, was bei der mexikanischen Bauart, bei welcher vorzugsweise ungebrannte Ziegelsteine zur Verwendung kommen, durchaus nicht überraschen darf, so kann man doch selbst bei einem oberflächlichen Hinblick nicht darüber in Zweifel bleiben, daß einst Wohlstand und Ueberfluß zwischen den nunmehr zerbröckelnden Mauern herrschten.

Die umfangreichen massigen Baulichkeiten, die mit vieler Umsicht und nicht ohne Geschmack aufgeführt wurden, zeugen zugleich von dem praktischen Blick und dem Kunstsinn ihrer Gründer, und verrathen in ihren einzelnen Theilen die ursprüngliche Absicht: in innerer Einrichtung sowohl, als auch in äußerer Erscheinung, das Angenehme, Behagliche und Gefällige mit dem Nützlichen sinnig zu verbinden. Das Ganze trägt dagegen immer einen imposanten Charakter, und wohl ist es denkbar, daß die Einge-

borenen, erstaunt über das, was die weißen Fremdlinge mit anfangs unscheinbaren Mitteln zu schaffen vermochten, ihre Scheu überwanden und sich mit tiefer Verehrung zu dem, nach ihren Begriffen wunderthätigen Menschen hingezogen fühlten, von diesen aber durch freundliches, Vertrauen erweckendes Entgegenkommen gefesselt wurden.

Mit den auf solche Weise neu gewonnenen Christen und Unterthanen waren aber auch die Arbeitskräfte vermehrt worden, und immer weiter dehnten sich die cultivirten Felder um die Missionen herum



Die Mission San Luis Obispo in Kalifornien.

aus, deren jede einzelne gewissermaßen den Mittelpunkt oder vielmehr Residenz einer blühenden und gesegneten Landschaft bildete.

Das herrliche Klima begünstigte die großartigen Anlagen, und üppig gediehen in den von Mauern und undurchdringlichen Cactushecken eingefriedigten und von einander getrennten Gärten, hier der edle Weinstock, dort die dichtbelaubten Oliven- und Orangenbäume, über welche dann hin und wieder, als bevorzugte Pfleglinge eine Gruppe Palmen ihre malerischen Kronen stolz und anmuthig emporrankten.

Waren nun die stattlichen Gebäude mit den sie umgebenden prächtigen Gärten und Weinbergen mehr als hinreichend, den Bewohnern der Missionen ein Leben des behaglichsten Ueberflusses zu sichern, so bildeten deren eigentlichen Reichthum die zahllosen Viehheerden, welche die fetten Weiden in den Thalniederungen dicht belebten. Die Mitglieder derselben zählten nach Tausenden und Hunderttausenden, und viel Wahrscheinlichkeit hat das Gerücht, daß der Viehstand auf der Mission San Gabriel zu einer Zeit so angewachsen gewesen, daß eine bedeutende Zahl Pferde getödtet werden mußte, um den Rindern eine genügende Weide zu erhalten. Eine der in Kalifornien nicht ungewöhnlichen, lang anhaltenden Dürren, kann mit zu einen solchen Verfahren beigetragen haben, und da der Hauptwerth der Thiere zu damaliger Zeit eben nur in deren Häuten lag, so konnte ein massenhaftes Tödten von Vieh, wenn die eben angeführten Gründe dasselbe veranlaßten, nur als Vortheil bringend betrachtet werden.

Die Mission San Gabriel war übrigens eine der reichsten Besitzungen der Jesuiten, während die Mission San Luis Obispo in zweiter Reihe genannt zu werden verdient.

Erstere, gegründet im Jahre 1771, zählte im Jahre 1834, also zur Zeit der Säkularisation, dreitausend indianische Unterthanen, einhundertfünftausend Stück Rindvieh, zwanzigtausend Pferde und zwischen vierzig- und funfzigtausend Schafe. Die Ernte betrug an zwanzigtausend Scheffel Korn, fünfhundert Fässer Wein und ebensoviel Fässer Rum. Gegenwärtig gehören kaum noch dreihundert Indianer, sechshundert Rinder, dreihundert Pferde und dreitausend Schafe zu derselben. Zur Zeit ihrer größten Blüthe besaß die Mission San Gabriel sogar ein eigenes Schiff, auf welchem Seife, Talg, Häute, Hanf und Flachs nach südlicheren Hafenstädten versendet wurden, und wie schnell die Heerden sich auf den fetten Weiden vermehrten, geht am deutlichsten daraus hervor, daß jährlich gegen zwanzig- bis fünfundzwanzigtausen Häute von dort auf den Markt kamen.

Sogar die einst so werthvollen Weinberge sind vernachlässigt worden, und immer geringer werden die Erträge aus denselben, seit keine sorgliche Hand mehr die alten Reben durch junge lebenskräftige Schößlinge ersetzt. Salvatierra war der Erste, der bei der Mission San Gabriel einen Weinberg anlegte und den Anfang mit siebenzigtausend Weinschößlingen machte, was ihm den Beinamen: „Vater der siebenzigtausend Reben" eintrug.

Die Mission San Luis Obispo wurde im Jahre 1772 gegründet. Im Jahre 1802 besaß sie siebenhundert und sechzig Einwohner, natürlich größtentheils Indianer, deren Zahl sich in den nächsten dreißig Jahren ungefähr verdoppelte. Sie hat eine liebliche Lage an einem kleinen krystallklaren Flüßchen, welches sich ungefähr neun englische Meilen weiter in den Stillen Ocean ergießt. Von der Küste selbst ist die Mission sammt dem dazu gehörigen Dorfe durch einen rauhen Gebirgszug getrennt, der mithin gegen Norden und Süden einen unerschütterlichen Damm gegen die brandenden Wogen des ewigen Weltmeeres bildet, dem Thale von San Luis Obispo aber Schutz gegen die winterlichen erstarrenden Nordweststürme gewährt.

Der Verkehr zwischen San Luis Obispo und größern Hafenstädten auf dem Wasserwege ist schwierig und überhaupt nur bei ruhiger See zu ermöglichen, indem die felsige Küste nur eine kleine Einbuchtung bietet, in welcher mittelst Böten die Frachten größerer Schiffe aus- und eingeschifft werden können. Aber auch bei stillem Wetter erfordert es die größte Umsicht von Seiten der gewandten Steuerleute, um die Böte nicht von den mächtigen Schwellungen an dem scharfen Gestein zerschellen zu lassen.

Das Missionsdorf San Luis Obispo von heute, soweit es sein Vorhandensein Menschenhänden verdankt, hält allerdings einen Vergleich mit vorliegender Zeichnung, die aus früheren Jahren herstammt, nicht mehr aus, denn wo die verständige Oberleitung fehlt, da stellt sich der Ruin nur noch schneller ein. Die freundliche Lage und die anmuthige Naturumgebung bleiben indessen immer unverändert, und selbst die Trümmerhaufen und geborstenen Wände, zusammen mit den üppig grünenden Orangerien werden noch lange erzählen von den ungeheuren Mitteln, welche denen zu Gebote standen, die einst die weiten Hallen bewohnten, mehr aber noch von der Einsicht und Energie, mit welcher sie verstanden, in ferner Wildniß ihre Mittel fast einzig und allein dem Lande selbst und der unerschöpflichen Naturkraft zu entnehmen.

Wohl stimmt es wehmüthig, zu beobachten, wie die großartigen Schöpfungen der frommen Padres allmälig wieder in den Staub sinken; schmerzlicher aber noch berührt der Anblick der Eingeborenen, die einst auf dem besten Wege zur vollen Menschenwürde erhoben zu werden, nunmehr als lästige, verkommene Race unter die Füße getreten werden.

Traum und Erwachen.

Eine Episode aus dem Leben der Henriette Sontag.

Von

Sophie Verena.

(Schluß.)

„Gott wird helfen! — Er hat mir schon oft geholfen!" sagte Henriette zuversichtlich. Und wirklich wurde das Herz ihr jetzt schon leichter nach dem innigen Gebet. Sie nahm sich vor, keinen besonderen Plan zu bilden, Alles der Stunde und den Umständen des Wiedersehens zu überlassen. Da sie fest und und treulich das Gute wollte, so würde eine höhere Macht mit ihr im Bunde sein.

Sie trug nur ihrem Mädchen auf, wenn Herr Martin Werner käme, — der übrigens mit aller ihm gebührenden Achtung und Höflichkeit, gerade wie einer der anderen Herren, zu behandeln sei — ihn vorzulassen, selbst wenn sie Besuch habe, und nur dann abzuweisen, sobald sie allein sei. Daß die Künstlerin hierzu einen Grund haben müsse, war wohl gewiß. —

Am nächstfolgenden Tage war es, als Martin die Klingel an der Thür der gefeierten Sängerin zog, und all seinen Muth zusammennehmen mußte, um mit verständlicher Stimme sein Begehr zu sagen. Fröhliches Lachen und lautes Sprechen tönten ihm im Vorzimmer entgegen, und in einem Kreise von Herren, in welchem auch die glänzendsten Uniformen nicht fehlten, erblickte er Henriette als einzigste Dame.

Wie oft hatte er sich dieses Wiedersehen ausgemalt, und nach dem glücklichen Augenblick gebangt, mit einer Sehnsucht, wie der Pilger in dem dürren, brennenden Wüstensande nach dem kühlen schattigen Walde schmachtet, — und nun er es erreicht, wie anders war es jetzt! Er hätte umkehren, weit fortfliehen mögen; wäre es möglich gewesen, es würde geschehen sein. Aber schon hatte die Dienerin seinen Namen genannt, schon trat ihm Henriette Sontag mit der nur ihr eigenen Anmuth entgegen, ihn zu begrüßen.

Wie es auch in dem Herzen des armen Martin wühlte und gährte, wie sein Hirn brannte und seine Schläfe pochten, wenigstens durften seine Feinde — denn für solche hielt er die neugierig ihn anstarrenden Herren — seine Niederlage nicht sehen. Sie sollte sich seiner nicht zu schämen brauchen. Mit diesem Gedanken gewann er die verlorene Selbstbeherrschung wieder, so daß er äußerlich eine Ruhe und Sicherheit zeigte, über welche er sich später selbst noch wunderte, und welche unterstützt durch seine hübsche, schlanke Gestalt und sein kluges, angenehmes Gesicht, sein Auftreten zu einem durchaus würdigen machten. Die Lorgnetten der alten und jungen Herren, welche sich erst voll Anmaßung auf den Ankömmling gerichtet — denn Fanny hatte nicht verfehlt, dem Namen „Herr Martin Werner", Dorfschulmeister hinzuzufügen — sanken herab, und mancher der Anwesenden betrachtete den jungen, hübschen Mann, den die Gefeierte des Tages mit achtungsvoller Güte behandelte, nicht ohne Neid. Er aber, dieser Beneidete, fühlte sich keineswegs als solcher. Ihm brannte der Boden unter den Füßen, die Fassung, welche er schon so schwer errungen, schwand mehr und mehr.

Was thaten diese Herren hier bei ihr — wie schienen sie so ganz zu Hause zu sein — wie durften sie es wagen, so leichtfertig und ungenirt von Tänzerinnen, Pferden und Hunden, und all solchen Dingen zu sprechen in ihrer Nähe? Diese Fragen schwirrten unablässig durch Martins Sinn. Der schlichte, arglose Dorfsohn, der noch nie in einem solchen Kreise sich bewegt, nie von dem eine Ahnung gehabt hatte, was das Leben oder die Verhältnisse einer Künstlerin mit sich bringen, sah in diesen Besuchen, welche sich oft in den Zimmern der berühmten Sängerin versammelten, die an sich ganz harmlos waren und die sie dulden mußte, wenn sie ihr zuweilen auch langweilig wurden, etwas Unerhörtes, Unerlaubtes.

Ihm war, als sei ein Schatten auf sie gefallen, auf sie, die in strahlender, blendender Reinheit vor seiner Seele gestanden, in seinem Herzen gewohnt hatte. Eher als einer der anwesenden Herren entfernte sich Martin. Was sollte er hier, da er die nicht fand, die er gesucht hatte? Henriette, welche deutlich fühlte, wie schmerzlich bewegt er von ihr schied, begleitete ihn ins Vorzimmer.

„Wir haben heut so gar nicht von Ihrer Kunst, Ihrem Streben miteinander reden können, Herr Werner. Kommen Sie ein anderes Mal wieder, wenn weniger Besuch bei mir ist, wir wollen dann überlegen, ob sich nicht eine Stelle als Organist in einer größeren Stadt für Sie fände."

Ob er ihre Worte vernommen, ob sie ungehört verklangen? Er sah sie an mit einem Blick, welcher ihr durch die Seele schnitt, so reich an Fragen und Zweifeln, so trauervoll, so schwer vom tiefsten Schmerz. Henriette fühlte, daß sie als etwas Fremdes, ganz Unverständliches vor ihm stand, vor ihm, der in seiner Schlichtheit und Herzenseinfalt keine richtige Auffassung für das Leben und Treiben der großen Welt, ja nicht einmal eine Ahnung davon hatte.

„Sie werden doch heute in die Oper gehen, Herr Werner? Bei Ihrer leidenschaftlichen Liebe zur Musik wird das Meisterwerk unseres göttlichen Mozart Ihnen einen Hochgenuß gewähren, und es wird mich besonders freuen, wenn Sie mich gerade in der Rolle sehen, der ich mit ganzem Herzen ergeben bin. Doch fast fürchte ich, Sie werden kein Billet mehr erhalten, warten Sie noch einen Augenblick, bitte!" Henriette flog zurück zu ihrem Schreibtisch und warf einige Worte mit ihrer Namensunterschrift auf das Papier: „Hier, dies verschafft Ihnen Eintritt. Und morgen oder an einem der nächsten Tage sehe ich Sie wohl wieder. Sie müssen mir noch viel von Ihrer lieben Sabine erzählen. Ist der Tag der Hochzeit schon bestimmt? Doch, Gott befohlen, Herr Werner, auf ein baldiges Wiedersehen!"

Während Martin noch betäubt von allem Erlebten in dem Vorzimmer stand, war Henriette zurückgeschwebt in den Salon, aus dem fröhliches Lachen und Scherzen von Neuem ertönte, ja ihm war sogar, als ob die Worte: „Blonder Schäfer!" an sein Ohr schlugen, und als wenn darauf das silberhelle Lachen besonders frisch erklang.

Verlacht, verhöhnt, vielleicht sogar von Ihr, die gleich einer Heiligen vor ihm gestanden, zu der er in seiner blinden Leidenschaft gebetet hatte!

Martin drückte den Hut fest in die Stirn, preßte die Lippen zusammen und stürzte fort, als wenn es gälte, einem Flammenmeere zu entfliehen.

„Gemach, gemach mein Herr Schulmeister! damit Sie nicht ein armes Menschenkind wie mich über den Haufen werfen!" rief Fanny, Henriettens Dienerin, welche so eben mit einem Präsentirbrett voll Erfrischungen aus einer Thür auf den Corridor trat. „Wie gefällt es Ihnen in der Stadt, Herr Werner? Ja, hier ists anders als auf dem stillen Dorfe; hier sind wir auch andere Leute. Lieber Gott, weshalb hätten wir denn das Komödienspiel so gut gelernt, wenn wir uns nicht allen Verhältnissen anpassen könnten? Hier ist aber unser eigentliches Element; Besuch von schönen, reichen, vornehmen Herren vom Morgen bis zum Abend, Blumen, Geschenke und Anbeter ohne Zahl und ein fröhliches Leben dabei. Klingeln Sie nur nicht so heftig, Gnädigste, ich komme

schon! Der herzallerliebste Lord wird seine Chocolade noch früh genug erhalten. Leben Sie wohl, Herr Werner. Sie sehen, ich folge dem Gebot der Pflicht." (Mit besonders theatralischem Ausdruck gesprochen:) Grüßen Sie auch die Jungfer Sabine!"

„Das hat ihm Schmerz bereitet, jetzt wird die Seelenpein in eine gelinde Raserei übergehen", sprach das schadenfrohe Mädchen, dem Davonstürzenden nachblickend. „Ich mußte es ihm eintränken, daß ich mir damals seinetwegen den schärfsten Verweis, der mir je von meiner Herrin ward, zugezogen. Dafür erzählte ich ihm ein Stückchen „Wahrheit und Dichtung." Doch der schlichte, arglose Mensch nimmt es für die reine Wahrheit. Wohl bekomme es, Herr Schulmeister!"

Ja, der in Gift getauchte Pfeil hatte Martin getroffen, er war gerade zur rechten Stunde und auf die richtige Art abgezielt. —

Die Menge wogte dem Opernhause zu, in dem heute die berühmte Henriette Sontag zum ersten Male in der Rolle der Susanne im Figaro auftreten sollte. Vor dem Hause selbst war ein Treiben und Drängen, welches in den Gängen fast gefährlich wurde, weil Viele, die keine Billets mehr an der Kasse erhalten konnten, zurückströmten, während eine noch größere Fluth vorwärtsstrebte. Mit Mühe und Noth, nach vielem Fragen und erst nachdem er von hier nach dort geschickt wurde, hatte Martin seinen Platz erreicht, den man ihm in der Schauspielerloge angewiesen hatte. Denn es war außerdem auch nicht das kleinste Eckchen im ganzen großen Hause frei, und ohne den sehr kategorischen Machtspruch der Sängerin, den sie auf dem Zettel kundgegeben, würde sich Martin keine Thür geöffnet haben. Jetzt aber schob ihn der Schließer in die Loge hinein, welche ganz gegen die Gewohnheit einen günstigen Ueberblick bot und noch ziemlich leer war.

In eine Ecke gedrückt schaute Martin um sich. Schon jetzt fühlte er sich wie von einem Traume befangen. Das schöne, lichtstrahlende Innere des Opernhauses, das Wogen und Treiben um ihn, das summende Getöse, vereint mit dem Stimmen der Instrumente, Alles trug dazu bei, ihm die schon so heftig erregten Sinne noch mehr zu verwirren. Er war noch nie in seinem Leben im Theater gewesen, denn in der kleinen Provinzialstadt, in der er seine Ausbildung erhalten, gab es keine Bühne, und wenn einmal eine herumziehende Truppe ihren Kunsttempel dort aufschlug, so wurde gerade den Schülern der Besuch desselben auf das Strengste verboten.

Zum ersten Male im Theater! Wer erinnerte sich nicht der Aufregung, die das verursacht?

Es schwirrte und summte nicht nur um Martin, sondern auch in ihm; seine Pulse schlugen, das Herz pochte laut, und seine Augen hingen wie gebannt an dem Vorhange, hinter dem sie vielleicht schon weilte, sie, der er in einem Moment mit leidenschaftlicher, wahnsinniger Liebe, im anderen mit bitterem, heißen Grimm, der fast an Haß streifte, gedachte.

Bei den ersten Klängen der Ouverture ward es still in dem großen Raume und Alles lauschte freudig und aufmerksam dem neckenden, fröhlichen Dahineilen der kostbaren Töne — sobald aber der Vorhang aufging, erschallte ein Jubel, ein endloser Beifallssturm, schon jetzt flogen Blumen und Kränze auf die Bühne, daß Figaro einen ganzen Arm voll auf einen Tisch legte, nachdem er jedoch Susannen den schönsten Kranz auf das allerliebste coquette Hütchen gedrückt, ihr, der reizendsten, entzückendsten Susanne, welche vielleicht je über die Bühne schwebte.

Ist sie's — ist sie es wirklich? Dieses hinreißende, verführerische Menschenkind, das dort so schelmisch neckend umhergaukelt, kann es dieselbe sein, welche so ernst und hehr, so von heiliger Weihe umflossen, dort in der kleinen schlichten Dorfkirche auf dem Orgelchor stand, durch ihre Erscheinung und mehr noch durch ihren Gesang an die Engel gemahnend? Nein sie ist es nicht — und dennoch, jetzt hat sie aufgeblickt, jetzt hat Martin ihre Augen erschaut; es waltet kein Zweifel, es ist Henriette Sontag.

Mit verzehrenden Blicken hängt er an ihr, ihre ganze Gestalt überfliegt er — jetzt zuckt er zusammen. Ihm ist's, als müsse er dazwischen rufen: „Wage es nicht, sie anzurühren, fort Deinen Arm, Du frecher Mann!" Aber sie lacht und scherzt und neckt in fröhlichem Uebermuth, und die goldreinen Töne perlen dahin, daß es des Beifalles kein Ende ist. Martin lehnt in seiner Ecke todesmatt, schmerzensvoll. In seinem Innern ist etwas zerrissen, eine Wunde ist ihm beigebracht, aus der das volle, frische Herzblut quillt. Sein Götterbild, zu dem er gebetet, es ist herabgestürzt von dem Altare, im Staube liegt es zu seinen Füßen.

Gab Gott ihr deshalb diese Engelsstimme, daß sie solche lockenden Syrenenlieder damit singe, daß sie die Herzen bestricke und die Seelen verwirre in weltlicher Lust? Heißt sie das die göttliche Musik verherrlichen, der heiligen Cäcilie dienen? Wehe! Wehe!

Wem dies Urtheil Martins hart erscheint, der bedenke, auf welchem Standpunkte er sich befand, und daß sein Blick nicht weit genug reichte, um so schnell und plötzlich zu fassen, was auch Schönes und Erhabenes in solcher Musik liegt. Er war mit der alten heiligen Kirchenmusik von Kindheit an vertraut gewesen, nur diesem strengen Style hatte er seine Studien zugewandt. Eine Oper hatte er nie gehört und gerade zum ersten Male kam er in diese Oper hinein, deren Musik groß und rein ist, deren Süjet aber vielleicht eines der frivolsten ist, welches je zu einem Operntexte erwählt wurde, das an Leichtfertigkeit noch über das des Don Juan steht, denn wenn hier der Sünde doch wenigstens die Strafe folgt, so ist es im Figaro des Coquettirens und Intriguirens kein Ende, während die unerlaubten Liebeleien stets un-

gestraft immer von Einem zum Anderen überspringen, und eigentlich von Allen der Frivolität gehuldigt wird. Der Text zu Figaro's Hochzeit ist ein Machwerk, welches jedes sittliche Gefühl verdammen muß.

Martin, mit seinen reinen, strengen Grundsätzen war empört darüber, er meinte, es sei eine Sünde und Schande, daß eine ehrbare Frau solchem Schauspiele beiwohne, wie viel mehr, daß sie eine Rolle darin spiele. Und zu dieser Oper konnte sie sich freuen, von ihr sagen, daß sie die Partie besonders gern habe!!

Die Gespräche, welche in den Zwischenacten um ihn her geführt wurden, die Anfangs ungehört vorüberklangen und erst, weil ihr Name so oft genannt wurde, seine Aufmerksamkeit fesselten, waren auch nicht geeignet, seine Erregung zu beschwichtigen. Nicht daß man schlecht von ihr sprach, selbst dem Neide wäre es wohl nicht gelungen, Henriette Sontag etwas Böses oder Ehrenrühriges nachzusagen, aber die leichtfertige Art, mit der man über ihre Triumphe, ihre Anbeter verhandelte — wobei die Worte der Dienerin wieder in Martin's Gedächtniß kamen — es war genug, die Gährung in ihm bis zum Höchsten zu steigern!

Wenn sie jetzt vor ihm gestanden hätte, vor der er vor kurzer Zeit sein Knie gebeugt haben würde, um mit Anbetung den Saum ihres Kleides zu küssen, er hätte wohl verächtlich auf sie niedergeschaut. — In seinen Blicken, welche er doch nicht von der Bühne zu wenden vermochte, lag Bitterkeit und Verachtung, weil sie mit hinreißender Gluth von der in ihrem Herzen lebenden Liebe sang, die Gefühle der Menge preisgab, welche man — nach des jungen Mannes Begriffen — nur in stillster, heiligster Stunde dem Einen gesteht. Ihm schien, es würde ihm nicht so viel Schmerz bereitet haben, sie todt im Sarge liegen zu sehen, als sie so: das Ziel aller dieser und welcher! Blicke, zu erschauen.

Und auf diese Bahn, welche zu Sünde und Verderben führen muß, hatte sie ihn hinlocken wollen. Einen Moment, doch nur einen Moment, schwindelten ihm alle Sinne bei dem Gedanken, daß er so mit ihr dort stehen könnte, ihre kleine weiche Hand in der seinen ruhend, während sein anderer Arm sie umschließt, wobei er ihr tief und glühend in die Augen schaut — doch nein, nein, selbst nicht um diesen Preis möchte er dort an ihrer Seite sein.

Nein, Martin, in dir ist nichts von einem Künstler!

Der Vorhang fällt, um sich immer von Neuem zu erheben. Der Beifallssturm ras't nur so dahin; die Gefeierte, der Liebling des Publikums wird von einem Blumenregen überfluthet, ja selbst aus der königlichen Loge, von hoher Hand, fliegt ein wundervoller Strauß ihr zu; sie fängt ihn auf, gerade diesen, und drückt ihn an ihr Herz. Und ist es nicht als ob, trotz der Schminke, ein tiefes Erröthen ihr Antlitz erglühen macht, als ob der blendende Hals sich rosig färbe?

„Vielleicht auch das noch!" knirschte Martin zwischen den Zähnen mit fürchterlicher Bitterkeit, und seine Hand ballte sich, als müsse er diesen Blumenstrauß, gerade ihn, ihr entreißen und mit Füßen treten.

Wie maßlos ungerecht ist der Mensch in seinen empörten Leidenschaften! Von all' den Regungen und Gefühlen, von denen Martin der jungen Künstlerin Seele eingenommen wähnte, war nichts darin. Freude, ja Wonne über ihre beispiellosen Triumphe, erhöht durch das Bewußtsein, ihr wirklich Bestes geleistet zu haben, belebte und schwellte ihre Brust; und wenn auch etwas befriedigte Eitelkeit dabei war, und das Vergnügen, von jener Hand Blumen erhalten zu haben — welche sonst nicht dergleichen Spenden auf die Bühne sandte — das Blut in etwas wärmeren Strömen ihr in das liebliche Antlitz trieb, wer würde es ihr verargen, wer, der gerecht ist und an das Menschenherz nicht unmögliche, unerfüllbare Ansprüche macht, sie tadeln?

Wenn alle Künstlerinnen, welche über die Bretter gingen und Triumphe feierten, Henriette Sontag geglichen hätten an Reinheit der Gesinnung, Herzensgüte und Seelenadel, eine jede Familie könnte zufrieden sein, solch ein bevorzugtes Wesen sein zu nennen. — So dachte Martin freilich nicht und von seinem Standpunkte aus steht ihm gewiß etwas Entschuldigung zur Seite. Seine strengen Grundsätze konnten die Richtung, welcher sich das Talent der Künstlerin zugewandt, nicht billigen, ihr Betreten der Bühne war ihm kaum faßbar, und in seiner Unerfahrenheit und der Erregung persönlicher Gefühle zog er eben so ungerechte als falsche Schlußfolgerungen. Ein Zusammentreffen von Umständen — ein blindes Ohngefähr nennen wir Vieles, was eine gütige, weise Vaterhand, so, und gerade so fügte und ordnete, die Knoten just in der Weise schürzte, damit die endliche folgerechte Lösung ein Befreien aus Verblendung und Irrwahn sei — gab Martin eine durchaus unrichtige Ueberzeugung, und doch gewiß zu seinem Heile.

„Ihr wißt doch, daß man heute der schönen Henriette, der Divina, einen Fackelzug bringt?" fragte einer der jungen Männer, die in Martins Nähe standen. „Laßt uns eilen, damit wir nicht zu spät kommen!"

„Habe ich Alles gekostet, kann ich ja den Kelch bis auf die Neige leeren", murmelte Martin, den Dahinstürmenden folgend.

Gegen den trüben dunklen Nachthimmel hob sich der Glanz der Fackeln auf das Vortheilhafteste ab. Zu jeder anderen Zeit, zu jedem ander[n] Zweck, würde das schöne Schauspiel Martin auf das Lebhafteste interessirt haben, jetzt aber erschien es ihm als der Gipfel weltlicher Lust und Eitelkeit.

Ein donnerndes Lebehoch hallte durch die Luft. Dort stand sie auf dem Balkon, die zarte, lichte Gestalt, von dem magischen röthlichen Glanze der Fackeln beleuchtet; dankend neigte sie sich nieder; hoheitsvoll und doch so echt weiblich lehnte Henriette dort.

Martin stand so günstig, daß er sie deutlich sehen, sogar die einzelnen Gesichtszüge unterscheiden konnte, in denen neben aller strahlenden Freude, doch eine süße Bescheidenheit, ja fast ein leises, schüchternes Bangen über eine solche unvermuthete Huldigung sich aussprachen, ein Ausdruck der ihrem ganzen Wesen etwas so unendlich Mädchenhaftes verlieh, das wie ein Mahnruf an die verbitterten Gefühle des jungen Mannes schlug — der aber ungehört verklang.

„Wozu hätten wir denn so gut das Komödienspiel gelernt, wenn wir uns nicht in alle Verhältnisse zu schicken wüßten", sprach er fast laut vor sich hin, daß ein Nebenstehender ihn verwundert anstarrte. Und dann stürzte er fort in die dunkle Nacht hinein, fort aus der Stadt, hinaus in's Freie. —

Als Henriette an dem Abend ganz erschöpft von den reichen Erlebnissen auf ihr Lager sank, weilten ihre Gedanken doch einige Momente bei dem jungen Mann. „Ob er wiederkommen wird — oder ob er geheilt ist? Gott gebe, daß ich dem lieben Mädchen nicht sein Glück geraubt habe!" Das war ihr letzter Wunsch vor dem Einschlafen. Und bis in ihre Träume hinein webte sich die Frage: „Ob er wiederkehren wird?"

Aber Martin kam nicht. Henriette überlegte, ob sie, selbst ohne seinen Wunsch, etwas für ihn thun solle, ihm eine Stelle als Organist in der Stadt zu verschaffen. Dann aber schien es ihr besser, sich nicht weiter in jene Verhältnisse zu mischen, nicht das vielleicht ersterbende Andenken an sie wieder wach zu rufen. Doch gar nichts für Sabine thun? Da plötzlich fiel ihr des jungen Lehrers Bittgesuch bei der Regierung ein.

„Das paßt", rief das heitere Mädchen lachend, „der langweilige Herr Oberregierungsrath hat mich ja erst neulich versichert, daß er für einen Kuß von mir die Welt geben würde. Ein Handkuß ist auch ein Kuß. Und wenigstens durch die Gehaltszulage will ich den lieben Kindern dort helfen."

IV.

Wenngleich erst drei Tage seit Martins Abreise verflossen waren, so hatte Sabine doch schon mehr als einmal sehnsuchtsvoll die Dorfstraße entlang geblickt, der Richtung zu, von wannen er kommen mußte. Es war ihr stets, als könne er nicht mehr lange ausbleiben. In dem treuen, glaubensvollen Herzen des jungen Mädchens wollte der Springquell der Hoffnung nicht versiegen. Sie hatte ihre Sache auf Gott gestellt, ihm hatte sie das Bangen ihrer Seele in kindlich frommer Hingebung vorgetragen, in seine Hände ihr und des Geliebten Geschick befehlend. Nicht der eine selbstsüchtige Jammerschrei: „Erhalt ihn mir, erhalte ihn mir um jeden Preis!" war zu dem Allvater emporgedrungen, sondern das heiße, aber doch demüthige Flehen: „Führe uns Gott nach Deiner Weisheit die Pfade, welche zu unserem Heile dienen, und muß der Weg zu seinem Glück über mein Herz gehen, so achte meiner nicht, und gieb mir Muth und Kraft zu tragen, was Du mir auferlegst, verleih uns Allen Stärke durch die trübe Zeit hindurchzukommen ohne Groll und Bitterkeit, damit später doch wieder Friede einkehre in unser Inneres."

Ein solches Gebet trägt schon die Erfüllung in sich, an ihm stählt sich die Seele, um freudigen Muthes die Gegenwart zu ertragen und getrost in die noch verhüllte Zukunft zu blicken, wissend, daß ihr nichts kommen kann, als was Gott sendet.

Es war ein stiller Sonntag Nachmittag, trotz der vorgerückten Jahreszeit wehte die Luft mild und lieblich, und an dem etwas mattblauen Himmel segelten kleine weiße und rosenrothe Wölkchen dahin, die ganze Natur schien vor dem Winterschlafe noch einmal ihre Reize zu entfalten und die Menschen in's Freie zu locken. Sabine verließ das Haus mit Erlaubniß der Mutter, bei der eine liebe Frau Gevatterin sich zu einem behaglichen Täßchen Kaffee und einem gemüthlichen Plauderstündchen eingefunden hatte.

Sabine war nicht die Dorfstraße entlang, sondern durch die Felder dem Walde zugewandelt, der sich nicht allzu entfernt vom Dorfe hinzog, und in welchem unter einer alten wunderschönen Tanne ein Ruheplatz war, den Sabinen's Vater ihr schon seit Jahren dort errichtet hatte, und der von den Bauern in Ehren gehalten wurde, weil das junge Mädchen selbst, wie auch ihre Eltern, mit Recht sehr wohl angesehen und beliebt waren. Ja, es hatte sich schon mehr als einmal begeben, daß an ihrem Geburtstage ein Blumengewinde die Bank schmückte, und ein schöner, frischer Strauß auf dem Tischchen davor lag. Seit Martin sich so sicher und erfolgreich um Sabine bemühte, war diese stumme Huldigung ausgeblieben, aber nicht von ihr vermißt worden.

Diesem Lieblingsplatze schritt Sabine langsam zu. Trotz ihres festen, gläubigen Vertrauens, vermochte sie doch ein Gefühl des Bangens und Wehes nicht immer zu bewältigen, und so frisch und fröhlich wie ihr sonst das Herz in der jungen, lebensvollen Brust geschlagen hatte, schlug es heute nicht. Jene Herbststille der Natur, die gerade im Walde doppelt auffällt, weil da die Vögel, welche im Frühlinge ihn so belebt machen, entweder verstummt oder in die wärmere Heimath gezogen sind, umfing Sabine mit mildem Wehen; ab und zu tönte wohl ein leises Zwitschern oder ein sanftes Säuseln in den Bäumen, deren Stämme von dem rosigen Hauche der scheidenden Sonne angestrahlt wurden. O, es war unsagbar wohlig und heimathlich in dem grünen Walde, seine Ruhe schien sich auch Sabinens Brust mitzutheilen und sie meinte, wenn nur Martin erst wieder daheim sei, hier müsse er gesunden und wieder frisch und munter wie sonst werden, und all' das seltsam Befremdliche der letzten Zeit, was ihm den Sinn wüst und unklar gemacht, müßte entweichen.

Aber was war das? Wer saß auf ihrer Bank — und noch dazu die Gestalt eines Mannes? Sabine wollte sich leise, wie sie gekommen, entfernen; doch bei genauerem Hinsehen entfuhr ihr der Ausruf:

„Martin, lieber, lieber Martin!"

Er erhob den Kopf aus den verschränkten Armen, mit denen er auf den Tisch gelegen. Ein müdes, bleiches, schmerzentstelltes Angesicht, um welches das blonde Haar wirr hing, begegnete ihrem Blick, daß es Sabine tief in die Seele schnitt, und die Frage, was ihm geschehen sei, sich auf ihre Lippen drängte; dennoch that sie diese nicht, sie wollte sein Vertrauen nicht erzwingen, nicht das erpressen, was vielleicht besser verschwiegen blieb.

O, wie weise Du bist, Du einfaches, schlichtes Kind, wie lehrt Dein liebendes Herz Dich gerade das Rechte!

Und dann war die Freude, den Geliebten wiederzusehen, jetzt so Alles überwiegend, daß für Schmerz und Bangen kaum noch Raum blieb.

„Martin, lieber Martin, bist wieder daheim", jubelte Sabine, sich an seine Seite setzend, wobei sie ihr Köpfchen an seine Schulter lehnte. „Hab's der Mutter gleich gesagt, Du würdest nicht lange fern bleiben, denn Du mußt es ja wissen und fühlen, daß es hier doch am besten ist und daß in der großen, weiten Gotteswelt es doch kein Herz giebt, so voll Liebe und Treue, wie das Deines braunen Mädchens. Und nun gehst nicht wieder fort, gelt Martin?"

„Nein, nein, niemals wieder in jene falsche, sündige Welt hinein!"

Es klang wie der Schrei eines tief verwundeten Herzens, daß trotz der trostreichen Versicherung es Sabinen mit Weh erfüllte und ihre Freudigkeit verstummte.

Still saßen sie bei einander, lange, lange. Die Jungfrau hatte ihren Kopf von seiner Schulter erhoben. Wer weiß, ob ihr diese Stellung jetzt noch ziemte? Wohl war er zurückgekommen, ob er aber als der Ihrige heimkehrte? Wenn auch die goldschimmernde Hoffnung, welche ihn verblendet und bethört, erstorben war, ob nicht trotzdem die Liebe zu jener schönen, holdseligen Dame den harten Stoß überlebt hatte? Vielleicht sehnte er sich frei zu sein, gewiß war es so, denn wenn sein Herz Jener gehörte, so konnte er doch nimmer ihr seine Hand geben. Schon der Gedanke an eine solche Entweihung des heiligen Bundes trieb Sabinen das Blut in dunklen Strömen in's Gesicht.

Ohne daß Martin ihr ein Wort verrathen, ahnte sie dennoch, was ihm dort in der Stadt geschehen war, welche Wunde seinem Herzen geschlagen wurde; und ebenso las Martin, trotz seines Schmerzes die Gefühle, die Sabinen's Seele bewegten. Ja, die Sympathie einer wahren Liebe ist groß und von wunderbarer Macht. Er schaute auf Sabine, die still an seiner Seite saß; an Stelle ihrer Freude war eine Schüchternheit getreten, die ihn mehr berührte. Leise war sie ein Wenig von ihm gerückt, und in diesem Fremdthun lag etwas, das ihn erschreckte; es war ihm plötzlich, als sei er im Begriff, sie zu verlieren, wodurch ihr Werth ihm erst recht klar zu werden schien.

Immer wieder wandte er den Blick auf das junge, anmuthige Mädchen, das so rein, so unberührt vom Leben war. Einer frischen, holden Waldesblume gleich erschien sie ihm. Sie hatte noch kein freier, begehrlicher Blick getroffen, in stiller Verborgenheit war sie ihm allein erblüht.

Ihm! Konnte er ihr jetzt ein ganzes volles Herz bieten für das ihrige — durfte er sie an seine Brust ziehen, in der es noch wild und wirr von kaum bekämpften Stürmen und Leidenschaften tobte? in der das Bild jener Anderen oft in blendendes Licht getaucht, aus dem Dunkel, welches es dann wieder umgab, hervortrat?

Er starrte düster vor sich hin, jetzt wieder nach Sabine blickend. Da sah er wie eine helle, klare Thräne sich unter ihren langen, dunklen Wimpern hervorstahl und langsam über ihre weiche, bräunliche Wange rollte.

Jetzt war es, als löse sich der Bann, der über ihm gelegen, als dringe der erste Lichtstrahl in seine umnachtete Seele.

Diese eine Zähre rief einen Strom von Thränen aus seiner gepreßten Brust hervor, der gluthheiß aus seinen Augen stürzte. Krampfhaft schloß er seine Arme um Sabine, es schien als ob er sein Weh, sein Leben an ihrem Herzen ausweinen wollte.

„Sabine, habe Nachsicht mit mir!" bat Martin, als er seine Fassung wieder etwas errungen hatte, denke, ich sei von schwerer Krankheit genesen, doch noch matt und schwach an Kräften, welche die Zeit erst wieder stählen kann. Ich habe einen schönen, aber bösen Traum geträumt — ich bin erwacht, doch hallt und bebt es in mir noch nach von der Seelenpein, die ich erlitten; die Sinne sind mir noch so verwirrt von dem blendenden Glanze, den ich erschaut, daß ich mich noch nicht zurechtfinden kann im wirklichen Leben. Ein Irrlicht war es, das mich locken wollte in einen Abgrund hinein." Schaudernd deckte er die Hände über die Augen, als wenn noch einmal Alles an ihm vorüberziehe, was ihn in den letzten Tagen jene furchtbaren Qualen bereitet hatte. „Wo das einzige Glück für mich liegt, welches der Weg zu Heil und Frieden ist, das weiß ich jetzt ganz genau", und ein Blick, der an frühere sonnige Tage erinnerte, traf das erröthende Mädchen, „aber noch bin ich nicht würdig genug, die Hand nach diesem Glücke auszustrecken, noch ist es zu wild und wirr in mir, auch noch zu weh, um an reine Freude zu denken. Hilf mir Sabine, steh mir bei, die schwere Zeit zu überwinden!"

„Ich stehe bei Dir immerdar — aber, Martin, noch eine viel bessere und kräftigere Stütze findest Du

an Dem, der mir hindurchgeholfen durch die Trübsal der letzten Monate. Glaubst Du ich habe nicht gelitten?" Sabine barg ihr Antlitz in den Händen, als solle der Vielgeliebte nicht sehen, wie das Zurückdenken an die erduldeten Qualen ihre Züge verdüstere. „Die ganze Welt, die mich bis dahin so fröhlich und glücklich angelacht, lag öde und dunkel vor mir, daß ich oft meines Jammers kein Ende sah, aber ich betete zu Gott: „Herr, bleibe bei mir, denn es will Abend werden, und der Tag hat sich geneigt." Und er blieb bei mir, er wird auch ferner uns nicht verlassen. So bete auch Du, Martin, doch aus vollem, gläubigem Herzen — dann weicht die Nacht und es wird wieder Tag."

Und es ward so. Nicht auf einmal, aber nach und nach brach das Licht hindurch, und eine bessere Liebe war es, die von Neuem erblühte, denn sie hatte den Kampf bestanden. — Als zu Pfingsten die Rosen vor dem Schulhause ihre vollste Pracht entfalteten, da war es ein doppeltes Fest für das ganze Dorf, denn die Hochzeit seines Lieblinges, des hübschesten, anmuthigsten Mädchens dort feierten Alle mit.

Das war ein heller Jubel; selbst die Alten und Kranken hatten einen Festtag heute, ganz in aller Morgenfrühe, als die Sonne noch kaum über die Berge gestiegen, war Sabine schon in den Hütten und an den Lagerstätten gewesen, Labsale und Spenden mancherlei Art ertheilend. Sie konnte es wohl, denn für die einfachen Ansprüche des jungen Paares gingen sie einer sorgenfreien, ja gemächlichen Zukunft entgegen. Erstens war Sabinen von einer Verwandten eine kleine, aber doch sehr willkommene Erbschaft zugefallen, und dann war ein Schreiben von der Regierung eingetroffen, in welchem Martin angezeigt wurde, die Behörde habe sich überzeugt, daß die zu geringe Anzahl schulpflichtiger Kinder im Dorfe sein Gehalt als unzulänglich hinstellen, und daß aus diesem Grunde, wie in Anbetracht seiner guten Leitung der Schule ihm eine persönliche Zulage von einhundert Thalern alljährlich und lebenslänglich bewilligt werde.

Martin glaubte, er verdanke diese Gunst einem der Herren, der bei seinem Besuch in der Stadt sich ihm sehr freundlich erwiesen hatte, doch Sabine war anderer Ansicht. Wie oft segnete sie im Stillen Henriettens Namen; selten vergaß sie ihrer im Gebet, die immer weiter dahinzog durch die Welt auf der glorreichen Bahn, aber wie von Engeln behütet, ohne zu straucheln den gefährlichen Weg wandelte. Martin sprach niemals von ihr. — Ob er sie vergessen hatte, ob jener verblendende, berückende Glanz ganz verlöscht und verdunkelt war, durch das sanfte, gleichmäßige Licht, welches eine glückliche Ehe ausstrahlt? —

V.

Ein blauer, duftiger Augustnachmittag lag über dem herrlichen Sanssouci, das nicht nur seiner schönen Bäume und Anlagen wegen, nicht um der prachtvollen Springbrunnen und Kunstschätze willen so hochberühmt ist, das mehr noch durch die Erinnerungen, an einen der größesten Könige, der das „Werde!" darüber aussprach, seinen Weltruf erlangt hat.

Es müßte ein ganz vertrockneter Alltagsmensch sein, der wenn er die schattigen Gänge des Königsparkes betritt, nicht von einem Gefühle der Weihe und ehrfurchtsvoller Scheu erfaßt würde. Es weht ein eigenthümlicher Zauber durch diese dichten, grünen Laubgänge, es rauscht und flüstert süßer und geheimnißvoller in den uralten, majestätischen Wipfeln, die Nachtigallen schlagen hier sehnsuchtsvoller und melodischer als anderswo. Der Geist des Großen, des Einzigen Friedrich scheint noch jetzt durch die grüne Waldespracht zu schweben, und die Seelen der Dahinwandelnden mit erhabeneren Empfindungen zu erfüllen.

Ein älterer und ein jüngerer Mann durchschritten an jenem sonnigen Augustnachmittage die schattenreichen Alleen von Sanssouci. Sie schienen keine engherzigen, verknöcherten Alltagsmenschen zu sein, denn an dem Ausdruck ihrer Gesichter war zu erkennen, daß die Pracht der Natur, wie die Schönheit der Kunstschätze ihr ganzes Innere mit Bewunderung erfülle, einer so tiefen, andachtsvollen Bewunderung, die sich nicht in vielen Worten, nur ab und zu in einem Ausrufe kund that.

„Sieh Vater, wie der Sonnenschein dort so weiche, goldige Streiflichter auf den Sammetteppich des Rasens wirft!" sagte der junge Mann, ein frischer, klugaussehender Jüngling von vielleicht siebenzehn Jahren, dem der Zauber ringsumher tief in das Herz gedrungen schien, denn seine schon so leuchtenden, braunen Augen strahlten heute noch heller als sonst.

Es war aber auch über alle Beschreibung hinaus lieblich in dem schönen Sanssouci. Alle Fontainen sprangen, und trotzdem war es einsam, weil es keiner jener Tage war, welche die Berliner in Schaaren nach Potsdam führen, und Stille und Einsamkeit gehören nun einmal zu Sanssouci. Weshalb die Wasser sprangen, wußten die beiden Fremden nicht, der junge Mann sagte lächelnd, es geschähe gewiß ihretwegen, und mit einem Jubelrufe begrüßte er, aus einem Seitenwege in die Hauptallee tretend, die große Fontaine, welche in ihrer stolzen Schönheit und Majestät ihren Strahl hoch, hoch in die blaue, stille Luft warf, und ihre Perlenschleier weit ausbreitete.

„Vater, Vater, wie unvergleichlich reizend ist dies. Von solcher Pracht und Herrlichkeit hat man doch daheim keine Ahnung. Ach, wenn meine Mutter dies sehen könnte. Vater, ich werde recht sparsam leben, und will versuchen durch Clavierstunden Geld zu verdienen, damit die Mutter einmal auf Besuch herkomme."

Der Vater klopfte dem Jüngling sanft auf die Schulter, und schaute ihm zustimmend in das junge, froherregte Angesicht.

„Ja, Du hast Recht, Heinrich, die Mutter muß einmal hierher nach Potsdam, ich hätte jetzt selbst keine Ruhe, bis sie dies Alles gesehen. Sie muß sich doch auch einmal selbst umschauen, wo ihr Herzensjunge geblieben ist."

Sie setzten sich auf eine der Marmorbänke, welche die große Fontaine umgeben, und genossen das herrliche Schauspiel vor sich mit allem Behagen. Wie es so anmuthig rieselte und rauschte aus allen Gängen und grünen Verstecken, wie das Wasser in so mächtigen Strahlen emporschoß, in der Sonne gleich Milliarden blitzender Diamanten funkelnd und sprühend — ja wie dort das Sonnenlicht den schönsten Regenbogen in dem feuchten Silberschleier hervorzauberte! Dabei der Anblick auf die weltberühmte Terrasse, von prächtigen Orangenbäumen zu beiden Seiten eingefaßt, bis auf der obersten das nach jetzigen Begriffen unscheinbare und doch so historische Schloß sich erhebt. Und über Alles fort spannte der klarste Himmel sein blaues Zelt und die Natur prangte in einer Ueppigkeit und Fülle, wie man es Ende August nicht oft findet. Wenn sich hier und dort etwas röthliches Laub in dem dichten, grünen Gezweige zeigte, so war der Farbenwechsel besonders schön für das Auge.

Still war es ringsumher; nur die Wässer plätscherten und murmelten lieblich, eine heilige, andachtsvolle Stille waltete auch in den Herzen von Vater und Sohn. Sie saßen Hand in Hand, dicht beieinander, als wollten sie die Stunden ihres Zusammenseins, welches morgen endete, recht auskosten. Die Brust des Vaters wurde von mannigfachen Gefühlen, denen auch die Sorge nicht fern war, bewegt. Seinen Sohn, sein einziges Kind, übergab er jetzt dem Leben; aus der Stille des Schulhauses auf dem kleinen Dorfe brachte er ihn nun zur weiteren Ausbildung auf das Seminar in Potsdam. Rein und unverdorben, wie nur je ein siebenzehnjähriger Knabe aus der Erziehung braver, liebender Eltern hervorgegangen, führte er ihn her — würde er ebenso gut und lauter einst zu ihm zurückkehren? Es war sein einziger Sohn, das einzige Kind, welches ihm am Leben geblieben, nachdem drei seiner Geschwister schnell dahinstarben; an dem guten, fröhlichen Knaben hing der Eltern Herz mit einer Liebe und Zärtlichkeit, welche doch weit entfernt von blindem Vergöttern waren.

Der schwere Abschied von der theuren Mutter und dem heimathlichen Dorfe war überstanden, und jetzt da der hochverehrte und geliebte Vater noch an seiner Seite war, schien es Heinrich, als habe er das Daheim noch nicht verlassen. Und während sie so in dem herrlichen Sanssouci beisammen saßen, legte sich noch manche weise Lehre des Vaters in des Sohnes Herz, dort Wurzel zu fassen, und ihm eine Schutzwehr zu sein, in kommenden Stunden der Versuchung, welche das Leben Keinem erspart. —

Arm in Arm wandelten sie dann dem Ausgange des Parkes zu, wobei sie an dem Garten der Friedenskirche vorbeikamen. Eine kleine Thür stand offen, und nicht wissend, daß eigentlich der Eintritt verboten sei, traten sie hinein.

Wenn je Etwas seinen Namen mit Recht getragen hat, so ist es der Friedensgarten. Ein unnennbar süßer Friede erfaßt Jeden, sobald er den Fuß hineinsetzt. Worin es liegt wüßte wohl Keiner zu sagen, und dennoch möchte sich schwerlich Einer finden, der die Wahrheit dieser Behauptung ableugnete. Stand auch in der damaligen Zeit, welche fast fünfzehn Jahr zurückliegt, der Garten noch nicht in der Vollendung da, durch die er heute den Beschauer entzückt, so war er doch schon von herrlichen Rasenplätzen, schönen Blumenanlagen und wundervollen Baumgruppen geziert. Und nun die Kirche wie poetisch sie an dem kleinen See liegt und sich in ihrer edlen Einfachheit aus den grünen Bäumen erhebt; ein schöner Tempel, der von dem kunstsinnigen Friedrich Wilhelm dem Vierten erbaut, und so sehr von ihm geliebt wurde, daß er auf seinen Wunsch im Tode dort ruht.

Die beiden Fremden nahten sich mehr und mehr dem Gotteshause, angezogen durch die schönen, feierlichen Orgelklänge, welche durch die friedliche Abendstille des Gartens tönten.

Ob etwas in ihrem Erscheinen sie als Fremde bekundete, ob ihr Gesichtsausdruck das hohe Interesse und Entzücken an der herrlichen Musik verrieth? Ein Diener, der an einer Seitenpforte stand, winkte ihnen, näher zu treten.

„Wenn Sie sich ganz leise auf das Chor schleichen wollen, will ich Sie einlassen — es ist eine Gunst, um die halb Potsdam Sie beneiden wird, die Gräfin Rossi singt heute vor dem hier versammelten Hof."

Leise, unhörbar, auch von Niemand bemerkt, erreichten sie ein Seitenchor, und setzten sich dort, von einer Säule verdeckt, nieder. Ihre staunenden, entzückten Blicke durchstreiften die herrliche Kirche, durch deren Bogenfenster die hohen Bäume grüßend hinein winkten.

Voll und mächtig rauschte meisterlich gespielt die Orgel durch das fast ganz leere Gotteshaus; jetzt ging das Präludium in wohlbekannte Töne über und plötzlich sang eine Frauenstimme, prachtvoll, hehr, glockenrein:

„Ich weiß, daß mein Erlöser lebt!"

Wie von einem electrischen Schlage getroffen fuhr der ältere der beiden Fremden von seinem Sitze empor, sein Gesicht war todesbleich; wenn sein Sohn ihn nicht zurückgehalten, hätte er alle Vorsicht vergessend, sich weit vorgebogen, die Sängerin zu erschauen. Aber bedurfte es da noch der Augen, wo die Seele spricht mit unwiderleglicher Bestimmtheit. So kann nur Eine singen und besonders diese Arie.

„Vater, um Gotteswillen was ist Dir?" flüstert der Sohn ängstlich, er winkt ihm Schweigen zu.

Er birgt sein Antlitz in den Händen, und die

hellen, klaren Thränen perlen zwischen den Fingern hindurch. Die Jugendzeit, die goldige Jugendzeit, jener entzückende Traum, den er an jenem mondlichten Abend in seiner kleinen Dorfkirche zu träumen begann, jene Weihestunde die ihn damals in ihren Zauberkreis bannte, Alles ersteht wieder zum Leben, inmitten jenes Gesanges. Aber schöner als Alles blüht wieder die Wunderblume des Glaubens an Sie in seinem Herzen empor. In dieser Weise vermag nur ein edles, frommes, gläubiges Menschenkind zu singen. Solchen Ausdruck lehrt nur ein reines Gemüth. Die Zweifel, die dunklen Bilder, welche Martin in seiner Verblendung sich selbst schuf, und die ihm die sonnenklare Erinnerung an jene Weihestunden trübten, verschwinden mehr und mehr, verscheucht durch die siegende Gewalt dieser göttlichen Stimme.

Diesem Vortrage folgen andere, selbst Henriette Sontag, jetzt die Gräfin Rossi singt noch mehr, doch Martin hört nur immer die eine Jubelhymne: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt."

Jetzt ist das Concert beendet; die Sängerin, vom Orgelchore heruntergestiegen, wird von dem ganzen Hof mit Lob und Danksagungen umringt. Nun kann Martin sie sehen. Ja, sie ist es, er hätte sie erkannt, unter Tausenden. Wenn auch der Schmelz jener ersten Jugend sie verlassen, und die schlanke, biegsame Gestalt sich zu größere Fülle entwickelt hatte, eine anmuthige, graciöse Erscheinung ist Henriette noch immer. In voller, edler Frauenschönheit, liebreizend und majestätisch, eine Königin selbst im Kreise dieser fürstlicher Personen, steht sie da.

Ein Herr mit vielen Orden geschmückt, einen weißen Cashmirmantel über dem Arm hält sich in einiger Entfernung von ihr. Martin ahnt, daß es der Graf Rossi, ihr Gemahl ist, aber er kann ihn ruhig, ja voll Theilnahme anblicken, denn von jenen Gefühlen, die ihn einst beinahe von dem rechten Wege ableiteten, ist nichts in seinem Herzen. Nur Dank, jubelnde Freude, daß er sie noch einmal wiedergesehen, noch einmal ihren zaubervollen Gesang gehört, welcher ihr Sein ihm wieder in der früheren Reinheit erstehen ließ, erfüllt seine Brust.

Leise und unbemerkt wie sie kamen, haben Vater und Sohn auch wieder die Kirche verlassen. Draußen sehen sie den ganzen Hof an sich vorüberfahren; sie neigen sich ehrfurchtsvoll vor den hohen, königlichen Herrschaften, aber noch tiefer, noch huldigender beugt Martin sich vor ihr — der Königin im Reiche des Gesanges. Ob so viel von seinem inneren Empfinden in seinem Gruße gelegen, ob eine dunkle Erinnerung bei Martin's Anblick an Henriette vorüberflog, denn wenn er, wie nur natürlich, verändert und gealtert war, so lag dennoch derselbe treue, biedere Ausdruck in seinen Zügen, so war die Gestalt noch schlank und kräftig wie damals, daß trotz der Veränderung, welche die Jahre bringen mußten, ein Erkennen nicht in das Reich der Unmöglichkeit gehörte. Gewiß ist es, daß die Gräfin Rossi im Vorüberfahren stutzte, und den Gruß mit einer Holdseligkeit und Güte, mit Bewußtsein möchte ich es nennen, erwiderte, so daß Heinrich ganz entzückt war einen solchen Gruß von einer so hochberühmten, vornehmen Dame erhalten zu haben.

Schon schlief der junge Mann den süßen, festen Schlaf der Jugend, als der Vater, dessen Gefühle zu heftig erregt waren, um Ruhe zu finden, noch einmal den Gasthof verließ, um einen Gang durch die stille Sommernacht zu thun. Im Freien vermochte er stets seine Gemüthsbewegung am besten niederzukämpfen, und die Gefühle wogten hoch in seiner Brust. Er hatte viel von ihr gehört, viel und nur Gutes. Von ihrer Menschenfreundlichkeit und Wohlthätigkeit erzählte man ihm, von ihrem Mitgefühl für Anderer Leid, und daß auch ihr nicht immer und nur das Glück gelächelt habe, daß trotz der hohen Stellung, die sie einnahm, manche Sorge sich ihr genahet habe. Von ihrer Liebe zu ihrer Familie sprach man mit hohem Rühmen. Es schien sich Alles zu vereinen, Martin heute inne werden zu lassen, in welcher Verblendung er gelebt, als er sie nur für weltlich und ruhmesdürstig, eitel und gefallsüchtig hielt, als er sie in seiner Ungerechtigkeit von dem Altare riß, welchen er ihr in seinem Herzen erbaut hatte. Er war beide Male zu weit gegangen, jedenfalls aber entfernte er sich das zweite Mal in seiner Ungerechtigkeit von der Wahrheit viel weiter, als er diese zuerst in seiner Vergötterung überschritt. —

Die Frau des Gastwirthes bei dem Martin mit seinem Sohne Quartier genommen, war die Base eines der Diener im gräflichen Hause, hatte selbst dort eine kurze Zeit gedient, und sie floß über im Lobe der gütigen, leutseligen Herrin, von ihr erfuhr er auch wo die Gräfin in diesem Sommer wohnte, und mit Allgewalt zog es ihn nach dem Hause hin.

Er wandte seine Schritte jener anmuthigen Vorstadt Potsdams zu, in der das russische Dorf, inmitten seiner herrlichen Baumalleen liegt, welche sich gleich Laubgängen hindurchziehen, und aus denen die malerischen, hölzernen Häuser, ein jedes von einem Obstgarten umgeben, sich sehr hübsch hervorthun. In der Stille dieser warmen, zauberischen Mondnacht nahm das Dorf sich doppelt schön aus und die auf der kleinen Anhöhe — der Kapellenberg genannt — thronende russische Kirche, gewährten im vollen, blendenden Mondesglanze einen wunderbar herrlichen Anblick.

Dicht hinter derselben, in dem schönsten dieser in russischer Manier erbauten Häuser, wohnte in diesem Jahre die Gräfin Rossi, und fast allabendlich wanderten viele Potsdamer dahin, um fern ab im Gebüsch verborgen, den süßen Tönen zu lauschen, welche aus dem Balkonzimmer in die weiche Sommernacht hinausklangen. Heute aber, vielleicht weil es schon

spät geworden, war es still und einsam hier oben, nur der Mondschein lag träumend auf den schön gehaltenen, breiten Kieswegen, er ließ die weißen Stämme der Birken noch heller leuchten, und in ihren Blätterkronen flüsterte ganz leise der Nachtwind.

Auch in dem hübschen Hause bemerkte man keine Spuren der Regsamkeit mehr; im unteren Stockwerke waren die Läden geschlossen, und wenngleich oben nach dem Balkon eine breite Thür offen stand, so war auch dort kein Licht sichtbar.

Martin lehnte an dem Stamme einer Linde und schaute auf das stille Haus, und innige Segenswünsche für die Bewohnerin desselben stiegen zum Himmel empor. Dabei regte sich das heiße Sehnen und Verlangen, sie noch einmal singen zu hören, gewiß zum letzten Male in diesem Leben, denn wie sollte es sich fügen, daß er wieder in ihre Nähe kam, da man ja sogar davon sprach, sie werde das Vaterland verlassen. O, noch ein Lied — zum Abschiede!

Und als ob dieser Tag sich zu einem unvergeßlichen Festtage gestalten sollte, bestimmt, in hellem, durch nichts getrübtem Glanze das fernere, einfache Leben des Mannes zu durchstrahlen, so wurde ihm auch dieser Wunsch erfüllt.

Eine kunstgeübte Hand schlug einige vollen Akkorde auf einem herrlichen Flügel an, und dann tönte eine schlichte, fromme Weise, ein kleines Gebet, zu Martin hernieder. So einfach und schmucklos, aber so goldklar und innig perlten die Töne dahin, so ganz das inbrünstige Flehen eines bangenden Herzens, zum Schluß das volle Vertrauen einer gläubigen Seele ausdrückend. Wenn es möglich gewesen wäre, daß noch etwas einen tieferen Eindruck als jene Jubelhymne: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt", auf Martin machen konnte, so würde es jenem kleinen Nachtgebete gelungen sein. Die Sängerin verstummte; sie schien in diesem Liede ihre Abendandacht verrichtet zu haben, denn man hörte, wie sie den Flügel schloß. Dann trat sie hinaus auf den Balkon. Wahrscheinlich bemerkte sie Martin nicht, dessen Augen wonnetrunken an der weißen, lichtumflossenen Gestalt hafteten, der jeden einzelnen Zug ihres holdseligen Gesichtes sich fest in das Herz prägte.

Henriette warf einen langen Blick über die Mondscheinlandschaft. Die Stadt ruhte wie in weiße, durchsichtige Schleier gehüllt, die fernen Hügel und Berge verschwammen im lichten Duftmeer. Es war, als lausche sie noch auf das leise Flüstern des Nachtwindes in den Baumwipfeln — dann trat sie zurück, und bald schloß ein Diener die Thüren des Balkons.

Martin wanderte durch die stille, helle Sommernacht der Stadt zu, sein Herz von seliger, dankbarer Freude erfüllt, mit einem Vorsatz kämpfend, der endlich zum gereiften Entschluß gedieh. Er mußte die Gräfin Rossi sprechen, mußte ihr bekennen, welches Unrecht er ihr in Gedanken angethan, er mußte sich vor ihr beugen in hochachtungsvoller Demuth. Wenn ein solches Verlangen als ein unabweisbares Müssen vor die Seele eines thatkräftigen Mannes tritt, dann giebt es kein Zögern, dann schweigen alle Bedenken und es finden sich Wege zum Ziele. Wenn auch von Martin's Bekenntniß nicht das Glück seines ferneren Lebens abhing, so würde es ihm doch mehr Ruhe verleihen. Zu wissen, man habe einem Anderen Unrecht gethan, ohne den Versuch zur Sühne zu wagen, das ist für ein braves, redliches Gemüth ein tiefer Stachel, der es stets von Neuem verwundet.

Die Gräfin Rossi saß am anderen Morgen — nach Martin's Ansicht war es hoher Mittag — im Balkonzimmer, als ein Diener ihr auf silberner Platte ein Brieschen brachte. Die wenigen Worte waren schnell gelesen, und während es geschah, stieg ein leises, warmes Erröthen in das Antlitz der Dame. Die goldige, längstverklungene Jugendzeit sandte einen Gruß, der stets willkommen ist.

„Führen Sie den Herrn augenblicklich hierher! Ich bin für Niemand anders zu sprechen — hören Sie, für Niemand! Und wenn mein Gemahl und die Comtessen nach Hause kommen, melden Sie es mir!" —

„Zu Befehl, gnädige Gräfin."

Mit der ihr eigenen herzgewinnenden Anmuth, welche vielleicht ihr größter Zauber war, ging die vornehme Frau dem schlichten Manne entgegen.

„Ich sagte einst: Auf Wiedersehen zu Ihnen, Herr Martin Werner; Sie haben mich lange auf dieses Wiedersehen warten lassen, eine bedeutende Reihe von Jahren ist zwischen damals und jetzt dahingerollt."

Mit seiner tiefen Erschütterung kämpfend stand Martin ihr gegenüber, doch endlich siegte die Kraft des Mannes, und wenn auch die Stimme Anfangs noch etwas zitterte, gewann sie doch mehr und mehr Festigkeit während er sprach:

„Gnädige Gräfin, ich konnte damals nicht wiederkommen — was mein Herz für Sie empfand, werden und müssen Sie gesehen haben, der einfache, kunstlose Dorfsohn vermochte nicht seine Gefühle zu verbergen. Ein Wink von Ihnen hätte genügt mich jenen heiligen Versprechungen untreu werden zu lassen, mich, selbst hoffnungslos, zu Ihrem Sklaven zu machen. Es war ein mächtiges, alles Andere übertönendes Gefühl, welches in mir keimte. Aber Gott rettete mich, denn eine Rettung muß ich es nennen, daß er mich zurückleitete auf die rechte Bahn, zu dem Platze, an welchem allein ich leben und wirken konnte, an welchem ich glücklich wurde, glücklich machte. Was hätte ich armer unerfahrener Mensch wohl in der Welt thun sollen, der ich so wenig von ihrem hergebrachten natürlichen Thun und Treiben verstand, daß mir jener Besuch bei Ihnen, gnädige Frau, alle Fassung raubte, die Vorstellung im Theater mich aus jedem Gleichgewicht riß. Jetzt kommt mein Unrecht, das zu bekennen, Sie mich hier sehen."

Martin schwieg, wie um Kraft zu sammeln zu

dem Schweren, das vor ihm lag, das er sagen mußte, selbst auf die Gefahr hin, in ihren Augen zu sinken.

„Ich war in jener Zeit ein solcher Neuling in der Welt, daß es über mein Verständniß ging, wie eine Dame gleich Ihnen, jene Herren bei sich empfangen und ihre faden Gespräche mit anhören konnte, in jenen Besuchen schien mir eine Beleidigung, eine Entweihung zu liegen. Und als ich Sie, deren Stimme nach meiner Ansicht nur geschaffen war, Gottes Lob und Preis in edelster, heiligster Musik zu verherrlichen, in jener Oper sah, jene leichtfertigen Worte singend, die frivole Handlung darstellend, die ich auch noch jetzt jener Meistertöne für unwürdig halte, da war es mir, als risse etwas in meinem Herzen und als stürzte das Götterbild, zu dem ich anbetend aufgeschaut, in den Staub. — Verzeihung, gnädige Frau, erstens für solche irrige Auffassung, und dann dafür, daß ich es wage, Ihnen dies zu sagen; aber nur ein offenes Bekenntniß meiner Verblendung kann und wird mir Ihre Vergebung erwerben. Nur das unrichtige Verständniß der Welt, der befangene Blick des jungen Mannes, der wenig über die Grenzen seines kleinen Dorfes hinausgekommen war, — vielleicht auch ein falsches, hämisches Urtheil, dem ich nimmer hätte glauben sollen, nur dies Alles kann entschuldigen, was ich an Ihnen gefrevelt habe."

„Höher als es gestattet ist einen Sterblichen zu stellen, erhob ich Sie, als Sie an jenem unvergeßlichen Abend in unserer Dorfkirche jene gottgeweihten Melodieen sangen — tiefer als es nicht nur recht, als es natürlich und vernünftig war sanken Sie von dieser schwindelnden Höhe durch meinen Unverstand herab. Ich selbst trübte mir das lichtstrahlende Bild, das mich so schön und lieb durch's Leben begleiten konnte, als eine geweihte Erinnerung, nachdem ich mich wieder zurückgefunden auf der Bahn der Pflicht — ich selbst trübte es mir mit dunklen Zweifeln und Voraussetzungen. Die Leiden, welche daraus erfolgten, waren eine gerechte Strafe, aber nur Gott weiß, wie tief die Wunde ging."

Des Mannes Gesicht war bleich geworden, bei der Erinnerung an jene schweren Kämpfe, ehe er den Frieden wieder errang.

„Und dennoch, wenn ich jetzt mit ruhigem Blick und in ungetrübtem Lichte jene Zeit überschaue, so möchte ich glauben, daß der gütige Gott selbst mir zu meinem Heile jene verwirrende, unklare Ansicht geschickt habe — denn wenn ich mir nicht selbst jenes Dunkel schuf, ich hätte ja der Sonne nachstreben müssen, auch wenn ich daran zu Grunde gegangen wäre."

Martin hielt einen Moment inne, wie überwältigt von den Erinnerungen an jene süße und qualvolle Zeit, dann aber fuhr er ruhiger fort:

„Der liebe Gott in seiner Weisheit und Güte, wollte aber nicht, daß ich aus dem Leben schiede mit jener unrichtigen Ansicht von Ihnen; da er wußte, daß es Zeit war und es ohne mich zu verblenden und irrezuleiten geschehen konnte, ließ er den einen Stern, der meinem stillen einförmigen Leben leuchtend heraufgezogen und untergegangen war, wieder in voller Klarheit aus dem Dunkel hervortreten. Seit ich Sie gestern in der Friedenskirche singen hörte, gnädige Gräfin, jene Jubelhymne noch einmal vernahm, die so und in dieser Weise aufzufassen und wiederzugeben nur einem edlen reinen Herzen, einer glaubensvollen Seele möglich ist, da schwand die Nacht, welche sich in Beziehung auf Sie vor meinen Sinn gelagert. Wer so zu singen vermochte — ich meine nicht die Vollendung der Kunst, sondern den Ausdruck — der mußte durch alle Verlockungen der Welt lauter und klar hindurchgegangen sein, und es bedurfte nicht der Bestätigung, daß es so sei, nicht all des Guten und Rühmenswerthen, welches ich von Ihnen vernahm, um mich meines Irrthumes zu bezeihen. Nein ein solches Menschenantlitz, ein solcher Gesang vermag nicht zu täuschen. Mit reineren, besseren Gefühlen, mit einer tieferen Verehrung beuge ich mich jetzt vor Ihnen, theure gnädige Frau, bittend mir zu vergeben, was ich Ihnen in Gedanken unrecht gethan. Wenn mir diese Verzeihung geworden, dann will ich nach meinem stillen Dorfe zurückziehen, dankerfüllt über dieses glückliche Zusammentreffen, freudvoll, daß meine Erinnerung an Sie nun wieder klar und licht vor mir steht und mich als eine segnende Weihe begleiten darf — nicht nur die Erinnerung an die Fürstin im Reiche der Töne, sondern auch die, an eine der edelsten und gütigsten der Frauen."

Es lag eine solche Warmherzigkeit und Begeisterung, eine so tiefe Wahrheit in Martin's Worten, wie er sich vor Henriette neigte, tief, hochachtungsvoll und bebend ihre Hand an seine Lippe zog, das bekundete so deutlich die Art seiner Gefühle, daß auch ihr unwillkürlich die Augen feucht wurden.

Die Höchsten der Erde hatten dieser seltenen Frau zu Füßen gelegen, theils ihrem Talente, theils ihrer ungewöhnlichen, hinreißenden Anmuth huldigend, Fürsten und Könige hatten sie gefeiert und bewundert, nicht nur die Künstlerin, sondern auch die geistreiche, liebenswürdige Frau, welche ihre spätere Stellung in den höchsten vornehmsten Kreisen, ja an den Thronen heimisch machte; nie ward vielleicht einem Weibe mehr Liebe, mehr Anbetung und Bewunderung dargebracht, doch niemals war ihr eine Huldigung werthvoller gewesen oder hatte sie tiefer gerührt, als die, dieses schlichten Mannes, dem es aus den treuen, thränenfeuchten Augen strahlte, wie es ihm Ernst sei mit jedem Worte, das er gesprochen.

Sie sagte ihm dies, während sie warm und herzlich seine biedere Rechte in ihre kleinen, schönen Hände schloß. Und dann, als wolle sie nun das Gespräch, welches sie Beide tief ergriffen, beenden, rief sie heiter:

„Jetzt sei es genug mit der Vergangenheit, durch deren Mißverständnisse und Dunkelheit Gott uns doch noch zu solchem Erkennen hindurchgeführt; jetzt sprechen wir von der Gegenwart. Sagen Sie mir, wie geht es ihrer lieben Frau, der hübschen braunen Sabine? Welch ein frisches, reizendes Mädchen sie war, und mit einem so goldreinen, treuen Herzen! Sieht sie noch gut aus?“

„Sie ist eine hübsche, stattliche Matrone“ — und den erstaunten Blick der Gräfin bemerkend, fügte Martin hinzu — „ja, gnädige Frau, wir Leute auf dem Lande, und besonders die Frauen, welche viele Mühsal und schwere Arbeit haben, altern viel schneller als der Städter; aber meine Sabine ist das liebste, bravste Weib, das je einem Manne beschieden wurde.“

„Mühsal und schwere Arbeit, sagten Sie — geht es Ihnen nicht gut, ist die Stelle immer noch so kärglich besoldet?“

„Nein, Frau Gräfin, wir haben überreich. Erstens fiel meiner Sabine eine kleine Erbschaft zu, und dann wurde bald nach meinem Besuch in der Stadt mir jährlich eine persönliche Zulage von hundert Thalern gewährt. Wahrscheinlich von einem meiner Gönner.“

Ein feines, schalkhaftes Lächeln überflog, von Martin unbemerkt, der Gräfin Gesicht, und hätte sie ihren Gedanken Worte gegeben, sie würden gelautet haben:

„Gut gemacht, mein lieber Herr von P. Der eine Handkuß ist ihnen, oder besser dem Staate, ziemlich theuer geworden. Doch das Geld kam an einen Würdigen.“

„Denkt Sabine wohl noch manchmal an mich?“

„Allezeit. Sie hat Sie treu im Herzen getragen, sie ließ sich nicht beirren, und obgleich sie wohl merkte, wie ich in meiner Verblendung Ihren Namen nicht hören, durch nichts an Sie erinnert werden mochte, so schwieg sie zwar, denn sie ist eine kluge Frau, doch es entging mir nicht, wie sie trotzdem Ihrer stets in Liebe gedachte. Sie ruhte nicht eher, als bis unser drittes Kind, das einzige, welches von vier Kindern uns am Leben blieb, ein lieber, schöner Knabe, Heinrich genannt wurde — weshalb und wem zu Ehren, das wußte ich wohl.“

„Da bin ich ja eigentlich die Pathin Ihres Sohnes, wenngleich ich nicht mit im Kirchenbuch verzeichnet stehe, — nun denn, seinem Pathenkinde darf man wohl eine kleine Gabe reichen und ich bitte Sie herzlich“ — Henriette streifte einen kostbaren Ring von ihrem Finger — „dem jungen Herrn Heinrich dies von seiner Frau Pathe zu bringen, als ein Zeichen meiner Wohlgewogenheit, auf die er stets rechnen kann.“

Um Martin's Danksagung abzuschneiden, trat Henriette schnell auf den Balkon und rief lebhaft: „Sehen Sie, Herr Werner, es ist ein schönes, trauliches Fleckchen Erde hier, nicht großartig ist die Natur, doch lieblich und reizvoll.“ Sie deutete dabei auf die schöne weite Rundschau, die sich den Blicken bot, auf das unter ihnen wogende Blättermeer, die im hellen Mittagsglanz ruhende Stadt und die im blauen Sonnenduft schwimmende Hügelkette, auf deren höchsten Spitzen Burgen und Schlösser thronten. Ja, es war ein anmuthiges Bild.

„Mir wird es schwer aus dem Vaterlande zu scheiden, aber eigentlich ist ja Heimath und Vaterland da, wo wir unsere Lieben, unsere Familie um uns haben, und nichts ist schwer, was wir zum Wohle unserer Theuren thun. Die Wechselfälle des Schicksals haben auch mich nicht verschont, Herr Werner, von dem, was die Menschen oft die Höhen des Lebens nennen, bin ich jetzt im Begriff zu scheiden, doch ich steige nicht herab; indem ich der göttlichen Kunst mich wieder zuwende, erhebe ich mich wohl eher wieder und werfe manche Schlacken ab, die das leichtfertige Treiben dessen, was man „die große Welt“ nennt, doch mehr oder minder in jedes Menschen Brust legt. — Zuerst bleibe ich noch in Europa — später wird wohl das weite Weltmeer sich zwischen mich und die Heimath legen. Wie es dort sein wird in den fernen, fremden Landen, ob ich glücklich sein werde oder ob“ — Eine trübe Vorahnung schien plötzlich Henriettens Seele zu erfassen, sie wurde blaß und ihr Auge verdunkelte sich, doch mit der Elastizität ihres Geistes schnell die düstere Regung bannend, sagte sie froh und zuversichtlich: „Hier wie dort ist Gott, seine Vaterhand hält uns, sein Auge wacht über uns, wo wir auch sind! Das ist ein kräftiger Trost. Und in dieser Hoffnung lassen Sie uns scheiden, Herr Werner. Wenn ich jetzt sage: „Auf Wiedersehen“, so weiß ich, daß es nicht an Ihnen liegen würde, sollte es hier auf Erden nicht geschehen. Kehre ich heim aus der Ferne, da komme ich einmal zur Rosenzeit nach dem stillen, hübschen Schulhause, mich zu überzeugen, wie es meinen Freunden geht, und ob mein Pathe ein tüchtiger Mann geworden ist; und inzwischen weiß ich, daß es dort zwei Herzen giebt, die meiner treu und in Liebe gedenken. Die schönsten, innigsten Grüße an Sabine, und Gott sei mit Ihnen, mit uns Beiden!“

Noch einmal legte sie ihre Hand in die seine mit festem, warmen Druck.

„Gott der Herr schütze und behüte Sie auf allen Ihren Wegen und führe Sie wieder glücklich in die Heimath zurück!“

Zitternd hauchten es seine Lippen und eine heiße Thräne fiel auf ihre Hand.

So schieden sie.

VI.

Blitzblank und schmuck sah es in dem hübschen Schulhause aus, denn Mutter Sabine hatte gestäubt und gesäubert in ihres Mannes Abwesenheit, der, wie die meisten Männer, vom „ewigen Reinmachen“ nichts wissen wollte. Die Tage, die er fern war, hatte sie nun weidlich benutzt, und sich den Gram und das Bangen nach Mann und Sohn dabei vom

Herzen heruntergearbeitet. Auch im Garten sah es hübsch und geordnet aus und an einigen der hochstämmigen Rosen blühten noch prächtige Blumen.

Sonntag Nachmittag war es, und die noch hübsche, stattliche Frau Schulmeisterin saß feiernd unter der altehrwürdigen Linde; dabei gedachte sie der Vergangenheit, ja, ihres ganzen Lebens, mit inniger Dankbarkeit, denn es war ein an Glück reiches gewesen. Manchen Kummer, doch auch viele Freuden, manche dunkle Stunde, doch noch mehr der hellen und sonnigen, hatte ihr Dasein aufzuweisen; und die Trübsal war von Martin so treu mit ihr getragen worden, er hatte sie so fest gestützt mit seiner Liebe, als sie am Grabe der Kinder, welche Gott so schnell von ihnen forderte, zusammenzubrechen drohte in ihrem Jammer. Sie fest an seinem treuen Herzen haltend, hatte er ihr ihren Lieblingsspruch zugeflüstert, an dem sie sich wieder erhob wie an einem kräftigen Stabe: „Herr bleibe bei mir, denn es will Abend werden und der Tag hat sich geneigt."

Und er war bei ihnen geblieben immerdar, in bösen und guten Tagen, denn auch sie ließen ihn nicht. Sabine war eine glückliche Frau, eine stolze, glückliche Mutter, und wenn sie ihres Glückes sich freute und Gott dafür dankte, immer mußte sie Henriettens dabei gedenken, der sie doch so viel schuldete. Daß sie nie von ihr sprechen durfte, nie von ihr gehört hatte, von ihr, die wie eine Lichtelfe aus ihrer Jugendzeit zu ihr herüberstrahlte, die für sie nie die Gestalt gewechselt hatte, das war oft ein rechter Kummer für Sabine gewesen, und darüber hätte sie mit Martin zuweilen ein wenig grollen mögen. Aber dann tröstete sie sich wieder damit, daß die Männer nun einmal wunderlich sind und ihre Grillen haben, und ihr Martin hatte deren doch nur wenige.

Sabine schaute die Dorfstraße entlang, ihm entgegen, denn heute mußte er kommen, da morgen wieder die Schule begann. Die Eisenbahn hatte auch in diese sonst so entlegene Gegend ihren Weg gefunden, vielleicht eine halbe Stunde vom Dorfe entfernt führte sie vorbei, und es war Sabinen schon lange, als habe sie den schrillen Pfiff gehört, der heute durch die klare, milde Herbstluft besonders vernehmlich gewesen war. Sonderbar, daß Martin noch nicht kam.

„Da sitzt nun meine Alte und träumt und schaut sehnsuchtsvoll in die Ferne, und sieht dabei so hübsch und rosig aus, wie ein ganz junges Blut, das den Geliebten erwartet."

„Den hat sie auch erwartet und hat ihn nun wieder!" jubelte Sabine, von den treuen Armen des Gatten umfangen. „Gott Lob, daß ich Dich wiedersehe, mein lieber, lieber Martin!"

„O, ich bin auch seelenfroh daß ich wieder daheim bin, Sabine! Aber unser Heinrich ist gut untergebracht, um den sorge Dich nicht, und ich glaube, er wird ein braver Junge bleiben, denn er ist ja seiner Mutter getreues Ebenbild. Nächstens mußt Du übrigens einmal zu ihm in die Stadt, um ihm neuen Vorrath an Wurst, Schinken, Speck und allerlei guten Dingen zu bringen. Alte, Alte, ich dachte, unsere Stube dort im Gasthofe sei eine Speisekammer geworden, als der junge Herr auspackte. Da wird nun wohl der arme alte Vater darben müssen, damit das Muttersöhnchen vollauf habe."

Sabine versicherte lachend, eine Hungersnoth sei bei ihnen noch lange nicht zu fürchten. Und dann begann sie all' die Fragen, welche Martin mit den Worten abschnitt:

„Etwas habe ich Dir mitzutheilen, was Dich glücklich machen wird. Eine Herzensfreude ist mir in der Stadt geworden, wie sie größer mich kaum treffen konnte. Denke Dir, ich habe Henriette Sontag wiedergesehen, habe sie noch einmal singen gehört."

„Mann, lieber, einziger Mann, erzähle!" rief Sabine jubelnd. „Also lebt sie? Ist sie noch so wunderschön — denkt sie noch an uns — hat sie Dich wiedererkannt? Rede doch, Martin!"

„Wenn Du mich nur erst zu Worte kommen läßt." Aber Martin erzählte ausführlich und freudig von seinem Zusammentreffen mit ihr, von ihrer Herzensgüte und Holdseligkeit und ihrem schönen Gesange, und Sabine lauschte mit andächtigem Entzücken. Als er ihr den werthvollen Ring zeigte, den die Gräfin ihrem Sohne geschenkt, und den der Vater für jetzt noch in Gewahrsam genommen, da entstürzten Freudenthränen den Augen der zärtlichen Mutter. Nicht daß sie ihm die kostbare Gabe gegeben, wie es geschehen war, das erfreute sie so innig. Und daß sie ihrer gedacht, in aller Vornehmheit sie nicht vergessen, das machte Sabine sehr stolz und froh.

„O, ich wußte es ja, daß sie ein Engel an Herzensgüte sei, Du nur warst so verstockt und verblendet, Martin, Du wolltest nie etwas von ihr hören, und wir verdanken ihr doch so viel, denn ich lasse es mir nicht nehmen, daß durch ihre Verwendung Dir auch die Gehaltszulage wurde."

Martin blickte seine Frau fast erschrocken an, aber je mehr er es sich überlegte, desto gewisser schien es ihm, daß sie auch hierin Recht habe und, wie in so Manchem, klarer gesehen habe als er.

„So segne sie Gott tausendfach für alle ihre Güte!" flüsterte er tief bewegt, und sein Blick richtete sich nach der kleinen Kirche — die im Sonnengolde des Abends so schön dalag — als sähe er dort wie damals die lichte, schlanke Gestalt an der Säule lehnen.

Fortan beteten zwei Herzen in dem stillen, glücklichen Schullehrerhause für Henriette, und als nach Jahren, im Sommer 1854, die Trauerkunde über den Ocean kam, daß die Hochgefeierte in mitten ihrer Triumphe, im Vollbesitz ihrer Stimme und in der Fülle der Kraft von einem schnellen Tode in Mexiko ereilt ward, als diese Nachricht, aufrichtige Theilnahme erweckend, nach der Heimath drang, welche

die berühmte Sängerin nun doch nicht wiedersehen sollte, da traf sie auch das kleine Schulhaus auf dem stillen Dorfe, tiefe Trauer dort verbreitend. Von Keinem, außer ihrer Familie, wurde Henriette Sontag wohl heißer und aufrichtiger beweint, von Keinem ihr Andenken mehr in Ehren gehalten, als von Martin und Sabine.

Wenn auch die Zahl derer, welche die berühmte Sängerin zu bewundern Gelegenheit hatten, mehr und mehr zusammenschmilzt, so ist doch die Künstlerin durch ihre Leistungen mit Recht denen zugesellt, welchen die Nachwelt als Sternen ersten Ranges am Himmel der Kunst ein ehrendes, bleibendes Andenken bewahrt. Ein unverwelklicher Ruhmeskranz wird stets den Namen „Henriette Sontag" schmücken.

Basel.

Der Rhein schneidet diese Stadt in zwei Theile, in Großbasel und Kleinbasel. Eine über 600 Fuß lange, schon im 13. Jahrhundert erbaute Brücke verbindet beide Ufer. Unweit dieser Brücke am hohen Strand erhebt sich das berühmte Münster. Zur Zeit der Römerherrschaft stand vielleicht auf derselben Stelle, gewiß im Umkreis davon das Römerfort, das Valentinian (378—392) erbaut hat. Früher schon war eine Colonie daselbst gegründet, Namens Basilia. Einige Historiker halten dafür, Kaiser Julian habe den Ort zu Ehren seiner Mutter Basiliana geschaffen und genannt. Wie dem auch sein möge, ein Blick auf den Domplatz belehrt, wie günstig gerade diese, den Rhein beherrschende Stelle zur Anlage von Festungswerken ist. Auch wurden 1786 und 1838 Mauerreste und römische Antiquitäten daselbst gefunden.

Also unter dem Rom der Republikaner und Soldatenkaiser eine Festung, unter dem päbstlichen Rom eine Kirche! Tapfer unter Julian, fromm unter Julius! Die Dome sind die Festungen des Mittelalters. Das Baseler Münster wurde von Heinrich II. in den Jahren 1010—1019 im byzantinischen Rundbogenstyl erbaut. Ein Erdbeben zerstörte 1356 einen Theil der Kirche. Wunderlicher Weise ward sie im gothischen Spitzbogenstyl wieder hergestellt, so daß beide Bauarten jetzt verbunden erscheinen.

Während die südliche Vorderseite (auch Kanzel und Taufstein) gothisch ist, stammt das westliche Portal aus Heinrich's ursprünglichem Bau. Byzantinisch und dann gothisch! Jeder muß sich nach der Decke strecken. Der byzantinische Geist streckte sich in Deutschland auch nach der Decke, das hieß man dann gothisch. Also wäre dies wunderliche Nebeneinander beider Style an einem Dom doch nicht so wunderlich!

Das Material des Gebäudes ist rother Sandstein, die Höhe seiner beiden Spitzthürme beträgt 200 Fuß.

Ein Kreuzgang an der Südseite enthält die Grabsteine des bekannten Reformators Oecolampadius und des nicht minder glaubensmuthigen Grynäus. Der Letztere mit Luther und Melanchthon persönlich befreundet, erhielt 1520 einen Ruf als Professor nach Basel, um über römische und griechische Autoren zu lesen. Seiner Gelehrsamkeit giebt Erasmus das beste Zeugniß. Aber er that sich auch als Tourist hervor, indem er aus bloßem Wandertrieb und bibliothekarischem Interesse 1531 nach England reiste. Dort ward er vom Kanzler Thomas Morus mit großer Güte und Auszeichnung behandelt, und es ist das schönste Denkmal dieses unglücklichen Großen, Grynäus' Vorrede zu Platons Werken (Basel 1534). Darin heißt es nämlich, daß Thomas Morus die Glaubensverschiedenheit des Grynäus schonend geehrt und als keinen Grund angesehen habe, seine Gastfreundschaft und Güte im Geringsten zu beschränken. Grynäus starb 1541 zu Basel an der Pest.

Grynäus' Freund und Protektor, der gelehrte Erasmus von Rotterdam hat sein Grabmal im Innern des Baseler Domes. Der unsterbliche Verfasser des „Lob der Narrheit" wurde vom nicht minder großen Künstler Holbein mehr als einmal, aber immer nur als Brustbild gemalt. Das veranlaßte einen Schöngeist zu einem lateinischen Epigramm: Warum nur halb? ruft er. Wundert Euch nicht:

„Wie vermöchte ein Bild denn ganz die Größe zu fassen,
Welche vergebens die Welt ganz zu erfassen sich müht."

Nicht Alle waren so artig gegen Erasmus. Sein literarischer Federkrieg mit dem deutschen Edelmann Heinrich von Eppendorf ist bekannt. Wie Pastor Goeze durch Lessing, wird Eppendorf durch Erasmus der Nachwelt aufbewahrt.

Aus der alten Krypta des Domes führt eine Treppe zum Saal, wo die Freskenfragmente des berühmten Baseler Todtentanzes aufbewahrt werden. Ursprünglich befanden sich diese Bilder, mit denen Hamlet seine Schlafstube geschmückt haben würde, an der Mauer des Dominikanerkirchhofs; à la fois lugubres et bouffons (traurig und vergnügt zugleich), nennt sie George Sand.

Der bezeichnete Saal ist an sich merkwürdig genug. In seinem halbdüstern Raum tagte 1431—1449 das Baseler Concil. Hier saßen die ehrwürdigen Väter unter des Kardinal Ludwig Alemann's Leitung und diktirten furchtlos und stolz, während die Pest in der Stadt wüthete und die deutschen Kurfürsten drohten, die Absetzung ihres Pabstes Eugen IV.



Das Münster in Basel.

Das Baseler Concil, kläglich zwar in seinem Ausgange, war das erste Wetterleuchten über dem Vatikan.

Hinter dem Münster erhebt sich eine mit Kastanien bepflanzte Terrasse, von deren Höhe aus man ein hinreißendes Bild des Stromes, der Stadt und des unfernen Schwarzwaldes hat. Hier verweilt jeder Fremde. Hier stand unzweifelhaft auch einst der junge Göthe, als er sich vor dem Wahnsinn der Liebe an's Herz der Natur flüchtete. „Frei", rief damals der titanische Jüngling, dessen drängendem Genius nichts zu groß schien, „frei wären die Schweizer? frei diese wohlhabenden Bürger in den verschlossenen Städten? frei diese armen Teufel an ihren Klippen und Felsen? Was man dem Menschen nicht Alles weiß machen kann!" Ja, großer Wolfgang, im Vergleich mit uns sind die Schweizer wahre Götter der Freiheit! Die Stadt Basel z. B. ist bei einer Bevölkerung von 41,044 Menschen und einer jährlichen Ausgabe von 1,575,676 Thalern schuldenfrei. Und das Militärbudget der Schweiz? „Zahlen aber", sagte später Göthe selbst, „zeigen wenigstens, wie die Welt regiert werde."

Carl Heigel.

Die Tochter des Spielers.

Eine Criminalgeschichte.

Von

J. D. H. Temme.

(Schluß.)

„Gnädige Gräfin", sagte ich, „darf ich bitten, daß wir uns setzen. Unser Gespräch dürfte längere Zeit dauern."

Sie ließ sich, wie mechanisch, auf die Bank nieder, auf der sie gesessen hatte.

Ich nahm einen Gartenstuhl, der neben der Bank stand, und setzte mich ihr gegenüber.

Sie suchte sich zu erholen . . . Sie wollte sprechen und konnte es nicht. Ich mußte fortfahren. „Sie haben ihn gekannt, gnädige Gräfin?"

„Ja!" sagte sie leise.

„Sie waren genau bekannt mit ihm geworden?"

„Ja!" wiederholte sie nachdenklicher.

„Er hatte Ihnen seine Hand angetragen."

„Ja!" Sie sprach das Wort noch immer leise.

„Er liebte Sie, Gräfin?"

„Ja!" sagte sie auf einmal laut und wie mit einem Stolze, als wenn sie sagen wollte: Und ich war seiner Liebe würdig!

War das gemacht? Hatte sie sich erholt, gefaßt? War sie wieder die abgerichtete Tochter des alten Spielers?

„Er ist gestorben", fuhr ich fort.

„Ja", sagte sie wieder mit ihrer ruhigen, klaren Stimme.

„Niemand", sprach ich weiter, „kann Auskunft darüber geben, wie er gestorben ist."

Sie antwortete nicht und sah vor sich hin.

„Nur die drei einsamen Weiden hinten im Felde neben der Eisenbahn könnten es", fuhr ich mit Betonung fort.

Sie blickte noch immer schweigend vor sich nieder; aber es schien mir, als wenn ihr Blick unruhiger wurde.

„Sie, Gräfin, waren zu jener Zeit nicht hier im Bade", begann ich von Neuem.

Sie antwortete nicht, sie schlug die Augen nicht auf.

„Auch Ihr Vater war nicht da!"

Sie blieb unbeweglich.

„Darf ich fragen, wo Sie und Ihr Vater damals waren?"

„Wozu?" sagte sie, aber wieder leise, und ihre Stimme zitterte und ich glaubte, ein Zittern durch ihren ganzen Körper ziehen zu sehen.

„Wozu, Gräfin? Willfried Emmermann trug damals eine Summe von zweimal Hunderttausend Thalern bei sich. Sie ist verschwunden."

Auf einmal sprang sie auf. Ihr Gesicht war glühend roth geworden. Sie starrte mich an. „Mein Herr!" rief sie mit einem ergreifenden Tone; aber im nächsten Augenblick sank sie wieder leichenblaß auf die Bank zurück und zitterte heftig. Sie wollte mit ihren Händen das bleiche Gesicht bedecken, — die bebenden Hände fielen wie gelähmt auf ihre Kniee. „Mein Gott! Mein Gott!" stammelte sie.

„Sie ist die Mörderin!" rief es in mir.

Da stürzte ein Strom von Thränen aus ihren Augen.

Ich wurde irre. Thränen in diesem Augenblick, wenn sie schuldig ist? Der Todesschreck, die plötzliche Todesangst, sie haben alles Andere, aber keine Thränen. Und Thränen sind nie gemacht! Aber wäre es nicht dennoch möglich? Der gewandteste und erfahrenste Polizeimann einer Handelsstadt, hatte mir der Inspector gesagt, kann in einem Bade, in einer Spielhölle, noch immer lernen. Und warum, wenn sie unschuldig war, erhob sie sich nicht gegen mich in Zorn, in Stolz, in Entrüstung? Sie war auf die Bank zurückgesunken!

„Waren Sie mit Willfried Emmermann in jenem Zuge?" fragte ich sie.

„Ja", antwortete sie durch ihre Thränen.

„Ah! — Auch Ihr Vater?"

„Er war mit mir."

„In demselben Coupé mit dem Unglücklichen?" forschte ich weiter.

„Nein."

„Wohin fuhren Sie?"

„Wir machten auf drei Tage einen Ausflug in die Schweiz."

„In welcher Wagenklasse fuhren Sie?"

„In der ersten."

„Waren Sie mit Ihrem Vater allein?"

„Ganz allein."

„Ah!" sagte ich wieder, „Sie können also Niemand nennen, der Sie damals gesehen hätte?"

Da erhob sie sich wieder. Sie sprang nicht auf, sie stand nicht von der Bank auf, aber sie richtete ihre Gestalt höher empor, sie erhob den Blick wieder; ihre Augen sahen mich an, einen Augenblick wieder stolz und klar, als wenn sie mich auffordern wollten: „Sieh mich an; siehst Du eine Mörderin, eine Diebin in mir?" Aber dann senkte sich doch ihr Blick wieder, ihre Gestalt sank wieder zusammen; ihre Thränen flossen wieder und mit der schönen, weichen

Stimme holte sie leise Klagetöne aus dem tiefsten Innern eines unglücklichen, zerrissenen Herzens hervor.

„Habe ich denn das verdient", sprach sie, „daß ich für eine gemeine Mörderin gehalten werden muß? Bin ich denn so tief gefallen? Ja, mein Herr, Sie finden mich hier in einer unwürdigen Lage; ich bin — Aber nein, nein, ich bin keine Mörderin, keine Diebin. Wie auch die Rolle, die ich hier in diesem Bade spielen muß, gegen mich sprechen, mich in ihren Augen erniedrigen mag — und, ich erkenne es in diesem Augenblick, es hat noch nie so klar vor meiner Seele gestanden — aber ich bin keine Mörderin; ich bin nicht Schuld an dem Tode des Unglücklichen, der mich liebte, den ich — ja, mein Herr, ich will, ich muß es Ihnen bekennen, den ich wieder liebte — ja, ja dieses arme Herz liebte ihn, liebte zum ersten Male, und darum konnte ich nicht die Seinige werden; ich war seiner nicht würdig — ich muß Ihnen auch das sagen — aber seine Mörderin bin ich nicht! Wie hätte ich den Mann morden können, den ich liebte, wie mein Leben? O, mein Herr, wer Sie auch sein mögen — Sie sind der Freund des Verstorbenen, ich beschwöre Sie, glauben Sie mir."

Sie hatte meine Hand ergriffen und sah mich bittend, flehend an. In ihren Augen lag offen das Herz voll Liebe, das so unglücklich war. Ich sah ihm bis auf den tiefsten Grund, trotz der Thränen die über die blassen Wangen liefen.

Das war keine Abrichtung, das konnte keine Verstellung sein. Konnte es nicht? Nein, nein! rief es in mir, und — ich war in dem Augenblick kein Polizeibeamter mehr. Oder war ich es doch noch? Wie kann ein Polizeibeamter ganz aufhören es zu sein?

Ich war nun auf psychologische und physiologische Verdachtsgründe angewiesen. Sie waren nicht mehr für mich da; sie waren mir entgangen, gleichviel, ob mit oder ohne meine Schuld, aber sie waren nun einmal nicht mehr da, und wie ich deshalb keinen Grund hatte, sie durch die beiden Beamten verhaften zu lassen, so konnte ich mir auch kein Resultat von dieser Verhaftung versprechen. War sie schuldig, so war sie jetzt wieder so vollständig, so sicher und so überlegen in ihrer Rolle der Verstellung, daß ich durch ihre Arretirung im Gegentheil nur Alles verderben konnte.

„Gnädige Gräfin", sagte ich ihr, „entschuldigen Sie meinen Verdacht, den ich so bestimmt und entschieden gegen Sie aussprach. Willfried Emmermann war mein Freund; er war unmittelbar vor seinem Tode hier gewesen; er hatte in Ihrer Gesellschaft an der Bank gespielt; ich hatte Sie gestern, heute beobachtet, und, gnädige Gräfin, ich bin zugleich Polizeibeamter!" Ich sprach die letzten Worte mit bestimmter Absicht, und sah sie fest dabei an. Ich sah sie leise zucken, aber ihr Blick blieb fest und sicher, wie nur der meinige es war. — Meine Aufgabe bei ihr war zu Ende. Ich hatte nur noch eine Frage an sie. „Sie können mir durchaus keine Auskunft über Willfried's Tod geben?"

„Nicht die geringste", antwortete sie offen, „ich schwöre es Ihnen." —

Ich verließ sie.

Was nun weiter?

Ich mußte zunächst zu dem Polizeiinspector zurückkehren, um ihm das Vergebliche meiner Nachforschungen mitzutheilen.

„Und", fragte er mich, als ich fertig war, „Sie halten die Dame für unschuldig?"

„Sie nicht?" fragte ich zurück.

„Ah", sagte er, „ich glaube, ich hatte schon die Ehre, es Ihnen zu sagen: mir müssen Schuld wie Unschuld bewiesen werden; doch darf ich fragen, was jetzt Ihr Plan ist?"

„Ich wünschte dafür Fingerzeige von Ihnen", war meine Antwort.

„Bedauere, daß ich keine Zeit habe", entgegnete der Beamte ablehnend. Indeß, Sie werden sich vor Allem auf der Eisenbahn erkundigen wollen, wo man zur Zeit des Verbrechens oder Unglücks die Dame und ihren Vater gesehen hat?"

„Es wird meine nächste Aufgabe sein."

„Der nächste Zug von hier geht heute Abend um neun Uhr ab", erklärte der Polizeibeamte weiter, „um acht Uhr beginnt die Reunion in dem Conversationshause. auch in dem Spielsaale. Es dürfte Sie interessiren, dort vorher noch einmal die schöne Dame, und zwar nach dieser interessanten Unterredung mit mit ihr, zu beobachten."

„Sie wird nicht da sein, sie kann nicht!"

„Pah!" — entgegnete er kühl und wie seiner Sache gewiß.

Ich ging um acht Uhr in die Säle des Conversationshauses.

Sie war da. Der Polizeiinspector hatte Recht gehabt. Sie war da mit ihrem Vater, ohne ihren sogenannten Bruder. Sie waren nicht im Spiel-, sie waren im Ballsaale.

Ihr Vater saß, das weiße, ruhige, kalte und verschlossene Gesicht auf seinem Krückstock gestützt, in einer Ecke des Saales. Er starrte vor sich hin; man glaubte ihm nur Langeweile anzusehen.

Sie tanzte. Sie tanzte mit dem jungen, reichen Grafen, der am gestrigen Abende auf der Station Steinberg ihren Schnauzerle, oder den sie durch ihren Schnauzerle eingefangen hatte. Der kleine, blonde Offizier war glücklich an ihrer Seite, selig an ihrem Arm.

Und sie? Sie war schön, wie die Göttin der Schönheit; und sie tanzte, wie die Göttin des Tanzes; und ihre Augen strahlten Glück, und ihre Lippen lächelten Seligkeit.

Pah! hatte der Polizeiinspector gesagt.

Aber ich stellte mich hinter sie, verborgen, daß sie mich nicht sehen konnte — ihr Blick hatte mich noch

nicht getroffen. Und da sah ich auch etwas Anderes als jene Augen voll Glück, als jenes Lächeln der Seligkeit. Sie wandte sich zurück; sie mußte auf einen Augenblick, auf Augenblicke, unbeobachtet, unbemerkt sein, um — ja, um den entsetzlichen Zwang abzuwerfen, der sie zu erdrücken, zu ersticken, zu tödten drohte. Sie holte tief Athem; um ihre Lippen zuckte der wilde Schmerz; in ihren Augen las ich die Verzweiflung.

Aber sie mußte wieder tanzen. Sie wandte sich wieder zu dem kleinen, blonden, reichen Grafen, sie war wieder glücklich, wieder selig, und der Graf war es mit ihr.

Ich stellte mich vor sie — sie mußte mich sehen, und — sie sah mich... Kein Zug in ihrem Gesichte veränderte sich. Sie kannte mich nicht, sie hatte mich nie gesehen...

Ich mußte zur Eisenbahn.

Es war mir fast wüst und wirr im Kopfe.

War sie schuldig, war sie es nicht? Konnte sie unschuldig, konnte sie schuldig sein? Wer gab mir Licht in diesem Dunkel?

Ich kam auf der Station Steinberg an und ich hatte unterwegs nachgedacht. Die Dame hatte, wie sie sagte, mit ihrem Vater einen kleinen Ausflug in die Schweiz gemacht. War das wahr? Ich konnte es nur in der Schweiz selbst erfahren, — dabei fiel mir etwas ein.

Ich hatte schon am gestrigen Abende den freundlichen Schaffner auf der Eisenbahn danach gefragt, ob man an keinem der Wagen des Zuges, in welchem Willfried Emmermann verunglückt war, Blutspuren gefunden habe. Er hatte mir keine Auskunft geben können und hatte nicht einmal gewußt, ob man nachgesucht habe. Auch das konnte ich nur auf der ersten Station der Bahn in der Schweiz erfahren. Die Wagen gingen bis dahin.

Ich sollte Alles erfahren — schon früher. —

Ich nahm ein Billet bis zu der ersten Schweizer Station.

Der Zug kam um zehn Uhr in Steinberg an, wie am gestrigen Abende. Er fuhr zehn Minuten später wieder ab.

Wenige Minuten darauf stand draußen auf der Galerie wieder ein Schaffner am Coupé, um die Billette der neu eingestiegenen Reisenden abzustempeln. Es war der nämliche große, kräftige, breitschultrige, freundliche und zuvorkommende Mann, der gestern Abend da gewesen war, und mir die freilich wenigen Details über den Tod Willfried Emmermanns gegeben hatte. Er erkannte auch mich wieder. „Ah!" sagte er freundlich.

Er besah mein Billet, bevor er es abstempelte.

„Sie wollen nach der Schweiz!"

„Ja, und ich hoffe, auf dem Wege noch über die Sache mit Ihnen sprechen zu können, von der wir schon gestern redeten."

„Ja, ja", sagte er in seinem zuvorkommenden Tone.

Es schien mir, als wenn er leicht gestutzt habe. Doch achtete ich nicht weiter darauf.

Es war wieder der Schnellzug, mit dem ich fuhr. Er hielt nur auf wenigen, den größeren, Stationen an. Um so länger war die ununterbrochene Fahrzeit zwischen den einzelnen Haltestationen; von Steinberg nach Waldau fuhren wir eine volle Stunde. Die Schaffner hatten um so weniger zu thun.

Der freundliche Schaffner erschien auch schon bald wieder auf der Galerie draußen am Coupé, schob das Fenster herunter und sprach zu mir in den Wagen hinein. Ich saß an dem Fenster. Die Mitreisenden im Wagen waren Fremde, um die wir uns nicht zu kümmern hatten.

„Nun, mein Herr, Sie wollen also um des Verunglückten willen in die Schweiz?" fragte er artig.

„Wie ich Ihnen sagte!"

„Er war wohl ein Freund von Ihnen?"

„Ich war seit Jahren mit ihm befreundet."

„Und was hoffen Sie in der Schweiz zu ermitteln? Sie wünschten mit mir darüber zu sprechen."

„Es sind besonders zwei Umstände, die sich aufhellen müssen. Sie waren doch in dem nämlichen Zuge, auf dem sich das Unglück ereignete?" fragte ich den Schaffner.

„Gewiß", war seine Antwort.

„Des Verunglückten erinnern Sie sich durchaus nicht?"

„Ich sagte es Ihnen schon. Es war an dem Tage, und auch in der Nacht, ein großer Verkehr auf der Bahn."

„Aber erinnern Sie sich eines alten Herrn mit einem Krückstock, in Begleitung einer jungen, sehr schönen Dame?" fragte ich weiter.

„Ah, Sie meinen den Herrn aus dem Bade mit seiner schönen Tochter?" entgegnete der Schaffner lebhaft. „Er soll ein alter Oberst und ein Graf sein. Ich sahe sie öfters hier auf der Bahn. Sie machen kleine Touren in der Nachbarschaft; die schöne Dame mit ihrem häßlichen Hunde — Schnauzerle heißt er."

„Und die waren auch in jener Nacht im Zuge?"

Er sann nach.

„Ja, ja, es fällt mir ein", sagte er dann.

„Sie erinnern sich genau, bestimmt?"

„Ja, ja, ich irre mich nicht."

„Und in welchem Coupé fuhren sie? Erinnern Sie sich auch dessen?"

„Sie fuhren in der ersten Klasse."

„Sie wissen das bestimmt?"

„Ganz bestimmt."

„Und der Verunglückte? Sie erinnern sich seiner gar nicht. Aber in der ersten Klasse fahren nur reiche Personen. Würden Sie sich nicht seiner erinnert haben, wenn er in der ersten Klasse gefahren wäre?"

„Ich kann es nicht sagen." — Er sprach das, wie es mir vorkam, zerstreut. Es schien ihm plötlich etwas in den Sinn gekommen zu sein, worüber er noch wohl näher nachdachte.

„Sahen Sie in der Gesellschaft des alten Obersten und seiner Tochter keinen jungen Mann?" fragte ich ihn weiter.

Er war wieder ganz bei der Sache. „Ich kann mich nicht erinnern."

„Erinnern Sie sich auch nicht, daß sonst Jemand in ihrer Gesellschaft gewesen wäre?"

„Auch das nicht."

„Stehen die Coupés erster und zweiter Klasse mit einander in Verbindung?"

„Nein. Jedes Coupé ist für sich."

„Noch Eins", fuhr ich fort, „könnte nicht der Oberst — oder Graf — allein, oder mit seiner Tochter, unterwegs die Coupés gewechselt und aus dem erster Klasse in eins zweiter Klasse eingestiegen sein, ohne daß Sie es bemerkten?"

„Das konnte sehr wohl der Fall gewesen sein."

„Aber bemerkt haben Sie es nicht."

„Ich erinnere mich nicht."

„Können Sie sich erinnern, wie weit der Graf und seine Tochter mitfuhren?" fragte ich weiter.

„Nein", war des Schaffners ruhige Antwort.

„Sie sollen bis in die Schweiz mitgefahren sein."

„Es wäre möglich."

„Der Zug fährt ohne Aufenthalt bis zu der Schweizerischen Station?"

„Er fährt direct bis dahin durch."

„Wann kommt er dort an?"

„Gerade um Mitternacht."

„Geht er dort weiter? oder schließt sich ein anderer Zug an?"

„Erst am andern Morgen."

„Die Reisenden müssen also auf der Station übernachten?"

„Gewiß."

„Ah, so werde ich auf der Station jedenfalls Nachricht über den Grafen und seine Tochter erhalten können."

„Man muß sich ihrer erinnern, wenn sie da waren."

„Sie fahren mit bis zu der Schweizer Station."

„Ich fahre mit und muß die Nacht da bleiben."

„Das freut mich. Sie werden mir vielleicht behülflich sein können."

„Recht gern."

Ich glaubte wieder einen sonderbaren, beinahe unheimlichen Zug durch sein Gesicht fliegen zu sehen, und ich wollte darüber nachdenken; aber ich konnte mich auch irren. Ich hatte es in dem Scheine der Laterne gesehen, die oben im Innern des Coupés brannte. Sie leuchtete nur dunkel, ungewiß.

Ich hatte ihn noch nach einem zweiten Umstande zu fragen.

„Sie konnten mir gestern keine Auskunft darüber geben, ob in Folge des unglücklichen Ereignisses an dem Aeußeren der Wagen des Zuges nach Blutspuren gesucht sei. Haben Sie vielleicht heute Nacht Gelegenheit genommen, danach zu fragen?"

Er war wieder vollkommen freundlich und zuvorkommend.

„Es thut mir leid", sagte er, „ich habe im Drange der Geschäfte wahrhaftig nicht daran gedacht?"

„Der Umstand ist von großer Erheblichkeit", fuhr ich fort. „Der Wagen, an dem man Blutspuren fand, muß den Unglücklichen zuerst überfahren haben. In ihm muß er also auch, wenn er überhaupt im Zuge war, gesessen haben; aus ihm muß er hinausgefallen oder hinausgeworfen sein. Kennen wir einmal den Wagen, so muß uns das nothwendig von Punkt zu Punkt weiter führen; der wie vielte in der Reihe er war; welcher Schaffner die Aufsicht über ihn hatte; der Schaffner wird sich dann näher auf die Reisenden besinnen, die darin saßen. Wir können so, trotz der verflossenen langen Zeit, noch immer zum Ziele gelangen."

Er antwortete mir nicht und schien über das, was ich in ihm angeregt hatte, weiter nachzudenken.

„Die Wagen", fragte ich ihn noch, „fahren gleich am anderen Morgen von der Schweizerischen Station wieder zurück?"

„Gleich am anderen Morgen", antwortete er.

„Um welche Zeit?"

„Um halb sechs Uhr."

„Sie werden vorher gereinigt?"

„Jeden Morgen vor der Abfahrt."

„Des Morgens! Also wenn es schon hell ist?"

„Wenn es schon hell ist."

„Oh, da muß man doch fast nothwendig, wenn Blut an einem Wagen war, es entdeckt haben. Meinen Sie nicht auch?"

„Ich sollte es denken."

„Jedenfalls werden Sie mir bei meinen Ermittelungen behülflich sein, Herr Schaffner."

„Sehr gern, mein Herr!" —

Wir kamen auf der Station Waldau an. Er mußte seinen Posten auf der Galerie verlassen.

Wir fuhren nach wenigen Minuten weiter.

Ich dachte über die Chancen meiner Nachforschungen auf der Schweizerischen Station nach. Die Untersuchung in Waldau war schlecht geführt. An eine Untersuchung der Wagen, an eine Nachfrage über eine solche Untersuchung auf der Schweizer Station hatte man nicht gedacht. Die Schweizer Bahnbeamten hatten ihrerseits um eine Untersuchung der Deutschen Gerichte sich nicht bekümmert, um so weniger, da der Unglücksfall, der zu ihren Ohren allerdings gekommen sein mußte, auf einer Deutschen Bahn und in einem Deutschen Zuge sich zugetragen hatte, der nur zufällig auf der nächsten Schweizerischen Station auslief, und dessen Wagen und Beamten die Schweiz nichts anging.

Wir erreichten eine zweite Station.

Ich war müde geworden, denn ich war seit beinahe vier Tagen beständig auf Eisenbahnen gefahren und hatte nur in der vorigen Nacht etwas Ruhe gehabt. Der Schlaf hatte mich übernommen, ich hatte die Augen geschlossen, als der Schaffner auf der Station die Thür des Coupés aufschloß.

„Fünf Minuten Aufenthalt!" rief er hinein.

Darüber erwachte ich. Ich stieg aus dem Wagen, um mich draußen zu erfrischen, um mir Bewegung zu machen.

Ich wollte nach einigen Minuten wieder einsteigen und suchte mein Coupé auf.

Der freundliche Schaffner begegnete mir, wie ich suchte.

„Sie waren schläfrig geworden?" fragte er mich.

„Ich war etwas ermüdet", antwortete ich.

„Ah, wenn Sie ausruhen möchten", sagte er in seiner freundlichen Weise — „in Ihrem Coupé ist es so voll — ich könnte Ihnen ein Coupé anweisen, in dem Sie ganz allein wären — es ist so eben leer geworden — zwei Damen sind hier ausgestiegen — Sie dürfen nur nicht darin rauchen!"

Ich besann mich keinen Augenblick, das freundliche Anerbieten anzunehmen. „Ich bin Ihnen sehr dankbar", sagte ich, „führen Sie mich hin."

„Wir stehen an dem Coupé." —

Wir standen an der Wagenreihe.

Er schloß die Thür eines Coupés auf. Ich stieg hinein.

„So! hier können Sie ganz nach Bequemlichkeit ausruhen." Er verschloß die Thür wieder.

Ich war allein in dem Coupé.

Der Zug fuhr wieder ab.

Ich legte mich der Länge nach auf der gepolsterten Bank nieder und war nach wenigen Minuten eingeschlafen. Ich schlief fest und erwachte erst, wie der Zug wieder hielt, doch nur auf ein paar Augenblicke. Die Wagen fuhren nach drei Minuten weiter und ich schlief wieder ein.

Ich erwachte zum zweiten Male. Der Zug war im vollen Fahren und ich sah mich um, wovon ich erwacht sei. Es war mir, als wenn mich etwas geweckt habe. Ich konnte mich nur nicht darauf besinnen, was es gewesen sei. Ich war allein im Coupé; die Thüren waren verschlossen; die Lampe oben an der Decke brannte. Die Wagen waren in ihrem ordentlichen, schnellen Zuge. Was hatte mich denn geweckt?

Da sah ich draußen vor einem der Fenster etwas. Es war an dem Fenster, nach dem ich mit dem Kopfe lag. Es war, wie ein Schatten, der vorüberflog. Ein Baum! wollte ich denken. Da war es schon wieder da, und ich erkannte ein menschliches Gesicht.

Ein Grauen wollte mir plötzlich die Haut überlaufen. Ich war allein. Der Zug war mitten im Fahren. Draußen war dunkle Nacht. Da erkannte ich das Gesicht. Es war der freundliche, zuvorkommende Schaffner. Er stand draußen auf der Galerie, und blickte in das Coupé hinein.... Aber die Augen, mit denen er hineinsah, kamen mir auf einmal so sonderbar vor. Und was hatte er hineinzublicken?...

Doch — ich hatte mich aufgerichtet — er hatte es gesehen; er schob die Glasscheibe hinunter; seine Augen waren wieder freundlich, sein ganzes Gesicht war es. „Ich habe Sie doch nicht aufgeweckt?" sagte er.

„Ich weiß es nicht."

„Es sollte mir leid thun. Ich wollte nur nachsehen, was Sie machten. Aber da Sie nun einmal wach sind — Sie erlauben!"

Damit hatte er die Thür aufgeschlossen und geöffnet, und ohne meine Erlaubniß, um die er gebeten hatte, abzuwarten, stieg er in das Coupé, schloß die Thür hinter sich zu, und setzte sich auf die Bank mir gegenüber.

„Ich habe gerade ein Viertelstündchen Zeit", sagte er dabei.

Das Alles kam mir doch etwas besonders vor. Warum setzte er sich zu mir? Zu mir, der ich ganz allein war? Warum hatte er mich in meinem Schlafe gestört? Aber hatte er das überhaupt gewollt? Was hatte er dann vorgehabt? Was hatte er noch vor? Er war stärker als ich. Ein Faustschlag von ihm nach meinem Kopfe, ein Griff nach meinem Halse —

Aber war ich denn nicht ein Thor? Was sollte, was konnte der Mann von mir wollen? Warum, zu welchem Zwecke der Faustschlag, der Griff nach meinem Halse?

Er saß ruhig, unbefangen mir gegenüber, etwas ermüdet sogar; er schien sich einmal auf der bequemen Polsterbank ausruhen zu wollen. Das sagte er auch.

„Ein schwerer Dienst, den wir Schaffner haben", hob er gesprächig an. „Von beinahe fünf Uhr Morgens bis Mitternacht auf der Fahrt; des Mittags kaum eine Stunde Ruhe. Und das einen Tag wie den anderen."

„Machen Sie täglich die nämliche Tour? fragte ich ihn.

„Alle Tage, Tag für Tag, hin und zurück."

„Doch nicht das ganze Jahr?"

„Jahr für Jahr! Nur jedesmal der zehnte Tag ist ein Urlaubstag."

„Und wie lange schon fahren Sie so auf der Bahn?"

„Seit drei Jahren."

„Da kennen Sie wohl jeden Baum, jedes Haus an dem ganzen Wege?"

„Und jeden Stein und jede Schiene und jede Schwelle dazu." —

Die Antwort brachte mich unwillkürlich auf den Tod Willfried Emmermann's zurück.

„Ah, sagte ich, solche Stellen, solche Schienen auf denen ein Unglück sich ereignet hat, wie das

meines Freundes, müssen Ihnen wohl doppelt lebhaft in der Erinnerung stehen."

„Wie so?" fragte er.

Es schien mir, als wenn er plötzlich auf seinem Sitze etwas aufgefahren sei.

„Nun", antwortete ich, „ein solches Ereigniß macht doch immer einen eigenthümlichen, unheimlichen Eindruck, mag es nun ein Mord, ein Selbstmord, oder ein bloßes Unglück sein."

Er antwortete nichts und schien mir wieder zerstreut zu sein, einen anderen Gedanken, irgend einem Plane nachzugehen, — aber welchen Plan konnte er bearbeiten?

Ich achtete nicht weiter darauf.

„Ein bloßer Unglücksfall", fuhr ich fort, „ist mir übrigens kaum denkbar. Einerseits müßte der Verstorbene ganz allein im Coupé gesessen haben, wie ich hier bis jetzt, und zum Anderen, ich wüßte nicht, wenn ich mich in dem verschlossenen, nach allen Seiten wohlverwahrten Coupé hier umsehe, durch welchen Zufall, oder durch welche Unvorsichtigkeit ich hinausfallen, auf die Schienen, unter die Räder kommen könnte."

Darauf antwortete er mir, aber trocken, und so eigen trocken:

„Man könnte es doch nicht wissen."

„Dazu kommt", fuhr ich fort, „daß der Verstorbene zweimalhunderttausend Thaler bei sich trug. Ich weiß nicht, ob ich Ihnen das schon gesagt hatte."

Ich sah ihn bei den Worten an, und ich mußte erschrecken.

Er wurde blaß; seinen Körper durchzuckte plötzlich etwas, der Kopf flog unwillkürlich zurück.

Was war das?

Es lief mir heiß und kalt über den ganzen Körper.

Das Bild Willfried Emmermann's stand vor mir, nicht des Verunglückten, nicht des Selbstmörders, aber des Ermordeten, des Beraubten und dann unter die Räder Geworfenen, — doch ich drängte das Bild zurück.

„Nein", sagte er, aber wie mit trockner, angeklebter Zunge.

„Ah! Aber nun Sie es wissen, glauben Sie da nicht mit mir an ein Verbrechen, an einen Mord?"

„Wissen Sie denn gewiß, daß er das Geld bei sich trug?" fragte er.

„Gewiß. In Banknoten. Sie waren in einer Brieftasche, die er auf der Brust, unter der Weste, an einem besonderen Bande zu tragen pflegte."

„So, so!" sagte er.

Aber diesmal waren seine Gedanken völlig abwesend. Seine Augen fuhren rasch nach dem Wagenfenster, als wenn er sehen wollte, wo wir seien, dann plötzlich nach mir, als wenn er —

Der ermordete Willfried Emmermann stand wieder vor mir und ich konnte und konnte das Bild nicht mehr zurückdrängen.

Wenn er so einsam in seinem Coupé, mitten in der Nacht, mitten im Fahren, auf einmal überfallen, gemordet, erwürgt, beraubt, der todte Körper aus dem Wagen geworfen wäre! Und wenn sein Mörder mir da gegenüber säße! ... Und wenn derselbe Mörder, der wußte, daß ich ein Freund des Ermordeten war, daß ich dem Morde und dem Mörder nachging, daß ich vielleicht den richtigen Weg der Entdeckung schon getroffen habe, daß meine Nachforschungen, die ich ja gerade mit ihm besprochen, mich gar unmittelbar zu dem Mörder, zu ihm führen könnten, führen müßten — wenn er nun, um den ersten Mord zu verdecken, den zweiten hinzufügte!

Er konnte es, denn er war der starke, kräftige, breitschulterige Mann — ich war wie ein Kind gegen ihn. Er war mit mir allein; und konnte mit seinen derben Fäusten mich gepackt haben, ehe ich mich umsah, er konnte mir die Gurgel zuschnüren, ehe ein Ruf, ein Laut über meine Lippen zu kommen vermochte. Und was hätte mir das lauteste Rufen um Hülfe geholfen? Das Rasseln der Wagen übertönte Alles; kein Laut konnte aus dem einen Coupé auch nur in das nächste andere dringen. Und draußen? Ach wo waren wir denn? Was war draußen um uns? Dunkle Nacht und offenes, leeres Feld, ohne Haus, ohne Menschen! Vielleicht auch eine einsame Felsenschlucht, oder ein dichter, finsterer Wald! Und wenn er mich erwürgt hatte, brauchte er nur die Wagenthür zu öffnen und meinen Körper mit dem Fuße hinauszustoßen und ich fiel auf die Schienen und die Räder zerdrückten und zerschmetterten und zermalmten mich zu Brei, und er machte die Thür wieder zu und ging auf seinen Posten zurück und versah ruhig seinen Dienst, und morgen fand man auf den Schienen meinen verstümmelten und zermalmten Körper und sagte, da hat sich wieder ein Unglücklicher um das Leben gebracht, der in dem Bade an der Bank gespielt hatte, und in die Klauen der schönen Tochter des Spielers gefallen war, und die Invaliden des Gerichts zu Waldau untersuchten, wie sie zu untersuchen pflegten, und der Polizeiinspector des Bades dachte vielleicht daran, — einmal zu untersuchen, wenn die Saison zu Ende sei. ...

War es nicht auch so mit Willfried Emmermann gewesen? ...

Ich mußte aus dem Fenster des Wagens sehen, und sah draußen nichts als dunkle Nacht, als Land, offenes Feld, kein Haus war zu sehen, kein Mensch, kein Baum, nicht einmal die drei Weiden, die Zeugen von der Ermordung Willfried Emmermann's gewesen waren.

Ich mußte mich in dem Coupé umsehen. Es war verschlossen; die Wände waren dicht und fest, und ich war allein mit dem starken, kräftigen Mann, gegen den ich nur ein Kind war, und er saß mir gerade gegenüber; ich mußte mit meinen Knieen auf die Seite rücken, wenn sie nicht die seinigen berühren sollten, er brauchte die derben Hände nur auszu-

strecken, um mich zu erwürgen, nur aufzuheben und wieder fallen zu lassen, um mich zu Boden zu schlagen.

Aber war ich nicht ein Thor, der ausgemachteste, lächerlichste Thor, mit meinen Einbildungen, mit meiner Furcht, mit meiner Angst, die alle mich so plötzlich überfallen hatten?

Der Mann saß mir so still und so ruhig und so freundlich gegenüber. Nachdem er jenen Blick durch das Fenster geworfen und dann sich plötzlich nach mir gewandt hatte, war er auf einmal ganz still geworden; ich hatte keine Bewegung mehr an ihm gesehen.

Und wenn nach so kurzer Zeit, zum zweiten Male ganz derselbe Fall auf der Eisenbahn sich ereignete, mußte man da nicht auf den Gedanken, nicht eines Unglücksfalles, sondern gerade eines Verbrechens kommen, und da es auf demselben Zuge sich ereignet hatte, in dem er war, konnte man da nicht an ihn denken, und mußte nicht das neue Verbrechen so gerade das alte aufdecken? Und mußte er nicht das Alles sich sagen?

Aber doch wieder — seine Ruhe kam mir so absichtlich, seine Freundlichkeit so lauernd vor, und was das Andere betraf —

„Wo sind wir hier, Herr Schaffner?" fragte ich ihn.

„Wir haben die vorletzte Station passirt."

„Wir kommen also bald in die Schweiz?"

„In einer Viertelstunde."

„Müssen wir nicht vorher über den Rhein?"

„Gerade an der Grenze." — Ueber den Rhein mußten wir!

Der Rhein war breit, tief. Wenn der Zug auf der Brücke über ihn dahinfuhr — ein leichtes Oeffnen der Wagenthür, ein Wurf aus der Thür hinaus, über das nahe Geländer der Brücke hinweg, die Fluthen des Rheins nahmen den Körper auf; kein Mensch hörte oder sah es. Die Fluthen gaben ihn nicht zurück. Und gaben sie ihn auch heraus, wie, wo, wann war er hineingekommen? Es war ein ganz anderer Fall, als der Tod Willfried Emmermann's; Niemand konnte bei dem einen an den anderen denken.

Und in einer kleinen Viertelstunde, in zehn Minuten waren wir auf dem Rhein! Die Zeit eilt schnell, — in solchen Lagen doppelt schnell.

Und es fiel mir ein, wie er schon früher zweimal mich so sonderbar angesehen, und wie kein Mensch es gesehen hatte, als er mich auf der vorletzten Station in dieses einsame Coupé brachte; und er hatte es mir angeboten, allein zu fahren, hatte er mir nicht gar aufgepaßt, um es mir, unbemerkt von Anderen, anbieten zu können?

Aber dennoch wieder andererseits — und das war die Hauptsache — welchen Beweis in der Welt, welchen thatsächlichen Verdachtsgrund nur hatte ich denn, daß er der Mörder Willfried Emmermann's sei? War er das aber nicht, was in der Welt konnte er dann gegen mich haben und vorhaben? Allein der Gedanke, das Mißtrauen, sie saßen einmal in mir, und sie saßen fest in mir.

Und es war gut so.

Eine Angst durfte nicht über mich kommen, sonst war ich verloren. Auch die Furcht nicht. Ich mußte Kopf Auge und Ohr klar behalten und die Hand bereit und an eine Waffe denken, aber ich führte keine bei mir. Ich hatte nur ein kleines Federmesser und trug es in der Westentasche, in der linken; in der rechten war meine Uhr. Ich konnte es jeden Augenblick fassen, aber was half mir die kleine, schwache Klinge bei einem Ueberfall, bei einem Ringen auf Leben und Tod, gegen den Mann, der an Körperkräften mir zehnmal überlegen war, der sich unzweifelhaft mit einer wirksameren Todeswaffe versehen hatte?

Und doch! Auch die kleinste Waffe, auch in der Hand des Schwächsten, sie kann retten, wenn sie nur geschickt und zur rechten Zeit gebraucht wird, und — im Kampfe muß man sich nicht blos vertheidigen wollen. Ein Plan stand plötzlich in mir fest. Zunächst mußte ich in's Klare kommen, und dazu mußte ich provoziren, zum Kampfe greifen. Greife zu, greife an, rief es in mir.

„Ich hoffe in der Schweiz die zweimalhunderttausend Thaler wiederzufinden", sagte ich.

Er sah mich nur schweigend an.

„Und Sie, Herr Schaffner, werden mir dazu behülflich sein, Sie versprachen es mir."

„Ja, ja."

„Wissen Sie, woran ich da gedacht habe?"

„Nun?"

„Wenn der Mörder ein Mitreisender meines Freundes gewesen wäre, der mit ihm allein im Coupé gesessen hätte? So wie wir hier zum Beispiel? Oder wenn es gar ein College von Ihnen gewesen wäre? Oder nennen Sie sich Kameraden? Sie sind ja wohl alle ausgediente Unteroffiziere?"

„Ja", antwortete er wie mechanisch auf diese Frage. Auf meine anderen Fragen nichts.

Und er konnte mich dabei nicht mehr ansehen. Er senkte die Augen, und doch mußte er sie wieder erheben, um mich scheu von der Seite anzublicken.

Er war der Mörder Willfried Emmermann's, und er wollte der meinige werden, ja er mußte es.... Konnte ich noch zweifeln?

Wohlan denn zum Kampfe! Um Leben und Tod! Durch den Kampf konnte ich das Leben gewinnen. Ohne ihn war ich verloren.

„Wir sind wohl nicht weit mehr vom Rhein?" fragte ich.

„Ich denke nicht", antwortete er.

Ich erhob mich von meinem Sitze und wandte mich zu dem Fenster. Der Kampf mußte beginnen; aber ich mußte mich noch zu ihm vorbereiten.

Ich trug mein Messer in der Westentasche. Er durfte nicht sehen, ob ich es hervorzog, daß ich nur danach langte. Es öffnete sich schwer. Ehe ich es geöffnet hatte, konnte er mir schon die Hand, den Arm gelähmt, den Hals gewürgt haben.

Ich stellte mich an das Fenster, als wenn ich hinaussehen wollte, ob wir bald am Rhein seien. So hatte ich ihm den Rücken zugewandt; er konnte nicht sehen, was vorn meine Hände machten.

Aber ich konnte zugleich ihn sehen, und ich sah ihn.

Die Lampe oben in dem Coupé brannte nicht hell, doch das Fenster, an dem ich stand, war klar und blank, und es spiegelte Alles wieder, was hinter mir in dem engen Raume war, auch ihn, den Mörder.

Und er war der Mörder.

Seine Augen folgten mir schnell, als ich aufgestanden war. Ich glaubte zu sehen, wie sie dunkle Blitze nach mir schossen.

Ich hatte mein Federmesser gefaßt, und zog es aus der Tasche hervor. Ich wollte es öffnen und mußte beide Hände dazu gebrauchen.

Er saß noch still auf seinem Platze. Folgte er wohl lauernd meinen Bewegungen, oder wartete er auf etwas Anderes?

„Ich glaube, ich sehe da hinten schon den Rhein", sagte ich.

„Noch nicht", antwortete er kurz.

Ich hatte mein Federmesser mit beiden Händen gefaßt und zog an der Klinge, um sie zu öffnen.

Er bewegte sich hinter mir. Er führte seine Hand nach der Brusttasche seines Rockes und wollte dort etwas hervorziehen.

Ich zog an meiner Messerklinge und war eilig, eifrig und konnte nicht nach ihn sehen. Sie wollte sich nicht öffnen.

Seine Hand kam wieder zum Vorschein. — Er hielt etwas darin.

Es war ein Strick, ein Seil, eine Schlinge. Es war zusammengerollt.

Ich zog wie rasend an meinem Messer.

Er hatte die Schlinge entrollt und hielt sie mit beiden Händen.

Die Klinge meines Messers hatte nachgegeben; ich hielt es geöffnet in der Hand.

Er wollte sich von seiner Bank erheben.

Der entscheidende Augenblick war da . . .

Ich drehte mich um, rasch, plötzlich.

Er hatte sich halb erhoben und wollte den ganzen Körper aufrichten. Ein kalter Grimm blitzte in seinen Augen; der Grimm des Mörders, der an sein Werk geht.

Da sah er das offene Messer in meiner Hand, daß er verrathen, entdeckt sei, daß ich ihm zuvorkommen wolle.

Die Wuth des Mörders bemächtigte sich seiner.

Er sprang ganz auf. Er stürzte auf mich zu. Er erhob die beiden Hände, in denen er die Schlinge hielt. Er wollte mir die Schlinge um den Hals werfen.

Ich fuhr mit der Spitze und mit der Schärfe meines Messers über seine rechte Hand.

Das Blut spritzte hoch daraus hervor.

Die Schlinge entfiel ihm auf den Boden.

„Verdammter Hund!" knirschte er.

Er griff unwillkürlich mit der linken Hand nach der verwundeten rechten. Dann wollte er mit beiden Händen nach mir greifen.

Die Spitze meines Messers saß ihm schon im Gesicht. Ich fuhr ihm über die Stirn, über die Augen, in die Augen, wohin ich traf. Es galt mein Leben.

Das Blut lief ihm über das Gesicht, über die Augen, in die Augen. Er griff mit beiden Händen hin. Er war auf seinem Sitz zurückgesunken.

Das war Alles geschehen, ehe er sich besinnen konnte.

Aber das konnte, das mußte er jetzt. Und was dann weiter? Ich war noch nicht gerettet, noch lange nicht.

Geblendet hatte ich ihn schwerlich. Der Blutverlust konnte dem starken Mann seine Kräfte nicht nehmen. Das rinnende Blut konnte nur seine Wuth noch mehr entflammen. Er erdrückte, er erwürgte mich dann.

Sollte ich ihm mein Messer in die Brust, in das Herz stoßen? Ich konnte es, in dem Augenblicke noch, wie er ohne Entschluß, gegen das Blut sich wehrend, da lag. Im Augenblicke nachher war es zu spät. Sollte ich es? Ich war selbst ohne Entschluß, und es ist unter allen Umständen ein schwerer Entschluß, einen Menschen zu tödten.

Ein hohler, dumpfer, dann rasselnder Ton machte meinem Schwanken ein Ende. Es war vorn, an den ersten Wagen des Zuges; er kam näher. Ich erkannte ihn. Wir waren auf der Rheinbrücke. Der Zug fuhr langsamer. Da war es möglich, daß ein Hülferuf gehört werde.

Ich stieß mit dem Ellbogen das Fenster des Coupé ein. Die Scherben flogen klirrend.

„Hülfe! Mörder, Mörder!" schrie ich durch das offne Fenster.

Ich wollte den Ruf wiederholen; ich vermochte es nicht. Ich fühlte mich von hinten angefaßt. Der Mörder war aufgesprungen. Er riß mich aus dem Fenster zurück, in das Innere des Coupé und legte seine Fäuste um meine Kehle.

Sollte ich doch noch verloren sein?

Ich konnte nur stöhnen, und ich sah nichts mehr.

Aber ich konnte noch hören.

„Zum Teufel, Meermann, was macht Ihr denn hier?" rief eine Stimme durch das zerbrochene Fenster.

Ich war gerettet.

Der Mörder ließ von mir ab. Mein Hals wurde frei, mein Blick.

Draußen an dem Fenster, auf der Galerie stand ein Schaffner.

„Aber was ist es denn?" fragte der Mann. „Ich hörte ein Klirren, dann ein Rufen. Es kam von hier? Was ist denn los?"

„Ein Wahnsinniger!" sagte der Mörder. „Kommt

herein, helft mir, ihn zu binden. Seht, wie er mich schon zugerichtet hat."

Er hatte seine volle Geistesgegenwart wieder, wenn er sie überhaupt verloren gehabt hatte.

„Wahrhaftig, Ihr seid ja voll Blut", sagte der andere Schaffner.

Der zweite Schaffner hatte die Wagenthür schon geöffnet und war im Coupé. Er wollte dem Mörder helfen, mich zu binden.

„Ich bin kein Wahnsinniger", sagte ich zu ihm. „Aber Ihr Kamerad hier ist ein Mörder —"

„Das ist sein Wahnsinn", sagte der Mörder.

„Ja, ja", sagte der Andere.

Sie faßten mich Beide.

Mein Leben war gerettet.

Ich ließ mich ruhig binden.

„Aber Sie bleiben hier im Coupé", sagte ich zu dem zweiten Schaffner. Dieser Mensch hat den fremden Kaufmann ermordet und beraubt, der vor vier Wochen todt auf den Schienen gefunden wurde. Ich bin Polizeibeamter. Der Mörder sah sich durch mich entlarvt, und wollte an mir den zweiten Mord verüben."

Der Mann stutzte doch. Er blieb.

Der Mörder sah still brütend vor sich hin.

Der Zug war unaufgehalten weiter gefahren und hielt jetzt. Wir waren in der Schweiz, an der Station, auf der er blieb.

„Machen Sie sofort Anzeige", sagte ich zu dem zweiten Schaffner.

Er verließ den Wagen.

Der Mörder wollte ihm folgen.

Der Schaffner war schon wieder da, mit einem Bahnbeamten, den er fünf Schritte weit getroffen hatte. Er hatte ihm schon erzählt.

„Sie sind Polizeibeamter?" fragte mich der Beamte.

„Sie finden meine Papiere in meiner Brusttasche", sagte ich dann. Ich konnte sie ihm mit meinen gebundenen Händen nicht geben.

Er fand sie in der Tasche, und las darin zugleich meinen Auftrag, den Tod Willfried Emmermann's zu ermitteln.

„Ah!" sagte er langsam überrascht, und rief Landjäger herbei.

Wir wurden beide unter Aufsicht gestellt, der Mörder, wie ich.

Aber es wurde auch sofort eine Untersuchung eingeleitet.

Ich wurde vernommen. Die Wohnung des Mörders wurde durchsucht. Man fand in seinem Koffer nur hunderttausend Thaler Banknoten.

Er hatte einen zweiten Wohnort an dem Ende oder eigentlich Anfangspunkte der Bahn in Deutschland; dort wohnte seine Frau. Es wurde noch in der Nacht dahin telegraphirt.

Als der Tag anbrach, kam die Nachricht zurück, daß bei der Frau die zweiten hunderttausend Thaler gefunden seien.

Jetzt war der Schleier von diesen dunklen Vorgängen gelüftet — der wahre Verbrecher an das Licht gezogen, — aber fünf Minuten vorher hatte der Mörder sich erhängt. Der Landjäger hatte ihn wenige Minuten allein gelassen. —

Sobald ich konnte, reiste ich zu dem Badeorte zurück, zu der Tochter des Spielers.

Ich fand sie im Spielsaale.

Sie saß an dem grünen Tische, blaß, still. Ihr schönes Auge ruhte schmerzlich auf dem kranken, jungen Mann, der ihr Bruder sein sollte.

Der hektische Bursch saß an ihrer Seite und spielte, und seine Hände flogen zitternd, und durch sein Gesicht zog die fliegende Röthe.

Der Vater saß ihnen gegenüber; das unbewegliche Gesicht ruhte auf dem Krückstock; die Augen wandten sich nicht von seinem Spiele.

Die Dame sah mich. Ihr Gesicht wurde blasser.

Nach einer Weile gab sie mir einen Wink. Sie stand auf und machte eine Promenade durch den Saal. Ich gesellte mich zu ihr.

„Nun?" fragte sie.

„Willfried Emmermann ist durch einen Beamten der Eisenbahn ermordet worden. Das Geld ist gefunden."

Sie drückte meine Hand krampfhaft.

Dann kehrte sie zu dem Spieltische zurück.

Sie vermochte es. —

Ob sie dort zusammenfiel? Wohl nicht; denn es blieb Alles ruhig an dem Tisch.

Ich hatte noch eine Minute in dem Saale gewartet. —

Ich sah sie nicht wieder und habe nichts mehr von ihr gehört....

An den Spielbanken treiben sich ja so viele solcher und anderer Damen herum, äußerlich glänzend und glücklich, wie unglücklich sie in ihrem Innern sein mögen, das wissen sie meist wohl nur allein.

Scharnhorst's letzte Waffenthat.

Von

Schmidt-Weißenfels.

Das waffengerüstete Preußen, wie es aus dem Elend und der Schande von sieben Leidensjahren im Februar 1813 hervortrat, eins der wunderbarsten Schauspiele in der Geschichte, brannte schon über zwei Monate danach, sich mit all' seinem Zorn und Grimm auf die zusammengerafften Heere des fränkischen Cäsars zu werfen, um ihn aus Deutschland hinaus bis über den Rhein zu jagen. Zagen und Zaudern, diplomatisches Erwägen wegen des unschlüssigen Oesterreichs, vor Allem das Bleigewicht der russischen Verbündeten, die die Herren spielen wollten und für das Kriegführen im Grunde gar nicht aufgelegt waren — dies Alles kam zusammen, die erste Schlacht der Freiheit von Woche zu Woche zu verschieben. In kleinen und mörderischen Gefechten, wie bei Möckern, gewann man die Ueberzeugung, daß das Volk in Waffen eine Armee ohne Gleichen an Heldenmuth sei, und daß sich als nothwendig herausstellte, mit dieser ersten Titanenkraft einen Schlag auf die Unterdrücker zu führen.

Die eigentliche preußische Hauptarmee mit einem russischen Hülfscorps unter dem diplomatischen, unfähigen Winzingerode, hatte sich nach Sachsen begeben und stand dort ein paar Wochen lang, begierig, die erste Schlacht aufzusuchen, und immer durch die Russen und die Zaghaftigkeiten im Hauptquartier daran gehindert. Und doch war der Chef dieser 25,000 Mann starken preußischen Armee der General Blücher, deren Seele, kühne Geister wie Gneisenau und vor Allem Scharnhorst! Es riß ihnen zuletzt auch die Geduld über den ewig zögernden Winzingerode, der als Oberkommandant fungirte; Blücher schimpfte auf die „verwünschte Bummelei"; Scharnhorst drängte zur Action, um mit einem Siege das abwartende Oesterreich fortzureißen und der deutschen Volkserhebung einen Alles überwältigenden Aufschwung zu geben. Scharnhorst war in Wahrheit der Mann, der auch damals die thätigste und bedeutendste Person bildete, und namentlich nach militairischer Seite hin Alles im kühnen Geist des Aufrufs vom Februar zu leiten suchte. Er war es ja gewesen, der am Lager des zum Tode verwundeten Leuen gewacht und ihn gepflegt; der in der Zeit der Sklaverei freie Männer in Waffen geschaffen; der geheimnißvoll und nur von Wenigen in all' seiner Größe ermessen, seit 1807 rastlos dahin gearbeitet, Preußen durch eigene Kraft frei zu machen, Alles für eine Schilderhebung des ganzen, von ihm und seinen Mitpatrioten förmlich erzogenen Volks vorzubereiten. Er hatte die Idee der Landwehr unter den Augen der Franzosen in Gestalt gebracht, deren einzelne Theile 1813 nur zusammengesetzt wurden und deren Größe und Bedeutung die Welt dann in Erstaunen setzte. Er war es vor Allen gewesen, der dem zaghaften König Muth und Vertrauen einflößte, der ihm die Proklamationen des Februar abrang, der nach allen Seiten hin wach war und sich körperlich aufopferte, um den großen Gedanken gegen den großen Napoleon zum Siege zu verhelfen. Er bestand auch jetzt darauf, die Schlacht zu liefern, um dem sich entwickelnden Stickstoff Luft zu machen und den Krieg auf Tod und Leben zu einem energischen Anfang zu bringen.

Am Abend des 30. April 1813 ward abermals Kriegsrath gehalten und die Schlacht beschlossen, trotzdem die russischen Generäle dagegen waren. Man gab ihnen insofern wieder nach, daß man die Russen, die in erster Linie standen, in die Reserve rücken ließ, worüber zwei Tage verloren gingen. Die Russen stellten sich nun auch so weit zurück, daß sie bei einer Schlacht kaum rechtzeitig eingreifen konnten. Scharnhorst sah es voraus und er täuschte sich auch nicht. Daß die erste Schlacht kein durchschlagender Sieg wurde, war die Schuld der Russen, deren perfide Kriegführung überhaupt dem preußischen Opfermuth so unendliche Schwierigkeiten bereitete.

In der späten Abendstunde, nach dem Kriegsrath ritten noch der Czar und König Friedrich Wilhelm III., gefolgt von Scharnhorst, Blücher, Gneisenau und Winzingerode, durch die Reihen der Armee zwischen Rötha und Borna. Es war der Kern des schlesischen Corps, meist gediente Soldaten, aber eine Menge Solcher, die zum ersten Mal im Felde standen. Sie lagen um ihre Wachtfeuer, in die Mäntel gehüllt. Beim Anblick der Fürsten und Generale tönte von Gruppe zu Gruppe ein jubelndes Hurrah bis in die fernsten Reihen des Lagers. Der alte Blücher schrie nach seiner Weise den Reitern Muth und Wuth in die Seele. „Auf, auf, Kameraden, auf's Pferd, auf's Pferd!" brauste es als Antwort aus tausend Kehlen und der König wandte sich gerührt, mit vor Freude glänzendem Auge zu Scharnhorst um:

„Werden sich gut schlagen! Ein braves Corps!"

„Es wird sich dies Lob erst verdienen, Majestät!" antwortete Scharnhorst.

In der Nacht zum ersten Mai machten Scharnhorst und Winzingerode Recognoscirungen nach Weißenfels zu, wo die Hauptmacht des Feindes stand. Man überzeugte sich dabei, daß man den Franzosen an Cavallerie überlegen war, und Scharnhorst faßte

deshalb den Plan, die anrückenden Feinde im Marsche noch durch seine Reiter zu überrennen. Am zweiten Mai Morgens, stand denn auch Blücher mit Scharnhorst für diesen bereit; aber die übrige Aufstellung war erst gegen Mittag beendet, während welcher Zeit die Franzosen bereits in die Ebene herabgekommen waren. Man mußte ruhig mit ansehen, wie die französischen Schaaren, an 30,000 Mann unter Ney, in lauter Bataillonscarrés gleich wandelnden Redouten, auf den Ecken wie Bastionen mit Geschützen gespickt, in prächtigem Zuge und unter klingendem Spiel in die vier Dörfer Groß- und Kleingörschen, Rehna und Kaja einzogen, welche in einem verschobenen Viereck gerade vor dem Blücher'schen Corps lagen. Die Kanonade, die man auf diese Kolonnen gerichtet, hatte den Aufmarsch nicht zu stören vermocht.

Blücher ließ inzwischen Scharnhorst sich mit dem hartnäckigen Russen Wittgenstein über den Angriffsplan streiten und stürmte auf Groß- und Kleingörschen. Mit heldenmüthiger Bravour ward der Feind aus diesen Dörfern getrieben; ein furchtbares Handgemenge hatte sich entsponnen, neue französische Massen hatten die gewichenen wieder zum Stehen gebracht und das von beispielloser Erbitterung zeugende Ringen fand keine Entscheidung. Eine Stunde war bereits unter diesem mörderischen Gemetzel vergangen, als die Preußen, erschöpft und durch den Verlust geschwächt, zu weichen begannen. Scharnhorst flog wie ein Wetter herzu, ebenso Blücher mit den Husaren und der eisernen Schaar brandenburgischer Dragoner, fort im Carriere über das Blachfeld, mitten durch einen furchtbaren Kugelregen, und Alles vor sich hertreibend bis Kaja, wo der Gewaltanprall der Preußen eine siegreiche Pause machte. Die Armeen holten Athem.

In diesem Augenblick trat aber auch das längst gefürchtete Ereigniß ein: Napoleon, der auf dem Marsche nach Leipzig gewesen, war beim Vernehmen des Kanonendonners schnell umgekehrt, und mit seiner Armee dem halb besiegten Marschall Ney zu Hülfe geeilt. Der Feind war dadurch zu großer Uebermacht gekommen und er drängte die erschöpften Preußen wieder aus den Dörfern. Zwar kam nun auch das Corps von York und Gneisenau den Preußen zu Hülfe, aber von den Russen sah man Nichts, und diesem Umstande war es zuzuschreiben, daß man auch eine zweite Eroberung der brennenden Dörfer nicht behaupten konnte.

Sieben Stunden lang hatte man gekämpft, Tausende von Leichen bedeckten das Feld, und Nichts war erreicht. Wüthend raffte Blücher beim Untergang der Sonne elf Schwadronen zusammen; Scharnhorst, fiebernd vor Zorn über die russische Zweideutigkeit, riß selber den Säbel aus der Scheide, rieth den Truppen noch, die Steigbügel auf dem Sattel festzumachen, um beim Fall nicht noch geschleift zu werden — dann sprengte er voran unter dem Rufe: „Muth, Leute, Muth!"

Im Carriere ging es über die Todten und Verwundeten fort bis auf die mauernen Carré's, welche die Franzosen blitzschnell vor Großgörschen gebildet hatten. In die Bayonnette hinein stürzte sich die heroische Reiterschaar; noch einmal entbrannte ein wüthender Einzelkampf, in dem um jede Elle Landes gerungen wurde. Das Geschützfeuer der Franzosen riß indessen ganze Glieder der Preußen nieder: es war unmöglich, diesen Eisenhagel auszuhalten. Im Augenblick des Zurückweichens schlug eine Gewehrkugel in Scharnhorst's linken Fuß; er beachtete es kaum, blieb zu Pferde und führte seine Schwadronen aus dem Gefecht. Es war Nacht, als dieser Kampf zu Ende — kein Sieg, aber auch keine Niederlage; man überließ dem übermächtigen Gegner nichts als ein Feld voller Leichen.

Scharnhorst schlug den Weg nach Colditz ein, um dort die Wunde verbinden zu lassen. Er fuhr mit einem Trupp Wagen voller Verwundeter durch die Lager der Preußen hindurch, welche um Rötha aufgeschlagen waren. Noch stand Alles zum Schlagen da, der Muth war ungebrochen, die Stimmung nach diesem ruhmvollen und mörderischen Kampf gehobener und freudiger denn je. Scharnhorst betrachtete dies als einen schönen Lohn seiner jahrelangen Mühen.

In Colditz ließ Scharnhorst die Kugel aus dem Bein schneiden; die Wunde war nicht bedeutend, aber zu ihrer Heilung war Ruhe und Zeit nöthig. Der König, der ihn in der Nacht noch besuchte, drang auf Schonung; so ließ sich der General denn nach Zittau bringen, wohin seine Lieblingstochter Julie, die Gemahlin Friedrich Dohna's, aus Ostpreußen kommen und ihn in der Einsamkeit pflegen sollte. Ehe sie kam, war ihr Vater schon auf dem Ritt zum Tode!

Denn er hielt es nicht lange in der Unthätigkeit eines Patienten aus; die Nachrichten aus dem Hauptquartier hielten ihn in steter Aufregung. Da klagte man über die Russen; über Oesterreich lauteten die Mittheilungen bedenklicher; für ernsten Anschluß an die deutsche Sache gab es keine Anzeichen; der König zagte, bangte und zauderte wieder und hoffte Nichts, wenn Oesterreich nicht dem Bündnisse beiträte. Da hielt es den edlen Patrioten nicht länger; er flog vom Reconvalescentenlager zum Könige — was kümmerte ihn seine noch nicht geheilte Wunde, wenn Alles auf dem Spiele stand?

Die Armeen nahmen eben bei Bautzen Stellung, um von Neuem mit einander zu ringen. Aber der König war niedergedrückt. „Alles hängt von Oesterreich ab", sagte er. Scharnhorst erbot sich nach Wien in geheimem Auftrage zu reisen und Oesterreich zu gewinnen, Gewißheit zu holen. Friedrich Wilhelm gab alle Vollmachten und es fiel ihm ein Stein vom Herzen. Hastig, als wenn jede Stunde Säumen Gefahr bringen könne, machte sich der General auf die Reise. Er und die Nachricht von der Maischlacht bei

Bautzen sollten zusammen in Wien ankommen und Oesterreich für das Bündniß gewinnen.

Tag und Nacht eilte Scharnhorst nach der österreichischen Hauptstadt. Zwei Posten vor Wien traf ihn eine geheime Botschaft Metternich's die ihn dringend ersuchte, umzukehren, damit die Franzosen nicht vom Kaiser schon zugesagte Bündniß wieder in Frage stellen würde. Metternich hatte das Kunststück zu leisten, aus der Allianz mit Napoleon zu schlüpfen; dabei konnte allerdings die Unterhandlung mit Scharnhorst, diesem als „Jacobiner des Nordens" von Napoleon gehaßten Mann störend genug eingreifen.



Scharnhorst bei Großgörschen.

Argwohn schöpften; Oesterreich's Beitritt zur Kalischer Allianz sei gewiß. Der preußische General wollte sich mit dieser Privatnachricht nicht abspeisen lassen; er bestand darauf, mit Metternich selbst zu sprechen; erst nach großen Mühen und eclatanten Versicherungen überzeugte man ihn, daß seine Anwesenheit die ganze Vorsichtspolitik Metternich's stören und das

So trat Scharnhorst, wenig zufrieden, seine Rückfahrt an. Seine Wunde war aufgebrochen, erhitzt, und plagte ihn, so daß er an Knesebeck am Morgen des 27. Mai schrieb: „Das Unglück will, daß meine Wunde sich so verschlimmert hat, daß ich hier in Fieber und Schmerz gestern liegen geblieben bin. Ich melde Ihnen dies, weiß aber nicht zu bestimmen, wann ich

von hier in Prag werde ankommen können. In jedem Falle gehe ich morgen dahin ab, weiß aber nicht, wie weit ich kommen werde."

Am 25. Mai war Scharnhorst wirklich in Prag, aber in solchem Zustande, daß eine Weiterreise unmöglich war. Er litt am Körper wie an der Seele, denn es stand nicht zum Besten mit der Sache der Erhebung. „Soll es denn nicht sein", schrieb er am 7. Juni an Müffling, „daß endlich einmal Wahrheit und Recht oben auf kommen? Wenn mir jetzt und hier der Tod beschieden sein sollte, so scheide ich schwer; denn ich habe nur den nahen Untergang der edelsten Sache vor Augen und weiß doch, daß sie endlich siegreich hervorgehen muß. Das möchte ich gern erleben; es wäre mein schönster Lohn!"

Er sollte es nicht erleben! Während er mit dem Tode rang, war der Waffenstillstand eingetreten und der Friedenscongreß zu Prag eröffnet worden. Die vielen Fremden in der böhmischen Hauptstadt, darunter auch Stein, besuchten Scharnhorst, — sie nahmen Abschied von dem edlen Patrioten. Am 28. Juni, am selben Tage, da Metternich seine berühmte Audienz bei Napoleon in Dresden hatte und einen Tag nach dem Reichenbacher Vertrag, der Oesterreich mit Preußen und Rußland verbündete, starb Scharnhorst, kaum 57 Jahre alt. Ihm hatte das aufopfernde Bemühen um dieses Bündniß, um die letzte Vorbereitung zur großen Campagne, den Tod zugezogen.

Tief betrauerten der König und die Armee, das preußische Volk und die Menge der deutschen Patrioten den Verlust dieser unersetzlichen Kraft. Aber den Scharnhorst'schen Schöpfungen, der Landwehr besonders, gab sein Tod erst rechten Lebensodem, rechte Weihe. Die Arndt'sche Hymne auf Scharnhorst trug jeder Soldat im Tornister; sein Andenken lebte nicht nur in Denkmalen, sondern auch im Herzen der Nation weiter.

Die Erdbeeren.

Aus den Erinnerungen der Großmutter.

Von

Klara Ernst.

„Laß die fleißigen Hände ausruhen, liebe Großmutter", sagte die blonde Lisbeth, indem sie rasch in die Laube trat, und einen Korb duftiger Erdbeeren auf den Tisch setzte. — „Die Sonne ist schon dem Untergehen nah, sieh nur wie golden sie dort noch herausschaut; Vater und Mutter sind auf's Feld gegangen, die Saat nach dem Regen zu sehen; es ist noch ein Weilchen Zeit bis zum Abendbrod, da erzählst Du uns vielleicht eine Geschichte." — „Eine Geschichte", rief Anna fröhlich darein.

Lächelnd legte die Großmutter die Arbeit in den Schooß, faltete die Hände still und feierlich wie zum Gebet, und blickte mit den großen ernsten Augen zuerst die frischen Gesichter der Enkelinnen, dann die vor ihr stehenden Erdbeeren sinnig an. — Lange und immer freundlicher weilte ihr Blick darauf, ein mildes Lächeln legte sich über das alte Gesicht und verklärte es zugleich mit den Strahlen der Abendsonne. — „Ja, ich will Euch eine Geschichte erzählen", sagte sie endlich freudig aufathmend. — „Eine Geschichte aus meinem eignen Leben, einfach aber wahr, und wißt Ihr auch weshalb ich sie grade heut wieder im Herzen durchlebe, und die Erinnerung daran leis' und feierlich durch das Herz klingt? — Daran sind die Erdbeeren Schuld, welche Du meine traute Lisbeth hier vor mir hingestellt hast. — Als der würzig frische Waldesduft mir entgegenströmte, da war es mir, als zöge auf seinen Flügeln die ferne Zeit mit heran, voll freundlicher jugendrosiger Bilder. — Aus meiner Jugend hab' ich Euch schon oft erzählt, daß ich im Walde groß geworden, im Forsthause des Vaters, wo das Rehgeweih über der Hausthür meine kindische Phantasie beschäftigte, und die Flinte in der Ecke mit respectvoller Furcht betrachtet wurde. — Da war es still im Sommer so wie im Winter, nur daß, wenn die Bäume grün waren, der lustige Vogelsang frisch herein tönte und im Winter die Krähen heiser schrien, und mit gravitätischer Ruhe im Schnee spazierten. — Ich hatte da meine eigne Welt, und wenn ich nicht lernte, oder zur entfernten Schule wanderte, war der Wald meine weite grüne Stube, seine Blumen dufteten für mich und seine Früchte reiften mir zur Freude. — Viel Erdbeeren habe ich da gepflückt, in die aus Binsen selbstgeflochtnen Körbchen. — Ich kannte ja die Stellen, wo sie am Schönsten wuchsen, Farrenblätter hab' ich darunter gelegt, Glockenblumen und Erika rund umher gesteckt, und dann bracht' ich sie den Eltern oder schenkte sie der freundlichen Gräfin. — Oft pflückte ich allein, oft aber half mir auch dabei ein freundlicher Knabe, älter und größer als ich, aber noch eben so kindlich, und Friedrich brachte mir auch selbst viel Erdbeeren in's Haus, und schalt mich, daß ich so viel viel verschenkte, und keine für mich behielt. — Wenn ich im Pfarrhause bei seinen Eltern war, suchte er mir immer den besten Platz aus bei Tische und die leckersten Bissen. — Der alte Herr Pastor hatte mich auch lieb und streichelte mir die Flechten, die damals eben so blond und glänzend waren, als Lisbeths jetzt sind. — Das waren die Tage der Kind-

heit — rein und glückselig — dann mußte Friedrich fort — auf die hohe Schule zum studiren — ich weinte bitterlich, aber es half Nichts und als ich im nächsten Sommer allein die Erdbeeren pflückte, war mir recht bang ums Herz — die Kinderfröhlichkeit war entschwunden. — Drei Mal besuchte er die Eltern und kam auch in's Forsthaus, aber er nannte mich „Sie" und ich mußte es auch thun, obgleich mir das „Du" immer noch über die Lippen wollte, und er saß nicht mehr mit mir auf der kleinen Bank, er sprach mit dem Vater über Politik und gelehrte Dinge, und als ich den Kaffee brachte und die Mutter ihn fragte, „ist sie nicht recht groß geworden, die Elisabeth" — winkte er nur und wurde roth, und ich ging in meine Kammer und weinte, daß er so fremd that. —

Es war dies das letzte Jahr, daß er kam, denn als er wieder zurück in die Stadt wanderte und das Ränzel auf dem Rücken noch einmal zum Forsthaus hineinschaute, hatte ich grade die ersten Erdbeeren gepflückt, er begegnete mir im Walde, blieb stehen, und sagte mit der alten treuherzigen Knabenstimme: „hast die Erdbeeren wohl immer noch so gern, Elisabeth?" — Ich war so freudig überrascht als er mich wieder Du nannte, daß ich den stattlichen Herrn Studenten ganz vergaß und zu ihm aufschauend fragte, „willst wohl auch ein Paar, Friedrich?" und da hatte ich ihm schon ein Paar der schönsten Beeren in den Mund gesteckt. — „Bist doch immer noch ein Kind, Lieschen!" rief er lachend, „behalt' Deine Beeren und gieb mir einen Abschiedskuß, ich komme nun lange lange nicht wieder." — Den Kuß gab ich ihm, aber daß er mich immer noch ein Kind genannt hatte, das schmerzte mich, hielten mich doch die Andren schon längst für ein erwachsenes Mädchen, und als er so rüstig weiter schritt, sich nach mir umsah, noch ein, zwei, drei Mal, und den Hut schwenkte, setzte ich mich auf einen Stein am Wege und weinte bitterlich. —

Den Winter darauf wurde die Mutter krank und starb, im Frühling folgte ihr der Vater. — Als der Wald aufgrünte im hellen Schmuck des jungen Laubes stand ich weinend an den frischen Gräbern; nun kam der Vormund, ordnete im Hause, und fragte was mit mir werden solle? — Lieben Kinder, da gab es viel Schmerz und viel Thränen, denn wenn sich treue Augen schließen die uns liebend überwachten, dann wird Alles Anders, die Welt wird so weit und das Haus, die liebe traute Heimath wird uns so öde. — Ich wollte nach der Stadt und dort unter fremde Leute gehn, — aber ich fürchtete mich recht vor den Menschen dort, vor dem Geräusch der Straßen. Einmal nur im Leben war ich mit dem Vater dort gewesen, hatte die prächtigen Läden gesehen und die bunte Ausstellung ihrer Waaren, die hohen Häuser, darin so viel Menschen wohnen und die gelangweilten, neugierigen Gesichter, die mir auf der Straße begegneten. Da hatte ich an meinen stillen Wald gedacht, und seine geheiligte Einsamkeit, an die Kirchenstille unter seinem hohen Laubdach, an die lieben freundlichen Menschen die dort in der Heimath Alle einen Gruß oder ein theilnehmendes Wort für mich hatten und mir war so bange geworden, wie ich's Euch nicht beschreiben kann. — Dahin sollt' ich nun und dort bleiben — und ich hatte keinen Wald, keine Heimath, keine Eltern mehr. — Ach, lieben Kinder — da hab' ich recht oft die Hände gefaltet und den lieben Gott gebeten sich meiner zu erbarmen und mich auch hinauf zu nehmen in den Himmel zu den lieben treuen Eltern. — Der liebe Gott hat meine Bitte erhört — zwar nicht so wie ich's glaubte — er hat mich nicht sterben lassen — denn er hatte mir noch ein reiches, schönes Leben bestimmt, und in diesem Leben hat er mich geführt an seiner treuen Vaterhand, meine Thränen getrocknet, und mich bis heute bewahrt und behütet. —

Ich hatte denn auch den einen Abend so recht herzlich zu ihm gebetet, da kam am andern Morgen die liebe Gräfin und fragte: „ob ich mit ihr ziehen wollte." — Der Gemahl hatte eine hohe Stelle in Petersburg erhalten, die beiden Kinder sollten auch mit dorthin, und es war recht schön von der gnädigen Herrschaft, daß sie wünschte, die Kleinen möchten ihre liebe deutsche Muttersprache nicht verlernen, und ich sollte immer mit ihnen sein, und deutsch mit ihnen reden. — Das war Hülfe in der Noth — zwar kam ich weit fort in ein fremdes Land, aber ich war bei guten Menschen die ich kannte und lieb hatte, und die Kinder hatte ich schon so oft auf meinen Armen getragen, mit ihnen zu gehen das schien mir gar nicht schwer. — Schwer war es aber doch — und es gab Augenblicke, wo ich meinte, das Herz müsse mir brechen." — Die Stimme der Großmutter zitterte, und helle Tropfen liefen über ihre Wange. — Freundlich legte Lisbeth das blonde Köpfchen auf die Schulter der alten Frau und Anna fuhr mit der Schürze über das rosige Gesicht. — Dann sprach die Großmutter weiter: „Es galt Abschied zu nehmen, und „Abschied" das ist ein schweres Wort, wer's empfunden hat der fühlt es lebenslang noch in der Erinnerung — es kamen die Leute aus dem Dorf und wollten mich noch einmal sehen, oder ich ging in die Hütten hinein zu den Kranken und Schwachen, denen die liebe Mutter sonst das Essen geschickt hatte, und die mich auch lieb hatten weil ich ja die Tochter der lieben entschlafnen Mutter war. — Nun gab es viel Händeschütteln und manch' treuherzig Wort bekam ich mit auf die Reise, und manch' Auge wurde naß. Dann kam der Abschied vom lieben Hause in dem ich geboren und erzogen war. — Ach aus allen Winkeln guckten die theuren Erinnerungen mich mit hellen Augen an. Da war die Ecke in der des Vaters Flinte stand, und daneben die Uhr mit dem Kuckuck, die mich so oft belustigte. — Dort mein Kämmerchen

mit dem eingeschnittnen Herz in der Fensterlade, durch welches Morgens zuerst des Tages Licht schien und mich weckte, hier der Garten mit der Geisblattlaube, und der Zaun über den die Winde rankte; — als ich nun gar in den Wald ging — alle Bäume kannt' ich ja, der Vater hatte mir von ihnen erzählt, und ich hatte so oft mit ihnen gesprochen, und mir eingebildet das Rauschen und Flüstern in ihren Kronen das sei die Antwort. — Dort stand die Eiche mit dem riesig knorrigen Stamm, neben ihr die Buche, in deren glatte weiße Rinde Friedrich meinen Namen geschnitten hatte, damals als er noch Knabe war, und der Vater ihm zum Weihnachtsfest das schöne neue Messer geschenkt hatte. — Hier schauten die alten Rüstern so ernst darein, und dort am See, wo die weißen Wasserrosen sich schaukelten, waren die Birken so grün und geschmückt wie junge Mädchen, welche das reiche Lockengehänge wohlgefällig im Spiegel betrachten. Ich ging noch einmal zu all den liebsten Stellen, legte die Stirn an die kalte Baumrinde, und meinte der Baum müsse meine stillen Thränen verstehen. — Als es aber Abend war, stand ich an den Gräbern, legte Rosen darauf und der Abendwind säuselte leis' in den Linden. — Das war das Schwerste — aber der liebe Gott half hindurch — und gab mir Frieden und Trost in's Herz.—

In Petersburg nun — fand ich eine neue Welt — es war dort Alles anders, so ganz anders, wie ich's bisher gekannt, daß es mir oft schien, die Märchen von tausend und einer Nacht, die Friedrich mir als Knabe vorgelesen hatte, seien wirklich Wahrheit geworden. In prächtigen Stuben mußte ich leben, unter reich vergoldeten Meubeln und hinter schwerseidnen Vorhängen. — Meine gute liebe Gräfin blieb mir zwar dieselbe und war immer freundlich und zart gegen mich, die Kinder sprachen deutsch mit mir und mit ihnen konnte ich plaudern von der lieben deutschen Heimath, aber es schien mir doch, als sei sie mir auf ewig entfernt und verschwunden; ich habe viel an einer Krankheit leiden müssen, welche sie das Heimweh nennen, und es hat sich ein Schmerz über meine Züge gelegt, daß die Gräfin oft kopfschüttelnd sagte: „Elisabeth, warum bist Du nicht mehr so fröhlich wie dort im Walde?" — sie hat aber nicht meine Antwort abgewartet, denn es war ihr ja selber schwer zu Sinne und sie sehnte sich auch nach der Heimath, obgleich sie den Gemahl und die Kinder mit sich hatte. — Der Winter erst machte die große Stadt lebendig, gar lustig klangen die Schlittenglöcklein auf den breiten Straßen. — In den Schlitten saßen prächtige Damen in schöne reiche Pelze gehüllt und der Schnee glänzte herrlich auf den flachen Dächern und den vergoldeten Kuppeln der Kirchen. — Als es aber Frühling wurde, wie spärlich, wie langsam entwickelte sich da das Grün aus der braunen Knospenhülle — es war kein Blühen und Duften wie hier bei uns, sparsam und mühevoll gepflegt entfalteten sich kümmerliche Blumen in den Gärten der Reichen und wenn ich an den Wald dachte, an seine dunklen, dichtgedrängten Laubmassen, dann war mir's als könnt' ich nicht bleiben in diesem kahlen fremden Lande. — Veilchen hab' ich dort nicht gesehen, auch Früchte gab es nur wenig, und meine schönen würzigen Erdbeeren, ach wie oft hab' ich an sie gedacht. — Jetzt ist es wohl auch in jenem Lande anders, man hat Treibhäuser angelegt und die Eisenbahnen verbinden das kalte Rußland schnell mit dem warmen Süden. — Damals aber war daran nicht zu denken, Ihr wißt ja, daß ein halbes Jahrhundert darüber hingegangen ist, seit Eure Großmutter dort lebte, — und auch die Briefe aus der Heimath wie selten, wie spärlich trafen sie ein. — Der alte Pfarrer war gestorben, von Friedrich hörte ich auch Nichts mehr seit langer Zeit. — Ich war recht allein in der Welt und hätte meine gute Gräfin mich nicht so lieb gehabt, und wären die Kinder nicht so frisch gediehen in meiner Pflege, ich hätte mich sicher recht unglücklich gefühlt. — Ihr müßt nun auch nicht denken, daß ich noch immer das kindische Mädchen war wie damals im Forsthause. — Ich lernte mit den Kindern um die Wette, französisch hab' ich gelernt, und Briefe schreiben — ich las manch gutes Buch, in der Dämmerstunde spielt' ich ihnen kleine Lieder vor, und wir sangen dazu. — So vergingen fünf Jahre. — Da war ein großes Fest in der Nachbarschaft, und der Graf wünschte, daß seine Kinder mit dorthin sollten. — Lebende Bilder wollte man aufführen, Eins immer prächtiger als das Andre, die Leute putzten sich heraus wie ich's noch nie gesehen hatte, und der lieben Gräfin war es recht bange — die Kinder könnten auch eitel und putzsüchtig davon werden. — „Hilf denken, Elisabeth", sagte sie, „wie wir ein einfaches schönes Bild zurechtstellen, ich mag meine Kinder nicht in dem bunten Flitterstaat sehen." — Es fiel mir der Wald ein — und die Erdbeeren. — Erdbeerzeit war es grade — nun war auch das Bild fertig in meiner Phantasie, und als ich's der Gräfin erzählte, lächelte sie voll Freude und die Thränen liefen ihr über das Gesicht. — Im Hintergrund sollte der Wald sein, freilich nur ein gemalter auf grober Leinwand, aber es war doch der Wald, und der Boden wurde mit Moos bekleidet, da standen die Kinder und suchten Erdbeeren; sie hatten ländliche Kleidung, einfach und sauber, und sie sahen eine Schlange nicht, die zwischen den Blättern hervorschlüpfend sie bedrohte. — Hinter ihnen aber stand ein Engel im weißen Kleide, der die Schlange zurückhielt und mit der andern Hand ihnen lächelnd ein Erdbeerenkörbchen reichte. — Ein junges Fräulein hatte uns versprochen den Engel darzustellen. — Der Tag kam, der Abend war nahe, da ging die Nachricht ein, sie sei plötzlich krank geworden, nun war guter Rath theuer. — Der Herr Graf wollte durchaus auf dem Fest nicht fehlen, — ich werde es nie vergessen, wie die Gräfin zu mir kam, mir freundlich

die Hand auf den Kopf legte und sagte: „Elisabeth, Du mußt der Engel sein, Deine blonden Haare passen so schön dazu.“ — Ich schämte mich recht. Vor all den Grafen und Fürsten sollt' ich da stehen, vor all den schönen vornehmen Damen, ich, das einfache arme Mädchen, ich zitterte am ganzen Leibe und bat flehentlich, ich kann es nicht, liebe Frau Gräfin, ich kann es gewiß nicht. — Indem trat der Graf in's Zimmer, er trug etwas Verdecktes in der Hand — und schlug das Tuch zurück — Erdbeeren wirklich frische duftige Erdbeeren glänzten darin — sehr, sehr viel Geld hatte er gegeben, sie zum heutigen Abend zu erhalten. — Mich aber berauschte der würzige Duft mit seliger Erinnerung — beide Hände streckt' ich danach aus, ich hörte wieder die Eichen über mir flüstern, und die Buchen rauschen, die Vogelstimmen in dem dunklen Gezweig, und der Zauber der lieben, lieben deutschen Heimath legte sich mit seliger Freude mir um's Herz. — „Ja, nun muß ich wirklich der Engel sein!“ rief ich jauchzend, „denn nun kann ich in Wahrheit die langentbehrte unbeschreiblich süße Erinnerung den Kindern bringen. — Lächelnd, und höchst zufrieden über meinen Entschluß, verließ mich das gräfliche Paar.

Lange Stunden der Vorbereitung gab es noch, eh' ich mit der Herrschaft nun im fürstlichen Palast abstieg und mich unter den Gästen stehen sah, unter all den von Brillanten funkelnden schwarz gelockten schönen Russinnen, ich, die blonde, stille, schweigsame Deutsche. — Es traf mich auch hin und wieder ein stolzer verächtlicher Blick, ich aber hielt das Körbchen in der Hand, und es war mir, als ströme aus den Erdbeeren eine unbekannte Kraft in mein Herz. — Wir sahen von all' den prächtigen Bildern Nichts, denn wir kamen zuletzt an die Reihe. — Nur aus der Ferne hörten wir das fröhliche Leben. — Jetzt war es Zeit. — Es sah gewiß recht schön aus, der Wald im Hintergrunde, vorn viel hohe Topfgewächse künstlich gezogen, und mit Epheu überrankt. — Die beiden Kinder emsig im Suchen beschäftigt, nicht ahnend, wie nahe ihnen die Gefahr sei, dahinter stand ich, weiß gekleidet, mit weißem Flügelpaar. Das Haar hing mir weit herab über die Schultern. Waren es die Erdbeeren — mir war so selig zu Muthe, ich vergaß Alles um mich her, ich schwebte gleichsam über den Kindern, und in mir und um mich her wob der Wald seine selige Erinnerung. — Alles war still — kein Laut des Beifalls tönte — der Vorhang fiel. — Da brach ein stürmischer Jubel hervor, so laut, so anhaltend, daß er mich fast betäubte. — Ich war in einer entschwundenen Heimathswelt, ich hielt das geliebte Körbchen noch immer in meiner Hand, als sollte der wohlbekannte Duft sie mir festhalten helfen, diese mir heiligen Augenblicke. Aber meine Kraft entschwand, ich eilte der Gräfin entgegen, welche hocherfreut über den glücklichen Erfolg mich begrüßen wollte — ermannte mich und sah verwundert träumend um mich her.

„Elisabeth!“ sagte plötzlich eine Stimme, deren heimathlicher Klang sich zu vermischen schien mit den Bildern meiner Phantasie. — Vor mir stand ein junger Mann — ich kannte die Züge wohl, aber es schien mir eine Unmöglichkeit ihn hier zu finden, er bückte sich zu mir nieder, schien besorgt über mein Erbleichen, und sah mich mit den treuherzigen Augen so fragend an, wie es einst der Knabe gethan. Waldesduft und Heimathswonne umwehten mich noch einmal, „o Gott gieb mir meine Heimath wieder“, so rief ich entzückt und sank ohnmächtig in die Arme der Gräfin. —

Am andern Morgen als ich auf meinem Stübchen saß und den Ereignissen des vorigen Tages nachdachte, — man hatte mich am vergangenen Abend als ich aus meiner Betäubung erwachte, auf den Rath eines herbeigerufenen Arztes sogleich zum Wagen geleitet, und nach Hause geschickt, — kam die Gräfin lieb und freundlich wie immer, und brachte mir, der Staunenden, das geliebte Erdbeerkörbchen. — „Der Fürst von W. ist so gerührt über die Darstellung des Bildes und Deine dadurch erweckte Heimathssehnsucht gewesen“, sagte sie, „daß ich ihm viel von Dir erzählen mußte. — Da wollte er denn durchaus, daß wir die Erdbeeren, die ein kostbares Geschenk für ihn sein sollten, wieder Dir zurückbrachten, ein Zeichen seiner Anerkennung seines Dankes für Deine liebe freundliche Engelsgestalt. — Erröthend, beschämt, verbarg ich mein Gesicht an der Brust meiner gütigen Freundin, welche lächelnd mich wieder allein ließ. — Nach Friedrich hatte ich nicht gefragt; — war er es gewesen, war es nur ein Bild meiner erregten Einbildung? wie kam er nach Rußland? das waren Fragen, die mein Herz mit tausend Zweifeln bestürmten. — Der Tag verging still, wie gewöhnlich. Ich gab den Kindern Unterricht, plauderte und scherzte mit ihnen, aber das Scherzen wurde mir heut schwerer als sonst, es war mir als müsse ein wichtiges, ein unvorhergesehenes Ereigniß mich treffen. — Daher überraschte es mich nicht, als es in der Dämmerstunde leis' klopfte, und auf mein „Herein“ eine bekannte Kinderstimme mich begrüßte. — „Die alte Katharina will sterben, liebes Fräulein, kommen Sie doch noch einmal zu ihr, sie verlangt so sehr danach. — Sie ist recht schwach und die Lippen sind ihr so trocken!“

Katharina war eine alte Frau, eine Deutsche wie ich. — Sie war vor vielen Jahren mit ihrer Herrschaft nach Rußland gekommen, die Herrschaft starb, das Geld zur Rückreise fehlte ihr, auch war sie alt und schwach und nährte sich kümmerlich. Ich hatte sie öfter besucht, und mußte ihr von der schönen Heimath erzählen. —

„Ich werde sogleich kommen“, sagte ich schnell; das Erdbeerkörbchen stand noch ebenso duftig frisch vor mir — es war so natürlich, daß ich's mitnahm, um die alte Frau mit den Früchten ihres Vaterlandes zu erquicken. — Daß man es mir soeben als eine

besondere Auszeichnung geschenkt, hatte ich vergessen, und eilig wanderte ich durch die Straßen zu dem wohlbekannten Hause. — Da lag Katharina in dem reinlichen Stübchen, matt und bleicher als je; sie hatte die Hände gefaltet, und sah mich freundlich an, sprechen konnte sie nicht. — Ich versuchte sie durch Erdbeeren zu erfrischen, mit deren Saft ich ihre Lippen netzte, es schien als belebe und stärke sie die kleine Labung. — „Sie betet viel", sagte das Kind, das bei ihr war, „und ein junger Prediger der seit Vorgestern hier im Hause ist, der auch Deutsch spricht, der hat mit ihr gebetet, und will wiederkommen."

Ich kniete am Bett nieder, um ihr näher zu sein, ihr Auge hatte schon den verklärten unaussprechlich heiligen Todesglanz. — Da ging die Thür auf, Friedrich trat ein — er sah auf mich, auf das Körbchen. — Der Zusammenhang schien ihm klar; — aber er grüßte mich nur mit einer leisen Kopfbewegung und wendete sich im vollen Ernst des Berufes ganz zu der Sterbenden. — Es war ein herrliches Gebet das er sprach, ein Gebet um Gnade und Vergebung ihrer Sünden, eine Fürbitte für ihre Aufnahme in das ewige Reich des Friedens, durch die Erlösung unseres Herrn. — Und als er dann die Sterbende segnete, da legte er auch die Hand auf mein Haupt und aus drei vereinten Herzen stieg die Bitte heiliger Andacht zu Gott empor. —

Eine Stunde später mußte ich Katharine verlassen, weil mich die Pflicht nach Hause rief, Friedrich blieb bei ihr und drückte ihr die Augen zu. — Er sprach auch an ihrem Grabe schöne ernst-heilige Worte. —

Den Tag nachher, als ich wieder allein war, und im wunderbaren Gemisch Schmerz und Freude durch meine Seele fluthete, war es Friedrich der schnell und fast geräuschlos zu mir kam. — Er hatte das Körbchen mit dem Rest der Früchte in der Hand. — Es ist der letzte Gruß der Sterbenden", sagte er freundlich, „sie bat mich es Ihnen liebste Elisabeth wieder zurückzugeben, es sei das Einzige was sie Ihnen hinterlassen könne, sie wisse wie werth Ihnen die Frucht sei." — Und als ich tief bewegt zum dritten Mal das Körbchen empfing, da sagte Friedrich in tiefster Bewegung:

Und nun Du frische, holde Waldblume, nun sage selbst ob ich Dich wieder hinein verpflanzen darf auf den heimischen Boden, und dort der Gärtner sein, der Deine zarten Keime hütet und pflegt — und mit einem seligen „Ja" sank ich an sein treues Herz. — Mit diesem Ja meine theuren Kinder begann eine reiche selige Zukunft für mich, ein Leben nicht ohne Sorge und Schmerz, aber voll Frieden der Seele und tiefinnerster Gemeinschaft mit dem herrlichen Gatten — Ihr habt es ja längst errathen, daß es Euer lieber seliger Großvater war, der mich zurückholte in das liebe Vaterland. — Er hatte die kleine Försterlisbeth nicht vergessen, und als er nicht fern von jenem Walde sein liebes Pfarramt antreten sollte, und erfuhr, daß ich noch immer in Rußland sei, da hatte er gern noch das letzte Vierteljahr benutzt, ehe er in sein Amt kam, einen Freund der auf Reisen dorthin ging, zu begleiten. Er wollte prüfen und sehen ob Elisabeth noch dieselbe war, im Palast der Reichen wie dort in der Eltern einfacher Hütte, und wunderbarer Weise hatte uns Gott schon am ersten Tage seiner Anwesenheit in Petersburg zusammengeführt. —

Er hat sein Wort treu gehalten, und als ich vierzig Jahre später den theuren Gatten in die kühle Erde legte, da wußt ich's es würde kein langer Abschied sein, und dies Bewußtsein überglänzt auch die letzten glücklichen Jahre meines Lebens mit hellem Sonnenschein." —

Die Großmutter schwieg, aber ihre gefalteten Hände zitterten, und über die gefurchte Wange rann langsam eine Thräne. — Vater und Mutter vom Gange heimgekehrt, waren leise in die Laube getreten, und hatten das Ende der ihnen wohlbekannten Erzählung gerührt mit angehört. — Es war so still auch in der Natur, kein Lüftchen regte die Blätter, nur ein Paar weiße Blüthen vom Birnbaum wehten still hernieder und blieben hängen im grauen Scheitel der alten Frau — Frühling und Winter. — Die Erdbeeren auf dem Tisch dufteten balsamisch und jetzt erklangen die Kirchthurmglocken und läuteten den morgenden Himmelfahrtstag ein. —

Die Zigeuner.

Erzählung von Stanislaus Graf Grabowski.

Ungefähr fünf Meilen östlich von der Festung Arad im südöstlichen Theile Ungarns, beginnen fast parallel mit dem Marosflusse laufend, die bewaldeten Ausläufer des Hatzeger Gebirges, eines Theiles der Transsilvanischen Alpen, die Siebenbürgen von der Wallachei scheiden.

Diese Gegend ist reich an romantisch schönen Berg- und Waldpartien; übrigens ist sie nicht fruchtbar und deshalb nur wenig bevölkert; die Dörfer liegen meilenweit von einander entfernt, und die Städte außer Arad und Temesvár sind kaum nennenswerth.

Es war im Spätsommer des Jahres 1773, als sich ein sonderbarer Reisezug den südlichen Abhang jener Bergkette in der Nähe von Arad hinabbewegte; das Ziel der Reise mochte wohl die Wallachei sein. Der Weg war kaum ein gebahnter zu nennen, denn

er ging in die Kreuz und Quere zwischen dicken Stämmen und mächtigen, mit Moos und Farrenkraut bedeckten Felsenstücken hindurch; durch die dichten Laubkronen brach sich die herrliche Sommersonne in dünnen Streifen eine Bahn und warf wahrhaft zauberische Reflexe auf das Waldesgrün und die bunte Gruppe der Reisenden.

Aus dieser ertönte Gespräch und heiteres Lachen, zuweilen auch ein lustiges ungarisches Nationalliedchen, dessen Klänge sich weit durch die Waldeinsamkeit forttrugen; seltsamerweise wurden diese Ausbrüche froher Laune aber jedesmal durch ein Kommandowort aus tiefer männlicher Kehle unterbrochen und verstummten dann für eine Weile.

Es gehörte nicht viel Scharfsinn dazu, um in dieser Gesellschaft wandernde Zigeuner zu erkennen, denn die tiefgelben Gesichter, kohlschwarze Augen und Haare, das pittoreske, halb morgenländische Costüm und die ganze, auf sorglose Ungebundenheit hindeutende Haltung der Reisenden kennzeichnete zur Genüge diesen ewig vagabondirenden Volksstamm, über dessen Ursprung, aller gelehrten Forschungen ungeachtet, noch immer ein geheimnißvolles Dunkel liegt.

Die Reisegesellschaft bestand aus etwa dreißig Menschen. Voran schritten drei Weiber, eine ältere, die den Weg zu weisen schien, und zwei junge, phantastisch aufgeputzte Mädchen in rothen Röcken, schwarzsammetnen, mit Gold gestickten Jacken und einer Art koketter Haube auf den rabenschwarzen Flechten; so prächtig dieses Costüm auch einst ausgesehen haben mochte, war es jetzt doch schon ziemlich abgenutzt und besonders unsauber. Die Mädchen selbst waren so hübsch, wie man es bei ihrer gelben Hautfarbe erwarten konnte; ihre Bewegungen waren weich und anmuthvoll, die schwarzen Augen glänzten wie Brillanten, und tausend Flammen wilder Leidenschaft zuckten in ihnen.

Sie waren die Haupttänzerinnen der Gesellschaft, die alte Führerin die Stammmutter und langerprobte Chiromantin.

Unmittelbar auf diese Frauen folgte ein nicht hoher, aber kräftig gedrungener Mann mit einem Gesichte voll energischen Ausdrucks und von seltener orientalischer Schönheit. Der starke schwarze Bart, den er trug, und der scharlachrothe Turban auf seinem Haupte, das ganze in orientalischem Schnitte und lebendigen Farben gehaltene Costüm gaben ihm ein wildromantisches Ansehen. Er war der sogenannte Wojwode des Stammes, d. h. durch Geburt und Wahl dessen Haupt; die Frau, die an der Spitze schritt, seine um wenigstens zehn Jahre ältere Gattin.

Der Rest der Gesellschaft, die sich in langem Gänsemarsche durch das Waldesdickicht hindurchwand, bestand zur Hälfte aus Frauen und Männern. Ließ sich den ersteren auch keine besondere Schönheit zusprechen, so hatten sie durch ihren orientalischen Typus doch fast alle ein interessantes Aussehen. Von den Männern ließ sich dies weniger behaupten; ihre Blicke hatten etwas Scheues, sofort den gemeinen Gauner Verrathendes. Was die Costüme anbetraf, so waren sie, wie die der Vorschreitenden, auf das Bunteste zusammengesetzt, abgetragen und zerrissen, oft bis zum Ekelerregen unsauber.

Zwei kleine Esel, mit wenigem Gepäck beladen, so wie einige an der Leine geführte Schaafe und Ziegen, offenbar geraubtes Vieh, folgten diesem Zuge.

Vermochte eine Person desselben einen einigermaßen angenehmen Eindruck zu machen, so war es ein junges Weib von auffallend heller Hautfarbe, das ein kaum sechs Monate altes Kind, sorglich eingewickelt, in ihren Armen trug. Zwar hatte die Sonne auch diesem Teint bei dem herumziehenden Leben eine dunkle Färbung gegeben, aber dennoch würde Jedermann auf den ersten Blick erkannt haben, dieses Mädchen oder diese Frau sei keine geborene Zigeunerin. Wer weiß, ob sie das raubsüchtige und gefühllose Volk nicht in ihren ersten Kinderjahren zärtlichen Eltern von besserem Stande entführt hatte?

Diese falsche Zigeunerin mochte etwa zwei- oder dreiundzwanzig Jahre alt sein, ihre Figur war schlank, klein und zartgebaut. Sie trug einen roth und schwarz gestreiften wollenen Rock und über dem gestickten Sammetmieder eine fast unförmliche Pelzjacke, in der sie ihr Kind eingehüllt hielt; die Füße — und zwar ungemein kleine und zierliche Füße — waren, wie bei allen Uebrigen, unbekleidet, und um das Haupt hatte sie kaputzenartig ein dünnes, weißes, mit Spitzen besetztes Tuch geschlagen. Auf den feinen Fingern bemerkte man ein Paar werthlose Ringe.

So regelmäßig schön die einzelnen Theile ihres Gesichtes und deren Zusammenstellung war, lag auf dem letzteren doch Krankhaftigkeit und geistige Ermattung; die großen blauen Augen waren starr und melancholisch, und nur wenn das junge Weib sich dem Kinde zuwandte, wurden sie lebhaft und führten dann eine ungemein leidenschaftliche Sprache. Man mußte sogleich begreifen, daß man eine Unglückliche vor sich habe.

Die junge Frau ging allein und schien ganz in ihre Gedankenträume versunken zu sein; wenn ihre Genossinnen auf sie blickten, so zuckten sie mit den Achseln und machten ein halb mitleidiges, halb spöttisches Gesicht.

Der Reisezug schien Grund zur Eile zu haben, denn in Betracht der gewöhnlichen Trägheit des Zigeunervolkes bewegte er sich ziemlich rasch vorwärts. Erst als die Sonne sank und die Nacht nun schnell über den dichten Wald hereinzubrechen begann, gebot der Führer mit dem rothen Turban Halt, ein allerseits freudig begrüßtes Signal.

Man hatte sich mit merkwürdiger Schnelligkeit eingerichtet. Es dauerte nicht fünf Minuten, bis ein Paar sehr zerrissene Zelte für den Wojwoden und seine Gattin, so wie die übrigen Weiber der Gesell-

schaft aufgerichtet, das Vieh zusammengetrieben war und ein Paar große Feuer lustig flackerten.

Dieses plötzliche Leben in der Waldeseinsamkeit, beleuchtet von der rothen Flammengluth und in mattfarbige Rauchwolken eingehüllt, hatte etwas Gespenstisches und doch unwillkührlich Anziehendes. Nur Eins fehlte dem Zigeunerlager, das für solche sonst charakteristisch ist, nämlich die laute, wilde Lustigkeit. Der Wojwode hatte allen überflüssigen Lärmen streng untersagt, er hatte sogar eine gewisse Anzahl von Männern rings um das Lager her auf Posten gestellt und die Ablösungen für sie bestimmt. Das deutete auf eine besondere Gefahr hin, die man befürchtete.

Auch die übrigen Mitglieder der Bande schienen befangener als sonst; die Cither, die ein hübscher junger Bursche am Bandelier über die Schulter trug, ruhte unberührt, die Tänzerinnen kauerten träge am Boden, und das Abendessen, das dieses Mal besonders delikat war, denn man hatte ein gestohlenes junges Lamm geschlachtet und am Spieße gebraten, wurde nicht durch heitere Scherze gewürzt.

Das junge Weib mit dem Kinde, dessen wir vorher besonders erwähnten, erschien immer noch als die Traurigste unter den Unlustigen.

Sie hatte sich am Fuße einer mächtigen Eiche, etwas abseits von den Uebrigen, niedergelassen und blickte trübe auf das schlafende Kind vor sich, das sie sorgsam mit ihrer Pelzjacke bedeckt hatte. In ihren Mienen lag ein unversöhnlicher Schmerz und zuweilen eine Bitterkeit, deren Ausdruck drohend und erschreckend wurde. Es war klar, daß die Arme für ihr Leiden nicht einmal den letzten Trost, den der Religion, und die daraus entspringende Hoffnung hatte.

Der Wojwode des Stammes umschlich schon seit einer ganzen Weile jene Eiche und das unter ihr sitzende Weib; seine dunklen Augen schossen feurige Blitze auf sie. Sie war so in Nachdenken versunken, daß sie ihn gar nicht bemerkte, sonst hätte sie gewiß die einzelnen großen Thränen zu unterdrücken gesucht, die, ihr unbewußt, von Zeit zu Zeit langsam über ihre Wangen rollten.

Endlich faßte sich der Wojwode, der schon lange mit einem solchen Entschlusse zu kämpfen schien, ein Herz und trat an sie heran.

„Alizan", redete er sie in der eigenthümlichen Sprache der ungarischen Zigeuner und in so weichem Tone, als sein kräftiges Organ gestattete, an, „Du bist in Deiner Seele traurig zum Sterben und hast vergessen, daß wir nicht ändern können, was das Schicksal über uns beschlossen hat. Trockne Deine Thränen und denke an die Zukunft, nicht an die Vergangenheit. Blühen die Blumen nicht alljährlich wieder auf und erhebt sich die Sonne nicht an jedem Morgen von Neuem?"

„Für mich nicht mehr", sagte das junge Weib traurig, während sie mechanisch gehorchte, ihre Thränen zu trocknen.

Sie war bei der Anrede des Mannes, dessen Blicke noch immer mit leidenschaftlichem Feuer auf ihr ruhten, leicht zusammengeschreckt; der Ausdruck ihres Antlitzes war noch düsterer geworden, als sie ihn vor sich sah.

„Dein Schmerz ist groß, Alizan", fuhr der Wojwode fort, während er sich auf einen ganz in ihrer Nähe liegenden bemoosten Stein niederließ — „aber die Zeit heilt jeden Schmerz. Alan wird nie wieder zu uns zurückkehren, und Du wirst ihn vergessen, mögen auch Jahre darüber hingehn."

„Ich Alan vergessen, meinen Geliebten, meinen Gatten, den Vater meines Kindes?" rief sie in heftiger Erregung, „Wer wagt, Das zu behaupten? — Du, Juhász? Du, der vorzüglich die Schuld an unserem Unglücke trägt?"

Der Wojwode blickte finster zur Erde nieder und verschränkte die Arme. Dann sagte er in gepreßtem Tone: „Schon mehrmals habe ich diesen Vorwurf von Dir vernommen, Weib, und hielt es meiner nicht für werth, dieserhalb mit Dir zu rechten. Kein Mann aus unserem Stamm wird behaupten, daß ich Alans Unglück verschuldet habe; ich habe ihn stets wie einen Bruder geliebt."

„Das ist nicht wahr, Juhász! Du lügst!"

„Möge meine Zunge verdorren, wenn ich nicht die Wahrheit gesprochen habe! — Was kann ich dafür, daß die Kaiserin Soldaten braucht und gegen alles Gesetz und Herkommen mit geharnischter Hand plötzlich auch in unsere freien Stämme hineingreift? — Konnte ich als Haupt des Stammes mich da widersetzen."

„Nein, aber Du konntest einen Anderen als einen verheiratheten Mann für die Aushebung bezeichnen. Da sind noch genug junge Burschen."

„Sie sind noch zu jung. Du sprichst thöricht, Alizan, Dein Schmerz macht Dich blind und ungerecht. Alan war der Einzige, der das passende Alter hatte, ein schöner, kräftiger Jüngling voll Muth und Feuer, ganz geschaffen zum Husaren" —

Die junge Frau schluchzte laut.

„Auf Eure Liebe konnte ich nicht Rücksicht nehmen — Du kennst ja die Gesetze unseres Volkes und wir kennen nicht die Ehe wie die Christen. Das Schicksal hat Dich frei von Alan gemacht, und bei Deiner Schönheit wird es Dir nicht fehlen, bald einen anderen Gatten unter uns zu finden, der auch Dein Kind zu sich nimmt."

„Das wird nie geschehen", erwiderte Alizan, an allen Gliedern vor Aufregung zitternd und augenscheinlich bemüht, ihrer Stimme einen festen Ausdruck zu geben. „Du hast Dich sehr verrechnet, Juhász."

„Verrechnet? — ich verstehe Dich nicht, Weib."

„Ich habe Dein schwarzes Herz längst durchschaut, schon vor anderthalb Jahren, als Du mich als Oberhaupt des Stammes mit Alan trauen mußtest; damals leuchteten die verhaltene Wuth und das Gelübde, Dich zu rächen, verrätherisch aus Deinen Augen."

Der Wojwode zuckte verächtlich mit den Achseln; dann antwortete er, halb in spöttischem Tone, halb in der zweifellos erheuchelten Gefühlsbewegung:

„Du irrst Dich, Alizan. Ich leugne nicht, daß mein Herz schneller klopfte, wenn ich sah, wie Deine Elfengestalt sich im üppigen Tanze wiegte, wenn ich Deine zauberische Stimme, von Alans Cither begleitet, hörte; ich machte Dir damals auch kein Hehl aus meiner Liebe. Aber als ich mich überzeugt hatte, daß Deine Augen nur Alan sahen, preßte ich die Hand fest auf das klopfende Herz und zwang es zum Schweigen, wie es mir die Pflicht gegen den Stammbruder gebot."

„Deine Leidenschaft war eine unreine, Inhász", unterbrach sie ihn — „denn Du hattest bereits ein Weib."



Der Zug der Zigeuner.

Der Zigeuner beachtete diesen bei den Sitten seines Volkes allerdings unwesentlichen Einwurf nicht, sondern fuhr fort: „Als ich Deine Hand in die Alans gelegt hatte, wandte ich mich blutenden Herzens ab, und ich hoffe, Du wirst anerkennen, daß ich Dich seitdem nicht mehr belästigt habe, Alizan?"

„Du thust es noch heute", erwiderte sie streng — „Du thust es so eben noch. Geh' und verlasse mich! Wer giebt Dir ein Recht, mir den letzten Schimmer von Hoffnung nehmen zu wollen, und was bezweckst Du damit? — Ich habe den festen Glauben, daß Alan zu unserem Stamme, zu mir und seinem Kinde zurückkehren wird, noch ehe wir den Fuß über die Gränze dieses Landes, aus dem uns jetzt Härte und Grausamkeit treiben, gesetzt haben."



Alizan.

„Das ist unmöglich!"

„Geh' und störe nicht meinen Glauben!"

„Es würde sein Tod sein."

„Sein Schicksal ist längst bestimmt, er kann ihm nicht entgehen. Uebrigens ist es besser, daß wir Beide zusammen eines gewaltsamen und schnellen Todes sterben, als daß uns die Sehnsucht langsam aufreibt und unsere Augen fern von einander brechen."

„Wer weiß, ob Alan, jetzt der schmucke Husar der Kaiserin, ebenso denkt als Du, armes Kind? Es kann ihm nicht fehlen, Bekanntschaften zu machen, denn die weißen Mädchen haben die Burschen in den beschnürten Dolmans gern, besonders wenn sie so leuchtende Augen haben wie Alan."

Es war offenbar, daß der Wojwode Alizan verhöhnen oder kränken wollte. Einen Augenblick lang war ihr Gesicht noch blasser als gewöhnlich geworden, dann stieg ihr glühende Zornesröthe in Wangen und Stirn: „Verlasse mich!" sagte sie mit gebieterisch ausgestreckter Hand — „oder ich werde Deiner Frau und dem ganzen Stamme mittheilen, daß Du deine unreine Leidenschaft durch den Verrath an Alan zu befriedigen dachtest. Man wird Dich dann vor ein Gericht stellen, und ich werde mit der Kraft der Wahrheit und Rache wider Dich zeugen."

Der Wojwode biß sich auf die Lippen vor Wuth, aber er gehorchte.

„Du bist wahnsinnig, Weib", sagte er im langsamen Fortgehn — „warte nur auf Deinen Alan, — er kehrt nie zurück."

Alizan lehnte erschöpft das Haupt an den Stamm der Eiche. Mit Thränen in den Augen blickte sie zu dem klar gestirnten Himmel auf, der sich weit über das Laubdach wölbte.

Die junge Frau hatte nie ihre Eltern und nie einen anderen Namen als „Alizan" gekannt; daß sie selbst nicht orientalischen Ursprungs sei, wie dieser Name unterlag, schon ihrer Hautfarbe nach zu schließen, gar keinem Zweifel. Ihre ersten Erinnerungen reichten nur bis in die Zigeunerlager zurück, und sie hatte alle äußeren Sitten dieses Volksstammes angenommen; nur die leichtsinnige Sorglosigkeit ihrer Genossinnen hatte in ihrem Gemüth nie Wurzel schlagen wollen. Schon als Kind, wenn sie im ärmlichsten Anzuge in den Dörfern und Städten betteln gehen mußte, vermochte sie nicht den ihr von den älteren Weibern ertheilten Lehren, bei günstiger Gelegenheit zu stehlen, zu gehorchen und erhielt manche Scheltworte und Schläge dafür; sie ahnte damals schon, daß ihre Geburt sie nicht auf diesen Platz des Elends und der Schande gestellt habe. Als sie größer wurde und sich ihre Schönheit entwickelte, erhielt sie auffallende Kleidung und mußte öffentlich tanzen oder singen; sie fand vielen Beifall, aber ein natürliches Gefühl bewirkte, daß sie sich desselben schämte und oft heimlich bittere Thränen vergoß.

Sie blieb eine seltene Ausnahme unter ihren leichtfertigen und genußsüchtigen Genossinnen des Stammes, in dem sonst Nichts weniger zu Hause ist als die Melancholie.

Immer mehr von der letzteren überwältigt, je älter sie wurde, trug Alizan bereits den abenteuerlichen Gedanken in sich, sich ihrer Umgebung durch die Flucht zu entziehen, — abenteuerlich, weil sie keinen Begriff hatte, wohin sie sich wenden solle, — als einer dieser Zufälle, ohne die zwei für einander bestimmte Herzen oft Jahre lang keine Annäherung suchen, ihr ein tiefes, glühendes Gefühl für den jungen Alan, einen Zigeunerburschen des Stammes, einflößte. Beide liebten sich, und Alizan dachte nicht mehr an die Flucht. Sie ließ sich, wogegen Niemand einen Widerspruch erheben durfte, mit ihm gesetzlich trauen, d. h. nach dem Zigeunergesetz, demzufolge das Oberhaupt des Stammes den Segen über sie spricht und das dem Ehemann erlaubt, seine Frau, wenn er ihrer überdrüssig ist, jeden Augenblick wieder fortzujagen.

Aber der vierundzwanzigjährige Alan besaß ebenfalls eines dieser tieffühlenden, edlen Gemüther, die sich oft in den verkommensten und traurigsten Lebensverhältnissen als ein Wunder erhalten; auch er war der vollkommenste Gegensatz seiner liederlichen, diebischen und feigen Kameraden; eben darum hatte ihn Alizan lieben gelernt. Er dachte ähnlich wie seine Frau, der er auf das Zärtlichste ergeben war, er wünschte nämlich auch, sich von dem Stamme zu trennen.

So kam es denn, daß Beide, nachdem die große Kaiserin Maria Theresia im Jahre 1768 bekannterweise die Verordnung erlassen hatte, die Zigeuner sollten domicilirt werden und bürgerliche Geschäfte ergreifen, ihre Kinder taufen lassen und in die Schule schicken u. s. w., und als man in der Umgegend von Arad, in der sich der wandernde Stamm um das Jahr 1770 gerade befand, zur Durchführung des kaiserlichen Befehles schritt, diese Verfügung und die bevorstehende Aenderung ihrer Lebensweise mit Freuden begrüßten.

Die übrigen Zigeuner hatten durchaus keine Lust, ihr faules Vagabondiren einzustellen; aber die Behörden fragten nicht lange, sondern wiesen der ganzen Gesellschaft dicht vor Arad einen Platz an und befahlen ihnen, sich anzubauen, so gut es ginge, wobei sie übrigens anerkennenswerthe Unterstützung leisteten. Einen Monat später standen ein Paar jämmerliche Lehmhütten da, andere Zigeunerbanden wurden auf denselben Platz dirigirt, und endlich war ein sehr unsauberes Dörfchen entstanden. Aber der Anfang zur Civilisirung der Zigeuner war doch gemacht; man schätzte damals die Zahl der letzteren in Ungarn auf mehr als zweimalhunderttausend Seelen.

Alan und Alizan führten eine ordentliche Wirthschaft, die Einzigen von Allen; sie waren sehr glücklich über ihre Liebe, über ihr einziges Kind, dem sie ein besseres Schicksal prophezeiten, als es ihnen in der Jugend zu Theil geworden war.

So waren erst wenige Monate vergangen, als die Kaiserin befahl, die dazu geeigneten Zigeuner auch zum Militairdienst heranzuziehen. Wir wissen bereits, daß der Wojwode Inhász, der in dem Dorfe der sogenannten Neubauern eine Art von Schulzen spielte, Alan zur Aushebung zu bringen wußte. Eine Militairpatrouille überfiel eines Tages förmlich die Niederlassung und nahm die bezeichneten Rekruten ohne Weiteres mit sich fort; zu den gewaltsam Entführten gehörte von dem kleinen Stamme, dem Inhász durch seine Heirath mit der Stammmutter präsidirte, nur Alan allein.

Er hatte sich bleich aus den Armen seiner verzweifelnden Frau gerissen, aber sein Blick hatte ihr auf das Sprechendste gesagt: „Gieb die Hoffnung nicht auf, ich kehre zu Dir zurück!" —

Das war ein halbes Jahr zuvor geschehen, ehe wir den Zigeunerstamm auf seiner Wanderung nach der Wallachei trafen. Seitdem hatte Alizan ihren Gatten nicht wieder gesehen; er stand in Temesvár in Garnison und schrieb auch öfter an sie oder ließ vielmehr an sie schreiben, da er selbst natürlich nicht der Feder mächtig war. Dem armen Weibe erging es ebenso; sie konnte nicht einmal durch Worte und Klagen an ihn, den Mann ihrer Seele, die schwere, auf ihrem Herzen liegende Last erleichtern.

Die Kaiserin ging mit ihren Reformen in Bezug auf die Zigeuner ein wenig hastig zu Werke, die Behörden vielleicht noch eifriger; da machte sich denn wieder die alte Erfahrung geltend, daß eine zu straff angespannte Bogensehne platzt. Die Zigeunerstämme machten sich aus ihren Niederlassungen bei Nacht und Nebel aus dem Staube und suchten sich dem verhaßten Zwange zu entziehen, indem sie über die Gränze gingen.

Das war auch bei diesem Stamme geschehen; Alizan war ihm mit ihrem Kinde gefolgt, halb gezwungen, halb von der Ueberzeugung geleitet, daß sie nur außerhalb der österreichischen Lande wieder auf Vereinigung mit ihrem Alan rechnen könne, denn der österreichische Soldat hatte damals lange bei seiner Fahne zu dienen.

Die Zigeuner wußten, daß sie verfolgt und im Betreffungsfalle gewaltsam zurückgebracht werden würden, — daher ihre Vorsichtsmaßregeln, ihre niedergedrückte Stimmung. Waren sie noch zwei Tagereisen weiter, tief drinnen im Gebirge, dann waren sie gerettet; schon jetzt hatten sie viel dadurch gewonnen, daß sie sich in den dichten Waldungen befanden. —

Es war eine Stunde nach Mitternacht. Die verkohlten Stämme der Feuer waren zusammengefallen und bildeten nur noch rothglühende Häufchen, aus denen eine dünne Rauchsäule emporstieg; um sie herum lagerten in buntem Durcheinander Männer und Weiber. Ueber dem kleinen Lager lag eine Todtenstille, nur von dem Schnarchen einzelner Schläfer unterbrochen.

Alizan lehnte noch immer an dem Stamm der alten Eiche; sie war die Einzige, die nicht schlief; ihre Gedanken ermüdeten nie, wenn sie bei Alan in Temesvàr waren.

Da hörte man plötzlich einen gellenden Pfiff, ein Gefahr ankündendes Signal der ausgestellten Posten, und fast gleichzeitig ließ sich auf dem Moose des Waldes der dumpfe Huffschlag eines schnell heransprengenden Pferdes vernehmen. In einer Sekunde war das ganze Zigeunerlager auf den Beinen; diese Leute schliefen nur mit einem Ohre und einem Auge.

Die Frauen kreischten, die Männer dachten nicht an Vertheidigung, zu der sie zu feig waren. Mitten zwischen der nur eine matte Lichtdämmerung ausstrahlenden Feuer hielt ein kaiserlicher Husar zu Pferde.

„Die Husaren!“ schrien die Zigeuner angstvoll, und stürzten sich in das Dickicht des Unterholzes.

„Alizan! Inhász!“ rief der kaiserliche Husar mitten in die Verwirrung hinein. „Seid ruhig und fürchtet keine Gefahr! ich bin es ja, Euer Bruder Alan!“

Es bedurfte geraumer Zeit, bis sich die Zigeuner um den kaiserlichen Husaren sammelten. Das Signal dazu hatte Alizan gegeben, indem sie sich mit einem Aufschrei der glücklichsten Ueberraschung auf den Soldaten zugestürzt hatte. Er war vom Pferde gesprungen, und jetzt lag sie an seiner Brust; er küßte abwechselnd Frau und Kind mit wilder Leidenschaftlichkeit.

Sie mit seinem Arme fest umschlungen haltend, wandte er sich endlich an die Zigeuner, die erwartungsvoll eine Gruppe um ihn gebildet hatten; auch sie hatten Alan wiedererkannt.

„Brüder“, redete er sie an, indem er dem Einen und Andern die Hand drückte; — „ich komme, Euch zu warnen. Gestern Nachmittag sind dreißig unserer Husaren unter Befehl eines Offiziers von Temesvàr aufgebrochen, Euch zu verfolgen und unter allen Umständen zurückzutransportiren. Man weiß, daß Ihr den Weg über Vall Facsel eingeschlagen habt, — unsere Husaren sind keine anderthalb Meilen mehr von hier auf Eurer Spur. In einer Stunde seid Ihr eingeholt und verloren. Die Angst trieb mich vorwärts, die Angst um mein Weib, um Euch Alle. Inhász, lasse sofort aufbrechen und werft Euch über den Maros in's Siebenbürgische; Ihr seid dann mitten im Gebirge und werdet leichter nach der Wallachei entkommen. Ich bleibe bei Euch, — ich bin Deserteur und habe die Kugel gewiß, wenn man mich fängt!“

Der Husar, ein bildhübscher, tiefgebräunter Jüngling mit energischem Blicke, hatte in großer Aufregung gesprochen. Jedermann mußte fühlen, daß er die große Gefahr richtig geschätzt habe.

Der Wojwode Inhász war bestürzt, in sich zusammengesunken, wie alle feigen Männer, wenn ihnen die Gefahr urplötzlich nahe gerückt worden ist; er kam so schnell nicht zum Entschlusse. Er bemerkte nicht einmal, daß ihm die überglückliche Alizan durch Thränen, die dieses Mal ihrem Glücke flossen, einen triumphirenden Blick zuwarf.

„Keinen Augenblick länger gesäumt! Fort!“ rief der Husar mahnend. „Mein schnelles, braves Pferd könnte mich, Gattin und Kind retten, aber ich werde Euch, meine Brüder, nicht feige verlassen, so lange ich noch zu Eurer Rettung beitragen kann. — Fort nach Siebenbürgen über den Maros! Wir haben noch drei Meilen bis dahin, aber wir werden sie bis Tagesanbruch zurücklegen!“

Der junge Mann war begeistert; ihm und seiner Gattin schien kein Hinderniß zu groß, — sie rechneten auch bei den trägen Zigeunern auf Begeisterung, wenigstens auf die Aufregung der Furcht.

Die Zigeuner brachen tumultuarisch auf. Nicht der Wojwode kommandirte mehr, sondern Alan. — Er brachte es nur mit Mühe dahin, daß die Bande sich durch ungestümen Lärmen nicht selbst verrieth.

Man ließ das gestohlene Schlachtvieh zurück und schlug einen Richtweg gegen Norden, direkt auf das Ufer des Maros zu, ein.

Der Husar ritt voraus; er trug seine Frau, die sich fest an ihn schmiegte, vor sich auf dem Sattel, sie ihr Kind in den Armen. Der Wojwode ging dicht hinter ihnen; er zitterte vor Angst und Wuth.

„Ich wußte, daß Du mich und Dein Kind nicht vergessen könntest, Alan!" flüsterte die junge Frau, ihr Haupt an seine Brust lehnend, dem kaiserlichen Husaren zu.

„Meine Alizan", antwortete er leise, sie noch fester an sein Herz pressend. „Wir können in Leben und Tod nur Eins sein. Hast Du je daran gezweifelt?"

Der Marsch wurde in größter Eile fortgesetzt; bald nach Tagesanbruch war man am Ufer des Maros, gerade dem Dorfe Toth Varad gegenüber. Es gab da eine Fähre, aber sie war zufällig jenseits. Man gab Zeichen über Zeichen, — die Fähre kam endlich, von zwei Knechten gerudert, langsam herüber.

Die Schneckenbewegung des Fahrzeugs war eine Todespein für Die, welche sehnsüchtig auf dasselbe warteten.

Endlich legte die Fähre an, und ihre Führer blickten verwundert und mißtrauisch die bunte Schaar an; in derselben imponirte ihnen nur der kaiserliche Husar, der Frau und Kind vom Sattel wieder auf den Boden niedergelassen hatten.

„Schnell hinüber, im Namen der Kaiserin!" gebot er herrisch. — Die Fährleute gehorchten; die Zigeuner bestiegen die Fähre.

Da wurde es auf den Höhen, die dem Ufer nahe lagen, plötzlich lebendig; einzelne Husaren erschienen dort oben, stutzten und jagten dann in vollem Laufe der Pferde auf den Ladungsplatz zu. Die Zigeuner drängten sich angstvoll in die Fähre, die Fährknechte schienen Verdacht zu schöpfen und unentschlossen zu werden.

„Legt die Ruder ein!" rief der Husar mit blitzenden Augen und zog das Pistol aus der Holfter.

Die Knechte gehorchten; Inhász und ein anderer kräftiger Zigeuner hatten sich überdies ermannt und zeigten ihnen ihre Dolche.

Die ersten der von den Höhen herabsprengenden Husaren waren kaum noch fünfzig Schritte entfernt.

„Alan!" schrien die Zigeuer. „Lasse das Pferd laufen und komme zu uns!"

„Alizan!" rief der Husar. „Rette Dich und unser Kind!"

Die Fähre stieß vom Ufer ab; sie war fast überfüllt. Am Lande sprengte der Husar mit ausgelegtem Säbel seinen Kameraden entgegen; seine Gattin lag, mit dem Kinde im Arme, ohnmächtig, so dicht am Strande, daß sie das Wasser fast benetzte.

Das Alles war in wenigen Augenblicken geschehen. Die Zigeuner stießen einen Schrei des Schreckens aus, aber die Fähre entfernte sich immer weiter vom Lande.

Der Husar prallte auf seine Kameraden, die kaum ihren Augen trauen wollten, aber doch begriffen, daß der Deserteur zum offenen Widerstande geneigt sei, vielleicht selbst den Tod suche.

Frägt man, warum Alan sich selbst, Frau und Kind nicht noch zeitig genug in die Fähre gerettet hatte, so läßt sich darauf nur erwidern, daß die Zeit dazu zu kurz gewesen, so kurz, daß sie in seinem Hirne nur einen Blitzstrahl aufzucken ließ, den Entschluß gewaltsamen Widerstandes.

Zwei Minuten später war er von sieben Husaren seines eigenen Regiments umringt und sank, nachdem er einen Säbelstich in die Brust erhalten hatte.

Die Fähre schwamm über den Maros; — die Zigeuner kamen glücklich nach der Wallachei. — —

Etwa zwei Monate später erfuhr die Einwohnerschaft von Temesvár eines Tages, daß anderen Morgens ein Husar, der sich nicht allein der Desertion, sondern auch des thätlichen Widerstandes gegen die zu seiner Ergreifung abgeordneten Kameraden schuldig gemacht habe, nach militairischer Manier exekutirt werden solle.

Das war genug, alle Neugierigen und Herzlosen der Stadt in eine recht angenehme Bewegung zu versetzen. Um sechs Uhr Morgens brach ein Soldatentransport, der den Delinquenten auf einem elenden Karren in seiner Mitte führte, von dem Militair-Arrestlokal auf.

Der Delinquent war ein junger Mensch in der kleidenden Uniform seines Regiments, blaß, mit fester, aber unsäglich unglücklicher Miene.

„Mein Sohn", sagte der neben ihm auf dem Karren sitzende Priester, — „erheben Sie Ihre Seele zu Gott und unserem Herren Jesus Christus." —

„Ich habe Ihnen schon längst gesagt, mein Vater", antwortete der Delinquent, — „daß ich kein Christ bin, — ich bin Zigeuner. Ich glaube nicht mehr an einen oder Ihre zwei Götter, nachdem diese es zugelassen haben, daß mein armes, unschuldiges Weib so überaus unglücklich geworden. Mein Vater, ich glaube nicht an Ihren Gott, nachdem er mich und sie verlassen hat. Ich werde wie ein Mann sterben, aber das Schicksal bewahre mich davor, daß es als Christ geschehe!"

Der Geistliche schwieg.

Zwanzig Minuten später fielen zwölf Karabinerschüsse; sie hatten ihr Ziel zehn Schritte vor sich gehabt. —

Der Zigeuner Alan griff im Todeskampfe noch einmal nach seinem Herzen; dann hatte er seine Strafe als Deserteur hinter sich.

Als die Salve krachte, ertönte ein gräßlicher Schrei aus dem stark vertretenen neugierigen Publikum; ein junges Weib mit einem Kinde im Arme stürzte zu Boden.

„Wer ist sie?" riefen hundert Stimmen.

„Eine Zigeunerin", hieß es zur Antwort; — „man sieht es ja an dem abenteuerlichen Costüm. Wie solche Sorte auch so schwache Nerven haben kann! — Kann nicht einmal sehen, wie ein fauler Deserteur todtgeschossen wird!"

Und sie blieb todt, die Zigeunerin von schwachen Nerven, und mit ihr das Kind, das sich bei dem Falle der Mutter arg beschädigt hatte.

Man verscharrte den todten Husaren unter dem Galgen und die Zigeunerin sammt ihrem Kinde auf dem Armenkirchhofe.

Ob sie noch von einander geträumt haben? — —

Die Lotusblume.

Ein naturgeschichtliches Phantasiebild.

Von

Karl Ruß.



Lautlose Stille herrscht rings all überall, kaum hier und da unterbrochen von dem Zirpen eines Insekts, oder dem Zischen einer Schlange. Blutigroth brennt die Sonne am Himmelszelt und droht Tod und Verderben für jedes athmende Geschöpf. Kein Hauch, kein Lüftchen regt sich und mildert auch nur für Augenblicke die entsetzliche, erstickende Schwüle. Und das Wasser, so trübe und schlammig, es vermag am wenigsten Erfrischung zu gewähren, denn es verpestet im Gegentheil weithin die ganze Atmosphäre. Ebenso hängt Blatt und Blüte schlaff und verdorrt am Baum und Strauch und weder das Waldesdickicht, noch der moos- und grasumhüllte Stein kann uns ein schattiges Erholungsplätzchen bieten.

Da, fast plötzlich, im tropisch schnellen Wechsel, sinkt das große Tagesgestirn hinunter — uns umgiebt finstere, schauervolle Nacht. Und nun erheben sich überall, vor, neben, um und über uns Tausende von Stimmen, brüllen, grunzen, heulen und schreien. Krokodil und Nilpferd, Tieger, Affen, Nachtvögel und Gewürm wetteifern um den Vorrang in dem grausigen Concert und sie alle übertönt die gewaltige Donnerstimme des Königs der Wüste. —

Wiederum fast plötzlich, tritt der Mond, voll und groß hinter dem Gebirge hervor und eine augenblickliche hehre Stille lagert über aller Welt. Die wehenden Blätter der Palmen, die wallenden Fahnen des Schilfes und die kräuselnden Wellen des Wassers, sie allein rauschen, murmeln und flüstern jetzt. Und siehe! von der silbernen Oberfläche des Nils erhebt sich leise die Wunderblume, sendet noch einen Tropfen grüßend hinab in die dunkle Flut und öffnet dann den Zauberkelch, rings alles Leben erfüllend und erquickend mit ihrem balsamischen Duft. Ein nie empfundenes Ahnen durchschauert auch unsere Herzen und öffnet unsere Blicke für alle Wunder der Mythe.

Vom milden Silberlicht umstrahlt schwebt Isis, die segenbringende Göttin und Mutter der Menschen hernieder; sie trägt in der einen Hand volle, reife Kornähren und in der anderen das Gefäß, mit welchem sie das befruchtende Nilwasser schöpft, nachdem sie die Saat der harrenden Erde anvertraut hat. Sie lehrt die noch kindlichen Menschen den Anbau des Getreides, während der Sonnengott Osiris sie in dem Gebrauch der Körner unterrichtet. Andächtig betend liegen die Sterblichen auf den Knien und während die Göttin die heiligen Vögel, Ibis, in allen Gegenden entsendet, um des Segens Fülle überall zu verbreiten, sproßt rings das Grün üppig hervor und Blumen und Früchte folgen den Spuren der Himmlischen. Die ganze Natur feiert ihr Auferstehungsfest und alles Lebende athmet Wonne, jubelt und freut sich des Daseins. In Glück und Seligkeit frohlocken die entzückten Menschenkinder, führen Reigentänze auf und preisen die Göttin mit Dank- und Freudenliedern, in welche jeder Vogel und jedes lebende Geschöpf jauchzend mit einstimmen.

Auch die Mächte der Finsterniß und des Bösen dürsten nach dem Segen der verzeihenden, allerbarmenden Gottheit — aus dem schlammigen Grunde erhebt sich Typhon, der Geist der Nacht, in der Gestalt eines Krokodils, umgeben von Schlangen und scheußlichem Gewürm, er wagt es, der Hoheit kriechend zu nahen, und auch er erhält einen Blick, auch ihn trifft ein Strahl des göttlichen, milden Lichts. —

So enteilen die Stunden der Wundernacht den armen Sterblichen nur zu schnell; während ihre Herzen im Genusse der höchsten Göttergaben schwelgen, während die Göttin der Weisheit, die Jungfrau Sphinx, in der Löwengestalt, ihnen der Wahrheit ernste Lehren predigt und das Streben der Guten und Redlichen mit höchster Lohnes Fülle segnet, verrinnt die Zeit und alles Irdische, auch die Unsterblichen müssen den ewigen Gesetzen sich fügen — die Götter kehren in den Olymp zurück und die Menschen zu ihrem Loose, zur Arbeit, Sorge und Plage.

Von den ersten Strahlen der Morgensonne umgoldet, erscheint auf der Bergeskante der geweihte Apis, der göttliche schwarze Stier, mit dem weißen Dreieck auf der Stirn und dem Halbmond auf der rechten Seite, und indem die wohlthätigen Göttinnen von hinnen eilen, tritt in aller seiner Pracht und Majestät der große Sonnengott hervor und mit dem ersten Strahl des vollen starken Lichtes sind auch wir erwacht und wieder zurückgekehrt zur Wirklichkeit, und gewahren, daß wir nur eine Stunde im Victoria-Hause des botanischen Gartens zu Berlin verträumt haben.

Wir beugen uns jetzt hinab und erfassen eine der vor uns emportauchenden Blumen und finden eine unserer weißen Dotterblume oder Mummel — Nymphaea alba Lin. — ähnliche, die berühmte Lotusblume der Alten.

Seit die königliche Fremde, die prachtvolle Victoria regia aus Südamerika in unseren botanischen Anstalten sich das Bürgerrecht erworben hat und ihretwegen luxuriöse Bassin's erbaut worden, ist auch ihre ganze Familie, die der Seerosen wieder bedeutend zur Geltung gekommen. Diese Nymphäen sind aber auch wahrhaft schöne Gewächse.

Wenn die Victoria regia emportaucht, durchdringt ein wundervoll balsamischer Duft den ganzen Raum, noch bevor die Blüte sich öffnet. Einer Rose gleich, falten sich dann ihre zierlichen, schneeweißen Blumenblätter auseinander und in der Mitte wunderbar schön rosa beginnend, färbt sich allmälig die ganze Blume bis nahe am Dunkelroth. Aber nicht sie allein, sondern auch ihr Blatt zwingt uns zur Bewunderung. In der Heimat erreicht es eine Ausdehnung von 5 bis 6 Fuß im Durchmesser, ist von kreisförmiger Gestalt mit einem 3 bis 5 Zoll hohen Rande und unten einem mächtigen Gitterwerk von hervorstehenden Adern. Oberhalb ist es glänzend grau, unten hell

carmosinroth gefärbt. Durch die Dicke ihrer Häute und Rippen sind diese Riesenblätter befähigt, bei gleichmäßiger Vertheilung eine Last von 150 Pfund auszuhalten. In unsere Gewächshäuser erreichen sie diese Größe nicht, doch sind sie noch im Stande, einen siebenjährigen Knaben sicher zu tragen.

Im Jahre 1837 fand der Reisende Robert Schomburgk die Victoria regia zuerst und beschreibt dies der geographischen Gesellschaft in London in folgender Weise:

„Es war am 1. Januar 1837 als wir, in unserem Kampfe mit den Schwierigkeiten, die uns die Natur in verschiedener Gestalt entgegensetzte — um unsere Schifffahrt auf dem Berbiceflusse aufzuhalten einen Ort erreichten, wo das Ufer eine weite und stille Bucht bildete. Ein an der äußersten Südseite dieses See's, wenn ich diese Bucht so nennen darf, sich befindender Gegenstand zog meine Aufmerksamkeit auf sich, ohne daß ich mir jedoch eine Vorstellung von dem, was es wohl sein könnte, zu machen im Stande war; aber nachdem ich meine Ruderer durch die Hoffnung auf Belohnung angespornt, waren wir bald in der Nähe des Gegenstand's, der meine Neugierde angeregt hatte und ich konnte nun ein wahres Wunder betrachten. All' mein Mißgeschick war vergessen; ich war Botaniker und sah mich belohnt! Da schwammen riesenhafte Blätter, in weiter Ausdehnung; dann sah ich, im Verhältniß zu seinem wunderbaren Blätterwerk, üppige Blüten, jede aus zahlreichen Blumenblättern gebildet, die in wechselnden Tönen vom reinsten Weiß zum Rosa und Dunkelroth übergingen. Die stille Woge war mit jenen Blüten bedeckt, und immer von der einen zur anderen weitergehend, fand ich überall etwas Neues zu bewundern. Die Blumenblätter betrugen etwa hundert an der Zahl. Als wir den Fluß hinauffuhren, begegneten wir dieser Pflanze oft, und je weiter wir vorschritten, desto riesenhafter wurden ihre einzelnen Exemplare. Ein Insekt hatte diese schöne Wiege zur Wohnung gewählt; es war eine Trichinsart, von der an zwanzig bis dreißig Individuen in jeder Blume sich von dem leisen Kräuseln des Stromes sanft schaukeln ließen."

Der Durchmesser dieser schönsten aller Blumen beträgt fünfzehn Zoll und ihr Umfang über drei Fuß. Ihre Samen haben ganz die Gestalt und Farbe von Päonienkörnern und etwa die Größe einer guten Bohne. Schomburgk hatte eine Anzahl Samen nach London mitgebracht, wo sich das herrliche Gewächs in den dazu eingerichteten Bassin's leicht erziehen und von dort durch die ganze civilisirte Welt verbreiten ließ.

Fast noch schöner als die Victoria regia erscheint die Nymphaea Lotus, die eigentliche Lotusblume der Alten. Sie ist eben so zart weiß, hat schon goldgelbe Staubfäden und glüht inwendig im prachtvollsten Roth. Wie die Victoria ist sie ebenfalls eine stolze Blumenkönigin, nur kleiner als diese, etwa in der doppelten Größe einer Tulpe.

Wenn nach der Tageshitze, in der Dämmerstunde die Schatten höher steigen, dann taucht, ebenso geheimnißvoll, wie ihre ganze Umgebung, die Lotus empor und wie die wonnige Kühle des Abends alles Lebende erfrischt, so erquickt sie mit ihrem Balsamduft die ihr Nahenden. Schon dies allein, dazu noch die phantastisch üppige Umgebung der tropischen Natur ihrer Heimath, dies hat wohl zu dem geheimnißvollen Cultus der Lotusblumen in Aegypten und Indien den Grund gelegt und alle die Phantasiegebilde hervorgezaubert, deren einige ja auch wir vorhin an unserem Geiste vorübergaukeln gesehen haben.

Außerdem waren ihre, auswendig schwarzen, inwendig gelben, fleischigen, etwa birnengroßen Wurzeln eine Hauptnahrung der alten Aegypter. Auch jetzt werden sie dort und besonders in China noch gebaut und zu Markte gebracht, doch wird die Pflanze jetzt schon häufig als Unkraut behandelt. Nach den Ueberschwemmungen des Nil's bleiben sie auf dem moorigen Lande zurück und überdecken mit ihren schönen, grünen Blättern fast überall den Boden.

Die Lotus termalis, von den Botanikern vera genannt, stammt aus Ungarn, ist ebenfalls weiß, doch bei weitem nicht so schön als die vorige und auch kleiner. Daneben finden wir noch verschiedene Abarten und Bastarde, blaue und rothe und dann noch die Lotus giganthea aus Australien, welche abweichend von allen anderen, am Tage blüht. Diese letztere sieht auch bedeutend nüchterner — prosaischer möchte ich sagen — aus und eben der eigenthümliche Nimbus, das Zauberhafte ihrer Erscheinung fehlt ihr ja auch.

Interessant ist noch die häufig mit Erfolg gekrönte Bemühung unserer Gärtner, in den Bassins durch Begattung der verschiedenen Arten, Nymphäre in den vielfachsten Schattirungen zwischen Weiß bis Roth und Blau zu erziehen. Das „Victoria-Haus" des botanischen Gartens von Berlin zeigt neben der Victoria regia und den übrigen erwähnten Nymphären öfter recht günstige Resultate dieser für den enthusiastischen Blumenfreund jedenfalls sehr anziehenden Versuche.

Kampf und Sieg.

Ein Jagdabenteuer.

Das Boot stieß wieder vom Lande. Schweigend und in großer Hast gebrauchten die Matrosen ihre Ruder. Pfeilschnell flog das Fahrzeug dem Schiffe zu, das bald seine Leute aufgenommen hatte und jetzt mit vollen Segeln das offene Meer suchte.

Am Ufer standen zwei Frauen und blickten, von den verschiedenartigsten Empfindungen bewegt, dem Schiffe nach. Die Eine rang jammernd die Hände, lief ein Stück am Strande hin, als könne sie damit noch das Schiff erreichen, stieß dann einen herzzerreißenden Schrei aus und sank halb ohnmächtig zusammen. Es war eine schon ältere Frau, mit einem weichen, gutmüthigen Gesichtsausdruck, den selbst ihre Verzweiflung nicht verwischen konnte. Ihre einfache, schlichte Kleidung verrieth, daß sie nur die Dienerin jener anderen Dame sei, die stumm und bewegungslos dem fortgleitenden Boote nachgesehen und jetzt, den Kopf in die Hand gestützt, auf einem Stein saß und noch immer auf das Meer hinausstarrte. Das schöne, bleiche Antlitz zeigte eine große Festigkeit, um ihre Lippen zuckte ein trotziges Lächeln, das zu sagen schien: „man konnte mich zerbrechen, aber nicht beugen." Wohl schweifte ihr Blick auf das Meer hinaus und verlor sich am unbegrenzten Horizont, aber ihre Seele schien noch weiter zu eilen, die Vergangenheit aus dämmernder Ferne heraufzuholen oder Bilder einer unerreichbaren Zukunft zu schaffen .... sie fuhr auf einer englischen Landstraße, ein alterthümliches Schloß tauchte vor ihr auf; ein junger Mann stand mit seligem Lächeln an der Pforte, streckte die Arme nach ihr aus und rief mit der ganzen vollen Gluth inniger Liebe: „Margarethe"... Da weckte sie der Aufschrei der Dienerin aus ihren Träumen; sie strich sinnend mit der Hand über die Stirn und eine Locke aus dem Gesicht und preßte zwischen den bleichen Lippen hervor: „O, dieser schändliche Verrath!" dann stand sie auf, schritt langsam auf ihre Dienerin zu und sich zärtlich über sie hinwegbeugend, sagte sie fest und ruhig: „Siehst Du, Johanna, daß Du zu schwach bist; ich habe Dich angefleht, nicht Dein Schicksal mit mir zu theilen, Du wolltest mich nicht verlassen und jetzt, da es zu spät ist, ringst Du doch verzweifelnd die Hände."

„Nicht um meinetwillen," sagte die Dienerin lebhaft, „aber daß Sie, gnädiges Fräulein, noch so jung und schön, hier elend umkommen sollen, das bricht mir das Herz."

Die junge Herrin streichelte den Kopf der alten treuen Dienerin und entgegnete mit stolzem, kampfesmuthigem Lächeln: „Wir werden nicht elend umkommen, so lange wir noch diese Freunde haben," und sie zeigte auf einige Waffen, ein Gewehr und ein Degen, die auf dem Platze lagen, den das junge Mädchen eben verlassen.

„Was kann uns das nützen?" erwiderte die Dienerin kopfschüttelnd, „die Nichtswürdigen haben uns auf einen wüsten Fleck Erde geworfen und wir sind doch verloren!"

„Nein, Johanna, das sind wir nicht! Siehst Du dort die Felsen, die wie finstere Giganten zum Himmel starren? sie sollen uns eine Heimath werden! Gott sei Dank, ich sehe nirgends die Spur eines Menschen," setzte sie bitter und schneidend hinzu.

„Dann sind wir um so schonungsloser den wilden Thieren Preis gegeben," bemerkte die Dienerin und blickte furchtsam auf die aus der Ferne emportauchenden Felsen, die spärlich mit Gestrüpp und einzelnen hohen Fichten bedeckt, ein unfreundliches, düsteres Aussehen hatten.

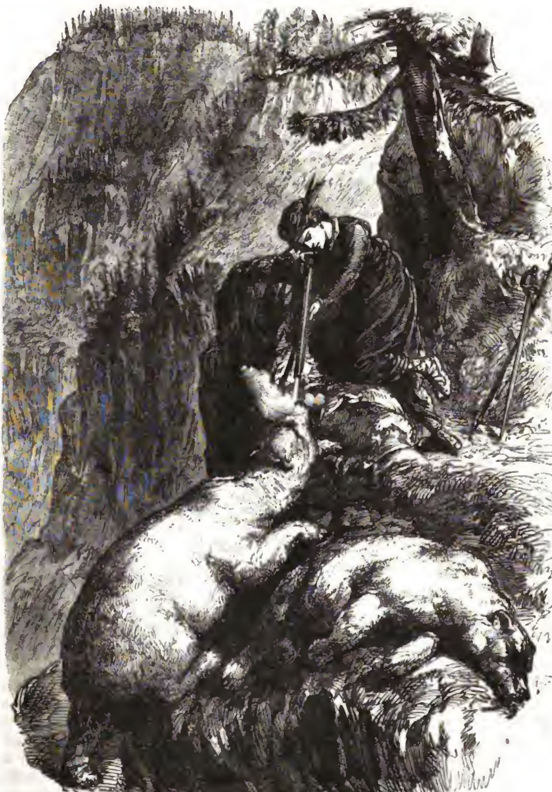
„Fürchte nichts," entgegnete Margarethe mit finsterem Lächeln, „die wilden Thiere haben ein besseres Herz als die Menschen! Oder hab' ich kein Recht dazu, das zu sagen?" fuhr sie lebhaft fort, „ist jemand schändlicher getäuscht worden als ich?"

„Sie haben Recht, gnädiges Fräulein, ich will mich selbst vor Schlangen nicht mehr fürchten," sagte die Dienerin, und sah sich doch dabei furchtsam um, denn Herr Richard war die schändlichste Schlange, die ihnen das schärffste Gift in das Herz gespritzt."

Die Augen des jungen Mädchens funkelten und sie preßte zwischen den bleichen Lippen hervor: „Und das alles über sich wehrlos ergehen lassen, es ertragen zu müssen, während es in uns nach Rache und Vergeltung schreit, das ist eine Höllenqual!" Sie warf sich, von dem Sturm der auf sie eindringenden Empfindungen erschöpft, zur Erde und starrte eine Weile düster vor sich hin — dann sprang sie auf, ergriff das an der Erde liegende Gewehr, warf es über die Schulter, hieß der Dienerin den Schießvorrath und den Degen an sich nehmen und eilte festen Schrittes der Felsenkette zu, die bald die einsamen Wanderer aufgenommen hatte.

Margarethe von Boneval stammte aus einem altadeligen Geschlecht der Bretagne und war, da ihre Eltern gestorben, unter dem Schutze einer Tante in frühester Jugend nach Paris gekommen. Hier lernte sie einen englischen Edelmann, Georg Lennox, kennen; schenkte ihm ihr Herz und schon war der Tag der Trauung festgesetzt, als ihren Bräutigam eine unglückliche Nachricht

plötzlich an das Sterbebett seines Vaters rief. Der Vater starb; aber die Regulirung der Erbschaft hielt Georg anfangs von einer Reise nach Frankreich zurück, da erbot sich sein Cousin, Richard Smith, ihm die Braut zuzuführen. Er war im Besitze eines Schiffes, verlässigen, tüchtigen Character seines Cousins, der die einmal übernommene Aufgabe mit einer Umsicht und Sorgfalt lösen würde, wie er selbst sie nicht besser auszuführen vermochte. Alles ward brieflich verabredet und zur festgesetzten Stunde trat Mr. Smith



Margarethe's Kampf mit den Bären.

das regelmäßige Fahrten von England nach Amerika unternahm und gern bereit, einen Abstecher nach Frankreich zu machen, von dort nach Paris zu reisen, und die Braut in Empfang zu nehmen. Georg nahm dieses Anerbieten mit Freuden an; er kannte den zu- in den Salon von Fräulein von Boneval. Richard Smith zeigte die ganze schwerfällige Ruhe und Schweigsamkeit eines Seemannes und sein sicheres, männliches Auftreten mußte Vertrauen erwecken. Aber so kalt und ernst seine ganze Erscheinung, in seinen

großen blauen Augen schien doch eine mühsam unterdrückte Leidenschaft zu schlummern, und als zum erstenmal sein Blick über die blühende, reizende Gestalt Margarethens hinwegstreifte, flammte sein Auge wunderbar auf. Margarethe schloß sich vertrauensvoll dem Vetter ihres Bräutigams an; die Tante gab bis Calais das Geleit und dann bestieg die Erstere mit ihrer alten Dienerin, voll freudiger Hoffnung das Schiff, in wenig Tagen den langentbehrten geliebten Mann wieder zu besitzen. Richard Smith war während der ganzen Landreise schweigsam und verschlossen, aber dennoch voll Artigkeit gegen die Damen, und leitete mit einer Sorgfalt die Reise, die mehr als einmal ihm ein freundliches Lob der glücklichen Margarethe eintrug. Auf dem Schiffe änderte Richard plötzlich sein Benehmen; er trat aus seiner kühlen Ruhe heraus und überhäufte jetzt Margareth mit Beweisen von Zärtlichkeit, die sie befremden mußten; dabei ruhten seine grauen Augen in verzehrendem Feuer auf seiner Schutzbefohlenen. Diese sehnte sich daher nach dem Ende der Fahrt und erwartete mit Ungeduld, wenn die Küste Englands vor ihr auftauchen würde. Zwei Tage vergingen und nicht der schwächste Streifen Landes wollte sich zeigen. Margareth konnte nicht länger ihre Ungeduld verbergen, doch Richard beruhigte sie: „Wir segeln nicht erst nach London, sondern bald an die nördliche Küste, und haben da nur eine Landreise von drei Stunden." Wieder vergingen zwei Tage und Mr. Smith zeigte zur Qual Margarethens, immer mehr den zärtlichen Liebhaber, anstatt den künftigen Verwandten. — Auch am folgenden Tage sank die Sonne in's Meer, ohne daß Margareth das sehnlichst erwartete Land erblicken konnte. Jetzt forderte sie entschlossen eine Erklärung. Mr. Smith bekannte anfangs verlegen, daß der Steuermann in der Nacht einen falschen Cours eingeschlagen und als Margareth darauf drang, endlich — gleichviel wo — an's Land gesetzt zu werden, entgegnete er, plötzlich die Maske fallen lassend: „Margareth! warum wollen Sie denn noch ein anderes Herz aufsuchen? ahnen Sie denn nicht, was in meiner Seele lebt? Ich liebe Sie so heiß und innig, wie Sie mein nüchterner Cousin nie geliebt, reichen Sie mir Ihre Hand und ich will einen Himmel um Sie breiten!" Richard war in leidenschaftlicher Erregung vor Margareth in die Knie gesunken und suchte ihre rechte Hand an seine Lippen zu ziehen. Margareth wandte sich stolz und verächtlich von ihm ab: „Stehen Sie auf, Herr Smith," sagte sie fast gebieterisch, „die Braut Ihres Cousins will diese Beschimpfung vergessen und Ihnen verzeihen; ich will denken, daß es ein Anfall von Spleen war, an dem Ihr Engländer zuweilen leiden sollt, aber nun thun Sie Ihre Pflicht und führen Sie mich meinem Bräutigam zu." — „Margareth, ich kann es nicht, ich liebe Sie und Sie müssen mein werden!" rief Smith mit wildem Feuer und wollte seine Arme um Margareth schlingen. Sie stieß ihn heftig zurück, „niemals!" sagte sie fest entschlossen. Richard sprang auf, seine grauen Augen begannen zu funkeln und sein bleiches Antlitz verzerrte sich; aber er beherrschte sich noch und begann mit leiser, zitternder Stimme von Neuem: „Es ist zu spät, Margareth! ergeben Sie sich in Ihr Schicksal, Sie werden Ihren Verlobten nie wiedersehen, denn wir sind schon auf dem Wege nach Amerika." Ein kalter Schauer durchrieselte Margarethens Körper — so war sie verrathen und verloren und in der Gewalt dieses Elenden; — aber der Zorn überwältigte ihre Furcht und mit blitzenden Augen dicht an Smith herantretend, sagte sie kalt und verächtlich: „Selbst für einen Scherz gehen Sie zu weit, mein Herr!" „Ich scherze niemals!" entgegnete Richard finster.

„Dann sind Sie ein ehr- und schamloser Verräther, für dessen Schändlichkeit die Sprache keine Worte kennt!" rief Margareth zornig aus.

„Ich liebe Sie mit wahnsinniger Leidenschaft, das ist meine einzige Entschuldigung, Margareth!" —

„Und nachdem Sie mich und meinen Bräutigam so schändlich hintergangen, glauben Sie, daß ich je Ihnen gehören würde?" — „Ich hoffe es!" entgegnete Richard bestimmt. Margarethe lachte wild auf. „Zerschlagen Sie mein Herz in Stücke und es wird doch bis zum letzten Athemzug meinem Bräutigam gehören!"

Richard Smith sollte zum erstenmale die Erfahrung machen, daß eine echte, wahre Liebe allen Stürmen und Gefahren trotzt. Weder Bitten noch Drohungen, weder Thränen noch Zornausbrüche, vermochten Margareth zu erschüttern; sie setzte seinem Werben um ihre Liebe bald finstern Trotz, bald bittern Spott entgegen; und immer blieb ihr letztes Wort: „Bringen Sie mich zu meinem Bräutigam." — Liebe und Haß, wie nahe liegen die nicht neben einander in einer Menschenbrust. Als Richard sah, daß all sein leidenschaftliches Werben an ihrem unbeugsamen Willen abprallte, erfaßte ihn die höchste Erbitterung, und als er noch einmal all' seine Ueberredungs- und Schmeichelkünste erschöpft und wieder ihre beständige letzte Antwort erhielt, da verzerrte sich sein Antlitz in wildem Zorn, die grauen Augen schossen Blitze und er stieß heftig heraus: „Nein, niemals! ich zertrete Dich, eh' Dich Georg besitzen soll!" Sein Entschluß war gefaßt. Noch hatte man nicht die Küste Amerikas erreicht; aber dort tauchte eine kleine Insel am Horizont auf; er wußte, daß sie wüst und unbewohnt — das war ein Aufenthalt für ein solch' starres, unbeugsames Herz, und vielleicht besann sie sich bei seiner Rückkehr und nahm ihn mit offenen Armen auf. — Er gab Befehl zu ihrer Aussetzung und nickte nur schweigend mit dem Kopfe, als ihm die alte Dienerin zu Füßen fiel und bat, ihre Herrin begleiten zu dürfen. Margareth hatte geträumt, an der Seite ihres Mannes als kühne Jägerin die Wälder

Englands zu durchstreifen und sich ihr zierliches Gewehr mitgenommen. Die mitleidigen Matrosen legten es mit einigem Schießbedarf zu ihr in das Boot. Richard ließ sie gewähren und schien es nicht zu beachten; er saß finster brütend beim Steuermann und starrte vor sich hin; sein Herz klopfte — noch glaubte er, Margareth würde im letzten Augenblick vor einem solch' finstern Schicksal zurückscheuen, auf ihn zustürzen und endlich seine Wünsche erhören — aber sie stieg fest und sicher in das Boot — kein Laut kam über ihre Lippen; einige alte Matrosen blickten gerührt auf die blühende Erscheinung, die so jung und lebensfrisch einem solch' entsetzlichen Loose entgegenging; sie wischten sich heimlich die harten Augen — jetzt setzten sie die Ruder ein, das Boot durchfurchte die Wellen. — Richard Smith sprang auf und Todtenblässe bedeckte sein Antlitz, einen Augenblick schien er schwankend, ob er nicht das Zeichen zu ihrer Rückkehr geben solle — „nein," murmelte er zwischen den Zähnen, „sie trotzte mir auch jetzt noch — ich hasse sie, mag sie ihrem Schicksal verfallen!" und mit finsterem Lächeln ging er in seine Kajüte.

Mit der Gewandtheit einer echten Französin hatte sich Margareth in ihre traurige Lage gefunden; sie verlor sich nicht in müssigen Klagen, sie verstand zu handeln, und trotz der harten Kämpfe und Entbehrungen die ihr bevorstanden, athmete sie hoch auf, weil sie nicht länger das verhaßte Antlitz ihres Feindes sah. Margareth rastete nicht eher, als bis sie in den Felsen eine mächtige Höhle aufgefunden, die beiden Frauen eine sichere Zuflucht und eine ausreichende Wohnstätte bot, und jetzt entfaltete auch die alte Dienerin ihr Talent; sie errichtete einen Kochherd, schleppte trockenes Moos für das Lager herbei, und wußte in wenig Tagen die dunkle Höhle in einen freundlichen Salon zu verwandeln, wie Margarethe scherzend anerkannte. Von den wilden Ziegen, die auf den Felsen herumkletterten, wurden zwei eingefangen und gezähmt, nun gab es Milch im Ueberfluß. Die häuslichen Arbeiten übernahm Johanna, Margareth dagegen wurde eine ausgezeichnete Jägerin; sie durchstreifte rastlos das Gebirg, erklomm muthig die fast unbesteigbarsten Felsen und ihr nie fehlender Schuß brachte reichliche Beute nach Hause. Die Jagd allein zerstreute sie und brachte ihre schmerzlichen, qualvollen Gedanken zur Ruhe, und indem sie aller Gefahr zu trotzen suchte, gewann ihr Geist die nöthige Spannkraft, ein solch' trauriges Geschick zu ertragen.

Eines Tages, als Johanna an ihrem Herde saß und nachdenklich in das Feuer starrte, das sie eben angezündet, warf ihr die von der Jagd heimkehrende Margareth ein unförmliches, schwarzes Thier in den Schooß. Die alte Dienerin rief verwundert: „Was ist das? „Ein junger Bär," entgegnete Margareth. Bei diesen Worten wollte Johanna aufspringen und erschrocken das junge Thier von ihrer Schürze schütteln, doch Margareth hielt sie lächelnd zurück: „Fürchte Dich nicht vor diesem kleinen Kerl, er ist zwar noch ein recht ungelenker junger Bär, aber er wird uns später ein köstliches Spielzeug werden," und sie streichelte das Fell des jungen Pätz. „Sie wollen doch nicht das wilde Thier bei sich behalten?" fragte Johanna erstaunt. „Gewiß, wir haben Milch um es aufzufüttern, und wir werden uns an ihm einen sehr treuen Freund heranziehen." „Der uns später erwürgt!" sagte die alte Dienerin bedenklich. „Es ist ja kein Mensch!" entgegnete Margarethe bitter und höhnisch. „nein, nein, das wird ein guter Kamerad, gieb Acht!" und als ob der junge Bär schon jetzt dies bestätigen wollte, ließ er ein schwaches, freundliches Brummen vernehmen. „Hörst Du, der ist ohne Falsch," bemerkte Margareth mit weiblicher Beweglichkeit wieder in einen scherzenden Ton übergehend, „nun gieb ihm Milch, denn er wird Hunger haben. Ich hätte ihn nicht seinen Eltern entrissen; aber sie hatten noch zwei Junge dort und die Brüder waren durchaus nicht zärtlich gegen das Nesthäckchen." Johanna machte sich jetzt mit dem jungen Bären zu schaffen und gewann das drollige Thierchen augenblicklich lieb. „Nun hast Du einen Gesellschafter und wirst mich weniger vermissen," meinte Margareth, warf ihre Büchse über die Schulter, um das Versäumte nachzuholen, da sie heut noch kein Wild erjagt hatte.

Als Margareth nach einigen Stunden heimkehrte, wurde ihr ein entsetzlicher Anblick. Ihre alte Dienerin lag im Todesröcheln am Herde, während ihr ein gewaltiger Bär mit seiner mächtigen Tatze, wüthend große Stücke aus dem Gesicht riß. Ein kalter Schauer durchrieselte Margarethens Herz; sie wollte schon die Büchse erheben und das wüthende Thür niederschießen, da fiel ihr ein, daß sie bei der Heimkehr nicht mehr ihr Gewehr geladen und rasch entschlossen, trat sie mit erhobenem Kolben auf den Bären los. Dieser ließ augenblicklich sein Opfer fahren, und stieß über diese Störung ein verdrießliches Brummen aus; aber wie von dem stechenden Blick Margarethens getroffen, wagte er keine Gegenwehr, langsam, unverwandt das Auge auf seine neue Feindin gerichtet, zog er sich zurück. Auch Margareth verwandte kein Auge von dem Bären, während sie das Gewehr lud — jetzt war das Thier hinter einigen Bäumen verschwunden; sie stürzte ihm nach, ein Schuß krachte und der Bär brach zusammen. In demselben Augenblick jedoch, ließ sich ein neues, noch furchtbareres Brummen vernehmen; es war der Bär, der seinem Weibchen zu Hülfe kam, oder sich rächen wollte. Mit einer Behändigkeit, wie man sie von diesen plumpen Thieren nicht für möglich halten würde, kletterte er über die schärfsten Felsenriffe hinweg, um seine Feindin zu erreichen. Margareth hatte nicht mehr Zeit zu laden, sie schwang sich rasch entschlossen auf eine Klippe, hier konnte sie wenigstens die Bewegungen des Bären

überwachen, der wild und grimmig an den Felsen emporklomm. Ruhig und besonnen, als ob der Feind noch in weiter Ferne, lud jetzt Margareth von Neuem, noch war sie nicht zu Ende und schon sah sie wenig Schritt unter sich die funkelnden Augen des Bären — ein Augenblick später und sie war verloren. — Margareth beugte sich hinab und wie von ihrem Blick gefesselt, hielt das Thier eine Sekunde inne; blitzschnell hatte Margareth das Gewehr an die Wange gerissen, dessen Lauf beinah den Rachen des Thieres berührte, ein Druck des Fingers und der Bär stürzte, ohne noch einen Laut auszustoßen, in die Schlucht.

Jetzt eilte Margareth zu ihrer Dienerin zurück, die entsetzlich entstellt und zerfleischt, einen schrecklichen Anblick darbot. Die Bärin hatte wahrscheinlich ihr Junges aufgespürt und zurückholen wollen; vielleicht hatte Johanna erst das Thier gereizt, denn ein Stock lag in ihrer starren, kalten Hand, und diese Unvorsichtigkeit mußte sie mit dem Leben büßen. — Der junge Bär hatte sich von diesen Vorgängen nicht berühren lassen, sich ruhig in die noch warme Asche des Herdes gelegt und streckte sich behaglich. Margareth hob schon das Gewehr, um zornig das arme Thier zu erschlagen, das die Veranlassung dieses Unheils geworden; da verließ der Kleine sein Lager und schmiegte sich zutraulich um ihre Füße. Ihr Zorn war entwaffnet, „ich selbst bin schuld, nicht Du", klagte sie, und zärtlich, obwohl mit überströmenden Thränen, nahm sie das junge Thier in ihre Arme. Der Bär vergalt ihr diese Liebe; er zeigte eine rührende Treue und Anhänglichkeit und folgte ihr überall wie ein Hund. Wenn ihr auch die Gesellschaft des gutmüthigen Thieres einige Zerstreuung bot, so fühlte sie doch jetzt erst, nach dem Tode Johannen's, die qualvolle Verlassenheit und Trostlosigkeit ihrer Lage und sie bedurfte ihrer ganzen Seelenstärke, um nicht verzweifelnd den Kopf an den Felsen zu zerschellen. Und gerade jetzt, inmitten der Einsamkeit und gänzlicher Verlassenheit, wurde die Hoffnung in ihr lebendig, daß ihr doch endlich die Rettung kommen würde. Sie unterhielt jeden Abend ein großes Feuer auf einem Felsen, der am weitesten in's Meer hinausragte; — schon ging ihr Schießvorrath zu Ende und sie sah sich dann einem jämmerlichen Tode Preis gegeben — da gewahrte sie eines Tages ein weißes Segel... es kam näher und steuerte der Insel zu. Margareth suchte sich durch Zeichen bemerklich zu machen; man mußte aufmerksam geworden sein, denn ein Boot steuerte heran; — auf einmal durchzuckte sie der Gedanke: „wenn es Richard Smith wäre, der sie zu neuen Qualen abholen ließ?" — Die eben noch freudeblitzenden Augen verdunkelten sich und die erhobenen Arme fielen schlaff herunter. „Margareth", rief plötzlich eine Stimme und zwei Arme hielten sie zärtlich umschlungen. — „Georg, Du bist's!" jauchzte Margareth und die hellsten Freudenthränen stürzten aus ihren Augen. „Mein Georg, wie hast Du mich finden können?" fragte sie in seliger Ueberraschung.

„Der Liebe ist nichts unmöglich." — „Und weißt Du um Richard's Verrath?" forschte sie weiter und ihre Lippen zuckten. „O, der Schändliche. — Georg, Du mußt ihn züchtigen, ihn strafen! er hat mir zu wehe gethan!" setzte sie flammenden Auges hinzu.

„Sei ruhig", entgegnete Georg und streifte zärtlich über die heiße Stirn der Geliebten, „unsere Rechnung ist bereits ausgeglichen." — „Und?" Ihre funkelnden Augen ruhten noch fragend auf ihrem Bräutigam.

„Ich habe ihm im ehrlichen Zweikampf das falsche Herz durchbohrt", setzte Georg gelassen hinzu, darum schicke ich keinen Boten mehr, ich hole Dich selbst."

„Ich komme, mein Georg!" sagte Margareth zärtlich, „und nun wollen wir glücklich sein."

Der Bär drängte sich jetzt freundlich brummend an seine Herrin, als wolle er fragen, welches Schicksal ihn erwarte. „Du begleitest uns natürlich", sagte Margareth freundlich und streichelte ihm das schwarze Fell. „Georg, dem können wir vertrauen, der ist treu!"

„Ah, das ist köstlich, Du wirst mit Deinem Bären die Löwin des Salons", bemerkte Georg lachend, „aber jetzt zu Schiffe!" —

Und diesmal trug das Boot zwei Glückliche hinweg. —

Ein Aufgegebener.

Erzählung von Friedrich Friedrich.

In dem Vorzimmer des Geheimeraths von Giese stand ein junger Mann. Er mochte nahe zu dreißig Jahre zählen, vielleicht auch etwas weniger. Sein Gesicht war eins von denen, welche den Stempel des früh Verlebten tragen und über das Alter deshalb nur gar zu leicht täuschen. Sein Haar war dünn und ließ eine auffallend hohe Stirn um so deutlicher hervortreten. Die tiefliegenden Augen waren groß und dunkel und wenn sie einen Gegenstand fixirten oder aufgeregt blickten, leuchtete ein fast glühendes Feuer aus ihnen. Sein feingeschnittner Mund war meist fest geschlossen, aber ein Ausdruck von bittrem Sarkasmus umzog ihn.

Die Kleidung des jungen Mannes war einfach, der Rock sogar abgetragen. In der kleinen, auffallend weißen Rechten hielt er den Hut. Er hielt ihn aufgeregt, fast krampfhaft zusammengedrückt. Am Fenster stehend, den Blick auf die Straße gerichtet,

verrieth in seinem Gesichte nichts, was in ihm vorging. Seine Züge waren kalt, ruhig.

Ein Bedienter trat aus einem der Nebenzimmer und wandte sich an ihn mit den Worten: „der Herr Geheimerath ist soeben mit dem Frühstück beschäftigt. — Sie müssen warten!“ —

Ruhig blieb der junge Mann am Fenster stehen, gleichgültig auf die Straße hinabblickend. Endlich wandte er sich um und sich allein im Zimmer sehend, schritt er einige Male in demselben auf und ab. Seine sonst bleichen Wangen waren von einer leichten, flüchtigen Röthe überdeckt, indeß war nicht zu erkennen, ob die Ungeduld, oder eine innere Aufregung diese Röthe hervorgerufen.

Endlich erschien der Bediente zum zweiten Male und meldete, daß sein Herr ihn erwarte.

Er trat ein in ein Zimmer, groß und geräumig, ausgestattet mit dem größten Luxus. Vor einem kleinen Schreibtisch, den Rücken dem Eintretenden zugewendet, saß der Geheimerath. Es war ein Mann von fünfzig bis sechszig Jahren, mittelgroß und hager. Sein Oberkörper war etwas nach vorn gebeugt, doch mehr aus Gewohnheit als aus Schwäche. Die kleinen grauen Augen blickten stechend, durchdringend, und in den hoch aufgezogenen Augenbrauen prägte sich der Hochmuth und Dünkel des seine Macht fühlenden Beamten aus.

Einige Minuten lang ließ er den Eingetretenen, der sich schweigend verbeugt hatte, ruhig dastehen; dann griff er nach einem auf dem Tische liegenden Schreiben und drehte sich langsam auf dem Stuhle um. Mit den kleinen Augen über das Papier blickend musterte er den jungen Mann und um seine Lippen glitt ein flüchtiges, kaum bemerkbares Lächeln.

„Sie haben sich, Herr Garner“, sprach er endlich, „wie ich sehe, um die vacant gewordene Stelle des Bibliothekars unsres Stadtarchivs beworben. — Hm! Hm! — Die Stelle bringt ziemlich dreihundert Thaler ein. Hm! — Ich kenne Ihren Vater, Herr Garner. Es ist ein sehr achtungswerther Beamter — ich habe früher mit ihm zusammengearbeitet — er war mein College.“

Langsam, in Absätzen, die Augen fest auf den jungen Mann gerichtet, hatte er diese Worte gesprochen, jedes einzelne scharf und bedeutungsvoll betonend. Auf dem Gesichte des jungen Mannes war auch nicht das leiseste Zucken einer Miene zu bemerken.

„Sie haben, Herr Garner“, fuhr der Geheimerath in derselben Weise fort, „das Gymnasium dieser Stadt besucht. Sie zeigten ganz tüchtige Anlagen, allein Sie mußten dasselbe verlassen, weil Sie sich den Anordnungen des Directors widersetzten. — Sie haben darauf die Universitäten zu Jena und Heidelberg besucht. Hm! — Ich weiß nicht, weshalb Sie grade diese beiden Hochschulen gewählt haben!“

„Ich fand auf beiden die tüchtigsten Lehrer für mein Studium“, warf Garner ein, dessen Wangen sich leise wieder geröthet hatten.

„Hm! Hm! — Kann sein! — Wie gesagt, ich weiß es nicht“, fuhr der Geheimerath fort. „Auf beiden Universitäten waren Sie Mitglied einer Burschenschaft — in Heidelberg wurden Sie relegirt — Hm! Ich weiß nicht weshalb!“

„Ich war von der Burschenschaft zu ihrem Sprecher erwählt“, warf Garner wieder ein. „Als solcher hatte ich deren Rechte zu vertreten einer ungerechten Forderung des akademischen Senats gegenüber. Mich traf die Strafe, weil ich — — —“

„So — so! Hm!“ unterbrach ihn der Geheimerath. „Hm! Sie hatten deren Rechte zu vertreten! — die Rechte einer Burschenschaft!“ — Um seinen Mund zuckte ein spöttisches Lächeln — „doch, wie gesagt, ich weiß es nicht. — Sie kehrten hierher zurück — lebten hier ein Jahr lang — ich weiß nicht, was Sie trieben, und traten dann bei dem Militair ein. Nicht wahr — Sie wurden Soldat?“

„Ja“, erwiderte Garner, kurz, gepreßt.

„Sie verriethen auch als Soldat tüchtige Anlagen und stiegen binnen wenigen Jahren, obschon Sie mehrere Male bestraft wurden, bis zum Feldwebel. Nicht wahr? — Ganz richtig! — Sie hatten als solcher eine gesicherte Stellung, allein Sie vergingen sich gegen Ihren Oberst, wurden bestraft, degradirt und entlassen.“

„Ich wurde nicht degradirt und habe freiwillig meinen Abschied genommen“, fiel Garner aufgeregt ein. „Als ich Soldat wurde, erhielt ich vom Oberst die feste Zusicherung, daß ich, sobald ich Feldwebel geworden, zum Offizier-Examen zugelassen werden sollte, und als ich mich meldete, war der Oberst es, der mich zurückwies — weil ich nicht adlig war. Freiwillig habe ich darauf meinen Abschied genommen!“

„So — so! — Es kann sein!“ erwiderte der Geheimerath mit einem spöttischen, ruhigen Lächeln. „Sie haben seitdem hier einige Zeit gelebt — ich weiß nicht, womit Sie sich beschäftigt haben. Sogar Ihr Vater, den ich sehr achte, hat sich von Ihnen losgesagt — Sie aufgegeben — —!“

„Weil ich die Stellung nicht annehmen mochte, welche er für mich bestimmt hatte!“ fiel Garner immer aufgeregter ein.

„Hm! Ich entsinne mich — und welche Stellung war das?“

„Bei der Polizei.“

„Ganz recht! Hm! Ich weiß, Sie zogen ein ungebundenes Leben vor. Sie lebten sehr lustig. Ich weiß nicht wovon — — doch das kümmert mich nicht; es ist mir nur unbegreiflich! Hm!“

Er schwieg einen Augenblick, während Garner sichtbar mit einer sich steigernden Aufregung kämpfte.

„Sie waren verlobt“, fuhr der Geheimerath fort. „Mit einem wohlhabenden Mädchen, aus sehr angesehner Familie, mit der Tochter des Steuerrath Busse! Hm! Ganz recht! Doch auch diese Verbindung ist zerrissen — selbst Ihre frühere Braut hat Sie aufgegeben!

„Herr Geheimerath", brach der junge Mann, der seine Aufwallung nicht länger beherrschen konnte, heftig los — „Herr Geheimerath — Sie haben mich hierher kommen lassen, um mir die Antwort auf mein Gesuch zu geben! — Nicht die Schuld meiner Verlobten war es, daß wir gewaltsam getrennt wurden — ihr Vater drang darauf, dessen Stolz ....

„Ha ha!" lachte der Geheimerath leise, spöttisch, boshaft. „Ich selbst habe es gehört, daß das Mädchen vor wenigen Tagen in einer Gesellschaft sagte, sie habe Sie längst aufgegeben! Sie danke für einen Mann — der ....!"

„Sie lügen!" unterbrach ihn Garner sich vergessend. „Sie lügen, weil Sie das Herz und den Ruf eines Mädchens antasten, das ich noch liebe und hochschätze, wenn wir auch schon gewaltsam getrennt sind!"

Unwillkürlich hatte sich der Geheimerath erhoben, seine grauen Wangen hatten sich gefärbt, die Adern seiner Stirn waren geschwollen. Seine fest geschlossenen Augen blickten zornig, vernichtend.

„Bleiben Sie sitzen!" fuhr Garner fort. „Sie haben kein Recht, mir die Fehler meines Lebens vorzuhalten. Sie am wenigsten! Oder soll ich Ihnen vorhalten, auf welche Weise Sie emporgekommen sind; soll ich Sie an jene Geschichte mit dem gefälschten Wechsel erinnern! Sie kennen sie. Seiner Zeit ist sie vertuscht — freilich! Aber ich weiß darum!"

„Schweigen Sie! fort! fort!" rief der Geheimerath, mit äußerster Mühe diese Worte hervorpressend — fort! fort!"

„Ich werde gehen", erwiderte Garner ruhiger, „sobald ich die Antwort auf mein Gesuch erhalten habe. Deshalb bin ich hierher gekommen!"

„Hier ist sie!" rief v. Giese, ihm das Schreiben vor die Füße werfend. „Hier! Nun, fort! frecher Mensch!"

Unwillkürlich trat Garner einen Schritt auf ihn zu. Bestürzt wich er zurück, sich an dem Schreibtische stützend.

„Seien Sie ohne Furcht!" fuhr Garner fort. „Sie sind mir zu erbärmlich, als das ich Sie berühren sollte! Aber eine Geschichte will ich in der Stadt erzählen und —"

Der Geheimerath ließ ihn nicht ausreden. Eine Klingel erfassend, klingelte er heftig und rief dem hereintretenden Bedienten zu: „Wirf den Menschen aus dem Hause! Fort mit ihm! Wirf ihn hinaus!"

Unentschlossen, zögernd stand der Diener da.

Ruhig, mit verächtlichem Blicke schritt Garner an ihm vorüber und verließ das Haus.

Er stand auf der Straße. Ruhig wollte er sein — ganz ruhig, aber das Herz schlug fieberhaft schnell und im Kopfe wirbelte es bunt durcheinander. Was kümmerte ihn der Auftritt mit dem Geheimerath! Es war ihm ein genugthuendes Gefühl, daß er diesem Menschen die Wahrheit gesagt! — Aber sie — sie seine frühere Verlobte! Seinem Herzen war sie es immer noch, wenn sie ihm auch für alle Zeiten entrissen war. Sie sollte ihn öffentlich aufgegeben, sollte öffentlich gesagt haben, sie danke für einen Mann, der .... haha! Eine schändliche Lüge von dem Geheimerath! Sie konnte das nicht gesagt haben, denn zu oft hatte sie mit den heiligsten Eiden geschworen, daß sie nie von ihm lassen werde und wenn alle Menschen von ihm ließen. Es war eine Lüge — es mußte eine Lüge sein! — — Und wenn sie es dennoch gesagt hätte! Er fuhr mit der Hand über die Stirn; schon dieser Gedanke ließ ihm das Blut in der Brust stocken. „Und wenn sie es dennoch gesagt hätte!" wiederholte er unwillkürlich. Gewißheit mußte er darüber haben, um diesen peinlichen Gedanken von sich abschütteln zu können.

Schnell schritt er die Straße entlang und bog in eine Nebengasse. Vor einem Hause blieb er stehen. Eine Minute lang zögerte er, ehe er über die Schwelle desselben trat. So oft — so oft und mit so freudigem Herzen war er hier eingekehrt! Doch das war lange her, Wochen, Monde! Einst war er hier stets willkommen gewesen — und welcher Empfang wurde ihm heute vielleicht zu Theil? Das kümmerte ihn nicht — nur Gewißheit wollte er haben!

Flüchtig eilte er die Treppe empor und zog entschlossen an einer Klingel, auf deren Porzellangriff die Worte: „Steuerrath Busse" standen. Er war ruhig. Geduldig hätte er den Pulsschlag seines eigenen Herzens nach dem Sekundenzeiger einer Uhr zählen und messen können.

Ein junges Mädchen öffnete ihm die Thür. Mit dem halb unterdrückten Aufschrei: „Max! Max!" trat sie erschreckt einen Schritt zurück.

„Ja, ich bin es, Adelheid — ich bin es! Du hast mich wohl nicht erwartet!" — Seine Stimme bebte leise, ein wehmüthig trauriger Ton klang kaum bemerkbar durch.

„Nein — nein!" erwiderte das Mädchen, sich schnell sammelnd. „Sie wissen, — daß mein Vater" — — Sie vollendete nicht.

Man sah es Garner an, wie ihn das eine Wort „Sie" durchzuckte. — „Ja ich weiß es, Adelheid!" sprach er. „Ich weiß es, daß er mir die Thür gewiesen, daß er gedroht hat, mich aus dem Hause zu werfen — ich weiß das Alles, denn mir selbst hat er es gesagt. — Ich würde auch nicht hierher gekommen sein, aber ich habe mit Dir einige Worte zu reden, und dann — dann werde ich nie wiederkommen! Sei unbesorgt — ich verspreche es!"

„Mit mir?" wiederholte Adelheid. — „Sie wissen — ich darf nicht — ich begreife auch nicht..."

„Du begreifst es nicht?" und um seinen Mund zuckte ein schmerzliches Lächeln. „Nur eine Frage habe ich an Dich zu richten — eine einzige, kurze Frage, dann werde ich wieder gehen. Befürchte nichts, Adelheid, keinen Auftritt — ich bin ruhig, ganz ruhig. Nur die eine Frage — aber nicht hier! Ich bitte Dich darum, Adelheid!"

Einen Augenblick zögerte sie. Dann sprach sie hastig: „So kommen Sie. — Ich sollte es nicht thun — aber Sie haben versprochen ....“

„Daß ich ruhig wieder gehen und nicht wiederkehren werde“, fügte Garner hinzu, als sie schwieg. „Ich werde mein Wort halten.“

Schnell schritt sie über den Corridor und trat in ein Zimmer ein. Garner folgte ihr. Er kannte das Zimmer wohl. Wie oft war er darin gewesen! dort am Fenster — neben dem Blumentisch — dort die Fußbank, auf der er so oft zu ihren Füßen gesessen. — Dort, dort die Stelle, wo sein Bild gehangen — — sie war leer; Er mußte das Auge abwenden.

Adelheid blieb vor ihm stehen, das Auge fragend auf ihn gerichtet. Sie war schön. Ein weites, bauschiges Morgenkleid ließ ihre schlanke Gestalt vortheilhaft hervortreten. Das hoch und zurückgescheitelte Haar zeigte die hohe Stirn. Wie es glänzte, dies volle, weiche Haar! Und die großen, fest blickenden Augen — er schaute hinein, aber ihr Blick kam ihm so fremd, so eisig kalt vor. Er versuchte, sich zu fassen und zu sammeln. Vor ihr stand er, die er so oft mit seinen Armen umschlungen und an die Brust gedrückt — vor ihr, über deren weiches Haar seine Hand so oft gefahren — vor ihr, zu deren Füßen er so oft gesessen! Weshalb stürzte er nicht vor ihr nieder, weshalb zog er sie nicht herab an seine Brust — gehörte sie seinem Herzen nicht mehr?

„Sie wollten eine Frage an mich richten“, unterbrach Adelheid seine stürmischen Empfindungen.

„Ja, ganz Recht — eine Frage!“ erwiderte Garner, sich fassend. „Nur eine Frage, Adelheid. Ich will nicht zurückblicken auf die Vergangenheit und auf das, was wir uns waren; ich will keines der Schwüre gedenken, mit denen wir unsere Liebe uns gegenseitig betheuerten — ich will nicht!“ ....

„Herr Garner“, fiel Adelheid ein, „ich muß Sie bitten — ich habe Ihr Wort, daß Sie nur eine Frage an mich richten wollten.“

„Ganz recht, ganz recht — eine Frage! Du hast mein Wort!“ fuhr er aufgeregt fort, doch milderte sich seine Stimme sogleich wieder, „sieh, Adelheid — ich war heute Morgen bei dem Geheimerath von Giese — ich komme so eben von ihm. Um eine Stelle, die er zu vergeben hat, hatte ich mich beworben. Ich wollte mit Gewalt mit dem Leben, in welches Zerrissenheit und Verzweiflung mich gestürzt haben, brechen, ich wollte das werden, was die Menschen nach ihren Begriffen einen „ordentlichen Menschen“ nennen, ich wollte gewaltsam bücken und beugen, was in mir stürmt. Er hatte mich zu sich rufen lassen, um mir die Antwort auf mein Gesuch zu ertheilen. Statt dessen hielt er mir vor, was in meinem Leben und meiner Vergangenheit Trübes liegt. Er hielt mir vor, daß mein Vater mit mir zerfallen — er sagte, daß Du — Du Adelheid, mich auch aufgegeben. Oeffentlich in einer Gesellschaft habest Du dies gesagt — öffentlich — und habest hinzugefügt, Du dankest für einen Mann — der“ — — Er vollendete nicht. „Aber einen Lügner habe ich ihn genannt, und nur darum wollte ich Dich fragen, ob ich ihn mit Recht so genannt habe? Sprich — sprich Adelheid. Sei offen — ich beschwöre Dich! Sieh' — ich mache keine Ansprüche mehr auf Deine Hand, auf Deinen Besitz, ich erkenne an, daß das Leben Schranken ziehen kann, welche sich nicht mehr übersteigen lassen, aber ich bestreite, daß es auch für das Herz solche Schranken giebt, ich bestreite, daß eine hundert Mal betheuerte Liebe sich abschütteln läßt auf das Wort und den Befehl eines Vaters hin! — deshalb habe ich den Geheimerath einen Lügner genannt. Nun antworte mir!“

Adelheids Wangen hatten sich bei der sich steigernden Aufregung seiner Worte mehr und mehr geröthet. Ihr eigenes Herz schlug schneller und sie war nicht im Stande, in diesem Augenblicke ein Wort hervorzubringen.

„Sprich! Sprich!“ drängte Garner, seinen Blick fest auf sie geheftet, als wollte er aus ihren Mienen errathen, was sie erwidern werde.

„Es kann sein — ich weiß es nicht genau — es ist möglich!“ sprach Adelheid stotternd.

„Es kann sein — es ist möglich!“ rief Garner laut. „Wenn es sein kann — dann hast Du es auch gesagt!“ Er hielt die Hand vor das Gesicht — vor die Augen. „Ich hätte mein Leben zum Pfande gesetzt, daß dies eine Lüge gewesen wäre. Haha! Es ist wahr — wahr! Jetzt glaube ich Alles! Und warum auch nicht — ich bin ja ein Aufgegebener!“

Adelheid hatte sich halb abgewandt. „Unser Verhältniß mußte aufhören“, sprach sie. „Ich fühlte später selbst, daß wir noch zu jung waren, als wir es schlossen.“

„Ganz recht — eine Jugendthorheit!“ fiel Garner ein. „Oh, der Jugend wird immer aufgebürdet, was der spätere Mensch sündigt, und doch ist sie so rein und schön! doch fließen diese Jugendthorheiten aus dem Edelsten hervor, was der Mensch in sich trägt.“

Adelheid überhörte diese Worte. Nur mit einem leisen Zucken ihrer Achseln schien sie darauf zu antworten.

„Ich bitte Sie, Herr Garner“, fuhr sie fort, „mir den Ring, der uns einst binden sollte, zurückzugeben.“ Sie trat an einen Nähtisch, nahm aus einem Kästchen einen Ring und überreichte ihm denselben, „hier ist der Ihrige!“

Garner hatte das Alles gesehen, mit starren Blicken, regungslos. Er nahm den Ring nicht an, bis Adelheid noch einmal wiederholte: „hier!“ dann brach er in lautes Lachen aus. „Haha! das Siegel unsrer Jugendthorheiten! Ganz recht, das Siegel muß gebrochen werden, gebrochen! — hier — hier ist der Deinige — haha! der Ihrige!“ und er riß mit Gewalt einen Ring vom Finger, den er vor einer Stunde nicht für sein Leben hingegeben haben würde.

Der Finger blutete von der Heftigkeit, mit der er den Ring abgerissen — er bemerkte es nicht. Als Adelheid, nachdem sie den Ring empfangen, sich kalt abwendete, stürzte er fort aus dem Zimmer, und nur von der Treppe schallten ihm die lauten, lachenden Worte zu: „Haha! Eine Jugendthorheit!"

Als Garner wieder auf der Straße stand, inmitten des vollen hin und her wogenden Lebens, das so gleichgültig, so kalt, nur seinen eigenen Interessen folgend an ihm vorüberging, fühlte er doppelt die Leere in sich. Gedankenlos eilte er weiter. Ihm konnte es gleichgültig sein, wohin er gelangte. Mehrere Male lachte er laut auf. Die Menschen blickten ihm verwundert nach — er bemerkte es nicht.

Ein Freund kam ihm entgegen und hielt ihn auf, „Was hast Du, Garner, weshalb lachst Du? — Du siehst verstört aus!"

Garner blickte ihm einen Augenblick starr ins Gesicht, ehe er ihn erkannte. „Ah, Kalm, Du bist es!" sprach er. „Weshalb ich lache! haha! daß es Jugendthorheiten giebt! Jugendthorheiten, für welche wir im Stande wären, unser Leben zu lassen! Als ob nicht Alles eine Thorheit wäre! — Das ganze Leben ist eine Thorheit — ein eitler Traum — ein abgeschmacktes Ammenmährchen! haha! Ich weiß, Du nennst Dich meinen Freund — aber Freundschaft ist eine Thorheit, eine erschreckliche Abgeschmacktheit! Geh — geh, Kalm! Und wenn wir uns je — ich weiß es wahrhaftig nicht — ein gegenseitiges Zeichen unsrer Freundschaft gegeben haben, so wirf es in den Schmutz, denn ich versichere Dich, es war eine Thorheit von mir — eine ganz alberne Jugendthorheit!"

Er stürmte fort und erstaunt, kopfschüttelnd, blickte ihm Kalm nach. Er begriff ihn nicht.

Garner eilte durch mehrere Straßen, und je mehr sein Blut in Wallung gerieth, um so beruhigter wurden seine aufgeregten Nerven. Endlich eilte er in ein ihm bekanntes Weinhaus. Er war in der Stimmung, um alles Das, was fast erdrückend auf ihm lag, niederzutrinken. Der Wirth zögerte, ihm die bestellte Flasche Wein zu bringen.

„Nun?" fragte Garner erstaunt, „weshalb zögert Ihr?"

„Ich will es Ihnen offen heraussagen", antwortete der Wirth, „ein Herr ist heute bei mir gewesen, der mich gewarnt hat, Ihnen Wein zu geben — wenn — wenn Sie nicht sogleich bezahlten."

Garners Zorn fürchtend, hatte er sich halb verlegen, halb schützend, hinter einen Tisch gestellt.

Garner lachte laut und bitter auf. Er kannte ja den Mann, es war sein eigener Vater, der ihn durch die Noth dahin bringen wollte, sich seinem Willen fügsam zu unterwerfen.

„Haha! Also Geld wollt Ihr! Ihr wollt sicher gestellt sein, als ob ich Euch schon um einen Pfennig betrogen hätte!"

„Das nicht", erwiderte der Wirth — „nun, ich will mich auch nicht darum kümmern, sondern Ihnen getrost Wein geben!"

„Nein — bleibt! bleibt!" rief Garner fast heftig. „Ihr sollt die Bezahlung vorher empfangen." — Vergebens suchte er indeß in seinen Taschen nach Geld. Er zog den Ring hervor, den Adelheid ihm zurückgegeben. Ein Gedanke durchzuckte ihn. „Hier — hier, nehmt diesen Ring! — — Weshalb betrachtet Ihr ihn so genau? Ihr meint, es müsse eine kleine Hand gewesen sein, die ihn getragen hat! Haha! Ich versichere Euch, er hat einst trefflich gepaßt! Und der Stein in ihm ist ächt und das Gold ist gut — ich habe einst viel Geld dafür gegeben. — Doch ich stehe für nichts mehr ein — es kann Alles Einbildung von mir sein! Geht mit ihm zum Goldschmied und laßt ihn probiren und wiegen, sonst könnte wieder Jemand zu Euch kommen und Euch weiß machen, ich hätte Euch betrügen wollen. Geht — geht! — Ich glaube jetzt Alles — und glaube Nichts!" —

Der Wirth blickte ihn erstaunt an, indeß erwiderte er nichts, sondern holte ruhig den Wein.

„Ich behalte den Ring als Pfand", sprach er, als er die Flasche vor Garner auf den Tisch setzte", daß er gut ist, sehe ich allein — und in Geld umsetzen will ich ihn nicht."

Garner schwieg. Er hörte diese Worte kaum. Schnell hinter einander trank er einige Glas Wein. Still, in Gedanken versunken, saß er regungslos da. Seine Wangen hatten sich schwach geröthet. Nur zuweilen zuckten seine Lippen und verriethen, daß es in ihm nicht so ruhig war. Lange Zeit saß er so da.

Ein Fremder trat in das Zimmer, ohne daß er auf ihn achtete. Kaum hatte jener ihn indeß bemerkt, als er mit dem Ausrufe: „Garner! Garner! auf ihn zueilte. Dieser fuhr erschreckt empor, strich mit der Rechten über die Stirn, als träume er, und warf sich dann mit den Worten: „Hagen — Hagen! Dich hatte ich nicht erwartet!" dem Jugendfreunde, den er seit Jahren nicht gesehen, an die Brust.

Der Eingetretene war einige Jahre älter als Garner, erschien indeß jünger, weil seine ganze Gestalt die vollste Kraft und Gesundheit verrieth. Seine Kleidung war fein, sein ganzes Aeußere, trotz der Einfachheit, nobel Wie er so dastand neben Garner, bildeten beide einen Contrast, denn dieser erschien fast ärmlich gegen ihn.

Hagen setzte sich nieder und zog Garner neben sich auf einen Stuhl, indem er dessen Hand in der seinigen behielt.

„Ich habe Dich gestern und heute vergebens gesucht", sprach er, „nun führt Dich der Zufall mir in die Arme!"

„Du hast mich aufgesucht — mich?" — wiederholte Garner. Er wollte hinzufügen: — „mich, den Aufgegebenen" — aber er schwieg.

„Natürlich!" sprach Hagen, „Deinetwegen bin ich

hierher gekommen, da Geschäfte mich einmal in diese Gegend geführt hatten. Ich konnte Deine Wohnung nicht erfahren. Sogar bei Deinem Vater war ich, um Auskunft zu erhalten, der!" ....

„Der sagte, er habe nichts mehr mit mir zu schaffen, er habe mich längst aufgegeben, wie mich Alle aufgegeben hätten", fügte Garner hinzu, weil Hagen stockte. Seine Stimme klang bitter, selbstanklagend und traurig zugleich.

„Sei ruhig, Max", erwiderte Hagen, des Freundes Hand drückend, „sei ruhig — ich weiß Alles — weiß es längst, da ein Freund mir über Dich geschrieben. Ich weiß, wie sehr Du verkannt wirst, absichtlich verkannt, oder falsch verstanden. Deshalb bin ich mit hieher gekommen — ich kenne Dich besser."

„Also doch Einer, der mich noch nicht aufgegeben hat!" rief Garner. Diese Worte klangen wie Spott.

„Nein — nicht blos Einer, sondern Alle, welche Dich so gut kennen wie ich", entgegnete Hagen ruhig, „weshalb nimmst Du es Dir so tief zu Herzen, daß Du in dieser Stadt verkannt wirst!"

„Weshalb?" unterbrach ihn Garner, „weshalb? Weil ich zufällig einen Vater hier habe — der sich von mir losgesagt! Weil ich zufällig eine Braut hier hatte — die ich bis heute, bis vor wenigen Stunden, geliebt habe und die mich längst aufgegeben! Weil hier zufällig Verwandte, Freunde und Bekannte von mir leben, die mir ausweichen — weil ich einmal aufgegeben bin! Weil ich in dieser Stadt vergebens ringe, mich empor zu arbeiten, nachdem ich einmal tief genug gesunken bin, weil jede Thür sich vor mir verschließt — denn auf mich setzt Niemand Hoffnung mehr!"

Er bedeckte das Gesicht mit beiden Händen und sank fast kraftlos zusammen.

„Max! Max!" mahnte Hagen ruhig — bittend. „Sieh die Verhältnisse nicht finsterer an als sie sind. Verliere nicht das Zutrauen zu Dir selbst. Verlaß diese Stadt — komm mit mir!"

Garner schüttelte ablehnend mit dem Kopfe. Hastig trank er ein Glas Wein. „Nein! Ich bleibe hier! Ich habe das Zutrauen noch nicht zu mir verloren; noch lebt ein Trotz in mir, der mich nicht von hier läßt. Ich will hier bleiben — und gehe ich hier ganz zu Grunde. — Nicht meine äußere Lage bekümmert mich — ha! ich habe gelernt, wenn es sein muß, mit Ruhe zu hungern, aber das Wort „aufgegeben" drückt mich mit Gewalt zu Boden, es ruht wie ein Fluch auf meinem ganzen Leben!"

„Sag, wie ein böser Traum schwebt es Dir vor", warf Hagen ein. „Es hat Deinen Geist einmal befangen."

„Es ist kein Traum — ich fühle seine Wirklichkeit nur allzu bitter. — Hagen, Du kennst vielleicht mein Herz, aber von meinem Leben kennst Du nur ein kleines Stück und zwar das Stück, das mich hält, nicht mein Leben ganz aufzugeben. Das waren die wenigen Jahre, in denen wir zusammen studirten. Doch still — still von jenen Zeiten! Höre mich ruhig an. Du weißt um meine jetzigen Verhältnisse, aber nicht wie ich dazu gekommen bin. Wie ein Fluch lastet das Wort „aufgegeben" auf meinem Leben. Du hast meinen Vater gesehen — aber Du kennst ihn nicht. Er ist ein Beamter; geboren im Beamtenthum, in ihm aufgewachsen und auferzogen, all seine Ideen gehen darin auf, darüber hinaus reicht kein Theil seines Geistes. Ich verdamme ihn deshalb nicht — er hat Recht für sich — für sich, aber nicht für andre. Auch ich war von Jugend auf für diesen Beamtenkreis bestimmt. War es meine Schuld, daß schon als Knabe mein Gefühl und mein Geist sich dagegen sträubte. Ich konnte mich nicht bis zur Erde beugen, wenn ich einem Höhergestellten, einem Vorgesetzten begegnete, ich glaubte jedem Menschen offen ins Auge sehen zu können — haha! damals galt ich deshalb nur für einen „Ausgearteten", auf den wenig Hoffnungen für die Zukunft zu setzen waren. Meine Anlagen, die ich als Knabe zeigte, selbst mein Fleiß, meine erworbenen Kenntnisse hatten keinen Werth, weil sie eine andere Richtung einschlugen als sie sollten. Von dem Gymnasium hier wurde ich, als ich es bald verlassen wollte, verwiesen, weil ich andre religiöse Ueberzeugungen zu haben wagte als der scheinfromme Director und mich weigerte, bei dem Gebete, mit welchem jeden Morgen der Unterricht begonnen wurde, niederzuknieen. Man nannte mich einen „Unverbesserlichen." Als ich von Heidelberg religirt hieher zurückkehrte, war ich bereits ein „hoffnungslos Verlorener." — Schon als Student hatte ich mich verlobt mit einem Mädchen, auf welches ich mein ganzes Leben, meinen ganzen Himmel baute. Sie allein schien mich zu verstehen und mich nicht für verloren zu geben. Mein Vater wollte mir in dem strengsten Beamtenleben eine Laufbahn eröffnen, um mich, wie er sagte, zurückzuführen zum ordentlichen Menschen. Halb aus Verzweiflung, indeß im Einverständnisse mit meiner Braut, wurde ich Soldat, nachdem mir die sichersten Aussichten bald Offizier zu werden, eröffnet waren. Als es endlich soweit kam und mir derselbe Mann, der mich durch seine Zusage bewogen, in den Militairdienst zu treten, nun hindernd entgegentrat und mich zum Offizier-Examen nicht zuließ, weil ich nur ein Bürgerlicher war, da fand es die ganze Stadt entsetzlich, daß mich ein solches Benehmen erzürnte und ich dagegen auftrat. Ich nahm meinen Abschied, ich, der Ausgeartete, der Unverbesserliche, der Hoffnungslose! — Haha! — Mein Vater machte noch einmal den Versuch, mich zu bewegen, bei der Polizei eine geringe Stelle anzunehmen. Als ich auch jetzt noch fest blieb, verstieß er mich — er hat mich aufgegeben. Haha! Und er nicht allein, auch das Mädchen, das ich mein nannte, auch sie — sie! Heute — heute hat sie es mir selbst gesagt! Diesen Wein trinke ich von dem Ringe, den ich ihr

einst zur Verlobung geschenkt! Wie Feuer brennt er in meinen Adern. — Hagen — auch ein Aufgegebener hat noch Gefühl, — die Menschen glauben es nur nicht!" —

Er beugte sich mit dem Kopfe auf den Tisch, um die Thränen zu verbergen, die ihm in die Augen traten.

„Max, Max, sieh nicht nicht zu finster!" bat Hagen „Sei ruhig! Du weißt, ich habe eine gute Advocatur — komm mit mir, ich will für Dich sorgen — ein neues Leben soll sich Dir eröffnen. Sei ruhig jetzt!"

„Ich bin ruhig", erwiderte Garner, sich emporrichtend und die letzte Spur der Thränen aus den Augen wischend. „Ich bin ruhig — es war nur eine augenblickliche Regung, eine Thorheit wenn Du willst. Aber ich danke Dir — ich bleibe hier — hier in dieser Stadt. Suche mich nicht zu überreden — es steht fest bei mir — ich bleibe. — Du weißt indeß noch nicht Alles aus meinem Leben. — Höre mich an — Du sollst auch den letzten Rest erfahren. Ich habe oft ein wildes und selbst ausschweifendes Leben geführt — ich leugne es nicht, ha! Ein Entarteter — ein Aufgegebener hatte nicht nöthig für seinen Ruf besorgt zu sein. Ich habe oft mit Leidenschaft mich dem Weine ergeben, aber nur meine innere Verzweiflung wollte ich niedertrinken. Ja, Hagen, ich bin tief heruntergekommen. Von meinem Vater verstoßen, von Allen gemieden, ohne eine Stellung habe ich mein Leben nur dadurch gefristet, daß ich für Zeitungen einige Artikel schrieb — sie haben mir den letzten Rest gegeben. Den Ideen, die seit Jugend auf in mir lebten, denen ich mein Lebensglück zum Opfer gebracht, suchte ich Ausdruck zu geben; und ist es ein Wunder, wenn die bittre, verzweifelnde Stimmung, in der ich sie schrieb, aus ihnen wiederhallte! Ist es so schwer zu begreifen, daß ich in solchen Stimmungen an Manchem rüttelte, was in den Augen meines Vaters und seines Kreises wie ein Heiligthum, als etwas unantastbar Großes dasteht. Das hat mir den letzten Weg abgeschnitten — ich weiß es. Ich habe mehrere Male versucht, mich emporzurütteln. das Mädchen, das ich mein nannte und noch immer liebte, wenn schon wir durch die Gewalt ihres Vaters für immer getrennt waren, hielt mich innerlich noch immer aufrecht. Erst kürzlich bewarb ich mich um eine Stelle hier — sie ist wahrhaftig bescheiden — heute Morgen erhielt ich die Antwort und diese Antwort war, daß ein Mann, der sie zu vergeben hat, ein Mann, der nur durch seine Gönner vor dem Zuchthause gerettet und jetzt Geheimerath ist, mich durch seinen Diener aus dem Hause werfen lassen wollte! Haha! Das ist die Antwort, die man einem — Aufgegebenen giebt!"

„Es ist empörend!" rief Hagen aufgeregt emporspringend. „Von einem solchen Menschen!"

„Ja es ist empörend!" wiederholte Garner ruhiger werdend. Es hat mich erbittert, aber trotzdem ist in mir schon der Gedanke aufgestiegen, daß es gut ist, daß es so gekommen. Hätte ich die Stelle erhalten, ich würde wahrscheinlich ein ganz anderer Mensch geworden sein. Das Gefühl, nun endlich einen kleinen, ruhigen Hafen erreicht zu haben, hätte mich vielleicht eingeschläfert und was in mir drängt, zum Schweigen gebracht. Jetzt werde ich zu Grunde gehen — ich sehe es voraus — aber nicht so schnell, daß ich nicht noch einen großen Umschwung erlebe, einen Umschwung, der das rächt, was nicht an mir, sondern fast an dem ganzen Volke seit langen Jahren von oben herab gesündigt ist. Es gährt, Hagen, überall im Volke! Wir gehen ernsten und großen Zeiten entgegen. Das Joch und der Uebermuth drückt — wir werden bald einen Umschwung erleben, der selbst an die Throne rüttelnd treten kann. Das Volk kommt zum Bewußtsein, daß es auch Rechte hat, heilige, mächtige Rechte, die bis jetzt mit Füßen getreten sind — und auf diese Zeit freue ich mich, diese Hoffnung hält mich! Ein Aufgegebener hat ja nichts zu verlieren und für mich verlange ich auch nichts!"

Hagen ergriff hastig, aufgeregt seine Hand. „Garner — Max!" rief er. „Ich habe mich nicht in Dir getäuscht — ich wußte es wohl — Du bist der Alte noch! Auch in meiner Gegend ist die Stimmung keine andere — so ist sie in ganz Deutschland. Es werden ernste und große Zeiten kommen und dann laß uns Beide handeln nach den Grundsätzen, die uns einst begeisterten und welche durch die Jahre nur um so fester in uns ausgeprägt sind. Ja, Freund, das Volk wird einmal seine Kraft zeigen und seine Rechte sich erzwingen, um welche es bis jetzt vergebens gebeten hat."

„Ich möchte laut aufjauchzen", rief Garner hastig einige Glas Wein trinkend, „wenn ich im Geiste die große, mächtige Fluth einer Revolution — nein, einer Volkserhebung heranschwellen sehe! — Haha! Manchem wird sie bis an den Hals steigen und höher! Tausende im Beamtenthum verknöcherter Seelen werden dann vergebens zu schwimmen versuchen. Nach mir, dem Aufgegebenen, wird Niemand fischen, wenn der Strudel ihn mit sich fortreißt, aber sie werden um Hülfe schreien, laut, erbärmlich! Sie werden den Aermsten, den sie früher verächtlich mit dem Fuße getreten, anflehen, ihnen seine Hand zu reichen, sie werden — oh, ich kenne diese ganze verächtliche Brut — diese Hand küssen und streicheln, nur weil sie Rettung von ihr erwarten. Freund — Freund — für eine solche Stunde der Genugthuung will ich mein Leben hingeben — ich verliere ja nicht viel daran!" fügte er mit bitterem Lachen hinzu.

Noch lange blieben die beiden Freunde zusammen. Die verschiedenen Eindrücke dieses Tages hatten Garner heftig aufgeregt. Die Freude über das unerwartete Wiedersehen des Freundes konnte über die ihm vorhergegangenen trüben Erfahrungen dieses Tages das Uebergewicht nicht erlangen. Immer kehrten

die Gedanken daran in ihm wieder. Er hatte Adelheid, die er so innig geliebt, der er so fest vertraut, gewaltsam aus seinem Herzen gerissen, aber die Erinnerung an sie konnte er nicht auch zugleich vernichten. Durch Wein hatte er sie verscheuchen, durch Wein Alles abschneiden wollen, was ihn noch an die Vergangenheit fesselte.

Berauscht kehrte er spät am Abend in seine Wohnung zurück. Sie war in einer Nebenstraße in einem unscheinbaren Hause. Bei der Wittwe eines früheren Beamten hatte er dort ein kleines Zimmer gemiethet. Seine bedrängte, hülflose Lage gestattete keinen Aufwand.

Als er sich dem Hause näherte, bemerkte er, daß er den Hausschlüssel nicht bei sich trug. Am Morgen, als er zum Geheimerath von Giese gegangen war, hatte er nicht daran gedacht, daß er erst so spät heimkehren werde. Ganz andre Gedanken hatten ihn da erfüllt. Hoffnungen — haha! Wie lustig sich dieselben erfüllt hatten, erstaunlich lustig! Er lachte über sein eigenes Mißgeschick — und weshalb sollte er auch nicht lachen!

In dem Zimmer seiner Wirthin bemerkte er noch Licht. Er pochte an und gleich darauf öffnete ihm ein junges, kaum zwanzigjähriges Mädchen, die Tochter seiner Wirthin, die Thür.

„Sie schlafen noch nicht, Marie?" rief er. „Weshalb nicht? Sprechen Sie. Sie könnten längst im Bette liegen, denn Sie haben weder mit Geheimeräthen zu thun, noch — noch gehören Sie zu den Aufgegebenen!" Er lachte laut. — „Weshalb blicken Sie mich so erstaunt an?" fuhr er fort. „Haben Sie noch nie von Aufgegebenen gehört, von Menschen, die so entartet sind, daß ihnen der größte Schuft mit Lächeln die Thür weisen kann, die so gesunken sind, daß ihnen kein Mädchen die Treue zu bewahren braucht, denen gegenüber die heiligsten Eide nur Jugendthorheiten sind! Haha! Thorheiten! — Aber weshalb schlafen Sie nicht! hüten Sie sich! Ich glaube, nur während der Nacht arten die Menschen aus, denn am Tage bescheint die Sonne Alle, die Verlorenen, wie — wie — die besten Beamten! — Aber — ich liebe die Nacht!"

Das Mädchen blickte Garner anfangs erstaunt an, bald erkannte sie indeß, daß er berauscht war, und ein trauriger Zug glitt über ihr nicht schönes, aber von einer unendlichen Milde und Sanftmuth überhauchtes Gesicht.

„Ich wußte, — daß Sie den Hausschlüssel nicht mitgenommen hatten", erwiderte sie, verlegen, stotternd — „ich wollte Ihnen die Thür öffnen."

„Mir — mir!" rief Garner. „Haha! Mir — die Thür öffnen! Thorheit! — Marie — hören Sie", — er versuchte des Mädchens Hand zu erfassen. „Höre Mädchen! Hüte Dich vor Jugendthorheiten! Sie sind süß und schön, aber es ruht ein Fluch darauf!"

Er eilte in sein Zimmer, ohne dem Mädchen gute Nacht zu sagen und zu danken. In seinem Kopfe wirbelte es. Unwillkürlich trat er, wie er fast jeden Abend gethan, an das Fenster. Ueber mehrere, hinter dem Hause gelegene Gärten hinweg sah er durch ein Fenster eines großen Hauses ein mattes Licht schimmern. Wie oft hatte dieser Lichtschimmer das Blut schneller durch seine Adern getrieben und ihn in trübe und doch selige Träume versenkt, jetzt lachte er laut und bitter auf. Dieser Lichtschimmer drang aus Adelheid's Zimmer zu ihm — seinetwegen war er hierher gezogen. Auch eine Jugendthorheit, obschon einzelne seiner Haare bereits zu ergrauen anfingen.

Als Garner am folgenden Morgen erwachte, war sein Kopf schwer und leer. Die Erinnerung an Alles, was er am Tage zuvor erlebt hatte, tauchte lebendig in ihm wieder auf, übte aber einen anderen Einfluß auf ihn aus. Er war niedergedrückt, verzweifelnd an sich selbst. Die Freude über das Wiedersehen des Freundes, welche ihn am Tage zuvor begeistert und mit neuem Lebensmuthe erfüllt hatte, war dahin, denn Hagen hatte schon während der Nacht die Stadt verlassen. Jeder Weg für die Zukunft war ihm abgeschnitten. Es reuete ihn nicht, daß er dem Geheimerath in derbster Weise entgegengetreten war, er konnte sich indeß auch nicht verhehlen, daß die Rache dieses Mannes ihm überall entgegentreten werde. Er sollte sie schon in diesem Augenblicke empfinden.

Ein Brief von der Redaction des Blattes, für welches er in der letzten Zeit gearbeitet hatte, wurde ihm gebracht. Sein letzter Artikel, welcher noch nicht zum Abdruck gekommen war, wurde ihm zurückgeschickt mit der Mittheilung, daß das Blatt keine Artikel mehr von ihm bringen könne — dürfe — weil es am Tage zuvor deshalb eine Warnung erhalten habe.

Er preßte die Lippen aufeinander und zerknitterte Brief und Manuscript in seiner Hand. Der letzte Weg war ihm abgeschnitten. Das war Giese's Werk, denn er stand mit der Censur in engster Verbindung! — Aufgeregt schritt er im Zimmer auf und ab. Ha! Er fing selbst an sich aufzugeben, denn nur zu deutlich sah er ein, daß die Waffen, mit denen er gegen seine Gegner und das Vorurtheil der Menge kämpfen konnte, zu ungleich waren.

Die Tochter seiner Wirthin trat ein und brachte ihm sein einfaches Frühstück. Ohne außer dem Morgengruße ein Wort zu ihm zu sprechen, wollte sie das Zimmer wieder verlassen. An der Hand hielt er sie zurück.

„Marie", sprach er. „Ich habe Sie gestern Abend beleidigt. Ich weiß es, aber ich weiß nicht mehr, was ich zu Ihnen gesprochen habe — ich hatte zuviel getrunken, ich war aufgeregt."

„Ich weiß es", erwiderte das Mädchen und ein trüber Schatten flog über sein Gesicht hin. „Und doch hatten Sie erst gestern Morgen versprochen, daß Sie ein ganz anderes Leben beginnen wollten."

Garner schwieg.

„Es that mir Ihretwegen leid. Die höchste Wette würde ich eingegangen sein, daß Sie Ihr Wort halten würden. So fest hatte ich Ihnen geglaubt.“

„Halten Sie ein!“ rief Garner aufgeregt. „Halten Sie ein! Ich habe mein Wort gebrochen — ich weiß es — aber Sie vermögen nicht zu begreifen, was an dem einen Tage auf mich eingestürmt ist. Fragen Sie mich nicht darnach — jetzt nicht — später sollen Sie Alles wissen. Sie vermögen nicht zu begreifen, wie einem Menschen ohne Hoffnung und Aussicht in die Zukunft zu Muthe sein kann. Sie wissen nicht, wie erbärmlich dies ganze Bischen Menschenleben mir erscheint. Mit größter Ruhe würde ich es verspielen. Sagen Sie mir was ich einbüßte, wenn ich verlöre! Eine Stellung in der Welt — ich habe keine und vermag keine zu erringen, eine Braut, Liebe — ha! das sind Thorheiten, von denen ich jetzt auch geheilt bin, einen Vater und ein Elternhaus — auch dies — dies Band ist zerrissen und es ist das engste gewesen, was mich an das Leben fesselte!“

Er trat an das Fenster, um seine Bewegung zu verbergen.

Dennoch entging sie dem Mädchen nicht. „Suchen Sie sich mit Ihrem Vater auszusöhnen, damit Sie ein Band haben, welches Sie hält. Es ist das erste gewesen, welches Sie mit dem Leben verknüpfte, und es wird seine alte Kraft noch ausüben, wenn Sie es dort wieder anheften, wo allein es halten kann, — an dem Herzen.“

Garner antwortete nicht. Er blieb dem Fenster zugewendet.

„Nur den Versuch machen Sie noch“, fuhr das Mädchen sanft, fast bittend fort. Es errieth, was er am Tage zuvor verloren und erfahren hatte. —' „Ueberspringen Sie Jahre — vielleicht lange Jahre in Ihrer Erinnerung, kehren Sie nur einmal noch zu Ihrem Vater zurück mit demselben Gefühle, mit welchem Sie sich ihm als Knabe nahten.“

Garner wandte sich um. Sein Gesicht war bleich, doch ruhig. Einige Secunden lang ließ er den Blick auf dem Mädchen haften.

„Sie haben Recht“, sprach er, „ich will es thun. Ich will auch den Versuch noch wagen! Und doch wäre es vielleicht besser, ich thäte es nicht. Was bleibt mir dann noch, wenn auch er mißlingt! Sprechen Sie. Hat dann das Leben noch ein Recht an mich, daß ich es achte! Haha! Weshalb soll ein von Allen Aufgegebener sich nicht selbst aufgeben! Marie, es giebt gewisse Dinge, die man nie begreifen lernt, wenn man die nicht selbst durchlebt hat! — Doch ich will zu meinem Vater gehen. Sofort!“

Marie blieb noch stehen. „Herr Garner . . .!“

Garner blickte sie fragend an.

„Beherrschen Sie sich — nur dies eine Mal; bekämpfen Sie Ihr erbittertes Gefühl — werden Sie nicht heftig.“

Er streckte ihr die Hand entgegen.

„Hier meine Hand! Ich will mich beherrschen — ich will meinen Vater bitten — ja bitten. Ich will ruhig bleiben, wenn er nicht zu gewaltsam an mir rüttelt. — Ich schätze mein Leben gering, aber noch bin ich nicht so weit abgestorben, daß es Stellen in mir giebt, bei deren Berührung ich zusammenzucke und wild auffahre. Marie — Alles will ich ertragen — nur diese Stellen darf mein Vater nicht antasten.“

Sie hatte ihm ihre Hand gelassen und er drückte sie schweigend als sie das Zimmer verließ. Sie wußte Alles, was in ihm vorging. Sie allein verstand und begriff ihn. In aufrichtiger Freundschaft war sie ihm zugethan und noch war kein Gedanke in ihr aufgestiegen, daß aus diesem Verhältnisse je mehr als Freundschaft entstehen könne.

Garner verließ das Haus. Aufgeregt stürmte das Blut durch seine Adern. Aeußerlich erschien er ruhig. Alles, was in ihm tobte, hielt er fest entschlossen nieder. — Er stand vor dem Hause seines Vaters. Hastig trat er ein. Er wollte all den Erinnerungen, die sich ihm aufdrängten, keine Macht einräumen. Auf dieser Schwelle hatte er als kleiner Knabe gespielt — die Treppe mit ihrem breiten Absatz — jeder Nagel in der Wand — dort die Thür, welche auf den kleinen Hof führte — er blickte starr vor sich hin, um dies Alles nicht zu bemerken. Er hätte niederstürzen und auf den Stufen, welche er so oft emporgesprungen war, weinen mögen.

Das Zurückdrängen der Thränen beengte seine Brust; der Athem fehlte ihm, als er in das Zimmer seines Vaters trat. Auf der Thürschwelle blieb er stehen. Er sah seinen Vater auf dem Sopha sitzen, das Gesicht ihm zugewandt, in einer Zeitung lesend. Langsam ließ er das Blatt sinken. Sein Blick war kalt, finster auf den Eingetretenen gerichtet.

Hastig eilte dieser auf ihn zu. Er durfte nichts sehen, an nichts sich erinnern. Er streckte ihm die Rechte entgegen und sprach: „Guten Morgen, Vater.“ Seine Stimme bebte. Er hatte mehr sagen wollen — kein Wort weiter konnte er hervorbringen. An dieser einzigen Secunde hing die ganze Wendung seines Lebens. Wenn sein Vater diese Hand annahm — er hätte sich auf die seinige gebeugt und sie mit Thränen geküßt. Die ganze Schranke, welche seit Jahren zwischen Beiden aufgewachsen war, wäre mit einem Male gefallen, wie ein Kind hätte er sich wieder vertrauungsvoll an seinen Vater schmiegen können.

Dieser legte das Zeitungsblatt langsam auf den Tisch vor sich. Er nahm die dargereichte Hand nicht an.

„Was willst Du?“ fragte er kalt und streng.

(Schluß folgt.)

Adelig Blut.

Novelle von Carl Heigel.

Erstes Capitel.

Der Wind wühlte im Glendowitzer Wald, der um den Schloßhügel sich düster und unabsehbar ausbreitete, als verwahrloster Park am Hügel selbst emporwuchs und das kleine achteckige Gebäude wie eine Mauerkrone auf seinen Wipfeln zu tragen schien. Der grüne See warf weiße Schaumkämme, zornig grell im matten, fahlen Zwielicht des Himmels. Jenseits des Wassers, wo wiederum der Tannenforst begann, stand eine tiefgraue Wetterwand mit gelbem Saum; ein Leuchten flatterte zuweilen darüber hin; ein tiefathmiger, langsamer Donner rollte dann über den See, erschütterte das Schloß und wallte weiter.

Im Schlosse selbst knarrten verostete Thürangeln, klirrte das eiserne Treppengeländer, pfiff und heulte der Wind durch alterthümliche Kamine. Das öde Haus ward belebt, aber die Einsamkeit ist um so trauriger wenn sie spricht.

Und einsam, trostlos einsam stand das Schloß seit des Barons Tod. Von der kaum geschlossenen Gruft ihres Mannes hinweg eilte die schöne Wittwe dahin, wo der Strom der Welt lauter rauscht und lebendiger fließt; den Winter verbrachte sie im heitern Paris, Frühling und Sommer am schönen Rhein; den Herbst an der stärkenden See. Ihre Schwägerin, die siebenzigjährige Baronesse Antonie Heloise blieb als Wächterin und Herrin auf Glendowitz zurück. Außer dieser Dame wohnten zwei Diener und zwei Mägde im Schloß, zuverlässige, im Dienste des Barons ergraute Leute. Das kleine Dorf mit dem Förster- und Pfarrhause lag abseits im Forst.

Die Todtenruhe des Waldes griff wie eine schleichende Krankheit um sich. Erst wob sie ihre Zauber über den Park; die Kieswege und Blumenbeete überwucherte Gras; Schlingpflanzen krochen an den Bäumen empor, und die Quelle im steinernen Bassin ward ein kleiner Sumpf. Ein Pavillon stand verwahrlost und vergessen an umbuschter Stelle, wie ein leerer Vogelbauer in der Speicherecke.

Allmälig kam die Verzauberung über das Schloß; einzelne Fenster erblindeten, da und dort bröckelte der Mörtel von den Mauern. Der Sonnenschein und Mondstrahl wanderte täglich langsam durch die Corridore, aber auf ihr rothes Steinfließ fiel selten mehr ein Menschenschatten.

Das nahende Ungewitter hatte die wenigen Dienstleute um den Küchentisch im Erdgeschoß versammelt. Den Ehrenplatz im alten Lehnstuhl nahm der weißhaarige Kammerdiener Herman ein; ihm gegenüber hatte sich die Haushälterin Brigitte mit der Bibel niedergelassen; am kalten Herd lehnte der Kutscher Martin und rauchte, während die ungeschlachte, breitgesichtige Dorothea auf einem Schemel kauerte.

„Jesus Maria!“ sagte die Letztere und bekreuzte sich. „War das ein Donner!“

„Ist noch weit weg, das Wetter,“ meinte der Kammerdiener, der mit wichtiger Miene seine Pulsschläge gezählt hatte. Er galt unter Seinesgleichen für einen Gelehrten.

„Wenn's nur nicht einschlägt!“ jammerte Brigitte. „Martin, leg' Er seine Pfeife weg. Es ist Metall dran.“

„Pah,“ brummte der Gemahnte, „wozu haben wir denn 'n Blitzableiter am Haus?“

„Glauben Sie, daß Blitzableiter wirklich helfen?“ fragte die Haushälterin ihren gelehrten Freund.

„Das ist schwer zu expliziren,“ versetzte dieser bedächtig und strich sich seine dünne Locke in's Gesicht. „Gewöhnlich schlägt es da nicht ein, wo ein Blitzableiter ist. Manchmal aber schlägt es doch ein, und dann hilft der Blitzableiter Nichts.“

„Mich wundert nur, daß sie sich nicht fürchtet,“ bemerkte die Magd.

„Wer?“

„Die alte Fräulen droben.“

„Die Baronesse Antoinette? O, das ist eine Studirte!“ sprach der Kammerdiener mit einem stolzen Seitenblick auf seine Umgebung; wir Studirten fürchten uns nicht.“

„Bei Allem, was Ihnen heilig ist,“ rief ängstlich Frau Brigitte, „führen Sie bei dem Wetter keine gottlosen Reden!“

„Jesus Maria!“ schrie die Magd, denn ein grellerer Blitz als bisher fuhr durch das dämmerige Gemach.

„Das Wetter geht 'n schlanken Galopp;“ sagte der Kutscher. „Da, wie's regnet!“ Alle schauten nach dem Fenster, dessen Scheiben schwere Tropfen peitschten.

„Will Niemand nach der Gnädigen sehen?“ fragte Brigitte.

„Ich nicht“, erklärte Dorothea; „ich fürchte mich am hellen Tag vor ihr, nun gar beim Donnerwetter! Ich sage Euch, droben geht's um und die alte Fräulen hält Zwiesprach mit dem sel'gen Herrn.“

„In deinem Kopf geht's um,“ erwiederte der Kammerdiener verächtlich. „Gespenster giebt's nicht. Nach dem Tod ist Alles aus.“

„Herr Herman, ich bitte Sie,“ flehte wieder die fromme Haushälterin.

„Der Herr Kammerdiener hat gut reden,“ be-

gann mürrisch der Kutscher, der gegen den vornehmeren Collegen geheimen Groll hegte. „Der Herr Kammerdiener schläft hier unten ruhig und gemüthlich, aber wenn er auf dem Hof in der Stallkammer — —"

„So und ich erst!" unterbrach ihn eifrig die Magd. „Ich liege droben, dicht am Corridor. Hab' ich's doch gestern wieder deutlich gehört!"

„Was hat Sie wieder gehört!"

„Das Gespenst! Ich wachte gestern nämlich auf, denn der Mond schien mir grade in's Gesicht. Und wie ich so eine Weile wach liege, hör' ich drunten im Dorf die Uhr schlagen. Ich glaubte, ich müsse ihr nachhelfen, so langsam und traurig schlug die Uhr. Es war richtig zwölf. Und dann war wieder Alles still. Aber auf einmal knarrt's auf dem Corridor, und ich hör' eine Thür gehen, und dann schlurrt' es langsam über das Steinpflaster, an meiner Kammer vorüber, so." — Die Erzählerin erhob sich und versuchte einen leisen, schleppenden Gang nachzuahmen. — „Dann hörte ich einen Schlüssel probiren."

„Wo, an Ihrer Kammer?"

„Nein, an der Thür gegenüber, die auf das Chor der Kapelle führt. Die Thür ging auf, wie ein Seufzer; und dann war wieder Alles still. Ich wickelte die Decke um den Kopf, denn ich wäre vor Angst gestorben, wenn ich noch etwas gehört hätte. — Jesus Maria!" schrie sie über den neuen Blitz auf.

„Dummes Zeug," sagte der Kammerdiener nach dem Verhallen des Donners und strich sich seine Locke in's Gesicht. „Gespenster brauchen keine Schlüssel. Die Baronesse wird's gewesen sein."

„So! Meint der Herr Kammerdiener?" versetzte Martin. „Ich weiß nur, daß die Kapellenfenster in tiefster Nacht plötzlich lichterhell werden. Von meiner Stallkammer aus hab ich's oft genug gesehn. Und das alte Fräulein wird's wohl nicht sein, denn die betet nicht."

„Daß Gott erbarm'," sagte kopfnickend Frau Brigitte, „die betet freilich nicht."

„Und sie lacht auch niemals."

„Ich weiß, warum sie nie mehr lacht," sprach der Kutscher geheimnißvoll. „Ich bin aus Tschernowitz und war beim seligen Herrn Baron schon damals Stalljunge. 'S ist von wegen einer Liebschaft."

„Pah, alle Welt kennt die Geschichte der Baronesse Antoinette," bemerkte trocken der Kammerdiener. —

Zweites Capitel.

Sie, deren Herzensgeschichte alle Welt kennt, saß droben im Bibliothekzimmer. Sie hatte nach der Abreise ihrer Schwägerin dieses Gemach, das geräumigste aber auch düsterste im Schloß, zur Wohnstube, das Zimmer daneben zur Schlafstube bestimmt. Die Bibliothek lag am Ende des Corridors; ihre Wände waren gleich der Zimmerdecke mit Holz, der Boden mit Teppichen bekleidet. Ueber den Bücherschränken hingen stark nachgedunkelte Portraits derer von Blenow und Glendowitz. Ein großer Eichentisch, mit Zeitungen und Büchern beladen, war an den Kamin gerückt, in dem trotz des Sommers ein leichtes Feuer knisterte. Auch eine Lampe und ein Armleuchter mit zwei brennenden Kerzen stand auf dem Tisch, aber nur diese Ecke, der Tisch und die alte Frau daran wurden von den Flammen beleuchtet; das übrige Gemach lag in traurigem Halbdunkel, das zeitweise eine plötzliche Helligkeit, das Wetterleuchten, wie eine am Fenster auftauchende weiße Erscheinung unterbrach.

Die Freiin von Glendowitz, wir wollen sie kurzweg Antonie nennen, war im Jahre 1779 geboren; ihre Mutter hatte für Jean Jaques Rousseau geschwärmt und ihre Tochter deßhalb Heloise taufen lassen; bald darauf brach die französische Revolution aus, und man nannte die Kleine nicht mehr Heloise, sondern zum Andenken an die unglückliche Königin — Antoinette.

Jetzt war Heloise Antoinette eine siebenzigjährige Jungfrau.

Sie trug, wie gewöhnlich, ein graues Seidenkleid; das spärliche Haar war unter einer blendend weißen Haube zurückgestrichen, wodurch die hohe Stirn noch ausdrucksvoller und bedeutender hervortrat. Das Gesicht war mager, die grauen Augen hatten einen strengen Blick, die dünnen Lippen waren fast immer geschlossen. Wenn Antonie saß — sie lehnte sich dabei trotz ihres Alters niemals an — vermuthete man diesem Antlitz ohne Freude und Güte nach einen hohen Wuchs, herbe, eckige Formen, aber wunderlicher Weise war sie klein und von zierlichem Gliederbau.

Die Lebensgeschichte der Greisin läßt sich mit wenigen Worten erzählen. Sie liebte in ihrer Jugend den Bruder des Glendowitzer Pastors. Jahre lang stritt sie einen erbitterten Kampf gegen das Vorurtheil der Ihrigen. Aber ebenso hartnäckig und mit allen Mitteln des Rechts und Unrechts widersetzten sich ihre Eltern, später ihr Bruder Antonien's Verhältniß. Unfreiwillig trennten sich zuletzt die Liebenden. Reich zu werden, wanderte er nach Amerika aus, aber nur die Nachricht von seinem Tod kam über's Meer zu Antonien zurück.

Als die Eltern starben, fiel das ganze Gut und Vermögen dem Bruder zu. Antonie, welche, wie es im Testament hieß, sich durch Verletzung der Kindesliebe, Religion und Sitte, durch Versündigung gegen die Ehre ihre Familie unzurechnungsfähig erwiesen habe, mußte vom Bruder das Gnadenbrod essen. Als der Letztere die stolze Comtesse Wanda von Blenow heirathete, ward Antonien ein Tag wie der andre, nur an Kränkungen und glänzendem Elend inhaltsschwer. —

An diese äußern Ereignisse knüpfte sich die vielverschlungene Geschichte ihrer Seele. Je tiefer das Traumgold ihrer Jugend im Strom der Zeit versank,

desto glänzender und werthvoller erschien ihr das verlorene Gut. Abgeschieden von ihren Standesgenossen, berauschte sie sich in ihrer Einsamkeit am Traum einer bürgerlichen Idylle, malte sich bis in's Einzelnste ein Glück, das nicht war, und schüttelte dann zornig die Hand gegen den Himmel und fragte: „Warum nicht?!"

Und sie begann zu hassen, ihren Bruder, ihre Schwägerin, den ganzen Kreis, in den sie vom Schicksal geworfen worden war, um unglücklich zu werden. Sehnsucht nach Rache ist die Romantik des Hasses. Antoniens Phantasien der Widervergeltung wuchsen in's Ungeheuerliche.

Nur selten zwar gab sie ihren Gedanken vor Andern Ausdruck, trotzdem war ihr Schweigen beredt, und man nannte sie in den vornehmen Kreisen der Residenz nicht anders als „die rothe Glendowitz."

Mit den Jahren nahm ihr Haß an Stoff, an Bewußtsein und Tiefe zu. Diese kleine, stille Frau, diese altmodische Jungfer las Alles, wußte Alles. Sie war so zu sagen ein Geheimes Obertribunal, das über die Sünden der Großen Gericht hielt — freilich in Gedanken nur. Die Sturmvögel erregen den Sturm nicht, dennoch ist ihre Erscheinung bedeutungsvoll. —

Während draußen das Gewitter niederging, saß Antonie, wie wir schon berichteten, am Kamin und las.

Sie las im Buch Hiob.

„Die Nackenden lassen sie liegen und lassen ihnen keine Decke im Frost, denen sie die Kleider genommen haben."

„Sie zwingen Sie, Oel zu machen auf ihren eigenen Mühlen und ihre eigene Kelter zu treten, und lassen sie doch Durst leiden."

„Sie machen die Leute in der Stadt seufzend, und die Seelen der Erschlagenen schreiend, und Gott stürzet sie nicht." ....

Die weiße Hand am Fenster winkte öfter und öfter; der Sturm schien den Donner auf seinem Fittig zu tragen; das ganze Schloß zitterte und ächzte, wie ein lebendiges Wesen, aber Antonie fürchtete sich nicht vor den Stimmen im Wetter. Sie sah ihren racheverheißenden, düstern Gott im Chaos der Natur, wie im sanften Klagelied Hiobs....

„Sie sind eine kleine Weile erhaben, und werden zu nichte und unterdrückt und ganz und gar ausgetilget werden; und wie die erste Blüthe an den Aehren, werden sie abgeschlagen werden ...."

„Wann endlich?!" sagte sie still für sich, neigte das Haupt auf den aufgestützten Arm und versank in Nachdenken.

Ihr verfehltes Leben dehnte sich öd und eintönig vor ihr aus und das Gewitter draußen war wie Meerestosen am einsamen Strand. Lange saß sie so....

Plötzlich klopft' es an die Thüre, und Martin trat mit einem Briefe ein.

„Da ist 'n Expreß aus Tschernowitz gekommen. 'N Brief an Ihro Gnaden aus Amerika hat er gebracht. Die auf der Post glaubten, es müßte wohl was Wichtiges sein und schickten noch spät bei Nacht den Expreß."

„Ich danke," sagte sie tiefathmend, nachdem sie das ganz durchnäßte Couvert abgerissen und den Inhalt überflogen hatte. Martin zögerte noch.

„Der Expreß lassen Ihro Gnaden um ein Nachtlager bitten," sagte er respektvoll. „Die Nacht ist bis auf 'n Blitz stockfinster, und der Weg durch den Forst grausam schlecht."

„Der Bote kann bis morgen bleiben," versetzte Antonie ungeduldig und verabschiedete den Diener. Dann schritt sie, tief erregt, im Gemach auf und nieder.

„Er kommt," sprach sie mit sich selbst. „Der Neffe meines Heinrich kehrt zurück! Arm und elend, mißhandelt in diesem gottverfluchten Haus, wie sein Onkel, zog auch er über's Meer. Aber ihm war das Glück freundlicher. Reich kehrt er zurück! reich! — Reichthum ist Macht. Nun hab' ich den Mann, der in meinem Sinne handeln, der sich selbst und damit mich wie Heinrich rächen wird!"

Sie trat an das Fenster. Dunkelheit lagerte draußen. Nur mehr ein schwaches Wetterleuchten deckte zuweilen das Wirrsal von windgepeitschten Baumkronen, weiterhin den zischenden, ruhlosen See und den schwarzblauen Himmel auf.

„Es ist spät geworden," sagte Antonie. Die Armen schlafen oder weinen jetzt auf ihrem Sorgenlager. Wir Vornehmen aber machen die Nacht zum Tag. O, ich sehe meine Schwägerin und ihren Cousin, ich sehe sie jetzt vor mir. Er sitzt am Pharaotisch und verspielt lachend, mit bewunderns-werther Ruhe und Grazie — es ist ja nicht sein, es ist das Vermögen der Glendowitz! Sie aber kokettirt mit Hand und Fächer, Mund und Augen und schlürft den Weihrauch, den ihr Gecken spenden. Keines von Beiden denkt an die einsame Greisin auf Glendowitz, an die arme, alte Närrin. Aber ich, ich denke an Euch! Vor Allem an Dich, schöne Schlange! Ich bewahre Dein Haus treuer als der treueste Diener, denn dies Haus birgt meinen Schatz, meine Rache an Wanda von Glendowitz!"

Jetzt nahm sie die Lampe und einen Schlüsselbund vom Tisch und durchschritt die Zimmerflucht, die der Bibliothek angrenzte.

Der Lichtschimmer fiel flüchtig auf das traurige Bild von Verlassenheit und todter Pracht. Verschleierte Gemälde und Spiegel, Möbel in grauen Ueberzügen, nackte Fenster! Die Teppiche waren aufgerollt und das Parquet knisterte unter Antonien's Tritt. Nur das letzte Zimmer, das sie öffnete, erschien wie bewohnt. Ein dichter Teppich lag auf dem Boden, Vorhänge wallten vor den Fenstern hernieder. Einem grünsammtnen Divan gegenüber stand ein Bett, die Kissen eingedrückt wie eben erst verlassen.

In diesem Bett war Wanda's Mutter, die Gräfin Blenow-Hamm vor zwei Jahren gestorben. — Antonie

hatte ihr die Augen zugedrückt, denn die Tochter war damals auf dem Karneval in Rom. Ein Tisch stand neben dem Sterbebett mit zwei halbverbrannten Wachskerzen und einem Kruzifix. Außerdem lag ein offnes Gebetbuch da und daneben ein feines, weißes Tuch.

All' das lag und stand nach der Gräfin Willen unverändert, wie in ihrer Todesstunde.

Indem Antonie die Lampe hochhielt, leuchtete sie langsam umher. „Alles in Ordnung," sagte sie dann und begab sich aus dem Eckzimmer auf den Corridor.

Sie schritt ihn entlang bis zu einer kleinen Thüre, die ächzend sich öffnete. Dieselbe führte zum Emporium der Schloßkapelle. Kühl und feucht wehte Antonien die Luft entgegen, sie jedoch stieg sichern Fußes die Treppe in den untern Raum hinab. Dort setzte sie die Lampe auf dem Altar. Das Licht griff langsam um sich.

Die Kapelle ward nur mehr als Gruft benutzt. Die Wände waren alles Schmuckes baar und sämmtliches Geräth entfernt worden. Nur eine alterthümliche Kanzel von Holz stand seitwärts; sie glich in der schwachen Beleuchtung einem schwarzen Katafalk.

Das Steinpflaster bestand aus kleinen Würfeln; dicht vorm Altar aber waren nebeneinander zwei große Granitsteine, länger als breit, eingelassen. Beide trugen eingemeißelte, schwarzgemalte Inschriften. Eine davon lautete:

Ernst Georg, Freiherr von Glendowitz.
Geboren am 13. März 1800.
Gestorben am 23. August 1857.

Die andere:

Sophie Henriette Marie, Gräfin von Blenow,
geb. Freiin von Hamm.
Geboren am 17. Juli 1799.
Gestorben am 21. Februar 1858.

Antonie bückte sich am Altar nieder und schlug die alte Decke von rothem Tuch zurück. Der Altar enthielt eine Art Schrank, auch zu diesem besaß Antonie den Schlüssel.

Plötzlich ließ sich in der tiefen Stille ein dumpfer Ton hören. Antonie kehrte um und durchmaß prüfend den Raum.

Alles wieder still, öde und todt. Es war nur das Holz der Kanzel gewesen, das den traurigen, in dieser Einsamkeit furchtbaren Ton von sich gegeben hatte.

Antonie öffnete, griff in den Altarschrank und holte ein Bündel Briefe hervor.

Drittes Capitel.

Der Mann, dessen Rückkehr Antonie erwartete, fuhr in derselben Nacht mit dem Pariser Eilzug nach Deutschland.

Die Lampe im Waggon beleuchtete sein Gesicht, die energischen Züge, den finstern Ausdruck. Er trug einen vollen, schwarzen Bart; sein Haupthaar quoll dicht und kraus unter dem Strohhut hervor, aber es spielte schon ins Grau. Ueber das linke Auge zog sich eine schmale schwarze Binde.

Ihm gegenüber saß ein jüngerer Mann in blauer Blouse und rundem, schwarzen Hut, mit einem Bart à la Napoleon III.

Ein dritter Reisender hatte sich in der andern Ecke ausgestreckt, ein graues Plaid über das Gesicht gezogen und schlief.

Den rothen Dunst über dem nachtfeiernden Paris hatte der Nachtzug schon seit Stunden hinter sich; anders als über dem fernen Glendowitz, wolkenlos und voll reinen Mondlichts wölbte sich der Himmel über den schlafenden Schlössern und Dörfern, Waldungen und Fluren der Marne, aber der moderne Pegasus dampfte unaufhaltsam durch die liebliche Landschaft und den Reisenden glich Alles auf Erden fliegenden, verschwommenen Traumgebilden, nur droben die leuchtende Scheibe und die blasseren Sterne erschienen fest, klar und wandellos.

„Eine schöne Nacht!" sagte der Herr mit dem Strohhut, sprach aber diese deutschen Worte mehr für sich, denn er hielt den jungen Mann gegenüber für einen Pariser.

Jener aber wandte rasch seine Augen von der vorbeisausenden Außenwelt auf den Sprecher und sagte: „Die schönste Nacht!" dabei zitterte seine Stimme so sehr von innerer Aufregung, daß der Andere seinen fremden Reisegefährten zum erstenmal forschend betrachtete.

Beim Flackerschein der Wagenlampe begegnete sich ihr Blick; er war entscheidend für ihr ganzes Leben.

„Sie sind ein Deutscher?" fragte der Aeltere nach einer Pause.

„Ja. Ich habe sechs Jahre als Techniker in Paris gearbeitet und kehre jetzt in meine Heimath nach Kreuzenach zurück."

„Nach dem Bade Kreuzenach?"

„Ja; kennen Sie Kreuzenach?"

„Nein, aber auch ich will eben dahin. Haben Sie dort Ihre Familie?"

„Ja, Mutter und Schwester. Denken Sie, rief der junge Mann und die Augen wurden ihm naß; sechs Jahre habe ich meine gute Mutter, meine liebe Schwester nicht gesehen? Freilich, die großen Herren glauben nicht, daß unser einer Herzweh haben kann. Aber ich sage Ihnen, als ich vor sechs Jahren in der ungeheuren Weltstadt mutterseelenallein stand, da überkam mich lange Zeit ein solches Heimweh, daß ich mich am liebsten in die Seine gestürzt hätte. Aber nun ist Alles, Alles gut, morgen soll ich sie wiedersehen, sie wiederhaben!"

„Sie sind glücklich zu preisen", sagte der Andre und seufzte tief. Dann fuhr er mit herzlichem Tone fort: „Erlauben Sie einem Fremden, Ihnen ein recht frohes Wiedersehen der Ihrigen zu wünschen. Vielleicht treffen wir irgendwo in Kreuznach noch einmal

auf einander, erinnern Sie sich dann meiner! Mein Name ist Paul Brandt."

„Ich heiße Carl Detleff."

Sie sprachen noch einiges Gleichgiltige, dann lehnte sich der Aeltere in die Ecke und entschlief.

Carl drückte wieder das Gesicht an die Scheibe und sah hinaus, während seine Gedanken dem Eilzug voraus in die geliebte Heimath flogen.

„O meine Mutter! meine Schwester!" sagte er immer wieder zu sich selbst. Er malte sich den schönen Augenblick aus, wenn er an die Thür des Hauses an der Brücke pochen, wenn er eintreten und die Mutter mit einem Aufschrei ihm in die Arme sinken würde. Dann bedachte er, daß die zarten Frauen auf sein Wiedersehen vorbereitet werden müßten. Doch nein, sie wissen ja, daß er kommt; auch sie verbringen jetzt in Ungeduld und Freude eine schlaflose Nacht; sie werden morgen auf dem Bahnhofe sein und ihn empfangen.

Und er hing dem Bilde nach, wie beide Frauen von Wagen zu Wagen eilen und jedem Reisenden forschend ins Antlitz sehen, wie sie vielleicht an ihm, dem bärtigen, breitschultrigen Burschen vorübergehen... Ach, sechs lange Jahre war er ja fort gewesen; er ist achtundzwanzig Jahre alt, ein Mann. Morgen ist sein Geburtstag. Wie prächtig hatte er es eingerichtet, daß der schönste, glücklichste Tag just sein Geburtsfest ist!

Dann dachte er an seine Schwester, die er als Kind verließ, die jetzt zur wunderschönen Jungfrau herangewachsen ist. Denn in jedem Brief an ihren Sohn jubelte die Mutter über Elsens aufblühende Schönheit. An der Thür der elterlichen Wohnstube waren Röthelstriche mit Buchstaben und Jahreszahlen, welche das zunehmende Maß der beiden Kinder bezeichneten. Der oberste Strich war Carl's Größe, als er wegzog. „Jetzt ist Else nur mehr um eine Hand und drei Finger Breite kleiner als Du", hatte ihm die Mutter nach den letzten Höheberechnungen geschrieben.

„Elsen's Haar," hieß es in einem frühern Schreiben, „ist so lang geworden, daß sie sich Abends zum Scherz oft darin einhüllt. Es hängt dann über ihre Schultern wie ein goldner Königsmantel. Aber das Haar ist schöner als Gold, denn es ist auch seidenweich. Ich nenne sie immer die Rheinjungfer."

„Ihre Augen sind rechte Räthselaugen," schrieb die stolze, arme Frau ein andermal: „zuweilen wie der blaue Himmel, wenn sie am Spinnrad sitzt, den Faden hat fallen lassen und sinnt und träumt. Dann wieder, wenn sie zornig ist, werden dieselben Augen ganz dunkel und blitzen so wild, daß einem angst und bange wird. Aber ihr Mund ist immer gut und lacht so schön. Wenn sie Sonntags über die Promenade geht, sehen ihr alle feinen Herren nach und die vornehmen Frauenzimmer werden grün wie der Else Kleid vor Neid, so schön, so herrlich ist mein Kind."

„Ihr Wuchs ist gar zu hübsch, voll und schlank, stolz und schmiegsam. Ich bin in mein eigen Kind vernarrt. Neulich war ein Maler bei uns und wollte Else partout als Lorelei malen. Sie sind die Lorelei, sagte er immer wieder zu ihr. Sie sind die Lorelei wie sie nicht schöner gedacht werden kann. Aber Else lachte ihn aus und schlug ihm seine Bitte rundweg ab. O, sie weiß mit allen Leuten fertig zu werden! Mir that es leid; denn das wäre ein prächtiges Bild geworden"...

Diese und ähnliche Schilderungen mütterlicher Liebe rief sich Carl ins Gedächtniß und sah danach, mit geschlossenen Wimpern, seiner Schwester Bild. Allmälig verwirrten sich seine Gedanken, eine Weile noch hing sein Ohr am Takt des Bahnzugs, dann hörte er auch das nicht mehr.

Er erwachte erst, als der Zug am deutschen Grenzort hielt. Die Sonne war aufgegangen zu einem schönen, wolkenlosen Tag.

„... Mutter, Schwester, Deutschland! ich grüße Euch!" jauchzte Carl, als er wieder im neuen Train saß, der ihn nunmehr auf deutschem Boden, seiner Heimath entgegentrug.

... Endlich bog der Zug in den letzten Tunnel vor Kreuzenach, und aus der Nacht heraus rollte er dann langsam auf der breiten Felsenrampe, welche der hohen, in den Fluß fallenden Steinwand abgerungen ist. Jenseits des lieblichen Thalgrundes blickte von steiler Höhe herab die Burg Ebernburg.

Detleff fing plötzlich krampfhaft zu pfeifen an, während er im Wagenfenster lag und die trautgewohnten Wege sah. Er lachte und weinte, sein Herz bäumte sich in heiliger Empfindung und seine Lippen pfiffen dabei irgend ein Chanson, das er in Paris gehört hatte.

Jetzt rauschte der Zug über die letzte Wasserbrücke; an dem Gewirr von Villen und Häusern vorüber draus die altersgraue Kirche emporstieg; höher noch aber tauchten die grünen Weinberge empor. Ein längeres Athemholen der Maschine, ein schriller Pfiff und klirrender Stoß — „Station Kreuzenach! Fünf Minuten Aufenthalt!"

Detleff sprang aus dem Wagen; er war daheim!

Daheim! Er ging den Schienenweg zurück, nach der kleineren Hauptbrücke, welche beide Ufer und Stadttheile mit einander verbindet. Zuweilen blieb er stehen und fuhr sich über die Stirn, wie aus Träumen zu erwachen. Als er oben auf der Brücke stand, schritt er nicht sofort weiter, sondern lehnte sich an die Brustwehr, und ließ nun den Blick hinauf und hinabschweifen.

Die Brücke ist eine echt rheinländische; auf den drei breitangelegten Fangdämmen erheben sich auf der einen Seite statt der Pfeiler schmale, altmodische Häuser mit niedrigen Fenstern und nestartig angeklebten Erkerchen. Hoch über die Brustwehr steigen sie empor und gewähren so, von der Brücke aus, den

Anblick eines einstöckigen, vom Flusse aus den eines dreistöckigen Hauses. Im zweiten dieser Brückenhäuser wohnte die Wittwe Detleff.

Neben dem Eingang von der Brücke befand sich ein Krämerladen. Der Besitzer desselben war zugleich der Eigenthümer des Hauses. Heute, als am Sonntag, war das Schaufenster mit den Seifenpyramiden und Cigarrenkisten, Kerzenpacketen und Tonpfeifen verhangen. „Amandus Meier" stand mit deutschen Buchstaben auf dem nicht ganz reinlichen Vorhang von Segeltuch; Amandus Meier in lateinischen Riesenlettern auf dem Schild über der Hausthür. In der halb geschlossenen Ladenpforte lehnte Herr Amandus Meier selbst, stolz auf sein Kramgeschäft und sein baufälliges Haus, stolz auf seinen großgeblümten Kattunschlafrock und vor Allem stolz auf die eigene kostbare Person. Das schwarze ölgetränkte Haar trug er sorgfältig bis in den Nacken gescheitelt, der gleichfarbige Backenbart war nach auswärts gebürstet, daß er vom olivengelben frechen Gesicht wie zwei Rabenflügelchen abstand. Seinen Schlafrock hatte Herr Amandus Meier vom Busen kokett zurückgeschlagen, damit die dicke Uhrkette und das Perlmutterlorgnon zu sehen war. Das letztere hob er jetzt wiederholt vor die kleinen listigen Augen, um den jungen Mannzu betrachten, der schräg gegenüber an der Nepomuksäule lehnte.

„Hol mich der Geier!,' sagte A. Meier, „Er ist's!" Einer seiner Kunden ging vorüber, der Krämer winkte ihn heran, zischelte ihm etwas in's Ohr und wies dabei auf Carl. Ein Dritter trat hinzu, und so bildete sich in wenigen Minuten eine kleine Gruppe vor dem Kramladen, deren Neugier und Gesprächsgegenstand offenbar der junge Detleff war.

Als dieser bemerkte, daß er beobachtet wurde, faßte er sich kurz und verließ die Brücke, um vom Fluß aus zu den Seinigen zu gelangen.

„Der neugierige Krämer erkannte mich," dachte Detleff, während er den schwanken Steg beschritt, der über einen untiefen Arm des Gewässers auf den Fangdamm und zur Hinterseite des Brückenhauses führte. „Sie werden sagen, ich sei stolz geworden! Aber mein erstes Wort in der Heimath dürfen nur Mutter und Schwester haben. Warum sie nicht am Bahnhof waren? Daran ist Else Schuld. Die schämte sich als Kind schon, vor Leuten zu weinen oder sich mit mir zu küssen! Aber sie hat Recht! Droben in der alten Stube feiert sich das Wiedersehen besser"

Er blickte nicht zu den Fenstern empor, bevor er die Schwelle überschritt, denn droben winkten gewiß die Seinigen, er aber wollte den süßen Anblick ganz und mit Eins haben.

Die Stiege war steil und dunkel; doch er kannte die Stufen, er sah deutlich die Winkel und Gänge, wo er als Kind viel hundertmal Verstecken gespielt hatte. Jetzt stand er an der Thür der Seinigen. Ein Zettel klebte daran mit einer Anzeige, im Zwielicht des Flurs kaum leserlich.

„Wittwe Detleff.

Hier wird feine Wäsche gezeichnet und gestickt."

„Armes Mutterle!" flüsterte Carl und wischte sich die Augen. Dann pochte er leise an. Niemand antwortete, Nichts rührte sich. Er drückte auf die Klinke, die Thür war offen. Eine dunkle Vorkammer durchschreitend, wandte er sich nach der Stube rechts, der Wohn- und Schlafstube seiner Mutter.

„Kuckuck!" rief die Schwarzwälderuhr im Augenblick seines Eintretens. Es war ein Uhr Mittags.

Trotz der späten Stunde lag Alles noch in morgendlicher Unordnung umher, aber Niemand zeigte sich.

Ungeduldig schritt Carl jetzt über den Flur zurück nach der Hinterstube, die — wie er aus Briefen wußte — von Else bewohnt wurde.

Das war ein geräumiges, sonnenhelles Gemach mit einem Erker. Blumentöpfe standen vor dessen breitem Fenster, ein Vogelbauer hing darüber. Die Wände waren weißgetüncht, an der einen stand ein Spiegelschrank; gegenüber ein Bett hinter grünem Vorhang. In die Mitte der Stube war ein breiter schwerfälliger Tisch gerückt. An diesem Tisch saß, das Antlitz in beiden Armen begraben mit dem Rücken gegen die Thür, eine Frauengestalt. Sie hatte graues Haar.

„Mutter!" sagte Carl zitternd. Die alte Frau schreckte empor, wandte sich und stürzte mit lautem Aufschrei in ihres Sohnes ausgestreckte Arme.

„Carl! mein Kind! Carl!" rief sie, an seinem Halse schluchzend. Auch er weinte.

„Fasse Dich, Mutterle!" sprach er endlich und küßte der ganz gebrochenen Frau die Stirne. „Wir bleiben von heute an zusammen, für immer zusammen. Aber wo ist Else?

Da schlang Frau Detleff die Arme noch fester um ihn. „Frag' nicht! Frag' heute nicht!" bat sie mit banger Hast.

„Es geschah ein Unglück!" rief er, tief erschrocken. „Wo ist Else? Mutter, ich beschwöre Dich, nimm die Angst von meinem Herzen! Wo ist Else?"

„Fort!" erwiderte sie dumpf und ließ beide Arme niedersinken.

„Fort?! Wohin? Wußte sie denn nicht, daß ich heute kommen würde?"

Da funkelten zornig der Mutter Augen. „Wohl wußte sie's, die Herzlose, Undankbare," brach sie los, „frage nicht mehr nach ihr! Laß sie todt sein, todt für uns!"

Detleff erblaßte. „Sie ist" — flüsterte er stockend — „sie ist doch nicht ehrlos?!"

„Da!" sagte die Mutter und reichte ihm ein Blatt Papier darüber sie bei Carl's Eintritt gelegen hatte.

Er ergriff es und las folgende oft durchstrichnen, von Thränen verwischten Zeilen.

„Mutter!

Du hast heute am Morgen gesagt, daß ich vom Grafen Clothar lassen soll, daß Du den Bruder, wenn er

morgen kommt, gegen Clothar zu Hilfe rufen werdest. So wahr ein Gott im Himmel lebt, ich weiß, was eines Kindes, einer Schwester Liebe ist; aber wer sich zwischen mich und den Mann stellt, für den mein Leben hinzugeben mir das Geringste wäre, den würde ich hassen, und wär's mein eigner Bruder. Und so kann ich nicht anders, als Clothar gehorchen und fliehen von hier, weit von hier, fliehn mit ihm. Wenn Du gehört hättest, wie er mich bat und mir zusprach, er hätte Dich selber überredet, mich gehen und sündigen zu heißen, denn er hat Macht über alle Menschen. O Mutter! und Du, mein Bruder, mein herzlieber Bruder, fluchet mir, aber betet für ihn! Sucht mich auch nicht zurückzuholen, er ist mir Leben, Glück und und Ehre! Und auch er liebt mich, ja, er liebt mich! Ich seh Euch als sein Weib oder erst in der Ewigkeit wieder. Lebt wohl! lebt wohl!

Else Detleff."

Carl brach in einem Stuhl zusammen und schlug beide Hände über sein Antlitz. Das also war sein Wiedersehn.

Da begann auf der nahen Promenade das Musikcorps des Kurhauses eine rauschende Tanzweise.

„Fluch Euren Schmeicheltönen!" rief die alte Frau und ballte zornig die Hand. „Verflucht das ganze Getriebe, das unsre Kinder verführt und verdirbt! Gift sind die Gesundbrunnen, denn für Armuth tauschen wir Laster; mit den Reichen, den Vornehmen zieht auch ihr Fluch, die Lüge ein! Ja, spielt und musicirt und tanzt; musicirt zu unsrem Jammer, tanzt über unser zerbrochen Glück und Herz! Ihr habt das Recht, denn ihr seid die Herrn! O Du mein gerechter, allmächtiger Gott, sieh mich hier knieen; gestern noch die glücklichste, die stolzeste Frau auf Deiner weiten Welt, bet' ich heute nur um Eins, um den Tod für mich und um alle Deine Wetter auf diese gottverfluchte Heilquelle!" Sie brach in die Knie und weinte wieder.

„O," rief sie dann, „haben diese Menschen denn kein Herz? Alle Welt weiß, daß Else das schönste Kind am ganzen Rhein gestorben und verdorben ist, und sie spielen zum Tanze auf?"

„Laß sie doch," sagte Carl bitter; „es ist ja heute mein Geburtstag!"

Viertes Capitel.

„Von einer schönen, vornehmen Dame begleitet, kam er zum erstenmal in unsre Wohnung. Gesehen hatten wir ihn früher schon, gewöhnlich hoch zu Roß und in Gesellschaft von Damen und Herren, nicht immer der Jüngste, aber stets der Stattlichste. Die Frau, mit der er zu uns kam, wollte eine fünfzackige Grafenkrone und verschlungene Buchstaben in Batisttücher gestickt. Beide waren freundlich gegen mich, artig gegen mein Kind. Else sprach den ganzen Tag über nur vom vornehmen Besuch. Als ein Diener den Batist brachte, wollte sie durchaus die ganze Arbeit allein haben. Amandus Meier, unser Hausherr, besuchte uns und erzählte von der Baronin Glendowitz und ihrem Vetter, den Grafen Clothar Blenow, wunderliche Dinge. Ich sah die Gottlosigkeit, Else nur die Kühnheit seiner Streiche. Nach zwei Tagen trug Else die gestickten Tücher zur Baronin. Was sie da gehört, wen sie gesprochen haben mag, erfuhr ich nie. Nachdenklich und oft traurig war sie von jener Stunde an. Jetzt wurden täglich Blumensträuße von Dienern gebracht, und der Graf ritt nie mehr über die Brücke ohne zu uns hinauf zu grüßen. In meiner Verblendung sah ich kein Arg in all dem Leichtsinn, sondern war eitel auf die Triumphe meiner Tochter. Bald aber erfuhr ich von Bekannten, daß Else in später Nachtstunde mit dem Grafen am Fluß gesehen worden sei. Ich weinte, ich bat und beschwor Else, ich zürnte und drohte, aber sie blieb mir gegenüber finster und verschlossen.

Da sie sich auf räthselhafte Weise Abends trotz der verschlossenen Thüren fortzustehlen wußte, ließ ich sie nicht mehr allein, sondern bei mir schlafen. Sie wandte Nichts dagegen ein, aber die Nächte hindurch weckte sie mich mit ihrem Weinen und am Tage ging sie wie eine Nachtwandlerin stumm vor sich hinbrütend umher. Gestern am frühen Morgen hatte ich den letzten stürmischen Auftritt. Sie erklärte mir rund heraus, daß sie den Grafen Blenow liebe, daß sie ohne ihn nicht leben könne, und was dergleichen Jugendthorheiten sind. Ich berief mich auf Dich, aber vielleicht gerade die Schaam und Furcht vor dem Bruder reifte in ihr den sündlichen Entschluß.

Nachmittags ging ich fort, um Einkäufe für heute zu machen. Bei meiner Rückkehr fand ich Else nicht zu Hause. Aber ich wurde erst ängstlich, als sie gegen Abend nicht wiederkam. Nun lief ich auf den Promenaden umher und forschte bei ihren Freundinnen. Niemand wußte von ihr. Bei meiner Rückkehr rief mich der Krämer in seinen Laden und theilte mir mit, daß er Else und den Grafen Clothar Nachmittags mit dem Kölner Zug habe davonfahren sehen. Sie hätte zwar einen feinen Hut und Schleier getragen, aber an ihren blonden Flechten habe er sie erkannt. Ich sollte still sein, damit die Schande nicht verbreitet würde, und Deine Ankunft erwarten. Wie ich herauf und in meine Stube kam, weiß ich nicht. Elses Brief hatte Jemand während meiner Abwesenheit zwischen die Thüre gesteckt. Ich durchlebte diese Nacht nur in Gedanken und in der Hoffnung auf Dich!"

Das war Frau Detleffs Erzählung. Carl ging, die Hände ballend, in der Stube auf und nieder. „Das nennt man Schicksal und Fügung der Vorsehung, sagte er bitter; freue sich nur Einer, fühle sich nur Einer sicher und behaglich, dann trifft ihn gewiß ein tückischer Faustschlag und hinterrücks! Feig ist der Lenker der Welt und Menschen, denn seine Waffe gegen uns ist der Zufall!"

„Carl," rief angstvoll die Mutter, „Du lästerst."

„Laß mich," entgegnete der junge Mann, in dessen Brust aus dem ersten unbändigen Schmerz der Grimm erwuchs. „Ich darf zürnen, denn ich habe stets meine Pflicht gethan und meinen selbsterrungenen Platz redlich ausgefüllt. Gerechtigkeit konnte mir kaum das Leben, nie die Ehre nehmen! Mutter, das letzte das bitterste kannst Du als Frau nicht fühlen! Fürderhin muß ich mit Schaam an meine eigene Schwester denken und schweigen, wenn Männer frech die Frauentugend läugnen!"

Die Wittwe richtete sich groß empor. „Ich fühle alle Schmach siebenfach, denn ich habe sie geboren!"

Carls Blick fiel auf Elses Brief. Er nahm, zerknitterte und trat das Papier mit Füßen. „Hätt ich den Verführer so in meinen Händen," rief er wild, „ich würde ihm den stolzen Grafennacken brechen und ihn zertreten! Aber, es kommt die Zeit!"

Es pochte; der Reisegefährte von heute Nachts, Paul Brandt, trat herein. Detleff sah ihn erstaunt an. Jener aber hielt ihm lächelnd die Hand entgegen.

„Wir sollen noch ein Stück weiter zusammen reisen", begann er. „Ihre Sache ist auch meine Sache geworden. Schlagen Sie ein, auf gute Kameradschaft! und Halbpart beim Brechen des Grafennackens. Sie donnerten Ihren Monolog so laut, daß ich auf der Treppe schon von Ihrem löblichen Entschluß unterrichtet wurde."

„Mein Herr, wie kommen Sie"...

„Vor Allem erlauben Sie mir, daß ich mich Ihrer Frau Mutter vorstelle", unterbrach Brandt die unwillige Frage und wandte sich mit einer Zuversicht des Wesens, welche Carl außer Fassung brachte, an die ängstlich blickende Frau. „Ich heiße Paul Brandt und komme von New-York. So lange ich in Deutschland lebte, war ich ein armer Philologe, jenseits des Oceans aber Ladenbursche, Kaufmann, Farmer, Hausbesitzer, kurz Alles, wobei man mit Anstand in Amerika Geld verdienen kann. Ich habe jetzt Geld; und da ich in Deutschland einen kleinen Krieg auf eigne Faust zu führen Willens und drüben des großen längst müde bin, kehrte ich ins Vaterland zurück. Nun zur Hauptsache: Ein Graf Clothar Blenow" — — der Fremde holte nach Nennung dieses Namens tief Athem und wiederholte dann mit Nachdruck: „Graf Clothar Blenow hat ein junges, unerfahrenes Mädchen verführt und wird es so gewiß verderben, als zweimal zwei vier ist. Derselbe Graf Blenow hat einst auch mein Lebensglück und meine Ehre mit Füßen getreten! Also Halbpart, junger Freund." Und abermals streckte er Carl Detleff die Hand entgegen. Dieser ergriff sie zögernd. „Ich darf fragen", sagte er, „woher Sie von unserm Familienunglück Mitwissenschaft haben."

„Junger Mann", entgegnete der Andre lachend, „ich war sechzehn Jahre von Deutschland abwesend, bin aber nicht so naiv zu glauben, daß man unterdessen die Neuigkeitskrämerei und Klatschsucht hier verlernt hätte. Nicht ohne Grund beziehen alle Nationen ihre Kellner aus Deutschland!"

„So weiß man in der Stadt?" fragten Mutter und Sohn vernichtet.

„Hatten Sie denn im Ernst geglaubt, daß es verborgen bleiben könnte?"

„Aber Herr Amandus Meier hat mir geschworen, daß Niemand außer ihm die Flüchtige gesehen habe."

„Ist das der Krämer vom Hause? dann hat sie just der Rechte gesehen. Ich weiß aus eigner Erfahrung, womit man am besten seine Kunden warm hält! Verzeihen Sie mir, beste Frau", setzte er begütigend hinzu, „wenn ich ihre Wunde nicht mit Handschuhen anfasse. Das Schicksal war hart gegen mich, das macht uns hart gegen Andre. Aber daß ich den Schmerz einer Mutter zu ehren weiß, werde ich Ihnen damit beweisen, daß ich Ihnen Ihr Kind mit der Nachricht von Blenows Bestrafung wiederbringe."

„Ach, mein Herr!" versetzte schmerzlich Frau Detleff, „ich bin eine Mutter! Alle Rache gebe ich hin, wenn ich mein Kind reuig mir zu Füßen sehen kann!"

„Das sollst Du, Mutter!" rief Carl bewegt, „bei meines Vaters Ehre, das sollst Du. — Aber, mein Herr", wandte er sich an Brandt, „trotz Ihrer Theilnahme sehe ich noch keinen bessern Ausweg, als mit Hülfe des Gerichts den Grafen ausfindig zu machen." Brandt zuckte verächtlich die Achsel. „Glauben Sie, daß man ihm eine Häscherpatrouille nachsenden, ihn in Ketten und Banden zurückbringen wird? Vergessen Sie nicht, daß Blenow reich ist, die ganze Welt steht ihm offen; er kann so lange umherreisen, bis das Gericht außer Athem ist. Uebrigens will ich Ihnen nicht abrathen, wenn Sie Ihre Schwester lieber aus den Händen eines Polizeidieners haben, als sich selber holen wollen. Nur erlauben Sie mir dann, einen andern Weg als Sie zu gehen!"

„Ich habe Muth", sagte Carl zornig. „Doch wissen Sie, wohin der Graf mit meiner Schwester geflohen ist?"

„Noch nicht, aber in einer Stunde weiß ich es."

„Woher?"

„Kommen Sie."

„Wollen wir nicht die Dämmerung abwarten?"

„Weil Sie sich vor den Leuten schämen? Wissen Sie, daß die Hälfte dieser ehrenwerthen Bürger heute noch auf einen Händedruck des Verführers stolz sein würde, weil er ein Graf ist! Vor diesen Bedientenseelen schämen Sie sich doch nicht? Vor Tüchtigen, vor Männern brauchten Sie sich nur dann zu schämen, wenn Sie Blenows Schwager wären!"

Sie gingen. A. Meier lag nicht mehr im Laden, sondern lauerte hinter der Thüre seiner Wohnung auf das Herabkommen des Fremden. Denn als Brandt ins Haus getreten war, schlich der Krämer sich an die Treppe und horchte hinauf, zu wem der

Mann ginge . . . „Zu Detleffs? Richtig, zu Detleffs. Was will er bei ihnen? Ein sonderbarer Mensch dieser Mann mit der schwarzen Binde über dem einen und dem stechenden Messer im andern Auge . . . Er hat ein Messer im Auge, wie gut das gesagt ist! . . . Aber hol' mich dieser und jener wenn ich weiß, was der Einäugige bei Detleffs will! Hm, vielleicht eine Pariser Bekanntschaft. Dann wünschte ich, daß er auf meiner Treppe sich den Hals bräche! Halte die Ohren spitz und die Augen offen, Amant!"

Den grauen Filzhut auf dem Kopf, statt des Schlafrocks einen blauen Frack mit Messingknöpfen am Leibe, stand er auf der Lauer. Da — da kam der Fremde die Treppe herab und mit ihm ging Detleff.

„Pfui", sagte Amandus voll sittlicher Entrüstung, „hat der junge Strolch von seiner Schwester Schande nicht gehört, daß er am hellen Tage sich auf die Straße wagt? Wenn mir das passirt wäre, wenn meine Schwester" . . . Er brach die unbequeme Ausführung dieses Gedankens ab, indem er sorgfältig die Thür verschloß und dann den beiden Männern in wohlbemessener Entfernung folgte. Diese schritten an der Kirche vorüber dem Kurhause zu.

Der herrliche, nicht allzuheiße Nachmittag hatte Alle ins Freie gezogen. Die dichten Schaaren der Spaziergänger nahmen die ganze Breite der Straße ein. Auf den Veranden und Altanen der Badehäuser saßen plaudernd und lachend Herren und Damen um den kleinen Kaffetisch, aus den offenen Fenstern schallten Kinderjubel und Klaviertöne, dazwischen knallten die Peitschen der mahnenden Kutscher, die mühsam ihr Rossepaar und die altmodischen Miethskutschen durch das Gewoge lavirten. Ueberall war Leben und Fröhlichkeit, als wären alle Kranken und Heilbedürftigen mit Eins im Bade der blauen Sommerluft genesen.

Gemessener, vornehmer war Ton und Haltung auf dem großen Kurplatz. Hier im Schatten der Baumgruppen, um die zierlichen Bosquetts, saß auf geschnörkelten Eisenstühlen ein reicher Damenflor. Mit hochgebauschten Crinolinen, den Fächer oder kleinen Spitzenschirm mehr als Rüstzeug der Koketterie, denn zum Schutz in der behandschuhten Rechten, lehnen die hoch- und hochwohlgebornen Frauen und Mädchen den zahmen Löwen gegenüber, welche alle Künste ihrer Salonerziehung spielen lassen, um sich interessant zu machen. Der schwarze Cylinder ist hier verbannt; der Mann von Welt, der in der Residenz mit tiefer Verachtung jede bequemere Kopfbedeckung von sich weist, erkennt im Badeleben dieser Saison nur den kleinen englischen Hut an; denn die Mode ist das Vorrecht und die Arbeit des Müssiggangs, jene feingekleideten, wohlfrisirten Herren aber sind alle Müßiggänger.

„Ich hasse diese Welt!" sagte Brandt mit einem grimmigen Blick auf den eleganten Zirkel. „Wie sich das ziert und krümmt und Süßholz raspelt! Und dabei brennen sie unter der Schminke vor Begier und plebejischen Wünschen!"

„Ich kenne die vornehmen Kreise gar nicht", erwiderte Carl.

„Aber ich." Plötzlich preßte Brandt den Arm seines Begleiters heftig an sich. „Was ist Ihnen?" fragte der Letztere und sah besorgt dem Andern ins erblaßte Gesicht.

(Schluß folgt.)

Neapel.

Farben-Skizze von Günther v. Freiberg.

Jauchze mein Herz, dies ist der Golf von Neapel! „Sehen und sterben", sagt der Italiäner — „sehen und leben" aber versteht er darunter.

In der That, die schimmernde Stadt auf den Felsenterrassen ist der Inbegriff heitren Genusses, köstlicher Befriedigung: Farbenglanz, dichtgedrängte Frucht- und Blütenfülle, Ueberfluß auf allen Wegen und Stegen! Gelächter, Gesang, Nationaltanz, fortwährender Carneval auf den Märkten, in den Straßen und Gassen! Von den windumfächelten Höhen Camaldoli's bis hinab zu den Quais, wo die goldfarbnen Wogen branden, umathmet Euch farbentrunkne Ariosto'sche Poesie. Auf den Lavafeldern des Vesuv, wo der Vulcan unter den Füßen des Wandrers grollt, wo die üppigen Reben flüssiges Feuer weinen; im Zaubergarten von Capo di Monte; auf der Toledostraße im flutenden Gewimmel der Verkäufer, Ausrufer, Improvisatoren, Soldaten, Priester, Eseltreiber und Stutzer; vor den unabsehbaren Apfelsinenbuden des Platzes San. Carlo; unter dem singenden Fischervolk auf dem Molo — all' überall fordert die erregte Gegenwart und die sagenreiche Vergangenheit zum sehen und leben auf.

„Sehen und dichten", rief Boccaccio, als er zum ersten Mal die Häuserpracht auf der myrtengrünen Küste am heiligen Meer erblickte. Und er kniecte nieder und schwur den Kaufmannsstand ab; König Robert's lustiges Töchterlein, Amorosa Fiammetta, nahm seinen erwachenden Genius unter ihre Schmetterlingsflügel, und der berühmte Novellist schrieb seine witzigsten Einfälle aus ihren funkelnden Augen ab.

„Sehen und verschwenden", sagten die beiden genußsüchtigen Königinnen Johanna I. und Jeanette II. Ihre Prachtliebe bekundet noch der verfallene Palast

an der Straße des Posilipp; selbst als Ruine verherrlicht er das glänzende Panorama des halbmondförmigen Golfs.

„Sehen und frei sein", lautete der Schmerzensschrei Masaniello's wider die spanischen Unterdrücker und er verließ „die stille, kleine Hütte"; er schlug den Herzogspurpur um die Schultern; er setzte die Königskrone auf .... Ob auch der Wahnsinn kam und seinen kurzen Triumph in Elend wandelte, der Fischer von Amalfi ist eine der populärsten Gestalten aus der neapolitanischen Geschichte, und so lange der Vesuv raucht wird seiner gedacht werden.

„Sehen und siegen", rief Garibaldi, als er im October 1860 in Neapel einzog. Und als er kam, sah und siegte, da ward es Licht in so manchen Köpfen, Herzen und Kerkern; und selbst im Tempel der Kunst, im herrlichen Museum, sprang die versiegelte Pforte des vermauerten Cabinetto, und die Venus von Capua und andre abgesperrte Götterbilder, wurden an das Tageslicht gezogen und Alexander Dumas wurde zum Director all' dieser marmornen Herrlichkeit eingesetzt.

Der Nacht wurde ihre Finsterniß streitig gemacht: in den drei Hauptstraßen, Chiaja, Toledo und Santa Lucia ward allabendlich illuminirt; auf den Balkonen flackerten in der windstillen Luft tausende von Lämpchen und Papierlaternen. Aus den Fenstern hingen die roth-weiß-grünen Fahnen herab, und in den Straßen schwirrte, wogte, rasselte, sang und sprang Alles durcheinander.

War Neapel von jeher geräuschvoll, bunt und lebhaft, um wie viel lärmender, tobender ist es seit den letzten Jahren, seit die Kanonen der Feste St. Elmo den letzten Burbonen zum Lande hinausgeschwiegen und die Gefängnisse dieses Zwing-Uri zerstört wurden!

Wie das Blut in den Adern stürmischer wallt nach leidenschaftlich-freudiger Erregung, so — nach jener verhängnißvollen Epoche — pulsirt das Leben noch viel frischer und feuriger in den Straßen der entzückenden Küstenstadt.

Diese flammende Erregung hatte sich — während der Belagerung von Capua — zu einer wahrhaft bacchantischen Trunkenheit gesteigert. Den Brennpunkt dieser Begeisterung bildete, wie immer, die Straße Santa Lucia, die vom Largo del Palazzo bis zum Castell Novo am Golf entlang führt. Während die Chiaja vornehmer, der Toledo die Straße der Magazine und Kaffeehäuser ist, gruppirt sich das eigentliche Volk, das Lazzaroni-Thum vor den ambulanten Garküchen am Ufer des Meeres. Hier legt der Fischer seine Barke an, verhandelt er den Thunfisch und die Muräne an die Köche der Hôtels, flickt er seine Netze und breitet sie auf den großen Lavaquadern am Strande aus. Hier klimpern die Guitarrenspieler auf entsetzlich verstimmten, bebänderten Instrumenten; desto besser klingen die vortrefflichen Drehorgeln, auf denen die musiktrunkenen Faullenzer Verdi's und Bellini's Opernarieh spielen. Die Taucher, lebendige Bronzegestalten, bilden oftmals den Chor einer Lieblingspièce. Die Tagelöhner verzehren dabei ihre Mahlzeit, die aus frischen Muscheln und einigen Zwiebeln besteht, während glutäugige Knaben den Fremden auf den Balkons Gypsfiguren und Lavaschmuck anpreisen. Auch die Bilderhändler mit grellen Guache-Ansichten von Napolis Herrlichkeit, drängen sich heran — — plötzlich rasselt eine elegante Kalesche den Quai entlang; wie toll jagen die leichten Miethswägelchen hinterdrein; die Kutscher tragen Blumen hinter den Ohren, die Pferde Bänder und Rauschgold an den Schauklappen; — avanti, avanti! und was laufen kann, das läuft mit, bettelt, schreit, jubilirt. Gelassen trabt das Maulthier vorüber, noch gelassener der kokett aufgeputzte Esel, sie tragen platte Tönnchen mit Wasser angefüllt, oder Körbe aus Weidengeflecht voller Pepperoni, birnenförmiger, rother und schreiend gelber Pfefferschoten wie aus Wachs; violetter Gurken, so glatt und blank, als wären sie von Porzellan; kleiner Rüben, so blendendweiß und fest, wie von Alabaster. Der Limonadenschenke, seine Pyramide aufgespeicherter Citronen auf dem Rücken balancirend, liebäugelt mit dem Gärtnermädchen, welches die colossalen Weintrauben, die rothen Melonen, die weißen und blauen Feigen so zierlich auf ihrem Holztisch geordnet hat. Der kleine Zuckerbäcker verkauft seine Crème-Törtchen, auf denen eben so viel Staub als Zucker, und die nicht minder schnellen Absatz finden, als die berühmten Kuchen des französischen Conditors gegenüber vom Opernhause. Gauner, Kesselflicker und Zigeuner lagern auf den golfumspülten Stufen oder mitten auf der Straße, ohne den Wagen aus dem Wege zu gehn.

Das sind stehende Figuren der Santa Lucia; das ist die wohlbekannte Staffage dieses interessanten Bildes; Göthe hat sie flüchtig skizzirt, vor und nach ihm Tausende von Reisenden. Diese Volks-Typen sind eben so stereotyp wie der Vesuv, der sich in ruhiger Majestät diesseit von Santa Lucia erhebt, und von dem die junge Berlinerin bei der Einfahrt zu mir sagte: „Genau wie im Opernhause, in der Stummen von Portici!"

Die neuen Elemente aber, die wie Feuersgewalt, Wogenrauschen, Windessausen die Straßen überfluten, waren die Freischaaren Garibaldis, aus ganz Italien und allen übrigen Ländern herbeigeeilt, ein fantastisches Chor voll Unternehmungsgeist und Schlafertigkeit. Da stand Jugend und Vermessenheit, Enthusiasmus und Thatendurst bei einander, und wenn ich sie paarweise in ihren kleidsamen, mannigfaltigen Uniformen dahinschreiten sah, dachte ich immer an das Liedchen des Barcarolen:

Kraft und Schönheit, Jugendfrische,
Sind das höchste Glück auf Erden,
Alles andre ist nur Schimmer,
Muß davor zunichte werden.

Das waren Gestalten und Costüme für den Pinsel des großen Schlachtenmalers Horace Vernet: Die Infanteristen in der blutrothen Blouse mit weißer Stickerei, den hellen Pantalons und Leinwandgamaschen. Die Ungarn in ihrer Nationaltracht, lauter bildschöne Menschen, in kurzen Jacken, pelzverbrämten Dolmans, enganliegenden Beinkleidern und knappsitzenden Stiefeln, die bis zur Wade hinauf das Bein umschlossen. Die Kavalleristen in kurzen, grauen Röcken mit Tricolorschärpen; die Nationalgarde in braun, carmoisinroth und Silber. Die Engländer in zinnoberfarbnen Hemden, schwarze Filzhüte à la Garibaldi oder Lederkäppis auf. Am abenteuerlichsten schauten die Zouaven drein: sie trugen ihre africanische Uniform, bestehend aus dem algerischen Jäckchen, den crapprothen Pluderhosen, den Ledergamaschen und dem weißwallenden Burnus von Tunis. Der schiefsitzende Fez mit langflatternder Troddel gab ihnen das ächt französische air crâne, doch unterschieden sie sich von den Zouaven in Frankreich durch ein breites, goldnes Band, womit sie das lange, dunkle Haar aus der Stirn zurückgebunden hatten und was ihren ovalen, ausdrucksvollen Gesichtern ganz vortrefflich stand. Noch wilder als diese kecken Söhne des Mars blickten die Calabresen um sich. Das waren Räubermodelle wie aus Fra Diavolos Bande. Sie kamen aus den südlichen Gebirgen in ihren Spitzhüten, ihren fadenscheinigen Röcken und Jacken, mit ihren langen Flinten und langen Messern bewaffnet. Sie hatten lodernde Augen, Adlernasen, blutdürstige, perlweiße Zähne, flatterndes Haupt- und Barthaar; sie strotzten von Gesundheit, lechzten förmlich nach Kampf und Gefahr, und forderten den Tod heraus um ihm zu trotzen.

Ein Theil der Garibaldianer trug Taschentücher lose um die Schultern geknüpft; diese Foulards waren mit den Portraits Victor Emanuels, Garibaldis und Felice Orsinis bedruckt; sie galten gleichsam als Talisman.

Ueberhaupt war dem Costüm kein Zwang auferlegt; persönliche Willkür herrschte vollständig bei der Einkleidung vor. Die Stutzer entblödeten sich nicht seidne Blousen, goldgestickte Mäntel und prächtige Federbüsche auf den Hüten zu tragen. Dadurch eben entstanden die vielfachen pittoresken, farbenblendenden Effecte.

Ende October trugen die meisten Infanteristen den Arm in der Binde. Am Ersten des Monats hatte der Ausfall der Königlichen aus Capua stattgefunden; die Garibaldianer waren des Nachts von der neapolitanischen Kavallerie überfallen worden und ein sehr blutiger Kampf entspann sich. Es ist natürlich, daß der Infanterist bei solchen Gelegenheiten sein Gewehr in der Linken hält und den rechten Arm in die Höhe hebt. Auf diesen waren nun die schweren Säbel der Königlichen besonders niedergefallen. Aber die in den Restaurants und Kafés versammelten jungen Krieger führten mit der Linken die Gläser und Tassen eben so geschickt zum Munde, wie vor ihrer Verwundung mit der Rechten; und die lebhafte, laute Unterhaltung gab Zeugniß davon, daß die Lungen unverletzt geblieben waren. Sie sprachen so lustig von dem Gefecht bei Marsala, vom sicilianischen Feldzuge, dem bevorstehenden Einzuge des Königs von Sardinien, für den bereits die Ehrenpforten errichtet wurden. Und ihr Gelächter klang „so gesund, so glücklich, so toll!"

Dazwischen rief der kleine Zuckerbäcker von neuem seine Törtchen aus; die Drehorgel spielte die Garibaldi-Hymne; Alles sang mit; die Ungarn tanzten auf der offnen Straße den Czárdas, den Säbel hoch in der Rechten schwingend, wie Lenau's magyarische Husaren. Ein Haufe Extrablätter wirbelte unter die Menge, ward aufgegriffen und gelesen; — oft geschah es, daß ein Leichenbegängniß des Weges kam; dann wichen die Krieger, Bürger und Lazzaroni ehrfurchtsvoll zurück, um die kerzentragende, weißvermummte Brüderschaft und den rothbehängten Sarg vorüber zu lassen. — — —

„Sehen und sterben!" Wie Mancher muß es dennoch in Neapel sagen, ob der Golf ewig blau, der Himmel ewig heiter ist. — Ach, eine Geisterstimme ruft es seit sechs Jahrhunderten aus der Kirche San Carmine, aus der Gruft Conradin's empor .... Wie Mancher, der unter Ferdinand und Franz von Bourbon in den feuchten Kerkern verschmachtete, mag es im Tode geseufzt und des letzten der Hohenstaufen gedacht haben!

Angesichts einer so reizenden Natur scheinen Grausamkeit und Stumpfsinn ganz unmöglich. Und dennoch giebt es unempfängliche Herzen, die selbst in einem solchen Paradiese nicht aufthauen und sich der Menschenliebe nicht erschließen. Deren hat es leider in Neapel immerdar gegeben. Der Boden, worauf Lusthäuser, Straßen und Kirchen sich ausbreiten ist blutgetränkt. Blühen darum seine Rosen so purpurroth? Weinen deshalb die Reben des Vesuvio fortwährend Blut?

So habe ich oft gefragt, wenn ich an der steinernen Brüstung von Santa Lucia lehnte und nach der imposanten Front des Schlosses emporblickte, wo der „Meertyrann" mit seinen Polizei-Agenten, und sein geistloser Sohn mit Pfaffen und Mönchen verweilte. Aber so bald mich Wehmuth und Schmerz überschlichen, pfiff ein munterer Lombarde das Liedchen auf den König „Bombino" dicht an meinem Ohr. Da besann ich mich, daß Ferdinand längst gestorben war — und zwar an der gräßlichsten Krankheit! — und daß Franz von Gaëta nicht wiederkehren würde. Mittlerweile ward ich von Neuem in den dichtesten Menschenknäuel verstrickt und eine Strecke weiter vorwärts gerissen, bevor ich es mir versah.

Andre Bilder, andre Gedanken. Am Ausgange der Santa Lucia befindet sich der weite Platz (largo

del palazzo); hier stand Vater Gavazzi's Rednertribüne, wo der Apostel des großen Liberators seine Predigten im Styl Abrahams a Santa Clara hielt. Während das Publikum den Volksfreund erwartete und Stühle vermiethet wurden, hockten die Cigarrenhändler, die kleinen Kokardenverkäufer und allerlei Hudelvolk an der Erde. Unter ihnen fehlte niemals der sonderbare Kauz, der das Talent besaß, die Stim-



Der Quai Santa Lucia in Neapel.

men aller möglichen Thiere, besonders der Vögel, täuschend nachzuahmen und der sich mit dieser Kunst sein Brod erwarb. In seiner Kehle schlugen Nachtigallen, schmetterten Kanarienvögel, kollerten Puten und gackelten Hühner bunt durcheinander. Warf ihm ein Bewunderer einige Kupfermünzen in den Schooß, ließ er zum Dank dafür sogleich einen bellenden Hund unter das Federvieh springen und dieses mit allen Tönen des Entsetzens auseinanderfahren.

Auch das Blumenhexlein, was mich immer mit seinen Sträußchen verfolgte, sie mir ins Fenster und in den Wagen schleuderte, war anwesend. Stets war es ihm auf der Straße gelungen, mir ein Bouquett in die Hand zu drücken und mich auf diese Weise zu brandschatzen. Heute zog ich nun — sobald ich es in meiner Nähe bemerkte — zwei Apfelsinen aus meiner Tasche und nahm sie in beide Hände. Wie hätte es nun anfangen sollen, mir einen Strauß zu octroyiren?

Das Mädchen stand, den Korb mit Ranunkeln, Magnolien- und Granatblüten am Arm, die Augen auf den Königspalast gerichtet; noch schien sie meine Nähe nicht zu ahnen; — mit leisen Schritten, innerlich triumphirend, ging ich hinter ihr vorüber. Plötzlich langt von hinten eine Hand über meine Schulter und steckt mir einen Strauß vorn an die Brust.

Ich wendete mich zu ihr, die mich durchschaut und überlistet hatte; mit einer graziösen Verbeugung stand sie vor mir. Um die Hände zum Hervorholen meiner Börse frei zu bekommen, gab ich ihr die Apfelsinen zu halten. Gegen eine kleine Gabe reichte sie mir die eine zurück, die andre aber hielt sie wie ein Beutestück lachend in die Höhe. Als ich im Begriff stand, zur Wiedererlangung derselben einen Sprung zu thun, war mir plötzlich als rieselte ein Strom warmen Blutes an meinem Arm hernieder. Ich sah mich lebhaft um, und fand mich vis à vis mit dem schlauen, russigen Gesicht des Kastanienrösters, der an der Ecke des Platzes am kleinen, eisernen Ofen Posto gefaßt hatte, und die Gelegenheit benutzte, mir ein halbes Schock heißer Maronen in den Aufschlag meines weiten Paletot-Aermels gleiten zu lassen. Das Mädchen war längst entsprungen — vor Schreck hatte ich denn auch meine bisher krampfhaft festgehaltene Apfelsine aus den Fingern gleiten lassen; der Hesperidenapfel rollte einem schwarzröckigen, bleichen Abbate gegen den Schnallenschuh; — ein's der halbnackten, wunderschönen Kinder war darauf losgestürzt, während mir die andern enfants terribles ein halb Dutzend Nationalkokarden und Schleifchen an den Rock steckten, mir Plakate und Freiheitshymnen in alle Tasche bohrten; ja sie hätten mich ohne Zweifel, wie die Lilliputter im Swift'schen Roman, zu Boden gerissen, wäre nicht in dem Augenblick der Mann im rothen Wollenhemd auf der Tribüne freundlich grüßend erschienen. Die Quälgeister huschten davon. Tiefe Stille trat ein.

Gavazzi kennt seine Neapolitaner; er macht ihnen Possen vor und seine Gesten sind oft so komisch, wie die zappelnden Pantomimen des Pulcinell auf dem Marionettentheater an der Strada del Molo. Doch der eigentliche Inhalt seiner Rede ist stets pathetisch und nicht selten schwungvoll und hinreißend vorgetragen. Er sprach an jenem Nachmittag für die Aufhebung des Cölibat der Priester. Der junge, bleiche Abbate in meiner Nachbarschaft ward immer blaffer und blaffer — ich weiß nicht, ob aus Widerspruch oder geheimer Sympathie, die er sich selbst vielleicht noch nicht einzugestehen wagte. Als ich zwei Jahr später von der Flucht und Verheirathung eines Geistlichen mit einer siebzehnjährigen Neapolitanerin vernahm, dachte ich lebhaft an das feine, bleiche Gesicht unter den verwognen Krausköpfchen auf Largo del Palazzo. Jedenfalls hat Gavazzi's Rath Beifall gefunden. —

Kaum hatte er die Tribüne verlassen, und der tumultuarische Applaus war eben nur verhallt, so zupfte schon wieder ein Lilliput an meinem Arm. Ich erkannte das Söhnchen eines Lohnkutschers, der mich täglich vor Sonnenuntergang spatzieren fuhr. Entweder lauerte der Kleine unter meinen Fenstern oder er suchte mich in der Gegend meiner Wohnung und fand mich aus dem dichtesten Gedränge jedesmal heraus. Gern folgte ich ihm in das offne Wägelchen — sausend flogen wir die Santa-Lucia entlang.

O dolce Napoli! o sol beato! — All ihr hohen Häuser mit platten Dächern, wie festlich waret ihr bekränzt! Links in den Golf hinein ragte das hübsche Gebäude, wo der Verfasser der „drei Musketiere“ logirte. Gleich darauf bogen wir um die Ecke und nun fuhren wir die Strada Vittoria entlang. Von hier aus erblickten wir Capri und der Lilliput auf dem Kutscherbock rief mir zu, dort habe der Meerpalast des Kaisers Tiberius gestanden und sein Geist spuke in jeder Gewitternacht auf den kantigen Felsenriffen. Ich aber dachte an meinen deutschen Kaiser, der daheim tief im Kyffhäuser schläft, an den Barbarossa, dessen luftiges Sommerhaus dort oben gleichfalls gestanden, und das später sein goldlockiger Enkel, der herrliche Friedrich II. bewohnt hat.

Nicht lange aber verweilte ich bei den Cäsaren der Lateiner und Hohenstaufen — wieder bogen wir um eine Ecke und dadurch bekamen plötzlich meine Gedanken eine andre, ganz moderne Wendung. Mir zur Linken lag der schöne Lustgarten, Villa reale genannt; zur Rechten das Victoria-Hôtel. Dort wohnte vor länger als zwanzig Jahren die George Sand; und Alfred de Musset, der große Lyriker Frankreichs lag todtkrank im selben Hôtel; und es giebt einen französischen Roman, Lui et Elle, eine literarische Klatschgeschichte, die viel Wunderliches erzählt von diesem Hôtel, von dem bleichen, blonden Poeten aus dem Faubourg St. Germain und der brünetten, genialen Frau aus der bohème des Quai Voltaire,

Jedenfalls hatten sie bei ihrer Ankunft in der herrlichen Stadt „sehen und lieben!" aus vollster Seele gejubelt. Vorbei — vorbei.

Auf der Chiaja war der Abend-Corso im vollsten Gange; die Garibaldianer fuhren spatzieren und warfen den eleganten Engländerinnen Kußfinger und Blumen zu. Die Ziegenheerden kehrten von den Bergen heim und liefen zu beiden Seiten der Wagenreihen entlang; ihre Glöckchen läuteten. — War das eine Fahrt, juchhe! Der Horizont safranfarben, das Meer veilchenblau! Corpo di Bacco — da fliegt mir eine weiße und eine rothe Rose an den Kopf; mit grünem Bande sind ihre Stengel umwunden: alles Tricolor! — Fahr zu, fahr zu, mein kleiner Kutscher! Dort unter den Cypressen singt ein schönes Mädchen mit weicher Stimme und seelenvollem Ausdruck das Trinklied aus der „Traviata." — Ich liebe Verdi's echt südliche Melodien; ich muß dabei der Heine'schen Worte gedenken: „es ist nicht anders, als ob mein Herz recht angenehm verblute." Das ist das eigentliche Wort dafür. Ich höre immer den Gesang des wunden Schwans aus Verdi's Liebes- und Abschieds-Duetten heraus; es ist ein liebliches Schluchzen, ein Lächeln unter Thränen; ein Sterben im Kusse wie bei Romeo und Julia, wie bei den Liebespaaren auf der Insel Java, die unter dem Giftbaum todeswillig ihren Geist aushauchen. Wer es Schwindsuchtsmusik nennt, der kennt Neapel nicht, der hat am zaubrischen Golf die weiche, kosende Luft, den berauschenden Orangenduft nicht eingeathmet! — Fahr zu, fahr zu! Die Wagen stocken — — — Da grüßt mich aus seinem schmalen Laden der Kuchenbäcker, der Chiaja mit einer Zutraulichkeit, als wäre ich sein Jugendfreund, und doch bildete nichts als ein Stückchen Blätterteigkuchen, in einem schwachen Moment von mir entnommen, das Fundament dieser Freundschaft. — Wieder ein Hagelwetter von Blumen: Goldlack, Tuberosen und Veilchen. Sie galten mir nicht; sie gelten den Generalen Garibaldi's, Türr und Andren, die grüßend vorübergefahren. Gestern im Kugelregen, heut von Blumen bombardiert. — — Die Lorbeerbäume neigen sich im Windeshauche. — — Schon dunkelt es — die Lieder verklangen — die Wagen rollen heim. Wie die Finsterniß jählings hereinbricht! Desto heller leuchtet auf dem Vesuv die flüssige Lava. Der Golf erglänzt im Widerschein der Schiffslaternen, der Leuchthürme, die ihre farbigen Strahlen weit hinaussenden, der blutrothen Fackeln, womit die Fischer das Meer durchkreuzen. Hoch am Himmel strahlen die ewigen Sterne.

Da, wie durch einen Zauberschlag, stehen die Fenster und Balkone von Santa Lucia in voller Illumination; — so weit das Auge reicht, den Toledo entlang, bis in die obersten Terrassen hinauf, strahlt es von Licht. Die Pforten San Carlo's, des goldstrotzenden Opernhauses springen auf — — heran, heran, Alles was sehen kann! Kein grünes Tricot mehr, Ballet wie in Mailand in der Scala — — evviva l'Italia! —

Heran, heran, Alles was reisen kann! Solche Götterabende nach holden, buntbewegten Tagen, giebt es nur in Neapel. —

Neapel sehn und leben!

Der Freiherr vom Stein.*)

„Zwei Dinge erfüllen das Gemüth mit immer neuer Bewunderung und Ehrfurcht: der gestirnte Himmel über mir und das moralische Gesetz in mir."
Kant.

Im Januar 1809 las Deutschland folgende Achtserklärung:

Décret imperial.

1. Le nommé Stein cherchant à exciter des troubles en Allemagne est déclaré ennemi de la France et de la confédération du Rhin.

2. Les biens que le dit Stein posséderait soit en France soit dans la confédération du Rhin, seront séquestrés. Le dit Stein sera saisi de sa personne partout où il pourra être atteint par nos troupes ou celles de nos alliés.

En notre camp imperial de Madrid, le 16. Decembre 1808.

(signé) Napoléon.

Kaiserlicher Befehl.

1. Der genannte Stein *), welcher Unruhen in Deutschland zu erregen sucht, ist zum Feinde Frankreichs und des Rheinbundes erklärt

2. Die Güter, welche der besagte Stein, sei es in Frankreich, sei es in den Ländern des Rheinbundes, besitzen möchte, werden mit Beschlag belegt. Der besagte Stein wird überall, wo er durch Unsere oder Unserer Verbündeten Truppen erreicht werden kann, persönlich zur Haft gebracht.

In Unserem Kaiserlichen Lager von Madrid, den 16. December 1808.

(unterzeichnet) Napoleon.

Wen Gott stürzen will, dem verwirrt er den Verstand. Fünf Jahre weiter, und „le nommé Stein" verwaltet zu Paris die Departements des gefangenen Kaisers; wiederum ein Jahr später, und von „dem namens Stein" geht der Gedanke der europäischen

*) Aus dem unter der Presse befindlichen Werke: „Die deutschen Freiheitskriege."

*) Also statt „der namens Stein" hatten die deutsch-französischen Schergen übersetzt.

Achtserklärung aus, deren Folgen der Kaiser der hundert Tage erliegt. *) „Die Hinrichtung Enghien's war ein Verbrechen, aber kein Fehler," so tröstet sich der Gefangene auf St. Helena; die Ermordung Palm's, Hofer's, der Lützower und anderer Schlachtopfer, die Verfolgung der Königin Luise und ähnliche Frevel dürften, falls sie seine Träume auf St. Helena beunruhigt haben, ihm nicht nur als Verbrechen, sondern zugleich als Fehler erschienen sein; die Aechtung Stein's aber ist eine der unsinnigsten Thaten des so schlangenklugen Korsen, weit unsinniger als der Rath, den er 1807 nach der Vertreibung Hardenberg's dem König von Preußen gab: „Prenez le baron de Stein; c'est un homme d'esprit." Denn jene Achtserklärung, durch welche der Sieger von Marengo, Ulm, Austerlitz, Jena und Friedland, der Beherrscher von Frankreich, Italien, Holland, Schweiz, halb Deutschland und Spanien einen einzelnen machtlosen Mann aus der unzählbaren Menge seiner Zeitgenossen hervorhob und sich zum Gegner auf Leben und Tod stempelte, diese Kriegserklärung des Fürsten der Welt wurde gleich anfangs von ganz Deutschland ebenso sehr mit freudigem Erstaunen als mit banger Besorgniß gelesen; der giftige Pfeil prallte zurück und traf den blinden Schützen. Napoleon's Haß war es, der seinen Feinden den Führer bezeichnete. Unzählige Menschen lasen damals Stein's Namen zum ersten Mal, und siehe, dieser Name strahlte ihnen sogleich in dem heiligen Glanze des Märtyrers entgegen; aller Herzen, welche in Deutschland nach Befreiung lechzten, hatten ihren lebendigen Mittelpunkt gefunden; Stein ward eine politische Macht, auf welche weit über Preußens Grenzen hinaus die Hoffnungen des Volks sich richteten; **) „des Guten Grundstein, des Bösen Fallstein, der Deutschen Edelstein" also übersetzte das arme verstümmelte, durch Lachen Bluts geschleifte, getriebene deutsche Volk des Vergewaltigers „le nommé Stein", und der Bannspruch erklang ihm wie der Mahnruf: „Prenez le baron de Stein; c'est un homme d'esprit!" Stein war aber weit mehr als das; er war ein hoher und mächtiger Character, welchem unter den Heroen der Geschichte allein Washington zu vergleichen steht.

Kant's Kritik der praktischen Vernunft, dies lautere Evangelium des reinen Menschenthums, schildert uns einen freien Mann. „Ich will!" das ist das Centrum seiner Schlachtordnung, das immer Stand hält, wenn auch die Flügel aufgegeben werden. Denn sein Wille ist frei, d. h. er gehorcht ausschließlich der Vernunft, der ewig freien Gebieterin aller Kräfte, der unbestechlichen Richterin jedweder moralischen Regung; sie befiehlt: „Handle einfach und schlechthin also, daß die Maxime deines Willens jederzeit als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten könne; halte dich unabhängig von jedem andern Gebot oder Verbot, von jeder Rücksicht des Nutzens oder Schadens, des Vergnügens oder Schmerzes." Dies Sittengesetz als bewegenden Punkt in sich, den gestirnten Himmel als ewigen Zeugen über sich, rollt der freie Mann gleich einer Kugel durch die Welt und das Gewühl der Menschen. In solcher Weise durchmaß Stein seine Heldenbahn.*) „Befreie das Vaterland!" so lautete ihm der kategorische Imperativ; er hat demselben seine ganze Kraft gewidmet, seine Ehre und sein Wohlleben geopfert und ist aus dem Kampfe als Sieger rein und unbefleckt hervorgegangen. Von durch und durch deutscher Art, gerades Sinnes und frommes Gemüths, treu im Glauben und zuverlässig im Wort, voll sittlicher Hoheit und sittlicher Schönheit, ein Diener Gottes, doch keines Menschen Knecht, weil stolz auf seine Freiheit, auf das moralische Gesetz in seiner Brust, voll hoher Ideen und praktischer Tüchtigkeit, von unergründlicher Tiefe und wundersamer Ruhe, aber im Zorn ein Wetter des Herrn, jeder Gedanke ein Blitz, die Rede wie Donnergeroll: ein solcher Rittersmann, umgürtet mit Wahrheit, angethan mit dem Helm der Hoffnung, dem Brustpanzer der Gerechtigkeit, den Beinschienen der Festigkeit, gerüstet mit dem Schild des Glaubens und dem Schwert des Geistes, ein solcher deutscher Ritter im edelsten Sinne des Worts trat Stein jenem korsischen Räuber gegenüber, der, nach einem Ausspruch Stein's, das Chaos im Kopf, die Hölle im Herzen trug. Der Korse hatte den Deutschen in die Schranken gefordert; der Deutsche warf den Korsen in den Staub.

Nach zwanzigjähriger Thätigkeit als Diplomat und Verwaltungsbeamter war Stein schon vor dem Frieden von Tilsit preußischer Minister gewesen; aber empört über die Verworrenheit und Schwerfälligkeit der Staatslenkung, hatte er seinen König erst gebeten, dann von ihm gefordert, daß er die Mißstände abschaffe; als der redliche, doch in Vorurtheilen befangene Friedrich Wilhelm III. weder der Bitte noch der Forderung geachtet, hatte Stein seine Entlassung verlangt und am 4. Januar 1807 in höchst ungnädigen Ausdrücken erhalten. Der Friede von Tilsit kam, der Preußen zertheilt und den Rest an Hand und Fuß geknebelt dem französischen Machthaber unter die Fersen warf. Hardenberg fiel auf Napoleons Befehl; doch an demselben Tage, an welchem die Tilsiter Schmach besiegelt ward, schrieb Hardenberg im Namen des Königs, schrieb die Prinzessin Luise, schrieb Blücher an Stein als den einzigen Retter der preußischen

*) Pertz: Das Leben des Ministers Freiherrn vom Stein.

**) Pertz a. a. O.

*) Ob Stein durch Kant angeregt ist oder nicht; was verschlägt das? Studiert hatte er Kant nicht; doch wie ein Blitz war dessen strenge Moral in jene Zeit gefahren und hatte den lautesten Widerhall gefunden, so daß es, nach einem Worte Goethe's, für den Einzelnen längst nicht mehr des Studiums Kant's bedurfte, um nach dem Sinne Kant's als freier Mann zu handeln.

Monarchie. Stein weilte auf seinen Gütern in Nassau; trotz seiner Entrüstung über die ihm widerfahrne Unbill hatte er während seiner unfreiwilligen Muße eine herrliche Denkschrift verfaßt über Preußens Rettung und Erhebung. In dieser Beziehung vollkommen vorbereitet, schien er dennoch dem Rufe nicht folgen zu können; nicht etwa, daß er noch ferner gegrollt hätte, sondern eine heftige Krankheit fesselte ihn an's Lager. Hier aber zeigte sich die Macht seines Willens in schönster Glorie: Stein schüttelte die Ketten der Krankheit ab; der neue Beruf goß ihm Kraft durch Mark und Bein; am 19. September befand er sich in Berlin, am 30. in Memel bei dem Könige. Dieser hat Stein nie lieb gewonnen; doch die tiefste Achtung konnte er dem höheren Geiste desselben nicht versagen. Vertrauensvoll legte er des Staates Geschick in seines Ministers Hand; selbst auf die Militairorganisation erstreckte sich Stein's Einfluß, und alle Behörden hatten ihm Rede zu stehen. Jetzt hoch am Ruder riß Stein, unterstützt von Männern wie Schön und Niebuhr, Scharnhorst und Gneisenau, mit kühner Hand das halb zerschellte Preußen in neue Bahnen, und durch Preußen rettete er ganz Deutschland. Er lenkte des Volkes Blick über die schlecht bewährte dynastische und Kabinetspolitil hinweg zu einer nationaldeutschen; die bürgerliche Freiheit stellte er als Schutz und Schirm um den Thron. So lange die Franzosen im Lande hausten, war an eine gedeihliche Entwickelung nicht zu denken; die wunderbare Zähigkeit und Opferwilligkeit, mit der alle jene schamlosen Forderungen erfüllt wurden, welche die Räumung Preußens verhindern sollten: Ehre dem Volke, das so glorreich sich bewährte, Preis den Männern, die es dabei leiteten; der belebende Geist aber kam von Oben herab, von Stein und seinem Freunde Scharnhorst. Wie ein Sturmwind des Herrn durchbrauste dieser Geist das Land, fegte die Miethlinge, fegte endlich auch die Peiniger hinweg, rief die Zagen, unter ihnen den König, zu energischer Thätigkeit wach. Welch ein Geist Stein selber beseelte, wie er das eine Jahr seines neuen Ministeriums ausfüllte, das bekundet am schönsten jenes kurz vor der Aechtung, am 24. November 1808 erlassene Rundschreiben, „Stein's politisches Testament" genannt, das für alle Zeiten ein Document echt staatsmännischer Weisheit bleiben wird. „Es kam darauf an," so heißt es dort, „die Disharmonie, die im Volke stattfindet, aufzuheben, den Kampf der Stände unter sich, der uns unglücklich machte, zu vernichten, gesetzlich die Möglichkeit aufzustellen, daß jeder im Volke seine Kräfte frei in moralischer Richtung entwickeln könne, und auf solche Weise das Volk zu nöthigen, König und Vaterland dergestalt zu lieben, daß es Gut und Leben ihnen gern zum Opfer bringe. Mit Ihrem Beistande, meine Herren, ist Vieles bereits geschehen. Der letzte Rest der Sklaverei, die Erbunterthänigkeit, ist vernichtet, und der unerschütterliche Pfeiler jedes Throns, der Wille freier Menschen, ist gegründet. Das unbeschränkte Recht zum Erwerb des Grundeigenthums ist proclamirt. Dem Volke ist die Befugniß wiedergegeben, seine ersten Bedürfnisse sich selbst zu bereiten. Die Städte sind mündig erklärt, und andere Bande, welche die Vaterlandsliebe lähmten, sind gelöst. Wird das, was bis jetzt geschah, mit Festigkeit aufrecht erhalten, so sind nur wenige Hauptschritte noch nöthig." Als solche bezeichnet Stein folgende: 1) Regierung kann nur von der höchsten Gewalt ausgehen, nicht mit einem Grundstück ererbt und erkauft werden. Die Polizeigewalt gebührt allein dem Könige und Demjenigen, welchem er sie überträgt. 2) Wer Recht sprechen soll, hänge nur von der höchsten Gewalt ab. Die Patrimonialgerichte müssen fallen. 3) Die Erbunterthänigkeit ist vernichtet; die lähmenden Gesindeordnungen müssen gleichfalls aufgehoben werden. 4) Der Gewalt des Königs zur Seite treten muß eine allgemeine Nationalrepräsentation. 5) Der Adel muß mit dem Bürgerstande verschmolzen werden.*) 6) Die Vertheidigung des Vaterlands muß zu einer allgemeinen Pflicht werden. 7) Die Frohndienste müssen fallen. 8) Der religiöse Sinn muß neu belebt, die Würde des geistlichen Standes erhöhet werden. 9) Das Wichtigste aber ist die Erziehung; die Jugend muß von innen heraus naturgemäß entwickelt, die Liebe zu Gott, König und Vaterland sorgfältig gepflegt werden, alsdann dürfen wir auf eine bessere Zukunft hoffen. — Das sind die Umrisse des Königsbau's, dessen Grund- und Ecksteine, dessen erste Säulen Stein gesetzt hat; den Bau zu vollenden, wer außer dem genialen Baumeister hätte das vermocht! Noch heute steht er unfertig da. In dieser Beziehung hat die berüchtigte Aechtung verderblich genug gewirkt. Doch des Korsen Fall abzuwenden, dazu war es zu spät; ja, wir widerholen es, eben jene Aechtung beschleunigte den Fall. Denn des Volkes Wille war entfesselt und auf dies eine Ziel gelenkt, die neue Heeresorganisation war im vollen Schwange; Preußen riß Deutschland mit sich fort; Stein trat dem russischen Kaiser zur Seite und warf 1813 von Rußland aus den Schneeball gen Ostpreußen, der, durch Deutschland sich wälzend, zu jener Lawine anwuchs, welche den Korsen begrub unter den Trümmern seines Reichs. Interessant ist es auch, auch nur von Außen die Schachzüge zu beobachten, mit welchen diese beiden Großgeister Napoleon und Stein einander matt zu setzen suchten: am 4. December 1808 zieht Napoleon in Madrid ein, am 5. verläßt der seines Amts entbundene Stein Königsberg; während Napoleon 1809 Oesterreich nochmals niederwirft, sucht Stein, dort als Flüchtling

*) In einer geheimen Berathung machte Stein den Vorschlag, bei Ausbruch des Befreiungskrieges den Adel aufzuheben. Der König solle nur den Adel Derer anerkennen, welche sich im Kriege auszeichnen würden.

weilend, Norddeutschland zur Vertreibung der Franzosen zu begeistern; am 29. Mai 1812 begiebt sich Napoleon von Dresden aus zu der gegen Rußland gekehrten großen Armee, bereits zwei Tage zuvor ist Stein von Prag gen Wilna abgereist, um den flatterhaften Alexander zum Kampf zu stählen auf Leben und Tod; während Napoleon unter den Ruinen Moskau's auf Frieden hofft, weiß Stein in Petersburg den Frieden zu vereiteln; im December eilt Napoleon ein soldatenloser Flüchtling durch Preußen nach Paris zurück, im Januar beginnt durch einen kühnen Griff Stein's in Ostpreußen die Erhebung Deutschlands; bei Leipzig wird Napoleon's Macht vernichtet, Stein zum obersten Verwalter aller besetzten Länder erhoben; auf die Achtserklärung von 1808 folgt die Achtserklärung von 1815, und, so ruft Stein, „der Mensch ist zu Boden, sein ganzes Lumpengesindel dazu."

Theodor Colshorn.

Auf der Brücke.

Novelle von Ludwig Habicht.

An einem Juniabend des Jahres 1830 war wie gewöhnlich im Café des Variétés zu Paris eine auserlesene Gesellschaft versammelt. Dichter, Maler, Schauspieler — die Jugend Frankreichs — die lachend, übermüthig, mehr als einen Thron umzustürzen suchte. Auf allen Feldern wurde der alten klassischen Schule der Krieg erklärt und ein neues Motto: „Freiheit und Ungebundenheit" auf das keck aufgepflanzte Banner geschrieben. Das war eine tolle Zeit, denn die jugendlichen Feuerköpfe rissen nicht nur das Alte ein, sie bauten auch schon wieder auf, schleuderten in übersprudelnder Schaffenslust ihre besten Werke in die Welt und Frankreich berauschte sich an den Erzeugnissen dieser neuen, der romantischen Schule. „Uns gehört die Welt, wir sind erst zwanzig Jahr!" riefen diese jungen Schriftsteller und tummelten sich mit ihren Lanzen in der großen Arena des Geistes wacker herum.

Heut war das Café ganz besonders gefüllt. Man trank, man lachte und debattirte dazwischen eifrig über die Fragen, die damals Frankreich beschäftigten.

„Haben Sie schon gehört, Girardin", rief Théodore Fix, ein junger Publizist, der erst vor Kurzem nach Paris gekommen war, „daß sich die Regierung jetzt gegen uns wenden und die Presse unterdrücken wird?"

„Bah", entgegnete dieser lachend: „unsere Federn kann man wohl, aber nicht unsern Geist zerbrechen!"

„Selbst Ihre Feder nicht einmal, die von Eisen ist", meinte Alfred de Musset.

„Wißt Ihr auch was mich hart gemacht?" frug Girardin mit funkelnden Augen und sein ohnehin häßliches Gesicht verzerrte sich. „Ich ging vor längerer Zeit an der Thür von St. Denis vorüber und gerieth in einen Volkshaufen der, „es lebe die Verfassung" rief. Eine Flintensalve fiel in den Haufen, Mehrere wurden niedergeritten .... am andern Tage schrieb ich meinen ersten Artikel im Journal des Debats."

„Und Sie sind ein trefflicher Scharfschütz geworden, Frankreich bewundert Sie!" bemerkte Jules Janin; „aber wenn die Regierung wirklich den genialen Einfall hätte, Euch Publizisten einen Maulkorb anzuhängen, das wäre prächtig, dann würde man uns Feuilletonisten endlich ein aufmerksames Ohr schenken."

„Hättet Ihr lieber auf die deutsche Sängerin gehört!" mit diesen Worten trat Castil Blaze, der musikalische Berichterstatter der Debats in das Zimmer.

„Ah, die Schröder-Devrient", sagte Jules Janin, „wie hat sie gesungen?"

„Himmlisch wieder! sie haben alle geweint, selbst diejenigen, die kein Wort Deutsch verstanden, man hat sie mit Blumen überschüttet, eine neue Huldigungsart!" „Schutzgeist der Leiden", trillerte der erregte Castil nach, dann blickte er im ganzen Zimmer umher und rief mit gewohnter Lebhaftigkeit: „Aber wo bleibt der Mensch? ist er noch nicht da?"

„Wen erwarten Sie denn?" frug Alfred de Musset, „einen Collegen?"

„Nein, einen Freund!" war die Antwort.

„Ah, Castil, Sie glauben noch an Freundschaft?! Ich kenne nur einen Freund der uns niemals verläßt", und Alfred de Musset erhob sein Glas und stürzte es mit einem Zuge hinunter.

„Mein Freund ist ein liebenswürdiger, bescheidener Mensch, ein vielversprechendes Talent, der aus der Provinz kommt und wie ich, hier sein Glück machen will. Ich möchte ihn Euch allen empfohlen haben", bemerkte Castil Blaze.

„Aus der Provinz", sagte man fast mitleidig, „wir werden ihn beschützen, wenn er wirklich bescheiden ist."

In diesem Augenblick trat ein sehr großer, beinah bäuerisch gekleideter Mensch herein. Castil Blaze stürzte sogleich auf ihn zu und schloß ihn in seine Arme. „Da bist Du endlich, mein junger Freund! Hier, meine Herren, stelle ich Ihnen Herrn Arthur Levain vor, einen eben so großen Dichter als Maler." Der junge Mann verbeugte sich leicht und hörte gleichgültig auf die Namen der Vorgestellten, die Castil Blaze nicht ohne Betonung aussprach. Girardin, Alfred de Musset, Jules Janin. Nachlässig, mit großer Keckheit, nahm er zwischen Jules Janin und Alfred de Musset Platz.

Man blickte sich erstaunt an. Leute aus der Pro-

vinz waren stets mit einer gewissen Schüchternheit in diesen Kreis getreten und dieser Bursche zeigte durchaus nicht jene Liebenswürdigkeit, die der gute Castil gerühmt hatte.

„Meine Herren!" begann sogleich der Fremde mit unverschämter Bescheidenheit, „mein Landsmann hat mich zwar als Dichter und Maler angekündigt; aber ich habe nur, wie Ihnen bekannt sein wird, ein einziges großes Epos geschaffen und einige kleine Genrebilder gemalt — alles Bagatellen!"

„Dann stehen Sie schon auf der Leiter zur Unsterblichkeit und wir müssen zu Ihnen hinaufblicken", spottete Girardin.

„Ich hoffe Besseres zu leisten", entgegnete Levain mit einem stolzen Lächeln — „meine Freunde, denen ich Stellen aus meinem neuesten Gedicht vorgelesen habe" —

„Halten es für das Höchste, was unsere Literatur hervorbringen kann, nicht wahr?" frug Jules Janin, und der sonst so sanfte, gutmüthige Feuilletonist blickte doch etwas schelmisch drein.

„Es ist noch Bruchstück, aber ich kann ohne Eitelkeit sagen, daß es im Reich der Poesie einen ganz neuen Weg einschlagen wird und durch und durch originell, wie meine Freunde zugestehen mußten."

„Wir werden dem großen Werke, wenn es einst das Licht der Welt erblickt haben wird, den Zoll der Bewunderung nicht versagen", bemerkte Jules Janin.

„Darf ich Ihnen vielleicht eine Stelle daraus vorlesen? ich hab' es glücklicherweise hier."

Der junge Mann griff in seine Brusttasche; aber Alfred de Musset, der schweigend und gelangweilt bisher dort gesessen, packte augenblicklich halb verzweifelt die Hand des Fremden und rief mit komischem Pathos: „Um Himmelswillen! wollen Sie mir meinen Wein vergiften?" Alle brachen in ein heiteres Gelächter aus, nur der Mann aus der Provinz blickte überrascht und verletzt auf den plötzlich so lebhaften Nachbar. „Mein Herr, so viel ich weiß, sind Sie ebenfalls Dichter und ich begreife nicht" — Seine weitere Rede erstickte ein noch lustigeres Lachen.

„Ich kann keine Verse mehr hören, seitdem mein großer Freund in Rouen gestorben", entgegnete Alfred de Musset mit anscheinender Schwermuth.

„Ihr Freund? wie hieß dieser große Poet?" frug man von allen Seiten.

„Der Name thut nichts zur Sache; es war der größte Dichter seines Jahrhunderts und es muß wahr sein, denn er glaubte daran. Er hatte freilich nur ein einziges großes Gedicht verfaßt, „der gefangene Aal", und sobald ein ausgezeichneter Fremder Rouen und nicht ihn besuchte, pflegte er zu sagen: „der ist nun auch wieder hier gewesen, ohne den Verfasser des „gefangenen Aal's" zu besuchen."

„Ja, es sind glückliche Leute, die Menschen mit starkem Selbstbewußtsein", meinte Jules Janin, „da fällt mir immer der Tänzer Vestris ein, der darin auch Außerordentliches geleistet, sich den Gott des Tanzes genannt und hinzugefügt: „Es giebt nur drei große Menschen in Europa, das bin ich, Voltaire und der König von Preußen."

Herr Levain schien die gegen ihn gerichteten Pfeile nicht zu beachten und griff wieder nach seinem Manuskript.

„Lieber Freund", begann jetzt Girardin mit lauter, scharfer Stimme, „da drüben sitzt ein Herr, wenn der Ihnen nicht das Manuskript aus der Tasche zieht, dann lassen Sie es ruhig sitzen", und er zeigte auf einen äußerst elegant gekleideten Mann, der bisher schweigend dort gesessen und mit den goldenen Knöpfen seines Rockes gespielt hatte.

Levain blickte verwundert auf. „Sie begreifen mich nicht, nun gut, ich will Ihnen eine kleine Geschichte erzählen", fuhr Girardin fort. „Ein Buchhändler steht eines Tages vor der Thür seines Ladens, da sieht er einen jungen Menschen vorübergehen, schlecht gekleidet, aber lachenden Antlitzes, der seinen alten Hut in der Hand trägt, um ihn zu schonen, so daß man die geistreiche Stirn sehen konnte. „Haltet, junger Mann, tretet zu mir herein", sagte der Buchhändler, „aus Eurer Tasche guckt ein mit einem blauseidenen Bande zugeschnürtes Manuskript. Knüpfen wir es auf und sehen wir was es ist. Oden! Balladen! — Therese Auber — Geschichte Cromwels! gut, gut — lassen Sie mir's hier, ich verlege alles!" „Sehen Sie, seitdem unser Ladvocat den jungen Dichtern die Manuskripte aus der Tasche zieht — freilich aus der Tasche eines Victor Hugo — ist die goldene Zeit angebrochen."

„Die Zeit der glänzenden Honorare", meinte Alfred de Musset, „denn wie viel haben Sie für „die Schule der Alten" bezahlt, lieber Ladvocat?"

„12,000 Francs", entgegnete der junge Buchhändler gelassen.

„12,000 Francs!" wiederholte Levain und seine Augen funkelten. Seine Gedichte waren zwar mit einem grünseidenen Bande umschlungen, aber er zerrte sie doch heimlich etwas hervor und blickte zu Ladvocat schmachtend hinüber, als wolle er ihn auffordern, auch seine Taschen zu durchwühlen; doch der junge Buchhändler rührte sich nicht und drehte gleichgültig an seinen Knöpfen.

„Und was hat er damit erreicht?" begann Théodore Fix, „er hat nur die jungen Dichter faul und leichtsinnig gemacht. Was treiben Sie z. B. Alfred?"

„Rauchen und spazierengehen", entgegnete de Musset trocken. „Das Herumschwärmen ist die zehnte Muse. Molière, Lafontaine haben darin und dadurch nur Bedeutendes geleistet."

„Ihr bringt das Geld noch leichter durch, als Ihr es verdient!"

„Die Frau Talma's machte ebenfalls einmal ihrem Manne diesen Vorwurf", begann Jules Janin, und rief dabei ärgerlich, „wenn ich nun auch solche ver-

schwenderischen Neigungen hätte!" „Dann würden wir noch mehr Schulden haben", entgegnete Talma ruhig."

Man lachte, trank wieder und zeigte „jene Heiterkeit, die nie die Traurigkeit beleidigt", wie der große Sänger Frankreichs, Beranger, bemerkt.

Der Morgen begann bereits zu dämmern, als sich die Gesellschaft trennte. Der junge Mann aus der Provinz war förmlich außer Fassung gerathen. Man hatte ihn nicht mehr beachtet, er war kaum noch zu Worte gekommen; seine Eitelkeit fühlte sich tief verletzt und als jetzt Castil Blaze ihn vertraulich am Arm faßte und mit ihm am Boulevard des Italiennes hinabschlenderte, machte er seinem Groll in den bittersten Ausdrücken Luft. „Das sind liederliche, verlumpte Menschen, aber keine Dichter. Sie kannten ja nicht einmal mein Epos! In unserer Heimath, Castil, da kennen sie es alle und wenn ich in eine Gesellschaft komme, flüstert man sich leise zu: „der Verfasser des Epos St. Helena."

„Lieber Levain, dafür bist Du in Paris, wir haben hier nicht Zeit auf die Dichter in der Provinz zu achten", war Castil's Antwort.

„Nein, theurer Castil, sie fürchten mein neues Talent und wollen es nicht aufkommen lassen. Sie wissen, daß ich die Brücke zum Ruhm betreten und wollen mich wieder hinunterstoßen." Beide Freunde hatten während dieses Gesprächs die Rue de Grammon durchwandert und waren jetzt vor der großen Fontaine angekommen. Levain stand hier einen Augenblick still und ließ sich den Schaum des Wassers in das heiße Gesicht spritzen: „Ein königliches Schauspiel! wie das schäumt und wogt, wie in einer Dichterbrust!" und der jugendliche Schwärmer begann in Versen zu sprechen.

„Halt, Levain! an was erinnerst Du mich da?" rief Castil in seiner lebhaften Weise, „ich kenne eine alte Herzogin die mich beschützt, an die wollen wir uns wenden, die muß Dich dem Könige empfehlen." Die Augen des jungen Mannes glänzten und er sagte mit großem Selbstbewußtsein: „ich werde ihnen beweisen daß ich doch ein Dichter bin."

„Karl X. ist so glücklich, wenn er auf seine Pensionsliste einen neuen Namen setzen kann", fuhr Castil fort, „dann bist Du geschützt und gesichert und kannst in aller Muße dichten und träumen."

„Wie dank ich Dir! was will ich alles schaffen! Gedichte, Romane, Dramen!" rief Levain begeistert, und wenn dieser Augenblick hingereicht hätte, ein unsterbliches Werk zu erzeugen, würde er es jetzt hervorgebracht haben; aber zum Dichten gehört eine langathmende Begeisterung, und gerade diese besaß der arme Levain nicht.

Der gute Castil Blaze hielt Wort. Wenige Wochen darauf war der junge Dichter ein Pensionair des Königs und eine Zukunft voll Ruhm, Glanz und Sonnenschein war vor ihm ausgebreitet. Am 23. Juli hatte Levain das königliche Pensions-Dekret erhalten und am 3. August stand schon sein königlicher Gönner in Cherbourg, um seinem Königreich den Rücken zu kehren. Die lange angedrohten Verordnungen gegen die Presse hatten doch einen Sturm heraufbeschworen, der das Lilienbanner zerriß und die Bourbonen für immer vom Throne Frankreichs hinwegfegte.

Der junge Levain hatte während der Julitage vergebens „vive le roi" gerufen, er hatte den Thron seines hohen Gönners damit nicht retten können und eine Kugel, die seine Brust streifte, belehrte ihn, daß eine weitere Loyalitäts-Aeußerung schlimme Folgen haben würde.

Karl X. hatte in den Julitagen nur einen Thron eingebüßt, aber der arme Levain seinen Gnadengehalt und seine Dichterträume. Der Sturz war ein zu gewaltiger und seine Leyer verstummte bald für immer. Er verstand nicht die neue Zeit und die neue Zeit nicht ihn. Niemand mochte sein Gedicht, das Karl X. Flucht besang, drucken und in der Verzweiflung über seine ganze Lage wandte sich Levain an den immer dienstbereiten Castil, der auch um einen Ausweg nicht verlegen war. „Du bist ja noch Maler, Levain", sagte er rasch, „ich empfehle Dich unserm berühmten Charlet, Du kannst unter seiner Leitung noch Studien machen und Du wirst auf diesem Felde ganz andere Lorbeeren erndten."

„Du hast Recht, Castil!" entgegnete Levain erregt, „diese Elenden wollen mein Talent vernichten, mir den Weg zum Ruhme abschneiden; aber ich werde mir dennoch Bahn brechen, nicht wahr, Castil? ich bin ja doch ein Talent!"

Der gefeierte Genremaler Charlet blickte prüfend dem jungen Mann in die Augen: „Es leuchtet etwas in ihnen", sagte er nachdenklich, „wenn es von Bestand ist, dann haben Sie eine Zukunft." Er gab dem jungen Künstler seine eigne Skizzenmappe mit und sicherte ihm den thatkräftigsten Beistand zu. Castil Blaze sorgte für ein stilles, freundliches Atelier, brachte ihm Papier, Leinewand, Statuen und zeigte die ganze Hingabe eines Freundes.

Mit großer Begeisterung warf sich Levain auf das neue Feld; er war auch hier nicht ohne Talent, aber dies Talent bestand nur im Schaffen von Entwürfen. — Stunden lang konnte er auf seine Antiken blicken; dann tauchten vor seiner Seele die herrlichsten Bilder auf — wie rein, wie korrekt war da die Zeichnung, wie glänzten die Farben und sein Auge ruhte in trunkner Seligkeit auf den erträumten Bildern, die selbst die Schöpfungen Raphaels überflügelten — doch von dem Auge durch die Finger auf die Leinewand ist ein großer, beschwerlicher Weg, dort erlahmte seine Hand ... dabei die fieberhafte Hast, die nicht ruhig arbeiten konnte, die im ersten Anlauf sich die Lorbeerkränze erringen wollte, — das zehrte wie ein vernichtendes Feuer an seiner Seele. Und dann, wie

anders war das Leben in Paris, als in seiner Heimath! Dort war er schon gefeiert und bewundert offenen Armen empfangen, denselben Cultus mit ihm treiben würde, und Niemand hatte ihn beachtet, ja



Im Atelier.

und die Vaterstadt war stolz auf dies hervorragende Talent. Er hatte geglaubt, daß man ihn hier mit er war verhöhnt und verspottet worden und dies hatte einen tiefen Stachel in seiner eitlen, empfindlichen

Seele zurückgelassen. Jetzt mußte er irgend etwas schaffen, das ihm auch in der Hauptstadt einen Namen machte und diejenigen gedemüthigt wurden, die ihn über die Achsel angesehen. Mit stürmischem

Charlet besuchte ihn und prüfte seine Arbeiten. Er sah die Aufregung und Unruhe Levains, die sich in seinen Werken wiederspiegelte und schüttelte bedenklich das Haupt. „Junger Freund, Sie trachten



Auf der Brücke.

Feuereifer entwarf er einige Zeichnungen, selbst einige Gemälde, und nun konnte er den Tag nicht erwarten, an dem die Ausstellung beginnen, die ihn zu einem berühmten Mann machen mußte.

einzig und allein nach Ruhm, wie mir Castil gesagt — die Brücke zum Ruhm ist schlecht gepflastert, da zerschellte sich schon Mancher daran den Kopf. — Bei Ihrer Arbeit ist alles nur hingeworfen, aber nichts

gemalt; ich würde Ihnen rathen, diese Versuche nicht auf die Ausstellung zu schicken."

„Es ist zu spät, ich habe sie bereits angemeldet", entgegnete Levain kühl und hochfahrend. „Das thut mir leid", erwiderte Charlet mit seiner ehrlichen Offenheit und verließ das Atelier.

„Der gute Charlet wird auch Einiges hinschicken und fürchtet meine Concurrenz", äußerte dann später Levain zu seinem Freunde Castil, „was sind auch seine Arbeiten gegen die meinen! Er nannte sie freilich nur hingeworfen, aber darin liegt ja eben das Talent das er nicht hat."

Castil war eine zu harmlose Natur, um gegen diesen eitlen Wahn ankämpfen zu können, er ließ seinen Freund schwatzen und sang einen Vers aus dem Freischütz: „Chasseur diligent quelle ardeur te dévore."

Den armen Levain verzehrte wirklich eine Gluth. Kaum war die Ausstellung eröffnet, als er rastlos die Säle durchschweifte, um sich heimlich an dem Triumphe zu weiden, mit dem man seine Bilder begrüßen würde. Aber es blieb alles still.... Die Menge ging gleichgültig an ihnen vorüber und stand bewundernd vor Werken, die einen bereits berühmten Namen aufwiesen. Dann stellte er sich wohl selbst vor seine Arbeiten, versank in Entzücken bei deren Betrachtung und hoffte, daß wenigstens dies Beispiel Nachahmung finden würde. Einer oder der Andere blieb wohl einen Augenblick stehen, um sich sogleich verächtlich mit dem Ausruf wegzuwenden: „tolles Zeug!" Der Unglückliche zerdrückte seinen Hut und stürmte fort. Noch hoffte er auf das Urtheil der Preisrichter; die konnten doch ihre Augen für die Schönheiten seiner Werke nicht ganz verschließen und der Lorbeerkranz dünkte ihm gewiß. Die Tage bis zur Entscheidung schlichen bleischwer an ihm vorüber; endlich nahte die verhängnißvolle Stunde. Wohl wagten jetzt Zweifel an seinem Glück aufzusteigen, aber er drückte sie nieder — „ach, in wenig Augenblicken muß mein Name von allen Lippen schallen und ich bin der Gefeierte des Tages." Rasch, mit freudig gerötheten Wangen, schritt er in das Ausstellungsgebäude, um mit leeren Händen, bleich und langsam, vernichtet und zermalmt, heimzukehren.... Nicht der kleinste Preis, nicht die geringste Anerkennung war ihm zu Theil geworden und — er hatte seine ganze Seele in diese Bilder gelegt. In seinem Atelier angekommen, warf er sich erschöpft in seinen Lehnsessel und starrte verzweifelt vor sich hin. Nicht in seiner eigenen Schwäche, nicht in seiner unglücklichen Hast nach Ruhm und Ehre, suchte er die Ursache seines Unglücks; er sah sich jetzt nur von Feinden umgeben, Charlet und die übermüthigen Schriftsteller, die er an jenem Abend im Café des Variétés getroffen, verfolgten ihn auch hier, sie haßten ihn und wollten sein Talent untergraben, sie allein hatten die öffentliche Meinung vergiftet und ihm den sichern Preis aus den Händen gewunden. Thränen stürzten aus seinen Augen und um die bleichen Lippen zuckte ein wilder Schmerz. Er verlor sich in dumpfem Hinbrüten und als er daraus erwachte, zerbrach er Pinsel und Palette und warf dann seine Antiken in Trümmer. So fand ihn Castil Blaze, der ganz erstaunt auf die Trümmer blickte. „Da liegen die Künstlerträume!" sagte Levain mit grimmem Lachen, „siehst Du, jetzt stehe ich auf der Brücke zum Ruhm!" und er zertrat einer Minerva vollends den Kopf.

„Ein Künstler darf niemals ein Atilla sein!" scherzte Castil, der das Unglück seines Freundes noch leicht nahm. „Pah, Du hast diesmal den Preis nicht gewonnen; Du wirst Neues, Besseres schaffen! nur wer die Hand nicht vom Hammer läßt, der schmiedet sich sein Glück."

„Nein, man hat ein Netz von Neid und Cabale um mich gesponnen, das ich nicht mehr zerreißen kann", klagte Levain, „meine Bilder waren das Bedeutendste der ganzen Ausstellung, ich habe ganz unpartheiisch gesehen und geprüft; aber ich weiß jetzt, diese Herren können es mir nicht verzeihen, daß ich mich ihnen als Ebenbürtiger gegenüberstellte, sie wollen mich vernichten."

„Das sind Hirngespinnste, Bester!" entgegnete Castil Blaze, „man hat sich an jenem Abend über Dich lustig gemacht, das ist wahr, aber Dich auch längst vergessen. Glaube mir, meine Freunde sind nicht solcher Schändlichkeiten fähig, wie Du ihnen unterlegst."

„Du bist zu gut und edel, Du vertraust aller Welt", bemerkte Levain, „aber ich, Castil, ich kenne jetzt jene Bosheit die im Finstern schleicht; ich traue Niemand mehr, außer Dir, und wenn auch Du einst mich verrathen könntest, dann wäre es aus — ganz aus." —

„Wie kannst Du glauben, Levain!" zürnte der gutmüthige Blaze. „Nun laß den Muth nicht sinken! Du sollst neue Pinsel und Farben haben, sonst kann ich Dir freilich wenig helfen; Du weißt, ich versteh' nicht viel von der Malerei — ja, wenn Du Musiker wärst." —

„Castil!" rief Levain plötzlich und ergriff des Freundes Arm. „Da hab' ich einen genialen Einfall, der mich rettet!" Blaze blickte verwundert auf seinen Landsmann, über dessen noch eben so schmerzdurchfurchtes Antlitz ein Strahl von Freude zuckte. „Noch schlummert eine andere Kraft in mir, die ich nur wecken darf", fuhr Levain eifrig fort, „schon als Kind hab' ich musikalische Anlagen gezeigt, mein Musiklehrer war entzückt über meine sichere Bogenführung, und wenn ich dichten wollte, verlor ich mich vorher in Phantasien auf der Geige."

„Was willst Du thun? Doch nicht Musiker werden wollen?" rief fast erschrocken Castil Blaze.

„Warum sollte ich nicht?" entgegnete Levain, „ich bin noch jung und hier auf diesem Felde habe ich keine Feinde und Deinen mächtigen Schutz. Ah, ich werde mit den Besten um die Palme ringen!"

„Du bist ein Narr", sagte Castil, der doch endlich die Geduld verlor; „das ist ja reine Tollheit von der einen Kunst zur andern überzuspringen! Du mußt unbedingt Maler bleiben, wenn aus Dir etwas Tüchtiges werden soll."

„Ich will Dir diesen harten Ausdruck nicht nachtragen", meinte Levain, „aber Du mußt doch auch wissen, daß die Natur oft verschwenderisch ihre Gaben austheilt, ich erinnere Dich an Michel Angelo, der in drei Künsten Meister war."

„Damals — unsere Zeit verlangt eine größere Technik", bemerkte Castil kopfschüttelnd. „Lieber Freund, ich beschwöre Dich, jage nicht wieder einem neuen Phantom nach."

Levain stutzte; sein altes, unglückliches Mißtrauen erwachte und seine Augen irrten unruhig auf dem Antlitz Castil's herum, als wollten sie einen Zug von Neid oder Mißgunst entdecken. Das gutmüthige Antlitz seines Landsmanns hielt die Prüfung aus und Levain lehnte sich an die Brust des Freundes. „Nein, ich vertraue Dir, Du wirst mir eine Stütze sein, doch ich will Dir beweisen, daß ich kein müßiger Phantast." Er eilte in seine Kammer und kam mit einer Geige unter dem Arme zurück. „Da setz' Dich — nur einen Augenblick höre zu", bat Levain, und begann das Finale des Freischütz vorzutragen. Alle Unruhe schien aus ihm gewichen und je weiter er spielte, je milder, träumerischer wurden seine Züge; er war wirklich jetzt eine Künstlerseele, die sich ganz in ein Tönemeer versenkt. Castil Blaze hatte nur widerwillig auf dem Stuhle Platz genommen und anfangs zerstreut zugehört; aber bald wurde seine Aufmerksamkeit erregt, „nicht übel, gut", bemerkte er leise, und als Levain seinen Vortrag beendigt, sprang er in gewohnter Lebhaftigkeit auf: „Wahrhaftig, Du bist ein Teufelskerl! Du kannst auch das; aber die Schule fehlt, lieber Freund, Du mußt noch eifrig studiren, dann freilich kann etwas Tüchtiges aus Dir werden und ich zweifle nicht, daß Du mit einem Paganini um die Palme ringen wirst."

„Castil, Du giebst mir das Leben wieder!" jubelte Levain und warf sich stürmisch in die Arme des Freundes.

„Nur gemach! ich habe noch gar nichts gesagt — ich war vorher zu hart gewesen, jetzt bin ich zu weich, — ohne gewissenhafte Studien wird nichts! Willst Du Dich dem unterwerfen?"

„Allem, wenn ich endlich das Ziel erringe, nach dem meine ganze Seele lechzt."

„Diese thörichte Ruhmsucht, Levain, sie wird Dich noch zu Grunde richten! — Die Kunst muß man um ihrer selbst willen treiben und nicht dieser Schattenbilder halber, die doch alle zerrinnen."

„Ich kann nicht anders, Castil! ich muß sie demüthigen und überraschen, sie alle, die mich so lange in den Staub getreten!"

Wieder begann ein neuer stürmischer Kampf. Castil hatte seinem Freunde den Unterricht der vorzüglichsten Lehrer verschafft und Levain schien mit seiner Geige förmlich zu verschmelzen. Er athmete auf und war wieder glücklich; aber seine Seele schwelgte schon in einer glänzenden Zukunft voll Erfolge und Triumphe und wenn er diese einfachen Uebungen vornehmen sollte, dann brach er plötzlich ab und begann sich in Phantasien zu verlieren, hörte schon den Beifall des Publikums und achtete wenig auf den italienischen Meister, der ein „maledetto" nach dem andern in den grauen Bart murmelte. Die goldnen Zukunftsträume raubten ihm auch hier wieder jene Ruhe und jenen unbeugsamen Fleiß, den Niemand mehr bedarf als der Musiker. Nach einem Jahre schon quälte er Castil, sein Auftreten in einem öffentlichen Concert zu bewerkstelligen. „Ich bin fertig, ich lerne nichts mehr," seufzte er dann, wenn ihm Blaze Vorstellungen machte und seine Ungeduld beschwichtigen wollte. Endlich vermochte der gutmüthige Mann dem Drängen seines Freundes nicht länger zu widerstehen und ganz in Widerspruch gegen seine sorglose Heiterkeit, sagte Castil ungewöhnlich ernst: „aber Levain, ich warne Dich, ich muß Dir ganz entschieden erklären, daß ich im Reich der Kunst nichts von Freundschaft weiß. Ich hasse die Cameraderie und, wenn Du Dich nicht ganz sicher fühlst, dann rathe ich Dir zu warten — ich kann und werde Dich nicht schonen!"

Levain hörte kaum auf diese entschiedene Erklärung, er sah sich nur am Ziele seiner Wünsche und war sich seines Sieges gewiß.

Die Schicksale des wunderlichen Menschen waren doch in Paris bekannter geworden. Die kleine Zeitung der Vaterstadt hatte dafür gesorgt, immer wieder an den großen, talentvollen Künstler zu erinnern, der nicht müde wurde nach einem hohen, glänzenden Ziele zu streben — einzelne Notizen davon waren dann doch in Pariser Zeitungen übergegangen und als jetzt die Anzeige des Concerts erfolgte, auf das selbst Castil Blaze durch einige freundliche Zeilen aufmerksam gemacht hatte, war am entscheidenden Abende, der große Concertsaal bis auf den letzten Platz gefüllt.

Die hohe, stattliche Erscheinung des jungen Mannes würde ein günstiges Vorurtheil geweckt haben, wenn er weniger sicher und siegesgewiß aufgetreten wäre, denn man sah es dem kühnen Träumer an, daß er die Lorbeerkränze schon zu seinen Füßen erblickte. Levain verbeugte sich, warf einen flammenden Blick auf die Versammlung und begann sein Spiel. Mit großer Sicherheit und vielem Feuer trug er die Ouvertüre zu Spontini's Vestalin vor; aber war es die Wahl des Stückes, oder wollte man das allzusichere Auftreten des jungen Mannes strafen, — das Beifallklatschen beschränkte sich auf die rohen, immer schlagfertigen Hände der Claque. Der arme Levain verlor darüber die Fassung; das Feuer seiner Augen erlosch, bleich und düster starrte er vor sich hin.

Wäre er mit Beifall überschüttet worden, dann hätte seine eitle, ruhmsüchtige Seele den höchsten Flug genommen, er würde sich selbst übertroffen haben, die kühle Haltung des Publikums dagegen, zerknickte ihm die Flügel.

Die folgenden Vorträge aus dem „Wasserträger", „Tell", „Don Juan", würden vielleicht die Masse lebhafter berührt haben, wenn Levain nicht bereits den Kopf verloren hätte. Unruhig, fast unsicher, führte er den Bogen. Noch einmal wollte er sich aufraffen und versuchte alle Kräfte einzusetzen, um durch einen glänzenden Vortrag das Publikum mit fortzureißen; aber dies las förmlich aus dem bleichen Antlitz den Kampf eines Talentes mit einer zu großen Aufgabe und wurde dadurch gestört. Es ist immer peinlich einen Menschen zu sehen, der „muß" und nicht „kann." Man hörte nicht mehr auf sein Spiel, man sah nur noch auf ihn, und als er geendigt, jetzt in Schweiß gebadet an einem Seitentisch lehnte und ängstlich auf die Versammlung blickte, rührte sich keine Hand — es blieb todtenstill im Saal. In diesem Augenblick hätte man das Klopfen seines Herzens hören können.... Da kam aus einer Seitenloge ein Lorbeerkranz herabgerauscht — kam er aus bezahlter oder aus ungeschickter Freundeshand? — Die Wirkung war eine vernichtende. Ein allgemeines Gelächter folgte der Todtenstille und wer in Frankreich ausgelacht wird, der ist verloren. — Auch Levain fühlte das; er hob den Lorbeerkranz auf und hielt ihn beinahe drohend in der Hand, dann stürzte er fort.... Den letzten Hoffnungsschimmer gewährte ihm die Freundschaft Castils. Die Presse wenigstens hatte er diesmal für sich und ein freundlicher Bericht in der Gazette des Debats konnte vieles ausgleichen. Er hatte am folgenden Tage seinen Freund nicht heimisch getroffen und irrte bis zum Erscheinen der Zeitung besinnungslos in den Straßen von Paris umher. Endlich trat er in eine Conditorei, trank einige Glas Wein und saß so lange dort, bis ein Bursche die Zeitung brachte. Levain riß sie ihm aus der Hand und suchte die musikalischen Referate. — Da! — Paris, Concertbericht. — Seine Augen suchten den Inhalt zu verschlingen. Er las es sich selbst laut vor, anfangs mit fieberhafter Hast, aber immer langsamer, der Blick seiner Augen schien sich zu umfloren und als er zu folgender Schlußstelle kam: „Der junge Künstler glaubt sich schon am Ziel, während er erst vor der Brücke steht, die ihn einst, bei wahrhaftem Fleiß und gründlicheren Studien hinüberführen wird" — den Namen Castil Blaze unten fand, — brach er in ein wildes, unheimliches Lachen aus und stürzte auf die Straße....

Auf einer der belebtesten Brücken zu Paris saß tagtäglich ein Mann mit weißem, wildflatternden Haar. Noth und Elend hatten tausend Furchen in dies Antlitz gegraben und es vor der Zeit alt gemacht. Er spielte stets mit wilden, verzerrten Mienen auf einem Rost und eine Feuerzange diente ihm als Fiedelbogen. Der arme Wahnsinnige machte mit seinem schlichten Instrument alle Gebehrden eines Musikers, neigte das Haupt und schien sich in Melodien zu verlieren. Man nannte ihn nur den „Brücken-Paganini" und dann lächelte er stets vergnügt und frug behaglich grinsend: „Nicht wahr, ich stehe nicht nur vor, ich bin jetzt auf der Brücke?" und diese dunkle Redensart erregte ein lustiges Lachen, in das der Wahnsinnige gewöhnlich einstimmte.

Als Charlet eines Tages an dieser Brücke vorüberging, blieb er unwillkürlich vor dem wahnsinnigen Geiger stehen. Sein scharfes Malerauge hatte augenblicklich seinen ehemaligen Schüler erkannt. „Levain", sagte er traurig, „kennen Sie mich noch?" Der Wahnsinnige blickte ihm starr und gleichgültig in's Antlitz. „Nein, ich kenne Dich nicht — warst Du einer meiner Freunde? ich hatte prächtige Freunde! Sie haben mich alle gehetzt und verfolgt, auch der Letzte noch, dem ich so sehr vertraut — aber ich bin doch ein großer Künstler geworden!" und triumphirend strich er sein eigenthümliches Instrument....

Zu Charlets besten Genrebildern gehört „der Paganini auf der Brücke." —

Ein erster Straßenkampf in Berlin 1627.

Historische Skizze von Ferd. Pflug.

Es mußte irgend ein ungewöhnliches Ereigniß sein, daß seit dem frühen Morgen des 31. März 1627 die gesammte Bevölkerung der beiden kurfürstlichen Haupt- und Residenzstädte Berlin und Cöln in fiebernde Aufregung versetzte. In allen Gassen, an allen Straßenecken hüben und drüben der langen Brücke, standen die ehrsamen Bürger mit langen Gesichtern und verzweifelten Geberden in großen Gruppen zusammen, die Weiber dagegen liefen in den Häusern mit Kasten und Truhen beschwert, Trepp auf, Trepp ab, und man hörte sie sich unter den Hausthüren mit: „Ach Du mein Jesus!" oder ähnlichen Stoßseufzern über die Straße zurufen. Das geringe und besitzlose Volk wogte, augenscheinlich noch unschlüssig, ob es fürchten oder auf eine ihm vielleicht günstige Gelegenheit hoffen sollte, dazwischen auf und ab, und blickte nebenbei mit unverholener Schadenfreude auf die so auffällig hervortretende Besorgniß der vermögenden Leute. Die Straßenjungen endlich vollführten ein Halloh, als ob die strengen

Verordnungen des hochweisen Raths gegen solch unbändiges und insonderheit auch unchristliches Toben und Schreien in den Gassen und auf den öffentlichen Plätzen der beiden Residenzien gar nie erlassen worden wären.

Vor dem alten Rathhause von Berlin, an der Ecke der jetzigen Königs- damals aber Georgen- und der Spandauer Straße, stand die Menge Kopf an Kopf gedrängt, und so oft einer der Rathmänner, oder auch nur einer der Diener des Raths unter der, den Eingang zu dem alterthümlichen Gebäude überwölbenden Steinlaube erschien, wollten die Fragen und Ausrufungen der Nächstherzudrängenden kein Ende nehmen. Eine gleich lange Sitzung wie die heutige wußten sich allerdings auch die ältesten Leute in beiden Städten nicht zu erinnern. Schon gleich nach sieben Uhr Morgens waren die Rathmänner durch die eilenden Boten des Raths nach dem Rathhause beschieden worden, und jetzt ging es bereits stark auf drei Uhr Nachmittags. Es durfte als ein Ereigniß gelten, daß die Väter der Stadt die sonst so streng eingehaltene Mittagsstunde heute über den sie beschäftigenden Gegenstand völlig vergessen zu haben schienen, und vornämlich wegen dieses drohenden und Unheil kündenden Anzeichens war denn auch die Bestürzung bei den Einwohnern beider Städte aufs Höchste gestiegen.

Die den hochweisen Rath beschäftigende Frage mußte allerdings für eine ebenso ernste, als das Gemeinwohl des der Obhut dieser würdigen Männer anvertrauten Gemeinwesens schwer bedrohende erkannt werden. Seit 1625 schon hatte die Mark unterschiedentlich von den Kriegsungewittern des dreißigjährigen Krieges zu leiden gehabt. In dem genannten Jahre und ebenso in dem folgenden, war zuerst der Mannsfeld mit seinen wilden Gesellen in die Altmark eingefallen, und die von Stendal, Gardelegen und Soltwedel wußten über diesen schlimmen Besuch gar klägliche Stückchen zu erzählen. Danach war der dänische General Fuchs bis Brandenburg und Potsdam gestreift; der derselben Krone dienende General Mitzlaf aber im Herbst 1626 quer durch die Mark über Driesen und Züllichau in Schlesien eingebrochen. Endlich führte im Gefolge der von ihm geschlagenen und zersprengten dänischen Haufen dieses nämliche Jahr auch noch den Wallenstein auf märkischen Boden und eben noch erst war zwischen demselben und dem Mannsfeld vor der Dessauer Brücke ein heißes Treffen geschlagen worden. Noch indeß hatten Berlin und Cöln unter all' diesen Kriegstroubeln nichts weiter gelitten, als daß die beiden Städte, und zwar ehrlich gestanden, widerwillig und saumselig genug, ihren Antheil zu dem Unterhalt der von dem Kurfürsten George Wilhelm, oder eigentlich von dem allmächtigen Minister desselben, den Grafen Schwarzenberg, für das Defensionswerk der Marken geworbenen Truppen hatte beitragen müssen. Nun aber, heute mit dem Frühesten, war aus dem Teltow die Nachricht eingetroffen, daß sich dort gestern des Torquato Conti Regiment eingelagert hätte, und daß diese alle übrigen Wallensteinischen Völker noch an Raubsucht und Zügellosigkeit übertreffenden italienischen Banden, so viel aus dem Kauderwälsch der Knechte und Offiziere derselben verständlich, in nächstkünftiger Nacht Berlin zu überfallen gedächten.

Der Oberstlieutenant des genannten Regiments sollte dabei, wie der erste Bote noch berichtete, auf dem Rathhause in Teltow gleich Brandmaterialien requirirt und dabei in seinem gebrochenen Deutsch geäußert haben, daß sie sich in den beiden reichen Städten wohl für ihren seit 9 Monaten rückständigen Sold zu entschädigen gedächten. Diese Soldateska! Diese Mordbrenner! Doch seit Kaiser Max, glorreichen Andenkens, war es freilich beim Hause Oestreich ordentlich zu einer stehenden Regel geworden, das Zahlen des Soldes für die eigene Soldateska zu vergessen und als stillschweigende Entschädigung dafür den Offizieren wie den Truppen bei der Plünderung und Schatzung der fremden Gebiete durch die Finger zu sehen. Ein ganzes Buch hätte sich von derlei Stückchen schreiben lassen, wo die kaiserlichen Kriegsvölker für die Befriedigung ihrer ausstehenden Forderungen von dem kaiserlichen Hofkriegsrath geradezu auf die Länder von Freund und Feind angewiesen worden waren. So arg wie der Wallenstein hatte es freilich in den deutschen Landen noch Niemand getrieben, und nun gar erst die von Torquato Conti! Diese Schelme schienen aus dem angeblichen Eintreiben ihres rückständigen Soldes geradezu ein ordentliches Gewerbe zu machen. Jüngst noch hatten sie unter dem nämlichen Vorwande die Stadt Krossen geplündert und danach den bis aufs Hemde ausgezogenen unglücklichen Einwohnern den rothen Hahn aufs Dach gesteckt. Auch Straußberg, Nauen und Treuenbrietzen waren von ihnen nicht minder hart mitgenommen worden, und doch war ihr Sold damals erst sechs oder sieben Monat im Rückstand gewesen, was ließ sich demnach nicht erst von diesen Galgenvögeln bei neun Monaten erwarten.

Es hätte nun eigentlich zwar mit dem nächtlichen Ersteigen der beiden Städte noch keine so große Sorge gehabt. Die Wälle derselben waren hoch und die Gräben davor tief genug, um allenfalls einem Sturme mit Ruhe entgegensehen zu können. Bedenklich erschien freilich, daß die Bürger außer der noch aus der Zeit der Hussitenkriege in dem Schuppen hinter dem Rathhause stehenden alten Karthaune, kein Geschütz besaßen. Indeß im kurfürstlichen Schloß und in Cöln befand sich zur Sicherung gegen dergleichen Handstreiche seit Ausgang vorigen Jahres schon die 5 Fähnlein starke Esquadron des kurbrandenburgischen Obristlieutenants Bastian von Hohendorf eingelegt, und überdies waren seit Mitte des laufenden Monats bei Köpenick und in den Rathsdörfern das

9 Fähnlein starke Regiment des Obersten von Redern und die beiden Cornette Reiter des Obristwachtmeister von Lehndorf einquartiert worden. Wenn man die in die Stadt gezogen hätte und sie sonst wie rechtschaffene Knechte zu handeln Willens gewesen wären, so möchte sicherlich Herr von Torquato Conti das leere Nachsehen behalten haben.

Nur blieb freilich zu bedenken, daß diese kurbrandenburgischen Truppen nicht nur seit neun Monaten, sondern überhaupt seit ihrer Errichtung Anfang 1626 und theilweise schon 1625, noch gar keinen Sold erhalten hatten. Der Minister von Schwarzenberg, selber ein geborner Oestreicher und als Staatsmann in der östreichischen Schule gebildet, konnte, was das Geheimniß des Truppenhaltens betraf, schließlich am Ende noch den kaiserlichen Räthen zu rathen geben. Der Mann hatte sich hierfür sein besonderes System gebildet. Die Summe, welche unter Hängen und Würgen die Stände zu diesem Zweck bewilligten, meinte er als kluger Haushalter bei sich am Besten aufgehoben, und ließ die betreffenden Gelder deshalb regelmäßig in die eigenen unergründlichen Taschen gleiten. Da es jedoch mit dem Unterhalt der brandenburgischen Soldateska auf fremdem Grund und Boden für das kleine Brandenburg allerdings seine Schwierigkeit gehabt haben würde, so blieben die Kerle zum Besten auf das Betteln, oder wie der officielle Ausdruck dafür lautete, das Garden im eigenen Lande angewiesen. Jeder Bauer befand sich durch kurfürstliches Rescript vom 20. November 1620 und 17. April 1625 angewiesen, je einem solchen gardenden Knechte einen Pfennig, der Koffäthe oder Büttner aber je einen Heller zu geben. Forderten die Burschen mehr, so blieb jenen großmüthig das Recht verliehen, dieselben statt der Pfennige oder Heller mit Schlägen zu bedienen. Dafür konnte der treffliche Minister allerdings nicht, daß die Schläge unter hundert Fällen neun und neunzig Mal den armen Bauern zu Theil wurden, und daß gelegentlich über die so von Staats wegen angestifteten blutigen Raufereien auch wohl ein Haus oder ein ganzes Dorf in Flammen aufging. Die kurfürstliche Regierung zog mindestens aus diesem Verfahren den Vortheil, durch das Halten der Soldaten keine unmittelbare Unlast zu erfahren, und wenn sonst Niemand, stand sich doch der Herr Graf ganz vortrefflich dabei. Trieben es die gardenden Knechte jedoch je einmal zu arg, nun so wurden zum warnenden Exempel ein Paar der sündigsten Schafe aus ihnen herausgegriffen, und der Scharfrichter machte mit Hängen, Rädern, Köpfen dann kurzen Prozeß mit denselben. Der Profoß und sein Steckenknecht waren aber die einzigen Personen bei den damaligen brandenburgischen Truppen, für welche der Minister zum Zweck einer guten Disciplin und einer schnellen Justiz eine regelmäßige Zahlung für nothwendig befunden hatte.

Aber wenn der Graf nur wenigstens zur Zeit in Berlin gewesen wäre, allein derselbe war vor acht oder zehn Tagen angeblich wegen dringender Geschäfte plötzlich nach Cleve abgereist. Ein dunkles Gerücht wollte übrigens schon damals wissen, daß die verwickelter gewordenen auswärtigen Verhältnisse, und namentlich noch ganz besonders die aus mannigfachen Anzeichen erkennbare immer schwierigere Haltung der brandenburgischen Truppen mit der eigentliche Anlaß zu dieser unverhofft schnellen Abreise gewesen wören. Auch geschah es mit dem nämlichen Zeitpunkt, daß das vorgenannte Regiment und die beiden Reiter Cornetten sich um Berlin zusammenzogen. Als Grund für diese letzte Maßregel ward zwar angegeben, daß dies zur größeren Sicherheit für die beiden Städte verfügt worden sei, allein wer konnte wissen, was der Minister hiermit eigentlich im Schilde führte und ob ihm zur Abwechslung und Aushülfe nicht am Ende gar die Idee vorschwebte, nach östreichischem Muster einmal die Truppen, wenn nicht im fremden doch im eigenen Lande sich ihre eigene Befriedigung suchen zu lassen. Der Markgraf Sigismund, der während seiner Abwesenheit von dem Schlosse zu Cöln aus die Statthalterschaft über die Mark führte, würde bei seiner wider die beiden Städte oft genug bekundeten feindseligen Gesinnung, einer tüchtigen Abschröpfung derselben sicher nichts in den Weg gelegt haben, und was den Kurfürsten betraf, welcher sich seit anderthalb Jahren und darüber wegen des zwischen Schweden und Polen ausgebrochenen, und meist auf preußischem Boden ausgefochtenen Krieges in Preußen befand, nun so hätte der, wofern der Akt sich einmal vollführt hatte, wohl auch schwerlich dagegen etwas zu erinnern befunden. Rath und gemeine Bürgerschaft hielten deshalb auch ihre Thore gegen die neuen Ankömmlinge fest geschlossen und das wiederholte Ansinnen des Markgrafen, die Truppen in ihre Mauern aufzunehmen, war von derselben entschieden zurückgewiesen worden.

Man muß gestehen, die Lage konnte kaum eine schlimmere sein. Schwarzenberg und der Markgraf mochten dabei zwar immerhin nur die Absicht haben, die Bürgerschaft beider Städte unter dem Druck der ihnen aufgebürdeten Einquartierung tüchtig zahlen zu lassen; allein wer wollte bei der schlimmen Beschaffenheit der brandenburgischen Truppen dafür bürgen, auf wie lange und ob überhaupt dieselben noch in Zaum und Zügel gehalten werden könnten, und wie weit dies führen würde. Daß aber die obige Muthmaßung als unbedingt richtig angenommen werden durfte, darüber ließ das Verhalten des Markgrafen unter der eingetretenen Krisis kaum mehr einen Zweifel. Derselbe hatte nämlich mit dem ersten Eintreffen der Nachrichten aus dem Teltow sofort die gesammte Hohendorfsche Esquadron in das kurfürstliche Schloß gezogen und alle bisherigen Aufforderungen und Bitten des Raths, die in Köpnick und den Gemeindedörfern stehenden brandenburgischen Truppen gegen

den Feind marschiren zu lassen, mit dem kurz gefaßten Ansinnen erwidert, dieselben zunächst erst in die Stadt aufzunehmen. Die Freunde blieben somit fast mehr noch als die Feinde zu fürchten, und dann, es erschien ja doch noch immer möglich, daß diese Letzteren am Ende entweder gar nicht kommen würden, oder auch, daß die Kunde von deren Anrücken auf nichts als eine Kriegslist zur Oeffnung der Thore für die eignen Truppen hinausliefe. Der Rath wußte deshalb auch keinen Beschluß zu finden. Um sich wenigstens über diesen letzten Punkt Gewißheit zu verschaffen, hatte derselbe zwar schon noch vor neun Uhr Morgens einige Freiwillige von den Schlächtern und Bäckern, welche nach uraltem Herkommen bei der bewaffneten Bürgerschaft den Reiterdienst versahen, auf Kundschaft gegen Teltow ausgesendet, noch war indeß keiner von diesen Männern zurückgekehrt, einige zu Fuß ausgesendete Boten wollten dagegen schon auf der Höhe des Tempelhofer Berges Alles schwarz vom Feinde gesehen haben, doch waltete bei den verwirrten und sich widersprechenden Berichten der Leute allerdings der Verdacht ob, daß die Furcht ihre Augen geblendet haben möchte.

Der Bürgermeister Blechschmidt trocknete sich eben im Rathssaale den kalten Angstschweiß von der Stirn. Eine letzte, noch dringendere Bitte an den Markgrafen, zur Sicherheit der beiden Städte endlich das Nöthige zu veranlassen, war von diesem eben wieder mit den schon auf alle früheren derartigen Botschaften gegebenen Bescheid abgefertigt worden. Nur daß derselbe diesmal noch hinzugefügt hatte, daß, wofern der Rath nun nicht bald schlüssig werden sollte, die außen liegenden brandenburgischen Truppen einzulassen, er die Thore hierzu von Innen her auch wohl ohne dessen Bewilligung zu öffnen wissen würde.

„Ihr Herren", hatte der geängstete Würdenträger unter dem tobenden Lärm der sich widerstreitenden Meinungen eingeworfen, „wär's nicht am Ende doch zum Besten, wenn wir dem Markgrafen den Willen thäten?"

„Was", schrie einer der Rathsherrn dawider, „nun und nimmermehr! Wollen wir uns etwa freiwillig von den schäbigen Lumpen da außen das Fell von den Knochen schinden lassen? Es ist eitel Lug und Trug, sage ich Euch, mit den Wallenstein'schen, Alles nur ersonnen, um einmal so recht nach Herzens Lust an unsere Paar gesparte Nothgroschen zu kommen. Daß die Städte noch nothdürftig das Ihrige beisammen gehalten haben, hat gewisse Leute schon lange in tiefster Seele gewurmt. Gewalt mag mit Gewalt vertrieben werden" ...

Der Schluß der Ausführung des Redners ging über den stürmischen Aufstand verloren, welchen seine letzten Worte in der Versammlung hervorgerufen hatte. „Ja, Gewalt gegen Gewalt!" riefen die Einen. „Um Gotteswillen!" beschwichtigten die Andern, „das wäre ja nichts Anderes als die helle Rebellion. Denkt an 1615, Ihr Herren. Was würde des Kurfürsten Liebden dazu sagen? Der Markgraf ist doch am Ende sein Stellvertreter."

Der Bürgermeister hatte mit einem wahren Feuereifer den letzten glücklichen Einwurf aufgegriffen. „Ja, ganz recht", rief er, „1615. Erinnern sich die Herren nur, wie es nach dem großen Auflaufe jenes Jahres den beiden Städten ergangen ist. Haben wir nicht damals für die Stänkereien, welche der Prediger Huler von St. Petri wegen des Uebertritts des hochseligen Kurfürsten zu den Reformirten angestiftet, die doppelte Auflage und noch drei schwere Schatzungen hintereinander zahlen müssen. Und was hatten die beiden Städte nicht sonst noch unter den Folgen jenes bösen Handels zu leiden. Oder ist es etwa nicht von da ab, daß die brandenburgischen Kurfürsten fast mehr zu Königsberg, da unten in Preußen, als in diesen ihren Residenzien residiren? Wenn nun der Kurfürst um eines solchen erneuten Vorkommnisses willen seine wiederholte Drohung wahr macht, den Hof ganz von hier nach Küstrin, oder sonst wohin zu verlegen, wie würde darunter das bürgerliche Gewerbe leiden. Wenn er uns nun gar den Kopf vor die Füße legen ließe. Nein, ums Himmelswillen! nur keine offene Gewalt Ihr Herren."

Der tiefe Eindruck dieser friedlichen Vorstellung ließ sich unmöglich verkennen, ein beifälliges Gemurmel lief um die Rathstafel. „Es ist doch aber gegen die Pacten und verbrieften Gelöbnisse noch aus des Kurfürsten Johann George Zeiten, daß die Städte ohne ihre eigene Zustimmung irgend welches Kriegsvolk bei sich aufzunehmen brauchen", murrte der vorige Redner mehr, als daß er bei der augenscheinlich allgemeinen Stimmung gegen ihn noch einen abermaligen offenen Widerspruch gewagt hätte.

„Wer spricht denn davon die Truppen in die Stadt aufzunehmen", suchte jener die etwaige Wirkung des neuen Einwandes abzulenken. „Aber nicht, ihr Herren, Alles in Liebe und Einigkeit? und möglicherweise ließe sich doch am Ende noch eine gütliche Uebereinkunft vermitteln. Wie wär's darum, wenn wir unter der Bedingung, daß der Herr Markgraf das Rederusche Regiment und die beiden Cornetten von Lehndorf wider die Kaiserlichen marschiren ließe, gegen denselben zur Aufbringung einer freiwilligen Schatzung erbieten würden. Vielleicht, daß das wirken möchte. So ein vier oder sechs Tausend Thaler, meine ich" ...

So honigsüß der Bürgermeister gesprochen, war doch mit den ersten Worten der von ihm gestellten Zumuthung des Zahlens ein allgemeiner Sturm des Unwillens gegen denselben losgebrochen. „Nicht einen rothen Heller gebe ich", hatte einer der Rathsherrn, ein kugelrundes Männchen mit puterrothem Vollmondgesicht dazwischen gerufen. „Die Hungerleider! Die Schelme! Was, haben wir in den letzten zwei Jahren nicht an die 20,000 Thaler schon zu dem Unterhalt dieser zusammengelaufenen Strolche beigetragen?

Und was hat dies mit so schwerem Gelde geworbene Kriegsvolk dem Lande dafür schon für Nutzen geschaffen? Was, frage ich?"

Zwanzig Stimmen schrieen durcheinander, das ganze endlose Sündenregister, wo und wie auf brandenburgischem Boden die eigenen brandenburgischen Truppen geplündert und ärger als die Türken und Heiden gehaust hatten, wie sie dem Feinde stets sorgfältig ausgewichen und immer nur da aufgetreten wären, wo sie völlig entbehrlich gewesen, umgekehrt nie aber dort, wo ihre Gegenwart vielleicht hätte Nutzen schaffen mögen. Dazu die Völlerei und Unbotmäßigkeit der gemeinen Knechte und das nichtsnutzige Schlemmerleben, wie die schändlichen Praktiken und Kniffe ihrer Obersten und Offiziere, das Alles mußte zum hundertsten Male an diesem Tage vor der erhitzten Versammlung die Revüe passiren.

Bei aller Uebereinstimmung im Punkte des Nichtzahlens fehlte indeß viel, daß die Herren sonst auch nur in einer Beziehung einig gewesen wären. Die, welche etwa entschieden handeln wollten, sahen sich von der weit überwiegenden Mehrzahl nicht minder heftig abgewiesen.

„Wenn wir", ließ sich mit dem Moment, wo aus allseitiger Erschöpfung der Lärmen sich wieder nothdürftig gesänftigt hatte, eine dünne Fistelstimme vernehmen, „wenn wir nun zunächst die Boten aus dem Teltow der peinlichen Frage unterwürfen, ob wir da nicht den Dingen zum Besten auf die Spur kommen möchten?" Die lange, dürre Gestalt mit den eingefallenen Wangen und der Habichtsnase, blickte aus seinen kleinen grauen Augen so katzenfreundlich über die lautlos ihn anstarrende Versammlung, als ob für die Betreffenden bei seinem menschenfreundlichen Vorschlage von irgend einer ganz besonderen Lustbarkeit und nicht von Daumschrauben und spanischen Stiefeln die Rede gewesen wäre.

Das vorgeschlagene Auskunftsmittel leuchtete Allen zu sehr ein, als daß sich auch nur eine Stimme dawider hätte erheben sollen. Mindestens ward damit doch wieder ein neuer willkommener Aufschub für die zu treffende eigene Entschließung gewonnen. „Der Herr Collega hat Recht! Wo sind die Boten? lärmten die Einen. „Vielleicht daß am Ende auch die Drohung bei den dummen Bauern schon ausreicht, ihnen ein Geständniß abzupressen", versuchten Andere den ihnen aufsteigenden Zweifel über die Rechtmäßigkeit des beabsichtigten Verfahrens zu beschwichtigen. Der Bürgermeister schüttelte in seinem Eifer für die Ausführung der beantragten Maßregel die von dem Tische aufgegriffene silberne Schelle, als ob er Sturm läuten wollte.

Als ein ungünstiger Umstand für die Verwirklichung der ins Auge gefaßten Procedur erwies sich nur, daß man vergessen hatte, die eingetroffenen Boten zurückzubehalten. Bereits war jedoch die Nachricht von dem, was beschlossen, bis zu der Menge außen auf der Straße gedrungen und hundert Stimmen ertheilten Auskunft, wo dieser oder jener der Gesuchten zuletzt gesehen worden sei, hundert rüstige Burschen stürzten nach allen Richtungen davon, um einen oder den andern von denselben zur Stelle zu fördern. Wofern die Aermsten sich noch in der Stadt befanden, erschien es bei der großen Zahl der nach ihnen Forschenden geradezu unmöglich, daß sie sich lange vor deren Späherblicken sollten verborgen halten können.

Noch unter dem andauernden Geschrei und Rufen hallte jedoch plötzlich die Feuerglocke vom Thurm der nahen Nicolaikirche. „Es brennt!" pflanzte von den entfernteren Straßenecken der Ruf sich fort. Auch in St. Marien begann es zu stürmen und ferner Glockenlaut klang gleichzeitig von den Kirchen und Kapellen aus Cöln herüber.

„Feuer! Feuer!" Die Menge stäubte bis auf den zurückbleibenden geringen Rest derer auseinander, welche überhaupt nichts zu verlieren hatten. „Wo brennts? Von wo ist der Lärm ausgegangen?" fragten oben aus den Fenstern die bestürzt sich herauslehnenden Rathsherren.

Bereits kamen Einzelne von den Feuerwachen bei den Thürmen wieder zurückgelaufen. „Es ist nichts!" hörte man dieselben schon aus der Ferne rufen, „Das Feuer ist weit außerhalb der Stadt. Ueber der Köpnicker Haide, etwa in der Richtung nach Britz, sieht man die Rauchwolken aufsteigen."

Beinahe gleichzeitig sah man einen Mann von der Bürgerwehr, den langen Spieß über der Schulter und die Sturmhaube über die Eise seines Laufs bis in den Nacken zurückgeschoben, die Georgenstraße von der langen Brücke her heraufstürmen. „Es ist der lange Bartels, der Tuchscheerer von der Lappstraße", riefen Einige, „er war zu der Wache an der Gertraudenpforte eingetheilt. — Bartels, was giebts? Was ist geschehen? Wo ist das Feuer? kreuzten sich die Fragen der dem neuen Ankömmling Entgegenstürzenden.

Der Mann konnte vor dem ihn umwogenden Gedränge nicht weiter. „Was soll es geben", keuchte er, „Verrath und Mord und Brand. Es geht los, sage ich Euch. Eben ist ein Offizier von den Reitern von Lehndorf am Thore eingetroffen. Wir wollten ihn nicht einlassen, doch: Ob wir seine Verspätung bei dem Markgrafen und dem Kurfürsten verantworten wollten, Tod und Leben hinge von seiner Sendung ab, hat er uns geantwortet. Ich sollte ihn zum Rathhause geleiten, indeß auf dem halben Wege, da wo die Gertrauden in die Hohe Straße einbiegt, hat der Schuft mich unversehens mit seinem Pferde niedergeritten und ist allein zum Schlosse gesprengt."

„Der hat das Signal überbracht!" Es blieb bei dem plötzlich ausbrechenden Geschrei nicht zu erkennen, ob der Bürgersoldat, oder wer sonst zuerst diese Muthmaßung hinausgerufen hatte. „Ach Du allmächtiger Gott!" kreischten die mit herzugelaufenen Weiber,

„es geht los, das Kind im Mutterleibe werden die Bluthunde nicht verschonen."

„Es ist ein Gefecht da außen!" riefen neu von den Thürmen Herzugelaufene, „man hört deutlich das Schießen aus der Ferne. Jetzt ist auch nach Stralow zu oder darüber hinaus, ein Feuer aufgegangen."

Die Versammlung oben im Rathhaussaale hatte sich unter den Schrecken der letzten fünf Minuten bis auf wenige noch auf ihren Plätzen ausharrende Mitglieder gelichtet. „Werthe Herren, es bleibt keine Minute mehr zu verlieren", redete der Bürgermeister mit merkbar bebender Stimme auf dieselben ein, „Ihr hört es ja, es findet ein Gefecht da außen statt. Der Markgraf hat also, trotz seiner anscheinenden Weigerung, unseren ihm bisher zugestellten Bitten zu entsprechen, im Geheim doch die beiden Cornette Reiter und wahrscheinlich auch die übrigen Truppen dem anrückenden Feinde entgegengesendet. Dafür ist es nun an uns, dieser edlen Handlungsweise durch ein gleiches Entgegenkommen zu entsprechen, denn über den Anmarsch der Kaiserlichen kann nun doch unmöglich mehr ein Zweifel statthaben. Erklären wir dem hohen Herrn deshalb, zu der Aufnahme der außenstehenden Truppen unsere Zustimmung geben zu wollen. Wir könnten es ja vor Gott und unserem Gewissen nicht verantworten, wenn die Stadt von dem Feinde erstiegen und geplündert, oder gar, was der Allmächtige in Gnaden verhüten möge, mit Brand angestoßen werden sollte."

Die meisten der noch Anwesenden stimmten in diese Ansicht ein, nur der vorhin schon die Opposition vertretende Rathsherr wagte, jedoch gleicherweise ohne den vorigen Klang in seiner Stimme, die durch die Entfernung so vieler Mitglieder veranlaßte Beschlußunfähigkeit der Versammlung gegen eine sofortige Beschlußfassung einzuwenden.

„Bester Collega", richtete der oberste städtische Würdenträger das Wort an denselben, „wir Alle und ich gewiß zumeist, erkennen rühmend Euren Eifer für das allgemeine Wohl; allein hier hilft ja doch Alles nichts mehr. Wollen Sie die Verantwortlichkeit für eine fernere Weigerung auf Ihre Schultern nehmen?"

Der Bürgersoldat von unten auf der Straße war unter den letzten Worten in das Rathszimmer getreten und stattete dem Bürgermeister seine Meldung ab. In dem einen ihn beherrschenden Gedanken, mit dem Markgrafen so schnell als möglich über die Oeffnung der Stadt abzuschließen, hörte der Letztere übrigens nur mit halbem Ohre auf den Bericht des Mannes. „Also, werthe Herren", kehrte er sich mit einem: „Gut, schon gut", noch bevor jener geendet, wieder zu den Rathsherren, „wir sind einig über den Abschluß, ich übernehme schließlich jede Verantwortung. Es muß sofort eine Deputation an den Markgrafen gesendet werden" . . .

Ein erneutes, unten auf der Straße ausbrechendes Geschrei schnitt ihm das Wort im Munde ab. „Es ist der Tile Krokow", hörte man rufen, „der Meister aus dem Scharren unter dem Hohen Steinweg, er befand sich mit unter den Reitern, welche heute Morgen nach dem Teltow ausgeritten sind." Aus dem Stimmengewirr ließ sich nichts Bestimmtes mehr unterscheiden. Jetzt vernahm man eine einzelne Stimme und ein allgemeines Wuthgebrüll bildete den Schluß der Rede. „Schlagt sie todt, die Hunde! Der Rath muß uns Recht schaffen! Auf zum Schlosse! Bewaffnet Euch! Was, sind wir nicht mehr die Männer vom alten Berlin?" brauste es durcheinander. Auch Weiber heulten dazwischen. Die Mauern erschütterten unter den Tritten der die Treppe Hinaufstürmenden, die Thür zum Sitzungssaal flog beinahe aus ihren Angeln, und ein kurzer, dicker Mann in Reitertracht ward von dem Schwall der Nachstürzenden bis unmittelbar vor den Rathstisch getragen.

Der Reiter schien aus einem harten Strauß gekommen, sein kurzes blaues Wams zeigte sich über und über mit Koth bedeckt und an mehr als einer Stelle zerrissen, die linke Schulter namentlich klaffte wie von einem flach abgeglittenen Säbelhiebe. Den Hut mochte der Mann unter der Eile seiner Flucht verloren haben, die hohen Stiefeln schlappten bis über die halbe Wade nieder. Ebenso standen seine Kleidungsstücke steif von Nässe, und die breite Schmarre über der rechten Wange, wovon das getrocknete Blut noch sein rothes und erhitztes Gesicht überklebte, konnte der ganzen Art der Verwundung nach unmöglich anders als von einem nach ihm abgefeuerten Pistolenschuß herrührend gedeutet werden.

(Schluß folgt.)

Ein Aufgegebener.

Erzählung von Friedrich Friedrich.

(Schluß.)

Max zuckte zusammen. Das Blut wich aus seinen Wangen, wohin es sich kurz vorher gedrängt hatte. Er schwieg. — „Willst Du vielleicht um Verzeihung bitten wegen Deines bubenhaften Benehmens gegen den Geheimerath?" fuhr der Alte fort. „Soweit ist es mit Dir gekommen!" . . .

Max unterbrach ihn. „Nein — nein, und wenn mein Leben davon abhinge, ich thäte es nicht!"

Die Augen des Alten schlossen sich halb, dennoch blickten sie drohend, durchdringend.

„Du willst es nicht, Du Entarteter," rief er, vom Sopha aufspringend. „Weshalb kommst Du hier-

her — Was willst Du hier? Du weißt, daß ich nichts mehr mit Dir zu schaffen habe!"

Max kämpfte sichtbar mit sich. Er wollte und mußte sich beherrschen. Er durfte den Versuch der Versöhnung so leicht noch nicht aufgeben, denn er fühlte, daß es der letzte war, zu dem er die Hand bot.

„Vater — Vater!" rief er, und seine Stimme klang mächtig erbebend. — „Vater," fuhr er ruhiger, bittend fort, „Versöhnung!"

Noch einmal reichte er ihm die Rechte dar.

Der Alte stieß sie unwillig, kalt zurück. „Haha! Versöhnung mit Dir, nachdem Du Schande und Schmach auf Deinen und meinen Namen gehäuft hast! Versöhnung, nachdem Du so tief gesunken bist, daß die Leute mit Fingern auf Dich zeigen! Haha! — Weshalb bist Du nicht früher gekommen — ich wollte ja für Dich sorgen, Dir eine Stelle verschaffen, die Dich ernährt hätte; freilich hättest Du den steifen Nacken etwas beugen müssen! Jetzt, da die Noth Dich drängt, kommst Du und glaubst es sei genug, wenn Du die Hand mir entgegenhältst! Ha! Du bist großmüthig! Mich wundert, daß Dein Stolz dies gestattet hat! — Ich habe Dich längst aufgegeben — ich habe nichts mehr mit Dir zu schaffen — rechne auf kein Mitleid von mir, und wenn Du im Elend!"...

„Halt ein!" rief Max, die Worte gewaltsam hervorpressend. Er hatte geschwiegen bis dahin — jetzt wurde es zu viel. Er hatte mehr ertragen, als seine Kräfte zuließen. „Nicht die Noth hat mich zu Dir getrieben, denn Du weißt, daß ich eher verhungern würde. Versöhnung wollte ich — nur Versöhnung, um einen Haltpunkt für mein inneres Leben zu haben. Du stößt mich zurück, kalt, mitleidlos, in Deinem Herzen ist kein Raum mehr für mich, wie ich darin nie Platz gefunden habe. Du selbst hast mich dahin gebracht, wo ich stehe — Du selbst. In Deinen Augen war ich schon ein Entarteter, ein Unverbesserlicher, ein Aufgegebener, ehe ich das Leben noch begriffen hatte. Einen Verlorenen nennst Du mich, weil ich gewagt hatte anders zu denken als Du!" —

„Ruhig!" unterbrach ihn sein Vater heftig. „In meinem Hause dulde ich!" —

„Haha! Ja es ist Dein Haus!" rief Max, und stürzte fort aus dem Zimmer und dem Hause.

Er eilte hinaus aus der Stadt in den Wald. Er mußte allein sein mit sich und dem, was in ihm stürmte. Nur jetzt keinen Menschen um sich sehen — der Gruß eines Freundes hätte ihn zur Wildheit reizen können — es war ja Verrath und Narrheit Alles, was das Leben bot. Sein Herz schlug aufgeregt, schnell. Er hätte es aus der Brust reißen mögen, denn wozu hat ein Verstoßener noch ein Herz nöthig. Eitle Thorheit war Alles, was ihm heilig gewesen war!

Und doch, als er in den Wald trat, als die heilige Ruhe desselben ihn umgab, als den von den Menschen Verstoßenen die Natur gleichsam mit offenen Armen aufnahm, da warf er sich auf die Erde und weinte heftig. — Auch ein Aufgegebener kann ja noch weinen! —

Mehrere Monate waren verflossen. Der Frühling des Jahres 1848 war hereingebrochen und ein neuer Völkerfrühling schien mit ihm zu erstehen, schön und gewaltig. Ein mächtiger Hauch wehte über ganz Deutschland hin, der Hauch der Freiheit. Was die besseren Köpfe seit Jahren ersehnt und erstrebt hatten, schien nun endlich in Erfüllung zu gehen. All die Kräfte, welche bis dahin geschlummert, brachen hervor, Manches überfluthend und erdrückend. An den alten Fesseln wurde gewaltig gerüttelt und der Jubelruf aus Millionen Kehlen übertönte den Angstschrei aller derer, welche der glücklichen Bewegung feindlich, an dem Alten hingen.

Für Garner war ein neues Leben erwachsen. Anfangs ließ er sich jubelnd von den Freiheitswellen gleichsam schaukeln und tragen. Er dachte nicht an sich, die ganze Bewegung war ihm eine zu hohe und heilige. Für des Volkes Freiheit und Rechte hätte er mit Freuden sein Leben gelassen. Jetzt war das freie Wort endlich zur Geltung gekommen. Einer der ersten Schläge mit hatte die Censur betroffen. Seine Feder war unablässig thätig. Sich selbst gönnte er keine Ruhe — was lag an ihm! In den Volksversammlungen sprach er und was sein Geist seit Jahren im Stillen gesammelt, strömte jetzt hervor. Zu einem der Freiheitsführer in der Stadt wurde er erwählt. Sein Herz schlug hoch und mächtig. Nicht aus Stolz, sondern in dem Bewußtsein, daß er endlich eine Stellung gefunden, die seinem innersten Wesen entsprach, in der er wirken konnte.

Und welche Genugthuung fand er darin, daß Männer, die ihn haßten, welche noch vor wenigen Wochen ihn keines Blickes gewürdigt hatten, sich jetzt ihm schmeichelnd nahten. Sie fühlten, welche gewaltige Macht er in dem Volke, das ihn auf seine jetzige Stellung erhoben, an der Hand hatte. Nur sein Vater blieb ihm fern, ferner noch als früher. Sein Charakter hatte viel mit dem seines Sohnes gemein, gleich fest und zäh, nur daß diese Festigkeit sich in einer ganz andern Weise und anderer Richtung äußerte.

Garner wurde von dem Volke fast triumphirend auf den Händen getragen; in seinen Reden lag eine überwältigende, begeisternde Kraft, er war sich derselben bewußt und dennoch behielt er Besonnenheit und Stärke genug, daß er sich nicht von der immer wilder und stürmischer brausenden Menge mit fortreißen ließ. Mit Entschiedenheit stemmte er sich ihnen entgegen. Mit ruhigem Geiste überblickte er die Verhältnisse und verkannte die Macht nicht, welche dem Volke noch immer entgegenstand. Sollte dieses siegreich aus dem Kampfe hervorgehen, so mußte es erst einig werden unter sich selbst und klar über das Ziel, dem es entgegenstrebte. Dahin wollte er es zu

bringen suchen. Das wilde, willkürliche Aufbrausen konnte zu nichts führen, als zu einer sichern Niederlage und um so größerer Unterdrückung hinterher.

Es gelang ihm zum Theil. Die ersten Anfänge zu einer Barrikade in den Straßen, welche das Signal zum allgemeinen Aufstande gegeben haben würde, riß er selbst nieder — das Volk hatte ja nicht einmal Waffen sie zu vertheidigen, und das Militair wartete mit Ungeduld auf diese ersten Zeichen des offenen Aufstandes. Dennoch wollte er die Vortheile, welche aus diesen Verhältnissen, aus der aufgeregten Stimmung des Volkes zu gewinnen waren, nicht unbenutzt vorübergehen lassen.

Eine Volksversammlung wurde durch ihn zusammen berufen und durch die überwältigende Kraft seiner Rede brachte er es dahin, daß zuerst noch ein anderer Weg versucht wurde. Eine aus drei Männern bestehende Deputation, deren Führer und Sprecher er war, wurde zum Fürsten gesandt. Große Hoffnungen wurden von Manchen daran geknüpft. Garner sprach vor dem Fürsten mit Begeisterung und fast aufopfernder Freisinnigkeit, und er brachte dem Volke auch Zugeständnisse und Versprechungen des Fürsten mit, zu denen er sich in der Bedrängniß des Augenblicks herabgelassen hatte, denn vor dem Schlosse standen Tausende, welche dem Erfolge der Deputation mit Erwartung entgegensahen. Mit Jubel wurde er begrüßt und der Erfolg aufgenommen. Er konnte nicht in ihm einstimmen, denn er vermochte dem Volke keine Sicherheit zu geben, daß des Fürsten Versprechungen aufrichtig gemeint seien und auch erfüllt würden. Versprechungen sind Worte und es sind damals viele Worte gesprochen worden.

Nur Eins war durch die Deputation erreicht. Ein Theil der Bürger erhielt die Waffen zurück, welche ihnen vor Jahren genommen waren, und die frühere Communalgarde wurde wieder errichtet und übernahm es, für die Ruhe in der Stadt mit Sorge zu tragen. Das Volk aber grollte, daß die anderen Verheißungen nicht erfüllt wurden. Es richtete seinen Unwillen hauptsächlich auf einzelne Männer, und es wurde dabei von einem richtigen Instincte geleitet. Auf den Geheimerath von Giese und seinen vertrauten Freund, den Steuerrath Busse, Adelheids Vater, hatte es seinen ganzen Haß geworfen. Es war kein Geheimniß geblieben, daß diese beiden Männer Alles aufboten, die Bestrebungen des Volks zu hintertreiben, daß jede Art der Freiheit ihnen verhaßt war.

Garner hatte schwere und unruhige Tage. Von allen Seiten wurde er in Anspruch genommen. Er that es willig und wenn er sich selbst zum Opfer hätte bringen müssen.

Nach einem unruhigen, mühevollen Tage hatte er sich in sein stilles Zimmer geflüchtet. Hier hoffte er die wenigen Stunden des Abends ungestört zu bleiben und ausruhen zu können. Er blickte nicht mehr hinüber über die Gärten zu den erhellten Fenstern Adelheids. Das waren überwundene Jugendthorheiten. Freilich hatte ihn die Ueberwindung ein Stück von seinem innersten Leben gekostet. Nur selten dachte er daran zurück.

Durch lauten Lärm auf der Straße wurde er in seiner Ruhe gestört. Er wollte nicht darauf hören, jeden Abend kam ja ähnlicher Lärm auf der Straße vor — Scenen mit Betrunkenen, welche die schwache erlangte Freiheit in ihrer Weise feierten; aber der Tumult kam näher und näher. Schon hörte er das wilde Rufen und Schreien vieler Stimmen durcheinander — er blieb an seinem Schreibtische sitzen.

Da wurde hastig die Zimmerthür aufgerissen und zwei Männer stürzten hinein.

„Retten Sie uns — verbergen Sie uns! Wir sind verloren, wenn das Volk — der Pöbel, uns findet!" rief der eine von ihnen.

Garner war aufgesprungen. Bei dem schwachen Schimmer seiner Studirlampe hatte er die beiden bleichen Gesichter nicht sofort erkannt. Er trat vor sie hin. Wie gebannt blieb er stehen.

„Ha! Garner — Garner! — Wir sind verloren!" riefen die beiden Männer, erschreckt zurückfahrend.

Um Garners Mund zuckte ein mitleidiges Lächeln.

„Ich bin es Herr Geheimerath von Giese und Herr Steuerrath Busse," sprach er. Beide Männer standen bleich, zitternd vor ihm. „Vor dem Pöbel suchen Sie Schutz bei mir — bei dem Aufgegebenen, dem Verstoßenen!"

Die Stimmen der Verfolgenden erschallten schon im Hause. „Hier müssen sie sein! In dies Haus haben sie sich geflüchtet! — Haltet die Thüren besetzt! — Durchsucht das ganze Haus! — An die Laternenpfähle mit ihnen! Hängt sie! Hängt sie!"

Zitternd hörten beide Männer diese Worte.

„Retten Sie uns! Verbergen Sie uns Herr Garner!" flehte der Geheimerath in höchster Angst. „Haben Sie Mitleid — retten Sie uns! Beim allmächtigen Gott, wir wollen es Ihnen einst Dank wissen! Bei Ihnen wird uns Niemand suchen! Retten — retten Sie uns!"

„Bei mir wird Sie freilich Niemand suchen, Herr Geheimerath!" erwiderte Garner nicht ohne ein genugthuendes Lächeln.

Die wilden Stimmen draußen näherten sich der Thür.

„Bester Freund — retten Sie uns — haben Sie Erbarmen! Wenn ich Sie einst beleidigt habe!"... rief Giese und sank vor ihm auf die Knie.

Garners Brauen zogen sich zusammen.

„Es ist gut, daß Sie mich hieran erinnern — stehen Sie auf! Ja, ich will Sie retten!"

Die Thür wurde aufgerissen. „Da sind sie — da sind die Verräther! Heraus mit ihnen! Hängt sie! — An die Laternenpfähle mit ihnen!" riefen ein Dutzend Stimmen zugleich. Mehrere Männer drängten sich in das Zimmer.

„Zurück!" rief Garner, ihnen entschlossen entgegentretend. „Zurück! Was wollt Ihr?"

„Heraus mit den beiden Verräthern! An der ersten Thür wollen wir sie aufhängen! Sie sind Verräther!"

„Ruhig, ruhig, Freunde!" rief Garner. „Was wollt Ihr von den beiden Männern?"

„Sie haben sich in unsre Versammlung eingeschlichen," entgegnete einer der Männer. „Jedes freie Wort welches gesprochen ist, haben sie heimlich aufgeschrieben, jeden Namen sich notirt. Sie sind Verräther und sollen die Strafe haben, welche sie verdienen!"

Einen Augenblick schien Garner in seinem Entschlusse zu schwanken. Nur einen Augenblick, dann trat er fest, entschieden vor die aufgeregten Männer hin, welche einen Theil des Zimmers erfüllten.

„Freunde!" sprach er mit lauter Stimme, „ich habe diesen beiden Männern meinen Beistand — ihre Rettung zugesagt!"

„Hoho! Er hält es mit den Verräthern! Er hat sich von der Sache des Volkes abgewandt!" unterbrach ihn eine Stimme.

Ueber seine Wangen schoß eine dunkle Röthe — er bekämpfte sich, um ruhig zu bleiben.

„Hört mich an, Freunde!" fuhr er fort. „Ob ich es ehrlich mit Euch meine, ob ich Eurer — unsrer Sache getreu geblieben bin oder nicht, das wißt Ihr selbst am Besten. Mein Lebensglück, Rang und Stellung habe ich ihr geopfert! Und ich werde ihr mein Leben zum Opfer bringen, wenn ich ihr dadurch nützen kann. Dennoch habe ich diesen Männern hier die Rettung zugesichert! — Ob ich es mit ihnen halte! Hört mich an Freunde! Vor wenigen Monaten hat mich dieser Mann hier, der Geheimerath von Giese, aus dem Hause geworfen, weil ich es wagte, ihm meine offene Meinung ins Gesicht zu sagen. Er hat mich verfolgt und mir im Geheimen den letzten Weg abzuschneiden gesucht, auf dem ich mich ärmlicher als Ihr selbst unterhielt. — Vor wenigen Monaten hat dieser Mann hier, der Steuerrath Busse, mit dessen Tochter ich seit Jahren verlobt war, mir sein Haus verboten, weil ich andre Ansichten von Recht und Freiheit hatte als er!"

„An den Galgen mit beiden!" unterbrach ihn einer der Männer und die andern riefen nach: „An den Galgen mit ihnen!"

„Nein!" entgegnete Garner entschlossen. „Keiner von Euch soll Hand an sie legen. Keiner! Ich will mein gegebenes Wort halten — nicht ihretwillen, sondern Euretwegen. Die junge Freiheit, welche wir erlangt haben, soll nicht mit dem Blute dieser Männer beschmutzt werden — und sie würde dadurch beschmutzt! Ich verachte sie vielleicht noch mehr als Ihr, aber ich will nicht, daß Ihr Hand an sie legt. Eure Hände sind zu gut für sie! Es soll nicht von dem Volke heißen, daß es sich zu Henkern gemacht habe!"

Ein lautes Hurrah! unterbrach ihn. Er wußte, daß er gesiegt hatte. „Sie sind aber Verräther! Frei dürfen sie nicht ausgehen!" rief einer der Erbittertsten.

„Gebt mir Bürgschaft, daß Ihr sie nicht antasten wollt", fuhr Garner fort, „dann mögt Ihr sie zur Bürgerwache führen, dort wird sich erweisen, ob Ihr Recht habt oder nicht."

„Unser Wort als Pfand! Es soll ihnen nichts geschehen!" riefen zwanzig Stimmen zugleich.

Garner sah den einzigen Weg hierin, die beiden Räthe sicher zu stellen und durch ihre Rettung größeres Unheil von dem Volke abzuwenden. Das Blut derselben würde hundertfach an ihm gerächt sein.

Zitternd, bleich, mit ängstlichen Blicken standen die beiden Verfolgten da. Sie zögerten, den Männern aus dem Volke zu folgen.

„Gehen Sie getrost mit, meine Herren", sprach Garner, „auf das Wort dieser Männer können Sie sich verlassen. Kein Haar wird Ihnen gekrümmt werden — ich bürge dafür. Diese Leute sind nicht gewohnt etwas zu versprechen und in derselben Stunde es noch zu brechen."

Zagend, bebend, verließen der Geheimerath und der Steuerrath das Zimmer. Von den Männern umringt wurden sie nach der Bürgerwache geführt und dem wachthabenden Offizier übergeben. Auch Garner eilte kurze Zeit darauf dorthin. Er mußte ihre Freilassung bewirken, ehe ihre Verhaftung in der Stadt kundig und vielleicht Militair angewandt wurde. Das würde das Volk zum Aeußersten getrieben haben.

Zum Glück fanden sich die Aufzeichnungen, welche beiden Räthen Schuld gegeben wurden, bei ihnen nicht vor. Freiwillig hatten sie sich untersuchen lassen, um das Volk zu beruhigen. Garner sprach mit dem ihm bekannten Offizier, und sobald sich das Volk vor dem Wachtgebäude verlaufen hatte, wurden beide Männer entlassen.

Ermüdet kehrte Garner heim. Als er in sein Zimmer trat, vergegenwärtigte er sich noch einmal den ganzen Auftritt, der darin stattgefunden hatte. Er war sich bewußt, daß er im Interesse des Volkes nicht besser hatte handeln können. Von einer raschen, leidenschaftlichen That hatte er es zurückgehalten.

Sein Blick fiel auf ein Notizbuch, welches in einer Ecke des Zimmers lag. Arglos hob er es auf. Er öffnete es und erschreckt fuhr er zurück. Die Männer hatten also doch recht gehabt — jedes freisinnige Wort, welches in der Versammlung gefallen, eine Anzahl Männer, waren darin aufgezeichnet. Auch sein Name stand auf früheren Seiten wiederholt darin. Diese Aufzeichnungen waren nur in verrätherischer Absicht gemacht. Er glaubte die Handschrift zu erkennen trotz ihrer Flüchtigkeit — er hatte sich nicht geirrt, in einem Täschchen steckten Visitenkarten, auf denen der Name Steuerrath Busse stand.

Hatte er nicht vielleicht doch Unrecht gethan, die Männer von einem Acte der Gerechtigkeit und Strafe

zurückzuhalten! hätten nicht beide verdient, von der Hand des Volkes, an welchem sie hatten zum Verräther werden wollen, zu sterben!

Noch saß er über dem Notizbuche und blätterte darin, als die Thür aufgerissen wurde und eine weibliche Gestalt hereinstürzte.

„Garner — Max, Max! Wo ist mein Vater!", rief sie.

Garner sprang empor — es war Adelheid. Sie hatte ein Tuch über den Kopf geworfen und war halb davon verhüllt. Ihre Wangen waren bleich. Ihre Augen blickten ängstlich, suchend im Zimmer umher.

„Adelheid!" rief Garner unwillkürlich. Wie sie vor ihm stand, schöner als je, wie sie die Augen bittend, flehend zu ihm emporhob, da vergaß er, daß die Jugendthorheit zerrissen war, welche ihn an dies Mädchen gefesselt, da vergaß er, daß er selbst ein Aufgegebener. „Adelheid — Sie!" wiederholte er. „Allmächtiger Gott, wo ist mein Vater?" jammerte das Mädchen schluchzend. „Ich weiß Alles! Der Pöbel hat ihn verfolgt, hierher, bis zu Dir! Wo ist er? Sie haben ihn gemordet!" Schluchzend, verzweiflungsvoll barg sie das Gesicht in beiden Händen.

Er fühlte Mitleid mit ihr als er sie so heftig weinen sah. Ihr Stolz war geschwunden, ihre hohe Gestalt stand gebeugt, fast gebückt.

„Seien Sie ruhig — er ist gerettet — ist frei."

Sie schüttelte ungläubig mit dem Kopfe. Du willst mir die Wahrheit verschweigen — Du wagst nicht, mir Alles zu sagen! Mein Gott, wäre er doch nie in die Versammlung gegangen! Er hätte das rohe, grausame Volk kennen sollen!"

„Adelheid", erwiderte Garner ernst, „das Volk ist nicht so grausam! Ihr Vater ist gerettet — ich selbst habe seine Freiheit bewirkt."

Sie sah ihn mit Thränen an. Eine leichte Röthe schoß wieder in ihre Wangen.

„Max, Sie — Du — hättest ihn befreit! Du — dem er!"... sie stockte.

„Dem er sein Haus verboten," ergänzte er mit bitterem Lächeln. Er war ja als ein Hülfesuchender hierher gekommen. Das Volk verfolgte ihn als einen Verräther — ich konnte, ich mochte es nicht glauben, und doch — ich habe vielleicht unüberlegt gehandelt. Sehen Sie dieses Notizbuch!"

„Es gehört meinem Vater!" rief Adelheid hastig.

„Und enthält seinen ganzen Verrath. Was glauben Sie, was das Volk thun würde, wenn ich hinträte und ihm dies Buch — diese Schmach zeigte?"

Adelheids Wangen hatten sich wieder entfärbt. Sie zitterte.

„Garner, Max gieb mir das Buch!" flehte sie.

„Sie fürchten, daß ich es thun werde? Seien Sie ruhig. Wenn dies meine Absicht wäre, so würde ich Ihren Vater nicht selbst gerettet haben!"

„Das Buch! Ich flehe Dich darum an. Mein Vater — ich — wir alle werden nicht eher Ruhe finden — ich scheide nicht von hier, bis Du es mir gegeben. Max — Du bist immer edel gewesen!"

„Haha! Kann ein Entarteter und Aufgegebener edel sein?"

„Garner — das Buch! Bei der Liebe die uns einst verbunden, beschwöre ich Dich!"

Garner fuhr zusammen. „Erinnern Sie mich daran nicht!" Er wandte sich ab.

„Mein Vater wird Dir ewig dankbar sein!" fuhr Adelheid bittend fort. — „Und wenn Dein Herz noch an mir hängt — es kann ja Alles noch wieder gut werden!"

Er rang eine Secunde lang mit sich selbst. Als er sich wieder zu ihr wandte, schien jeder Lebenshauch aus seinem Gesichte geschwunden zu sein.

„Nie!" entgegnete er fest. „Sie haben für den Mann gedankt, der ein von Allen Aufgegebener, Fräulein Busse, auch ich habe diese Jugendthorheit überwunden. Haha! Damals war es Ihnen gleichgültig, ob mein Herz verblute — doch hier — hier haben Sie das Buch. Sie sollen nicht vergebens mich an meine Liebe erinnert haben, denn mir ist sie heilig gewesen!"

Sie erfaßte das Buch. Sie ergriff seine Hand und beugte ihr schluchzendes Gesicht darauf. „Max, Max!" rief sie.

Er entzog ihr die Hand ruhig. In seinem Herzen bebte es. Er mußte fest bleiben.

„Garner!" wiederholte sie halb bittend, halb vorwurfsvoll.

„Gehen Sie — gehen Sie! Wir sind für immer geschieden!" rief er und wandte sich ab, um ihr schönes Bild nicht mehr zu sehen.

Sie eilte aus dem Zimmer. Als sie das Haus verlassen hatte, hätte er ihr nachstürzen mögen, um sie noch einmal an sein Herz zu ziehen.

Erschöpft warf er sich auf das Sopha und barg das Gesicht in beiden Händen. Er hätte aufschreien mögen vor Schmerz. Es war spät — er dachte nicht daran, sich zur Ruhe zu begeben. Regungslos blieb er sitzen, um Jahre zurück eilten seine Gedanken. Als der Morgen längst hereingebrochen war saß er noch so da, nicht schlafend, sondern im halb bewußtlosen Traume. Er fuhr empor, als die Tochter seiner Wirthin eintrat. Sie wußte Alles und erschrak vor der Blässe seiner Wangen.

„Legen Sie sich nieder — Sie bedürfen der Ruhe", sprach sie sanft.

Er erfaßte ihre Hand und blickte ihr starr in die blauen großen Augen. „Ja, ich bedarf der Ruhe", erwiderte er langsam, erschöpft. „Haben Sie Dank, Marie, daß Sie mich daran erinnern." —

Die Hoffnungen des deutschen Volkes waren zu Grabe getragen. Bajonette und Kugeln hatten sie besiegt. Die Versprechungen hatte der Wind verweht, die Verheißungen waren vergessen. Wozu sie

auch erfüllen, da die Macht, welche sie ertrotzen konnte, gebrochen danieder lag. Das Wenige, was das Volk sich errungen hatte und ihm geblieben war, wurde durch die mächtiger denn je wieder auftretende Reaction möglichst verkümmert und erdrückt. Es waren schmerzvolle Zustände — alle Freiheitsbäume entblättert.

Garner saß seit Wochen im Gefängnisse. Es war ein eigenthümlicher Zustand in seinem Gemüthe eingetreten. Seine anfängliche Erbitterung war in eine feste und fast stolze Ruhe übergegangen. Es lag nicht ein eitles Märtyrthum darin, sondern das Bewußtsein, daß er Alles gethan hatte, was in seinen Kräften gestanden. Er war von den Vielen, welche den Arm gegen die Regierung erhoben hatten, herausgegriffen und grade er war vielleicht der Besonnenste von Allen gewesen und hatte das Volk in gewissen Schranken zurückgehalten, um größeres Unglück zu verhüten. Er konnte sich selbst gestehen, daß er frei von Eigennutz nur des Volkes Wohl im Auge gehabt hatte — und das war sein Verbrechen.

Er glaubte seine Feinde zu errathen — freilich war er Manchem unbequem geworden. Er wußte auch, daß die Untersuchung gegen ihn absichtlich in die Länge gezogen wurde. Es lag ein Act der Rache hierin, denn vor dem neu errichteten Geschworenengerichte kam sein Prozeß zur Entscheidung und er durfte hoffen, daß er freigesprochen werde. Und wenn er auch auf Jahre zum Gefängniß verurtheilt wurde — er war auf Alles vorbereitet.

Die Luft der engen Zelle, in welcher er seit Wochen saß, hatte mächtig an seiner Gesundheit gezehrt. Seine Wangen waren eingefallen, nur aus seinen Augen leuchtete noch ein lebhafter, entschiedener Geist. Hinfällig saß er auf der hölzernen Bank, fast die einzige Bequemlichkeit, welche ihm gelassen war. Sein Vertheidiger trat ein und er stand auf und ging ihm entgegen.

„Wissen Sie auf wessen Veranlassung Sie verhaftet sind, wer Sie im Geheimen angeklagt hat?" fragte Jener.

„Ich kann es mir fast denken."

„Nein — Sie können es nicht denken. Dieselben beiden Männer, denen Sie vielleicht das Leben gerettet haben — der Geheimerath von Giese und der Steuerrath Busse!"

„Ich wußte es!" erwiderte Garner mit ruhigem Lächeln.

„Sie wußten es! Sie hielten es für möglich! für so undankbar würde ich selbst den Teufel nicht halten."

„Haha!" lachte der Gefangene bitter. „Der Geheimerath hat sich vor mir auf die Knie geworfen und das hat er nicht vergessen."

„Hätten Sie ihn hängen lassen — es wäre besser gewesen. Aber seien Sie ruhig, Freund! In wenigen Tagen treten die Assisen zusammen. Ihr Prozeß kommt sogleich vor und Sie müssen freigesprochen werden. Sie werden es auch. Die ganze Stadt ist gespannt und Sie haben viele Freunde! Ich glaube, das Volk würde Sie mit Gewalt befreien, wenn Sie verurtheilt würden! — Der Verleger der hiesigen Volkszeitung läßt Ihnen durch mich die Stelle als erster Redacteur anbieten, sobald Sie frei sind."

Garner schwieg. Aber seine Brust hob sich höher.

„Ich habe Ihnen auch noch einen Gruß von einer Freundin zu überbringen. Von der Tochter Ihrer früheren Wirthin."

Das Blut schoß in die Wangen des Gefangenen. „Wo haben Sie das Mädchen gesprochen?" fragte er hastig.

„Sie war bei mir — sie nimmt innig Theil an Ihrem Geschicke. Die Freudenthränen traten ihr in die Augen, als ich sie versicherte, daß Sie freigesprochen werden müßten!"

Unruhig schritt Garner mehrere Male in dem engen Raume auf und ab. Sein Herz pochte fast hörbar laut. — Dann blieb er vor seinem Anwalt stehen und fragte: „Sind Sie auch bei meinem Vater gewesen?"

„Ja."

Forschend blickte ihn Garner an, als Jener schwieg. „Was sagte er?"

„Der bleibt unversöhnlich!" rief der Anwalt mit Unwillen. „Ha! Ich glaube, es wäre ihm am liebsten, wenn Sie zum Gefängnisse für Zeitlebens verurtheilt würden. — Doch seien Sie ruhig, lieber Freund; er wird sich vielleicht ändern, wenn er erkennt, wie viele Freunde Sie zählen."

Garner erwiderte kein Wort. Krampfhaft fast biß er auf die Lippe, bis das Blut daraus hervortropfte. „Ich dachte es mir", sprach er dann, langsam, mit dem Tone der letzten, entschwundenen Hoffnung. „Er hat mich ja aufgegeben!" — —

Die Assisen hatten begonnen. An dem Tage, an welchem Garner vor den Geschworenen stand, waren die Galerien des Sitzungssaales mit Menschen überfüllt. Fast die ganze Stadt sah dem Ausgange des Prozesses mit höchster Spannung entgegen. Das Volk drängte sich vor dem Gebäude und war ungeduldig, daß die Sache so lange währte.

Die Anklage des Staatsanwaltes lautete auf Aufreizung des Volkes zum Sturze der Regierung und zum Ungehorsam gegen die bestehenden Gesetze. Zeugen gegen Garner und Entlastungszeugen waren verhört. Der Angeklagte selbst bewahrte die größte Ruhe und antwortete auf die ihm vorgelegten Fragen mit Freisinnigkeit. Sein Rechtsbeistand führte seine Vertheidigung mit der größten Gewandtheit und überwältigender Beredtsamkeit. Die Geschworenen zogen sich zurück, um über die ihnen vorgelegten Fragen sich zu berathen. Die Verhandlungen hatten lange gewährt und während Manche die Galerien verließen, sammelte sich das Volk vor dem Hause immer mehr an und wurde von Minute zu Minute ungeduldiger.

Während dem saß Marie mit ihrer Mutter in ihrem einfachen Zimmer, während ihre Gedanken in dem Gerichtssaale weilten. Das Mädchen schwieg und dennoch vermochte es eine heftige Unruhe nicht zu verbergen.

„Er wird sicher freigesprochen werden", sprach die Frau, mehr um ihre Tochter zu beruhigen, als weil sie es selbst glaubte.

Marie schüttelte zweifelnd mit dem Kopfe. Die Thränen traten ihr in die Augen. „Er hat zu viele Feinde," entgegnete sie. „Sie verkennen ihn alle und wollen ihn verderben."

„Ja, sie verkennen ihn", bestätigte die Frau. „Er mag in seinen Ansichten zu weit gehen — ich verstehe es nicht, aber ich weiß, daß er ein gutes Herz hat. Sein eigener Vater ist Schuld, daß er wild und zügellos gelebt hat. Alle haben sich von ihm abgewandt und ihn verstoßen, weil er andre Ueberzeugungen hatte, da begreife ich, daß er zuletzt in seinem Trotze einen falschen Weg eingeschlagen hat."

Marie schwieg. Ihr Herz hatte ihn immer in Schutz genommen. — Jede Minute dünkte ihr in der bangen, spannenden Erwartung eine endlose Zeit zu sein. Es drängte sie, durch Thränen gewaltsam der beengten Brust Luft zu machen und doch mochte sie ihr Herz nicht verrathen.

Ein Mann eilte vor dem Hause vorüber — es war ein Bekannter. Er blickte durch das offne Fenster und rief in das Zimmer hinein: „Garner ist frei! Die Geschworenen haben das Nichtschuldig ausgesprochen!"

Marie sprang empor. Vor Aufregung bebend stand sie da. Kein Wort vermochte sie hervorzubringen; aber auf die Knie hätte sie sinken mögen. Da kamen laute, jubelnde Stimmen die Straße herab. Ihre Mutter eilte an's Fenster und rief: „Es ist Garner — er ist es. Eine Menge Menschen begleiten ihn wie im Triumphzuge!" — Sie stand immer noch regungslos da. Mit beiden Händen preßte sie das Herz zusammen, damit die Freude es nicht sprenge.

Näher und näher kam das jubelnde Getöse. Sie konnte nicht an's Fenster treten. Da stürzte Garner in das Zimmer: „Frei! Frei!" rief er. Sein Blick ruhte auf dem Mädchen, das zitternd vor ihm stand. „Marie — ich bin frei, frei!" wiederholte er und schloß sie stürmisch in seine Arme.

Jetzt war die Fessel, welche sich um ihr Herz gelegt hatte, gesprengt. Den Kopf barg sie an seiner Brust und schluchzte laut. Beider Herzen hatten sich gefunden, ohne daß sie ein einzig Wort gesprochen. Sie hatten längst einander angehört. — —

Der Abend dieses Tages war hereingebrochen. An Marien's Seite saß Garner und hielt ihre Hand in der seinen. Eine neue Zukunft lag vor ihm. Dies Herz, das dem seinen so nahe schlug, war das einzige, welches ihn nie aufgegeben hatte, selbst in in seinen wildesten Tagen nicht. Und er schwor ihm Treue und alle Hingebung der Liebe für immerdar.

Ein eintretender Diener störte sie. Er überbrachte Garner einen Brief. Ueberrascht erkannte er schon an der Aufschrift Adelheid's Hand. Was wollte sie? Eine flammende Röthe überzog sein Gesicht. Hastig erbrach er das Siegel, der Brief lautete:

„Lieber Freund!

Zuerst meinen herzlichsten Glückwunsch, daß Sie freigesprochen sind. Ich hatte es nicht anders erwartet, denn die Männer, in deren Hand Ihr Geschick, vielleicht Ihr Leben lag, konnten nicht so ungerecht sein und einen Mann verurtheilen, an dem das ganze Volk mit ungetheilter Liebe hängt.

Ich schreibe Ihnen diese Zeilen in dem Auftrage meines Vaters und des Geheimeraths von Giese, welche meinen Glückwunsch theilen und ebenso fest wie ich auf Ihre Freisprechung hofften. Sie haben nicht vergessen, welchen Dank sie Ihnen schulden und haben deshalb schon im Voraus um eine Stelle, die des zweiten Bibliothekars der Stadtbibliothek, für Sie angehalten, von der sie glaubten, daß Sie am meisten Ihren Neigungen entsprechen würde. Sie ist Ihnen fest zugesichert und ich soll Ihnen dies vorläufig melden, damit Sie eine doppelte Freude an diesem Tage treffe.

Nur eine Zeile Nachricht lassen Sie mir zukommen — Es freut sich mit Ihnen

Ihre Freundin
Adelheid Busse."

Er hatte während des Lesens dieser Zeilen die Lippen fest aufeinander gepreßt. Erbittert zerknitterte er den Brief mit der Hand, dann gab er ihn Marie zu lesen. „Diese Infamie von den Männern!" rief er aufgebracht. „Sie haben mich angeklagt, ihnen verdanke ich die Wochen im Gefängniß und nun ihnen ihr schmachvoller Plan nicht gelungen ist, wollen sie mir mit feiger, ehrloser Freundlichkeit die Hand reichen und bieten mir eine Stellung an, die ich nicht verlange! Ha! Ich will sie öffentlich brandmarken, diese feige Bosheit! Sie fürchten den Aufgegebenen und wollen ihn versöhnen! Nie — Nie!"

„Garner," bat Marie seine Hand erfassend. „Laß' uns diesen Tag in ungestörtem Glücke genießen. Ich bitte Dich sei ruhig. Sie sind es nicht werth!"

Einen Augenblick blickte er sie erstaunt und doch liebevoll an.

„Marie!" rief er stürmisch. „Du bist schon oft mein guter Engel gewesen! Du hast recht! Sie sind nicht werth, daß ich mir ihretwegen nur eine einzige Minute an Deiner Seite verbittere. Hier ist meine Antwort darauf!"

Er schloß den Brief wie er war in ein Couvert, versiegelte es und sandte es an Adelheid zurück.

„Hier!" rief er dem Diener zu. „Hier ist meine Antwort! Und sagen Sie dem Fräulein — sagen Sie ihm, ich sei ja ein Aufgegebener!"

Steinkohle und Soolquelle.

Eine Skizze aus Schlesien.

Hätte Maria Theresia ahnen können, daß Schlesien noch unter der Erde solch reiche Schätze bergen würde, der Schmerz um den Verlust dieser reichen Provinz würde ihr noch einige Thränen mehr gekostet haben.

Es ist ein eigenthümliches Land dieses Schlesien, gilt der Schlesier jetzt im Allgemeinen für äußerst fleißig, anspruchslos und für alle industriellen Unternehmungen geschickt.

Was Schlesien überhaupt seit Jahrhunderten nicht zur vollen Geltung kommen ließ, daran krankt es noch heut und wird es voraussichtlich noch lange kranken



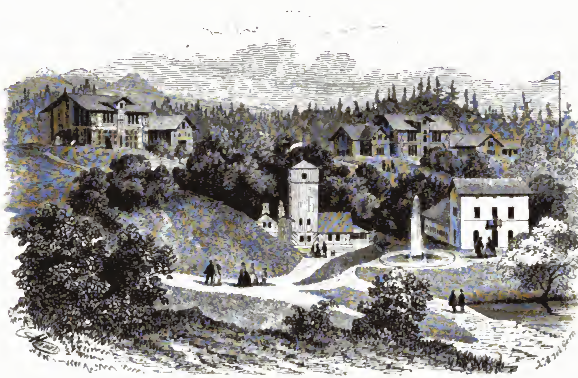
Das alte Bad Königsdorff-Jastrzemb.

voll von Gegensätzen und Widersprüchen, denn hier stieß das Deutschthum mit dem Slaventhum am härtesten zusammen, um das letztere beinah völlig zu überwinden. Den Namen Schlesien leitet L. J. V. Jüngst ab von Zalesie — Za jenseit las Wald — folglich wären die Schlesier Hinterwäldler, die redlich die Kultur nach — Osten getragen. Nieder- und Mittelschlesien ist völlig deutsch geworden und die glückliche Mischung slavischen und deutschen Blutes hat einen trefflichen, leicht beweglichen, harmlosen und anstelligen Menschenschlag hervorgebracht; obwohl Friedrich der Große von den Niederschlesiern behauptet, „daß ihnen ein Prometheus fehle, der sie (durch Erziehung) mit dem himmlischen Feuer erfülle, daß Arbeit und Anstrengung noch nicht ihre Sache sei, sondern eher Genußliebe und gutmüthige Titelsucht.“ — Dieser Prometheus hat sich nun freilich nicht eingefunden, dennoch Es ist dies der Uebergangsprozeß aus der polnischen Nationalität in die deutsche. Ist dieser erst überwunden, dann erst wird es möglich sein, den vollen Werth dieser reichen Provinz zu würdigen. Freilich, bevor dieser Zeitpunkt eintritt, dürfte noch mancher Tropfen Wasser in's Meer fließen, manche sociale und andere Frage in ein anderes Stadium der Lösung getreten sein — mit einem Worte, wir fürchten, daß darüber noch manche Generation wird vorübergehen müssen; das aber fürchten wir nicht, daß dieser Zeitpunkt nie eintreten werde, denn wir haben einen unerschütterlichen Glauben an die langsame aber sichere moralische Eroberung, welche der deutsche Westen über den slavischen Osten ausführt.

Auch in Oberschlesien wird nach und nach das polnische Element völlig unterliegen und gerade die reichen Schätze des Bodens, die dort ein ganz neues

Leben und den großartigsten Verkehr erzeugen, werden diesen Auflösungsprozeß beschleunigen, denn wenn Nieder- und Mittelschlesien sich durch sorgfältigen Ackerbau, durch das Aufblühen von Handel und Gewerbe hervorgethan, so hat Oberschlesien dagegen ein ganz anderes Gepräge. Das ist ein noch lange nicht genug geschätzter, wunderbarer Strich Landes. Hier wird die Erde nach allen Richtungen durchwühlt, um wieder neue, umfangreiche Steinkohlenlager zu entdecken, — überall steigt der Rauch aus mächtigen Schloten in die Höhe und erzählt uns davon, daß hier die bedeutendsten, zahlreichsten Hüttenwerke in Betrieb und eine Industrie entfaltet wird, wie sie nur

Unfern des schönen Theiles von Schlesien, in welchem die Oppa von Westen, die Olsa von Osten kommend, sich beide mit der Oder verbinden, und wo man von der Höhe, die Landecke genannt, einer der reizendsten Fernsichten in das fruchtbare, mährische, von den Karpathen umsäumte Land sich erfreut, ist man vor wenigen Jahren beim Aufsuchen von Steinkohlen auf eine Soolquelle gestoßen, welcher das Bad Königsdorff-Jastrzemb sein Entstehen verdankt. Ein neckischer Kobold hatte den einzigen Schatz, auf den man Jagd machte, entführt und dafür einen köstlichen Juwel an die Stelle gelegt, der diesem merkwürdigen Landestheile noch einen neuen, höheren Reiz verleihen sollte.



Das neue Bad Königsdorff Jastrzemb.

einzelne Rheindistricte, Belgien und England aufzuweisen haben. In diesem, von unsern Mode-Touristen noch nicht entdeckten, halbverborgenen Landestheile, wogt und wallt ein solch' geschäftiges Leben, wie wir es schwerlich vermuthen würden. Eisenbahnen durchschneiden dies Stück Provinz nach allen Richtungen, aus kleinen Dörfern sind große Städte, aus armen Bauern über Nacht Millionaire geworden — kein Wunder, daß dann in die Bevölkerung ein kecker, verwegener Muth kommt, der sich mit höchstem Eifer auf immer neue industrielle Unternehmungen stürzt. Allen Industriellen, allen Denjenigen, die der Entfaltung unserer Kultur einige Theilnahme schenken, bietet Oberschlesien ein reiches Feld von Belehrung, Anregung und Unterhaltung und in neuester Zeit vermag es uns noch das Theuerste zurückzubringen — die Gesundheit.

Zwei und eine halbe Meile von der Kreisstadt Rybnick, ungefähr 800 Fuß über der Meeresfläche, an dem östlichen Abhange eines tief eingeschnittenen, engen aber freundlichen Thales, welches das Bette eines, dem rechten Olsa-Ufer zufließenden Baches bildet, wurde nämlich vor mehreren Jahren ein Bohrloch Behufs Auffindung von Steinkohlen niedergebracht. Als dasselbe 300 Fuß tief in einem wilden, graugrünen Sandsteine niedergebracht war, trat plötzlich eine schwache Soolquelle auf, die unter Entwickelung von Kohlenwasserstoffgas dem Bohrloche, damals freilich nur schwach, entströmte. Der Fiscus erwarb das Bohrloch, welches bis dahin von Privatpersonen betrieben worden war, um es weiter abzuteufen, und, wenn thunlich, eine reichere, zu salinischen Zwecken taugliche Soole zu gewinnen. Die bei diesem Unternehmen leitenden Voraussetzungen trafen jedoch nicht

zu. Nachdem das Steinkohlengebirge erreicht war, wurden weitere Bohrversuche eingestellt. Inzwischen war bei 467 Fuß Tiefe eine zweite Soolquelle erschlossen, welche ebenfalls aus Sandstein in das Bohrloch trat und mit 3,2 Cubicfuß Mächtigkeit in der Minute überfloß. Die Entwickelung von Kohlenwasserstoff hatte sich ebenfalls vermehrt, auch das Gas sich qualitativ geändert.

Das Gut Jastrzemb ging nun mit der Soolquelle in den Besitz des Grafen Königsdorff über und das zur Benutzung des letzteren errichtete Bad erhielt den Namen Königsdorff-Jastrzemb.

Die Soole fließt jetzt so reichlich, daß täglich vier- bis fünfhundert Bäder verabreicht werden können und man glaubt, daß mit Hülfe der Maschinen das Doppelte unschwer zu erreichen sein wird. Die Analyse der Quelle glauben wir, hier übergehen zu dürfen und bemerken nur noch, daß in dem kurzen Zeitraume seines Bestehens, das Bad bereits vielen Leidenden Linderung oder gänzliche Heilung gebracht. Von großer Wirkung ist der Gebrauch des Wassers besonders bei veralteten Flechten, scrophulösen Affecten, bei Gicht, rheumatischen Lähmungen, insbesondere bei Frauenkrankheiten. Der Besitzer des Bades sowohl, wie die von ihm eingesetzte Badeverwaltung sind auf das Lebhafteste bestrebt, den Aufenthalt daselbst zum angenehmen zu machen und bald wird diese neue Heilquelle zu den besuchtesten Bädern Schlesiens gehören.

Zwei Lieder zu Volksweisen.

Von

Karl Altmüller.

1.

Nun Ade!
Keinen kümmert's, daß ich geh';
Nur ein Fenster klinget leise,
Daß ich in die Fremde reise
Einer, Einer thut's doch weh.

Denke mein!
Raunt's vom Blumenfensterlein;
Schau' nicht allzutief beim Wandern
In die Augen einer Andern,
Weil mir's bräch das Leben mein.

Halt's im Sinn!
Daß ich Dein Treuliebchen bin;
Daß ich alle Stund' und Tage
Tief im Herzen mit mir trage
Das Verlangen zu Dir hin.

Gott es walt!
Daß Du wiederkehrest bald;
Aber wär's, Er mag uns wahren,
Wär's nach langen, schweren Jahren
Treu' und Liebe wird nicht alt.

2.

Nun hab' ich keine Heimat mehr,
Dahin mich's zog so oft, so sehr
Nicht zieht mich's mehr zum alten Ort —
Mein Schatz ist gangen fort.

Ein andrer Freier kam heran,
Ein harter, starrer, kalter Mann,
Treu war sie bis zuletzt mir noch
Und er, er nahm sie doch.

Wol in ein still Brautkämmerlein
Führt er mein blaßes Lieb herein,
Er bettet' sie auf hartem Pfühl',
Da schläft sie fest und kühl.

Und ob ich kein daheim mehr hab',
Das Heimweh nimmt mir doch nicht ab,
Nach Hause steht allfort mein Sinn —
Ich weiß es wohl, wohin.

Wilder Honig.

Eine naturwissenschaftliche Studie.

Die Kinder Israels würden schwerlich nach Kanaan gezogen sein, obwohl es ihr gelobtes Land war, wenn es nicht geheißen, daß dort Milch und Honig flösse. Hirtenvölker haben stets diese vegetabilische Rechnung zu schätzen gewußt und so haben wir es mit dem Honig zuzuschreiben, daß die Juden aus Aegypten gelockt wurden, sich in Palästina niederließen und in diesem kleinen Ländchen Ereignisse vor sich gingen, die den großartigsten Einfluß auf die ganze Menschheit ausüben sollten. Seitdem ist der Honig ein süßer Anziehungspunkt aller Völker geworden! Die alten Deutschen brauten daraus ihren

„Meth" und wir Neuen verwenden ihn zur Anfertigung von Pfefferkuchen, die wohl uns Allen, bei unserm ersten Gange nach der Schule, als Leckspeise vorgehaten wurden. Wir müssen dann freilich in viel herbere Sachen als Lebkuchen, guten Muthes, hineinbeißen.

Der Biene ist daher stets mit großer Vorliebe gedacht worden; Poeten und National-Oekonomen haben sie ihres Fleißes gerühmt, die Einen besungen, die Andern bewundert und noch jetzt steht der rohste wie der gebildetste Mensch, staunend, gedankenvoll still, vor einem Bienenkorbe, der uns das Bild des rastlosen, friedlichen Schaffens vor das Auge führt, wie es uns nicht einmal das vereinte Arbeiten der ganzen Menschheit, so harmonisch ineinandergreifend, gewährt. — Das anfangs regellose Hin- und Widersummen der geschäftigen Thierchen erhält, bei längerer Betrachtung, Ordnung und Plan. Jede Biene kennt und erfüllt ihre Aufgabe mit Begeisterung. Mit der ganzen Feuergluth ihrer kleinen Seele, stürzen sich diese Rastlosen in die Blumenkelche und nur die Hingabe an eine große Idee — den Ausbau eines mächtigen Honigwabens, trägt den honigschweren Leib leicht durch die Luft. Kein Wunder, daß diese an Fanatismus grenzende Schaffenslust in Schwärmerei ausartet und bei unsern Dichtern, von derselben Ursache, dieselbe Wirkung ausbricht. Sie können nur von den Bienen das „Schwärmen" gelernt haben.

Schon die Griechen brachten Bienen mit Dichtern in Beziehung. Dem jungen Pindar sollen sich Bienen auf den Mund gesetzt haben, als verkündend Zeichen, welch' süße Gesänge einst von seinen Lippen strömen würden und der heilige Ambrosius empfing dasselbe glückliche Vorzeichen. Ein Schwarm Bienen bedeckte das Gesicht des schlummernden Knaben und die erstaunte Amme sah, daß die Bienen an seinem Munde aus- und eingingen, ohne ihm ein Leid zu thun.

Die Bienen wurden nach dem römischen Rechte zu den wilden Thieren, nach dem alten Sachsenrechte zu den Gewürmen, nach verschiedenen Provinzialgesetzen zu dem gezähmten Viehe gezählt, aber die Römer hatten Recht, die Biene, ihrem eignen Triebe überlassen, fliegt hinweg zu öden Plätzen der Erde, wo sie in Schweigen und Einsamkeit ihre Wohnung baut. Durch dieses Mittel entgeht sie dennoch nicht den Verfolgungen der Menschen. Wo immer die Bienen ihre Nester bauen mögen, auf Felsen, in Höhlen, auf der Spitze hoher Bäume, auf beinah' unersteiglichen Klippen, sie werden ihrer aufgehäuften Schätze durch den kühnen Beherrscher der Welt beraubt, der selbst sein Leben an die Erreichung von etwas Wachs und Honig setzt.

In Indien bilden sogar die Bienenjäger eine besondere Kaste und bezahlen der Regierung eine beträchtliche Abgabe für das Recht, ihre Honigjagden in Wäldern und auf Bergen auszuüben. Den Verfolgungen dieser Leute zu entschlüpfen, haben sich die vorsichtigen und unermüdlichen Thierchen, in einem Theile von Dekan, die steilsten Klippen ausgesucht und in einer Höhe von 600 Fuß in kleinen Höhlen ihre Wohnungen angebracht. Da ihre Nester vom Gipfel des Felsens sowohl wie vom Fuße desselben, gleich weit entfernt, glauben sich die klugen Bienen hinlänglich geschützt; leider könnten die Aermsten, was die Sicherheit ihrer Schätze anbetrifft, sie ebenso gut auf ebener Erde lassen, denn die Bienenjäger erreichen sie doch. Einige Jäger erklimmen die Höhe der Klippe, die Andern bleiben an dem Fuße derselben, zünden längst der Felsen große Feuer an und wenn die Flammen hoch auflodern, werfen sie die Blätter gewisser Bäume darauf, die einen so scharfen, durchdringenden Rauch verbreiten, den kein lebendes Wesen ertragen kann. Wenn der verderbliche und widrige Dampf in dicken Wolken aufsteigt und sich über die ganze Klippe verbreitet, lassen sich die Bienen davon vertreiben. Jetzt beginnt die Arbeit der Bienenjäger auf der Klippe. Dem Gewandtesten derselben, dessen Brust und Rücken mit Leder ausgepolstert ist, wird ein Seil unter den Arm geschlungen und nur mit einem Stocke bewaffnet, wird er von seinen Gefährten von der Klippe bis zur Höhe der Bienennester hinuntergelassen. Bevor der Rauch gänzlich verschwunden, muß der waghalsige Jäger die Nester, die in's Thal fallen, herabschlagen und dann rasch wieder heraufgezogen werden, denn wenn die Bienen zurückkehrten, ehe er in Sicherheit wäre, würden sie erbittert, den frechen Räuber zu Tode stechen. —

In Indien sowohl, wie in einigen Theilen von Rußland, wird eine Art Wachs gefunden, das so schwarz wie Ebenholz und das, weil es als Heilmittel gilt, von den Eingeborenen häufig gesucht wird. — Im indischen Archipel, durch ganz China wird die Biene ebenfalls in großer Menge angetroffen und hier wie in Indien wird das Wachs in der Medizin angewendet, während der Honig als beliebtes Nahrungsmittel gilt.

Besonders scheint die Biene, seit undenklichen Zeiten, sich am Cap der guten Hoffnung wohl befunden zu haben. Die Menge wohlriechender Blumen, die längs der Flüsse und Bäche wachsen, die Hügel bedecken und mit ihren glänzenden Farben selbst den Sand der Wüste schmücken, macht dem kleinen, nützlichen Thierchen, diesen Landstrich zu einem Paradiese, in dem ihm leider auch — eine Schlange lebt — es ist dies ein kleiner Vogel, den die Hottentoten „Honigführer" nennen. Er ist ein großer Liebhaber der von der Bienenkönigin gelegten Eier und da er eingesehen hat, daß er allein zu diesen Schätzen nicht gelangen kann, hat er sich mit dem Menschen verbunden und giebt sich zum Verräther der Bienen her. Dieser schlaue Vogel spürt die Zufluchtsörter der Bienen aus, belauscht ihre Bewegungen und wenn er glücklich ein Nest entdeckt, fliegt er zu einem Kraal, läßt sich in der Nähe auf einen Baum nieder und

lockt durch sein, den Hottentoten wohlbekanntes Geschrei, die Einwohner des Dorfes. Der Hottentot der ebenso sein Geschäft wie den Wink des Vogels versteht, nimmt seine Fanggeräthe und folgt sogleich seinem Führer, der von Baum zu Baum weiter flattert und einen immer lautern Schrei ausstößt, je näher er dem Bienenneste kommt. Sobald der saubere Vogel bemerkt, daß der Hottentote den Bienenstock gefunden hat, hört er plötzlich zu schreien auf, setzt sich ruhig auf einen benachbarten Zweig und wartet geduldig bis die Bienen hinweggetrieben und der Honig ausgenommen ist, auf die Eierbeute, die ihm von den Hottentoten gewissenhaft auf einen Stein oder Baumstumpf, als Lohn seiner Verrätherei hingestellt wird, denn die Hottentoten glauben, daß, wenn sie dem Vogel diesen Gewinn-Antheil entziehen wollten, er aufhören würde, ihnen von seinen Entdeckungen Nachricht zu geben und sie dann mit größerer Mühe ihren Honig suchen müßten.

In Amerika giebt es stachellose Bienen, doch sind nicht alle Arten in jenem Continent so unschuldig. In vielen Theilen z. B. in Brasilien und Paraguay haben die Bienen nicht nur einen Stachel und stechen wüthend damit, sie sind auch so unzähmbar, daß keine Kunst noch Erfindung sie bewegen kann, in Bienenhäusern zu leben und sich unter die Herrschaft der Menschen zu fügen. Eine andere Gattung der dortigen Bienen legt sich nicht, wie alle Uebrigen, auf die Anfertigung von Zellen, sondern macht es sich bequemer und fertigt nur kleine Wachskugeln, in der Größe von Taubeneiern, in welchen der Honig klar und rein aufbewahrt wird. In diesem Theile der Welt gehört auch der Affe zu den Feinden der Bienen und er bedient sich eines eigenthümlichen Mittels um zu seiner Beute zu gelangen. Wenn er einen Bienenstock aufgestöbert hat, tunkt er seinen langen Schwanz in den Honig herum und zieht sich dann auf einen Baum zurück, um in aller Gemüthlichkeit den versüßten Schwanz auszusaugen. Die Zuckerpflanzer von Cuba bemerkten nach der Einführung der europäischen Biene auf der Insel, daß diese sonst so industrieusen Thierchen, wenn sie nahe an Zuckerpflanzungen aufgestellt waren, die Arbeit des Honigsammelns aus Blumen verschmähten, sich direct an den Zucker hielten und dort solch' ansehnliche Diebstähle begingen, bis ihre Faulheit entdeckt und sie des Landes verwiesen wurden.

Im östlichen Europa und den benachbarten Theilen von Asien ist der Honig seit den frühesten Zeiten geschätzt worden, hat aber auch manches Unheil angerichtet. Ein persischer Feldherr wurde nach der Schlacht von Nehawend, von einen Troß von Maulthieren und Kamelen, die mit Honig beladen waren, aufgehalten und dadurch eingeholt und die zehntausend Griechen, wurden auf ihrem berühmten Rückzuge aus Mesopotamien, von dem Genuß armenischen Honigs so krank, daß sie alle zu sterben glaubten. Einer unserer jungen Botaniker berichtet, daß in einigen Theilen des Kaukasus wirklich ein Honig gefunden wird, der in beträchtlicher Menge genossen, toll macht, wenn auch nur auf kurze Zeit.

Es war lange unentschieden, ob die Biene bei der Wahl ihrer Ausflugplätze durch das Gesicht oder den Geruch geleitet wird, aber seitdem man beobachtet, daß sie in gleicher Weise, bei Tage wie bei Nacht ihre Arbeiten unternimmt, kann die Frage nicht mehr zweifelhaft sein. Nichts ist unterhaltender als die nächtliche Thätigkeit der Bienen in einem gläsernen Bienenkorbe, mit einer Laterne zu beobachten. Als Regel gilt, daß die ganze Schaar bei der Dunkelheit im tiefsten Schweigen ihre Bewegungen vornimmt und nur ein leises Gemurmel ist bei dem Ausflug aus den Blumenkelchen und bei der Ankunft am Bienenkorbe erlaubt. Wenn sie sich auf dem glatten Vorplatz niederlassen, ruhen sie sich ein wenig aus und dann schlüpfen sie rasch durch das Flugloch und eilen durch den offengelassenen Gang zu den höhern Zellen, die sie zuerst füllen. Wenn einer dieser kleinen Behälter voll ist, dann nimmt die Biene ein wenig Wachs, verschließt die Oeffnung und glättet sie mit ihrem Rüssel wie mit einer Mauerkelle. Alle Bewohner des Stockes kennen ihre Aufgabe und den Theil, den sie fertig zu schaffen haben, sie kommen und gehen in Reihen, wie Soldaten während einer Revue und trotz ihrer großen Zahl und der Hast, mit der sie arbeiten, bringen sie einander nie in Unordnung. Nichts ist überraschender als die Ordnung und Regelmäßigkeit ihres Schaffens, welches mehr den Bewegungen einer Maschine ähnelt, als der Arbeit lebender und denkender Wesen.

Ebenso bewundernswürdig ist ihre Staatseinrichtung. Die Bienen kommen bekanntlich in drei Geschlechtern vor, Drohnen oder Männchen, Weibchen und geschlechtslosen Arbeitsbienen, letztere bilden, wie naturgemäß die Mehrzahl. In jedem Stocke lebt nur ein Weibchen — die Königin — die blos das Geschäft des Eierlegens hat und an einem Tage bis 3000 Eier legen kann. Die Eier sind zweierlei Art, männliche und weibliche. Aus den ersteren kriechen die Drohnen, aus den letzteren die Geschlechtslosen oder unvollkommenen Weibchen aus, während die Königinnen aus jedem weiblichen Ei entstehen können, sobald dasselbe in eine größere Zelle gelegt und die ausgekrochene Larve reichlicher gefüttert wird, was nur die Arbeitsbienen verrichten. Die Drohnen sind nur zur Befruchtung der Königin da und ist diese erfolgt, beginnt die Drohnenschlacht, indem die fleißigen Arbeitsbienen die jetzt überflüssigen und für sie zu kostspieligen Drohnen unbarmherzig tödten. —

Die Biene ist mit Recht wegen ihres Fleißes, ihrer Intelligenz bewundert worden und wird noch lange den Menschen ein leuchtendes und fast unerreichbares Beispiel bleiben.

Harpagon und seine Söhne.

Novelle von Th. König.

Kapitel 1.

„Das also ist das Schloß Deines Vaters, des Millionärs?" — sagte ein junger Mann zu einem andern, während sie, auf einer Anhöhe angelangt, stillstanden und hinab in's Thal schauten.

Der Fragende, um dessen schön geschnittenen Mund ein spöttisches Lächeln spielte, war ein großer, kräftiger Jüngling von ungewöhnlicher Schönheit. Aber noch anziehender als die plastische Schönheit seiner Züge, wirkte der lebendige, offene und kühne Ausdruck derselben. Wen er mit seinen blitzenden blauen Augen längere Zeit anblickte, für den wurde sein frisches, fröhliches Gesicht gleichsam durchsichtig und ließ sehen, wie viel Muth, Geist und Herz sein Inneres barg, und in welch' schönem Einklange Form und Inhalt bei ihm standen.

Dieser junge Mann, mit Namen Eduard Groß, war Referendar, arbeitete bei dem Kreisgericht einer kleinen Stadt in Schlesien, und begleitete seinen Jugendfreund, Theodor Schwarz, welcher eben aus der preußischen Residenz heimkehrte, nach seinem väterlichen Schlosse. —

Der andere, Theodor Schwarz, war eine kleine, gedrungene Gestalt. In seinen, zwar nicht schönen, doch geistreichen Zügen war der Ausdruck einer gewissen stoischen Ruhe vorherrschend. Sogar seine Kleidung verrieth in ihrer fast auffallenden Einfachheit seine Gleichgültigkeit gegen Aeußerlichkeiten und den Glanz der Welt. Sein dunkles Auge unter der hohen Denkerstirn leuchtete nur auf, wenn von der Wissenschaft die Rede war. In seiner ganzen Erscheinung verrieth er den Forscher, den Gelehrten.

„Das ist also das Schloß Deines Vaters, des Millionärs?" — fragte der Referendar, indem er mit einem spöttischen Lächeln das alte, halb zerfallene, mit Schindeln gedeckte und mit einem ruinenhaften Thurm versehene Schloß, welches nahe vor ihnen im Thale lag, betrachtete. —

„Ja, das ist es", antwortete Theodor Schwarz, ohne den spöttischen Ausdruck im Gesichte des Freundes zu gewahren. „Es ist ein alter, einfacher, vom Zahne der Zeit benagter Bau. Du darfst Dir auch von seinem Innern nicht viel versprechen. Mein Vater kümmert sich um Glanz und Schönheit so wenig, als ich. Ueberdies aber geht sein ganzes Leben in der Leidenschaft des Sammelns und Sparens auf.... Jeder Mensch hat sein Steckenpferd; lassen wir ihm das seinige."

Der Referendar nickte mit dem Kopfe, als wollte er sagen: Der Charakter Deines Vaters ist hier in der ganzen Gegend bekannt! — Darauf fragte er weiter: „Und wie lange gedenkst Du in der väterlichen Halle zu bleiben?"

„Laß uns hier ein wenig niedersitzen" — versetzte Schwarz, indem er dem Worte die That folgen ließ — „Ich habe Dir ein Bekenntniß zu machen.... Das medicinische Doktorexamen liegt nun hinter mir. Ich habe es gemacht aus Rücksicht für meinen Vater. Doch praktiziren werde ich niemals.... Ich reite auch ein Steckenpferd. Das ist das Studium, das Forschen. Bisher habe ich nur so viel gelernt um zu wissen, daß ich nichts weiß. Die großen, durchgreifenden Naturgesetze, welche die allgemeine Physiologie uns lehrt, sind mir nur oberflächlich, ich möchte sagen, der Form nach bekannt. Ohne ihre gründliche Erkenntniß ist es unmöglich, sich die Erscheinungen des gesunden oder kranken Lebens zu deuten. Und da es nicht in meinem Charakter liegt, als ein Pfuscher herumzustümpern, und mich meine Verhältnisse nicht gerade zu einer erwerbenden Thätigkeit drängen, so habe ich beschlossen, mein Leben ausschließlich der Forschung und dem Studium zu widmen.... Weshalb lächelst Du?" —

„Ich denke mir Deines Vaters Steckenpferd und das Deinige zusammengespannt...."

„Du hast ganz recht" — fuhr der junge Doktor mit großer Ruhe fort — „einen harten Kampf wird es kosten, ehe ich meines Vaters Einwilligung erhalte. Für ihn ist selbst die Wissenschaft nur eine zu melkende Kuh; und er hat mich eigentlich nur deshalb Medicin studiren lassen, weil Doktor Pölzel, sein Busenfreund, ein Einkommen von 4000 Thalern bezieht. Doch für's Erste bin ich nicht ganz abhängig von ihm, da ich ein kleines von der Mutter ererbtes Vermögen besitze. Für's Zweite hege ich die Hoffnung, Dir wird es gelingen, ihn zu bearbeiten und breitzuschlagen." —

„Mir?" — fragte der Referendar, indem er den Freund mit der Miene des höchsten Erstaunens betrachtete — „nun das nenne ich doch wahrhaftig einen sublimen Einfall."

„Es ist kein Einfall, es ist eine Berechnung" — versetzte der Doktor kaltblütig. — „Ich erinnere mich von der Schule her, daß Deinem aus Offenheit und Pfiffigkeit zusammengesetzten Wesen kein Mensch widerstehen konnte, daß Du im Stande warst, den halsstarrigsten Burschen gefüge zu machen und zu Allem zu bereden. Indem Du einen Jeden bei seiner schwachen Seite angriffst, beherrschtest Du alle.... Nun, ich darf wohl nicht annehmen, daß dieses Dir ange-

borene Talent inzwischen verloren gegangen. Und da ich selbst zu wenig beredsam und zu phlegmatisch bin, um den harten und starren Sinn meines Vaters zu erweichen oder ihn durch schlaue Deductionen und Vorspiegelungen zu überlisten, so hab' ich Dich aufgesucht, unsre Jugendfreundschaft aufgewärmt und Dich am Ende mit mir hierhergeschleppt, an einen Ort, der Dir außer Dohlennestern und einer gewissen wilden Romantik nichts Anziehendes zu bieten vermag. War ich deutlich?"

„Erquickend deutlich und ehrlich!" — rief der Referendar mit seinem hellen, herzlichen Lachen. — „Um Dir aber in beiden Tugenden nicht nachzustehn, will ich Dir nun auch meinerseits mit einem offenen Bekenntnisse aufwarten. Unsre von Dir „aufgewärmte" Jugendfreundschaft allein würde mich wohl kaum bewogen haben, Dich nach jenem alten Dohlenneste zu begleiten, wo meiner, wie Du sagst, keine großen Erlustigungen warten. Mich hat vielmehr die Neugierde hierher geführt, und zwar eine doppelte Neugierde. Erstlich sind mir von Deinem Herrn Vater so viele originelle Züge mitgetheilt worden...."

„Ich verstehe" — unterbrach ihn der Doktor — „mein Vater steht in dem Rufe eines Harpagons."

Der Referendar nickte zustimmend mit dem Kopfe und fuhr fort: „Ich sehne mich schon lange danach, den Mann persönlich kennen zu lernen, der auf seiner großen Herrschaft das üppige Gras der Wiesen unbenutzt stehen läßt, weil er die Arbeitskosten scheut, welche mit der Erndte verbunden sind; der die kolossalen Eichstämme seines Waldes verfaulen läßt, weil er, in der Ueberzeugung, daß der Holzwerth noch viel höher steigen werde, keine Axt in seinen Forsten duldet; einen Mann endlich, der sich, ohne es zu merken, von seinem Diener die Summe von zwanzigtausend Thalern stehlen ließ und doch jedes Pfund Fleisch notirt, welches von den Beamten seiner Herrschaft verbraucht wird."

„Deine Neugierde Nummer Eins finde ich gerechtfertigt" — sagte der Doktor kaltblütig. — „Gehe jetzt über zu Nummer Zwei."

Ein schlaues, geheimnißvolles Lächeln spielte um die Mundwinkel des Referendars, während er fortfuhr: „Die ganze Umgegend erzählt sich von einem wunderbaren Schutzengel, welcher seit einigen Monaten dort unten in dem alten unheimlichen Schlosse waltet. Die öden, düstern Räume soll er wohnlich und heimlich gemacht haben. Die Armen des Orts empfangen milde Gaben von ihm. Und Dein Herr Vater, der sich außer vor Dieben, vor keinem Menschen scheut, soll vor diesem Wunderwesen einen ganz erstaunlichen Respect haben."

„Ich verstehe", fiel Schwarz mit seinem unzerstörbaren Phlegma ein, „Du meinst die neue Wirthschafterin meines Vaters. Auch ich bin neugierig sie kennen zu lernen. In den Briefen, die sie mir im Namen des Vaters geschrieben, läßt sich mancherlei zwischen den Zeilen lesen, was mich stutzig gemacht. Auch hat mir mein Bruder, der Gutsbesitzer, geschrieben, daß sie eine verwünscht hübsche und stolze Hexe sei und den Vater ein wenig am Gängelbande halte. Nous verrons cela. Jetzt aber laß uns weiter wandern, denn ich laborire an einem kannibalischen Hunger. Es ist eigenthümlich, daß das Denken bei mir, ganz wie bei Kant, erregend auf den Magen wirkt und Hunger erzeugt. Ich habe schon manchmal Lust gehabt, den Nerv welcher den Magen mit dem Gehirn verbindet zu durchschneiden, um zu wissen, wie sich's ohne Gefühl des Hungers lebt."

„Euch Materialisten traue ich zu, daß ihr noch nach Lothen bestimmen werdet, wie viel die menschliche Seele wiegt", sagte der Referendar, indem er sich mit dem Doktor zugleich erhob, „nach euch ist der Mensch ein Affensohn, eine zur Bestialität abgerichtete Maschine."

Zum ersten Male zeigte sich der Ausdruck einer gewissen Erregung in des Doktors Zügen. „Wie weit es der Unverstand zu treiben vermag", sprach er mit erhobener Stimme, „geht aus dem Umstande hervor, daß man den Resultaten der Wissenschaft eine sogenannte Läugnung des Geistes in die Schuhe zu schieben versucht. Das Dasein des menschlichen Geistes und der Gesetze, nach denen er operirt, ist so gut ein natürliches Factum, wie jedes andre natürliche Dasein. Ob nun der Mensch als ein Product der Natur oder eines selbstschöpferischen Willens, ob der Menschengeist als ein Product stofflicher Complexe oder als etwas Selbstständiges angesehen wird, ist für die Beurtheilung des Wesens und der Gesetze dieses Geistes ganz gleichgültig. Aber ich weiß schon noch von der Universität her, daß auch Du zu jenen Philosophen gehörst, welche hinter einem unbegreiflich gelehrten Kauderwälsch ihren Mangel an klaren Begriffen verbergen, und welche es uns nicht verzeihen können, daß wir mittelst der klaren empirischen Wissenschaft ihren philosophischen Phrasenkram compromittirt haben."

Ein Schalkslächeln spielte um die Mundwinkel des Referendars, während er antwortete: „Ich hätte nicht gedacht, daß Dich irgend etwas so warm machen könnte, und habe mich nunmehr überzeugt, daß es nichts Kitzlicheres, als Gelehrtendünkel giebt. Doch jetzt brechen wir hiervon ab. Wir stehen an einem Scheidewege. Der Arm zur Rechten scheint durch den Park nach dem Schlosse zu führen. Schlagen wir ihn ein, damit wir die Bewohner des Schlosses ganz unversehens überfallen."

„Das würde uns doch sehr schwer werden", versetzte Schwarz, „da zwei riesige Neufundländer den Eingang zum Schlosse bewachen. Außer diesen Bestien aber liegt noch ein alter einäugiger Grobian, ein ehemaliger Förster meines Vaters, auf der Lauer, um jedem Unberufenen den Zutritt zu wehren, die wenigen Glücklichen aber, welche sich nahen dürfen, feierlichst anzumelden."

Sie hatten bereits den Park betreten, der übrigens eher einem Urwalde, als einem Parke ähnlich sah, und gingen auf einem halb verwachsenen, durch den Schatten der Bäume ganz verfinsterten Wege eine Strecke schweigend neben einander hin. Dann stand der Referendar plötzlich still und begann: „Weißt Du, ich habe Lust zu einem losen Streiche. Erstlich rauscht von diesen Bäumen ein Geist der Romantik herab, dem ich nicht widerstehen kann, und für's Zweite bild' ich mir ein, daß wenn uns der Streich gelingt, derselbe Deinem Herrn Vater einen höchst günstigen Begriff von unserm Muth und unsrer Schlauheit beibringen wird. Wir wollen ihn stutzig machen, überraschen; dann ist uns der Sieg für die spätern Verhandlungen mit ihm im Voraus gesichert."

„Gut, gut", versetzte der Doktor trocken, „nur möcht' ich Dich bitten, mir vor Allem Deinen genialen Plan zu enthüllen. Auch erkläre ich Dir vornherein, daß die Rolle, welche ich bei der Comödie zu spielen habe, höchst einfach sein muß, da ich, wie Du wohl weißt, kein Geschick zu losen Streichen besitze und das Organ der Schlauheit bei mir gar nicht entwickelt ist."

„Höre mich an", sprach Groß, dessen Züge schon im Vorgenuß des losen Streiches zu schwelgen schienen, „Du mußt wissen, daß ich von einem Zigeuner die Kunst erlernt habe, den wildesten Hund zu zähmen oder doch wenigstens zum Schweigen zu bringen. Lächle nicht, es giebt noch mancherlei Dinge auf Erden, von denen sich selbst ein Materialist nichts träumen läßt. Es ist mir auch ganz gleichgültig, ob ich auf die Bestien mit animalischer Electricität oder Magnetismus, mit einem geistigen Etwas oder mit einem Producte stofflicher Complexe wirke. Genug, Du wirst sehen, daß sich eure Neufundländer bei meinem Anblick höchstens ein leises Knurren gestatten werden. Was Dich anbetrifft, so hast Du nichts weiter zu thun, als Dich, während ich die Hunde besänftige, in's Schloß zu schleichen, ohne daß es der Einäugige merkt. Dann überfallen wir Deinen Vater in seinem Zimmer und Du sollst sehen, welchen Eindruck unser plötzliches Erscheinen auf ihn machen wird. Ich bin ein wenig Psychologe und kenne das. Und nun komm und verdirb uns den Spaß nicht."

Kapitel 2.

In einem düstern, fast ärmlich ausgestatteten Gemach des alten Schlosses, an einem mit Papieren bedeckten Tische, saß am nämlichen Morgen, an welchem die beiden Jugendfreunde die erwähnte Unterhaltung in der Nähe führten, ein alter Mann und schrieb.

Sein Scheitel war kahl, seine Haut gelblich wie altes Pergament. Er saß ganz gekrümmt, so daß seine kleine Figur fast bis zur Zwerggestalt zusammengeschrumpft war. Mit seinen grauen, stechenden Augen, seinem spitzen Kinn, seinen schmalen, farblosen Lippen und seiner langen, wie der Schnabel eines Habichts gebogenen Nase, hätte er ein ganz unvergleichliches Modell zu einem Geizhals — zum Harpagon — abgegeben.

Das Zimmer in welchem er saß, stand ganz im Einklang mit der Erscheinung seines Bewohners. Mit seinen kahlen, verräucherten Wänden, seinen alten, wurmstichigen Meubeln und seinen defecten Fensterscheiben, machte es den Eindruck schäbiger Unbehaglichkeit. Aber hier in diesem Zimmer hatte der alte Mann viele seiner Speculationen ausgebrütet. Hier hatte er seinen, anfänglich durch später zu erörternde Mittel erworbenen Reichthum durch Wucher und Zinsen bis ins Ungeheure wachsen gesehen. Dort die große eiserne Kiste barg sein Gold und Silber, und im geheimen Fache des wurmstichigen Schrankes lagen die Pergamente, die Staatspapiere, Actien und Banknoten. So hatte er in diesem Zimmer die Früchte seiner Mühen, seiner Schlauheit und seiner Entbehrungen immer vor Augen, konnte sie bewachen und sich laben an ihrem Anblick. Daher war dieses Zimmer eine Art von Heiligthum für ihn. Nur zwei Menschen außer ihm durften es betreten, sein alter einäugiger Diener und Schloßwächter Horn und seine Wirthschafterin Emilie. Allen übrigen Menschen, selbst seinen Söhnen, war der Zutritt versagt. Die letzteren wurden, wenn sie zum Besuch auf das Schloß kamen, so gut wie jeder Fremde, nach feierlicher Anmeldung durch den Einäugigen, in einem besondern Zimmer empfangen.

Der alte Mann saß also am Tische und schrieb oder rechnete vielmehr. Rechnen war seine Lieblingsbeschäftigung. Wie oft hatte er an diesem Tisch gesessen und gerechnet! Wie oft war er von diesem Tische aus, bei verschlossener Thür, nach dem alten wurmstichigen Schranke gegangen, hatte mit ängstlicher Vorsicht das geheime Fach geöffnet und den papiernen und doch so werthvollen Inhalt überzählt! Wie oft war er dann mit freudiger Hast an den Tisch zurückgekehrt, hatte Zahl zu Zahl gefügt und sich schließlich mit einem Lächeln des Triumphs überzeugt, daß die Summe wiederum gewachsen war! Auch heut gelangte er am Ende zu der Ueberzeugung, daß sie wieder gewachsen. Gleichwohl starrte er heut nach beendigter Rechnung mit düsterm Blick auf die Zahlen. Eine seltsame, krankhafte Erregung seiner Phantasie entrückte ihn dem Bereiche der Wirklichkeit. Neckische, spukhafte Bilder umgaukelten ihn. Die Zahlen auf dem Papier verwandelten sich in häßliche Kobolde und grinsten ihn an und höhnten: „Wie lange willst Du uns denn noch wachsen sehn, alter Mann von 80 Jahren? Steht nicht Dein Grab schon nahe bei Dir? Fühlst Du nicht täglich, wie Deine Nerven erlahmen, die Kräfte schwinden? Deine Stunden sind gezählt!"...

Der alte Mann schauderte und seine Gestalt sank noch mehr im Stuhle zusammen. Der Gedanke des Todes war ihm bisher fast immer fern geblieben.

Um so tiefer erschütterte er ihn jetzt. Ach, er hätte so gern noch gelebt, noch zehn, zwanzig, dreißig Jahre. Er hätte viel darum gegeben.... „Wie viel?" — schienen die Kobolde höhnisch zu fragen. — „Ein Drittheil, die Hälfte Deines Vermögens?" Bei diesem Gedanken brach der Angstschweiß aus seiner Stirn hervor. Nein, die Hälfte nicht! Auch ein Drittheil nicht!... „Aber ein Viertheil, ein Achtel?"... Nein, auch davon hätt' er sich nicht trennen mögen! Lieber, lieber sterben!....

Ein Klopfen an der Thür entriß ihn diesen beängstigenden Grübeleien. Hastig erhob er sich, eilte nach der Thür, öffnete sie und steckte vorsichtig den Kopf hinaus.

„Ich bin's!" — sagte eine weibliche Stimme.

„Nun, so kommen Sie", versetzte die seinige, worauf er sich umdrehte und zu seinem Lehnstuhl zurückkehrte.

Es war eine junge Dame von etwa 24 Jahren, die nun in's Zimmer trat, eine zarte, fast schwächliche Gestalt. Beim ersten Anblick konnte man in ihren Zügen nichts Ungewöhnliches finden. Es waren regelmäßige, hübsche, geistvolle Züge mit einem vorherrschenden Ausdruck von Ernst und Willenskraft. Der Blick ihres tiefblauen Auges war sanft, ruhig und doch fest dabei. In Haltung und Bewegung zeigte sich kein Mangel an Anmuth, aber wohl eine Gemessenheit, welche mit ihrem Alter nicht im Einklang stand.

Sie überreichte dem Greise eine kleine Ledertasche, welche die mit der Post angekommenen Briefe enthielt. Dann, während der Alte mit zitternder Hand die Tasche öffnete und die Briefe erbrach und las, legte sie die säubernde und ordnende Hand an das alte wurmstichige Geräth des Zimmers.

„O, o der Ungerathene, der Verschwender!" rief plötzlich der Greis, indem er den einen der Briefe aus den Händen fallen ließ und mit einer Geberde der Verzweiflung in seinem Lehnstuhl zurücksank.

„Ich vermuthe es ist Karl, der älteste Ihrer Herren Söhne, welcher" —

„Mein sauer erworbenes Vermögen vergeudet!" unterbrach sie der Alte, „welcher, gleich einem Vampyr, an meinem Blute saugt und mich um zwanzig Jahre meines Lebens bestiehlt! Der Wahnsinnige! Zwei Hypotheken sind ihm gekündigt worden! Die Subhastation steht vor der Thür! Es handelt sich um sieben und funfzig Tausend!" — Nach diesen Worten starrte er mit verstörten Zügen auf das mit Zahlen bedeckte Papier; und die Zahlen tanzten wieder als tückische, höhnische Kobolde vor seinen Augen.

Die Wirthschafterin schien an solche Auftritte gewöhnt zu sein. Ihre Miene verrieth kaum einige Theilnahme. Nachdem sie Ordnung und Sauberkeit im Zimmer nach Kräften hergestellt, war sie im Begriff sich zu entfernen, als der Alte, durch das Oeffnen der Thür aus seinen Grübeleien erweckt, die Augen erhob und ihr zurief: „Emilie, bleiben Sie!" — Dabei deutete er mit der Hand auf einen Stuhl in seiner Nähe. Sie kehrte zurück und nahm auf dem bezeichneten Stuhle Platz. „Emilie, was soll ich thun?" — begann er mit kläglichem Tone — „Soll ich dem Verschwender auch dieses Opfer noch bringen? Soll ich mich durch ihn zu Grunde richten lassen?... Rathen Sie mir."

„Es steht mir nicht zu, mich darüber zu äußern", antwortete sie kalt. —

„Wenn ich Sie darum bitte, so steht es Ihnen zu", sprach er gereizt, „legen Sie dieses kalte, theilnahmlose Wesen ab. Sie wissen wohl, wieviel ich von Ihrer Klugheit halte!" — Nach längerem Zögern sagte sie: „Es widerstrebt meinem Gefühl, vor einem Vater übel von seinem Sohne zu reden, selbst wenn dieser Sohn ein unverbesserlicher Verschwender ist. Doch da Sie meinen Rath so bestimmt verlangen, so sträub' ich mich nicht länger. Er ist der: Ueberlassen Sie Herrn Karl seinem wohlverdienten Geschick. Lassen Sie ihn die Früchte seines Leichtsinns erndten. Nur auf einem Wege ist er noch zu retten: durch Demüthigung, Noth, Zerknirschung. Er muß die ernsten, unerbittlichen Mächte des Lebens kennen lernen!"

Er sah sie bewundernd an und seufzte. Darauf rückte er seinen Sessel näher an den ihrigen heran und begann mit halb gedämpfter Stimme: „Ich weiß noch einen andern Weg zu seiner Rettung. Wenn er sich verheirathete; wenn er ein Mädchen erwählte von ernstem, festem Charakter, häuslich, sparsam, verständig; ein Mädchen, das den Männern Respekt einflößt und sie zu leiten weiß, ohne daß sie es merken; ein Mädchen, wie Sie, Emilie, ganz wie Sie!"...

„Sie sind sehr gütig", sagte sie, während ein ironisches Lächeln um ihre Lippen spielte.

„Legen Sie dies kalte, zurückhaltende Wesen gegen mich ab", sprach er hastig, „Sie wissen nicht, wie gut ich's mit Ihnen meine. Ich habe seit dem Tode meiner Frau mehr als dreißig Wirthschafterinnen gehabt. Keine, außer Ihnen, hat mein Vertrauen besessen. Keine, außer Ihnen, hat dieses Zimmer betreten dürfen. Von keiner, außer von Ihnen, hab' ich Rath oder Trost begehrt. Ich lasse Sie schalten und walten. Ich beschränke Sie in nichts. Ich komme Ihnen freundlicher, als irgend einem andern Menschen, entgegen. Ich begreife mich selbst nicht; ich begreife nicht, was denn in Ihnen liegt, das mir altem, sonst nicht so leicht zu fesselnden Manne, nicht allein Achtung und Vertrauen, sondern auch Theilnahme, wirkliche, warme Theilnahme abzwingt.... Ich habe einen Plan mit Ihnen vor, Emilie, der Ihnen meine wahrhaft väterlichen Gefühle gegen Sie außer Zweifel setzen wird!"

Sie stand auf und sagte mit einer eigenthümlichen hastigen Entschlossenheit: „Verzichten Sie auf diesen Plan! Bewahren Sie mir Ihr Wohlwollen; aber

suchen Sie nie bestimmend in mein Schicksal einzugreifen. Ich werde Ihnen stets eine treue, emsige Haushälterin sein. Ihnen näher zu rücken bin ich außer Stande. Und dann bitt' ich Sie besonders, erwähnen Sie Ihres Planes niemals gegen Ihren Herrn Sohn. Sie würden dadurch nur höchst unerquickliche Auseinandersetzungen herbeiführen und mich wahrscheinlich aus diesem Hause vertreiben." — Nach diesen in raschem, bestimmten Tone gesprochenen Worten verließ sie das Zimmer.

Er blickte ihr nach mit starrem, wie versteinerten Auge. Augenblickliche Erregung hatte ihm ein Geheimniß ausgepreßt, einen geheimen Plan, welchen er erst nach vielfacher Erwägung gefaßt hatte. Sein ältester Sohn war ein Verschwender. Der Greis hatte unzählige Mittel angewandt, um ihn zu heilen, alle vergeblich. Nun hatte er ein letztes, äußerstes Mittel erdacht. Er beabsichtigte den Sohn zu verheirathen, zu verheirathen mit einem Mädchen — ohne Vermögen! Mit seiner Wirthschafterin!... Was ihn dieser Entschluß gekostet hatte, wußte nur er. Ehedem hätte er den für einen Narren, für einen Tollhäusler erklärt, der ihm zugemuthet hätte, eine Schwiegertochter zu wählen, die nicht zum wenigsten Hunderttausende besäße. Jetzt war seine Wahl auf eine arme, namenlose Waise gefallen, die in seinem Dienste stand! Aber dieses seltsame Mädchen besaß Eigenschaften, welche unter den obwaltenden Umständen ein Vermögen ersetzten. Sie war häuslich, sparsam, klug; besonders aber lag in ihrem Wesen und Charakter ein Etwas, was selbst auf ihn, den alten, kalten, zähen Mann, einen beherrschenden Einfluß ausübte. Nur sie konnte den Leichtfertigen bessern!... So war der Greis zu dem merkwürdigen Entschlusse gelangt, welchen er so eben verrathen hatte. An ein Hinderniß hatte er dabei nie gedacht. Von seinem schwachen, ewig der väterlichen Hülfe bedürfenden Sohne war keines zu erwarten. Und was die Wirthschafterin betrifft, so bewunderte er nur im Stillen das erstaunliche Glück dieses Mädchens, welches vom Schicksal zu einer so beneidenswerthen Rolle berufen sei.

Und jetzt hatte ihm dieses Mädchen mit kurzen, dürren Worten erklärt, daß es diese Rolle verschmähe! Eine Person, die für hundert Thaler des Jahrs seine Hauswirthschaft leitete, hatte die Hand seines Sohnes, eines Erben von einer halben Million und darüber zurückgewiesen!

Er starrte ihr nach wie einer nächtlichen Erscheinung. Er hatte viel erlebt in der Welt; besonders in *seiner* Welt. Aber etwas Aehnliches war ihm noch nicht vorgekommen. Er konnte es auch nicht fassen und suchte nach einer ihm einleuchtenden Erklärung. Hatte die Wirthschafterin vielleicht gar keine Ahnung von der Größe seines Besitzes und seines Vermögens? Hatte er ihr doch oft, nach Art geiziger Menschen, die Versicherung gegeben, daß die Welt sein Vermögen überschätze.

Seine verdüsterten Züge erhellten sich bei diesem Gedanken. Ein eigenthümliches Lächeln spielte um die Winkel seines zahnlosen Mundes. Er stand auf und schritt zu dem alten wurmstichigen Schranke. Er öffnete das geheime Fach und zog einen großen Stoß von eigenthümlichen Papieren hervor. Dann kehrte er zum Tische zurück und verglich mit peinlicher Sorgfalt die Zahlen auf den Papieren mit den Zahlen, die er auf ein Blatt geschrieben und summirt hatte.

Er hatte sich in diese Beschäftigung so sehr vertieft, daß er Alles umher vergaß, daß er nichts hörte, selbst die lauten, männlichen Fußtritte nicht, die sich plötzlich durch den Corridor seinem Gemache näherten.

Erst als man ein wenig unsanft an seine Thür klopfte, da fuhr er auf mit entsetzter Miene, und die Papiere entfielen seiner zitternden Hand.

„Ich bitte, meine Herren, wohin wünschen Sie?" hörte er in dieser Noth die Stimme seiner Wirthschafterin fragen.

„Zu meinem Herrn Vater, wenn Sie gütigst erlauben", antwortete eine kräftige Mannesstimme. „Ich bin nämlich Theodor Schwarz, also der jüngere Sohn meines Vaters. Dieser Herr, Referendar Groß, mein Jugendfreund, hat mich hierher begleitet, weil er schon längst nach der Ehre strebt, meines Vaters Bekanntschaft zu machen. Ein glücklicher Zufall oder vielmehr die schwarze Kunst meines Freundes hat es gefügt, daß wir ohne Hinderniß bis hierher gelangt sind."

„Nun so lassen sie mich es fügen, daß Sie nicht weiter dringen", versetzte sie in einem Tone, der scherzhaft klang. „Ich weiß nicht, ob es früher anders geschah; allein so lange ich mich in diesem Hause befinde, empfängt Ihr Herr Vater keinen Menschen in diesem Zimmer, überhaupt aber auch Niemand ohne vorherige Anmeldung. Haben Sie die Güte, sich in das Zimmer zur Linken, am Ende des Corridors zu begeben. Ich werde Ihren Herrn Vater sogleich von Ihrer Ankunft benachrichtigen."

Nach diesen Worten, die sehr höflich, aber doch auch mit größter Bestimmtheit gesprochen worden, begleitete sie die lachenden jungen Männer einige Schritte. Dann kehrte sie zurück und klopfte an des Alten Thür. Auf ein mattes, kaum vernehmliches „Herein" trat sie in's Zimmer.

Bleich, mit verstörten Zügen, stand der Alte am Tische, die Linke wie krampfhaft auf die dem Fache entnommenen Papiere gestemmt, das Auge starr auf die Thür geheftet. „Wo ist Horn? Wo sind die Hunde?" fragte er mit heiserer Stimme.

„Die Herren scheinen sich einen Spaß gemacht und Wächter und Hunde überlistet zu haben", antwortete sie.

Er starrte sie an, als habe sie etwas Unbegreifliches gesagt. Dann schauderte er und sagte: „Aber das ist schrecklich! So bin ich ja nicht mehr sicher! Auch hier nicht, hier nicht!" Und nach kurzer Pause

fuhr er fort: „Was will er hier, mein Sohn? Mit dem Fremden dazu?"

Sie erklärte ihm, daß sein Sohn wahrscheinlich das Doktorexamen gemacht und bestanden habe und wie natürlich es sei, daß er nach solch einem Ereigniß den Vater besuche. Auch den Scherz mit dem Einäugigen entschuldigte sie.

Er schien auf Ihre Worte nicht zu achten. Nach einer Weile murmelte er: „Einen Spaß, einen Spaß mit solchen Dingen? Er soll ihn theuer zu stehen kommen, der Spaß!" Lauter fügte er dann hinzu: „Wären die frechen Buben hier eingedrungen, es wäre mein Tod gewesen! Sie haben mir das Leben gerettet, Emilie. Es soll Ihr Schaden nicht sein! — Gehen Sie jetzt und sagen Sie meinem Sohne, ich will ihn nicht sehen; auch den Fremden nicht. Oder sagen Sie ihnen, ich sei krank. Und dann schicken Sie den Schuft, den Einäugigen zu mir."

Kapitel 3.

Es waren etwa 14 Tage seit den im vorigen Kapitel geschilderten Ereignissen vergangen.

Doktor Schwarz befand sich in einem großen, mit Büchern, medicinischen Geräthen und verschiedenen Thieren erfüllten Gemache und war eben damit beschäftigt, die Lebensäußerungen eines Hühnchens zu beobachten, welchem er am Tage zuvor das Gehirn ausgenommen hatte, als ihn der Referendar besuchte.

„Ich muß nun fort", begann der Letztere, in dessen schönen, offenen Zügen sich eine gewisse Aufregung abspiegelte. „Ich kann eigentlich gar nicht begreifen, was mich in diesem „verwunschenen" Schlosse bis heut zurückgehalten hat. Du hast Dich in Deiner Menagerie vergraben und bist des Tages kaum einige Stunden genießbar. Dein Herr Vater beharrt in seiner menschenscheuen Zurückhaltung und nimmt von unserm Dasein keine Notiz. Der alte Einäugige möchte mich vergiften mit seinem Blick, und ich habe neulich Abend deutlich vernommen, wie er, natürlich erfolglos, seine Hunde auf mich hetzte. Kurz, ich bin in diesem Schlosse ein völlig unnützes und mißliebiges Meubel. Mit Durchforschung der Umgegend bin ich auch zu Ende, und so wirst Du es begreiflich finden, wenn ich mein Bündel schnüre und zu meinem Aktenstaube zurückkehre."

„Der Doktor hatte gleich nach seines Freundes Eintritt das unglückliche Opfer seiner Forschung in einen Korb gesetzt und war dann, die Arme über der Brust verschränkt, im Zimmer auf und niedergegangen. „Auf ein wenig Langweile", sprach er jetzt, „hab' ich Dich vorbereitet, noch ehe wir die Reise antraten. Daß mein theurer Erzeuger von unserm Dasein keine Notiz nimmt, ist ein Strich durch unsre Rechnung, welchen ich nicht ahnen konnte. Was endlich meine Ungenießbarkeit anbelangt, so bist Du in Deinem Urtheil denn doch ein wenig ungerecht, denn ich habe mehr als einmal bemerkt, daß Dir die Unterhaltung mit dem „Schutzengel dieses Hauses" viel angenehmer, als jede andre Unterhaltung war; und ich habe mich immer nur dann in meine „Menagerie" zurückgezogen, wenn ich Dich in dieser „englischen" Gesellschaft wußte. Summa summarum: Ich kann nicht glauben, daß Deine Anrede einen Vorwurf enthalten sollte, und ich leugne, daß Du zu einem solchen berechtigt bist. Was übrigens den eigentlichen Zweck Deines Hierherkommens betrifft, so ist er leider! vollständig verfehlt, da mein Vater, wie mir Emilie gestern erklärt hat, fest entschlossen ist, uns keine Audienz zu bewilligen. Er scheint unser reglementswidriges Eindringen in diese Räume für eine Art von Raubanfall zu betrachten, und ich bin ganz darauf gefaßt, nach Deiner Abreise ebenfalls an die Luft gesetzt zu werden."

Der Referendar war an's Fenster getreten und trommelte mit den Fingern auf die Scheiben. Von dem, was ihm der Doktor gesagt, hatte er offenbar nur wenig vernommen, nur das nämlich, was sich auf den „Schutzengel" bezog. „Wie alt mag Emilie sein?" fragte er plötzlich mit zerstreutem Wesen.

„Alt genug, um zu heirathen", antwortete Schwarz trocken, indem er sich bückte und einen Hund untersuchte, welchem er Ammoniak in eine Ader geblasen hatte, um die merkwürdige Bright'sche Nierenkrankheit künstlich zu erzeugen. Dann nach beendigter Untersuchung fügte er, sich erhebend, hinzu: „Schade, daß Du Dein Assessorexamen noch nicht hinter Dir hast. Es wäre ein guter Spaß, wenn Du die „verwunschene" Prinzessin am Ende noch erlöstest und nicht ganz umsonst in dies verzauberte Schloß gekommen wärest."

„Es wäre kein schlechterer Spaß, als andre sehr vernünftige Leute zuweilen machen", versetzte der Referendar mit geheimnißvollem Lächeln. „Uebrigens, da Du gerade von meinem Examen sprichst, will ich Dir mittheilen, daß ich's noch im Laufe dieses Jahres zu machen gedenke. Schon um Dir ebenbürtig zu sein, muß ich mich zum Dr. juris promoviren lassen —" Das Rollen eines Wagens unterbrach das Gespräch. Auf dem Schloßhofe hinabblickend, rief Groß: „Ha, das scheint ein vornehmer Besuch zu sein!"

„Es ist mein Bruder", versetzte der Doktor, an das Fenster tretend. „Wenn sein Besuch, wie gewöhnlich, der Kasse des Vaters gilt, so thut er mir leid. Ich habe den Herrn Papa gestern durch Emilien um einiges Geld für Bücher und Instrumente bitten lassen, und zwar, wohlgemerkt, nur von den Zinsen des mir gehörigen mütterlichen Vermögens. Als Antwort hat er mir eine furchtbare Rechnung zugeschickt, die mir beweist, daß ich noch sein Schuldner bin. Ich gestehe, das hat mich in einige Verlegenheit gesetzt, obwohl mir sonst das Wunderding, Geld genannt, ungeheuer gleichgültig ist."

„Weil Du ein ganz wunderbares Exemplar von einem unpraktischen Gelehrten bist", unterbrach ihn Groß. „Du hast mir schon einige Male Deine Geldnoth geklagt, und doch gebe ich Dir mein Wort,

daß ich an Deiner Stelle Tausende zur Verfügung haben will. Du brauchst nur die Hand auszustrecken, und Gauner und rechtliche Leute werden sich beeifern, sie Dir zu füllen. Und dabei hast Du, da Du mütterliches Vermögen besitzest, gar nicht nöthig, auf den Tod Deines Vaters zu speculiren."

Der Doktor sann eine Weile; dann sprach er: „Nein, ich bestehe auf dem Grundsatz, nie Schulden zu machen. Mein kleines Vermögen muß völlig intact bleiben, damit meine Zukunft unter allen Umständen gesichert sei."

„Aber Mensch, Dein Vater ist 80 Jahr und wird eine Million hinterlassen."

„Aber wenn? — das ist die Frage. Ich habe immer daran gezweifelt, daß mein Vater einen Gelehrten, den er so gründlich verachtet, die Hälfte seines großen Vermögens hinterlassen werde. Auch wüßte ich in der That nicht, was damit anfangen, während mein begabterer Bruder mit den größten Summen umzuspringen versteht und ihrer, wie ich von Emilie gehört, auch nöthig bedarf. Doch, um auf Deine erste Eröffnung zurückzukommen, wenn Du wartest bis morgen, werde ich Dich nach der Stadt begleiten. Heut muß ich um meines Bruders willen schon hier bleiben."

„Gut. Bis morgen will ich warten", versetzte der Referendar, während seine Miene die Freude über den Aufschub verrieth, „und um für jetzt Eure brüderlichen Herzensergießungen nicht zu stören, will ich einen Gang durch den Park machen."

Wir überlassen den Gelehrten den Studien, in die er nach der Entfernung des Referendars wieder versank und folgen diesem in den Park.

Auf der hintern Seite des Schlosses lag ein schmaler, ungepflegter Grasplatz. Derselbe ward begrenzt durch einen Wald riesiger Fichten, welche die schönsten Masten geliefert hätten, und durch deren geheimnißvolles Rauschen der plätschernde Ton eines Baches drang. Der Himmel lag blau und glänzend darüber und vergoldete die schlanken Gipfel.

Der Referendar bog von dem Wege ab, welcher tiefer in den Park führte, und betrat den Fichtenhain. War es die köstliche, balsamische Luft, die er hier einathmen konnte, oder war es der Frieden dieser Einsamkeit oder auch das Geplätscher des Bachs, was ihn anzog; wir wissen es nicht. Vielleicht wußte er es selbst nicht. In der Natur ward er zum Romantiker und folgte seinem romantischen Instincte.

Er schritt quer durch den Fichtenhain und war bereits bis zu einer Wiese gelangt, welche den Hain auf jener Seite begrenzte, als er plötzlich aufschaute und dann rückwärts, auf den Zehen, nach dem Haine zurückschlich.

In der Mitte der Wiese stand in wundervollem Blätterschmuck eine colossale Eiche, deren Zweige fast den Boden bedeckten. An den Stamm derselben war eine rohe Bank von birkenen Stangen gefügt. Dieser Bank näherten sich so eben zwei Gestalten, in welchen der Referendar die Wirthschafterin und den eben angekommenen Sohn des Hauses erkannt hatte.

Mit starrem Auge und wechselnder Gesichtsfarbe, an eine Fichte gelehnt, betrachtete er das Paar. Seine Züge trugen den Ausdruck höchster Ueberraschung und tiefster Aufregung. Wenn er den Horcher zu spielen beabsichtigt, so gab er sich doch keine Mühe, verborgen zu bleiben. Seine Gestalt war für die Promenirenden auf der Wiese noch vollständig sichtbar.

Inzwischen waren die beiden Letztern bis zur Bank unter der Eiche gelangt. Die Wirthschafterin setzte sich nieder. Ihr Gesicht, welches sie dem Lauscher halb zukehrte, trug den gewöhnlichen Ausdruck von Ruhe und Willenskraft. Ihr Begleiter, ein Mann von dreißig und einigen Jahren, in dessen nicht häßlichen Zügen sich starke Spuren von Leidenschaften und physischer Erschöpfung zeigten, stand vor ihr, die Arme über der Brust verschränkt.

Nach kurzer Pause beiderseitigen Schweigens begann die Wirthschafterin: „Hier also sind wir sicher vor jeder Störung. Es müssen Geheimnisse von hoher Bedeutung sein, welche Sie mir zu enthüllen haben, da Sie selbst die Zeugenschaft Ihres Herrn Bruders fürchten."

„Mein Bruder hat ja wohl einen Gast mitgebracht", fiel er rasch ein, „auch dieser könnte uns belästigen. Geheimnisse habe ich Ihnen nicht zu enthüllen; eher werde ich den Versuch machen, *Sie* zu einer Aufklärung für mich dunkler und doch bedeutungsvoller Thatsachen zu bewegen. Ich will damit auch gleich anfangen. Sie üben einen räthselhaften Einfluß auf die Entschließungen meines sonst so unzugänglichen, ich möchte sagen, starrsinnigen Vaters aus. So wie ich meinen Vater kenne, ist er völlig unempfindlich für den Zauber weiblicher Anmuth und weiblicher Tugend. — Blicken Sie mich nicht so stolz verachtend an; ich spreche aufrichtig, ohne jede Ironie. — Ich bin also genöthigt, an eine geheime, auf irgend ein wichtiges Ereigniß gegründete Beziehung zwischen Ihnen und meinem Vater zu glauben."

„Daraus, daß sie daran glauben, folgt doch wohl weder, daß eine solche Beziehung wirklich vorhanden, noch daß, wenn sie vorhanden, ich verpflichtet wäre, Ihnen dieselbe zu enthüllen", versetzte sie kalt.

„Am Ende unsrer Unterhaltung dürften Sie darüber ein andres Urtheil fällen. Ich gehe deshalb zu einem anderen Punkte über, zu einem Punkte, der gleichsam das Centrum unserer ganzen Erörterung bilden soll, so daß, wenn wir uns darüber zu einigen vermögen, alle übrigen daran geknüpften Fragen von selbst erledigt sind. Ich beabsichtige, Ihnen eine Solidarität unsrer Interessen nachzuweisen."

Das Wörtchen „Ah!" glitt über ihre Lippen. Es war aber unmöglich zu unterscheiden, ob es einfaches Erstaunen oder Ironie bezeichnete.

Indem er sich bemühte, ihren großen, fragenden

Blick auszuhalten, fuhr er fort: „Sie haben mir bisher, ich weiß nicht warum, als eine unversöhnliche Feindin gegenübergestanden. Meine Schwächen und Thorheiten haben Sie in Laster verkehrt und vor meinem Vater haben Sie mich stets nur als den unverbesserlichen Wüstling und Verschwender bezeichnet."

„Der Sie in Wahrheit sind!" sprach sie hart und kalt.

Seine bleichen Wangen rötheten sich. Nur mit Mühe bekämpfte er einen Ausbruch des Zornes. Endlich fuhr er anscheinend ruhig fort: „Ich weiß nicht, wie Sie dazu kommen, den Stab über den Sohn Ihres Brodtherrn zu brechen. Ich weiß nicht, was Sie dazu treibt, mich zu hassen und als ein Geist der Zwietracht zwischen Vater und Sohn zu treten. Ich begreife es um so weniger, als ich die Ueberzeugung gewonnen, daß Sie auch den Vater hassen, wie den Sohn —"

„Gestatten Sie mir nur", fiel sie mit ihrer unerschütterlichen Ruhe ein, „Ihnen zu bemerken, daß die mittelalterlichen Begriffe „Herr" und „Dienerin" für mich nicht mehr gelten. Der ganze sociale Verkehr beruht auf einem Verhältnisse des Austausches. Der Kaufmann ist durchaus nicht der Diener Derer, an welche er Waaren verkauft oder austauscht gegen das allgemeine Tauschmittel — Geld. Ebenso wenig bin ich die Dienerin Ihres Vaters, weil ich ein Tauschgeschäft mit ihm mache, mich für 100 Thaler des Jahres zu gewissen Leistungen an ihn verpflichte."

„Ich nehme die Zurechtweisung als Strafe für eine Uebereilung hin", entgegnete er höflich. „Aber ich frage Sie dagegen, warum hassen Sie mich? Warum hassen Sie meinen Vater?"

Sie schaute eine Weile sinnend zu Boden. Darauf erhob sie den Blick wieder und sagte: „Sie beabsichtigten, mir die Solidarität unsrer Interessen nachzuweisen."

Er stampfte zornig mit dem Fuße auf den Boden. In seinem Gesicht trat ein Zug grimmigen Hasses hervor. Doch schnell siegte die Klugheit über sein ungestümes Temperament. In höflichem Tone erwiderte er: „Gut. Wiewohl Sie mir jede Antwort auf jede Frage versagen, wiewohl Sie in Ihrer kalten, unheimlichen Zurückhaltung den Eindruck einer Sphynx auf mich machen, ich bleibe meinem Vorsatze getreu, mich offen und rückhaltslos auszusprechen. Sind es ja doch keine sympathetischen Gefühle, auf welche ich bei Ihnen rechne; es ist der Verstand, die Klugheit, die Berechnung. Sie haben meinem Vater gerathen, mich den „ernsten, unerbittlichen Mächten" des Lebens zu überlassen. Schon an diesem Ausdruck, welcher der prosaischen Diction meines Vaters durchaus nicht entspricht, mußt' ich erkennen, woher dieser Rath gekommen. Nebenbei nur möcht' ich der Rathgeberin bemerken, daß diese ernsten Mächte des Lebens gegen den Sohn und Erben eines Millionärs nicht gar zu unerbittlich sind."

„Sie versprachen offen zu sein", unterbrach sie ihn, „und doch fangen Sie an, zu lügen. Bitte beruhigen Sie sich. Ich kann mich auf Thatsachen berufen. Ich weiß, daß die ernsten Mächte des Leben in Gestalt von fälligen Wechseln, Executoren und Schuldthurm höchst unerbittlich neben Ihnen stehen. Ich weiß, daß Ihre Schulden bereits mehr als die Hälfte Ihres muthmaßlichen Erbtheils betragen, vorausgesetzt, daß nicht etwa ein plötzlicher Entschluß Ihres Vaters dies Erbtheil testamentarisch verringert."

Er zuckte zusammen, wie von einem tödtlichen Schlage getroffen. Er starrte sie an, finster und drohend und entsetzt zugleich. Ihre Ruhe verhalf ihm zu einiger Beherrschung. Er schlug die Augen zu Boden und sann. Darauf sprach er im gedämpften Tone: „Oder vergrößert! Ja, ich weiß genau, daß mein Vater sich mit dem Vorsatze trägt, meinen Bruder zu enterben, daß er's wahrscheinlich schon gethan hätte, ohne Ihren mir feindlichen Einfluß!"

„Ihr alter Gönner, der Einäugige, hat Sie doch nicht ganz genau berichtet. Auch er ist in Ungnade gefallen und erfährt nur, was Ihrem Vater in Momenten grübelnden Selbstvergessens entschlüpft. Uebrigens können Sie sich darauf verlassen, daß ich meinen ganzen Einfluß darauf verwenden werde, Ihren Vater von einem Acte schreiender Ungerechtigkeit zurückzuhalten. Ihr Bruder ist ein guter, redlicher Mensch. Dieser Apfel ist weit, weit vom Stamme und auch von Ihnen gefallen. Brausen Sie nicht wieder auf. Ich vermag den Beweis der Wahrheit anzutreten, dafür nämlich, daß Redlichkeit nicht zu Ihren Eigenschaften gehört. Ich erinnere Sie nur an Klara Sydow. Ah, Sie erbleichen! Nun, so begnüg' ich mich mit dieser Andeutung. Und was Ihren Vater betrifft, so bin ich im Stande, eine Erinnerung in ihm zu erwecken, welche auch von seinen pergamentnen Wangen die Farbe vertreiben würde. Doch meine Zeit ist sehr beschränkt. Auch begreif' ich wahrlich nicht, wozu dergleichen Erörterungen uns führen sollen. Was endlich die Solidarität unsrer Interessen betrifft, so dürften Sie die Hoffnung, dieselbe zu erweisen, wohl aufgegeben haben."

Nach diesen Worten erhob sie sich und schien im Begriff sich zu entfernen. Er vertrat ihr den Weg: „Nein, ich gebe diese Hoffnung noch nicht auf!" rief er mit einem unheimlichen Glanze in den Augen. „Denn an diese Hoffnung knüpft sich meine Ehre, mein Lebensglück, meine ganze Zukunft! Hören Sie mich an! Sie sollen sich nicht zum zweiten Male über Mangel an Offenheit beschweren!"

Sie stand vor ihm, ruhig, kalt, die Arme über der Brust verschränkt, während sich in seiner Haltung die höchste Aufregung verrieth.

„Mein Vater hat mir geschrieben", fuhr er nach tiefem Athemzuge fort, „daß er mich noch einmal retten würde aus meiner Noth, ja, daß er zu meinen

Gunsten einen Schritt von außerordentlicher Bedeutung thun würde, wofern es mir gelingen sollte, Ihre Hand zu gewinnen, Emilie. Aus Horns Munde weiß ich überdies, daß mein Vater, den letzten Fall voraussetzend, damit umgeht, jenen Theil seines Vermögens, welcher auf dem Wege natürlichen Erbrechtes meinem Bruder zufallen würde, zwischen mir und Ihnen mittelst testamentarischer Verfügung zu theilen, uns überlassend, den Gelehrten mit einer Rente abzuspeisen. Es handelt sich hierbei also um ein Vermögen von einer Million, mein Fräulein. Und nun frag' ich Sie, ob Sie nach dieser Enthüllung die Solidarität unsrer Interessen noch bezweifeln können?"

Sie hatte den Blick zu Boden gesenkt und schien zu schwanken. „O, ich beschwöre Sie", rief er, Hoffnung schöpfend, „unterdrücken Sie, Angesichts dieser ganz ungewöhnlichen, wunderbaren Verhältnisse, Ihre persönlichen Gefühle, sowohl die, welche Sie gegen mich, als die, welche Sie für einen Andern empfinden! Denn ich weiß wohl, daß der Begleiter meines Bruders —"

Das Wort stockte ihm im Munde bei dem Blicke, welchen sie, das Haupt erhebend, ihm zuwarf. In ihrem Auge, dessen tiefes Blau plötzlich in's Schwarze übergegangen zu sein schien, glühte ein düstres Feuer. „Sie fragten vorhin", sprach sie langsam und feierlich, „warum ich Sie hasse. Ist es nicht so? Nun gut. Ich will es Ihnen sagen. Sehen Sie, diese alte, herrliche Eiche, dieser Park, dieses alte, verfallene Schloß, dieses ganze schöne, fruchtbare Gut gehörte einst dem Vater meiner Mutter. Derselbe war ein Ehrenmann im edelsten Sinne des Worts, hochgeachtet, geliebt und verehrt von der ganzen Umgegend. Seine Herzensgüte, seine Gastfreundschaft und seine Wohlthätigkeit waren sprüchwörtlich unter seinen Nachbarn. Man nannte ihn den „guten Alten", und wen Noth und Kummer drückten, der eilte zu ihm. Der „gute Alte" hatte sich einen jungen Mann, den Sohn eines armen Bauern, nachdem derselbe auf seine Kosten einige Schulbildung genossen, zu seinem Rentmeister herangebildet. Dieser junge Mann — seinen Namen mögen Sie errathen — erwarb sich in seiner Stellung — auf welche Weise, überlasse ich Ihnen ebenfalls zu errathen — in kurzer Zeit ein Vermögen, so daß er meinem Großvater, den seine Wohlthätigkeit und Herzensgüte oft in Verlegenheit brachten, natürlich unter dem Vorwande bloßer Vermittelung „gefällig" werden konnte. Sie wissen ja wohl aus eigner Erfahrung, wie es damit geht. „Laß Dich den Wucherer bei einem Haare fassen", könnte man Lessing parodiren, „und Du bist sein auf ewig!" — Eines schönen Tages ward das Gut meines Großvaters öffentlich versteigert. Der Rentmeister kaufte es und jagte seinen Wohlthäter, dem er Alles verdankte, zum Thore hinaus!" — Sie hielt eine Weile inne. Sie stand vor ihm so blaß und kalt, so starr und unerbittlich, wie der Todesengel, der kein Mitleid kennt. Darauf fuhr sie mit dumpfer Stimme fort: „Und was Sie, den Sohn dieses Mannes betrifft, so brauch' ich Ihnen nur zu sagen, daß Klara Sydow meine innige, meine einzige Freundin war, und daß ich an ihrem Sterbebett' einen feierlichen Schwur gethan, sie zu rächen!"

Sie ging an ihm vorüber und hatte sich schon um einige Schritte von ihm entfernt. Da stürzte er ihr nach, packte sie am Arme und sprach mit verzerrten Zügen: „So hören Sie auch mich! Noch in dieser Stunde soll mein Vater erfahren, welche Natter er in seine Nähe gezogen; und unbarmherzig wird er sie von dannen jagen, so wie er einst den „guten Alten" von dannen gejagt! Wir wollen doch sehen —"

Eine kräftige Faust packte seinen Arm, der den ihrigen noch festhielt. „Sie erlauben, daß ich diese Dame vor Brutalität bewahre!" sprach eine helltönende Stimme. Es war diejenige des Referendars.

Kapitel 4.

Der Gutsbesitzer ließ den Arm der Wirthschafterin fahren und starrte den Referendar wild an.

„Mein Name ist Eduard Groß", fuhr der Letztere mit äußerer Höflichkeit fort. „Ich bin als Referendar beim Gericht des Kreises beschäftigt. Mit Ihrem Charakter hat mich soeben der Zufall bekannt gemacht. Und nun, mein Fräulein, da ich gesehen, daß Sie für den Rückweg die Begleitung dieses Herren nicht wünschen, darf ich so frei sein, Ihnen die meinige anzutragen?"

Ohne ein Wort zu erwidern, schob sie ihren Arm in den seinigen. „Ich habe die Ehre mich Ihnen zu empfehlen", sprach er, gegen den Gutsbesitzer sich verbeugend, und schritt dann mit Emilien dem Schlosse zu.

Wir überlassen Karl Schwarz seinen wilden, stürmischen Gefühlen und folgen dem Paare.

Nicht ein Wort ward unterwegs zwischen Beiden gewechselt. Er führte sie bis zur Thür des Familienzimmers. Dort verbeugte er sich und schien Willens sich zurückzuziehen.

„Nein, nein!" sagte sie in dem ihr eigenthümlichen, bestimmten Tone. „Nach dem, was vorgefallen, bin ich Ihnen noch einige Erläuterungen schuldig."

Er folgte ihr in das Zimmer. Sie nahm Platz auf dem Sopha und bezeichnete ihm einen Stuhl in der Nähe. Dann nachdem auch er sich niedergesetzt, fragte sie mit forschendem Blick: „Wie sind Sie zu der wenig empfehlenden Rolle des Lauschers gekommen?"

„Durch einen jener Zufälle, die in unserm Leben so häufig die Stelle der Vorsehung spielen. Ich schlenderte im Park herum. Ich erblickte Sie im vertraulichen tête-à-tête mit einem Manne, von dem ich selbst aus Ihrem Munde nur Schlimmes gehört.

Ich ahnte eine Gefahr für Sie, und so blieb ich in der Nähe für alle Fälle."

Ueber ihr blasses, ernstes Gesicht leuchtete ein Strahl der Freude, doch so flüchtig, so schnell verschwindend, daß ihn Groß nicht bemerkt hatte. „Wie dem auch sei", begann sie nach kurzer Pause, „das was Sie vernommen, muß ein sonderbares Licht auf meinen Charakter werfen. Sie sind schon einige Male in mich gedrungen, Ihnen den Hauptinhalt aus der Geschichte meines Lebens mitzutheilen. Ich habe gezögert, weil das Schicksal viel düstre Schatten und wenig Lichtstrahlen in mein Leben geworfen, und dann auch, weil ich mich scheute, die unheimlichen Mysterien einer Familie preiszugeben, in welcher sich ein Jugendfreund von Ihnen befindet. Nunmehr aber, nachdem der Zufall Sie zum Theil in diese Mysterien eingeweiht, habe ich keinen Grund mehr, zu zögern. Sie wissen also, daß mein Großvater der frühere Besitzer dieses Gutes war und daß er als ein Bettler und von einem Manne, der ihm Alles verdankte, aus dem Schlosse seiner Väter verjagt wurde. Der Gram darüber tödtete ihn, und meine Großmutter sah sich sammt ihrem einzigen Kinde, einer erwachsenen Tochter, dem Elende preisgegeben.

Sie starb in einer Lage, mit deren Schilderung ich Sie verschonen will. Ihre Tochter, meine Mutter, nährte sich einige Jahre in Breslau durch weibliche Handarbeit und heirathete endlich einen Lehrer der dasigen Stadtschule. Von den Eindrücken, welche ich in meiner Kindheit empfing, muß ich eines erwähnen, der unverlöschlich in mir geblieben und gewissermaßen über meine Lebensrichtung entschied. Eines Tages rief meine Mutter mich, das elfjährige Mädchen, an's Fenster, bezeichnete mir einen Mann, einen kleinen, ältlichen Mann in schäbiger Kleidung, welcher aus einem bestaubten alten Wagen stieg und das Gasthaus gegenüber betrat, und sagte: „Betrachte Dir diesen Mann. Er hat Deine Großeltern um Hab und Gut gebracht und in's tiefste Elend gestürzt; ja, er ist ihr Mörder. Und dieser Mann ist geachtet vor der Welt, und die Habe, um welche er Deine Großeltern durch List und Tücke gebracht, ist unter seinen Händen zu einem ungeheuren Vermögen erwachsen." — Es war ein kalter, bittrer Ton, in welchem sie dies sagte, ein Ton, der mich fast tiefer noch als der Inhalt des Gesagten, erschütterte. Ich setzte mich an's Fenster und starrte hinüber nach der Thür des Gasthauses. Ich saß still, in Gedanken verloren, wohl einige Stunden. Endlich trat der kleine schäbige Mann aus der Thür. Ich verschlang ihn mit meinem Blick und nachdem er sich in der Straße unter der Menge verloren, war sein Bild für alle Ewigkeit in meine Seele geprägt.... Seit jenem Tage war mein kindlicher Frohsinn verschwunden. Vor meiner Seele stand selbst im Traum das Bild des kleinen, alten Mannes, welcher der Verderber, ja der Mörder meiner Großeltern war. Ich wurde nicht müde, die Beschreibung meiner Mutter von des Mannes Grausamkeit anzuhören, mit welcher er seinen Wohlthäter aus dem Schlosse vertrieben. In der Schule, wenn der Lehrer von dem Lohne der Tugend und der Strafe des Lasters sprach, dachte ich an den „bösen Alten" und fragte mich, ob nicht auch für ihn einst der Zahltag kommen würde. Jeden Monat kam er einmal in seinem alten, häßlichen Wagen vor dem uns gegenüberliegenden Gasthause an; und fast jedesmal saß ich auf meinem Beobachtungsposten am Fenster und verschlang ihn mit meinem Blick. Es war, als ob ein geheimnißvoller Rapport zwischen ihm und mir bestände, als ob ich seine Nähe apathisch fühlte. So vergingen Jahre. Ich wuchs zur Jungfrau heran. Als die Tochter armer Eltern mußte ich frühzeitig an die Begründung einer gesicherten Existenz denken. Auf den Wunsch meiner Mutter wählte ich das Fach der Erziehung und begab mich in meinem siebenzehnten Jahre in eine Vorbereitungsanstalt. Unter den jungen Mädchen, welche dieselbe Anstalt besuchten, befand sich eines von wunderbarer Schönheit, von jener Schönheit, die sich unmöglich beschreiben läßt und die, wie ich geglaubt hatte, nur der idealisirende Künstler zu schaffen vermöchte. Neben dieser äußeren Schönheit besaß Klara Sydow innere Eigenschaften, die den Zauber ihrer Erscheinung vollendeten: Ein Herz voll Liebe und Güte, eine Seele voll Adel und ein so ungekünsteltes, treuherziges Wesen, als wäre sie nicht von Menschen und nicht in dieser Welt voll Schein und Lüge erzogen worden. Man sagt, nur dem männlichen Geschlechte gehöre die Freundschaft, weil das Weib nicht die Allgemeinheit der Bestrebungen hat und erst durch den Mann zum Charakter erzogen wird. Wahr ist es auch, daß Mädchenfreundschaften in der Regel mit der Brautschaft aufhören. Aber sicherlich giebt es Ausnahmen. Ich wüßte wenigstens nicht, wie ich das geistige Band, welches unsre beiden Seelen verknüpfte, anders als durch Freundschaft bezeichnen sollte. Hier war es ja kein Geschlechtsreiz, der dem Verhältnisse seinen Ton gab. Hier waltete auch keine Laune, keine Schwärmerei, welche im spätern Leben wie Dunst zergehn. Wenn Liebe täuscht und die Welt falsch ist, so bleibt die Freundschaft. Nun, die unsrige ist geblieben, treu bis zum Tode, ja bis über den Tod hinaus."

Die Erzählerin hielt inne. In ihrem bleichen, ernsten Gesicht trat ein Zug schöner, warmer Begeisterung hervor.

„Ja, es war Freundschaft, ein echtes, festes Band für's Leben!" fuhr sie dann mit strahlendem Auge fort. „Eine Freundschaft, welche selbst die Brautschaft überdauerte.... Eines Tages vertraute mir Klara, daß sie liebte, einen jungen Mann, der mit ihr auf einem Flur wohnte, der von ihren Eltern einige Zimmer gemiethet hatte und dadurch mit ihr in Berührung gekommen war. Er war Auscultator,

reich und schön und noch mit jenen tausend andern Eigenschaften begabt, welche der schöne Wahn der Liebe in den Geliebten hineindichtet. Ich muß Sie hier an Romeo und Julia erinnern, dieses Trauerspiel, welches „die Liebe selbst dictirt hat." Wahrlich, jene Julie hat nicht mit größerer Tiefe und Fülle, Unschuld und Heiligkeit geliebt, als Klara Sydow. Und wenn das Trauerspiel anders verlief, als im Shakspeare, so lag es nur — an Romeo! So träumte sie den unnennbar seligen und makellosreinen Traum der ersten Liebe. Und dabei hing sie an mir noch mit derselben Hingebung, wie vorher. Sie schien es sich zur Aufgabe zu machen, Glück und Seligkeit ihrer Liebe ganz schwesterlich mit mir zu theilen, indem sie mich täglich in einem überreichen Ergusse von Wonne tränkte. Ich kann Ihnen sagen, daß mir zuweilen bange wurde bei der Ueberschwänglichkeit ihres Zustandes, daß mir eine dunkle Ahnung einen trüben Ausgang weissagte. Aber nie konnt' ich den Muth gewinnen, ihr zu sagen, daß ihrer subjectiven Unendlichkeit eine objective Welt mit tausend Schranken und Hemmnissen gegenüberstehe. Ich wagte dies um so weniger, als ihr Verhältniß ihren Eltern vollkommen bekannt war. Karl Schwarz, der Auscultator, hatte förmlich um ihre Hand angehalten. Nachdem er sein Referendars-Examen bestanden, war die Verlobung im Kreise der Familie gefeiert worden. Und nur Eins schien mir bedenklich, daß er die Bedingung gestellt, seinen Vater, einen reichen Gutsbesitzer, von dem wichtigen Acte nicht eher in Kenntniß zu setzen, als nach überstandenem Assessor-Examen. Ich muß hier bemerken, daß Klara's Vater ein wenig bemittelter Kaufmann war, ein Mann von unbescholtenem Charakter und guten Sitten. Doch betete auch er den Götzen Mammon an und huldigte ihm auf Kosten besserer Gefühle."

„Gestatten Sie mir hier eine Frage", unterbrach der Referendar die Erzählerin. „Allem Anscheine nach ist Ihnen bis dahin die so enge Beziehung zwischen Karl Schwarz und dem „bösen Alten" unbekannt geblieben. Wie kam dies? Die Gleichheit des Namens —"

„War mir völlig unbekannt", fiel sie ein. „Ich kann nicht sagen, ob meine Mutter jemals den Namen dieses Mannes genannt hat. Sprachen wir von ihm, so geschah es unter dem Namen des „bösen Alten." Ueberdies habe ich zu erwähnen vergessen, daß, seitdem ich die Vorbildungsanstalt besuchte, ich den Mann nie wiedergesehn. Wahrscheinlich hatte er ein andres Absteigequartier gewählt. Auch war, obwohl sein Bild unverlöschlich in meiner Seele geblieben, doch die Erinnerung an ihn durch die anregenden Verhältnisse Klara's beeinträchtigt worden."

Wieder hielt sie inne und an dem Ausdrucke ihrer Züge, worinnen der frühere, kalte Ernst wieder hervortrat, konnte man erkennen, daß sie zur Catastrophe des Dramas gelangt war.

„Eines Tages", fuhr sie dann fort, „fand ich Klara, bei einem Besuche, den ich ihr machte, in Thränen schwimmend. Schon einige Tage vorher hatte ich eine gewisse Unruhe in ihrem Wesen bemerkt und mich fast verletzt gefühlt, daß sie auf eine desfallsige Frage ausweichend antwortete. Diesmal brauchte ich nicht zu fragen. Mir an den Hals stürzend, bekannte sie mir, daß der arme Karl großen Kummer habe, daß sein Vater ein hartherziger Knauser sei und ihn darben lasse, so daß ihr Vater den Aermsten schon zweimal aus den Händen schlechter, unbarmherziger Juden habe erretten müssen, und endlich, daß Karl in den letzten Tagen durch große Verluste im Spiel in eine wahrhaft verzweifelte Lage gestürzt worden sei. Ich muß gestehn, diese Mittheilung überraschte mich nur wenig. Ich hatte den Referendar nur wenige Male und nur flüchtig gesehn. Trotz meiner tiefen und innigen Liebe betrat ich nur höchst selten ihren Familienkreis, in welchem ich, wie es mir schien, seit ihrer Verlobung nicht mehr gern gesehn wurde. Auch hatte Klara noch vor ihrer Verlobung die Anstalt verlassen und ich keine Veranlassung mehr, sie vor den Unterrichtsstunden abzuholen. Ich hatte also Karl Schwarz nur wenige Male und nur flüchtig gesehen, aber dennoch ein dunkles, unerklärliches Mißtrauen gegen ihn gefaßt. Einmal hatt' ich sogar gegen Klara eine leise Anspielung auf dieses sonderbare Mißtrauen gemacht. Ihre Thränen und Vorwürfe raubten mir den Muth je wieder darauf zurückzukommen.

Etliche Tage nach meinem Besuche bei Klara kam sie zu mir. Sie schien heiter und froh und erzählte, die schlimme Angelegenheit sei mit Hülfe ihres Vaters geordnet. Auch werde Karl nach dem Willen seines Vaters seine Laufbahn ändern und bald nach seiner bevorstehenden Majorennitätserklärung ein von dem Vater bereits gekauftes Gut übernehmen. Sie plauderte dann lange in ihrer kindlich naiven Weise von ihren zukünftigen Pflichten und Obliegenheiten als „gnädige Frau", schalt mich, daß ich dabei so ernst blieb, flocht aber doch manchen Seufzer in ihr Geplauder mit ein und gelangte schließlich zu dem Geständniß, dem armen Karl sei durch die neue Situation der Kopf ganz verrückt, er sei zerstreut und ängstlich, und wenn das lange andauern sollte, müßte sie vergehen vor Furcht und Bangigkeit.

Ich kann Ihnen nicht beschreiben, wie sehr ich an jenem Tage gelitten. Wie durch eine Art wunderbarer, innerer Erleuchtung sah ich das liebliche, theure Geschöpf an einem Abgrunde hinwandeln. Ich fühlte, daß jede Warnung zu spät käme, daß sie nicht mehr zu retten wäre. Die Freundschaft machte mich zur Hellseherin. Später that dasselbe der Haß....

Etwa eine Woche darauf kehrte ich eines Mittags aus den Unterrichtsstunden heim. Ich hatte mich verspätet und ging mit beflügeltem Fuße. Doch plötzlich prallte ich fast zurück. Dicht vor mir in seinem

alten, schäbigen Rocke schritt der „böse Alte“ und zu seiner Rechten Karl Schwarz. Ich war im Begriff auf die andre Seite der Straße zu eilen. Da nietete mich ein Wort aus dem Munde des Letztern an seine Fersen. „„„Was das Mädchen betrifft“, sprach er mit blasirter, leichtfertiger Miene, „so hab' ich eigentlich nie an ernste Beziehungen gedacht. Die Comödie der Verlobung hab' ich spielen müssen, weil mir Sydow nur unter dieser Bedingung die Hülfe gewährte, die Du mir versagt hattest. Da seine eignen Verhältnisse nicht die geordnetsten sind, so war ihm ein reicher Schwiegersohn fast ein Bedürfniß und schon einiger Opfer werth. Er hat also nur in gewinnsüchtiger Absicht gehandelt. Und darum werde ich Dir gehorchen und in Bezug auf seine Forderungen den Einwand der Minorennität erheben. Für heut aber, bei der ohnehin sehr larmoyanten Abschiedsscene, kann ich ihm unmöglich schon klaren Wein einschenken.“““

Sehen Sie, das war der Augenblick, wo der Haß mich hellsehend machte, wo eine unerklärliche Ahnung mir sagte: „Du, das schwache, hülflose Weib, wirst einst Gelegenheit haben, Vergeltung auszuüben, an den beiden Schurken, an Vater und Sohn, an dem Verderber deiner Großeltern und dem Verderber deiner Freundin!“ Und das nicht allein. In einer Stunde schien es mir, als habe mein unbedeutendes Leben nun plötzlich ein großes, bestimmtes Ziel gewonnen. Hatt' ich in früheren Jahren oft grübelnd gefragt, ob denn für den „bösen Alten“ kein Zahltag kommen würde, so sagte mir jetzt eine innere Stimme: Er wird kommen, der Zahltag, und du wirst ihn herbeiführen helfen! Der Gedanke, daß diese beide Menschen, Geizhals und Verschwender, Wucherer und Wüstling, Vater und Sohn waren, machte mir fast Freude. Eine wunderbare, weit über meine Jahre gehende Einsicht sagte mir, daß Vater und Sohn schon durch ihre Leidenschaften so entgegengesetzter Natur gleichsam bestimmt seien, einander zu kränken, einander das Leben zu verbittern und an einander Vergeltung zu üben....“

Die Erzählerin hielt inne. Ihre Züge hatten den Ausdruck kalter Strenge, fast der Härte angenommen. In ihren Augen, die sich bis in's Schwarze verdunkelt hatten, concentrirte sich die ganze, fast wilde Energie ihres Charakters. Sie hielt inne; denn sie hatte den Blick staunender Bewunderung bemerkt, mit welchem der Referendar sie betrachtet. Vor diesem Blicke senkte sie nun die mit dichten, schwarzen Wimpern garnirten Augenlider, und ein leichtes Incarnat schimmerte durch ihre bleichen Wangen. Sanfter bewegt fuhr sie nach langer Pause fort: „Das menschliche Herz wird immerdar ein Räthsel bleiben. Alle Psychologie ist Hypothese. Die Richtung, die mein Geist in jener Stunde nahm und die, wie ich gern zugestehe, nicht weiblich war, läßt sich allenfalls auf jenen Eindruck zurückführen, den ich in meiner Kindheit empfing und der unverlöschlich in meiner Seele geblieben. Erklärt aber ist sie dadurch noch nicht und auch nicht — entschuldigt! Doch ich fahre in meiner Erzählung fort. Nachdem jener wunderbare Proceß in meinem Geiste blitzschnell vor sich gegangen, drängte sich die sehr natürliche Frage mir auf: Was nun beginnen? Ich gestehe, daß, wäre ich meinem aufwallenden Gefühle gefolgt, ich vor diese beiden Menschen keck hingetreten wäre und ihnen gesagt haben würde: „Blicket mich an. In dieser Stunde habe ich Euch Rache und Vergeltung geschworen, ich, das schwache, hülflose Weib!“ Doch der nüchterne Verstand hielt mich zurück. Daß für meine unglückliche Freundin nichts mehr zu thun sei, fühlte ich wohl. Aber vielleicht war es noch möglich, ihren Vater zu retten —

Mein Weg führte mich an seinem Gewölbe vorüber. Ich trat hinein. An das Gewölbe stieß ein kleines, halbdunkles Gemach. Dort saß er an seinem Pult und schrieb. Ich erzählte ihm, was ich gehört, Wort für Wort. Die Feder entsank seiner Hand. „O, mein Gott, dann bin ich verloren!“ sprach er fast tonlos.

„Wissen Sie“, fragt' ich ihn, „ob die Majorennitätserklärung des Elenden bis heut schon erfolgt ist?“

„Eben heut, heut morgen hat sie stattgefunden.“

„Das kann Sie noch retten!“ rief ich freudig. „Karl Schwarz ist ein feiger, schwacher Charakter. Er wird Sie heut noch besuchen, wie Sie gehört haben. Dringen Sie mit der ganzen Wucht sittlichen Zornes auf ihn ein. Zwingen Sie ihn, die Forderungen, gegen welche er den Einwand der Minorennität erheben will, heut zu bestätigen. Ueberraschung, Scham, Feigheit werden ihn unfähig machen zum Widerstand. Sehen Sie, da kommt er schon.“

Durch die Glasthür des Gewölbes hatte ich seine Gestalt gesehn. Gleich darauf hörte ich ihn die Treppe hinanschreiten.

„Ja, das allein kann mich noch retten“, sprach Sydow nach kurzem Besinnen; und mit düstrer Miene fügte er hinzu: „Ja, ich werde ihn zwingen, den Buben, und müßte ich ihn erwürgen! Sie aber mögen mir die Freundschaft erweisen, zu meiner Tochter zu gehn und sie zu beschäftigen, auf daß sie uns nicht störe.“

Ich ging mit ihm die Treppe hinauf. Er schob mich in ein Gemach, welches an das Familienzimmer stieß und sagte: „Klara werde ich gleich zu Ihnen schicken. Sagen Sie ihr nur, welch einen Schurken sie mit ihrer Liebe beglückt!“

Bald darauf kam Klara zu mir. Ihre herrlichen Züge waren verklärt durch das Glück, welches sie in der Nähe des Elenden stets empfand. „Es ist gut, daß Du gerade jetzt gekommen“, sprach sie mich umarmend, die häßlichen Männer haben Geheimnisse zu verhandeln und mich verjagt.“

„Jawohl, seltsame Geheimnisse, gab ich zur Ant-

wort, „Du wärest glücklich, wenn sie für Dein Auge immerdar mit undurchdringlichem Schleier bedeckt bleiben."

„Großer Gott, was sagst Du da, Emilie?" rief sie, die kleinen zarten Händen faltend.

Ich zog sie an mich, schloß sie in eine innige Umarmung ein und sagte: „Liebes Kind, bereite Dich vor auf eine schmerzliche Enttäuschung."

Sie fuhr auf, riß sich los aus meinen Armen und schaute mir mit dem Blicke des Entsetzens in's Gesicht. Darauf wechselte der Ausdruck des Entsetzens mit demjenigen der Entrüstung, des Zornes. „Hüte Dich, Emilie!" sprach sie mit funkelndem Auge. „Ich weiß wohl, Du hast stets eine unerklärliche Abneigung gegen Karl verrathen. Hüte Dich, eine falsche Beschuldigung gegen ihn auszusprechen. Ich würde Dich hassen, so tief, ja tiefer noch, als ich Dich geliebt habe!"

Ihre schlanke Hebegestalt hatte sich majestätisch aufgerichtet. Sie war blendend schön und herrlich in ihrem Zorn und in ihrer Zuversicht.

In diesem Augenblicke erhob sich die Stimme Sydow's laut und zornig, so daß wir die Worte „Schurke" und „Elender" unterscheiden konnten, und gleich darauf stieß Karl Schwarz einen furchtbaren Angstschrei hervor.

Aus Klaras Wangen entfloh alles Roth und über ihren ganzen Körper schien ein Schauder zu laufen. Dann plötzlich, ehe ich sie hindern konnte, rannte sie aus dem Zimmer.

Unwillkürlich ging ich ihr nach und betrat das Familienzimmer, als sie schon die Thür des anstoßenden Gemachs öffnete. Ich vernahm die gurgelnde, heisere Stimme eines Gewürgten. Ich hörte Sydow die Worte „wollen Sie oder nicht?" hervorstoßen. Dann folgte ein herzzerreißender Schrei, dann der schwere Fall eines Körpers. Nunmehr vergaß ich jede Rücksicht und öffnete die Thür. Klara lag ohnmächtig am Boden. Ihr Vater stand, einer Bildsäule gleich, in der Mitte des Zimmers und schaute mit dem Blicke trostloser Verzweiflung dem Elenden nach, der so eben, ohne Hutbedeckung und mit wild herumflatterndem Haar, aus dem Zimmer stürzte."

Die Erzählerin hielt wieder inne. Die Erinnerung an die entsetzliche Scene schien ihre starke Seele denn doch erschüttert zu haben. Ihr kaltes Auge schwamm in einem feuchten Glanze.

„Jetzt begreife ich Alles", sagte der Referendar.

Sie heftete ihren Blick energisch fest auf sein Gesicht und schien ihn durchbohren zu wollen. Dann fuhr sie fort:

„Sydow machte Bankerott und seine Tochter starb theils an gebrochenem Herzen, theils aus Gram darüber, daß sie, wie sie bis zum letzten Athemzuge behauptete, ihren Vater zu Grunde gerichtet hatte. Sie starb in meinen Armen. An ihrem Todbett wiederholt' ich das Gelübde, das ich früher schon geleistet, sie zu rächen, zu rächen an Vater und Sohn! Von meinen abenteuerlichen Plänen will ich nichts sagen. Die finstern Schlagschatten, welche das Schicksal bald nachher auf meinen eigenen Lebenspfad warf, leiteten meinen Blick ein wenig ab von dem wunderlichen Ziele, das ich mir gesteckt. Meine Eltern starben rasch hintereinander. Ich ward in's wildfremde Leben gestoßen. Es vergingen Jahre. Endlich rückte mir ein Zeitungsblatt mein Lebensziel wieder nahe. „Eine Wirthschafterin, welche ein anständiges Hauswesen zu leiten weiß, kann sich melden bei dem Gutsherrn in B . . ." Das war die Annonce, welche ich wie eine Mahnung des Schicksals aufnahm. Ich erfreue mich sehr starker und fester Nerven, wie Sie bemerkt haben werden. Allein meine Hand zitterte, als ich nun an jenen Mann schrieb, der gleich einem tückischen Kobold, gleich einer Spukgestalt in meinen Lebenskreis hereingetreten war, an jenen „bösen Alten", dessen verhängnißvolle Einwirkung auf Alles, was mir nahe stand, nunmehr auf seinen Sohn übertragen zu sein schien. Ich erhielt keine Antwort auf meine Anmeldung. Ich wartete. Ein Jahr später las ich dieselbe Annonce in der Zeitung. Zum zweiten Male schrieb ich an den alten Mann. Wieder keine Antwort. Ich wartete wieder. Zum dritten Male erschien die Annonce. Da endlich kam folgende Antwort auf mein Anmeldungsschreiben: „Ich zahle Ihnen hundert Thaler für's Jahr. Veränderungen im Hauswesen sind nicht gestattet. Umgang mit fremden Leuten duld' ich nicht. Wollen Sie darauf eingehen, so finden Sie sich ehestens hier ein. Für die Reise thu' ich nichts gut.

Mit unbeschreiblichem Jubel empfing ich diesen Brief. Der Gedanke, als hätte ich eine Mission zu erfüllen, war längst zur festen Ueberzeugung in mir gereift. Noch am nämlichen Tage trat ich die Reise an.

Das Gefühl, mit welchem ich dies Schloß betrat, ist nicht zu schildern. Im öden Flur, in den düstern Gemächern, auf jedem Tisch und Stuhl las mein Geist die Inschrift: „Unrecht Gut gedeihet nicht!" Mein Auge labte sich an den Zeichen des Verfalls, der Vereinsamung und des Unbehagens ringsumher. Ich war fast befriedigt. Und erst die Bemerkung, daß sich der „böse Alte" inmitten dieses Verfalls und dieser Verödung ganz glücklich zu fühlen schien, stachelte mich an zu dem Versuche, ihn durch Neuerungen und Veränderungen aus seiner Behaglichkeit herauszureißen. O, ich sehe wohl, wie Sie zurückschrecken vor dieser unweiblichen Geistesrichtung. Allein ich habe versprochen, offen zu sein, und halte mein Wort.

Es liegt eine unendliche Gewalt in der zusammengerafften und auf ein bestimmtes Ziel gerichteten Willenskraft eines Menschen, zumal wenn diese durch eine andre eelische Großmacht, die Beharrlichkeit, unterstützt wird. Meine Vorgängerinnen hatten, wie

aus tausend Umständen mir klar wurde, in diesem Hause nicht viel mehr, denn Mägde, gegolten, über welche sogar der einäugige Schloßwächter eine gewisse Oberherrlichkeit besaß. Keine von ihnen hatte das Zimmer des Schloßherrn betreten dürfen, und jeder Verkehr mit dem Letztern war erst durch Horn vermittelt worden. Ich hatte mir vorgenommen, eine Herrin in diesen Räumen zu spielen — lächeln Sie nicht; ich faßte diese Rolle in einem sehr ernsten, fast möchte ich sagen, unheimlichen Sinne. — Wie ich mein Vorhaben durchsetzte, mögen Sie aus folgendem Beispiele ersehen. Ich befand mich etwa eine Woche im Schlosse, als ich einen Maurer bestellte und das verräucherte Empfangs- und Speisezimmer des Schloßherrn frisch anstreichen ließ. Ich stand neben dem Maurer im Zimmer, als Herr Schwarz durch Horn von dem außerordentlichen Ereigniß sogleich in Kenntniß gesetzt, wuthschnaubend über die Schwelle trat.

„Was geschieht da?" herrschte er mich an.

„Wie Sie sehen", antwortete ich ruhig, „wird das Zimmer geweißt, das eine wenigstens, wo Sie zuweilen mit fremden Menschen verkehren. Später werd' ich mit Ihrer Erlaubniß auch das meinige weißen lassen. Ueberhaupt bedarf das ganze innere Schloß einer säubernden Hand. Es macht durchaus den Eindruck eines Geisterschlosses, und als ginge der ruhelose Geist des vorigen Besitzers darinnen um."

Er sah mich eine Weile starr an. Dann ging er, einige unverständliche Worte murmelnd hinweg. Am nächsten Tage aber befahl er, daß ich an demselben Tische mit ihm speisen solle. „Der Zufall fügte es, daß gerade am Morgen jenes Tages ein Brief von seinem ältesten Sohne angekommen war. Es entfielen ihm einige Bemerkungen über dessen Hang zur Verschwendung. „Man findet das häufig", gab ich zur Antwort. „Außerordentliche Menschen setzen in der Regel die unfähigsten Kinder in die Welt. Die Geschichte ist reich an Beispielen. Ich erinnere nur an Karl den Großen und Cromwell. Desgleichen trifft es sich sehr oft, daß Männer, die durch Fleiß, Glück und Sparsamkeit ein großes Vermögen erworben dasselbe einem verschwenderischen Sohne hinterlassen, der es wieder zerstreut. Es scheint als existire im Leben eine Art von Ausgleichungsgesetz, wonach etwa, was der Einzelne auf Kosten der Gesammtheit errungen, schließlich doch immer an diese wieder zurückfallen müsse."

Sehen Sie, in dieser Weise gelang es mir, den sonst so unzugänglichen, kalten, starrsinnigen Mann zu reizen, ihn gleichsam mit einem Schlage abzustoßen und anzuziehen. Er fing an, mich zu fürchten, und mit dieser Furcht beherrschte ich ihn. Je zutraulicher er wurde, desto kälter und schroffer benahm ich mich. Und so hab' ich, eine arme, hülflose Waise, es im Laufe eines halben Jahres dahin gebracht, daß dieser hartherzige, geizige Crösus mich, wie Sie gehört haben, zu seiner Schwiegertochter bestimmt hat!"

Der Ausdruck stolzer Freude in ihren Zügen war doch gemischt mit demjenigen einer gewissen Bitterkeit. Man sah ihr an, daß der Sieg, dessen sie sich rühmte, sie nicht glücklich machte.

„Was den Sohn dieses Mannes betrifft", fuhr sie nach einer Pause fort, indem sie vergessen zu haben schien, daß dieser Sohn nicht der einzige war, „so sicherte mir sein feiger Charakter vornherein seine Unterwürfigkeit. Durch Horn von dem merkwürdigen Einflusse benachrichtigt, welchen ich auf seinen Vater ausübte, wagte er bei seinem ersten Besuch, ohne Ahnung, daß wir uns je schon begegnet hatten, den Versuch, mich durch die Waffen der Schmeichelei und Galanterie zu bezwingen. Wodurch er mich heut zu gewinnen suchte, haben Sie selbst gehört. Und nun, nachdem Sie Alles erfahren, möchte ich wohl hören, was Sie darüber denken."

Wieder heftete sie ihren Blick energisch fest auf sein Gesicht und schien ihn durchbohren zu wollen.

Sein Blick kreuzte den ihrigen; der seinige war, obwohl ernst und fest, wie der ihrige, doch mild und voll Liebe dabei.

„Ich begreife Alles, wie ich schon vorhin gesagt", gab er zur Antwort, „aber ich möchte Sie daran erinnern, daß das Gefühl der Rache ein unseliges ist und dem Menschenherzen nie volles Genüge giebt. Ich möchte Ihnen zurufen: Fliehen Sie aus diesem Hause und überlassen Sie das Werk der Rache dem Wurm, der im Blüthenkelche alles Bösen sitzt. Der Haß, mit welchem Sie Ihr Herz hier stündlich nähren, ist ein Gift, welches langsam aber mit Sicherheit tödtet."

Wieder zuckte ein Strahl der Freude durch ihre Züge, die plötzlich ganz sanft geworden waren. Sie saß eine lange Weile still und tief in sich versunken und schien den weichen, harmonischen Accord, welchen er angeschlagen, in ihrer Seele nachklingen zu lassen.

Er wagte es, ihr näher zu rücken, und ihre kleine, weiße Hand zu ergreifen. Dabei sagte er in leisem Tone: „Wenn ich nicht verblendet, nicht vermessen bin, so möchte ich sagen: Wo Liebe wohnt, kann der Haß nicht wohnen. Die Liebe vertreibet den Haß!"

Sie erschrak, wie ein Mensch, dem man, was er in den Falten seiner Seele verborgen glaubt, plötzlich vor Augen hält.

„Geben wir uns keinen Illusionen hin", sprach sie darauf in dem ihr eigenen, festen Tone. „Auch wir stehen einer objectiven Welt mit tausend Schranken und Hemmnissen gegenüber, und die berechtigte Prosa des Lebens wird sich uns noch durch tausend Anstöße offenbaren. Ich will nicht sagen, wir seien zur Resignation verurtheilt. O nein! Eine gesunde, starke Willenskraft klimmt den steilsten Berg hinan. Allein Vorsicht und Zurückhaltung sind uns geboten durch die Verhältnisse sowohl, als durch unsre Persönlichkeiten. Ich hoffe, Sie mißverstehen mich nicht! — Was meine jetzige Stellung betrifft, so kann ich sie

noch nicht aufgeben. Aber seien Sie versichert, nicht mehr als ein Dämon der Rache werd' ich in diesem Hause leben, sondern als ein Schild gegen väterliche Ungerechtigkeit und brüderliche Ruchlosigkeit. Sie haben gehört —"

In diesem Augenblicke ward die Thür geöffnet und die sonore Stimme des Doktors rief: „Fräulein Emilie, sehen Sie doch einmal nach; ich glaube, mein Herr Vater und mein Herr Bruder sind einander in die Haare gerathen."

(Schluß folgt.)

Die Auswanderer.

„O sprecht, warum zogt Ihr von dannen?" frägt Ferdinand Freiligrath in seinem ergreifenden Gedicht „die Auswanderer", und die Unglücklichen, die der geliebten deutschen Heimath den Rücken kehren, bleiben meist die Antwort darauf schuldig. Die Noth, die deutsche Sehnsucht in die Ferne, ach, tausend kleine, tückische Wellen bespülten den einst im heimathlichen Boden so fest stehenden Baum, entblößten seine Wurzeln und trieben ihn endlich dem offenen Meere zu.

Am Landungsplatze harren sie auf die Abfahrt des Schiffes, das sie der deutschen Heimath entführen soll. Wie sie dort mit ihrer ärmlichen Habe nebeneinander sitzen, ahnen wir ihren Schmerz, ihre Sorgen — ihre Hoffnungen. Eine junge Wittwe drückt ihr eingeschlafenes Kind an ihre Brust — der Gedanke ihrer Vereinsamung entlockt ihr von Neuem bittre Thränen. Ihr Mann, den sie geliebt und der ihr ganzes Herz besessen, schläft im fernen Heimathdorfe unter kühlem Rasen. Sie hat sich von Verwandten mit fortziehen lassen, die ihr drüben neue, glückliche Tage versprechen, aber ihr Herz klopft ihnen nicht unruhig entgegen, das kennt keine Zukunft; ihre Gedanken ziehen heim und weilen bei dem kleinen, schlichten Grabkreuz, das sie beim Scheiden noch einmal mit Rosen bekränzt, die jetzt schon verwelkt und verdorrt wie ihr Glück. Zwei Greise flößen nicht weniger Mitleid ein. Welch' Elend muß sie heimgesucht haben, eh' sie den verzweifelten Entschluß fassen, ein gebrechliches, müdes Alter über den fernen Ozean zu schleppen. Der alte Mann zählt das wenige Geld, das ihm geblieben, seine alte Lebensgefährtin faltet ihre Hände über die Bibel und betet. Zwei andere, jüngere Eheleute haben wenigstens die Kraft und die Gesundheit für sich, die ihnen „da drüben" eine bessere Zukunft verspricht und doch ist zu fürchten, daß der Mann, der in der alten Heimath seine Familie nicht zu ernähren verstand, auch in der neuen Welt den Kampf mit dem Geschick nicht bestehen wird. Vielleicht hat er, noch kurz vor der Abfahrt, die Freuden und Vergnügungen der alten Welt gekostet, denn er wühlt verlegen in seiner leeren Tasche. Seine vorsichtige Frau reicht ihm mit einem Seufzer einige Goldstücke, die sie so lange als Nothpfennige zu bewahren gewußt und empfiehlt ihm ohne Zweifel größere Sparsamkeit. Nur eine einzige von diesen Unglücklichen lächelt, es ist ein junges Mädchen, das mitten in der Gruppe steht. Nur die Jugend versteht zu hoffen. Bilder einer lachenden Zukunft umgaukeln den Geist der jungen Träumerin. Sie sieht in dem Zauberspiegel eine reiche Aussteuer, einen Mann, eine Farm, ihre Eltern, ihre Geschwister, die auf ihren Ruf herbeieilen, ihren Wohlstand zu theilen; sie sieht ein reiches, überschwänglich Glück, — ein neues Vaterland.

Ja, ein neues Vaterland, wenn das die Deutschen drüben fänden! Wenn sich endlich der Strom der Auswanderung auf einen bestimmten Landstrich concentriren, ein „Neu-Deutschland" gründen ließe! Damit erst käme in die deutsche Auswanderung jene Sicherheit, die uns ruhig auf den Abfluß solch' bedeutender Kräfte blicken lassen könnte. In den Jahren von 1819—1856 verloren wir 1,799,853 Menschen. Welchen Einfluß würden die Deutschen „da drüben" gewonnen haben, wenn nur die Hälfte dieser ungeheuren Masse sich auf einen Punkt zusammengedrängt hätte. Freilich bedurfte es dazu einer deutschen Flotte, thatkräftiger Unterstützung der Regierungen Deutschlands und die haben meist die Auswanderung als einen sehr heilsamen Aderlaß angesehen, der den Staatsorganismus von seinem wilden, heißer rollenden Blut befreite. Aber Blut ist ein ganz besonderer Saft und die einmal geöffnete Ader läßt sich nicht so leicht verbinden. Ohne die amerikanischen Wirren würde jetzt die Auswanderung den großartigsten Maaßstab annehmen, weil wieder eine europamüde Stimmung herrscht, und sobald sich da drüben der Sturm gelegt, wird der jetzt aufgestaute Auswanderungsstrom mit verdoppelter Heftigkeit dahinbrausen. Möchte es dann gelingen, ihn in das rechte Bett zu lenken, damit nicht länger deutsche Kraft und deutsches Leben im Auslande zertrümmert und zertreten wird.



Die Auswanderer. Nach dem Originalgemälde von Th. Schüler.

Ein erster Straßenkampf in Berlin 1627.

Historische Skizze von Ferd. Pflug.

(Schluß.)

Der Bürgermeister war bei dem Anblick des Mannes und der mit ihm hereinbrechenden Menge sehr blaß geworden, die Rathsherren hatten sich bis auf zwei oder drei, welche sich den Rückzug bereits versperrt fanden, bei dem ersten Ausbruch des neuen Lärms durch die Hinterthür des Saals geflüchtet. Auch der bisherige Wortführer der Opposition war mit den Andern verschwunden.

„Was soll ein so ungestümes Eindringen in den Sitzungsort des Raths bedeuten?" nahm das städtische Oberhaupt einen Anlauf seine eigene und die Amtswürde der städtischen Vertretung zu wahren; doch seine Stimme klang fast tonlos, seine Hände flogen wie im Fieber, indem er, sich von seinem Sitze erhebend, den bis dahin eingenommenen Sessel zwischen sich und den ihn umdrängenden wüthenden Haufen zu schieben bemüht.

„Was da! es wäre auch gerade die Zeit zu derlei Flausen", hatte roh und gewaltthätig ein wildblickender, baumlanger Bursche dem Reiter in seinem Bericht vorweggegriffen, „hier ist der Tile Krokow, der heute Morgen mit unsern Bürgern nach dem Teltow auf Kundschaft ausgeritten ist. Die Reiter von Lehndorf aber haben hinter dem Tempelhofer Berge die Unsrigen niedergeworfen und geschädigt, der Tile allein ist, lediglich durch die Schnelligkeit seines Pferdes, ihren mörderischen Klauen entronnen. Alle Andern sind todt oder gefangen, und Recht wollen wir haben! Rache an den nichtsnutzigen Hallunken!"

„Rache! Recht! Schlagt sie todt, die Hunde!" brüllte es rings um, daß die Wände davon erbebten.

„Ruhe, Ruhe, ihr lieben Leute", strebte der Bürgermeister den stürmischen Ausbruch zu besänftigen. „Werthe Mitbürger und Mitbürgerinnen, die Sache soll gewiß aufs Strengste untersucht werden, allein unser würdiger Meister, der Tile Krokow, kann sich am Ende doch geirrt haben. Nicht, bester Meister, Ihr seid ja ein zünftiger Bürger, der Nächste zum Obmann des ehrsamen Schlächtergewerks, meine ich, und zum allgemeinen Wohl der beiden Städte eingeschworen, nicht, ein Irrthum wäre ja doch immer möglich. Der Rath wird Eure Untersuchung führen und gewiß, Recht soll Euch werden. Die Untersuchung wird"...

„Eine Untersuchung", lachte der Lange, „nun, was bei der herauskommt, haben wir uns nach gerade an den Schuhen abgelaufen. Nichts da! Ein zwanzig oder dreißig von den Strolchen aus dem Schlosse aufgegriffen, und wofern sie uns unsere Gefangenen nicht zurückgeben, die Spitzbuben der Reihe nach an den höchsten Galgen aufgeknüpft. Das ist was geschehen muß und was uns besser als all' das Actengeschmier zu unserm Rechte verhelfen wird."

„Kreuz und Pestilenz", war gleichzeitig der Tile Krokow aufgefahren, „aber das fehlte mir noch, das soll ich mir vor all' den Leuten sagen lassen. Was, die Kerle haben also nicht Mann für Mann die brandenburgische Feldbinde getragen? und ihre Kugeln sind mir nicht um die Ohren gepfiffen? und ich bin nicht von ihnen gehetzt worden, daß ich, um ihnen zu entgehen, zuletzt habe durch die Spree setzen müssen? Da sollen ja neunundneunzig"...

„Meinen Mann will ich wiederhaben! Wenn er zu allgemeiner Stadt Bestem heute Morgen mit ausgeritten ist, dann muß die Stadt mir ihn auch wieder zur Stelle schaffen." Ein stämmiges Mannweib mit funkelnden Augen und die rothen, fleischigen Arme in die Seite gestemmt, hatte, mit Gewalt sich durch die Menge Bahn brechend, dem immer ängstlicher, immer verwirrter um sich blickenden Bürgermeister gegenüber Stellung genommen. „Daß der Herr mich kenne", richtete sie das Wort an denselben, „ich bin die Bartschen von dem Scharren auf dem Neuen Markt, und mein Mann, der Esel, ist heute Morgen mit den Andern nach dem Teltow ausgeritten. Ich hab's ihm gleich gesagt, daß dabei nicht viel Gutes herauskommen würde. Du Schafskopf, habe ich ihm gesagt, was. hast Du Deine Haut für Andere zu Markte zu tragen. Was Dich nicht angeht, da laß Deinen Fürwitz. Laß die den Brei ausfressen, welche ihn sich eingerührt haben. Doch von gemeiner Stadt Bestem hat er gesprochen und wie er der Stadt zum Reiterdienst verpflichtet wäre. Nun muß die Stadt mir auch meinen Mann wiederschaffen."

„Es soll eine Untersuchung angestellt werden, die strengste Untersuchung. Aber jetzt nur Ruhe, geht nach Hause, liebe Leutchen." Der Bürgermeister hatte offenbar über dem wüthenden Lärm um sich herum völlig den Kopf verloren.

„Den Teufel will ich nach Hause gehen!" brach es los bei dem Schlächterweibe, „meinen Mann will ich wiederhaben. Wie er reiten sollte, da war er den Herren gut genug, doch jetzt möchten sie für die, welche sich ihretwegen der Gefahr ausgesetzt haben, zum liebsten keinen Finger rühren. Ruhe, i seh mal einer, ja das könnte den Herren schon gefallen. Aber nee, Männchen, so darf man mir nicht kommen."

„Was da erst noch lange reden", hatte der Lange

dazwischen gerufen, „bewaffnet Euch! Auf nach dem Schlosse! Mit den 400 Lumpenkerlen da innen werden wir doch wohl noch fertig werden."

Dem Bürgermeister schien bei Erwähnung des Schlosses eine glückliche Idee gekommen. „Um Gotteswillen, lieben Leutchen", raffte er sich zusammen, das wäre ja der helle, lichte Aufstand. Bedenkt doch das Unglück für unsere Stadt. Der Kurfürst — Und noch giebt es andere Mittel, ich selber will sofort zu dem Markgrafen nach dem Schlosse eilen, will Eure Bitten an sein Ohr bringen."

„Laßt ihn nicht fort", rief aus dem Haufen eine Stimme, „er will nur dem Markgrafen von unsrer Absicht Kunde geben."

„Seht, wie er zittert!" schrieen Andre, „Hallunke! Schuft! An den Galgen mit dem Verräther!"

„Es ist ein Aufstand im Schlosse ausgebrochen!" In der herrschenden Aufregung blieb es nicht zu unterscheiden, ob dieser Ruf zuerst oben im Saal oder unten auf der Straße ausgestoßen worden war, doch sänftigte derselbe den eben noch so drohenden Ausbruch mit Blitzesschnelle. Alles lauschte mit angehaltenem Athem, die wider den Bürgermeister ausgestreckten Fäuste und Hände sanken nieder, bereits hörte man einige der der Thür Zunächststehenden die Treppe wieder hinabpoltern. Die noch zurückgebliebenen Rathsherren gewannen unter der allgemeinen Erstarrung Gelegenheit, ebenfalls durch die vorerwähnte Hinterpforte zu entschlüpfen. Auch das städtische Oberhaupt wollte diesem Beispiel folgen, als der Lange, dies bemerkend, ihn am Schopf packte.

„Holla! Halt!" lachte der Kerl, „nicht so eilig, Herr! Einen von den Gliedern des Magistrats müssen wir doch zu Händen behalten. Es ist schon, um uns die Schlüssel von der städtischen Rüstkammer auszuliefern, und dann, wenn's schief ablaufen sollte, um mindestens Einen zum Hängen zu haben."

„Hört! ein Schuß! noch einer" — in der That vernahm man aus nicht allzugroßer Entfernung deutlich den Knall mehrerer rasch hintereinander fallender Flintenschüsse. „Die Soldaten haben die große Schloßpforte gesprengt! sie dringen in die Stadt! Plünderung! Raub! Mord!" kreuzten sich von der Brücke her verwirrte Rufe durcheinander.

„Die Schlüssel zur Rüstkammer!" donnerte der Lange den Bürgermeister an. „Halt, Ihr da, bleibt!" schallte seine Stimme durch den Tumult, „wollt Ihr Euch waffenlos den Hunden entgegenwerfen. Jetzt gilts — Den Schlüssel, oder" ...

Der Bürgermeister hatte in seiner Todesangst noch einen erneuten Einspruch versucht. „Theuerste Mitbürger", keuchte er unter dem Eisengriff des ihm die Kehle zuschnürenden, „es hilft ja doch Alles nichts, unterwerfen wir uns lieber. Herr im Himmel, nur keine Rebellion — der Kurfürst — ich will — es wird sich ja noch vermitteln lassen — der Markgraf" ...

„An den Galgen den Verräther!" tobten die Nächsten um den unglücklichen Friedensstifter. „Hängt den Schuft!" Bei dem auf und nieder wogenden Gewühl vermochte man die einzelnen Vorgänge nicht mehr zu unterscheiden. Nur die Stimme des Langen durchdröhnte all den Lärm. „Halt, laßt ihn, den Schlüssel" — Ein tobendes Jubelgeschrei gab zu erkennen, daß der geängstete Mann den handgreiflichen Zusprüchen der erhitzten Menge nachgegeben haben mußte. Seine Peiniger, ihren bisherigen Anführer an der Spitze, stürzten mit hellem Gejauchze hinaus, der große Haufe war schon zuvor auf die Straße hinabgeeilt, von wo, jetzt jedoch aus viel weiterer Ferne, sich noch immer ein wüstes Geschrei und hin und wieder einzelne Schüsse vernehmbar machten.

Der Bürgermeister war mit der Entfernung jener in einen Sessel gesunken. Der Mann blutete von den erfahrenen Mißhandlungen, seine Halskrause hing ihm zerrissen und zerknüllt von der Schulter, seine Augen stierten in's Leere, seine Brust schnappte nach Luft. Er hörte nicht die Trommel, welche unten auf der Gasse wirbelte und auch nicht das „Zu den Waffen!" und „Halloh!" womit die, welche in der Rüstkammer der Stadt sich gewaffnet hatten, auf die Straße stürzten. Wie eine völlige Starrsucht war's über ihn gekommen.

Ein scharfes Feuer knatterte aus der Ferne und ließ den Bürgermeister auf die Füße springen. „Da, da", murmelte er, zum Fenster stürzend. „Rebellion! Das geht mir an Kopf und Kragen. — Himmel, mein armer Kopf."

Eine Fluth von Flüchtigen stürzte die Georgenstraße hinauf, dahinter schallte der Jubelruf der denselben auf den Fersen folgenden Soldaten. „Steht! steht! werft Euch in die Häuser!" vernahm man einzelne Zurufe. Ein Trupp Bewaffneter stürmte wieder die Treppe hinauf und vertheilte sich an die Fenster. Schüsse knallten aus dem Gemach auf die Straße und wurden von dort erwiedert. „Vorwärts, vorwärts!" hörte man den Kommandoruf, „zurück, Ihr da, von dem Hause. „Zuerst muß das Thor genommen werden, nachher wollen wir es den Galgenvögeln da oben schon noch einträuken."

„Die Soldaten kommen!" schon klirrte es über die Stiegen herauf. Die Aufständischen flohen durch die Hinterthüre. Auch der Bürgermeister wollte fliehen, allein die Füße versagten ihm, über das Entsetzen der letzten Viertelstunde, den Dienst. Im nächsten Moment fühlte er sich von den Fäusten der ergrimmten Kriegsleute ergriffen und unter einer Schauer von Püffen und Stößen auf die Straße hinabgerissen.

Bereits war indeß bei den Soldatenhaufen da unten ein Umschlag des Kriegsglücks eingetreten. Aus einem der nächsten Häuser war ein Kessel siedenden Wassers über die Nächsten ausgeschwenkt worden. Mit entsetzlichem Wehgeheul stürzten dieselben zurück. Steine und Ziegel flogen von allen Dächern, auch

Schüsse blitzten bereits wieder von allen Seiten. Durch die unzeitige Erstürmung des Rathhauses war nicht nur Seitens der aufständischen Söldner die für die Verbindung mit ihren auswärtigen Kameraden zuerst nothwendige Besitznahme des unmittelbar vor der jetzigen Königsbrücke gelegenen Georgenthores versäumt, sondern auch ihre eigne Ordnung zerrissen worden, und Tapferkeit und Kriegsfertigkeit waren außerdem nie die hervorragenden Eigenschaften dieser trefflichen Soldateska gewesen. Es gab keinen Widerstand mehr. Alles löste sich auf und flüchtete, Wehr und Waffen von sich werfend, der langen Brücke und dem heutigen Schloßplatze zu.

Diese Abtheilung kam hier gerade zurecht, um mit den zerstreut anlangenden Flüchtlingen des schon früher in die Gassen von Cöln eingebrochenen und dort nicht minder heiß bedienten Haufens zusammenzustoßen. Der Schrecken bei den eingeschüchterten Kriegsleuten stieg jedoch zum Gipfel als sich die Thore des Schlosses, wohin sie sich als zu ihrem letzten Zufluchtsort gewendet, vor ihnen geschlossen zeigten.

Ein Glück, daß das siegende Volk seinem eigenen, so leicht errungenen Siege noch nicht traute und jenseits der Brücke, wie an den Ausgängen der Hohen- und Brüderstraße von Cöln hinter den Flüchtigen Halt gemacht hatte. „Nicht weiter!“ hörte man drüben rufen. „Laßt sie ankommen, die Schufte — Aufgemacht! aufgemacht!“ donnerten die geängstigten Soldaten an die geschlossenen Pforten. Weiße Tücher wehten aus allen Fenstern des Schlosses. Die Nacht begann hereinzubrechen, zwischen den hohen Häusern blieben nur noch die dunklen Wasser zu unterscheiden. In Süd und Ost färbte der Wiederschein der fernen Feuersbrünste den dunklen Himmel roth wie Blut, auch in der Richtung nach Lichtenberg oder Friedrichsfelde sollte, wie von den Thürmen berichtet wurde, eben ein neues Feuer aufgegangen sein.

Der Bürgermeister war, halb sinnlos von Schrecken unter den frühesten Flüchtlingen noch unter dem Schließen der Thore vor dem Schlosse eingetroffen, doch sein verwirrter Bericht von den Vorgängen und Zuständen in der Stadt hatte die üble Laune des Markgrafen weder gebessert, noch die Angst der Kurfürstin und Kurfürstin Mutter beschwichtigt, welche beide edle Frauen, während der Reise ihres Sohnes und Gemahls mit ihren Hofhalt in Berlin zurückgeblieben waren.

„Ihr seid an Allem Schuld“, war der Markgraf Statthalter auf den Aermsten eingefahren, Ihr und diese verdammten Dickköpfe von Rathsherren. Warum sträubtet Ihr Euch, das Kriegsvolk bei Euch aufzunehmen, oder, wenn Ihr das nicht wolltet, warum zahltet Ihr nicht. Um ein Paar lumpiger tausend Thaler willen mir diesen Schimpf. Aber es ist noch nicht aller Tage Abend und ich will unter Euch fahren. Zahlen sollt Ihr mir —“

Es fielen außen wieder einige Schüsse und das Geschrei verdoppelte sich, die in dem Saal gegenwärtigen fürstlichen Frauen zuckten zusammen und entfärbten sich, einige ihrer Hoffräuleins kreischten laut auf vor Schrecken. „Die Truppen müssen eingelassen werden“, hatte einer der anwesenden Cavaliere die Meinung aufgeworfen, „es gilt am Ende uns auf das Aeußerste vorbereiten.“

„Die Hunde!“ tobte der Markgraf dawider. „Weil die vom Regiment Redern und den Kornetten von Lehndorf da außen rebellirt haben, müssen sie es ihnen nachmachen, müssen ausbrechen auf die Stadt, ohne Befehl und Commando. Und wenn die Bestien dabei noch Muth und Geschick gezeigt hätten, aber auf die ersten Paar ihnen gegen die Köpfe fliegenden Ziegelsteine davonzulaufen. Himmel und Hölle! Es geschähe ihnen Recht, wenn sie von diesem störrischen Bürgerpack bis zum letzten Mann massakrirt würden. O, ich will Gericht über die Hallunken halten. Alles war so trefflich vorbereitet. Der Plan konnte gar nicht fehlschlagen, da — Ha! ich will —“

„Die Haufen ziehen sich mehr zusammen“, ward er von einem hinter einer der Fensternischen, die Vorgänge außen beobachtenden langen, schwarzgekleideten Mann unterbrochen. „Durchlaucht mögen später mit den beiden aufständischen Städten und dem aufsässigen Kriegsvolk machen, was dieselben vor unserem gnädigsten Herrn den Kurfürsten und den Herrn Grafen von Schwarzenberg verantworten können, für den Augenblick gilt es jedoch zunächst die hier gegenwärtigen fürstlichen Frauen, Ihro Durchlaucht die Frau Kurfürstin und die durchlauchtige Frau Kurfürstin Mutter, wie auch unser junges, gnädiges Herrlein, den Kurprinzen vor jeder doch möglicherweise eintretenden Gefahr zu sichern und dazu muß unterhandelt werden. Wollen mir der Herr Markgraf die Vollmacht geben, mit jenen dort drüben auf die schon früher von mir vorgeschlagenen Bedingungen abzuschließen?“

„Was“, war der Angeredete aufgefahren, „ich sollte dazu meine Zustimmung geben, die Soldaten aus der Stadt zu führen, für die, von den Lehndorf'schen Reitern aufgehobenen Bürger Sicherheit zu bieten, die Wache im Schlosse selbst dem Gesindel dort anvertrauen. Dies, Kanzler Pruckmann, waren ja doch wohl ihre sauberen Vorschläge? Ich! — Nun und nimmermehr werde ich darein willigen. — Herr, wenn Ihr ein Edelmann, wenn Ihr auch nur Soldat wäret, Ihr würdet —“

„Sie ziehen die im Rathhause aufbewahrten Karthaune auf die Brücke!“ kehrte sich der Kanzler, der scheinbar über die gespannte Aufmerksamkeit, womit er die Vorgänge bei der Gegenpartei verfolgt, den scharfen Ausfall des Markgrafen gegen ihn ganz überhört hatte, wie im höchsten Schrecken zu der ängstlich harrenden Versammlung. „Ja, in der That,

dort. — Himmel! Da sehe ich schon die Lunte aufleuchten. Der erste Schuß des schweren Stückes würde unsere Lage zu einer hoffnungslosen gestalten. Jetzt muß gehandelt werden!"

Das entschied. — Die anwesenden Herren waren ohne Ausnahme an die Fenster gestürzt, die Frauen wirrten, in lauten Jammer ausbrechend, durcheinander. Es blieb zwar bei der mittlerweile völlig eingetretenen Dunkelheit an dem jenseitigen Spreeufer so gut wie nichts zu unterscheiden, allein der Eine überbot den Andern in den schrecklichen Vorbereitungen, welche sie drüben erkennen und entdecken wollten. Der Markgraf sah sich die bisher geführte Oberleitung plötzlich entwunden, auf Befehl der Kurfürstin befand sich Pruckmann bereits unten auf dem Platze, um auf jede Bedingung hin die drohende Gefahr zu beschwören und den gebrochenen Frieden wieder herzustellen.

Man muß es dem Kanzler lassen, er besaß ausreichende Erfahrung und Uebung in derlei Verhandlungen. Er war es gewesen, welcher sowohl bei dem großen Auflaufe von 1615, wie in den stürmischen Tagen vor 1620, wo für die Berliner der Vorübermarsch einer von dem Könige Jakob I. seinem Schwiegersohn, den von den Böhmen zum Könige gewählten Kurfürsten Friedrich von der Pfalz zur Hülfe gesandten Abtheilung Engländer der Anlaß eines abermaligen Aufstands geworden zwischen der Bürgerschaft und der Regierung die Vermittlung geleitet hatte. Es ist allerdings richtig, daß dies schließlich beide Male zum harten Schaden der beiden Städte ausgelaufen war, indeß die Schuld lag dann schließlich nicht an ihm, sondern fiel ausschließlich auf dem Grafen Schwarzenberg, wogegen der schlaue Vermittler sich für die Nichterfüllung seiner früheren Zusagen und Versicherungen noch den Anschein eines Opfers der Wortbrüchigkeit und Unzuverlässigkeit des allmächtigen Ministers und damit den Ruf eines durchaus guten und rechtlichen Mannes zu bewahren gewußt hatte.

Auch diesmal wußte er die Stillung des Aufstandes mit dem mehrfach schon erprobten Geschick anzugreifen. Der Forderung der Entwaffnung der Truppen ward von ihm durch die Gewährung des Abzugs derselben über die hinter dem Schlosse über den dortigen Spreearm führende Hundebrücke vorgebeugt. Auch die mit angezogene persönliche Eitelkeit mußte zur Besänftigung der Gemüther beitragen. Dem Langen, welcher sich als ein Weber Nietack auswies und der sich zum Führer der Aufständischen aufgeworfen hatte, wurde die Ehre zu Theil, als Hauptmann mit 20 der Eifrigsten die Bewachung des Schlosses zu übernehmen; der Schlächter Tile Krokow ward als Lieutenant der bewaffneten Bürgerschaft mit einem andern Haufen zur Verstärkung der Thorwachen beordert. Die wackere Frau Bartschen erhielt die Genugthuung, der Kurfürstin in Person die Klage wegen ihres entführten Ehegatten vorzutragen und zugleich die bestimmte Versicherung, daß ihr der Letztere spätestens bis morgen früh unversehrt zurückgestellt werden sollte.

Der Bürgermeister Blechschmidt, gegen welchen sich wegen seines angeblichen Verraths die Volkswuth zum unversöhnlichsten zeigte, sollte dagegen unverzüglich das schlimme Schloßgefängniß des noch heute stehenden, und wegen seines mit grünlich angetünchtem Kupfer gedeckten Daches der grüne Hut genannten Thurmes abgeführt und bis zur Beendigung der gegen ihn sofort zu erhebenden Untersuchung dort, oder auch, je nach dem Beschluß des Rathes der beiden Städte, im Stadtgewahrsam festgehalten werden.

Vielleicht indeß, daß bei der so hoch aufgeschwollenen Bewegung dem Kanzler sein Friedenswerk doch nicht so leicht geglückt sein möchte, wofern nicht noch unter den deshalb geführten Unterhandlungen ein heftiges Feuern namentlich aus der Richtung des Gertraudenthores vernehmbar geworden wäre. Die Reiter von Lehndorf und die nächststehenden Compagnieen des Regiments von Redern waren nämlich, nachdem sie vorläufig in ihrer nicht mehr zu zähmenden Ungeduld sich das harmlose Vergnügen gemacht hatten, die ihnen zum Quartier angewiesenen Ortschaften zu plündern und zum Beschluß durch das Abfeuern ihrer Musketen und Pistolen in die Strohdächer auch noch in Brand zu stecken, auf den aus Berlin zu ihnen gedrungenen Schall des Läutens und Schießens unverzüglich gegen diese Stadt aufgebrochen, um an der Plünderung derselben ebenfalls ihren Antheil zu nehmen und so dem angestifteten Freudenfeste die Krone aufzusetzen. Der ihnen zu Theil werdende Empfang entsprach freilich nicht ihren Erwartungen. Dieser unverhoffte Zwischenfall erwies sich dem Unterhändler jedoch insofern günstig, als unter dem Eindruck des eben erst erstrittenen Sieges auf die ersten Schüsse schon der große Haufe den Wällen und Thoren zustürzte, um zur Abtreibung auch dieser neuen Feinde mitzuwirken, was einerseits dem Kanzler den Vortheil gewährte, mit den von ihm zurückgehaltenen Hauptführern ungestört von dem Dazwischentreten und Einreden der sturmerhitzten Menge zu verhandeln, und andererseits diesen Letzteren einen guten Theil der Zuversicht raubte, auf ihre anfänglich weit höher geschraubten Bedingungen zu bestehen, oder gar etwa den ihnen schon bewilligten Forderungen noch neue hinzuzufügen.

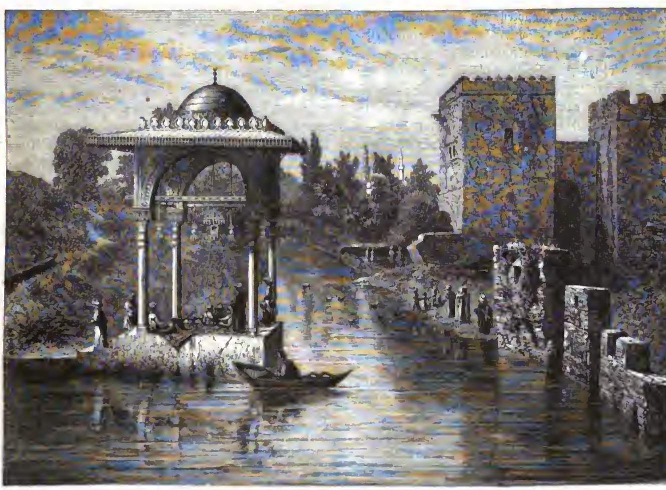
Der in aller Stille aus Berlin erfolgende Abzug der Esquadron von Hohendorf und die dadurch den herzugeeilten auswärtigen Soldatenhaufen gewordene Kunde von den letzten Vorgängen im Innern der beiden Städte, benahm denselben übrigens alle Lust, den mit so hoch gespannten Erwartungen angetretenen Angriff fortzusetzen. Der Umschlag von den kühnsten Hoffnungen zu dem directen Gegentheil, erwies sich übrigens bei diesen trefflichen Truppen so stark, daß

noch über Nacht die meisten Compagnien sich völlig auflösten und der kleine, in zwei Abtheilungen versprengte Rest derselben nach der einen Richtung erst in Saarmund, nach der andern bei Storkow Halt zu machen wagte. In der Mitte des April ward darauf über das, was von den verschiedenen Truppentheilen bis dahin noch zusammengehalten, von dem mit Recht auf sie erzürnten Markgrafen bei Friesack ein furchtbares Strafgericht gehalten. Die beiden Cornette von Lehndorf hatten übrigens diese Procedur nicht erst abgewartet, sondern waren unmittelbar in einem Marsche von Berlin aus zu den hinter der Elbe stehenden Mannsfeld'schen davongegangen.

Der Triumph der Berliner konnte unmöglich größer sein; nachher freilich ward ihnen der momentane Erfolg ihres Widerstandes nur zu bitter verleidet. Schon unterm 6. April ging der damals siebenjährige Kurprinz und nachherige große Kurfürst zu ungestörter Fortführung seiner Erziehung nach Küstrin, wohin später zeitweilig auch der gesammte kurfürstliche Hofhalt übersiedelte. Auch sonst folgten Schlag auf Schlag und eine Schatzung der andern. Die bewaffnete Bürgergarde wurde, angeblich Behufs einer neuen besseren Formation derselben, aufgelöst. Im August desselben Jahres wird in den Stadtregistern unter den abgethanen Delinquenten ein wegen Diebstahl gehängter Weber Jochen Vietack aufgeführt. Mit zum Schlimmsten ward übrigens noch dem armen Bürgermeister Blechschmidt mitgespielt. Wenn derselbe in den nächsten Tagen nach dem Aufstande nur durch Pruckmanns Entgegenwirken der peinlichen Frage oder gar dem Hängen entgangen war, so wurde ihm jetzt von dem Minister Schwarzenberg der größte Theil der Schuld für die stattgehabten neuen Unruhen beigemessen, und er mußte auf dessen Befehl unter Confiscation eines guten Theils seines Vermögens auf ein Jahr nach Spandau wandern.

Darüber, was es mit der zeitigen Einlagerung des kaiserlichen Regiments Torquato Conti in dem Teltow für eine Bewandniß gehabt haben möge, erhellt durchaus nichts Näheres; doch man soll den Teufel nicht an die Wand malen. Im Februar 1628 erschien dies nämliche Regiment wirklich vor Berlin, und die entwaffnete und eingeschüchterte Bürgerschaft vermochte sich diesmal des ihr zugedachten freundschaftlichen Besuchs um so weniger zu erwehren, als sie bis dahin wenigstens auf den einen Punkt standhaft beharrt hatte, keine neue brandenburgische Besatzung einzunehmen. Der den beiden Städten Berlin und Cöln durch diese werthen Gäste zugefügte Schade wird in den gleichzeitigen Berichten, außer den Naturallieferungen, auf 300,000 Thaler angeschlagen.

Das Auge des Ostens.



Umgegend von Damaskus.

„Geh' nach Neapel und stirb!" Welche Zumuthung des italienischen Sprüchworts! Als ob es nach dieser europäischen Stadtschönheit nichts weiter zu sehen gäbe, das des Lebens werth sei! Nein stirb lieber nicht, komme mit in's schöne Morgenland, in das Vaterland von tausend und eine Nacht. Dort winken dir neue Reize in üppiger, zauberhafter Fülle, dort glänzet „das Auge des Ostens", dort strahlet das „Halsband der Schönheit", dort lächelt — „ein Stück Himmel, auf die Erde gefallen" — das paradiesesduftige Damaskus, jene Stadt, in deren Anblick versunken einst Muhamed ausrief: „Nur Ein Paradies ist dem Sterblichen beschieden, darum will ich nicht eintreten in dieses Paradies der Erde, daß ich das himmlische erlange."

Wir aber sind weniger ascetisch gestimmt, wir wagen es und treten hinein, diese orientalische Schönheit kennen zu lernen mit ihren Reizen so eigenthümlicher Art.

Ringsum öde Steppen, kahle, einförmige Felswände tagelang, und nun auf einmal in grellem Contraste ein Thal voll frischester Vegetation, ein üppiger Garten mitten in der Wüste, durchschnitten von klaren Bergwassern und plätschernden Quellen. Duftende Rosenhecken in einem Walde von Palmen-, Granaten-, Feigen-, Orangen-, Aprikosen- und Pfirsichbäumen, um die die feurige Rebe sich kühn emporrankt. Mitten darin, mindestens eine Meile lang, eine orientalische Großstadt mit über 200,000 Einwohnern, licht und klar, blinkend im Schmucke ihrer schlanken Minarets von 500 Moscheen, auf die im Südwesten der Berg der Berge Syriens, der schneeumgürtete Hermon majestätisch herabschaut.

Alles dieses ein lebendiges Ganze, angehaucht von den Gluthstrahlen einer morgenländischen Sonne, gekühlt und erfrischt durch die Wasserströme des Antilibanon; ein goldner Duft um alle Hügel, linde Bergwinde voll Blüthenduft; die ganze Landschaft bebend im Entzücken des lichtvollsten Glanzes, wie wenn die Natur ihren ersten Lebenstag hier in seligster Wonne feierte. So ist Damaskus, so war es seit Jahrtausenden.

Schon zu Abrahams Zeiten bekannt, eine der ältesten Städte der Erde, ist es noch immer groß und herrlich, indeß Jerusalem und Theben, Babylon und Memphis längst in Trümmer liegen. Viele Völker haben um den Besitz dieser Stadt gerungen: Juden und Perser, Assyrer und Römer, Araber und Türken, aber ob auch oft belagert und eingenommen, verheert und zerstört, erhob sie sich wieder; das Auge des Ostens wurde nicht gebrochen, es lächelt heute noch so klar und wonnig wie am ersten Tage, eine nimmer alternde, ewig junge Braut.

Ziehen wir ein. Welches Leben und Getümmel auf den Straßen! Welch ein Zusammenfluß der verschiedensten muhamedanischen Völkerschaften in den verschiedensten Trachten: Kurden und Türken, Perser und Beduinen, arabische und syrische Fellahs, Aegypter und Neger in bunter Mischung. Den ganzen Orient findet man hier repräsentirt. Die Häuser sind auf steinernen Fundamenten im hölzernen Fachwerk gebaut, ausgefüllt mit Lehmsteinen, und diese von außen geglättet. An Regelmäßigkeit ist dabei nicht zu denken, alles grotesk und abenteuerlich. Das eine Haus niedrig, das andre hoch, hier Hallen und Vorsprünge, dort Balkone und spitzige Giebel, hier Fenster, dort stumme Mauern, ein seltsames, wirres Durcheinander.

Dazwischen prächtige Moscheen mit Mosaikarbeiten, Marmorruinen, Springbrunnen, die sprudelnd oder in gewaltigen Strahlen ihr Wasser ergießen, umgeben von ernsten Cypressen, auf denen Turteltauben oder Raubvögel nisten.

Zuweilen gestattet eine offene Thüre den Blick in die innere, verborgene Herrlichkeit, und wir bemerken hinter den unscheinbaren Lehmwänden der Häuser gepflasterte Marmorhöfe, Wasserbassins, Arkaden, blühende, mit goldenen Früchten beladene Citronen- und Orangenbäume.

Die engen, gewundenen Straßen führen durch unzählige Bazare hindurch, steinerne, kühle Gewölbe mit Tausenden von Buden, in denen die Schätze des Orients feil geboten werden. Das gewerbliche Leben, der Tauschhandel aller Produkte Arabiens, Persiens und Ostafrika's gegen europäische und ostasiatische Waaren ist hier sehr bedeutend. Hier blüht die feinste Damastweberei, die von Damaskus ihren Namen hat, noch immer fort; hier ist die Heimath der berühmten Damascenerklingen.

Glücklich wer durch dieses Menschengewirre unangefochten hindurchkommt. Es ist ein Gedränge und Lärmen sonder Gleichen. Bald müssen wir einer abziehenden Karavane mit hochbeladenen Kameelen, bald einem Zuge bis an die Zähne bewaffneter Beduinen ausweichen. Jetzt bietet ein Neger, indem er kleine Messingdeckel gellend vor unsren Ohren zusammenschlägt, uns ein aus Süßholz und den Schoten des Johannisbrodbaums gepreßtes Getränke an, und kaum haben wir uns seiner entledigt, so läßt uns ein nackter Fellahjunge nicht eher los, bis wir ihm einige der berühmten Damascenerpflaumen abgekauft. Dazwischen heult ein Derwisch seinen dämonischen Gesang.

Flüchten wir uns aus dem Gewühle in eins der vielen Rauch- und Kaffehäuschen am Ufer des rauschenden Barade, wo unter hohem Laubdache mächtiger Platanen oder unter leichter, zeltartiger Bedachung zu jeder Zeit einzelne Türken, Araber und Orientalen aller Stände auf Pölster und Matten gestreckt ihre Wasserpfeife rauchen. (Siehe die Abbildung.) Arabische Musiker und Erzähler lassen sich hören, sie erzählen Geschichten aus der Glanzzeit der Omerjaden, die einst in Damaskus residirt, von Nurredin und Saladin, den Kalifen, deren Gräber hier in einer prachtvollen Moschee sich befinden. Am

anderm Ufer des Flusses erheben sich Trümmer alter Befestigungswerke (siehe die Abbildung), jene angebliche Mauerstelle, an welcher der Apostel Paulus, vor seinen Verfolgern fliehend, nach dem Berichte der Apostelgeschichte (9., 25.) in einem Korbe herabgelassen wurde. Ebenso zeigt man eine halbe Stunde östlich von der Stadt noch die Stelle, wo Saulus zu einem Paulus wurde, jener gewaltige Mann, der zuerst die Schranken des religiösen Partikularismus durchbrechend, das Christenthum nicht als ein neues Judenthum, sondern als eine Weltreligion auffaßte, die für Juden und Heiden, für Griechen und Römer in gleicher Weise bestimmt sei.

Doch wäre es für den Fremden nicht klug hier christliche Empfindungen laut werden zu lassen. Die Intoleranz und der Fanatismus der Damascener ist nur zu bekannt, der alljährlich, wenn hier die aufgeregten Mekkapilger sich weither aus Asien sammeln — Damaskus gilt als „ein Thor zur heiligen Kaaba" — immer neue Nahrung empfängt. Die Erinnerung an die Christenverfolgungen des Jahres 1860 wirft einen dunkeln Schatten in den Glanz und die Lieblichkeit dieses Thales. Hier war es ja, wo damals vom 9. — 13. Juli Tausende von Christen als Schlachtopfer unerhörter Barbarei unter den Augen des türkischen Pascha fielen; nur wenige konnten durch den hochherzigen und heldenmüthigen Schutz Abdel-Kaders, der zu Damaskus im Exile lebt, gerettet werden.

Und doch rühmt sich ein mit solchen Gräueln beflecktes Volk im „Paradiese" zu wohnen. Jedenfalls ist der Fanatismus die Schlange, welche dieses Paradies unheimlich macht. Das „Auge des Ostens" lächelt mit allen Reizen der Natur dem entzückten Reisenden entgegen, dagegen bestätigt ein Blick in's Volksleben ihm hier auf's Neue das deutsche Dichterwort:

„Die Welt ist vollkommen überall,
Wo der Mensch nicht hinkommt — mit seiner Qual!" —

Wann wird dieser muhamedanische Saulus zum Paulus werden?

Georg Heusinger.

Ein Tänzer aus dem Hinterwalde.

Das alte, gelbe Gesicht meines Freundes blickte heute schwermüthiger als je in die verglimmenden Kohlen. „Warum bist Du so düster Pehriska Zuhpa", fragte ich, „geht Dein Tabakvorrath auf die Neige oder hast Du schon der Flasche voll Feuerwasser auf den Grund geblickt?" Die alte Rothhaut nahm die Pfeife aus dem Munde, blies dunkle Rauchwolken vor sich hin und stieß dann einen tiefen Seufzer aus: „Warum sollte ich nicht traurig sein?" entgegnete er, „weiß ich doch, daß wir dahin welken, wie das wilde Korn, als Tu-toch-Ah-Nu-Sah das fremde, wunderbare Mädchen suchte und darüber die Erde vergaß."

„Wer war dieser Unaussprechliche?" fragte ich weiter.

„Laß es Dir erzählen", sagte Pehriska und begann mit dem eigenthümlichen Klageton, der wie eine Ahnung sichern Unterganges, durch das ganze Wesen und Sein dieser Unglücklichen zittert:

„Als die Kinder der Sonne noch Yoh-Hamite bewohnten, herrschte Frieden und Glück überall. Denn Tu-toch-Ah-Nu-Sah saß auf der Höhe seines Felsenthrones und sorgte für sein Volk, das er liebte. Sobald er in's Thal herniederstieg, hütete er die wilden Thiere und jagte den Bär aus seiner Höhle, um seinen Lieblingen Beute zu liefern. Von seinem hohen Felsen betete er zu dem großen Geist und brachte den sanften Regen auf das Korn im Thale. Der Rauch seiner Pfeife kräuselte in der Luft und die goldne Sonne reifte mit ihrem warmen Athem das Korn, damit es die Frauen erndten konnten' Wenn er lachte, dann murmelten die Wellen des goldnen Flusses leiser dahin und wenn er seufzte, fegte der Wind traurig durch die stattlichen Fichten; gleich der tiefen Stimme des Wasserfalles war seine Sprache und wenn er das Wild getroffen, klang sein Triumphgeschrei von Berg zu Thal. Seine Gestalt war gerade wie ein Pfeil und elastisch wie ein Bogen, sein Fuß war schneller als der Hirsch und sein Auge war scharf und glänzend wie die Sonne. Aber eines Abends, als er müßig herumschweifte, kam ihn eine glänzende Erscheinung zu Gesicht und die sanften Farben des Abends waren in seinen schimmernden Augen. Ein Mädchen saß auf der südlichen Felsenkuppel; sie war nicht wie die dunklen Mädchen unten im Thal, denn ihr gelbes Haar wallte über ihre bezaubernde Gestalt, wie goldne Gewässer über silberne Felsen. Ihre Augenbrauen glänzten mit der blassen Schönheit des Mondlichts und ihre blauen Augen waren wie die fernen Hügel, ehe die Sonne untergeht. Zwei wolkenähnliche Flügel wallten an ihren Schultern und ihre Stimme war wie der süße, klagende Ton des Nachtvogels der Wälder. Sanft flüsterte sie den Namen: Tu-toch-Ah-Nu-Sah und dann glitt sie über die felsige Kuppel und verschwand. Scharf war das Auge, fein war das Ohr, schnell der Fuß des edlen Jünglings, als er über den steinigen Pfad hinwegflog, sie zu verfolgen; aber der weiche Flaum ihrer schneeigen Flügel war in seine Augen geweht und er sah sie nicht mehr. Jeden Morgen wanderte er jetzt durch die Berge, um die liebliche „Tis-sa-Ack" zu treffen; jeden Tag legte er süße Eicheln und wilde Blumen auf ihren Felsengipfel.

Sein Ohr erlauschte ihren Tritt, obgleich er so leicht wie ein fallendes Blatt, aber niemals sprach er mit



Pehriska Zuhpa im Tanzcostum.

ihr, nie drang wieder ihre süße Stimme in sein Ohr. So sehr liebte er das schöne Mädchen und so stark waren seine Gedanken an sie, daß er die Saaten in Yoh-Hamite vergaß und sie, ohne Regen, rasch ihre Häupter neigten und zusammenschrumpften. Der Wind flüsterte traurig durch das wilde Korn, die

wilde Biene sammelte keinen Honig mehr in den hohlen Baum, denn die Blumen hatten ihre Frische verloren und die grünen Blätter wurden braun. Tu-toch-Ah-Nu-Sah sah nichts von der Trauer des Landes, denn seine Augen waren verdunkelt durch die schimmernden Flügel des Mädchens; aber Tis-sa-Ack blickte mit bekümmerten Augen über die Thäler, sie kniete nieder und bat den großen Geist, wiederzubringen die glänzenden Blumen, das zarte Gras und die grünen Bäume. Dann, mit einem schrecklichen Tone, riß der Berg zu ihren Füßen auseinander und der geschmolzene Schnee des Nevada rauschte durch die wunderbare Kluft. Alles war verändert; das wilde Korn lebte wieder auf, die Blumen dufteten herrlicher als je und die Bäume schüttelten sich vor Lust. Aber das Mädchen, wegen dem das Thal gelitten hatte und durch das es wieder in Schönheit gekleidet worden, war verschwunden, so geheimnißvoll wie es gekommen. Doch, damit das Andenken an die wunderbare Erscheinung nicht verloren geht, trägt noch immer der zerspaltene Felsen und der sich hervorwindende Fluß ihren Namen: „Tis-sa-ack", jeden Abend aber sucht der letzte rosige Sonnenstrahl, der über den schneeigen Gipfel streift, ihr Gewand zu erhaschen. Als sie hinwegfloh, flatterten kleine, weiche Federn von ihren Flügeln und an den Rand des Sees, wohin sie fielen, wirst Du tausend kleine Veilchen sehen."

Pehriska schwieg.

„Es geht durch die ganze Weltschöpfung dieser Zug der Sehnsucht, dies Suchen, Finden und Verlieren; wir Europäer nennen es freilich ganz einfach den Kreislauf der Natur, während ihr Söhne des Waldes von beflügelten Wesen träumt und Euch Märchen ausspinnt."

Die alte Rothhaut blickte mich verwundert an. „Eure Märchen sind so schwermüthig wie Ihr selbst", fuhr ich fort, „und damit wir auf heitere Gedanken kommen, so führe mir endlich den wunderlichen Tanz auf von dem Du oft gesprochen."

„Meinst Du den Hundetanz?" fragte der alte Indianer mit stolzem Lächeln, „den dürfen nur die alten Krieger aufführen und ich muß mich dazu erst schmücken." Sein Auge schielte jetzt lüstern nach meiner Flasche — ich verstand diesen Blick. „Thue das, ehrlicher Pehriska Zuhpa und meine noch volle Flasche, soll sich in Deine Jagdtasche verirren." Die alte Rothhaut, die noch eben düster und träumerisch dort gesessen, schnellte bei diesen Worten in die Höhe, verschwand in ihrem Zelt und nach einer Viertelstunde kam ein Ungeheuer daraus hervor, das mir Entsetzen würde eingeflößt haben, wenn ich nicht bald, trotz der seltsamen Hülle, das alte, runzelige Gesicht meines Freundes erkannt hätte. Eine solch' reizende Balltoilette übertraf freilich meine Erwartungen und ich konnte kaum ein Lächeln unterdrücken. Wie thöricht! Die neuesten Pariser Moden fördern doch wahrhaftig auch wunderliches Zeug zu Tage! Pehriska Zuhpa's Ballstaat konnte freilich auf Originalität Anspruch machen. Ein Kopfputz von Raben- und Krähenfedern, an deren Ende Stücke von Hermelin geklebt, schmückte sein Haupt, auf dem sich ferner noch eine Mähne von Truthahnfedern wiegte. Jede dieser Federn war symetrisch geordnet und durch einen kleinen Stab getrennt, der mit rothgefärbten Pferdehaaren geschmückt worden. Ein Stück rothes Tuch hing, am Halse befestigt, über seinen Rücken und schleifte an der Erde hin. Am Halse baumelte noch die hörnerne, reich verzierte Kriegspfeife. In der rechten Hand hielt mein Freund ein, aus den Hufen der jungen Antilopen zusammengesetztes Instrument und schlug damit den Tact. Das äußerste Ende dieses eigenthümlichen Tactirstabes war mit einer Adlerfeder geziert. In der linken Hand trug Pehriska Bogen und Pfeile. Beinkleider von Dammhirschfell, reich geschmückt mit Fransen, kostbare Schuhe und an die Fersen gehängte Wolfsschwänze, vollendeten den Ballanzug des ehrenwerthen Mitgliedes vom Corps de Ballet des Hinterwaldes. Die Brust war nackt; das Gesicht mit Zinnober und schwarzer Farbe, mit großem, künstlerischen Verständniß übermalt.

Wenn auch unsere schönen Leserinnen voraussetzen, daß die alte Rothhaut nun einen Tanz aufgeführt, der in kühnen Springen die Leistungen unserer vorzüglichsten Tänzerinnen überboten, so muß ich doch der Wahrheit die Ehre geben und bekennen, daß der Tanz meines Freundes, selbst hinter meinen, durchaus nicht hochgespannten Erwartungen weit zurückblieb. Es fehlte aller Fanatismus, mit dem sogar wir Europäer tanzen können; Pehriska beschränkte sich ganz einfach darauf, kühne Bewegungen mit den Händen zu machen, hin und her zu schreiten und so furchtbare Gesichter zu schneiden, daß selbst ein, sich auf einem benachbarten Baume schaukelnder Affe, im Fratzenschneiden für besiegt erklärte, und nur noch stumpfsinnig vor sich hin starrte.

Pehriska hatte beendigt und zog sich jetzt mit dem Anstande eines königlichen Ballettänzers, hinter die Couliffen — in sein Zelt zurück, ohne ein Zeichen des Beifalls abzuwarten. Als er wieder hervortrat, warf ich ihm in Ermangelung eines Blumenkranzes, die Flasche zu. Er drückte sie an die Brust, dann an seine Lippen und eine halbe Stunde später tanzte die alte Rothhaut nicht mehr, wohl aber alles um ihn herum. Wie lange noch werden diese Söhne des Waldes im Sonnenlichte tanzen?

A. Wolfram.

Adelig Blut.

Novelle von Carl Heigel.

(Schluß.)

„Es wird vorübergehn", sagte Brandt und versuchte zu lächeln, aber sein Auge starrte, als ob es aus der Höhle treten wollte, nach einem Punkt, während seine Stirn der kalte Angstschweiß bedeckte. Und doch war die Erscheinung, die ihn mit Entsetzen zu erfüllen schien, lieblich und reizvoll. In einiger Entfernung vom dichtesten Gewühl, unter Fliederbüschen und blühenden Akazien, saßen zwei Damen, die Baronin Wanda von Glendowitz mit ihrer Freundin Alma von Bergen. Die Baronin war eine hohe volle Gestalt, das längliche Gesicht war blaß, aber auch schön und energisch wie eine antike Minervamaske. Die dunklen Augen hatten durch ihre Größe etwas Starres, doch milderte sie der Schatten der langen Wimpern. Sie trug ein veilchenfarbiges Kleid von schwerer Seide und drüber eine Fülle echter Spitzen. Ihre Begleiterin war mehr niedlich als schön, hellblonden Haars und von weichen runden Formen. Ihre ausgesprochene Lebenslust verrieth sich mit Anmuth. Sie hörte nur mit halbem Ohr auf das Gespräch, welches die Baronin mit einem weißbärtigen, stattlichen Greis englisch führte, und unterhielt unterdessen ein kokettes Augenspiel mit einem schmächtigen Dandy, der unweit von ihr einsam saß und mit einer Rose tändelte.

„Nun bin ich wieder Mann!" sagte nach einer Weile Brandt, und richtete sich stolz empor.

Er ging Detleff voran in das Kurhaus und schloß dort sein Zimmer auf, das nach dem Hofe zu still und kühl lag.

Er klingelte einem Kellner und bestellte eine Flasche Bordeau.

„Ich trinke gern und viel Rothwein, denn ich liebe den rothen Saft!" sagte er als sie wieder allein und die Gläser gefüllt waren. „Da wir wahrscheinlich einige Zeit zusammen leben müssen, mache ich Sie vorher auf meine Gewohnheiten und Laster aufmerksam. Sie brauchen mit mir nicht Schritt zu halten, wenn Sie keine Lust verspüren. Immerhin seien Sie darüber beruhigt, ich werde mich nie betrinken."

Carl nippte nur vom dargebotenen Glase.

„Mein Herr", begann er dann ernsten Tones, nennen Sie mich nicht unbescheiden, wenn ich Ihrem freundlichen Willen zögernd entgegenkomme. Ermessen Sie selbst die Seltsamkeit meiner Lage. Wenn ich auch augenblickliche Rathlosigkeit eingestehen muß, ist doch mein Unglück so zarter Natur, daß ich dem Fremden kaum ein Recht daran gestatten darf. Bisher sprachen Sie nur in Räthseln. Vor Allem muß ich wissen, in welchen Beziehungen Sie zum Grafen Blenow stehen; oder ich darf — vergeben Sie mir — ich muß mißtrauen, daß Sie möglicher Weise auch aus Freundschaft für Blenow Ihre Theilnahme mir anboten.

„Jungens, habt Ihr denn kein Blut mehr in den Adern?" rief Brandt, nicht ohne Erbitterung. „Mephisto würde heutzutage schlechte Geschäfte machen; man schließt nicht mehr so leichtsinnig Pakte und Contracte. Doch Sie haben Recht, Herr Detleff, vorsichtig zu sein. Wer weiß, ob ich nicht aus Freundschaft für Blenow mich aufdrängte?"

Er lachte wild auf und warf dann sein Glas auf die Erde, daß es klirrend zersprang. Carl erhob sich, Brandt aber drängte ihn sanft auf den Stuhl zurück.

„Vergebung, Herr Detleff", sprach er, „Ihr origineller Einfall hat mich so ganz aus Rand und Band gebracht! Wenn Sie erst mein Verhältniß zum Grafen kennen, werden Sie selber über Ihre Vermuthung lachen. Also zur Sache! Sie selber haben ihn nie gekannt?"

„Ich hörte heute zum erstenmal von ihm, ich sah ihn nie!"

„So vermuthen Sie wahrscheinlich, Blenow sei ein junger, zierlicher Fant, wie wir sie vorhin dutzendweise auf der Promenade trafen. In Wahrheit ist Blenow acht Jahre jünger als ich und ich zähle achtundvierzig. Er ist von meiner Größe, aber voller, breitschulterig, eine Gladiatorengestalt. Er weiß spröde Damen und wilde Pferde gleich gut zu zähmen, schießt vortrefflich und ist auf Bällen der gesuchteste Tänzer."

„Erlauben Sie mir einen Einwurf", unterbrach Detleff die Schilderung, „Sie malen den Grafen so genau, als ob Sie denselben vor Kurzem gesehen hätten, und doch wollen Sie heute nach langjähriger Abwesenheit Deutschland wieder betreten haben."

„Bravo! ich bekomme immer mehr Respekt vor Ihrer Lebensklugheit. Doch vergessen Sie nicht, daß in Amerika sein, nicht aus der Welt sein heißt. Ich habe im 16jährigen Aufenthalt jeden Monat einen Bericht von peinlicher Genauigkeit, ein förmliches Tagebuch über des Grafen Thun und Treiben, Wohl und Wehe erhalten. Sogar auf seine verschiedenen photographischen Visitenkarten erstreckte sich die Gewissenhaftigkeit meines Berichterstatters. Die Person des letzteren bleibt mein Geheimniß. Als ich noch den Vorzug seiner persönlichen Bekanntschaft genoß, war Blenow Cavallerie-Offizier in österreichischen

Diensten. Eine Cousine von ihm, die blendend schöne Comtesse Clotilde, hatte einen alten verlebten Mann, den Baron Glendowitz, geheirathet und lebte nach einem kurzen aber triumphreichen Aufenthalt in der Residenz und am Hofe, in ziemlicher Zurückgezogenheit auf ihres Mannes Gut an der polnischen Grenze. Ebendaselbst hauste der Sohn des Dorfpastors, um in ländlicher Stille sich zu seiner Habilitation als Universitäts-Docent vorzubereiten. Der idealistische Schwung, die urwüchsige Gemüthsart des jungen Gelehrten, schien der hohen Dame Interesse zu erregen. Sie begehrte, von ihm in Geschichte und Literatur unterrichtet zu werden. Die zunehmende Kränklichkeit und der völlige Stumpfsinn des Barons gab Lehrer und Schülerin Gelegenheit, eine gegenseitige Leidenschaft zu nähren und sie nach geschehener Erklärung zu befriedigen. Er liebte mit der ganzen Fülle seines Herzens, das schöne Weib ward sein Abgott. Wohl lastete in einsamen Stunden das Verbrechen des Verhältnisses schwer auf seiner Seele, aber von ihren Armen umschlungen, von ihren Schwüren und Küssen berauscht, vergaß er Welt und Ehre, seines ahnenden Vaters Gram, seine eigne Pflicht und Zukunft. Das Gerücht war unterdessen nicht müßig, man beobachtete, man errieth und bemerkte. Da kam Graf Clothar zum Besuch auf das Schloß; er zog andre Gäste nach; große Diners, Jagden und Feste wurden veranstaltet und Er war immer der König und Zauberer, sie die Königin. Der Pastorssohn natürlich ward nicht geladen und bekam seine Fee kaum mehr zu sehen. In dumpfer Qual irrte er umher, ein Mann ohne Licht, ohne Seele. In einer schönen Sommernacht sah er endlich wieder das traute Zeichen, eine rothverschleierte Lampe am Fenster des Pavillons, in dem die Baronin während der heißen Monate mit ihrer Vertrauten zu schlafen pflegte. Als die Lampe verschwand, kletterte er wie sonst durch das geöffnete Fenster. Kaum war er im dunkeln Gemach, empfing er einen wuchtigen Schlag auf den rechten Arm und ward von einer riesigen Gestalt umfaßt und zu Boden geschleudert. „Wenn Sie schreien, kompromittiren Sie die Dame!" sagte der Angreifende, und ein stummer, grimmiger Kampf begann. Durch die Ueberraschung fassungslos, durch den ersten Schlag halb gelähmt, konnte der Pastorssohn kaum mehr als sich vertheidigen. Einmal hatte er sich losgerungen und erhoben, aber mit erneuerter Kraft schleuderte ihn der Feind nieder, und diesmal fiel der Unglückliche mit dem rechten Auge auf die scharfe Ecke eines Marmortisches. Ein entsetzlicher Schmerz durchzuckte Blut überrann ihn, dennoch schrie er nicht, sondern seufzte blos, um die Dame nicht zu kompromittiren. Halb bewußtlos am Boden sich krümmend, ward er vom Andern jetzt ins Gesicht geschlagen, mit Füßen getreten. Dann richtete ihn der Erbarmungslose mit einem Griff unter die Schulter empor, „Baroninnen sind nicht für Dich, Bursche", sagte er höhnisch, „das war die Lektion, die Dir Graf Clothar Blenow ertheilte." Damit stieß er den Armen zur Thüre hinaus. Der Pastorssohn schleppte sich mühsam weit weg von Schloß und Park, damit die Dame nicht kompromittirt würde. Bewußtlos, schrecklich entstellt fanden ihn Landleute am frühen Morgen im Gehölz. Wildschützen haben es gethan, sagte er dem verzweiflungsvollen Vater und dem Arzt beim Erwachen. Sein Auge war verloren. Der Graf hatte die Schuld seiner Cousine erfahren und den Mitschuldigen grausam gezüchtigt, dachte der junge Mann, und um niemals in Versuchung zu gerathen, sich dennoch am wahren Thäter zu rächen und dadurch das Geheimniß aufzudecken, wanderte er, kaum genesen, nach Amerika aus. Sein Vater ward bald nach des Sohnes Abreise aus dem Dienst des Barons ungnädig entlassen und verkam in Kummer und Elend. Mit der Todesnachricht desselben aber erhielt der Ausgewanderte von einer Person, welche mit den Blenow's in verwandtschaftlichen Beziehungen steht, aber auch von rastlosem Haß gegen dieselben erfüllt ist, von einer merkwürdigen Person, welche Sie wahrscheinlich einst kennen lernen werden, die unumstößlichen Beweise, daß die Baronin Wanda im Zimmer war, als ihr Liebhaber mißhandelt wurde, daß es mit ihrem Wissen und Willen geschah, kurz daß sie sich für dieses Opfer von den Vorwürfen ihres neuen Anbeters, ihres Cousins, befreit und seinen vollen Liebesgenuß erkauft hatte. Die Detailkenntniß meines Berichtes, wie die schwarze Binde über meinem Auge werden Ihnen längst gesagt haben, daß Ich der unglückliche Betrogene bin. Zögern Sie jetzt noch, gemeinsam mit mir zu handeln?"

Detleff sprang empor: „Auf beiden Augen erblinden will ich", rief er, „wenn ich von heute an nicht Schritt für Schritt mit Ihnen und sei's dem Verderben entgegen gehe!"

„Vorwärts denn!" sprach der Andere und griff nach dem Hut. „Begleiten Sie mich jetzt — zur Baronin Glendowitz-Blenow.

Fünftes Capitel.

„Sieh doch im Hofkalender nach!" sagte die Baronin Wanda Glendowitz.

„Ich bin zu müde, ihn zu suchen!" entgegnete ihre Freundin Alma von Bergen und dehnte sich im Fauteuil.

„So klingle doch dem Jean!"

„Auch dazu bin ich zu müde. Schließlich ist es mir sehr gleichgültig, ob dieser Strantzow mit den alten Strantzows verwandt ist oder nicht. Wenn er nur amüsant ist. Aber ich fürchte! ich fürchte! Er begnügt sich zu lange damit, mir mit den Augen den Hof zu machen. Warum läßt er sich uns nicht vorstellen? Er kennt doch Deinen englischen Freund."

„Ich sage Dir, es ist der junge Strantzow von Hohenau. Seine Mutter ist eine geborne Baronesse

Stöbern. Die Baronin Stöbern war eine Bürgerliche, irgend eine reiche Krämerstochter, die man dem Stöbern zur Verbesserung seiner Finanzen aufdrängte. Seitdem sind die Stöberns degenerirt und den Enkeln klebt auch noch die Großmutter an."

„Ich beneide Dich, außer Deiner Schönheit, um Deine Kenntniß des Hofkalenders. Ich glaube, Du weißt die Stammbäume der ganzen Welt auswendig."

„Liebes Kind, wenn man alt wird, muß man sich auf diese Triumphe par coeur beschränken."

„Willst Du ein Compliment hören?" fragte schelmisch die Blonde.

„Um Himmels willen, nein! Der alte Oberst hat mir in einer Viertelstunde mehr gesagt, als ich in einem Jahr werde verdienen können."

„Soll ich Dir vorlesen?"

„Ich danke Dir, Alma. Laß uns lieber vom kleinen Strantzow, oder vom Grafen Daskau, meinetwegen sogar vom alten Oberst sprechen! Gott, wenn nur mein Cousin Clothar hier wäre. Er war der einzig Erträgliche unter den Männern hier. Wie gefiel Dir mein Cousin?"

„Du fragst mich nun schon zum vierzigsten Mal. Er gefiel mir soweit ganz gut; aber wie kann er sich an eine Person wie die — wie heißt sie doch — Dettel" . . .

„Detleff. Die Person ist sehr hübsch."

„Aber ordinair."

Beide Damen verstummten eine Weile. Sie befanden sich in ihrem Salon, das heißt, im kleinen, mit rothen Plüschmöbeln ausgezeichneten Zimmer eines Privathotels. Kurz nach der Erscheinung Brandt's auf der Promenade — den übrigens die Damen nicht bemerkt hatten — waren sie aufgebrochen und hatten sich nach ihrer Wohnung verfügt. Die Glendowitz lag auf dem Sopha, Alma lehnte im Fauteuil.

Jean, der Kammerdiener der Baronin, trat geräuschlos herein.

„Es steht ein Mann draußen", sagte er mit gedämpfter Stimme, „der die Frau Baronin zu sprechen wünscht." Kammerdiener wissen zwischen einem Mann und einem Herrn fein zu unterscheiden.

„Was will er?" versetzte Wanda ärgerlich. „Ich bin nicht wohl. Haben Sie nicht gehört? Ich bin nicht wohl! Was steh'n Sie noch?"

„Ich hab es ihm schon gesagt, daß Frau Baronin nicht zu sprechen sind, aber er läßt sich nicht abweisen."

„Läßt sich nicht abweisen! Das ist wieder eine Ihrer Redensarten."

„Aber, Frau Baronin, ich habe" — —

„Schweigen Sie!" rief Wanda und stampfte mit dem Füßchen gegen die Sophalehne. Sie machen immer Bêtisen. Wer ist der insolente Mensch, was will er?"

„Ein Herr Paul Brandt."

„Brandt?!" rief die Baronin entsetzt und sprang hastig empor. Aber nur einen Augenblick vergaß sie sich, dann gewann sie wieder die gelassene Haltung und den vornehmen Ton der Weltdame. „Lassen Sie den Herrn eintreten!" sagte sie mit gleichgültigem Ton; nur durch ihren Körper ging ein leises Zittern. „Du entschuldigst mich einen Augenblick, liebe Alma", sprach sie zu ihrer Freundin.

Diese stand auf und den Arm um Wanda schlingend, flüsterte sie: „Dahinter steckt eine Geschichte. Ich gehe jetzt, aber Du mußt sie mir später erzählen."

„Vielleicht!" versetzte die Baronin, ohne von ihrer goldnen Armspange aufzublicken, die bei ihrer jähen Bewegung aufgesprungen war und die sie nun wieder ins Schloß drückte.

Alma verschwand durch die Seitenthür, als Brandt in's Zimmer trat. Nach dem ersten Schritt blieb der Letztere stehn und betrachtete die hohe, herrliche Gestalt vor ihm. Sie stand, mit dem Rücken gegen den Eingetretenen, in Mitte des Gemachs. Die leichte Neigung des Hauptes ließ den weißen Nacken seh'n. Das schwere Seidenkleid, das knapp sich an den Busen schloß, floß von den Hüften breit und in reichen Falten zur Erde. Durchs offne Fenster blickte der rothe Abendhimmel, sein sanfter Schimmer lag auf ihrem braunen Haar und streifte ihr Gewand. So stand sie da voll schöner Ruhe und Hoheit, wie ein Bild von Teerbourg.

Aber in ihr loderte wilder Zorn. „Er ist nicht todt!" dachte sie. „Der Krieg hat ihn nicht zertreten, der Ocean nicht verschlungen; er lebt noch und ich hasse ihn deshalb. Aber still! vorsichtig! Er war immer ein Schwärmer; diese Leute werden gefährlich, wenn man sie reizt. Tölpel, wenn Du wüßtest, wie Du betrogen wardst!"

Plötzlich wandte er sich um, ein leiser Schrei der Ueberraschung entfloh ihren Lippen und mit einem himmlischen Lächeln streckte sie dem still in sich Versunkenen die Hand entgegen. „Paul!" rief sie, „Herr Brandt!" setzte sie wie verlegen hinzu, „Ich freue mich, Sie wieder zu sehn! Sie waren lange, lange fort!"

Er hatte sich seit Jahren auf den Augenblick des Wiedersehens vorbereitet, alle Möglichkeiten erwogen, dennoch brachte ihn jetzt dieses vollendete Spiel des Weibes außer Fassung. Alle Besonnenheit verließ ihn, er wankte einen Schritt vorwärts — es war nur ein Schritt gegen sie, nur ein Blick — aber ihr verrieth er genug, und blitzschnell erkannte sie's: Er weiß Alles! Ihre Rechte sank herab, das Lächeln verschwand.

„Sie scheinen von der Reise angegriffen zu sein", sagte sie kühl.

Er fuhr sich über die Stirn: „Nicht die Reise, meine Gnädigste!" versetzte er bitter, „sondern unser Wiedersehn."

„Wünschten Sie nur dies."

Sie war an den Tisch getreten und hatte die Hand auf die dort stehende Glocke gelegt.

„Fürchten Sie sich vor mir?“ fragte er schneidend.

„Ich fürchte weder Sie noch irgend wen!“ sagte sie stolz, „aber ich hasse alle Scenen.“

„Ich bin es nicht, der hier Komödie spielt. Ich habe nur eine schlichte Frage auf dem Herzen, welche Sie mir aus alter Freundschaft ohne Zweifel beantworten werden. Wo finde ich Ihren Cousin, den Grafen Clothar Blenow?“

„Ihre Naivetät, mein Herr, ist rührend. Ich werde Ihnen meinen Diener rufen.“

„O, Sie denken vielleicht, daß ich dem Grafen wegen vernarbter Geschichten nachspüre? Das ist nicht der Fall. Nicht ich, sondern mein Freund, der Bruder Fräulein Detleff's, wünscht des Grafen nähere Bekanntschaft, und wenn uns irgend wer Auskunft ertheilen kann, wo wir anzupochen haben, sind Sie es.“

„Wer ist Fräulein Detleff?“ sagte die Baronin hochmüthig. „Ich erinnere mich nicht, eine Person dieses Namens zu kennen.“

„Keine Verstellung, meine Gnädigste, wir sind ja alte Bekannte. Sagen Sie einfach: Ich will Ihre Frage nicht beantworten.“

„Nun“, erwiderte sie mit einem häßlichen Lachen, „wenn Sie so anmaßend waren, eine andere Auskunft von mir zu erwarten, werde ich mich statt aller Antwort von Ihnen verabschieden.“ Sie machte eine Handbewegung nach der Thür.

„Nur drei Worte noch“, sagte Brandt gemessen. „Ich weiß, wer Ihrer Mutter schriftlichen Nachlaß besitzt.“

Sie warf den Kopf stolz empor. „Was soll es damit? Die Papiere sind verschwunden, verloren. Wollen Sie mich vielleicht bereden, daß Sie dieselben besitzen?“

„Nein, aber ich kenne ihren Inhalt, ich weiß, wer sie hat.“

„Wenn auch, ich bin nicht neugierig.“ Ihr ganzes Herz enthüllte sich in diesen Worten. Paul schauderte.

„Schlimm genug — und doch vielleicht besser für Sie“, sagte er leise, aber bedeutungsvoll: „denn an jenem Stück Papier hängt mehr als Ihr Leben.“

„Sind Sie mit Ihren Tiraden am Ende? Ich will in's Concert.“

„Wie kühl Sie auch sich gebaren, Frau Baronin“, sagte Paul ruhig, „in Ihrer Brust sitzt dennoch jetzt ein Stachel, denn Sie haben mich lange genug gekannt, um zu wissen, daß ich nicht so feig und hinterlistig bin, Sie mit bloßen Schemen zu schrecken. Bei meiner Ehre, Frau Baronin, ich kenne die Briefe Ihrer Mutter und ihre Wichtigkeit für Sie. Sagen Sie mir, wo ich Ihren Cousin finde, und ich verpfände mein Männerwort, am Tage, an dem Detleff seine Schwester wieder hat, an demselben Tag Ihnen das Geheimniß mitzutheilen.“

Sie blieb einen Augenblick in Nachdenken versunken; dann erhob sie das Haupt. „Wer und wo ist dieser Herr Detleff?“

„Er erwartet mich unten.“

Sie ging an's Fenster und blickte hinab. Detleff stand am Wege gegenüber, mit verschränkten Armen; ein Bild ruhender Kraft. Sie bog sich weiter hinaus und maß den jungen Mann von Kopf bis zu Füßen. Und jetzt hob er das Antlitz und sah die schöne Frau am Fenster.

Langsam zog sie sich zurück und wandte sich wieder an Paul. Ihre Augen waren noch größer und starrer, als gewöhnlich; die feinen Nasenflügel zuckten leise.

Langsam schritt sie zum Tisch und nahm dort aus einer weißen Ledermappe ein Blatt Papier. Sie zog es sinnend durch die Finger. Zuletzt reichte sie es Paul. „Lesen Sie selbst.“

Es war eine Depesche, vor zwei Stunden an die Baronin Glendowitz abgesandt. Sie lautete:

„Glücklich angekommen in Berlin. Morgen mit Madonna Lorelei nach Ihrem Glendowitz. Erwarte Sie. Blenow.“

„Gut“, sagte Brandt und gab den Brief zurück.

„Sie können nach Glendowitz über Frankfurt und Dresden, oder über Frankfurt-Berlin reisen. Ich werde morgen die erstere Tour wählen.“ Wanda sprach dies, während ihre Augen zur Erde blickten und ihre feinen Finger das Papier langsam in Streifen rissen. „Wenn die Person, für welche Sie so besonderen Tendre haben, richtig empfangen, bitte ich um die Ehre Ihres zweiten — und letzten Besuchs. Adieu.“ Sie warf die Papierstreifen auf den Boden.

Als Brandt mit kalter Verbeugung sich empfohlen hatte, ging Wanda wieder an's Fenster. „Die Briefe, die meiner Mutter so räthselhaft verschwanden, die ihr die Todesstunde so schwer gemacht haben sollen, existiren also! Sie waren kein Fieberwahn der Kranken?! Sie sollen mir drohen! Pah, weiß ich nur erst, was sie enthalten, vor Allem, wer sie besitzt. Blenow wird wüthen; aber konnte ich anders?! Ein hübscher Mann, dieser Detleff. Sein Gesicht ist nicht so schön wie Clothar's, aber interessanter. — Er dreht sich um, er blickt herauf; bei Gott, das war kein böser, kein verächtlicher Blick! Nun, Herr Brandt, fürchte ich sie ganz gewiß nicht mehr. Auf Wiedersehn, junger Tannhäuser! Auf Wiedersehn in Glendowitz!“

Plötzlich fuhr sie entsetzt zusammen, denn hinter ihr klangen leise, vorsichtige Schritte.

„Wer ist da?!“ schrie sie, und prallte vom Fenster zurück.

„Ich, Frau Gräfin. Amandus Meier, Frau Gräfin. Gehorsamer Diener, Frau Gräfin.“ Daß man die Frau eines Barons Gräfin nennt, gehörte nach des Krämers Ansicht zum feinen Ton.

Wanda zitterte noch. „Nur Sie“, sagte sie verächtlich. „Haben Sie künftig die Güte, sich anmelden zu lassen.“ Der Krämer krümmte sich auf's Neue.

„Ganz nach Befehl! Diesmal war Dero valet de chambre nicht anwesend. Ein fauler Bursche!

Ein Filou! Wenn Sie einen neuen Diener brauchen, weiß ich Ihnen einen zuverlässigen, verschwiegenen Mann!"

„Ich danke. Was führt Sie zu mir?"

„Was Wichtiges, etwas sehr Wichtiges! Der junge Detleff ist angekommen."

„Ich weiß es."

Amandus schnalzte mit den Fingern. „Dacht' ich mir's doch!" rief er grinsend. „Die Frau Gräfin weiß Alles! Und richtig, nun wissen Sie das auch schon. Aber" — der Krämer legte die ganze Hand auf die Lippen, und sprach dann mit gedämpfter Stimme weiter — „das ist nicht Alles. Mit dem jungen Detleff ist auch ein anderer Herr angekommen, ein Herr mit einer schwarzen Binde über dem Auge.

„Der so eben bei mir war."

Der Krämer bemühte sich, ungemein überrascht auszusehn. „Wirklich?!"

„Thun Sie doch nicht so verwundert", versetzte die Baronin spöttisch. „Sie mußten dem Mann entweder auf der Treppe oder vor dem Hause begegnen."

„Richtig, ich erinnere mich jetzt! mille excuses, Frau Gräfin. Wo hatt ich meine Augen?! Freilich, ein Geschäftsmann, wie ich, hat immer seine Gedanken, seine Projekte, seine Papiere und Bücher im Kopf." Herr Amandus seufzte tief.

Aber die Baronin ließ sich nicht rühren, sie schlug das ihr eigenthümliche Lachen auf. „Aufrichtig, Herr Meier, aufrichtig! Sie sahen den Mann mit der Binde bei mir eintreten und sind schrecklich neugierig, wer er ist."

„Neugierig", rief der Andre und streckte die Hand abwehrend von sich, niemals! pas du tout, Frau Gräfin. Aber ich dachte, dem Herrn Grafen Blenow möchte interessant und nützlich sein zu erfahren, wer der Freund des jungen Detleff ist. Soll ich nicht eine kleine Notiz nach Berlin depeschiren?"

„Gut", sagte die Baronin nach einigem Nachdenken. „Telegraphiren Sie an den Grafen nach Berlin: Er soll mich am Mittwoch in Glendowitz erwarten."

„Weiter nichts?" sagte Amandus enttäuscht.

„Nein", erwiderte Wanda, und sah ihm höhnisch in's Gesicht. Herr Amandus neigte wehmüthig seinen Kopf auf die Seite und seufzte wieder. „Frau Gräfin denken uns zu verlassen?"

„Ja." Ein neuer Seufzer aus Amandus Busen.

„Kennen Sie den jungen Detleff genauer?" fragte jetzt Wanda. Er warf sich in die Brust.

„Kennen? ja! aber durchaus nicht intim mit ihm. Er ist ein hoffährtiger, naseweiser, armer Schlucker! ein aufgeblasener Suppenlöffler! ein Demokrat! Ich verabscheue die Demokratie, meine Seele ist durch und durch aristokratisch! Junge, pflegte meine Mutter zu sagen, wenn ich statt Butterbrod Kuchen begehrte, du hättest ein Graf werden sollen! die Wahrheit zu sprechen, finden das meine Freunde heute noch. Ich habe durchaus noble Passionen. Französisch ist meine Lieblingssprache. Ich glaube, ich würde mich besser französisch als deutsch ausdrücken, das Deutsche ist so pauvre! Doch bin ich von den Werken der Gräfin Hahn enchantirt. Ich verkehre fast nur mit Adeligen."

„So haben Sie schon mehrere Geschäfte wie das mit Mamsell Detleff gemacht?"

„Ohne Indiskretion", versetzte Amandus mit einer Verbeugung, „ich schmeichle mir allerdings, unserm Adel auf verschiedene Weise nützlich gewesen zu sein."

„Haben Sie eine Frau?"

Der Krämer, stumpf für den unsäglichen Hohn dieser Frage, horchte hoch auf. Warum will die Baronin das wissen? Sein Herz begann zu klopfen. Er hatte von den Abenteuern Wanda's dies und jenes flüstern hören. Man sagte ihr nach, sie sei durchaus nicht unempfindlich gegen schöne, wenn auch bürgerliche Männer. Und wer ist der Mann par excellence, wer ist der Adonis, der Roué unter den Kreuzenachern. Muth, Amant, benutze die Gelegenheit!

„Gnädigste Gräfin", sagte er und wiegte mit seinem süßesten Lächeln das Haupt. „Wenn ich jemals daran gedacht hätte, so würde ich jetzt jeden Gedanken an eine Heirath weit von mir schleudern."

„Wunderbar!"

„Das nimmt Sie Wunder!" rief er pathetisch und trat einen Schritt näher. „Begreifen Sie denn nicht, daß, wer die Schönste ihres Geschlechts gesehen, daß für den fürderhin alle anderen weiblichen Wesen flau, werthlos, das superlative Nichts sind? Ha, bei diesen Ihren paradiesischen Reizen, Göttin! Hier auf meinen Knieen, im Staub vor Dir!" Er hatte sich vor ihr niedergeworfen und ihre Hand an sich gerissen; aber in demselben Augenblick fühlte er diese feine Hand auf seine Wange brennen.

„Mein Herr", sagte Wanda kühlen Tones, „ich erlaube Ihnen ein Spitzbube, aber nicht in mich verliebt zu sein." Kalt und vornehm stand sie da, als der niedergeschmetterte Krämer sich beschämt hinaus schlich. Als sich die Thüre hinter ihm geschlossen hatte, fuhr sie mir ihrem parfümirten Taschentuch hastig über ihre Hand. „Canaille!" sagte sie.

Sechstes Capitel.

Das einsame Schloß von Glendowitz ward plötzlich belebt.

Wenige Tage nach dem Gewitter erklang ein Posthorn durch die Waldesstille, und auf dem Tschernewitzer Wege fuhr ein Wagen den Schloßhügel hinan, in dem Graf Clothar mit einem schönen blonden Mädchen saß. Die Dienerschaft gerieth in große Aufregung. Die alte Haushälterin rasselte mit dem Schlüsselbund Treppen auf und ab, schrie im Keller, daß das grüne und blaue Zimmer gelüftet werden solle, und erinnerte sich in den Gemächern oben, daß vom Pouget Cantenac nur mehr zwei Flaschen vor-

handen seien. Der Kammerdiener stand verzweiflungsvoll in seiner Stube vor einem halben Dutzend schwarzer Leibröcke, die sämmtlich während der langen Ferien von Motten heimgesucht worden waren. Die Hausmagd zerbrach im übergroßen Eifer Teller und Tassen, und Martin der Kutscher, setzte den ganzen Hof unter Wasser, indem er alle Wagen und Karren aus dem Schuppen zog und zu waschen begann.

Nur Antonie bewahrte ihre Ruhe und Würde. Sie brachte in das sinnlose, übereilte Getriebe Ordnung, empfing die Gäste und verzog keine Miene, als ihr Clothar seine Begleiterin leichthin als seine Mündel vorstellte. Die letztere war schüchtern und schweigsam, schloß sich, jede Bedienung ablehnend, sofort in das angewiesene Zimmer und erschien erst gegen Abend bei Tisch mit rothgeweinten Augen. Clothar dagegen that ganz wie zu Hause. Er war mit dem Förster im Walde gewesen und beklagte sich über Tisch bitter bei Antonie, daß man aus den Forsten nicht mehr Geld schlüge. Am andern Tage fuhr er mit seiner Geliebten in den Wald und kehrte erst am späten Abend wieder zurück.

Unterdessen wurde im Schloß gescheuert und geordnet. Die oberen Gemächer erhielten wieder ihre Teppiche, ihre blanken Spiegel und Kronleuchter, die Uhren auf den Kaminen wurden in Gang gesetzt und die Tische mit Vasen, Bildwerken und Luxusgeräthen belastet. Auch der Pavillon im Park ward auf Clothar's Geheiß für die Baronin wohnlich eingerichtet.

Antonie zog mit der Bibliothek in das Erdgeschoß.

Nachts hörte die Hausmagd jene unheimlichen Schritte nicht mehr über den Corridor schleichen und die Fenster der Kapelle blieben finster.

Einige Tage vergingen in der Erwartung von Wanda's Ankunft. Endlich traf sie denn auch mit ihrer Freundin Alma von Bergen ein, und eine Stunde darauf ward im Speisesaal, der nach dem Park ging, gemeinschaftlich soupirt. Der alte Kammerdiener wurde als Tafeldecker verwandt, Wanda's Jean servirte die Speisen.

Als die Mahlzeit beendigt und die Diener entlassen waren, empfahl sich Antonie und das Gespräch ward dann erst lauter und lebendiger.

„Die gute Schwägerin", begann Wanda, die zwischen Alma von Bergen und Clothar saß, „hat während meiner Abwesenheit an Liebenswürdigkeit nicht zugenommen. Wie finden Sie die alte Dame, Fräulein Detleff? Sprechen Sie ohne Rückhalt! Sie finden meine Tante sehr wunderlich?"

„Ich kenne sie zu kurze Zeit", erwiderte Else, „um über sie urtheilen zu dürfen."

Else erröthete noch immer und war sehr schüchtern wenn sie sprach. Auch sah sie sich zuweilen erschrocken um als hörte sie Schritte hinter sich und berührte Jemand ihre Schulter. Das war das Gefühl ihrer Schuld.

„Wir haben in diesen Tagen mehr im Wald, als im Schloß gelebt", sagte lachend Clothar. „Ich wollte Elsen eine schlesische Haide zeigen. Das arme Kind sah zum erstenmal Wald und Wild. Aber nun erzählen Sie, meine Gnädigste, warum Sie erst heute eingetroffen sind?"

„Sind Sie mir nicht dankbar dafür?"

„Immer ironisch. Erzählen Sie mir, mein Fräulein", sagte Clothar, und wandte sich an Alma von Bergen, die ihrer Freundin Wanda schelmisch zulächelte.

„Ich hätte Sie nicht für so neugierig gehalten, Herr Graf", sagte Alma.

„O, mein Cousin ist schrecklich neugierig!" rief Wanda.

„Pardon", versetzte Clothar, während er sich etwas Rothwein unter seinen Champagner goß, „ich bin nicht neugierig, sondern eifersüchtig."

„Haben Sie darüber zu klagen, Fräulein Detleff?" fragte die Baronin das Mädchen gegenüber, dessen Augen mit ängstlichem Blick an Clothar hingen, der mit einem Zuge sein Glas leerte.

„Nein", antwortete Else zögernd, „aber" —

„Aber? hört! hört!" rief Alma.

„Aber er trinkt so viel Wein", sagte Else, über und über roth, mit zärtlichem Vorwurf.

Die Baronin bog sich im Stuhl zurück und lachte laut auf; Alma kicherte in ihr Taschentuch, und Clothar wußte nicht, ob er sich über die Naivetät seiner Geliebten ärgern oder mitlachen sollte.

„Kostbar!" rief Wanda, „kostbar, Fräulein Detleff! dafür sollen Sie morgen eine Ueberraschung haben, und Clothar jetzt mein Abenteuer hören!"

„Ein Abenteuer, dachte ich's doch!" sagte Blenow.

„Alma und ich trafen am Sonntag Morgen in Berlin ein. Ihnen zu Liebe ließ ich Niemand außer Alma's Bruder unsre Ankunft wissen und blieb den ganzen Tag über im Hôtel. Wir langweilten uns entsetzlich. Nach dem Diner kam Alma's Bruder und überredete mich, ins Friedrich-Wilhelmstädtsche Theater zu den Wiener Schauspielern zu fahren. Wir nahmen eine ganze Loge und amüsirten uns nicht wenig über das Erstaunen einiger Ihrer Freunde, mich plötzlich in Berlin zu sehen. Im Zwischenakt kam der Prinz Stonsdorf-Blomberg in unsere Loge, um mich zu begrüßen. Auch Vetter Strenow sprach ich."

„Vergiß nicht den jungen Mann zu erwähnen", sagte Alma, „der mit demselben Zuge wie wir von Kreuzenach nach Berlin fuhr, wie wir im Hôtel d'Angleterre abstieg, Abends unserm Wagen in einer Droschke nach dem Theater folgte und dort im Parquett kein Auge von Dir wandte."

„Der junge Mann tritt später auf", sagte Wanda, den Blick kokett niedersenkend. „Das Stück — ich weiß wahrhaftig nicht mehr, was gespielt wurde — dauerte sehr lange. Das Haus war übervoll und eine drückende Hitze in unserer Loge. Als die Komödie zu Ende war, reichte mir Vetter Strenow den Arm.

Alma mit ihrem Bruder folgte. Im Foyer empfing uns ein entsetzliches Gedränge. Ich will in die Loge zurück, aber die vorwärts schiebende Menschenmasse versperrt uns den Weg. Man tritt mir auf das Kleid, ich verliere den Arm Strenow's und Strenow, ungeschickt wie immer, verliert mich. Plötzlich sehe ich mich im Strudel fortgezogen und weder meinen Vetter noch Alma, noch den Diener. Die Angst und Nervenaufregung, der Unwille — enfin, ich wurde ohnmächtig. Der junge Mensch, den Alma vorhin erwähnte, muß zufällig in meiner Nähe gewesen und mir zugesprungen sein, denn" —

„Denn er trug Dich auf seinen Armen in's Freie", ergänzte Alma ihrer Freundin Erzählung. Blenow warf seiner Cousine einen entsprechenden Blick zu und strich sich mit seinem Lächeln den Schnurbart.

Wanda verstand den ironischen Blick und fuhr eifrig fort: „Ich war empört, bei Gott, ich war grenzenlos unglücklich über diese Scene, als ich, angeweht von der Nachtluft, zu mir kam und mich von den Armen eines fremden Mannes getragen fand. Aber konnte ich dafür? Ich bin seit Wochen, wie Sie wissen, leidend, und es war nicht der erste schlagähnliche Anfall. Ein ähnlicher wird mein Tod sein!"

„Aber Cousine!"

„Alma hat gehört, was die Aerzte sagten. Eine große Aufregung kann mich plötzlich tödten."

Fräulein von Bergen klopfte ungeduldig mit dem Füßchen auf den Boden und rief:

„Enfin, die Aerzte verstehen Nichts! Erzähle lieber, wie Strenow Dich entdeckte und nun wie wahnsinnig vor Euch her nach dem Wagen lief. Dort nahm mein Bruder die schöne Last dem kühnen Fremdling ab und wir fuhren nach dem Hôtel zurück. Tags darauf ließ sich unser Retter nach dem Befinden der Baronin erkundigen und Wanda" — —

„Ich nahm ihn an."

„Sie ließen den Menschen vor?" rief Blenow erstaunt. „Hoffentlich ist er von Familie?"

„Mais non!" antwortete Wanda; „doch fand sich, daß der junge Mann in gewissen Beziehungen zu uns steht, Beziehungen, von denem auch Sie noch erfahren werden. Kurz, ich lud ihn zu Tisch."

„Und da unser Retter im Ganzen hübsch und artig sich erwies", fuhr Alma schelmisch fort, „so luden wir ihn zu einer Spazierfahrt ein, natürlich in Begleitung meines Bruders."

„Und dann?" fragte Clothar ironisch.

„Nun? und dann reisten wir hierher.'

„Mit ihm?"

„Sie sind heute unausstehlich", sagte Wanda lachend und brach das Gespräch ab, indem sie sich erhob. — —

Am folgenden Morgen frühstückte Graf Blenow mit der schönen Else in einer Laube des Parks. Das heißt, der Graf frühstückte, während Else, leise weinend, den Kopf auf beide Arme gestützt hielt, so daß das dichte blonde Haar über die Hände fiel. Ringsum war es morgenstill und friedevoll. Ein Quell, von Schilf und Wasserblumen fast bedeckt, schlich geräuschlos an der Laube vorbei, ein Steg führte darüber, im Umkreis ragten hohe Bäume und Gebüsch.

„Du hast schlecht geschlafen", sprach Clothar, „daher die Grillen! denn wahrhaftig, Dein Weinen ist eine bloße Grille."

„Clothar", erwiderte sie betrübt, „soll ich den Gedanken an meine Mutter, meinen Bruder, nicht schmerzlich empfinden?"

„Du hast von Kreuzenach bis Berlin, von Berlin bis Glendowitz geweint. Die Deinigen können nicht mehr Thränen fordern. Nein, trockne Deine Augen, liebes Elslein, Deine schönen Augen! Hundert gegen Eins, daß sich Deine Mama in zwei Monaten mit Dir aussöhnt! Ich gedenke mich wieder anzukaufen; Deine Mutter und Dein Bruder ziehen dann zu uns."

„Mein Bruder wird sich nie mit meiner Schande aussöhnen!" rief Else.

Clothar erhob sich plötzlich und sagte kühl: „Die Geliebte des Grafen Blenow zu sein, ist keine Schande."

„Doch!" ertönte plötzlich eine Stimme, und ein junger Mann trat aus dem Buschwerk.

Ein rascher Blick Elsens fiel auf ihn und senkte sich dann zur Erde. „Mein Bruder!" flüsterte sie mit erblaßten Lippen.

Mit Detleff war die Baronin Wanda im eleganten Morgenkleid erschienen, doch hielt sie sich, anscheinend gleichgültig, im Hintergrund.

Clothar war nicht der Mann, der sich außer Fassung bringen ließ. Der Bruder eines Mädchens, das er verführte, ein Bürgerlicher, Einer, der für sein täglich Brod arbeitet — pah, diese Lage ist für Clothar nicht einmal neu!

Er maß seinen Feind von Kopf zu Füßen und seine Zuversicht wuchs. Dieser Mensch, der vor Aufregung am ganzen Leibe zittert, ist ja ein wahrer Schulknabe gegen ihn, den vollendeten Don Juan.

„Ich vermuthe, Herrn Detleff vor mir zu sehn?" sagte Clothar endlich kühlen Tones.

„Carl Detleff", versetzte der Andere, „der Bruder dieser da." Er wies mit einer verächtlichen Handbewegung auf Else.

„Freut mich, daß Sie Ihre Schwester besuchen. Seien Sie uns willkommen. Wollen Sie nicht Platz nehmen?"

„Herr!" sagte Carl fast tonlos, denn das Blut stieg ihm immer heißer zu Kopf. „Sie sind frecher noch, als ich Sie mir dachte." Das unglückliche Mädchen faltete flehend ihre Hände gegen den Bruder, während der Graf sich stolz emporrichtete.

„Junger Mann", sprach Clothar gemessen, „bemerken Sie gefälligst, daß wir vor Damen sprechen."

„Ich wollte, die ganze Welt wäre Zeuge", rief der Andere wüthend, „damit alle Welt den Namen hörte, der Ihnen gebührt!"

Der Graf legte aufflammend die Hand auf Detleff's Arm. „Hüten Sie sich", sprach er drohend, „oder ich werde Sie niederzuschlagen genöthigt sein."

„Das werden Sie nicht, lieber Cousin!" sagte plötzlich Wanda und trat zwischen die Männer. „Herr Detleff ist mein Gast."

Das überraschte Clothar! Erst blickte er Wanda zornig an, sie aber sah ihm ruhig in's Antlitz. Dann zuckte ein höhnisches Lächeln um seinen Mund, er verneigte sich leicht und küßte seiner Cousine die Hand. „Sie haben hier zu befehlen", sagte er galant. Dann wandte er sich stolz gegen Detleff. „Mein Herr, ich werde Ihnen, wann und wo Sie wollen, Rede stehen. Einstweilen gestatten Sie mir wohl, Ihrer Schwester den Arm zu reichen. Komm Else!"

Detleff, außer sich, trat einen Schritt vor, aber zwischen ihm und seinem Feind stand das üppige Weib mit ihrem verführerischen Blick und Lächeln, und die schönste Hand legte sich jetzt leicht auf seinen Arm. Er blieb gebannt unter diesen Augen, dieser Hand.

„Komm, Else!" wiederholte Clothar, und Else, welche während der wenigen Augenblicke unsäglich gelitten hatte, barg sich aufweinend in ihrer entsetzlichen Rathlosigkeit und Verzweiflung an des Grafen Brust und ließ sich von ihm hinwegführen.

„Als sich das Gebüsch hinter Beiden geschlossen hatte, schlug Carl die Hände über sein Gesicht. „Sie geht mit ihm", rief er, „und ich, ich lasse sie gehn!"

Plötzlich warf er sich Wanda zu Füßen. „Nennen Sie mich feig, ehrlos! Ich verdien' es; ich kenne mich selbst nicht mehr! Ihr erster Blick auf mich hat mich verzaubert und verwandelt; Ihr erstes Wort hat mich entwaffnet. Was ist Recht, was ist Ehre?! Ich habe das Gefühl dafür verloren! Zuweilen noch schreit mein Gewissen empört auf, aber mein Blut brennt im Wahnsinn! Rettungslos, hoffnungslos bin ich! Ich wünsche mir den Tod und könnte doch nur sterben jetzt durch Ihre Hand!"

Sie beugte sich zu ihm nieder; ihre dunklen Augen senkten sich tief in seine blauen, treuherzigen...

„Ich heiße Sie leben, leben für mich!" hauchte sie leise und drückte plötzlich einen Kuß auf seine Stirn.

Er sprang trunken empor, er wollte sie umfassen, aber sie war entfloh'n...

Siebentes Capitel.

Im Sterbezimmer von Wanda's Mutter ging Paul Brandt unruhig auf und nieder, blieb zuweilen am Fenster steh'n, um in den Park hinabzublicken, oder sprach mit Antonien die in Briefen blätterte.

Mittag war vorüber, die Luft schwül und lastend, Haus und Garten still.

„Er kommt nicht!" rief Brandt, dessen Gesicht immer zorniger wurde. „Er hat seine Schwester und sich verrathen!"

„Haben Sie es anders erwartet?" fragte Antonie kalt. „Ich dachte, Sie kennten Wanda und ihre Ketten!"

„Sie ist sechzehn Jahre älter geworden, und, zum Henker! ich hatte keine entehrte Schwester zu rächen."

„Aber Ihren Onkel und mich!"

„Vergebung, Antonie — so darf ich Sie doch nennen? — in meines Vaters Hause wurde niemals Ihre Leidensgeschichte erwähnt."

„Weil Ihr Alle lammherzig seid! weil Ihr Alle Euch von Stand und Rang verblenden laßt! Was Ihr Euresgleichen bis an's Grab nachtragen würdet, vergebt und vergeßt Ihr, wenn es Seiner Hochgeboren der Herr Graf verbrach! Bei Gott, ich darf nicht daran denken, um Euch nicht herzlich zu verachten!"

„Es ist Wahrheit in Ihren Worten, bittere Wahrheit, Antonie! Aber sie trifft nicht Alle. Ich, zum Beispiel, ich habe seit sechzehn Jahren keine Minute gelebt, in der ich an Versöhnung und Friede gedacht hätte!"

„Was aber auch mußte geschehen, bevor Sie mein Gesinnungsgenosse und Freund wurden!"

„Es geschah nicht", sagte er finster, „wenn Sie mich früher Ihres Rathes würdigten!"

„Fragen Sie sich selbst", versetzte Antonie, „was Sie damals demjenigen erwidert hätten, der Wanda's Treue bezweifelte. Auch hatte ich bloße Ahnungen, keine Beweise. Als diese durch einen Zufall in meine Hände geriethen, waren Sie bereits fort, über's Meer gezogen. Doch für jeden Tropfen Bluts, den Sie damals verloren, sollen Sie heute mit dem Herzblut derer von Blenow bezahlt werden! Ihnen, Herr Brandt, ging es an's Leben, unsern gemeinsamen Feinden geht es an die Ehre! Ich gebe meine beiden Augen dafür hin, das von Blenow'sche Wappen mit Füßen treten zu dürfen. Uns aber wird es besser noch: Wir werden ihre Schmach und Verzweiflung seh'n!"

„Wann haben Sie Wanda und den Grafen zu sich gebeten?"

„Um sieben Uhr. Blicken Sie dorthin!" — Antonie wies nach einer Uhr auf dem Kammin. — „Der Zeiger jener Uhr weist seit zwei Jahren auf Sieben. In dieser Stunde ist die Gräfin Blenow-Ham gestorben."

„Noch vier Stunden!" sagte Brandt, indem er auf seine Taschenuhr sah....

Vier schwüle, langsame Stunden! Er setzte sich in die Kaminecke und starrte in die schwarze, gluthlose Tiefe, als ob ein Feuer darin flackere. Manchmal hob er gedankenvergessen den Blick zur stillen Uhr auf dem Kaminsims empor und sah die Zeiger geheimnißvoll auf sieben weisen. Von der Uhr wanderten gemäß der natürlichen Ideenverbindung Paul's Augen zur greisen Frau, die unermüdlich in den vergilbten Briefen las.

„Es sind Briefe zweier Wesen, die nicht mehr sind. Die Hände, welche sie schrieben, waren so feine,

aristokratische Hände, wie die Clothar's und Wanda's; jetzt sind sie von unehrerbitigen Würmern zu nackten, gelben Knochen abgenagt, von eben so häßlichen Würmern, wie sie die rauhe, schwielige Hand des Armen zernagen. Aber ihre Briefe, den wollüstigen Parfüm der Salons athmend, flüstern, kosen und schmeicheln noch in der Sprache verdammter Leidenschaft; ihre Briefe sind noch, so zu sagen, Fleisch und Blut; sie sind da, und dreimal Wehe über Glendowitz und Blenow, daß sie da sind!"

Alles still! Einmal rief aus irgend einem Fenster Brigittens Stimme: „Jean!" Eine andere antwortete: „Hier!" (Jean lag vor dem Schloßportal und hatte geschlafen.) „Die gnädige Frau wird heute im Pavillon schlafen." — „Gut!" — Dann war wieder Alles still, bis auf das Gesumm der Fliegen. Die leichten Wolken, welche am Himmel zogen, bekamen allmälig einen gelben Schein, „die Sonne ging in Gold" .... Es war sieben Uhr.

„Was will Ihre Schwägerin von uns?" fragte Clothar seine Cousine, als er ihr auf dem Corridor begegnete und trotz des Vorfalls vom Morgen mit verbindlichem Lächeln den Arm anbot.

„Der Himmel weiß", erwiderte Wanda; „ich fürchte, sie ist vollends toll geworden. Nous verrons! Was macht Ihre Mignon?"

„Sie weint wie immer", sagte Clothar, die Achsel zuckend. „Seitdem sie ihren Bruder gesehn, will die kleine Närrin sogar nach Hause zurück. Daß Sie mir diesen Streich spielten, verzeihe ich Ihnen nie!"

„Mondieu, Clothar! als ob wir jemals Feinde werden könnten!"

„Wer weiß! Wenn ich auf den jungen Proletarier eifersüchtig werde" — —

Wanda schlug das ihr eigenthümliche Gelächter auf. Sie lachte dicht vor der Thür des Sterbezimmers.... Wann wird sie wieder lachen?

„Der Neffe meines Verlobten, Herr Paul Brandt. Sie kennen sich", sagte Antonie kurz zu ihren Verwandten, welche unangenehm überrascht Brandt anstarrten. „Nehmen Sie Platz!"

Antoniens Stimme und Gebahren waren so ernst und feierlich, daß Clothar sowohl wie Wanda sich sehr gedrückt fühlten.

Die Greisin nahm auf dem Sopha Platz und hielt fortwährend ihre Augen auf das Bett gegenüber gerichtet, als läge noch die sterbende Gräfin dort.

„Ich habe Sie zu mir gerufen", begann sie nach einer Pause, „denn dies Haus ist das Haus meiner Ahnen. Ich habe Sie in dies Zimmer entboten Ihretwegen, Frau Wanda von Glendowitz, denn in diesem Zimmer starb vor zwei Jahren Ihre Mutter!"

Wanda erblaßte.

„Sie wußten das wahrscheinlich nicht, Frau Schwägerin, denn während Ihre Mutter krank, sterbend darniederlag, hatten Sie Wichtigeres zu thun, als hierher zu kommen: Sie mußten in Rom tanzen und schwelgen; — unzweifelhaft, um sich über den Tod meines Bruders zu trösten."

„Ich muß Sie bitten", sagte Clothar unwillig.

„Ich muß Sie bitten, zu schweigen!" unterbrach ihn Antonie gebieterisch. „Ich werde kurz und bündig genug, Nichts vom Unrecht, das mein Verlobter und ich und dieser Mann hier von Euch erlitten, sondern nur von der Hinterlassenschaft und dem letzten Willen der Gräfin Blenow-Ham sprechen!"

Sie nahm das Bündel Briefe und ein anderes Manuskript zur Hand.

„Diese Briefe", fuhr sie fort, hat mir die Gräfin kurz vor ihrem Tode übergeben und dies Schreiben an ihre Tochter mir in Gegenwart des Pastors in die Feder diktirt. Während Ihrer Abwesenheit habe ich die Dokumente in unsrer Kapelle sorgfältig verwahrt. Wenn ich während dieser Zeit starb, sollten sie dort für immer vergessen und begraben liegen. Aber Gott wollte nicht meinen Tod; Gott, der Richter, hat seine Hand auf Euch gelegt! denn diese Dokumente — ein kostbarer Schatz für mich — sind ein entsetzlicher Fluch für Sie, Wanda, und für Sie, Herr Graf!"

Wanda fuhr sich mit ihrem duftenden Taschentuch über die Stirn. „Sie machen mich nervös", preßte sie, vor Wuth und Aufregung zitternd, hervor. „Machen Sie uns endlich mit dieser fatalen Correspondence bekannt."

„Nicht sogleich", versetzte Antonie. „Diese Briefe sind vor Zeugen und in aller Form Rechtens mir als Eigenthum übergeben worden. Ich meinerseits vermache sie dem Neffen meines Verlobten, Paul Brandt."

Clothar sprang zornig empor.

„Im Fall Sie, Herr Graf, mir nicht eidlich versprechen, heute noch von Else Detleff sich für ewige Zeit zu trennen" ...

„Das werd' ich nicht!" schrie Clothar außer sich. „Vergebung, Cousine, aber ich müßte Fischblut haben, wenn ich länger geduldig bliebe. Was kümmern mich die Briefe meiner Tante?! Verwünscht sei ihr Correspondent" —

„Still!" donnerte Brandt, „es ist der Briefwechsel Ihres Vaters mit seiner Schwägerin!"

„Nun denn, heraus damit! Spielt Eure Komödie zu Ende oder, bei Gott, ich vergesse mich!"

„Hören wir, Clothar!" sagte Wanda dumpf, denn eine unerklärliche Angst überfiel sie.

„Nur, wenn Sie es wünschen, Cousine!"

Antonie nahm das Manuskript, das beim Briefbündel lag, und begann zu lesen:

„Ich, die Gräfin Blenow, geborne Comtesse Ham, diktire diese Zeilen, eine alte, lebensmüde Frau, der einzig getreuen Pflegerin und letzten Freundin, der Freiin Antonie von Glendowitz. Ich diktire sie vor einem geweihten Priester, im Angesicht des Todes und in der Furcht vor dem nahen, ewigen Gericht. Im Tode ist Wahrheit; darum will ich und muß ich

endlich ein Verbrechen gestehen, das mir Herz und Leben vergiftet hat. Ich thue dies Geständniß einer fluchwürdigen Leidenschaft zur Warnung meiner Tochter, welche ihre Mutter einsam sterben läßt und den Weg der Sünde wandelt, wie vor Zeiten ich ihn wandelte.“ ....

„Wanda ist nicht das Kind meines Gatten, des jüngeren Grafen Blenow.“

„Dieser Mann liebte seine Freunde, seine Pferde und das Spiel mehr, als mich. Er ließ mich oft Monate lang allein, allein mit meiner brennenden Begier, in der Welt zu leben und zu glänzen, allein mit meinen schwachen Grundsätzen und starken Leidenschaften.... Ich hatte Zeit und Gelegenheit, glücklichere Ehen mit der unsrigen zu vergleichen; keine aber schien mir harmonischer und beneidenswerther, als die meines Schwagers, des ältern Grafen Blenow. Er war zart, rücksichtsvoll und galant gegen seine Frau, wie ein junger Liebender. Erst wünschte ich, daß mein Gemahl ihm ähnlich würde; später wünschte ich, daß Er mein Gemahl wäre.... Der Zufall oder die Hölle fügte es, daß ich eine gemeinschaftliche Reise mit meiner Schwägerin und ihrem Gatten unternahm..... (Hier folgte eine Geschichte heimlich entbrennender Leidenschaft, kurzen Kampfes und langen Sündigens.) Wanda ist die Tochter meines Schwagers, ist Clothar's Schwester.“

Ein entsetzlicher Schrei durchgellte das Zimmer, als Antonie das Geständniß der verstorbenen Gräfin zu Ende gelesen hatte. Wanda that diesen Schrei, sank vom Stuhl und schlug schwer, wie todt, auf den Boden hin. Brandt sprang hülfreich hinzu, aber Graf Clothar, obwohl er der Nächste war, wandte sich scheu ab und barg sein Antlitz in beide Hände.

Antonie allein blieb unbeweglich und dem Anscheine nach unbewegt, auf ihrem Platz, die Hand auf die unseligen Dokumente gelegt.

„Der Herr suchet heim die Missethat der Väter über die Kinder in's dritte und vierte Glied“, sagte sie.

Nach einer Pause raffte sich Blenow mit äußerster Seelenanstrengung auf und trat an das ohnmächtige Weib heran. Sie lag, den Oberkörper an einen Stuhl gelehnt, am Boden; ihr Haupt stützte Brandt in seine Hände. Clothar beugte sich langsam über das fahle Gesicht, und als er dann im Spiegel gegenüber sein eignes Antlitz erblickte, schauderte er über die Aehnlichkeit ihrer Züge.

Eben jetzt erwachte auch Wanda aus ihrer Bewußtlosigkeit, und ihr erster Blick traf den Grafen....

Warum sagte sie nicht lächelnd, wie sie sonst wohl gethan hätte: „Eine Nervenschwäche, lieber Cousin, rien de plus!?“ — Warum rafft sie, alle Grazie und Form und Höflichkeit vergessend, sich so jählings auf, wirft wild die Arme gegen Clothar und schreit: „Hinweg! hinweg!“ — Warum bedeckt sie jetzt ihre Augen, um ihn nicht zu sehen, ihn, dem sie vor einer halben Stunde versicherte: „Wir können doch nicht Feinde werden?!“

Jetzt wendet sie sich nach der Thür; Brandt bietet ihr sein Geleit an, aber sie weist es zurück. Auf dem Corridor begegnet ihr Alma von Bergen.

„Wanda, was ist Dir?!“ fragte diese, über den schwankenden Gang und das Todtenantlitz ihrer Freundin erschreckend. Wanda hat keine Antwort, keinen Blick für sie; ihre Augen scheinen in weite Fernen auszuschauen. Merkwürdig von einer Dame der großen Welt, welche bisher nie weiter als von heute auf morgen dachte!

Alma rief rathlos die Kammerjungfer herbei und beide folgten dann der Baronin nach dem Pavillon im Park. Das Gartenhaus ist in ein reizendes Boudoir verwandelt; ein Fenster steht offen und läßt die von Blumenduft getränkte Abendluft ein.

„Willst Du Dich zu Bett legen?“

Wanda nickt „Ja.“

Die Zofe beginnt, sie zu entkleiden. Das Seidenkleid wird mit einem leichten, durchsichtigen Nachtgewand von Mousselin vertauscht. Da dies geschehen ist, läßt sich Wanda, immer noch in weite Fernen blickend, im Lehnstuhl nieder.

„Soll Jemand nach dem Arzt reiten?“

„Nein.“

„Sollen wir bei Dir wachen?“

„Nein.“

„Soll die Ampel angezündet werden?“

„Ja.“

Die Ampel von rosenfarbigem Glas wird angezündet, sie verbreitet ein sanftes Licht im Gemach, selbst das Antlitz der Baronin erscheint in dieser wollüstigen Beleuchtung minder gespenstisch.

Jetzt weist die Baronin die zögernden Mädchen heftig nach der Thür. Die Kammerjungfer begiebt sich in die kleine Nebenstube, wo ihr Lager bereitet ist; Alma kehrt kopfschüttelnd nach dem Schloß zurück.

Dort herrscht große Aufregung. Der Graf hat nach einer kurzen Unterredung mit dem fremden, blonden Mädchen seinen Wagen begehrt. Er will noch in dieser Nacht abreisen, allein abreisen. Das Mädchen selber hat rothgeweinte Augen, da sie bald am Arm des Herrn mit der Binde unten erschien und die Dienerschaft nach ihrem Bruder fragte. Die Dienerschaft weiß nur, daß kurz vor sieben Uhr auch die Frau Baronin sich nach dem jungen Mann erkundigte, daß aber der junge Mann seit Vormittag nicht wieder nach Hause gekommen sei.

Wanda's Zofe kommt und theilt den unruhigen Leuten mit, daß die gnädige Frau entsetzlich an Herzklopfen und Kopfweh leide, und daß die gnädige Frau die größte Ruhe im Schloß anbefehle (denn in der Abendstille dringt jedes Geräusch nach dem Pavillon). Die bestürzte Dienerschaft gehorcht, und nichts stört weiter den Frieden der Sommernacht, als einmal ein

Wagenrasseln, das sich aber bald in die Ferne verliert. Der Graf fährt fort....

In welche Ferne starrt Wanda's Geist, während sie, vom rosigen Schimmer der Nachtlampe übergossen im Fauteuil lehnt? Schaut sie in die Zeit, da das Familiengeheimniß der Blenow, das sie heute erfuhr, Allen bekannt sein wird? Denkt sie, wie man erst in der Residenz davon zischeln, wie es von den verhaßten Zeitungen weiter getragen werden, wie alle Welt zuletzt über die entsetzliche Verkettung von Schuld sprechen und schaudern wird? Zwar haben Antonie und Brandt gegen gewisse Bedingungen Schweigen gelobt; aber wie kann Wanda an Eide und Gewissenhaftigkeit glauben, da sie selber niemals Schwüre und Treue heilig hielt!

Oder blickt sie in noch weitere Fernen? Denkt sie an ihren Tod und an das drüber hinaus? Fallen ihr plötzlich Gott und Gericht, Himmel und Hölle ein? Namen, welche zu läugnen ihr bisher der Muth, welche zu bedenken ihr bisher das Gemüth fehlte. Wenn es wahr wäre, daß der Richter da drüben keinen besondern Tendre für die Aristokratie hege? Daß man in jenen höhern Kreisen sogar den reichsunmittelbaren Adel nicht gelten lasse?....

Hört sie in der Unendlichkeit donnernd ihre Schuld beim Namen nennen, daß sie jetzt zuckend emporfährt und krampfhaft nach dem Herzen greift? Sie will schreien (oder vielleicht auch der Stimme von drüben antworten), aber die Stimme versagt. Sie wankt zwei, drei Schritte vorwärts — um sie wogt und rauscht ein Meer oder die Ewigkeit. — Oder donnern die Thore des Jenseits so? Oder ist es der Name von ihrem und ihres — Bruders Verbrechen, was sie hört? Noch einen schwindelnden Schritt in die schwarze Unendlichkeit vor ihren Augen. — Sie schlägt wild die nackten Arme in die Luft und bricht dann, dicht vor ihrem Lager, bewußtlos zusammen.

Letztes Capitel.

Detleff verlebte den Tag im Wald. Wie ein edles Wild, das verwundet ward, sich im tiefsten Dickicht verbirgt, trug er seine Liebe und sein Geheimniß in die unwegsame Wildniß. Zur Mittagszeit hielt er ein kärgliches Mahl in einer Waldschenke, die ihm auf seiner ziellosen Wanderung aufstieß. Die übrigen Stunden verbrachte er, den Forst durchstreifend oder nachdenklich zwischen hohem Farrenkraut im Baumesschatten liegend.

Er versuchte, Elsen und sich selber zu zürnen, sich zum Haß gegen Wanda und Blenow aufzustacheln. Aber Wanda's Kuß auf seine Stirn schien dort alle Gedanken an Rache ausgelöscht zu haben. Als hätte er mit dem Athem des schönen Weibes ein berauschendes Gift des Orients geschlürft, verwandelte sich sein nüchternes Denken in ein Wirrsal üppiger Bilder, phantastischer Träume und ehrgeiziger Wünsche. Das Rauschen der Seidenkleider, der feine Parfüm, das Silber auf den Tischen, der ehrfurchtsvolle Gehorsam der Diener — all dieser Flitter und Leichenaufputz verblendete und berauschte den Sohn der Armuth. „Herzlos schilt man diese Welt," rief er. „Wo ward mir mit so viel Zartheit und Gastfreundschaft begegnet?" Er dachte an die Tage in Berlin, an Wanda's Güte, die ihm Herz und Mund öffnete, an das süße Lächeln ihrer Freundin, an den ritterlichen Bruder der Letzteren. Wanda herzlos! Brandt hat gelogen oder ward selber getäuscht! Diese Augen, dieser Mund können nicht lügen! Dies Weib liebt und glüht, irrt vielleicht, aber irrt aus Leidenschaft! Für einen Kuß von ihr zu sterben, wäre allein schon Gewinn, aber ihre Lippen haben ihn dem Leben, dem Glück geweiht! Wanda, die hohe, stolze Frau liebt ihn. Was kümmert seine entfesselten Sinne der Unterschied des Alters! die Schranken des Standes hat sie selber niedergerissen. „Lebe für mich!" sang die Sirene, sein junges Blut wird ein Feuerstrom, seine Gedanken sind nur mehr Ton und Empfinden.

Die sinkende Sonne mahnte Detleff zur Heimkehr und wies ihm den Weg. Mit Anbruch der Nacht, aus deren Schooß voll und groß der Mond sich löste, erreichte er den See. Ein leiser Lufthauch strich über das Wasser. Wenn die von Mondlicht triefenden Wellen an's Ufer schlugen, klang es wie das Plätschern badender Nixen. Aber still und dunkel lag ringsum der Wald; über seinen höchsten Gipfeln ragte das Glendowitzer Schloß empor.

Detleff ging der Parkmauer entlang, bis sich ein Gitterthor ihm öffnete. Dann schritt er auf's Gerathewohl durch Laubengänge und Gebüsch. Eine Baumgruppe durchschneidend, erreichte er bald eine Lichtung. Zu beiden Seiten des Rasens erhoben sich immergrüne Hecken, in der Tiefe stand ein Pavillon...

Das breite Fenster des Pavillons war erhellt.

Detleff hielt jählings inne, seine Pulse stockten. Denn er dachte sofort an Brandt's Erzählung, daß Wanda im Pavillon zu schlafen pflegte. Es war die Empfindung eines im Meer Badenden, wenn ihn die erste Woge überstürzt.

Er wollte vorwärts schreiten, aber die Füße versagten ihm. So blieb er denn an einen Baum gelehnt und starrte auf das helle Fenster mit Augen, mit denen der Dürstende in der Wüste die Fata Morgana zu schauen pflegt.... In Wahrheit regte sich dort Nichts, aber er wähnte bald, den Schatten einer Frauengestalt sich erheben und bewegen zu sehen. Ihm begann zu schwindeln; er fuhr sich über die Stirn und drückte sie, die Augen schließend, gegen den feuchten Stamm einer Linde.

Ringsum schlief fast jeder Laut; keine Nachtigall sang im Gebüsch. Dennoch war das Wehen der Düfte wie das Weben des Mondlichts, das kaum hörbare Rieseln der Blätter und ferne Plätscher des See's, vor Allem der Rhythmus seines eignen Blutes geheimnißvolle, dämonische Musik. Sie zog ihn vorwärts;

weiche Hände schienen ihn wie im Mährchen sanft weiter zu drängen....

Die Faust auf sein Herz pressend, schritt er plötzlich hastig über den Rasen zum Pavillon.

Das Fenster war nicht hoch, aber Detleff hätte jetzt auch den drohendsten Abgrund übersprungen und die steilste Höhe erklettert. Behend wie ein Tiger schwang er sich empor und blickte in's Innere.

Ein neuer Schauer wie ein Dolchstoß durchzuckte ihn: Vor ihm, vom Lampenschimmer sanft beleuchtet, kniete Wanda, mit dem Oberkörper über das Bett gelehnt. Sie schien zu beten. Ihr dunkles Haar floß, gelöst, in dichter Fülle über den Nacken.

Diese üppige, ruhende Gestalt war für Detleff wie eine weiße, verzehrende Flamme. Er hatte weder Furcht, Zweifel, noch Rücksicht, er hatte nur einen Gedanken mehr, daß er dies Weib jetzt umarmen oder wahnsinnig werden müsse!

Mit einem Sprung war er im Zimmer, stand er hinter ihr. „Wanda!" flüsterte er. Keine Antwort. „Sie schläft," dachte er, faßte sie sanft unter die Arme und richtete sie empor. In demselben Augenblick ließ er entsetzt den schönen Leib wieder entgleiten, der starr und bleiern zurückfiel.

Sie war todt.

Gedichte.

Von

Hermann Kletke.*)

Du sinnende Nacht voll Sorgen.

Am Himmel hastig die Wolke zieht,
Hastig im Strome die Welle flieht —
Mir ist, als sei ich vor Jahren
So träumend die Welt durchfahren!

Laut durch die Lüfte ein Vogel singt,
Kein Ton mir fröhlich zum Herzen klingt —
Wo sind die freudigen Lieder?
Ich finde mein Herz nicht wieder!

Fern tönt die Glocke, der Abend graut,
Blaß durch die Wolke das Mondlicht schaut —
Du sinnende Nacht voll Sorgen,
Wann kommt der leuchtende Morgen?

Ruhe in Gott.

Wenn Dir leis in Abendstille
Milder Hauch zum Herzen weht,
Fühl' es, daß ein Gotteswille
Bei dem Trostverlassenen steht.

Fühl' es, daß ein Gottesfrieden
Das Erschaffne mild umfängt,
Und der wilde Sturm hienieden
Seine Flügel schon gesenkt.

Fühl' es, daß am Gottesherzen
Nur geborgen ruht die Welt,
Und den taggebornen Schmerzen
Liebe nur ein Ziel gestellt.

*) Hermann Kletke, einer unserer sinnigsten und gemüthvollsten Lyriker, hat zu seiner sehr geschätzten, ersten Gedichtsammlung, Berlin, Verlag von E. H. Schröder, ein zweites kleines Büchlein „Lied und Spruch", Berlin, Verlag von E. H. Schröder, gefügt, das bereits eine zweite Auflage erlebt und zu dem Besten gehört, was unsere neueste Lyrik hervorgebracht hat. Indem wir aus der trefflichen Sammlung die vorliegende Probe bringen, empfehlen wir dieselbe angelegentlichst allen Freunden wahrer Poesie.

Der Fürst der Lüfte.

Naturbild von Karl Ruß.

Nur auf höchsten Weltgebirgen, nur in höchsten Regionen
Mag der Kaiser des Geflügels still und majestätisch thronen;
Dort vernimmt er unter ew'gen, eiskrystallnen Baldachinen
Unter sich der Stürme Brüllen und die donnernden Lawinen.

Ph. Welcker.

Die Dämmerung des nahenden Morgens beginnt im Osten zu grauen. Seit kaum zwei Stunden ist Mitternacht vorüber und schon erwacht im dunkeln Waldesdom Leben und Bewegung. Eine Haidelerche versucht leise, noch schlaftrunken, ihre sanft lullenden Triller, hört aber sogleich wieder auf; ihr antwortet ein Edelfink, bricht aber ebenfalls mitten im Schlage ab. Dann zirpt Goldammers Weibchen ein leises Zieht! und der gelbglänzende Gatte ruft ihr zart und innig seinen Liebesgruß zu. Er ist der erste, der völlig den Schlaf abgeschüttelt hat und seinem ein-

fachen Gesange folgt nun die ganze Mannigfaltigkeit des Frühling-Morgenconcerts im Walde.

Viel tausend Stimmen singen und zwitschern, girren und kurren, pfeifen, zischen, brummen und summen um die Wette, dazu rauscht der Morgenwind so seltsam schauerlich in den Gipfeln der alten Föhren, plätschern die Wellen des Wildbachs und trommelt der Grünspecht am dürren Eichenstamme. Und gar lieblich durchtönen die Harmonie des Waldconcerts die schmelzenden Melodien der Singdrossel, das schwermüthige Lied der Schwarzamsel, der melodische Flötenton des Pirols, der neckende Ruf des Kuckuks, der bedächtige des Wiedehopfs und die perlenden Triller der Feldlerchen, hoch oben im blauen Aether.

Dann erschallt das langgezogene gellende Pfeifen des Milans, das krächzende Krah! eines Reihers oder der Baßton eines Raben durch das Waldthal daher. Jedesmal verstummt dann die Stimmenmannigfaltigkeit für Augenblicke, bis eine der Solosängerinnen wieder ihre liebliche Weise beginnt, worauf alle Welt sogleich jubelnd und jauchzend, lärmend und brausend wieder einfällt.

Auch die Welt der Vierfüßler beginnt jetzt allenthalben sich zu regen. Ein Stacheligel trippelt bedächtig am Fußsteige entlang und schnüffelt im Grase umher, hier eine Schnecke, dort einen Maikäfer, eine Raupe oder einen Regenwurm geschäftig in seinen nimmersatten Magen schickend. Plötzlich hält der Stillvergnügte einen Augenblick regungslos inne, dann springt er hastig zu, hat eins der im dürren Laube umherraschelnden Mäuschen erschnappt und verzehrt es eben so behaglich. Unterdessen schlendern fünf reizende Rehe am Waldesrande vorüber; sie kommen von der jungen Sommersaat und, eine alte Ricke voran und am Ende der Bock, so ziehen sie, immerfort nach allen Seiten spähend und lauschend, über die Blöße vor uns dem schützenden Dickicht zu. Auf der baumlosen, nur mit Gras und einigen Kieferbüschen bewachsenen Ebene stehen drei prächtige Rothhirsche, die, vom ersten Frühroth malerisch erleuchtet, eine zauberhaft schöne Gruppe bilden. Daneben spielt Meister Lampe, der Hase, hüpfend umher und zwingt uns ein Lächeln ab, über sein urkomisches Gebahren.

Auch ein Völkchen allerliebster Rebhühner kugeln sich im Sande und treiben ein so munteres, liebliches Spiel, daß wir die liebenswürdigen Vögel unwillkürlich liebgewinnen müssen. Mit einmal aber reckt der alte Hahn den Hals lang, kuckt scharf nach der Seite, ruft ein schrilles Schrit! und husch sind sie alle davon und im Dickicht verschwunden. Auch der Possenreißer Lampe macht eine Miene als sei hier nicht Alles recht geheuer und springt dann schleunigst davon. Der Igel stutzt ebenfalls, reißt aber nicht aus, sondern kugelt sich schnell in seinen Stachelpelz zusammen. Endlich erblicken auch wir die Ursache all dieses Schreckens — den Meister Reinecke, der dort ganz gemüthlich im Stangengehölz sich daherschlängelt und sich nicht um die ganze Welt, geschweige denn um Rebhühner, Hase und Igel zu kümmern scheint.

Indessen vermutheten wir, und nicht mit Unrecht, daß sein doch ganz ungewöhnliches, offenes Auftreten diesmal wohl besondere Gründe habe. Unser scharfes Waidmannsauge verräth uns in dem hohen Grase auf der entgegengesetzten Seite der Blöße auch bald eine verdächtige Bewegung und wir bemerken, daß dort das Weib des Arglistigen im Hinterhalt liegt, um ein Kälbchen der beiden Rehmütter zu erhaschen. Während er nun auf die Rehe gerade zutrabt, werden diese bereits unruhig, die Ricken trampen, gleich Schafen vor einem Hunde, mit den Vorderfüßen auf und der Bock bleibt auf der dem Fuchs zugekehrten Seite, während sie dann leicht galoppirend davon und wirklich auf das Versteck der Füchsin zu eilen.

Da plötzlich wird die Scene eine ganz andere. Wie mit einem Zauberschlage verstummt die Sängerwelt der ganzen Umgebung und ihr folgen unwillkürlich die Laute alles übrigen Lebens. Ein gellendes Hia! Hia! hallt durch die unheimliche Stille und auf dies Signal stürzen entsetzt und zum Tode erschrocken die Hirsche und Rehe in's dichteste Gebüsch, ein eben hergekommener Hase kriecht blitzschnell unter einen Wachholderbusch, wohin ihm möglichst rasch der Igel folgt; eine Schaar wilder Enten, die auf dem nahen Tümpel umhergeschnattert, verschwinden schleunigst unter'm Wasser und im Gras und Kraut; die auf einem trockenen Buchenaste kosenden Tauben sind ebenfalls augenblicklich geflüchtet und ihnen ist alle andere Thierwelt gefolgt, die großen und kleinen Vögel und Säugethiere, bis hinab auf das im Sande spielende Mäuschen.

Jetzt erblicken wir ebenfalls die Ursache dieser grenzenlosen Furcht und Verwirrung — ein stolzer Steinadler, der gewaltige Beherrscher der Lüfte schwebt im majestätischen Fluge daher und in ihm erkennen alle großen und kleinen Wesen ihren entsetzlichen Verderber, der ihre Herzen mit Grausen und Zittern erfüllt.

Doch sieh da, während alle übrigen Geschöpfe ihr Heil in der schleunigsten Flucht und im Verbergen in den verstecktesten Schlupfwinkeln suchen, da sind die Räuber im rothen Pelze so frech, sich gerade dies zu Nutze zu machen. Die Rehe sind dem gefährlichen Hinterhalt wirklich zu nahe gekommen und Frau Füchsin hat ein Kälbchen gepackt und unterdessen hat ihr Gemahl den Hasen unter dem Wachholderstrauch ergattert. Aber diesmal folgt wenigstens der einen dieser beiden Unthaten der Lohn gleich auf dem Fuße nach, denn während das arme Rehkälbchen eben sein junges Leben unter den Mörderzähnen aushaucht, stürzt sich der Adler sausend aus der Höhe herab, krallt mit den furchtbaren Fängen Fuchs und Rehkalb und erhebt sich langsam in die Lüfte.

In diesem Augenblicke bricht die Sonne voll und groß hinter den, den Horizont begrenzenden Gebirgswänden hervor und wahrlich, ihre Strahlen können wohl schwerlich ein großartig schöneres Schauspiel beleuchten. Von lauterem Golde übergossen hebt sich der Adler in scharfen Umrissen am glänzend klaren Morgenhimmel ab, so daß jede seiner stolzen, fürstlichen möchte ich sagen, Bewegungen deutlich zu erkennen ist, während er mit gewaltigem Flügelschlage die Luft durchschneidet und dann wieder regungslos in herrlichen Schraubenwindungen dahinschwimmt. Das gemordete Thierchen hängt, schlaff und doch noch in seinen Umrissen zierlich herunter und der Fuchs windet in Schmerz und Wuth den buschigen Schwanz hin und her; dann und wann schnappt er wüthend nach der Brust und dem Halse des Adlers, ohne diese jedoch erreichen zu können.

So geht der Flug langsam, feierlich gleichsam, immer höher und schräge seitwärts, dem Adlerhorste zu. Stolz und groß achtet der Räuberfürst gar nicht auf die Anstrengungen des der gerechten Strafe verfallenen kleinen, aber nur zu arglistigen Räubers — und doch sollen ihm diese plötzlich selbst Verderben bringen. Noch einmal hat der sterbende Fuchs seine letzte Lebenskraft zusammengerafft und, einen günstigen Moment erspähend, sich nach dem Halse des Adlers hinaufgeschwungen und diesen wirklich gepackt. Im letzten Todeskampfe schlagen sich die messerscharfen langen Fangzähne in das Fleisch seines Mörders und zerreißen diesem die Halsadern.

Da sehen wir unerwartet mit einmal Rehkalb und Fuchs aus der Höhe pfeilschnell herabfallen, der Adler hat beide augenblicklich losgelassen; eine Minute wiegt er sich noch wie vorher, dann schwankt er, schlägt schwer mit den Flügeln, zieht diese plötzlich ein — und stürzt aus der ungeheuren Höhe tosend in die Tiefe.

Wir haben uns die Gegend gemerkt, wohin die beiden getödteten Mörder sammt ihrem Opfer gefallen sind und eilen nun herzu, uns ihrer zu bemächtigen. Doch unser Suchen ist vergeblich, denn der Wald ist zu groß, zu dicht und finster. Am nächsten Tage gehen wir wieder aus, bald bemerken wir in jener Richtung Leben und Bewegung. Das Rehkalb ist völlig zerschmettert, da es gerade auf Felsstücke gefallen; der Fuchs ist von einem Gabelzweige, etwa in Manneshöhe, aufgefangen und hängt jetzt so kunstgerecht da, als hätte ihn Meister Petz eigenhändig aus dem Leben zum Tode befördert; und der Adler ist von dem zackigen Astgewirr einer verkrüppelten Eiche aufgehalten und thront dort mit ausgebreiteten Flügeln und drohend ausgesperrten Fängen, auch im Tode noch voll Hoheit und Majestät, ein Bild des Grauens und Entsetzens für alle Thiere der Umgebung. Die letzteren waren wiederum sämmtlich geflüchtet und Todtenstille herrschte auf der grausen Stätte.

Eine Krähe hat aber endlich das Ungeheuerliche entdeckt und klagt die Mähr jetzt weithin schallend durch die Lüfte; da sammeln sich alle die Vettern und Basen, die ganze schwarze Sippschaft, Raben, Krähen, Dohlen und Elstern und sie alle umschwärmen die Todten und krächzen und keckern in die Wette, vom dumpfen Krah! des großen Kolkraben bis zum schrillen Klih — Klak! der Dohle. Und die lüsternsten von ihnen möchten gar gern an das köstliche Mahl sich machen, doch sie wagen's nicht, auch im Tode noch stößt der Furchtbare ihnen Angst und Erbeben ein.

So finden wir, von dem Krähengeschrei geleitet, denn endlich den Todtenort ebenfalls; das Rehkälbchen und den Fuchs können wir mit leichter Mühe erlangen und den Adler müssen uns zwei Buben vom Baum herunterholen. Eine Künstlerhand hat die den Lesern vorgeführte Scene in der Luft dadurch außerordentlich naturgetreu verewigt, daß sie den Adler, mit Fuchs und Rehkalb in den Klauen, und gerade während der Fuchs dem Vogelkönig die Todeswunde schlägt, ausgestopft hat. Diese schöne charaktervolle Gruppe ziert eine große zoologische Sammlung und ist jedenfalls das seltenste und bemerkenswertheste Stück derselben. —

Der Steinadler kommt bei uns, besonders in Norddeutschland nur noch selten vor. In sehr strengen Wintern streift wohl einer, vom Hunger aus seiner Heimath vertrieben, über unsere Ebenen dahin. Er wohnt und nistet in den gebirgigen Gegenden der ganzen Welt, sowie dort, wo es noch sehr große Wälder giebt. Als furchtbarer Räuber richtet er an Hausthieren und Wild großen Schaden an und schont nichts, dessen er sich bemächtigen kann. Truthühner, Trappen, Kraniche, Enten, Gänse, Hühner u. s. w., bis herab zur Taube, Schafe, Ziegen, Reh- und Hirschkälber, Lämmer, Hasen, Dachse, Katzen 2c., bis auf Hamster, Maulwurf und Maus, sie Alle, Alle sind vor ihm nicht sicher und fallen ihm rettungslos zur Beute. Er ist auch der Räuber, welcher Kinder bis zu fünf oder gar sechs Jahren fortträgt und nicht der Lämmergeier, sondern ein Adler war es auch, der die Schweizerin geraubt hatte, die nach ihrer glücklichen Errettung den Namen „Geier-Anni" erhielt. Im Nothfall frißt er auch Aas.

Seinen Horst legt er in unzugänglichen Felsspalten, auf den höchsten Gebirgen, seltener auf großen Bäumen in den größten Forsten an. In demselben findet man zwei bis drei große, weiße, fast kugelrunde, mit braunen Flecken bespritzte Eier, von denen jedoch fast niemals mehr als zwei Junge ausgebrütet werden.

Muth, Kraft, Ernst, Ruhe und das stolze Bewußtsein seiner Gewalt spricht sich in dem ganzen Wesen des Adlers aus. Deshalb nennt man ihn nicht mit Unrecht den Fürsten der Lüfte und hat von den ältesten Zeiten her, seine majestätische aufrechtsitzende Gestalt zum Wappenzeichen menschlicher Herrschaft und Majestät erwählt. Unsere Abbildung zeigt

den Adler Neuhollands, der fast noch prächtiger und gewaltiger als der europäische erscheint. Bis jetzt besitzen nur wenige zoologische Anstalten ein Exemplar desselben.



Der Adler Neuhollands.

Harpagon und seine Söhne.

Novelle von Th. König.

(Schluß.)

Kapitel 5.

„Also doch! Ich hätte es nicht geglaubt!" — sagte die Wirthschafterin, indem sie aufsprang, und während ihre Züge wieder den strengen, harten Ausdruck annahmen, fügte sie hinzu: „Der Wahnsinnige! Er fordert mich heraus!" —

„Ich werde Sie begleiten", fuhr der Doktor mit großer Seelenruhe fort. „Ist mein Herr Bruder in das Allerheiligste unsers Erzeugers gedrungen, so will ich auch hinein dringen trotz Cerberus, der Wache hält vor der Thür."

„Also Horn bewacht die Thür", sagte die Wirthschafterin. „Gut, gut. Folgen Sie mir. In meiner Begleitung wird er Sie wohl durchlassen."

Mit raschem, festen Schritt eilte sie durch den Flur, von dem Doktor gefolgt. „Machen Sie Platz!" sprach sie zu dem Einäugigen, welcher auf der Schwelle der Thür stand.

„Diesmal nicht!" versetzte der Einäugige grinsend. „Das Befehlen hat aufgehört!"

Emilie lauschte. Im Zimmer herrschte eine unheimliche Stille. — „Entfernen Sie diesen Menschen", sprach sie zu dem Doktor, „dieses Schweigen da drinnen überzeugt mich, daß etwas Unheilvolles geschehen."

Der Doktor packte den Einäugigen am Kragen und zog ihn ohne Kraftanstrengung von der Schwelle hinweg. Dann trat er dicht hinter Emilien in das Zimmer seines Vaters.

„Da sehen Sie! — Ich sagt' es wohl. — Der Schlag hat ihn gerührt. — Eilen Sie, das Leben Ihres Vaters zu retten! — Holen Sie die Lanzette!" — Mit diesen Worten drängte ihn die Wirthschafterin aus dem Zimmer zurück, noch ehe er Zeit gehabt, eine klare Anschauung von dem, was hier vorgegangen und noch vorging, zu gewinnen.

Mit starren, leblosen Zügen, in denen sich der Ausdruck des Entsetzens wie versteinert hatte, saß der „böse Alte" in seinem Lehnstuhl zurückgelehnt, die Arme über die Seitenlehnen herabhängend.

Vor dem alten, wurmstichigen Schrank aber stand sein ältester Sohn und wühlte mit zitternder Hand unter den Papieren des geöffneten geheimen Faches. Bei dem Klange von Emiliens Stimme drehte er den Kopf herum und zeigte ein von Schrecken, Angst und wilder Leidenschaft verzerrtes Gesicht, während er mit seiner Rechten blitzschnell ein Päckchen in die Brusttasche seines Rockes schob.

Emilie, die Alles mit einem raschen, umfassenden Blicke überschaut hatte — den ohnmächtigen oder vom Schlage gerührten Greis und seinen mit einem gemeinen Verbrechen beschäftigten Sohn — hatte, wie erwähnt, den Doktor mit schneller Geistesgegenwart zur Thür hinausgedrängt. Darauf näherte sie sich festen Schrittes und mit dem Blicke zermalmender Verachtung dem Verbrecher am Schrank und sprach: „Also auch Dieb! Ja, vielleicht Vatermörder!"

Er warf einen flüchtigen, scheuen Blick auf den Stuhl des Alten; dann schlug er die Augen zu Boden, während seine ganze Gestalt vor innerer Aufregung bebte; dann blickte er die Wirthschafterin mit dem Ausdruck des Trotzes und Hasses an und sagte:

„Ja, und das Alles durch Sie! durch Sie, die Sie als ein höllischer Geist der Rache in dieses Haus getreten sind! Ja wohl, weiden Sie Ihr Auge an dem Schauspiel; denn es ist Ihr Werk!" —

Alles Blut war aus ihren Wangen geflohen. Eine Weile stand sie starr und bewegungslos wie eine Bildsäule. Hätte er ihr einen Dolch ins Herz gestoßen, er hätte sie nicht tiefer, nicht tödtlicher treffen können. — Ja wohl! Es war ja ihr Werk! Es war ja das Ziel ihres Lebens gewesen, diese beiden Menschen ins Verderben zu stürzen, um ein Werk der Rache an ihnen zu vollziehen! Da stand sie ja siegreich vor dem ersehnten Ziele ihres Lebens!... Sonderbar! Schon das Wort des Referendars: „Ueberlassen Sie die Rache dem Wurme, der im Blüthenkelche alles Bösen sitzt!" — war wie ein Strahl höherer Erleuchtung in ihre Seele gedrungen, hatte sie aufgeklärt über die Verirrung ihres Lebens. Was sie ihm geantwortet: „Fortan werd' ich nicht mehr als ein Dämon der Rache in diesem Hause leben", war als ein edler, fester Entschluß aus ihrem Herzen gekommen. Und nun mußte gerade in dem Augenblicke, wo sie sich einer Verirrung bewußt geworden und den heilsamen Vorsatz gefaßt hatte, die strafende Hand des Verhängnisses über sie kommen! — Alle diese Vorstellungen gingen pfeilgeschwind an ihrer Seele vorüber; und fast eben so schnell raffte sie sich dann zu einem neuen Entschlusse zusammen.

Indem sie dicht an ihn herantrat, sprach sie mit gebieterischem Blicke: „Sie werden das gestohlene Gut wieder herausgeben; vor meinen Augen werden Sie es zurücklegen in dieses Fach. Ich befehle es!"

„Und wenn ich's nicht thue?" fragte er hohnlächelnd.

„Dann werd' ich's Ihnen entreißen lassen mit Gewalt! — Ihr Bruder wird sogleich zurückkehren. Ueberdies giebt es noch andere Hülfe in der Nähe,

wie Sie wissen. Kommen Sie dagegen meinem Verlangen nach, so werd' ich dies Geheimniß Ihrer Schande keinem Menschen enthüllen; selbst Ihrem Vater nicht, wenn es noch gelingt, ihn in's Leben zurückzurufen."

Ein röchelnder Ton aus dem Munde des Greises beendigte das Schwanken des Verbrechers. Mit wildem Fluche zog er das Päckchen hervor und warf es in das noch geöffnete Fach. Die Wirthschafterin sammelte die andern umhergestreuten Papiere und legte sie dazu. Dann verschloß sie das Fach, näherte sich dem Ohnmächtigen, dessen Lebensgeister allgemach wieder erwachten, und schob ihm den Schlüssel in die Tasche, in welcher er ihn stets zu tragen pflegte. — „Sie haben ihm enthüllt, wer ich bin?" fragte sie darauf leise.

„Wer Sie sind und was Sie hier wollen!" — antwortete er trotzig.

„Was ich gewollt habe, müssen Sie sagen. Denn wahrlich! ich finde, daß das Gefühl befriedigter Rache nicht so köstlich ist, als man glaubt, und daß sich das Böse oft viel furchtbarer selbst bestraft, als es eine rächende Hand zu thun vermöchte. Uebrigens sein Sie versichert..."

Des Doktors Rückkehr schnitt ihr die Rede ab. „Wenn ich nicht schon zu spät komme", sprach er zu seinem Bruder gewandt, indem er Lanzette, Bandage und dergleichen kaltblütig auf den Tisch legte, „so ist das nicht Dein Verdienst, Karl. Deine Passiva müssen sehr bedeutend und peinigend sein, daß Dich ein Schlaganfall Deines Vaters so unbesorgt gelassen."

„Es war kein Schlaganfall, wie ein Künstler deiner Art gleich hätte bemerken müssen", antwortete der Angeredete mit düsterem und haßerfüllten Blick.

Im nämlichen Augenblicke schlug der Kranke die Augen auf und starrte mit trübem Blick umher. Dann, als sein jüngster Sohn sich ihm näherte, um eine Untersuchung seines Zustandes anzustellen, winkte er ablehnend mit der Hand. Endlich sagte er mit leiser, kaum verständlicher Stimme: „Ich will allein sein!... Nur die Wirthschafterin soll bei mir bleiben."

„Er ist wahnsinnig!" rief Karl in wilder Aufregung. „Nur ein Wahnsinniger kann seine Kinder in der Stunde des Todes von sich weisen und in den Armen einer Todfeindin sterben wollen!"

„Wenn sich ein Wahnsinniger in diesem Zimmer befindet", versetzte der Doktor mit seiner unerschütterlichen Ruhe, „so bist Du es, Karl. Dein Ansehn ist verstört, der Blick Deines Auges fast irre."

Der Alte hatte sein Auge trüb und finster auf seinen Aeltesten geheftet. Er schien lange vergeblich nach Worten zu ringen. Endlich lispelte er: „Ich wünschte, ich könnte glauben, Du seiest wahnsinnig gewesen in dieser Stunde! Mancher Wahnsinn ist heilbar! Dein Gebrechen ist unheilbar und führt zu Elend und Schande!... Geh' — befehl' ich Dir!"

Der Angeredete stand noch einige Secunden, trotzig, finster, in sich und mit sich ringend. Darauf trat er hastig an den jüngeren Bruder heran, der mit stoischer Gelassenheit Lanzette und Bandage zusammenpackte, ergriff ihn am Arm und zog ihn mit den Worten: „Komm! auch gegen väterliche Willkür giebt es ein Gesetz!" nach der Thür und zum Zimmer hinaus.

Der Greis athmete wie erleichtert auf und sagte leise: „Verriegeln Sie die Thür!"

Nachdem sie seinen Willen gethan und zu ihm zurückgekehrt war, bedeutete er ihr mit der Hand, daß sie sich niedersetzen möge, ihm gegenüber, am Tisch. Nachdem sie auch dies gethan, richtete er sich im Stuhle ein wenig auf und sah sie lange starr an, so daß sie nun selbst an eine Geistesstörung bei ihm zu glauben begann. Endlich sprach er mit lispelnder, zuweilen stockender Stimme: „So bin ich denn allein mit Ihnen, der Tochter des „guten Alten!" — Ja, gut war er, aber ein Narr! Narren aber sind nur für kluge Leute da... Sie sind klug, sehr klug, Emilie! so wie ich einst war; und für Sie sind meine Söhne die Narren! Das nennt man Schickung, oder Vergeltung, oder wie sonst?... Ja, so ist's! Und nun nehmen Sie die Feder und schreiben Sie. Zuerst an den Gerichtsdirektor. Er soll heut noch herauskommen und einen Zeugen mitbringen. Dann an Doktor Pölzel. Er soll den zweiten Zeugen machen und zugleich amtlich bescheinigen, daß ich bei gutem Verstande bin."

Emilie saß kalt, bleich, schaudernd vor ihm. O, sie hatte ihn verstanden! und jeder seiner Sätze hatte sich wie ein glühendes Eisen in ihre Seele eingedrückt. Denn seine ganze Rede gipfelte sich ja in dem Satze: Deine Klugheit hat über die Thorheit meiner Söhne gesiegt, so wie ich einst gesiegt habe über die Thorheit Deines Großvaters! Wir sind einander ähnlich, geistig verwandt!... Dahin hatte sie Haß und Rachedurst gebracht, daß sie sich nun mit dem Gegenstande ihres Hasses und Abscheu's, mit dem Verderber ihrer Großeltern verglichen und auf eine Stufe gestellt sah! Es war eben so gut, als hätte er geradezu gesagt: Ich gelangte durch Treulosigkeit und Betrug zu einem Vermögen; Du wirst durch Erbschleicherei dazu gelangen! Was ich Deinem Großvater geraubt, raubst Du meinen Söhnen! Das ist die Vergeltung, die Ausgleichung des Schicksals!...

„Warum schreiben Sie nicht?" fragte er ungeduldig.

„Weil Sie noch krank sind, sehr krank", antwortete sie barsch, „und in diesem Zustande nicht Bestimmungen treffen dürfen, die über Geschick und Zukunft Ihrer Söhne verderblich entscheiden würden! Und weil ich nicht ganz so klug bin, als Sie glauben, nicht so klug, um Vortheil zu ziehn von Ihrem körperlichen und seelischen Zustande! Weil ich Ihnen nicht ähnlich, nicht geistig verwandt bin!"

Er blickte sie groß und verwundert an und schien den Sinn ihrer Worte nicht zu fassen. „Schreiben

Sie nur, schreiben Sie nur", sagte er darauf in fast bittendem Tone, „ich bin nicht mehr krank. Mein Geist wenigstens ist gesund, so klar, wie an dem Tage, da ich mich zum ersten Male als Herr dieses Schlosses und Gutes in diesem Stuhle niederließ. Ich wußte damals genau und deutlich, was ich that. Ich weiß auch heut, was ich thue. Der „gute Alte" verfluchte mich.... Ich höre ihn noch.... Meine Söhne werden nun mich und Sie verfluchen.... Aber es ist besser, sie verfluchen mich nach dem Tode, als daß sie mich jetzt bestehlen und morden!"...

Er hielt eine Weile inne, denn das Sprechen strengte ihn an. Emilie saß, wie ein ägyptisches Bild, stumm und unbeweglich. „Er hätte mich erwürgt", fuhr er dann fort, „wenn ich mich gerührt hätte, als er, mich ohnmächtig glaubend, mir den Schlüssel stahl. Ich habe mich verstellen müssen, um mein Leben zu retten, vor meinem Sohne! Dann, als ich ihn das Fach im Schrank öffnen hörte, drohte das Entsetzen mich wirklich zu tödten. Wenn Sie nicht kamen, Emilie, so war ich jetzt eine Leiche!"

Wieder hielt er inne, während sein Auge sich auf den Schrank heftete und seine Hand den Schlüssel in seiner Tasche suchte. Ein Strahl der Freude zuckte über sein pergamentenes Gesicht, als er den Schlüssel fühlte. Fast heiter fuhr er fort: „Er wird dies Zimmer nicht mehr betreten, gewiß nicht. Ich werde Horn, der mit ihnen unter einer Decke gesteckt, mit seinen Hunden aus dem Schloßhofe hetzen. An seine Stelle werd' ich einen Mann aus dem Dorfe setzen, einen verwegenen Kerl, der sich vor dem Satan nicht fürchtet. Dann sollen sie kommen!... Auch der Gelehrte muß fort aus dem Schlosse. Sagen Sie's ihm! Sie allein, die Enkelin des „guten Alten", sollen bei mir bleiben. Ich fürchte mich nicht vor Ihnen, obwohl Sie Karl einen Dämon der Rache genannt. Was ich von Ihrem Großvater habe, soll Alles an Sie zurückfallen, und noch mehr. Sie sind sparsam, Sie sind klug. Ihre Hand wird's zusammenhalten und noch vermehren!... Aber jetzt schreiben Sie endlich!"

Sie rührte sich nicht. Unter dem Wechsel der widersprechendsten Empfindungen erstickte sie fast. — Da saß sie nun, die arme, hilflose Waise, und konnte gleichsam mit einem Federstrich in den Besitz eines großen, fast fürstlichen Vermögens gelangen! Die Pein der Armuth, unter welcher ihre Großeltern zu Grunde gegangen waren und ihre Eltern und sie selber so schwer gelitten hatten, sie konnte sie von sich wälzen in einem Augenblick! In die Hallen, aus denen ihr Großvater von diesem Manne, der da vor ihr saß, verjagt worden war, konnte sie einziehn als Eigenthümerin!... Und war denn ein Arges, ein Unrecht dabei, wenn sie's that?... Der Wind, der draußen vor den Fenstern durch die Blätter und Zweige der hundertjährigen Linde rauschte, schien ihr zuzurufen: „Nein, es ist kein Unrecht dabei! Nimm es nur, was Dir geboten wird! Ohne die bösen Künste des Greises, der vor Dir sitzt, wär' es Dir ja doch einst zugefallen. Die Rache, die Vergeltung, der Du entsagt, wird Dir jetzt durch höhere Hand aufgedrungen. Nimm es nur und verwische die Schrift, welche das Auge Deines Geistes hier überall geschrieben fand: Unrecht Gut gedeihet nicht!"

Und da rief eine andere Stimme aus ihrer Brust heraus: „Nein, Du könntest sie nicht verlöschen, diese Worte! sie würden dann nur andere Bedeutung erlangen, sie würden stehen bleiben als eine finstre Drohung für Dich! Was man Deinen Vorfahren geraubt, darfst Du nicht zurücknehmen durch Raub. Siehst Du denn nicht, welchen Unsegen das fremde Gut dem Räuber gebracht?"...

Sie schlug das Auge auf und heftete es auf den Greis, der vor ihr saß. Die Frage aus ihrer Kindheit fiel ihr ein: „Wird denn kein Zahltag für ihn kommen?" — Ein unendliches Mitleid erfaßte sie und dann ein Schauder; denn die Frage drängte sich ihr auf: „Hast Du denn wirklich geholfen, den Zahltag herbeizuführen?"...

„Emilie, soll ich auch Sie für eine Närrin halten?" fragte der Greis mit zürnender Ungeduld.

„Ja, gewiß!" rief sie, von einem plötzlichen Entschlusse beseelt, indem sie sich erhob. „Ich will eine Närrin sein in Ihren Augen! lieber als eine Kluge nach Ihrer Art! — Das ist die Klugheit, an welche Fluch und Unseligkeit sich ketten! — Blicken Sie doch um sich und in sich! Blicken Sie zurück auf Ihren langen Lebensweg! Was hat Ihre Klugheit Ihnen eingetragen? Haben Sie jemals die Seligkeit der Liebe und Freundschaft genossen? Hat Sie jemals eine hohe sittliche Idee entflammt und begeistert? Wirft die Erinnerung an eine einzige gute, edle That einen verklärenden Lichtstrahl auf Ihren Lebensabend, auf das Grab, das nahe bei Ihnen steht? Wird ein einziger Mensch eine Thräne vergießen an Ihrem Sterbebette? Wird auch nur ein Mensch Ihr Andenken segnen nach Ihrem Tode?... Nun wohl, so beladen Sie dies Andenken wenigstens nicht noch mit einem Fluche, mit dem Fluche Ihrer Kinder! Versuchen Sie nicht, ein früheres Unrecht durch ein neues zu sühnen! Die Noth, den Gram, die Verzweiflung, welche Sie über meine Großeltern gebracht, können Sie nicht mehr vergüten an mir! Mit all' Ihren Schätzen können Sie diese Schuld nicht sühnen! Ich aber verschmähe diese Schätze, an denen Fluch und Thränen kleben und welche zerrinnen werden, wie sie gewonnen sind!"

Sie schritt nach der Thür und schob den Riegel zurück.

„Bleiben Sie!" — rief er in zornigem, gebiet'rischen Tone.

Sie drehte sich um und blickte ihn fragend an.

„Ich werde nach der Stadt fahren!" sprach er mit der Miene hartnäckiger Entschlossenheit. „Bestellen

Sie gefälligst den Kutscher. Auch werde ich den Mann aus dem Dorfe heraufschicken, der heut noch des Einäugigen Stelle einnehmen soll. Dem Diebe endlich, welcher vorhin in diesen Schrank eingebrochen ist, sagen Sie, daß, wofern er sich noch einmal in diesem Hause betreffen läßt, ich ihn dem Gericht überantworten werde. Nun können Sie gehn!"

Kapitel 6.

Dem drückend heißen Sommertage folgte ein schwüler Abend. Am Horizonte thürmten schwarze Wetterwolken sich auf. Die Amsel im Fichtenhaine des Parkes saß still auf dem Ast; sogar die Dohlen im alten Schloßthurm hielten sich still.

„Nie war mir das alte Schloß so unheimlich, als heut", sagte die Wirthschafterin, während sie in Begleitung des Referendars die alte steinerne Schloßtreppe herabstieg. „Haben Sie den neuen Wächter näher betrachtet? Der Anblick des Einäugigen hat mir stets Unbehagen erregt. Der Anblick seines Nachfolgers erregt einen Schauder in mir."

„Der Mensch sieht in der That ziemlich unheimlich aus", versetzte der Referendar." Wenn ich mich recht entsinne, so ist er ein gefürchteter Raufbold und hat voriges Jahr wegen fahrlässigen Todschlags vor den Assisen gestanden, ist aber freigesprochen worden. Was jedoch das Gefühl des Abscheus betrifft, welches sein Anblick in Ihnen erregt, so ist, glaub' ich, ein gut Theil desselben den erschütternden Scenen des Morgens zuzuschreiben. Als Sie aus dem Zimmer des „bösen Alten" zurückkehrten, erschienen Sie mir wie vernichtet. Ich gestehe, ich hätte nicht geglaubt, daß irgend ein Ereigniß, auch das schrecklichste, einen so überwältigenden Eindruck auf Ihre starken, eisenfesten Nerven machen könnte."

Sie antwortete nicht gleich. Den Arm, welchen er ihr bot, umfaßte sie fast gedankenlos. Ihre Haltung, die sich fast immer durch einen Tonus straffer Festigkeit auszeichnete, war jetzt schwer, wie gebrochen. Ihr Blick, sonst immer so sicher, so klar, so energisch, heftete sich sinnend, fast melancholisch an den Boden.

Endlich sagte sie: „Fest und unerschütterlich kann der Mensch nur bleiben, so lange er seines Wollens, sei es gut oder böse, ganz sicher ist. Hätten sich die heutigen Ereignisse einige Wochen früher zugetragen, ich würde sie ganz kalt und unerschüttert aufgenommen haben. Die Gefühle des Hasses und der Rache hätten mich geschützt vor weicheren Empfindungen. Ich wollte damals die Familie dieses Hauses unglücklich, elend, vom Verhängnisse ereilt und bestraft sehn! ich hielt es für eine Art von Mission, dieser Züchtigung beizuwohnen!... Sie haben mich irre an meinem Glauben und unsicher in meinem Wollen gemacht!"

„Es soll der Stolz meines Lebens sein, daß ich dies vermocht habe!" — sprach er mit leuchtendem Blick — „Ich halte es für den menschlich schönsten Zug an Hamlet, daß er für die Rache zu schwach war!" —

„Und doch ging Hamlet an diesem Charakterzuge zu Grunde!" versetzte sie hastig. „Ich weiß nicht, ob ein Zug der Schwäche, im Guten oder im Bösen, ästhetisch schön werden kann; aber ich bin überzeugt, daß er fast immer unglücklich macht. Der Mensch spielt nie ungestraft das Schicksal! Diese Worte, die Sie einmal im Gespräch mit mir, noch ehe Sie von den hiesigen Verhältnissen unterrichtet waren, fallen ließen, haben mir viel zu denken gegeben. Ich halte sie jetzt für wahr und bin auf die Strafe gefaßt." —

Sie waren bis zu der uralten Eiche im Park gelangt. Emilie setzte sich, wie erschöpft, auf die Bank, auf der sie heut schon einmal gesessen. Wie hatte sich ihr ganzes Innere seit jener Stunde verändert! Aus dem Dämon der Rache war eine reuige Sünderin geworden!

Der Referendar hatte sich neben sie gesetzt. Sie saßen lange in schweigsames Grübeln versunken. Plötzlich ergriff er ihre Hand, drückte sie an seine Lippen und sprach: „Emilie, ich beschwöre Sie, verbannen Sie diese düstern und krankhaften Gedanken! Was ist denn so Schreckliches geschehen, als dessen Urheberin Sie sich anklagen dürften? Der Keim des Unheils, der in den bösen Neigungen zweier Menschen lag, ist aufgeschlossen zur Pflanze und fängt an, die natürlichen Früchte zu treiben. Was haben Sie denn dabei und dazu gethan?"

„Ich habe den Keim genährt durch bösen Willen!"

„Mein Gott, wie Sie die Dinge so scharf, so tragisch nehmen! Jugendliche Eindrücke und wunderliche Verhältnisse haben Sie in eine Bahn gedrängt, die Ihnen jetzt als ein Irrpfad erscheint. Was Sie auf diesem Pfade Böses fanden, war ja nicht Ihr Werk. Dieses Böse hätte sich vollzogen auch ohne Sie; ja vielleicht schneller und schrecklicher. Wie Sie heut morgen sehr richtig sagten, dieser Vater und dieser Sohn scheinen von der Natur bestimmt, sich zu kränken, zu quälen und einander zu verderben! Heut sind Sie sogar der Schutzengel dieser Familie gewesen. Denn was wäre geschehn ohne Sie? Sie werden auch ferner noch der Schutzengel sein!"

„Es ist zu spät" — versetzte sie leise. „Es ahnt mir, das Unwetter wird sich sehr bald über diesem Hause entladen!"

Ein dumpfes Rollen des Donners begleitete diese Worte.

„Hören Sie!" fuhr sie mit geheimnißvoller Miene fort, in diesem wunderlichen Zufall liegt ein Zeichen!"

Er lächelte. „Ein Zeichen", entgegnete er, „daß das Unwetter noch sehr fern ist."

„Nicht so fern, als Sie glauben", sagte sie, sich erhebend. „Lassen Sie uns nach dem Schlosse zurückkehren."

Im Wipfel der alten Eiche erhob sich ein Rauschen,

das von Sekunde zu Sekunde stärker ward. Ein Windstoß empfing sie, als sie unter der Eiche hervor auf die freie Wiesenfläche traten.

„Was das Gewitter in der Natur betrifft", sprach er, indem er sie zurückführte, „so haben Sie recht. Es kommt schneller heran, als ich gedacht hatte. Wenn sich der Greis jetzt unterwegs befindet, was sehr wahrscheinlich ist, so bedauere ich ihn. Wie ich sah, ist er im offnen Wagen gefahren."

Die Kräfte, welche den Tag über träg in der Atmosphäre gelagert hatten, schienen sich jetzt plötzlich im Sturme zusammenzuraffen. Ein wüthender Orcan brach los und benahm ihnen den Athem, so daß sie zuweilen stillstehn und sich durch Umdrehen des Kopfes schützen mußten. In einem dieser Augenblicke sagte sie: „Auch daran bin ich schuld, daß er sich jetzt unterwegs befindet. Hätte ich seinem Befehle gehorcht, so wäre er nicht gefahren."

„Sie haben ohne Zweifel eine niedere Pflicht der höhern untergeordnet", gab er zur Antwort.

Endlich an die Schloßtreppe gelangt, fanden sie den Doktor, der mit der ruhigsten Miene von der Welt in die Wolken starrte und die positive und negative Electricität derselben abzuwägen schien.

„Liebe Emilie, ich habe eine Bitte an Sie zu richten", sprach er, während sie alle drei sich nach dem Familienzimmer begaben. „Sie haben mir von meinem Herrn Vater den Befehl überbracht, bis morgen mein Bündel zu schnüren und von dannen zu ziehn. Es ist aber eine pure Unmöglichkeit für mich, meine Habseligkeiten in der allzukurzen Frist zu verpacken. Sie müssen mir eine Gnadenfrist auswirken."

„Ich werde es thun", versetzte sie, und leise fügte sie hinzu: „Auch kann sich bis Morgen noch Vieles ändern!" —

„Mein vortrefflicher Bruder", fuhr er fort, „hat mir zwar ganz eigenthümliche Rathschläge ertheilt und meine Phantasie durch eine haarsträubende Geschichte von Enterbung entzünden wollen. Indeß einerseits halte ich die Pflicht des kindlichen Gehorsams, welche ich weder von Moses noch von irgend einem andern Bibelhelden, sondern von dem Begriffe Mensch ableite, für vollkommen verbindlich; andrerseits besitze ich eine angeborene souveräne Gleichgültigkeit gegen das Universaltauschmittel, Geld genannt. Vor Hunger und Noth schützt mich mein mütterliches Erbtheil, dem ich eben nur aus diesem Grunde einige Wichtigkeit zuerkenne. Verpflichte sich Einer, bis an mein Ende meinen Durst und Hunger zu stillen, mir Wohnung und Kleidung und die nöthigen Bücher zu schaffen, so bin ich bereit, ihm noch heut das Erbtheil abzutreten."

Sie waren inzwischen in das Familienzimmer gelangt. Emilie zündete die Lampe an und lauschte dabei mit ängstlichem Blick dem tobenden Sturm und dem rollenden Donner. Der Doktor ergriff ein Buch, setzte sich an den Tisch und begann zu lesen. Das Auge des Referendars haftete mit dem Ausdruck zärtlicher Besorgniß auf Emiliens Züge. Allgemach überkam auch ihn eine trübe, ahnungsvolle Stimmung.

Der Sturm ließ nach. Die Wolken entluden sich durch einen rauschenden Sturzregen. Emilie trat ans Fenster und starrte in den schwarzen Himmel, den zuckende Blitze oft in ein Flammenmeer umwandelten.

Der Referendar näherte sich ihr und begann nach längerem Schweigen: „Emilie, ich darf um keine Gnadenfrist bitten. Meine Trennungsstunde ist nahe. Halten Sie mich nicht für selbstsüchtig, rücksichtslos. Ich weiß wohl, solche Stunde ist schlecht zu solcher Frage gewählt. Aber ich möchte doch gern wissen, mit welcher Aussicht, mit welcher Hoffnung ich scheiden kann. Sie sagten heut früh, unsre Verhältnisse und Persönlichkeiten legen uns Vorsicht und Zurückhaltung auf. Ich habe darüber nachgedacht, Ich verstehe die Aeußerung nicht recht. Meine Verhältnisse legen mir die Pflicht auf, rasch vorwärts zu dringen, eine Stellung zu erringen. Diese Pflicht werde ich erfüllen. Was unsre Personen betrifft, so frägt es sich nur, ob wir das Gefühl der Wahlverwandtschaft, der Zusammengehörigkeit empfinden. Ich empfinde es! Und Sie?"

„Man kann sich täuschen über dieses Gefühl", antwortete sie nach kurzem Besinnen. „Auch Sie können sich täuschen! Ich bin nicht mehr der feste, willensstarke Charakter, der auf Sie einen bestrickenden Zauber geübt. Ich bin zu aufgeregt, um mich klar auszudrücken. Warten Sie bis morgen. Vielleicht . . ."

Das Rollen eines Wagens über die Schloßbrücke schnitt ihre Rede plötzlich ab. „Er ist da!" rief sie mit großer Aufregung, zündete ein Licht an und verließ mit raschen Schritten das Zimmer. Schon im Flur hörte sie die Stimme des Greises. Aber diese Stimme erschreckte sie. Es war ein ganz ungewöhnlicher, zischender Ton, in welchem er sprach, und was er sprach, entsetzte sie. „Er wird bald hier sein", sagte er zum Schloßwächter, „und will er dann eindringen mit Gewalt, so werft Ihr ihn die Schloßtreppe hinab, daß er den Hals bricht — auf meine Verantwortung!"

Darauf hörte sie ein kicherndes Lachen und endlich sah sie ihn, von dem Lichte, das sie trug, beleuchtet, im Gange herantaumeln. Sein kahles Haupt war entblößt — der Sturm hatte ihm wahrscheinlich die Mütze entführt — sein Gesicht war dunkel geröthet, sein Auge trat rollend und glänzend aus der Höhle hervor. „Ha, Kätzchen, Kätzchen, bist Du da?" rief er, die Wirthschafterin erblickend.

„Betrunken! Er betrunken!" — murmelte sie, schaudernd.

„Schließen Sie auf, Kind!" fuhr er, den Schlüssel hervorsuchend fort. „Ihnen steht meine Schatzkammer offen! Sie sind ja des „guten Alten" kluges Töchterlein . . . 's ist eine schauerige Geschichte. Der Gerichtsrath wollt's nicht glauben. Aber ich hab' ja

alles nüchtern und bei gesunden Sinnen gethan, wie Doktor Pölzel bezeugt hat."

Sie hatte die Thür geöffnet und war hinter ihm her in sein Zimmer getreten, wo er schwer und kraftlos in seinen Lehnstuhl niederfiel. Sie zündete die alte Lampe an und setzte sie vor ihm auf den Tisch. — „Nicht doch, nicht doch", rief er, die Hände vor die Augen legend, „das brennt wie höllisches Feuer!" — So saß er noch lange, auch nachdem sie den grünen Papierschirm über die Lampe gedeckt.

Nach langer Pause fuhr er plötzlich auf, starrte umher und sprach: „Freuen Sie sich etwa nicht auch auf meinen Tod, Mädchen! Ich will noch nicht sterben! Ich fühle mich noch rüstig und stark! Ich nehme mir keinen Kummer zu Herzen. Ich bin kein solcher Narr, wie der „gute Alte" war.... Dafür ist er auch als Bettler gestorben, und ich sterbe reich, reich."

Sie hatte sich in einen Winkel gesetzt und verwandte keinen Blick von seinem Gesicht, das immer dunkler ward. Eine unbeschreibliche Angst durchbebte sie. Mehr als einmal war sie im Begriff hinweg zu eilen und den Doktor zu rufen; doch die Scheu, des Greises Befehle schon wieder zu übertreten, hielt sie zurück.

Ein heftiger Donnerschlag gab seinen wirren Gedanken eine andre Richtung. „Mag ihn der Blitz erschlagen, den Schuft!" rief er aufhorchend. „Mir aufzulauern, wie einen Straßendieb. Mir zu drohen! Aber er soll nur kommen, der neue Wächter wird ihn schon empfangen! Er wird mir nimmermehr den Schlüssel entwenden!"

Wie mechanisch befühlte er die Taschen und suchte den Schlüssel. Darauf erhob er sich mühsam, taumelte zum Schrank und befühlte das Schloß. Ein leises Gekicher deutete an, daß er Alles in Ordnung gefunden.

Taumelnd kehrte er zu seinem Lehnsessel zurück und warf sich hinein. Die Anwesenheit Emiliens schien er ganz vergessen zu haben. Erst ein tiefer Seufzer von ihr erinnerte ihn wieder an sie. „Emilie!" rief er, „wo sind Sie? Kommen Sie hierher zu mir! Sie brauchen mir nicht mehr zu grollen; 's ist Alles ausgeglichen, kleine Hexe. Kommen Sie. 's ist heut ein Festtag für Sie. Aber erst öffnen Sie die Fenster, ich ersticke fast.... Vor Blitz und Donner fürcht' ich mich nicht.... Ich fürchte mich vor nichts, außer vor Dieben und" — fügte er ganz leise hinzu — „vor dem Tode!"

Sie öffnete das Fenster. Der Sturm hatte sich gelegt. In Strömen stürzte der Regen herab. Nur noch aus der Ferne grollte der Donner.... Emilie starrte hinaus in die Finsterniß. „Was wird diese Nacht noch bringen?" fragte sie sich.

„Wo bleiben Sie denn? — rief der Trunkene unwillig. — „Ich will nicht allein sein, sag' ich Ihnen; ich will Ihr Gesicht sehn. Kommen Sie!... So! setzen Sie sich hier nieder. Was ich für Sie gethan, ist wohl eines freundlichen Blickes werth. Fürstinnen würden mir die Hände dafür lecken... Aber horch! Das ist er!"...

Wiederum hörte man das Rollen eines Wagens über die Schloßbrücke. Der Wagen hielt still vor der Schloßtreppe. „Er bringt Einen vom Gericht mit", fuhr der Greis im Flüstertone fort. „Ich soll ein andres Testament machen, oder er will sich vor meinen Augen erschießen.... Mag er sich erschießen! Sein lüderliches Leben ist keinen Pfifferling werth! Aber vor meinen Augen soll er's nicht thun. Ich mag kein Blut sehn. Gehen Sie an's Fenster, Kind, und horchen Sie, was vorgeht."

Sie hatte schon einen Schritt gegen das Fenster gethan, da lähmte der Lärm heftig streitender Stimmen ihren Fuß.

„Hören Sie — er läßt ihn nicht herein!" — rief der Greis, sich kichernd die Hände reibend. — „Aber wenn mir nur nicht so heiß und mein Kopf so schwer wäre... Reichen Sie mir das Wasserglas."

In dem Augenblick, in welchem sie ihm das Wasserglas reichte, erfolgte unten ein geller Schrei.

Dem Alten entglitt das Glas aus der Hand. „Sehn Sie, sehn Sie", rief er triumphirend, „da hat er's gekriegt!... Der neue Wächter ist ein braver Kerl! Ich werde morgen seinen Lohn verbessern!... Wo laufen Sie hin? Emilie, Emilie, bleiben Sie hier!" —

Sie war schon hinaus. — „Sehen Sie wohl, das Unwetter hat sich über diesem Hause entladen!" sprach sie in dumpfem Tone zu dem Referendar, der, vom Doktor gefolgt, durch den Flur daher rannte, „mein böser Wille erntet in dieser Nacht reichliche Frucht!" —

Er hatte keine Zeit ihr zu antworten. Zwei fremde Männer trugen ihnen eine leblose Gestalt entgegen.

„Ist er todt?" fragte sie im Grabeston.

„Das läßt sich noch nicht bestimmen" — antwortete einer der Träger. — „Jedenfalls giebt er kein Lebenszeichen von sich!"

Der Zug ging eben an der Thür des Greises vorüber, als aus dessen Zimmer ein Gepolter herausschallte.

Emilie öffnete die Thür. Auf dem Boden am Fenster lag die Gestalt des „bösen Alten", noch zuckend im Todeskampf. — Der Schlag hatte ihn gerührt.

„Bringen Sie den Sohn zum Vater", sprach die Wirthschafterin mit eiskalter Ruhe zu den Trägern. — „Der Tod", sagt man, „söhnt Alles aus."

Kapitel 7.

Es waren zwei Jahre seit den im letzten Kapitel erzählten Ereignissen vergangen.

An einem bezaubernden Maienmorgen bestieg ein junger, schöner Mann die Anhöhe, auf welcher zwei Jahre früher die beiden Wandrer das wunderliche Gespräch geführt hatten. Auf der Stelle, wo sie sich

niedergelassen, stand auch er still, verschränkte die Arme über der Brust und schaute hinab in das Thal, auf das Schloß, dessen neues Zinkdach im Sonnenschein hell erglänzte, auf die dunklen Wipfel des Fichtenhains und auf das Dorf, aus welchem jetzt ein großes neues Gebäude mit rauchenden Schornsteinen hervorragte.

In den schönen, männlichen Zügen des Beschauers wechselte der Ausdruck. Sein tief blaues Auge, das Anfangs rasch und wie gierig über das Thal hinschweifte, nahm allgemach den Ausdruck gedankenvoller Wehmuth an, welche jedoch am Ende wieder dem scharf hervortretenden Zuge einer ironischen Bitterkeit Platz machte. Mit diesem Gesichtszuge schritt er plötzlich weiter indem er wie erläuternd die Worte vor sich hinmurmelte: „Das ist ja der Welt Lauf! Auf der Höhe des Glücks blickt weder das Auge, noch das Herz des Menschen rückwärts. Denn Alles, was beide bedürfen, liegt vor ihnen!"

Er schritt rasch die Anhöhe hinab. An die Stelle gelangt, wo die Straße sich theilte, wählte er ohne Zögern den Weg zur Rechten, der jetzt mit jungen, blühenden Aepfelbäumen geschmückt war. Bei der Parkthür, die geöffnet stand, hielt er an, warf einen erstaunten Blick hinein in den gänzlich veränderten Park, in welchem nichts mehr an die frühere Verödung und Wildniß erinnerte, und murmelte mit dem früheren Ausdrucke ironischer Bitterkeit: „Vielleicht ist's gar nicht mehr gestattet, hier einzutreten. Doch immerhin! der Doktor muß mich recognosciren." — Sprachs und betrat den breiten, mit feinem weißen Sande bestreuten Pfad, der zwischen prächtigen Laubgängen, Bosquets und Blumengruppen sich hinschlängelte.

Im dunklen Gebüsch klagte die Nachtigal in schmelzenden Tönen. Im Wipfel des Baumes schmetterte der Fink. Ein leiser Zephyr trug dem Wandrer köstliche Frühlingsdüfte entgegen. Doch er blieb unempfindlich für diese Reize der Natur und des Frühlings. Sein Antlitz „dachte den großen Gedanken der Schöpfung nicht noch einmal wieder." Seine Stirn blieb umwölkt. Um den edlen Mund spielte der ironische Zug. In ihm war kein Frühlingsleben. Die schönsten Blüthen der Hoffnung waren ihm abgefallen.

Den Pfad, den er betreten, führte durch den Fichtenhain. Doch mitten im Hain lenkte er ab von dem Pfade. Er schritt unter den Bäumen dahin bis an den von der Wiese begrenzten Rand. Er lehnte sich, wie erschöpft, an einen Stamm und blickte hinüber nach der alten riesenhaften Eiche, die im bräunlich grünen Blätterschmucke des Frühlings prangte. „Auch sie ist nicht dieselbe geblieben", murmelte der Wandrer, „sie trägt ein prunkendes neues Kleid, wie hier Alles!" Sein Blick war von oben, vom Wipfel, am Stamm herabgeglitten. Ein Strahl der Freude zuckte über sein verdüstertes Gesicht. Da stand ja noch, an den Stamm gefügt, die alte Bank von birkenen Stangen, schlicht und einfach wie früher. Warum hatte man sie gerade unverändert oder überhaupt noch da gelassen? —

Der Wandrer konnte nicht widerstehn. Diese Bank übte eine magnetische Anziehungskraft auf ihn aus. Flüchtigen Fußes eilte er über die Wiese bis zur Eiche, und dann, nachdem er noch einen raschen, spähenden Blick umhergeworfen, ließ er sich nieder auf der birkenen Bank. Den Blick zu Boden geschlagen, verlor er sich ganz in Grübeleien. Er sah nicht, wie das Eichkätzchen dicht neben ihm im Grase spielte und plötzlich, von einem seiner Seufzer aufgescheucht, am Eichenstamme hinaufhuschte. Er hörte nicht, wie über ihm der Specht mit seinem Schnabel auf die Rinde hämmerte. Er gewahrte auch den Mann nicht, der, in ländlicher Tracht, einen Grabscheit in der Hand, sich ihm vom Schlosse her näherte, in der Nähe ihn mit Erstaunen betrachtete und dann ausrief: „Herr Gott, Herr Referendar, sind Sie's?"

Er schlug den Blick empor und starrte den jungen Landmann an, ohne ihn zu erkennen. „Sonderbar!" sprach er, „daß sich hier doch noch Jemand meiner erinnert, und gerade Einer, den ich nicht wiedererkenne! — Uebrigens, guter Freund, bin auch ich ein wenig emporgestiegen auf der Leiter menschlichen Ansehns. Ich bin zum Assessor avancirt."

„Nun, nehmen Sie's nur nicht übel", fiel der Bursche ein, „ich hab's doch nicht gewußt. Und ich glaub's schon, daß Sie mich nicht kennen, denn vor zwei Jahren durft' ich mich nicht sehr sehn lassen. Ich bin des alten Kutscher sein Sohn, wissen Sie, und der alte selige Herr sah's nicht gern, wenn ihm viel Menschen um's Schloß herum in den Weg kamen. Er war ein bischen knapp und konnte müßige Brodesser nicht leiden, wie er sagte. Ich hab' Sie aber doch manchmal gesehn, und in jener Schreckensnacht, wissen Sie, da war ich auch dabei. Ich hab' den jungen Herrn, der, leider Gottes, vergangenen Winter im Irrenhause gestorben ist, mit hinauftragen helfen, als ihn der „finstre Hannes" die Treppe hinunter geworfen hatt'."

„Was ist dem rohen Menschen geschehn?" fragte der Assessor, dessen Züge eine schnell wachsende Aufregung abspiegelten. „Ich habe bald nach dem schrecklichen Ereigniß diese Gegend verlassen."

„Dem ist, leider Gottes, nicht viel geschehn. Er hat etliche Monate in Untersuchungshaft gesessen, und dann hat man ihn laufen lassen, weil der Herr Kreisrichter, der an jenem Abend mit dem jungen Herrn im Wagen gekommen, zu seinen Gunsten gezeugt hat. Der junge Herr hat den Eingang in's Schloß erzwingen wollen. Der „finstre Hannes" hat ihm gewehrt, auf Befehl des alten Herrn, wie auch das „Fräulein" gehört hatte. Angegriffen hat der junge Herr zuerst, dann aber, von Hannes zurückgestoßen, ist er gestolpert und rücklings auf die Treppe gefallen.

Nun, ich bin erst dazu gekommen, wie der Unglückliche schon unten lag. Aber schwören wollt' ich, daß, wenn der Hannes nicht gewollt hätt', der junge Herr nicht gestolpert wär'."

„Es war eine schreckliche Nacht!" sagte der Assessor leise, indem er sich die Stirn rieb, als wollte er die Erinnerung daraus verwischen.

„Ja, es war eine schreckliche Nacht", versetzte der Gärtnerbursche redselig, während er sich mit den Armen auf den Griff des Grabscheites stützte, „ich werd' sie mein Lebtag nicht vergessen! Eiskalt ist mir's über den Rücken gelaufen, wie ich den alten Herrn im Todeskampf auf dem Boden liegen sah, und einen Stich hat mir's durch's Herz gegeben, wie dann der junge Herr, die Augen öffnend und auf die Leiche seines Vaters stierend, hell zu lachen anfing...."

„Brechen wir ab davon", sagte der Assessor düster, „diese schauerlichen Erinnerungen passen schlecht zu der heitern Schönheit, die jetzt hier ringsum herrscht."

Der Bursche nickte zustimmend und versetzte mit wachsendem Eifer: „Ja, wahrlich, wer hätte gedacht, daß aus jener Unglücksnacht so viel Glück und Segen für die ganze Umgegend hervorgehen würd'? Dem alten Herrn hat's Gott eingegeben, daß er dem Fräulein Alles vermachte."

„Alles?" fragte der Assessor mit der Miene des Erstaunens.

„Wie, Sie wissen das nicht, was hier jedes Kind in der Umgegend weiß? und sind doch ein Freund des Herrn Doktors und des Fräuleins!"

„Ich bin bald nach der Schreckensnacht nach der Residenz abgereist und habe nur aus der Zeitung und nur Oberflächliches über das seltsame Testament erfahren."

„Ja seltsam war's und bleibt's! — Sie wissen, der alte Herr war am Tage nach der Stadt gefahren. Dort hatt' er das Testament gemacht und darin steht, daß seine beiden Söhne nur ein Pflichttheil erhalten sollen, und daß er auch dieses nur verwillige, weil's das Gesetz so vorschreibt. Gut und Schloß sollen an das Fräulein fallen; vom andern Vermögen aber soll es die Nutznießung haben bis zum Tode. Hinterläßt das Fräulein dann Kinder, so fällt Gut und Vermögen an sie. Stirbt es kinderlos, so fällt das Gut an die Verwandten des Fräuleins; das baare Vermögen aber wird zu frommen Stiftungen verwandt.... Aber dazu wird's nicht kommen", fügte er mit pfiffigem Lächeln hinzu, „ich denke, wir werden in Bälde eine Hochzeit auf dem Schlosse erleben."

Aus dem Gesichte des Assessors war alles Blut gewichen. Mit einem fast scheuen Seitenblick auf den Gärtnerburschen murmelte er: „So, so — eine Hochzeit?"

Der Bursche nickte mit dem Kopf und fuhr fort: „Das Fräulein thut einmal Alles für Andrer Glück. Es hat die große Zuckerfabrik gebaut zum Frommen der kleinen Leut', die nun Rüben anbauen und sie theuer an die Fabrik verkaufen. Die Wirthschaften im Dorfe sind um's Doppelte im Werth gestiegen. Für die Arbeiter, die früher am Hungertuch nagten, ist jetzt gesorgt durch Culturen im Wald, im Feld, im Park. Jeder, der nur arbeiten mag, find't auch Arbeit genug. Nun, seh'n Sie, auch für des Herrn Doktors Glück trägt das Fräulein Sorge auf alle Art. Fast jeden Monat kommen ganze Kisten mit neuen Instrumenten und Büchern für ihn an, die das Fräulein verschrieben hat. Jeden Tag besucht es ihn in seinem Laboratorium — oder wie's heißt. Stunden lang hört es ihn an, wenn er von gelehrten Dingen redet, die kein Mensch verstehn kann. Und, ich verwette mein Leben, es wird ihn heirathen, blos damit das große Vermögen an seinen Stamm wieder zurückfalle!"

Bei den letzten Worten war der Assessor rasch aufgesprungen. „Ist der Doktor daheim und ist er allein?" fragte er düster.

„O, daheim ist er immer", versetzte der Bursche, „und allein ist er jetzt auch, da das Fräulein in's Dorf gefahren ist."

Ohne den freundlichen Burschen noch eines Wortes zu würdigen, rannte der Assessor hinweg.

„Ja, so ist's!" murmelte er, den Blick zu Boden gesenkt. „Nun ist mir Alles klar! — Zum zweiten Mal versucht sie die Rolle des Schicksals zu spielen. Zum zweiten Mal glaubt sie eine Mission zu erfüllen, ein Stück ausgleichender Gerechtigkeit zu üben. Und zum zweiten Mal opfert sie für solch ein Hirngespinnst, für solch eine hohle Geistesdüftelei ein gesundes, frisches Lebensglück, opfert sie sich und mich!... Gut! Es sei! Ich will sie nicht stören in diesem neuen, weltverbessernden Experiment. Aber bevor ich scheide von diesem Schauplatze ewiger Verirrung und ewigen Unheils, will ich mein Auge noch weiden an dem Glücke, das sie mit ihrer kalten Weisheit bereitet hat!"

Er rannte über den Schloßplatz, ohne ihn eines Blickes zu würdigen. Er stieg die neue marmorne Treppe hinan, ohne die vorgenommene Veränderung zu merken. Erst als ihm im Flur ein fein gekleideter Diener entgegentrat und ihn nach seinem Begehr fragte, kam er zur Besinnung, und während der Diener ihn anzumelden ging, schaute er umher auf die mit schönen Tapeten bekleideten Wände, auf den Fußboden von Marmor und auf die beiden großen Fenster, welche den ehemals so düstern Flur mit hellem Lichtglanz erfüllen. — „O, ich begreife!" — murmelte er mit einer tief aus dem Herzen quellenden Bitterkeit. — „Hier, wo Alles sich umgewandelt hat, mußten auch alte Erinnerungen verlöschen!"

„Der Herr Doktor läßt bitten, sich hinauf zu bemühen", berichtete der Diener.

„Also auch er cavalièrement eingerichtet!" dachte der Assessor, während er die kunstvoll gearbeitete Treppe hinanstieg. „Nun, die Liebe versetzet Berge, warum sollte sie nicht einen Pedanten in einen Cavalier

verwandeln?" — „Herein!" rief die sonore Stimme des Doktors auf sein Anklopfen.

Der Assessor trat in einen großen mit Büchern, Instrumenten und chemischen Geräthen erfüllten Saal. Vor einem mit Retorten, Kolben und Schaalen bedeckten Tische saß der Gelehrte und blickte erst auf, als der Assessor schon neben ihm stand. „Ha, Du bist's, Eduard Groß!" rief er, sich erhebend und dem Gaste die Hand reichend. „Ich habe nicht sonderlich darauf geachtet, wen der Diener eigentlich anmeldete. Ich war zu vertieft in meine Arbeit. Du mußt wissen, daß ich mir eine Aufgabe gestellt habe, deren Lösung eine Epoche in der Wissenschaft begründen würde. Gelänge es nämlich — wonach ich trachte — das Chinin oder Morphium künstlich darzustellen, so wie Wöhler schon den organischen Harnstoff künstlich dargestellt hat, so wäre auf's Schlagendste der Beweis geliefert, daß wir es nicht nur in der organischen sowohl, als unorganischen Natur stets mit denselben Elementarstoffen zu thun haben, sondern daß auch überall dieselben Naturkräfte wirksam sind, daß es keiner besondern, eigenthümlichen Lebenskräfte der Pflanze oder des Thieres bedarf, um jene complexen organischen Verbindungen zu erzeugen."

Der Assessor stand wie versteinert. Wenn er bedachte, nach welch' schrecklichen Ereignissen sie von einander geschieden waren, und welch' wunderbare Ereignisse zwischen ihrem letzten persönlichen Verkehr und dem heutigen Wiedersehn lagen; wenn er die Mittheilungen des geschwätzigen Burschen und endlich die Empfindungen in Betracht zog, mit welchen er in das Zimmer des Doktors getreten war; dann hatte er in der That wohl Ursache, über diesen Empfang zu staunen. Andrerseits aber berührte ihn dieser Empfang nicht unangenehm; es geschah vielmehr mit einem Ausdruck der Freude, als er, von seinem Erstaunen sich erholend, sagte: „Du bist doch der alte geblieben." Auch der Doktor begann nunmehr die Wunderlichkeit seines Benehmens zu fühlen. „Ja wohl, ich sitze ziemlich fest auf meinem Steckenpferd", versetzte er lachend, „und daran ist Emilie Schuld, die mich wie ein Kind hätschelt und tätschelt — geistig nämlich — und meine Eigenheiten täglich und stündlich nährt. Ich sage Dir, sie ist das achte Wunder der Welt. Sie besitzt einen tiefen, männlichen Geist, der Alles erfaßt und in Alles eindringt. Sie könnte Physik und Chemie in der Prima eines Gymnasiums lehren. Sie könnte sich mit Moleschott über Stoffwechsel unterhalten. — Schade, das sie als Weib geboren!" —

Der Assessor hatte sich an's Fenster gesetzt. Er fuhr mit der Hand über die heiße Stirn und mit den Fingern durch das lockige Haar. Er fragte sich, ob er träume....

Die Resignation, mit welcher er das Zimmer betreten, war einem peinigenden Zweifel gewichen. Der Drang, sich von ihm zu befreien, gab ihm die Worte in den Mund. „Für einen Gelehrten wie Du, ist die Pflege von sanfter, weiblicher Hand ein Bedürfniß. Warum heirathest Du nicht?"

Der Gelehrte brach in ein homerisches Gelächter aus. „Ich heirathen! Da müßte ein Wunder geschehn! Ein weibliches Wesen müßte an mich herantreten und sagen: „Herr Doktor, ich beabsichtige, Sie zu heirathen. Sie dürfen nur Ja sagen; alles Uebrige, Verlobung, Aufgebot, Trauung, Festschmaus werde ich besorgen. Auch verpflichtet Sie die Ehe weder zur Liebe noch Zärtlichkeit. Kindergeschrei wird Sie niemals stören"... Und wenn das weibliche Wesen also zu mir gesprochen hätte, würd' ich antworten: „Meine Theure, das ist ein verdammt schwerer Fall! Ich will mir's überlegen!... Und, beim Wischnu, es wäre möglich, daß ich nach etlichen Tagen den Antrag vergessen hätte. Ha, ha!" —

Ueber die Schloßbrücke rollte ein Wagen. Der Assessor schnellte von seinem Stuhle in die Höh'. Er schien im Begriff, sich vom Fenster zurückzuziehen. Allein schon stand der Doktor hinter ihm und sagte: „Sieh', da ist sie schon! Sie wird sich freu'n, Dich wiederzusehn. Sie blickt herauf. Teufel, sie wird ja ganz bleich bei Deinem Anblick!" —

Der Assessor drängte den Freund in's Zimmer zurück. „Ich glaube nicht, daß sie mich erkannt hat, daß sie sich meiner noch erinnert", sprach er fast stammelnd. „Auch gilt mein Besuch eigentlich — nur Dir.... Ich bin in diese Gegend gekommen, um meine Familienverhältnisse zu ordnen, und wollte sie nicht wieder verlassen, ohne Dich zu sehn, von Dir Abschied zu nehmen. Meine neue Stellung führt mich an den Rhein." —

„Unsinn, Mann", grollte der Doktor. „Auch ein Stubenhocker wie ich, läßt sich nicht Alles weis machen. Der ehemalige Schutzengel dieses Hauses, der nunmehr der Schutzengel der ganzen Umgegend geworden, kann Dir nicht so gleichgültig sein.... Komm', ich werde Dich hinabbegleiten. Oder warte, ich werde Dich anmelden." — Der Assessor hielt ihn nicht zurück.

Kapitel 8.

O, über die Qual der Spannung, des Wartens, wo sich's um Lebensfragen handelt, wo wir, zwischen Hoffnung und Verzweiflung gestellt, nicht wissen, nach welcher Seite die nächste Stunde, Minute, uns erhoben oder gestürzt haben wird!

In fieberhafter Erregung schritt der Assessor im Saal auf und ab, während Minute auf Minute verrann, ohne daß der Doktor zurückkehrte. „Sie wird mich gar nicht empfangen! sprach er bei sich. „Und in der That wüßte ich nicht, nach Allem, was vorgefallen, welche Art der Unterhaltung wir führen sollten. In diesem Augenblicke bekenne ich sogar, daß ich der Narr bin und sie die Verständige ist — noblesse oblige — sagt man. Nun wohl, auch der Reichthum verpflichtet, legt Rücksichten auf."

Die schweren Tritte des Doktors ließen sich hören. Der Assessor warf sich in einen Sessel und rang nach Fassung.

Der Doktor öffnete die Thür und trat langsam in den Saal. Seine Miene verrieth Verwunderung, Betroffenheit. „Entweder die Welt ist verrückt oder ich bin's!" sprach er in dem halblauten Tone Eines, der mit sich selber redet.

„Du hast ihr doch hoffentlich gesagt, daß mein Besuch eigentlich nur Dir gegolten?" — fragte der Assessor.

„Dazu hatte ich gar keine Zeit", versetzte der Doktor trocken. Ich hatte kaum die Thür ihres Zimmers geöffnet, da stürzte sie mir entgegen, todtenbleich, aber mit jener Miene fester Entschlossenheit, die Einem Furcht einjagen kann, faßte mich bei der Hand, führte mich zum Sopha und sprach: „Bevor ich ihn empfange, hab' ich mit Ihnen zu sprechen. Wir stehn beide einsam in der Welt, lieber Theodor, sind beide verwaist. Das Schicksal hat uns auf wunderbaren Wegen zusammengeführt und hat uns gewissermaßen auf einander angewiesen", u. s. w., u. s. w. Kurz, nach einer höchst rührenden Einleitung machte sie mir einen Heirahsantrag in optima forma, als ob sie unser voriges Gespräch belauscht hätte. Ich glaube, sie entband mich sogar der Liebe und Zärtlichkeit.... Man möchte den Verstand verlieren!"

Ein Strahl triumphirender Freude beleuchtete des Assessors bleiches Gesicht. Unter den ihn bestürmenden Gedanken fand den lautesten Anklang in seinem Herzen der eine: Sie fürchtet sich vor mir und vor ihrem Herzen! Sie liebt mich noch! Mit verzweifelter Hast will sie die Opferung vollziehen, ehe sie dem Strahl meines Auges begegnet!

„Und was hast Du ihr geantwortet?" fragte er mit dem Ausdruck stolzer Ruhe.

„So eigentlich weiß ich das gar nicht mehr. Ich war ganz aus dem Concepte gerathen und mag wohl mehr die Rolle eines Schulknaben als diejenige eines Bräutigams gespielt haben. Nur dessen bin ich sicher, daß ich ihr meine Untauglichkeit zum Ehegespons, meinen Mangel an zarten und weichen Gefühlen, vorgehalten und schließlich einen Korb gegeben haben muß. Denn sie ward ganz heftig und wild und sagte unter Anderm: „Es handelt sich hierbei nicht um unsre persönlichen Neigungen, es handelt sich darum, ein großes, unheilvolles Unrecht auszugleichen, und — aber, mein Gott, Sie verstehen mich ja doch nicht!" Ich bedauerte die Einseitigkeit meines Begriffsvermögens und kam auf Deinen Besuch zu sprechen. Da ward sie roth wie Zinnober und rief: „Sie sind verantwortlich dafür, daß das Werk der Sühne und Versöhnung scheitert!"... Ich erklärte mich bereit, die volle Verantwortung für diese und noch andre mir unverständliche Sünden zu übernehmen; denn mir ward wirklich bange in ihrer Nähe, und es ging mir ein Lichtüber Ehestandsscenen auf. Endlich aber entließ sie mich mit den Worten: „Gut! Es sei also!... Gehen Sie und sagen Sie dem Assessor, daß ich ihn — empfangen werde!"

Ueber die Unterhaltung, die an jenem Tage zwischen der Schloßherrin und dem Assessor gepflogen wurde, schweigen wir. — Der Assessor verließ das Schloß nicht mehr, und einige Wochen später ward die Hochzeit gefeiert. Während das Brautpaar aus der Kirche nach Hause fuhr, sagte Emilie gedankenvoll: „Der Doktor hat mir einmal auseinandergesetzt, daß es keinen eigentlichen freien Willen giebt, daß Alles, was wir thun, wollen, empfinden und denken, auf gewissen Naturnothwendigkeiten beruht. Damals empörte mich diese materialistische Lehre, um so mehr, als eine meiner größten Schwächen ja darin bestand, daß ich auf meine eigne Willenskraft meine ganze Zukunft baute. In diesem Augenblicke jedoch, wo mein innerer Blick auf einer vielbewegten Vergangenheit ruht, muß ich bekennen, daß in jener Lehre viel Wahrheit liegt. Der Mensch ist frei, wie der Vogel im Käfig; er kann sich bewegen, aber nur inmitten gewisser Schranken. Wie die Pflanze nach Existenz, Größe, Gestalt und Schönheit von dem Boden abhängt, in welchem sie wurzelt, so ist der Mensch geistig und physisch ein Produkt äußerer Umstände, Zufälligkeiten und Anlagen. Der Spielraum für seine freie Wahl ist äußerst gering. Mit welchem Willen, Entschluß, Plan bin ich einst an diesen Ort gekommen! Und was haben die äußern Umstände aus mir gemacht! Aus dem Dämon der Rache eine reumüthige, zaghafte Sünderin! Wie fest war ich noch vor einigen Wochen entschlossen, die Rolle des Schicksals zu spielen, mich zu opfern für eine Idee! Und heut! —

Sie schaute ihn an mit einem Blick, in welchem ausgedrückt lag: Vor dem Strahl Deines Auges zerstob mein stolzer Wille wie Dunst!

„Heut am Hochzeitstag solche Kirchhofsgedanken?" sagte er mit feinem Lächeln.

„Nein, das sind recht eigentliche Festtagsgedanken!" gab sie zur Antwort, „denn aus dieser Lehre folgt das Gebot der Milde, der Menschenliebe, der Duldsamkeit. Aus dieser Lehre folgt, daß, wo Menschen sich verirrt, schwer gesündigt haben, wir uns nicht überheben, nicht verdammen dürfen. Und es thut mir in dieser Stunde unbeschreiblich wohl, daß ich auch der beiden Männer, des Vaters und Sohnes, die ich ehedem als menschliche Scheusale verurtheilen zu können wähnte, jetzt mit mild bedeckender Theilnahme gedenken kann. Auch sie waren ja nur nothwendige Produkte angeborener körperlicher und geistiger Anlagen in Verbindung mit Erziehung, Lehre, Beispiel und äußere Umstände."

Der Wagen hielt vor der Schloßtreppe. Hunderte von Menschen aus dem Dorfe und der Umgegend standen im Schloßhofe und begrüßten jubelnd das Brautpaar.

„Nun, ich lasse mir Deine Naturnothwendigkeit aus zweien Gründen gefallen", sagte der Assessor, während er die Braut die Treppe hinaufführte. — „Erstlich weil sie hier, wo es früher so öde und so düster war, so viel fröhliches und glückliches Leben geschaffen; dann aber auch" — er neigte seinen Mund an ihr Ohr und flüsterte: „Weil diese Naturnothwendigkeit den Doktor gezwungen, Dir — einen Korb zu geben!"

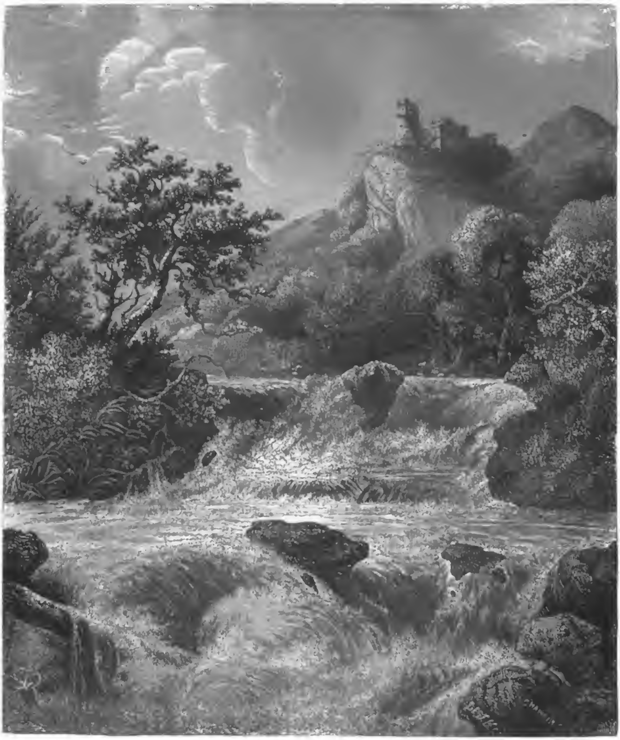
Eine Landschaft von Ruysdael.

Die Landschaftsmalerei ist ein Fortschritt der modernen Malerei gegenüber der antiken. Zwar war den Völkern des classischen Alterthums, den Griechen und Römern, welche unter ihrem glücklichen Himmel vertraut mit der freien Natur leben konnten, die Freude an derselben keineswegs fremd, aber, um mich der Worte eines Alterthumskenners zu bedienen, der ahndungsvolle Dämmerschein des Geistes, mit welchem die Landschaft uns anspricht, erschien den Alten nach ihrer Gemüthsrichtung jeder künstlerischen Ausbildung unfähig. Auch wandte ein bewegtes öffentliches Volksleben sie mehr dem handelnden Leben als den unbelebten Erscheinungen der Natur und den durch sie erregten Stimmungen zu, und der von Leidenschaften und Thaten gefesselte Sinn war weit entfernt von einer schwärmerischen Versenkung in das stille Naturleben. In der antiken Kunstbildung bewegte sich Alles gleichsam im Kreise der Menschheit, die Natur- und Weltidee wurde in den Helden- und Göttergestalten verkörpert und den physischen Erscheinungen immer nur eine Beziehung auf die Menschheit beigelegt. Was sich auf den Ausdruck der Leidenschaften, auf die Schönheit menschlicher Form bezieht, hat unter dem griechischen und hesperischen Himmel seine höchste Vollendung erreichen können, und die griechische römische Kunst offenbart ein mächtig erregtes Seelenleben, eine kunstverschönte Leidenschaft, wie sie die neuere Geschichtsmalerei, wenn sie auch vor der antiken das religiös-Sentimentale, das Schmerzensselige nnd Glaubensinnige voraus hat, kaum zur Erscheinung hat bringen können: — aber eine eigentliche Landschaft, welche ein tiefes Gefühl für landschaftliche Schönheit ausspricht und um ihrer selbst willen da ist, suchen wir in der antiken Malerei vergebens. Die Landschaftsmalerei war noch keine selbstständige Gattung in der bildenden Kunst, das Landschaftliche nur Beiwerk, dekorative Umgebung einer mythologischen Idylle, Hintergrund einer historischen Composition. So diente die „vernunftlose" Natur dem Alterthum nur als äußerliches Mittel zum äußerlichen Zwecke. Im Laufe der Zeit jedoch sehen wir, mit dem Erwachen eines vom Heldenwesen und mythologischer Verbildlichung abgelösten, reinen Naturgefühls und landschaftlichen Sinnes, in der Malerei als einen wesentlichen Fortschritt den Hinterdrund allmälig in den Vordergrund des Bildes hinaustreten, bis endlich der Mensch als bloßes Naturgeschöpf unter anderen Thieren, als bloße Staffage erscheint. Gleichwie in jener griechischen Mythe vom Deukalion Steine in Menschen und in jener scandinavischen Bäume in die ersten Menschen sich verwandeln, so treten jetzt umgekehrt im Landschaftsgebilde an Stelle der Menschen Felsen und Bäume, die in der Natur vergötterte Menschenform verschwebt zu einem Naturgefühle, zu jenem ahnungsvollen Dämmerschein, der aus dem Naturbilde den Menschen anspricht, zu jener leisen, träumerischen Musik, die daraus wie ein echoartiger Nachhall an sein Gemüth ertönt. Das griechisch-römische Alterthum hat dieses Endziel nicht erreicht. Zwar trat zur Zeit der römischen Cäsaren die Landschaftsmalerei als eine abgesonderte Kunst auf; allein die griechisch-römische Freskolandschaft, wie sie uns die Ausgrabungen von Herculanum, Pompeji und Stabiä zeigen, selbst jene der modernen Naturdarstellung am nächsten kommenden Veduten auf den Wänden pompejanischer Villen können noch nicht für eigentliche und vollständige Landschaften gelten. Das Mythologische ist noch viel zu sehr Hauptsache, das Naturgefühl durchdringt noch nicht einheitlich das ganze Landschaftsbild, das in der Natur erscheinende Ideale ist beim antiken Sinne noch nicht vollständig zum Durchbruch gekommen, die Landschaften sind ohne Gefühl entworfen, nur genaue Uebersichten und Nachahmungen der Gegend. Und dann fehlten wie der antiken Malerei überhaupt, so auch ihrer Landschaft, — theilweise eine Folge des Mangels an technischen Darstellungsmitteln — alle jene Erscheinungsspiele der Beleuchtung, gleichsam die sichtbaren Gegenbilder der menschlichen Empfindungen und Gedanken, ferner die Luftperspektive, die Abdämmerung der Töne, Tinten und Farben. Gerade in dem Helldunkel, in dem Ineinanderspielen von Licht und Schatten, in der Verschmelzung der Gegensätze durch die Farbenkunst besteht der Zauber und die Mystik der modernen Landschaft. — Auch die spätere christliche Malerei bis zum Anhange des Mittelalters war nach ihrem Kunstcharakter der griechischen und römischen nahe verwandt. In der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts waren die erweckten Bestrebungen in der niederländischen Schule nach einer lebendigen Darstellung der Naturformen mehr auf eine ängstliche Nachahmung der Natur gerichtet. Frei und großartig aufgefaßt erscheint diese in den Landschaftsgründen der sogenannten heroischen Landschaft sowie in den Bildern der heiligen

Geschichte jener großen italienischen Meister, z. B. eines Tizian, der wahre Wunderwerke von historischer Landschaft im großartigen Styl geschaffen. Diese üppig großartigen südlichen Naturscenen lassen einen feierlichen Eindruck von Ernst und Größe zurück und zeugen von einer Tiefe der Empfindung, allein epochemachend für die Geschichte der Landschaftsmalerei sind sie nicht. Sie sprechen noch nicht die Seele, das Geheimniß der Landschaft aus, sie erwecken noch keine Sympathie, erzeugen noch keine Wahlverwandtschaft zwischen Natur und Menschen, es sind noch keine sogenannten Stimmungslandschaften. Die Landschaftsmalerei ist in der bildenden Kunst, was die Lyrik in der Poesie. Das Landschaftsbild ist ein Reflex der subjektiven Stimmung des Künstlers, in ihr offenbart sich in der bildenden Kunst zuerst das Sentimentale, ja die Natur selbst erscheint in der Landschaft sentimental, bis zum Trübsinn und zur Schwermuth. Daher ist die Stimmungslandschaft die Krone der Landschaften, das freie, eigentliche Product des schaffenden Künstlers. Aber nicht die südliche, italienische mit ihrem ewig heiteren Himmel, mit ihrer üpgigen, immergrünen Vegetation, mit ihren starren, plastischen Formen ist die echte Stimmungslandschaft, sondern die nordische, die sich in Wolken hüllt. Mögen die südlichen Landschaften mit ihren üppig, großartigen Naturscenen, mit ihren Palmen, Pinien und Cypressen unser Staunen und unsere Bewunderung erregen, sie werden uns nie so wahlverwandt ansprechen, uns nie in eine solche sympathische Stimmung versetzen, nie so tief und innig auf unser Gemüth wirken, als jene nordischen, an welchen der saure Schweiß der Arbeit und Cultur glänzt, oder deren Oede und Wildniß nach Pflege und Bebauung von Menschenhand verlangt, über welchen ein romantischer Hauch, ein stiller Friede oder die Schwermuth eines in sich selbst zurückgedrängten Gemüthes schwebt. Da sind stille Wiesen und Haiden, jene erfrischend und belebend, diese mit ihrer in sich selbst gesunkenen Schwermuth; da sind unsere malerischen, nordischen Waldbäume, in denen Licht und Schatten ihr anmuthiges Spiel treiben, und welche ihre dichtbelaubten Kronen zu einem heimischen Helldunkel verschränken: die knorrige Eiche, einem altgermanischen Heroen gleich, wie dieser voll starrer Kraft und zugleich voll Gemüthstiefe und klarer Seeleninnigkeit, an Vaterlandsgefühl und treue Freundschaft mahnend; die weiche Linde mit ihren schöngeformten Zweiggehängen, der Baum der Liebe und der Lieder, Würde mit süßer, gemüthvoller Anmuth vereinend; die mädchenhafte Graziengestalt der Birke, die düstere, melancholische Tanne. Die malerische Stimmung der nordischen Landschaften erhöht noch der Wechsel der Jahreszeiten, welcher die Seele bald zur Hoffnung wach ruft, bald zu stillerem ernsterem Sinnen und eine Scala der verschiedensten vom Maler in die Landschaft zu legenden Stimmungen bietet. —

Als daher im siebzehnten Jahrhundert, dem großen Jahrhundert der Landschaftsmalerei, welches eine Menge der namhaftesten Landschaftsmaler der niederländischen Schule vereinigte, mit Jakob Ruysdael (1635—1681), dem großen niederländischen Meister, die eigentliche Landschaft als selbstständige Kunstgattung und zum erstenmale die tief empfundene Stimmungslandschaft auftrat, war er der erste, welcher die Natur nicht in dem Lande studirte, wo Orangen und Citronen blühen, sondern statt der sonnenwarmen Hesperidenlandschaften sich die feuchten, saftigen Triften und Waldeinsamkeiten der nördlicheren Gegenden mit kühlem Wolkenhimmel zum Vorwurf seiner Bilder nahm. Er nimmt seine Gegenstände nicht aus dem hohen Norden mit seiner spärlichen, verkümmerten Vegetation, seinen schroffen Felswänden und hoch herabfallenden, schäumenden Wasserfällen, sondern er hat nur solche Landschaften gemalt, welche vorzugsweise Deutschland bietet, und darum hat man ihn den deutschen Maler genannt. Sein Ziel war nicht die Darstellung der Natur in ihrer hohen Schönheit, sondern die möglichst treue Auffassung derselben in ihrer melancholischen Einsamkeit. Alle seine Landschaften sind voll trüben Ernstes und schwerer Feierlichkeit. Bei diesem Künstler mit scharf ausgeprägter Individualität erblicken wir weder lachende Fluren und sonnigen Himmel noch leichtwogendes Laubholz, die ja auch die nordische, besonders die deutsche Landschaft bietet, sondern regentriefende Waldthäler mit ihren modernden Eichenstämmen, mit dem Weidenstotz, dessen noch regennasse Zweige unter der trüben Strichwolke schauern, halbzertrümmerte einsame Hütten in Hohlwegen, Seestücke, wo ein kalter Abendwind in der Dämmerung scharfe Wellen aufregt. Hier offenbart sich seine ganze erschütternde Poesie. Er ist ein Zauberer, der uns faßt und hält, wann und wie er will, und an seiner Hand entdecken wir überall Reize, selbst am einsamen, sandigen Feldweg, am regenschweren Wolkenhimmel, am Wiesenwinkel, am einsamen Gebüsch, am stillen Bach. Diese Compositionen, welche oft ganz gewöhnlich scheinen, wenn man nur die Gegenstände betrachtet, zeigen durch ihre Behandlung das wahre Genie ihres Urhebers. Er weiß auch jenen Stimmungen in der Natur einen besonderen Inhalt, eine besondere Beziehung auf's Gemüth zu geben und Phantasie und Sinne zugleich anzuregen. Er ist nicht nur einer der größten Meister in der Technik, sondern auch ein denkender Künstler, ein Landschaftsdichter; er bietet, wie Göthe über ihn urtheilt, dem Beschauer Kunstwerke, welche dem Auge an und für sich erfreulich, den inneren Sinn aufrufen, das Nachdenken anregen und zuletzt einen Begriff aussprechen, ohne sich darin aufzulösen oder zu verkühlen. Als Dichter sich erweisend, erreicht er eine vollkommene Symbolik, und durch die Gesundheit seines äußeren und inneren Sinnes ergötzt er zugleich, belehrt, erquickt und belebt. —

Die Dresdener Galerie besitzt von unserm Meister neben anderen seine beiden berühmtesten Gemälde: den „Judenkirchhof“, ein Gemälde von tiefer, fast schauerlich ergreifender Wirkung, mit seinem nachtschwarzen Gewitterhimmel, mit seinen dunkeln Kirchentrümmern und noch dunkleren Baumgruppen, welches Leben und Tod in regen Wechselwirkungen zeigt, — und die „Hirschjagd.“ Besonders reich an Ruysdaelschen Werken sind die englischen Galerien. —



Eine Landschaft von Ruysdael.

Auch aus dem uns vorliegenden herrlich und mit künstlerischem Takte zusammengestellten, glücklich aus der Natur gegriffenen, glücklich durch den Gedanken erhöhten Landschaftsbilde blickt Ruysdaels Genie und Charakter. Die ganze Composition dieser wilden, romantischen Gegend entspricht seinem melancholischen Geiste. Im Vordergrunde stürzt sich malerisch in verschiedenen kleinen Cascaden, hie und da Wasserschaum und Wellenkämme aufwerfend, zwischen steilen Felsen hindurch, über Felsblöcke und abgerissene, schlanke Baumstämme hinweg, der brausende, wilde Strom. Die Ufer schmücken Schilf, wildverwachsenes Buschwerk und vom Wind gerüttelte Bäume. Im Hintergrunde erhebt sich auf einem mit Buschwerk verzierten Felsenberge, der ein begrenztes Thal überschaut, ein alter Thurm, wieder wohnlich eingerichtet, neben wohl erhaltenen, neueren Baulichkeiten. Am Fuße des Berges zeigen sich, auf Fruchtbarkeit und Wohnlichkeit dieses Thales deutend, der Thurm und

einige Häuser eines zwischen Gebüschen versteckten Dorfes. Die Ruhe und das Idyllische des Hintergrundes zu vermehren, sitzt auf der rechten Seite unter dem Schatten hoher herrlich gruppirter Buchen ein Schäfer mit der an dem grünen Ufer des tosenden Stromes friedlich weidenden Heerde. Das allbelebende Element des Wassers im Vordergrunde dient durch die Bewegung, Klarheit und Haltung seiner Massen dazu, das übrige Ruhende köstlich zu beleben. Das Streiflicht der verhaltenen Sonnenstrahlen bricht durch die sturmgejagten Wolkenmassen des dufttrüben Himmels, erhöht den Schatten des linken Vordergrundes, wirft sich auf einzelne Partien des Stromes und belebt höchst wirksam das ganze Gemälde, welches den größten malerischen Eindruck macht und auf Gemüth und Phantasie des Beschauers wirkt. So ist auch dieses Bild eine Perle der Landschaftsmalerei, geeignet, zur Bewunderung eines Meisters zu führen, der in so enggezogenen Schranken eine so große Freiheit des Geistes und Mannigfaltigkeit des Stoffes zu bieten vermag.

Diese schöne Landschaft wurde von Napoleon aus der Galerie des Kurfürsten von Hessen-Cassel entführt und befand sich unter den Reichthümern des Museums Napoleon, kehrte jedoch im Jahre 1815 wieder dorthin zurück. Welches fernere Schicksal das Gemälde gehabt hat, ist unbekannt; doch wird behauptet, es sei nach und nach in mehrere Residenzen transportirt worden und im Jahre 1832 unter einer Anzahl von Gemälden mit begriffen gewesen, welche die morganatische Wittwe des letzten Kurfürsten von Hessen nach Oestreich mitgenommen hat. Als es sich noch in Frankreich befand, wurde es von Storelli gezeichnet, welcher die Absicht hatte, es zu graviren; allein die Ereignisse des Jahres 1814 hinderten diesen Künstler an der Ausführung des Stiches. Einer seiner ehemaligen Schüler aber, Champin, hat neuerdings sein Werk vollendet, und Dank sei es ihm, wir werden nicht ganz und gar eines der beachtenswerthesten und charaktervollsten Werke von Ruysdael verloren haben.

Wilhelm Girschner.

Vergiß mein nicht.

Eine Erzählung aus dem Leben.

Von

Theodor Ballerstedt.

Am Strande der See, wo die leichte Welle sich kosend mit dem Dünensande vermählt, erhebt sich eine Villa, Epheu schlingt sich empor an den schlanken Säulen und dem weißen Gemäuer, und üppig grüner Rasen, bedeckt von einem Blumenteppich, und durchbrochen von wohlgepflegten Kunstwegen bezeugt, daß Fleiß und Sorgfalt sich hier vereinten, um der unwirthbaren Düne ein trautes Plätzchen abzuringen.

Auf dem Altan saß eine Dame in der Fülle der Jugend und im Glanze natürlicher Schönheit. Das braune Haar floß in ungekünstelten Locken auf die Schultern hernieder, die durch ein weißes Nesseltuch kaum verhüllt wurden, und das blaue Auge sah träumerisch unter der feinen Stirn hervor, die sich über die schön geschwungenen Augenbraunen erhob. Das Haupt leicht mit der Hand gestützt, sah sie träumerisch in die Weite, und ein seelisches Lächeln drückte diesen Zügen den Stempel vollendeter Anmuth auf. Das junge Mädchen schien jeden Schmuck verschmäht zu haben, wenn man nicht den einfachen Reif an ihrem Finger dahin rechnen wollte. Doch das war kein Schmuck, das war ein Symbol von tiefer Bedeutung, das Zeichen, daß Valentine ein Band geknüpft hatte, das Glück verheißend zwei Herzen zu einem Schlage verbunden hatte. Aber sollte vielleicht das Bouquet von getrockneten Vergißmeinnicht ein Schmuck sein, das sie vor dem Busen trug? Trockene Vergißmeinnicht! und doch war es Frühling, und es blühten an dem klaren Bache, der hart an der Villa vorüber seine klaren Wasser der See zutrieb, viele dieser Blumen in der üppigsten Fülle! Weshalb schmückte sich das blühende Mädchen mit den trockenen Blumen?

Zwei Jahre waren es fast, seit Carl Hansen an jenem kleinen Bache sich niederbeugte, und diese Blumen pflückte. „Vergiß mein nicht!" sagte er bedeutungsvoll zu dem liebenden Mädchen. Wenn uns Länder und Meere trennen, wenn der Ocean aufbraust und im wilden Zorne seine Wogen emporschleudert an den Masten meines Schiffes, vergiß mein nicht und glaube, daß, auch am Ende des Erdballs, mein Herz stets bei Dir ist."

Zwei Jahre waren es, seit der junge Kaufmann mit einem Schiffe seines Vaters nach Indiens fernen Gestaden ging, um die Schätze jenes Landes dem deutschen Handel zuzuführen — und Valentine zu vergessen. So wollte es der Vater, denn eine Waise war sie, arm und elternlos, die nichts besaß als ihre Schönheit und ihre Tugend. Eine entfernte Verwandte des Kaufmanns hatte dieser sie aufgenommen, als das zarte Kind allein und verlassen nach dem Heimgange seiner Lieben zurückgeblieben war. Eine Regung des Mitleids war es, die den Handelsherrn bewog, sich des holden Kindes anzunehmen, um sie mit Liebe zu pflegen. Die zarte Knospe entfaltete sich zur herrlichsten Blüthe — aus dem Kinde wurde eine

Jungfrau, geschmückt mit allen Vorzügen des Geistes und Körpers. Und wie sie sich immer mehr entfaltete in blendender Jugendfülle, so wuchs die Liebe Carls, ihres einstigen Gespielen. Aus ihm wurde ein Freund, und aus der Freundschaft die nah verwandte Liebe. — Wohl hatte der reiche Handelsherr die wachsende Neigung seines Sohnes bemerkt — aber er hatte ihn ja zum Kaufmann erzogen — und Valentine war arm. Was sollte der Erbe seines Geschäfts mit einem Mädchen, das ihm nichts bringen, mit welchem er seine Speculationen vergrößern und den Ruhm des alten Hauses erhöhen konnte. Dies würde der tüchtige junge Mann bald selbst einsehen, dachte der Vater, und ließ ihm gewähren, treu der Ansicht, daß durch seinen Widerspruch erst die Wogen der Leidenschaft zu höherem Wellenschlage aufgeregt würden, und die Brandung dann um so gefährlicher ist, je steiler die Klippen sind, die sich ihr entgegenstellen. Als aber dennoch eines Tages der Sohn hintrat vor dem Vater, und zuerst bittend, dann als Mann fordernd um die Freundin und Gespielin warb, brauste der Zorn des alten Kaufmanns auf, und er versuchte durch einen Machtspruch das Gebäude zu zertrümmern, dessen Fundament die Liebenden schon gegründet hatten.

Valentine sollte das Haus verlassen, wo sie undankbar die ihr entgegengetragene Liebe verscherzt hatte! Carl sollte in eine entfernte Factorei gesandt werden, um die Geliebte zu vergessen. Aber der Wille des Sohnes war stärker wie der Fluch des Vaters mit welchem er drohte. „Weine nicht, Valentine", hatte der junge Mann gesagt, indem er sich zwischen sie und dem zürnenden Vater stellte, „selbst wenn mein Vater mich arm und mittellos machte, wie die Möve, welche dort über der Düne schwebt, so würde sich mein Entschluß und meine Liebe nicht ändern. Im Augenblicke aber, wo er Dich aus seinem Hause stößt — werde auch ich aufhören sein Sohn zu sein. Ich fühle die Kraft in mir, den Kampf mit dem Leben aufzunehmen, sei es wie und wo es sei. Können wir dann auch kein Leben führen in Glanz und Pracht", setzte er weich hinzu, „so wollen wir doch in wahrer, treuer und echter Liebe einander helfen und tragen, wenn unser Loos auch nur ein bescheidenes ist."

Der Vater kannte seinen Sohn und wußte, daß er in ihm einen Charakter vor sich hatte, dessen Wille nicht zu beugen war. Sollte er nun den einzigen Sohn um seiner Liebe willen verstoßen? Sollten fremde Menschen in den Räumen hausen, wo er selbst so manches Glück und manche reine Freude genossen? Und hatte er denn den Namen des Hauses nur deshalb so hoch gehoben, um ihn nun erlöschen zu sehen? Nein, der Wille des Vaters sollte sich der Energie des Sohnes beugen — die Macht — der Liebe.

Aber sein nicht zu besiegender Groll wandte sich jetzt gegen das unschuldige Werkzeug der Zerstörung seiner Pläne. Wie hart und kalt war fortan sein Benehmen gegen Valentine, wie trüb und öde die Tage, die in ewig gleichem Tempo an jedem Morgen wiederkehrten.

Da leuchtete dem Kaufmann ein Hoffnungsstrahl. Er rüstete alljährlich ein Schiff aus, bestimmt, die Erzeugnisse fremder Länder heimzuführen. In diesem Jahre war Indien das Ziel, wohin der geflügelte Kiel des Schiffes seinen Weg nehmen sollte, und Carl sollte es geleiten, um die Geschäfte zu überwachen — und um seine Liebe zu vergessen! Die Zeit lindert Schmerz und Trauer, konnte sie nicht auch Carls Liebe vergessen machen? Konnte der junge Mann nicht in der langen Zeit, die zwischen seiner Abreise und seiner Wiederkehr lag, zu der Ueberzeugung gelangen, daß des Vaters Meinung doch die richtigere sei? Er sah fremde Länder und Menschen, bewegte sich längere Zeit in einem Lande wo Glanz, Ueppigkeit und Pracht die Sinne blenden mußte, sah die reichen Factoreien, die ihre Schätze nur nach Millionen zählen — konnte da nicht der Wunsch in ihm rege werden — nach Millionen? Ihm stand die Welt offen, denn welches Haus hätte die Verbindung mit ihm abgelehnt!

So rechnete der Handelsherr, und wer hätte ihm mit Gewißheit sagen können, daß seine Schlüsse falsch seien!

„Vergiß mein nicht!" Das waren die Worte des scheidenden Geliebten, als er von dieser Villa aus das Boot betrat, das ihn zu dem Schiffe bringen sollte, welches ihn in die unendliche Ferne führte. Von diesem Altan hatte ihm Valentine nachgeschaut, ihm mit ihrem Tuche das letzte Lebewohl zugewinkt, gesehen wie das Schiff die Segel blähete und stolz hinausflog in die See. „Vergiß mein nicht", klang es in ihr, und Vergißmeinnicht waren die letzte Gabe des scheidenden Geliebten. —

In einem Kästchen von duftendem Sandelholz bewahrte sie das Sträußchen wie ihr größtes Kleinod; und wenn sie empfinden mußte, daß sie eine Waise sei, arm und mittellos, dann öffnete sie das Kästchen und küßte die welken Blumen, und schauete sie an mit den Blicken der Liebe, der Hoffnung, des Glaubens und der Ergebung.

Sie hatte sich die einsam am Strande gelegene Villa zur Wohnung erbeten, und ihr Wunsch war erfüllt. War sie doch auf diese Weise entfernt aus dem Hause, wo man täglich und stündlich Anstoß an ihr nahm. Die Frau des alten Castellans war ihre Gesellschafterin, ihre mütterliche Freundin geworden, die sie verstand, die ihren Schmerz und ihre Sehnsucht zu würdigen wußte.

Da endlich wurde das Schiff signalisirt.

„Er kommt, Du kannst mir's bezeugen, daß ich ihn nicht vergessen habe!" rief sie der alten Frau entgegen. Dann nahm sie die verwelkten Vergißmeinnicht und befestigte sie an derselben Stelle wie einst, als

sie dieselben aus seiner Hand frisch empfing, und trat hinaus auf den Altan, und schauete unverwandt auf die See, die sich am fernen Horizonte mit dem Himmel vermählte. Kein Segel zeigte sich, und vor ihr ausgebreitet in seiner ganzen Unendlichkeit lag der Ocean. Ein lauer West bewegte wie spielend seine Fläche, und das leise Rauschen der Woge sang den Geistern der Tiefe ein Schlummerlied. Eine idyllische Ruhe vor ihr und um ihr. Auch sie wurde ruhig. stützte, und wandte das Auge seitwärts. Da — o freudiger Schreck — ein Segel! Getrieben vom günstigsten Winde, brach sich der Kiel rauschend Bahn durch die stille See. Aber noch weit war es, erst am fernen Horizonte tauchte das Fahrzeug auf. Mit athemloser Spannung starrte Valentine in die Ferne — ihre Sehnsucht und ihre Ungeduld wollte Zeit und Raum verkürzen! Da endlich konnte sie es erkennen das stolze Schiff. Mit liebender Sorgfalt hatte sie sich



Valentine.

Die Hand an den welken Strauß, als fürchte sie, derselbe könne ihr noch im letzten Augenblicke verloren gehen, sah sie träumerisch lächelnd vor sich nieder. „Wird er noch sein wie einst? Wird er mich mit derselben Liebe grüßen, mit der er von mir schied? Gewiß, gewiß!" jubelte es in ihr. „Vergiß mein nicht!" sagte er ja beim Scheiden — auch er wird mich nicht vergessen haben!

Da ließ sie die Hand sinken, die leicht das Haupt die Conturen desselben eingeprägt, und es stand jetzt wieder vor ihr, wie im letzten Moment der Abfahrt. Dieselben Masten, dieselbe Takelung, und auf dem Gallion das Bild der Hoffnung, das dem Fahrzeuge den Namen gab — auch ihre Hoffnung.

Im Aufwallen der Freude schwenkte sie ihr Tuch zum Gruß. Man mußte es ja sehen, zwei Augen waren gewiß auf die Villa gerichtet. Vergebens. Aber man war mit den Vorbereitungen zum Anker-

werfen beschäftigt! Jetzt zog man die Segel ein, jetzt rollte rasselnd die Ankerkette — das Fahrzeug stand und ruhete aus von einer langen Fahrt. Ein Boot senkte sich von seinem Bord, wurde bemannt und flog dem Strande zu.

Wie hätte Valentine in stiller Ruhe die Ankunft desselben erwarten sollen! Sie flog hinab zur Landungsstelle, wo sich die Wellen leise rauschend brachen. Der Wind kühlte ihre von der Erwartung gerötheten Wangen und spielte mit ihren Locken. Die Hände auf der Brust gekreuzt, um das stürmisch pochende Herz zu bannen, starrte sie unverwandt auf das Boot, das jetzt zu ihren Füßen ankam.

Sie rief den Namen des Geliebten und sah erst jetzt die ernsten Blicke der Matrosen. Nicht heiter wie sonst kehrten sie zurück, nicht jubelnd wie sonst nach langer Fahrt begrüßten sie die heimathliche Erde! Valentine drohete zu sinken, als der alte Kapitain an sie herantrat, ihr still den Arm bot und sie schweigend zur Villa führte, wo er sie matt und gebrochen auf einen Divan gleiten ließ. Kein Wort hatte er zu ihr gesprochen — aber dieses entsetzliche Schweigen — sprach es nicht deutlicher als Worte?

Jetzt trat auch der Kaufherr ein, um die Ankunft seines Schiffes zu feiern, aber auch er trat entsetzt zurück vor dem tief ernsten Blicke seines Kapitains und dem starren, thränenlosen Auge Valentine's.

„Wir kommen mit Schätzen beladen zurück, aber wir haben nicht vermocht ein Leben zurückzukaufen, für das ich willig und gern den Reichthum am Bord meines Schiffes gegeben hätte", sagte der Seemann in tiefem, schmerzbewegtem Ton. „Unter Indiens glühender Sonne ruhet ein Mann, der uns Allen gleich theuer war", setzte er dann hinzu, und entfernte die Thräne, die langsam über seine verwitterte Wange herabrann.

Vernichtet stand der Kaufmann, und aufgelöst im stummen Schmerz barg das Mädchen ihr thränenleeres Auge in die Kissen. — — —

„Valentine", sagte der Kaufherr nach einer Pause weich, „Gott hat mich für meinen Hochmuth gestraft, und indem er seine Hand schwer auf mich legt — beugte er auch Dich. Kannst Du mir verzeihen?"

„Ich habe Ihnen nur zu danken, nie etwas zu verzeihen", hauchte sie, todtenbleich das matte Auge auf den Kaufmann richtend. „Ich war zu glücklich in meiner Liebe, und war vermessen genug zu glauben, daß dies Glück ein ewiges sein sollte."

„Valentine", rief der Kaufmann im tiefsten Schmerz, „nimm Du fortan seine Stelle in meinem Herzen ein, sei mein geliebtes Kind und nimm Alles, was ich besitze! Alle Deine Wünsche seien Dir fortan gewährt, noch ehe Du sie ausgesprochen — nur eins kann ich Dir nicht geben", setzte er sein Antlitz verhüllend hinzu.

„Und doch ist mir dies eine Alles!" hauchte das Mädchen. Dann wankte sie zu dem Kaufmann. „Vater", sagte sie, „o ich habe für dieses Leben keine Wünsche mehr. — Gönnen Sie mir ein dauerndes Asyl in dieser Villa — und gestatten Sie mir, daß ich mich zurückziehen darf aus dem Geräusche des Lebens."

Die Villa blieb fortan Valentinens ausschließliches Eigenthum und ihre Lieblingsblumen wurden Vergißmeinnicht, die das trauernde Mädchen mit besonderer Sorgfalt pflegt.

Eine Episode aus Gottfried Kinkels Flucht von Spandau nach London.

Wer hätte wohl nicht schon von Gottfried Kinkel, jenem deutschen Mann und Dichter gehört, namentlich aber von seiner Befreiung und Flucht aus der düsteren Gefängnißzelle des spandauer Zuchthauses? Aber auch von Karl Schurz wird man dann gehört haben, von jenem muthigen Jüngling, der, selbst ein Flüchtling und von der preußischen Criminal-Polizei steckbrieflich verfolgt, Alles daran setzte, seine Freiheit und sein Leben, um den hochverehrten und geliebten Freund und Lehrer aus strenger Kerkerhaft zu befreien, um ihn, den Vater und Gatten den Seinen, den Dichter und Patrioten der deutschen Nation zu erhalten.

Es sei uns daher gestattet, eine Episode aus dieser seiner Flucht anzuführen, die uns ganz besonders bekannt und worüber wir Ausführliches mitzutheilen im Stande sind, wie es außer uns nur noch Wenige können.

Die erste Anregung zu Gottfried Kinkels Befreiung und Flucht aus der spandauer Strafanstalt soll von seiner in Bonn zurückgebliebenen, tiefbetrübten, trauernden Gattin, seiner treuen Johanna, ausgegangen sein. Dieselbe war jedenfalls kein gewöhnliches Weib; sie war nicht allein eine äußerst begabte, geistreiche und hochgebildete Dame, sie besaß auch den herrlichsten und besten Charakter von der Welt, ein wahrhaft erhabenes, edles Frauenherz, voll tiefinnigster, poetischer Empfindung; und wahrlich, sie hätte ein besseres Loos verdient, wie es ihr leider im Ganzen zu Theil geworden. — Sie hat im Leben viel zu tragen gehabt, viel geduldet und erlitten. — Doch schweigen wir jetzt darüber — sie hat ja vollendet, Alles überwunden! über 4 Jahre, seit jenem unglücklichen Sturze am 17. November 1858 aus einem Fenster ihrer im vierten Stockwerke belegenen Wohnung zu London, (wohin das brave, deutsche Weib ihrem Gatten nach seiner glücklichen Ankunft nachgefolgt war), der ihr das Leben kostete, ruht sie ja schon in fremder, kühler Erde; — Friede daher ihrer

Asche und einen Immortellenkranz auf ihr Grab! — Zuerst wendete sich Johanna Kinkel schriftlich an Karl Schurz und den in Moabit bei Berlin wohnenden Dr. Falkenthal, theilte ihnen ihre Ansichten und Pläne mit, wie es vielleicht mit des Höchsten Hülfe gelingen könne, ihren über Alles geliebten Mann zu befreien, und bat und beschwor sie schließlich, dem armen Gefangenen nach besten Kräften bei einem etwaigen Fluchtversuche zu unterstützen und behülflich zu sein. Beide, gleich begeisterte Verehrer Gottfried Kinkels, gingen sogleich auf die Ideen seines edlen Weibes ein und versprachen und beschlossen, alles nur irgend Mögliche für ein allerdings höchst schwieriges Befreiungswerk Kinkels aufzubieten und zu wagen.

Karl Schurz, der damals 22 Jahre alte Sohn eines bonner Gastwirths, und mit den kinkelschen Ehegatten längst bekannt und innig befreundet, hielt sich gerade als streng verfolgter Flüchtling in der Schweiz auf, wohin es ihm geglückt war, den Händen seiner Häscher zu entkommen. Während nämlich Kinkel als Gemeiner im badischen Revolutionsheere gedient, hatte er demselben als Offizier und zugleich Adjutant Tiedemann's, des Kommandanten von Rastadt, angehört. Obgleich er noch in Rastadt weilte, als schon das preußische Militair in die Festung eingezogen war, so war es seinem Muth und seiner Entschlossenheit dennoch gelungen, sich dem Feinde durch die Flucht zu entziehen. Es fehlte freilich wenig daran, so hätte auch er wie so viele Andere sein Leben lassen müssen. Nur durch ein halbes Wunder entging er dem Tode des Aufspießens; denn als er sich kaum unter die rastadter Festungsbrücke geflüchtet und dort versteckt hatte, kam eine Patrouille daher und stieß, untersuchend ob sich vielleicht auch Jemand darunter verborgen haben könne, mit ihrem spitzen Bajonette durch ein in der Brücke befindliches Loch; es fehlte nur ein Haar daran und er wäre getroffen und entdeckt worden.

Der unerschrockene, junge Schurz verließ nach Empfang des Briefes von Johanna Kinkel alsbald seine sichere Zufluchtsstätte, die Schweiz, und kam zuerst nach Bonn, um noch persönlich mit der Gattin seines hochverehrten Lehrers und Freundes zu sprechen. Von hier ging er dann später nach Berlin, um in Gemeinschaft mit dem Dr. Falkenthal (dem es bereits schon gelungen war, die Zelle, worin Kinkel im spandauer Zuchthause schmachtete und als gemeiner Verbrecher Garn und Wolle spulte, genau zu ermitteln,) alles Weitere zu Kinkels Flucht zu unternehmen und zu arrangiren. Um die nöthige Hülfe und Unterstützung, und namentlich die nicht unbedeutenden Geldmittel zu Kinkels Befreiung und, wenn Alles gelingen sollte, zu seiner Fortschaffung zu erlangen, mußte der Kreis, der in das Geheimniß Eingeweihten immer mehr vergrößert werden, was denn auch mit äußerster Vorsicht geschah. Alles gelang und ging über Erwarten gut von statten; als kaum drei Monate vergangen waren, war schon Alles zur Flucht bereit und das nöthige Geld vorhanden, ohne daß die wachsame Polizei in Berlin und Spandau das Geringste gemerkt, die leiseste Ahnung davon hatte, was man demnächst auszuführen gedachte. Fast alle Abende begaben sich Schurz und Falkenthal nach Spandau, wo sie, wenn sie sich allzusehr verspätet, die Nächte dann bei dem mit Allem bekannt und vertraut gemachten Gastwirth und Rathmann blieben. Wie überall, so hatten sie auch hier in Spandau nach und nach ebenfalls viele zur Hülfe und Unterstützung bei Kinkels Flucht bereite Personen gewonnen, hierunter befand sich namentlich auch der Gefangenwärter Brune, ohne dessen Hülfe Alles umsonst, Alles eitles Beginnen gewesen wäre.

Schon in der Nacht vom 5. auf den 6. November sollte die Befreiung Kinkels bewerkstelligt werden; Alles zu seiner Fortschaffung war bereit, aber der Schlüssel zu Kinkels Zelle, der sonst immer in einem Schranke in der Revierstube der Strafanstalt aufbewahrt wurde, war zufällig am Abend von dem Polizeiinspector Semmler mit nach Hause genommen worden. Dafür glückte aber das Befreiungswerk in der folgenden Nacht. Als Kinkel zwischen 11 und 12 Uhr, nach schwieriger Oeffnung und Erbrechung seines Kerkers, von dem Gefangenwärter Brune auf den Hausboden geführt und sich von hier aus mittelst eines Taues aus einem Dachfenster glücklich auf die Straße heruntergelassen hatte, wurde er von Schurz und Falkenthal, die seiner unten harrten, sogleich in Empfang genommen und zuerst eiligst nach dem Krügerschen Gasthause geführt, um hier schnell seine Züchtlingskleidung mit einem schwarzen Tuchanzuge zu vertauschen; dann warfen sich Kinkel und Schurz in den bereitstehenden Wagen eines gewissen Gutsbesitzers, den wir bei Verschweigung seines wahren Namens hier einfach N. nennen wollen. N., der seine beiden besten und stärksten Renner vorgespannt hatte und selbst fuhr, saß als Kutscher auf dem Bocke, und fort gings nun über Stock und Stein in rasendster Hast nach der mecklenburgischen Grenze zu. Falkenthal aber eilte zurück nach Moabit, beladen mit Kinkels Züchtlingskleidung, die er, trotz der Warnung seiner Freunde, stets als ein Heiligthum in seiner Wohnung aufbewahrt. Es führte dies wirklich bei einer späteren Haussuchung zu Falkenthals Entdeckung; der Unglückliche wurde in strenge Haft gebracht und starb im Gefängniß.

Es war am 7. November 1850, Mittags zwischen 12 und 1 Uhr, als drei fremde, etwas wild und — namentlich nach kleinstädtischen Begriffen — außergewöhnlich aussehende Herren in das in der Fürstenbergerstraße zu Alt-Strelitz liegende Petermann'sche Haus traten und hastig nach dem Besitzer desselben fragten, mit dem sie dringend sprechen müßten. Die Ehefrau des Dr. Karl Petermann war gerade in der

Küche mit Zubereitung des Mittagessens beschäftigt, während ihr Gatte selbst in dem Amtsgerichtsgebäude weilte und dort in seiner Eigenschaft als Stadt- und Amtsrichter Termin abhielt. Den Fremden wurde Letzteres durch das Dienstmädchen zum Bescheid, mit dem Ersuchen Seitens der Hausfrau, gefälligst so lange in das Arbeitszimmer des „Herrn" einzutreten, bis derselbe heimgekehrt sei, was wohl in kurzer Zeit geschehen werde.

„Nein, wir danken, wir wollen uns den Herrn Doctor schon selbst aufsuchen", erwiderten die drei Fremden und entfernten sich wieder, nachdem sie sich noch den nächsten Weg zum Amtsgerichte hatten beschreiben lassen. Eiligst legten sie nun die ihnen vom Mädchen bezeichnete kurze Strecke von etwa 300 Schritten nach dem Amtslokale zurück, wobei sie denn wieder einen Theil der Fürstenberger-, der Mühlen- und der Schloßstraße passirten und von mehreren der dort wohnenden Leute gesehen und, wie es in kleinen Städten, wo sich Alles kennt, so Sitte, wie jeder andere Fremde neugierig angegafft und bekrittelt wurden, was hier noch in erhöhtem Grade geschah, da die drei Herren, wie schon bemerkt, wirklich etwas Auffallendes und Absonderliches in ihrer äußeren Erscheinung hatten: Kinkels hohe, schlanke Gestalt mit dem von der Kerkerluft und den ausgestandenen körperlichen Leiden so ungewöhnlich blassen, gelb-grau gefärbten Gesichte und den tief eingefallenen Augen und Wangen; Schurz mit seinem bis auf die Schultern herabwallenden Haupthaare und endlich der Gutsbesitzer N. mit seinem langen, vollen, dunklen Barte; dabei die große Hast und Flüchtigkeit der dahinschreitenden drei Männergestalten und dabei doch auf der andern Seite wieder ihre große Sicherheit und Ungezwungenheit, mit der sie auftraten, die imponirende Kühnheit und Entschlossenheit, die aus ihren markirten Gesichtern und dunklen Augen hervorleuchtete. —

„Süh mal, Mutta, dat sünd ook gewiß een Poor rechten, echten Demokraten; de hebben woll unsern Doctor Petermann besöken wollt", meinte ganz richtig der in der Mühlenstraße wohnende, gerade recht gemüthlich am Fenster beim Mittagbrod sitzende alte S..... zu seiner Frau, der ebenfalls, wie der — damals wenigstens — größte Theil der Einwohnerschaft des kleinen Städtchens, der demokratischen Partei angehörte, während die dem Petermann'schen Hause schräg gegenüber wohnende alte Mutter K..... schon vorher, als sie die drei Fremden von ihrer Thür aus erblickt, zur Nachbarin gemeint hatte: „de Kierls kamen woll ut't Tuchthus, de sehen jo gruglich ut!"

Bald waren unsere Freunde glücklich bei dem Amtsgebäude angelangt und gingen sofort hinein. Dasselbe liegt dicht bei der Post und dem Gasthause oder Hotel „Zum Erbgroßherzog", wo der Gutsbesitzer N. seine über alle Maßen angestrengten Pferde eingezogen hatte, um den armen Thieren, die die Strecke von Spandau nach Altstrelitz, circa 15 Meilen, fast in einer Tour hatten zurücklegen müssen, dort so lange Rast und Ruhe zu gönnen, bis er wieder langsam mit ihnen zurück nach Hause fahren konnte. Der damalige Besitzer des Hotels, der alte seelige Herr Selmer, war auch Posthalter und trieb außerdem noch „Lohnfuhrwerkerei"; er lieferte daher auch in dieser seiner Eigenschaft die Pferde und den Wagen, die Petermann, bald danach zur eiligen Fortschaffung seiner und der beiden Flüchtlinge bestellte.

Die drei Herren schickten nun den Gerichtsdiener sofort in das Sitzungszimmer und ließen den Dr. Petermann um eine kurze, aber sehr eilige und dringende Unterredung unter vier Augen bitten. Petermann erschien alsbald und die Fremden stellten sich ihm vor, der, auf's Freudigste überrascht, die Sitzung aufhob und mit seinem Besuch nach Hause eilte. Er führte denselben sogleich in das Wohnzimmer, wo sich seine Gattin und seine 4 Kinder, — 2 Mädchen von 13 und 11 und zwei Knaben von 9 und 1½ Jahren — befanden. Mit stolzer, überglücklicher Miene stellte er in Gegenwart der Kinder die Herren also vor: „meine Frau Auguste und meine Kinder! und hier, mein Auing, (Zärtlichkeitsausdruck für Auguste) stelle ich Dir den Herrn Professor Kinkel und seine Freunde und Befreier, den Herrn Gutsbesitzer N. und den Herrn Studiosus der Medizin Schurz vor!"

Die arme Frau — eine aus alten hohen Adelsfamilien, namentlich mütterlicher Seite, entstammende und als solche gerade nicht ganz auf dem politischen Standpunkte ihres Gatten stehende Dame — erbleichte, sie dachte an die Folgen, welche hiernach leicht für Alle entstehen könnten; sie dachte an Mann und Kinder, welch letztern ja noch sämmtlich klein und unversorgt waren. —

„So ängstlich, gnädige Frau", sagte Kinkel, sich artig verbeugend, „ich erwartete das eigentlich nicht von Ihnen." „Aber werden uns nicht die Kinder da verrathen?" wendete er sich an Petermann.

„Nein, die schweigen!" erwiderte Petermann zuversichtlich, und sich mit strenger Miene an diese wendend fragte er: „Göhren, würdet Ihr wohl je Euren Papa verrathen können?"

„Nein, Papa!" antworteten die Kinder treuherzig und sie haben's trotz ihrer Jugend redlich gehalten; keine Silbe ist über ihre Lippen gekommen, so lange irgend eine Gefahr für ihren Vater da war. Petermann befahl nun seiner Gattin, so schnell als möglich für ein gutes, kräftiges und stärkendes Mittagsmahl zu sorgen, welcher Weisung sie denn auch auf's Bereitwilligste nachkam. Bis das Essen fertig und aufgetragen, führte Petermann seine Gäste in ein anderes Zimmer, um schnell etwas Toilette zu machen, wozu die Flüchtlinge ja bis dahin noch keine rechte Zeit und Muße gehabt hatten.

Es begann nun ein reges Leben und Treiben im Petermannschen Hause, Alles, was Beine hatte, wurde

in Bewegung gesetzt, um die seltenen Gäste auf's Schönste und Beste durch Speise und Trank zu stärken und zu erquicken und ihnen die kurze Zeit ihres Aufenthalts so angenehm und bequem als möglich zu machen. Frische Wäsche wurde namentlich für Kinkel herbeigebracht; zur Apotheke wurde geschickt und eine Partie Heftpflaster — sogenanntes „englisches Pflaster" — geholt, um damit die Wunden der arg verletzten und zerrissenen Hände Kinkels zu bedecken 2c. 2c., auch zu einigen im Orte wohnenden demokratischen Freunden Petermanns, namentlich zu dem Mühlenbesitzer Albert Lehmann-Domjüch, der gleich Petermann ebenfalls vom Volke gewähltes Mitglied des meklenburgischen Abgeordnetenhauses gewesen und mit ihm auf der Linken gesessen hatte, wurde geschickt, die denn auch sofort herbeieilten, um den von ihnen so hochverehrten Kinkel und seine Freunde und Befreier von Angesicht zu Angesicht zu schauen und näher kennen zu lernen.

Während des war der Tisch gedeckt und das Essen fertig und aufgetragen, und froh ging's nun zur Tafel. Die armen Flüchtlinge ließen es sich herrlich schmecken es war ja das Erste, was sie mit Ruhe zu sich nehmen konnten; auch manch volles Glas wurde geleert und auf ein ferneres glückliches Gelingen der Flucht, so wie auf das Wohl aller Anwesenden 2c. angestoßen. Auch die petermannschen Kinder bekamen heute „an diesem hohen Festtage" vom Vater ein volles Glas, und jubelnd mischten sich ihre jugendlichen Stimmen mit denen der ernsten Männer.

Gegen drei Uhr fuhr der bestellte wiener Wagen vor; der Gutsbesitzer N. kehrte in das Hotel zurück, Petermann und seine beiden Schutzbefohlenen, Kinkel und Schurz, aber stiegen in die Kutsche und jagten nach Rostock, wo sie am andern Morgen den 8. November um 7 Uhr wohlbehalten anlangten und wo Petermann die Flüchtlinge seinem Freunde und Gesinnungsgenossen, dem früheren Präsidenten der weiland meklenburgischen Abgeordnetenkammer, Advokaten Moritz Wiggers übergab. Dieser logirte sie so lange bei dem dortigen Kaufmann Ernst Brockelmann ein, bis derselbe eigends zu diesem Zwecke eins seiner Schiffe in Bereitschaft gesetzt, um sie nach England hinüber führen zu lassen. Am 17. November verließen Kinkel und Schurz den rostocker Hafen Warnemünde; am 1. Dezember erreichten sie Leith und Edinburg — hier setzten sie also zuerst ihren Fuß, als freie Menschen, auf Großbritanniens freier Erde, — von wo sie dann mit der Eisenbahn nach London fuhren.

Zum Schluß wollen wir noch hinzufügen, daß auch gegen Petermann in Folge seiner Mitwirkung an Kinkels Flucht der Prozeß eingeleitet wurde, daß derselbe aber besser wie mancher Andere der dabei Betheiligten davon gekommen ist. Denn wenn Petermann auch in Folge dessen sein gutes und einträgliches Staatsamt verlor, es aufgeben resp. um seine Suspension einkommen mußte, so kam er trotzdem doch noch immer, wie man wohl zu sagen pflegt, so ziemlich „mit einem blauen Auge" davon; eine recht gute Praxis als Advokat und Notar, was er auch noch Heute ist, entschädigte ihn wenigstens in Etwas für das Verlorene, und hat er dadurch bis jetzt noch immer sein reichliches Brod und Auskommen gehabt. Der verstorbene alte Großherzog Georg I. von Meklenburg-Strelitz, obwohl ein Feind aller Neuerungen, war dennoch edel genug, von einer harten Bestrafung Dr. Petermanns abzustehen. — Petermann ist zwar öfter verhört, aber nicht zur Haft gebracht worden, und ruhig hat man ihn nach seiner „Amtssuspension" resp. Entsetzung, als Advokat im Lande praktisiren lassen; von Kinkel hat Petermann nie etwas wieder gehört, er hat nie etwas von sich hören lassen.

Monterey in Kalifornien.

Von

Balduin Möllhausen.

Auf der kalifornischen Küste, in ihrer ganzen Ausdehnung, wo Einbuchtungen des Meeres, größeren Schiffen, wenn auch nur theilweis geschützte Ankerplätze gewähren, befinden sich ältere Ansiedlungen und Städte.

Beim Hinblick auf diese Einbuchtungen, welche, mit sehr wenigen Ausnahmen, die Bezeichnung „Hafen" in keiner Weise verdienen, indem sie fast durchgängig, mindestens nach einer Richtung hin, den verderblich brandenden Wogen des sturmbewegten Oceans ein weites Thor bieten, erkennt man, wie sorgfältig die spanischen Missionaire bei ihren Colonisationsversuchen die dortige Küste erforschten, und wie hohen Werth sie darauf legten, gerade an der Küste entlang ihre Macht auszudehnen und die lange Kette ihrer Besitzungen durch neu eingeschobene Glieder zu verstärken und zu befestigen. Sie haben in der That keinen einzigen Punkt übersehen, welcher von der Civilisation der Neuzeit als willkommener Halt hätte betrachtet werden können; und wo auch immer Zufall oder Absicht Fremde an die kalifornischen Gestade führte, überall fanden sie die spanischen Mönche als die unumschränkten Herren des Landes.

Von den südlicheren, schon blühenden Colonien ausgehend, arbeiteten sich die kühnen Forscher in ihren gebrechlichen, kleinen Fahrzeugen von Jahr zu Jahr

weiter an der Küste hinauf, und wo sie dann eine ihren Zwecken entsprechende Stelle entdeckten, da richteten sie ein Kreuz auf und benannten die zu gründende Mission entweder nach einem hervorragenden Mitgliede der spanischen Herrscherfamilie, oder auch nach einem Heiligen, an dessen Jahrestag sie gerade gelandet waren. So entstand die Mission Monterey, (Berg oder Wald des Königs), so entstand die Mission und spätere Weltstadt San Francisco.

Die Civilisation der Neuzeit, gelenkt und geleitet durch die unersättliche Gier nach blendenden Schätzen, überwuchert in ihrem unwiderstehlichen Andrange sich schnell emporgeschwungen und in einen bedeutenderen Ort verwandelt.

Ihr schnelles Emporblühen verdankt die Stadt Monterey indessen wohl mehr der Nähe von San Francisco, als der eigenen Lage, denn ihre Bevölkerung erhält nicht nur von dorther den größten Theil ihres Zuwachses, sondern diese ist auch gezwungen, ihren Verkehr mit der übrigen Welt, vorzugsweise mittelst kleiner Küstendampfer, über das weiter nördlich gelegene San Francisco zu bewerkstelligen.

Freilich sieht man auch hin und wieder leichtere und schwerere Segelfahrzeuge, welche direct aus einem



Monterey in Kalifornien.

allerdings schnell die Schöpfungen der energischen Padres, doch wenn auch ringsum die leichten, weißen Bretterhäuser der Amerikaner, und andere von geschlagenen Felsen und gebrannten Ziegelsteinen, wie Pilze gleichsam aus der Erde hervorschießen und die alte spanische Bauart verdecken und verhüllen, so werden die massigen Trümmer doch noch lange Zeugniß ablegen von dem frommen Eifer der ersten Civilisationen, aber auch von ihren großen Erfolgen.

Wie fast alle Ansiedlungen und Städte Kaliforniens, hat auch das ursprüngliche Missionsdorf Monterey, seit der Entdeckung der unerschöpflichen Goldlager, südamerikanischen Hafen kommen, sich vor der Stadt über ihren Ankern schaukeln, doch was diese bringen und was sie fortführen, ist kaum nennenswerth im Vergleich mit dem auf dem zuerst angedeuteten Wege aufrecht erhaltenen Menschen- und Güterverkehr.

Die großen Seedampfer, welche in regelmäßigen Fahrten zwischen San Francisco und Panama vermitteln, berühren Monterey eben so wenig, wie einen der anderen Küstenorte und nur in ganz besonderen Ausnahmefällen geschieht es, daß eines dieser mächtigen Fahrzeuge aus seinem Cours weicht, um dem Ankerplatz von San Dingo einen kurzen Besuch ab-

zustatten und dort Passagiere und Güter auszuschiffen. Die zu den regelmäßigen Packetlinien gehörigen und mit den auf dem atlantischen Ocean ab- und zugehenden Postschiffen correspondirenden Pacific-Dampfern ist die Zeit zu genau abgemessen, als daß sie, außer in der Höhe von Acapulco, wo sich ihr Steinkohlen-Depôt befindet, der Küste nähern dürften. Wie Wagen und Pferde auf dem Lande, so halten sie auf hoher See ihre alte viel befahrene Straße, welche theils durch die Strömungen des Meeres, theils durch die vorherrschenden Winde, also nicht immer durch die nähere Richtung bedingt wird. Daß ein Weichen aus dem Cours und näher Heranrücken an die Küste nicht immer gefahrlos ist, geht mehr als zur Genüge daraus hervor, daß schon eine verhältnißmäßig sehr bedeutende Zahl der prächtigen California-Dampfer, wenn durch Stürme aus der richtigen Bahn gedrängt, und die dort nicht seltenen dichten Nebel von den leitenden Himmelskörpern abgeschlossen, an abgesonderten Klippen und sogar an der Küste selbst scheiterte.

Die Stadt Monterey für sich betrachtet, hat indessen eine überaus anmuthige Lage an den Abhängen sanft ansteigender Hügel, hinter welchen sich die Küstengebirge erheben.

Eine Landzunge, Point Pinos genannt, wegen der auf derselben befindlichen Tannenwaldung, eigentlich eine Fortsetzung des aus Südost heraufkommenden Gebirgszuges Sierra Salinas, erstreckt sich genau von Süden nach Norden in die Bai von Monterey hinein und bildet eine besondere Einbuchtung, welche zur Gründung der Mission die erste Veranlassung gab. Es bleibt daher dem Hafen noch immer eine offene Seite, durch welche, wenn sie auch nur schmal ist, zeitweise die gefährlichen Nordweststürme die Stadt und die vor derselben ankernden Fahrzeuge treffen, und zuweilen sogar die für den Küstenverkehr bestimmten Dampfer hindern, daselbst zu landen.

Man erblickt in der Stadt graue, von ungebrannten Ziegeln aufgeführte Gebäude, und andere, welche die amerikanische Bauart zeigen. Erstere gehören der älteren Zeit an; so auch die Missionskirche, welche sich abgesondert, östlich von der Stadt auf einer kleinen Ebene erhebt. Dieselbe wurde im Jahr 1794 gegründet; trotzdem aber zu ihren Mauern geschlagene Steine verwendet worden sind, befindet sie sich doch im Zustande des Verfalls. Nicht weit von der Kirche liegt ein kleiner See; derselbe soll früher mit dem Ocean in Verbindung gestanden haben, aber allmälig durch eine wachsende Sandbank von diesem getrennt worden sein.

Die Besatzung des alten Presidio oder der Garnison, die eine etwas erhöhte Lage hat, besteht jetzt aus Militair der Vereinigten Staaten. Die Einwohner der Stadt dagegen haben, ebenso wie San Francisco, Repräsentanten aus mancherlei Ländern und aus fast allen Schichten der menschlichen Gesellschaft aufzuweisen. Ihre Zahl ist nicht bestimmt und wechselt, je nachdem im Geschäftsleben von San Francisco und den Minendistricten Ebbe eingetreten ist, und die arbeitslosen Leute billigeren Aufenthaltsorten zueilen. Manche Bewohner von San Francisco haben indessen Besitzungen in und bei Monterey, auf welchen sie, da ihnen dieselben auf dem Wasserwege innerhalb eines Tages erreichbar, die Zeit der Muße hinbringen und der Erholung nach dem betäubenden Geschäftsleben weihen. Viele, verlockt durch die unerschöpfliche Fruchtbarkeit des Bodens in der Umgebung von Monterey, sehnen sich auch gar nicht mehr zurück nach dem wirren Treiben in den größeren Städten, und finden dann auf einer kleinen wohleingerichteten Rancho oder Farm eine ihren Neigungen entsprechende Beschäftigung, die ihnen zugleich den reichsten Lohn für ihre Mühen und Arbeiten sichert.

Wenn nun die Küsten des südlichen Kaliforniens mit ihren nackten, zackigen Gebirgen den Charakter der Starrheit und Unwirthlichkeit zur Schau tragen, der nur gemildert wird im Frühling, wenn der wilde Hafer Niederungen und Hügel mit einem dichten, grünen Mantel überzieht, so wird der aus dem Süden kommende Reisende, ermüdet durch die lange Eintönigkeit der Aussicht, doppelt angenehm berührt durch den Anblick der hohen Baumvegetation, die eigentlich bei Point Pinas erst ihren Anfang nimmt und sich, allerdings mit Unterbrechungen, bis weit nach Oregon hinaufzieht.

Der Eindruck, welchen die bewaldeten Höhen mit den davorliegenden, fruchtbaren Niederungen auf den fremden Einwanderer ausüben, ist oft ein bleibender, und gar Mancher, bezaubert durch den freundlichen Anblick der Stadt und Bai von Monterey, ändert das ursprüngliche Ziel seiner Reise, um gerade dort seinen stillen, friedlichen Heerd zu gründen.

Bei der Toilette.

Kulturhistorische Skizze aus der Zeit der Regentschaft des Herzogs von Orleans.

Von

C. Nissel.

Frau du Fresne, die Gattin eines reichen Finanzpächters in der Provinz, war eben mit ihrer Morgentoilette beschäftigt, als sie den Besuch einer Freundin einer ehemaligen Kollegin in St. Cyr, einer Baronin Chateauneuf erhielt. Frau du Fresne war unstreitig eine sehr schöne Frau, aber sie hatte wie die meisten

Französinnen zu ihrer Schönheit ein gut Theil Eitelkeit geerbt, und das war so ziemlich ihr einziges Erbtheil, denn als die Tochter eines armen Marquis hatte sie sich die Hand des Herrn du Fresne nur erwählt, um in seinen Reichthümern Ersatz für ihr verlorenes Marquisat zu finden. In jenem sittenlosen Zeitalter wurde weibliche Schönheit für einen Artikel gehalten, der sich vortheilhaft verwerthen lasse. Genuß war die Parole des Tages; man betrog um Schätze zu erwerben, und erwarb Schätze, um sich zügellosen Schwelgereien hingeben zu können. Margarethe von Chateauneuf besaß das Vorrecht, zu jeder Zeit ungehindert in das Toilettenzimmer Francoise du Fresne's einzutreten. Die beiden Damen pflegten dann ihre Herzensneigungen auszutauschen und galante Abenteuer zu besprechen. Darüber ging der Bildungsstandpunkt der damaligen modernen Gesellschaft nicht hinaus, das war die flittergoldene Rinde eines bis zur Wurzel vermorschten Stammes.

„Guten Morgen, Francoise!" sagte Frau von Chateauneuf. „Mein Gott, Du bist noch bei der Toilette?"

„Leider."

„Ich wollte Dich zu einer Morgenpromenade abholen."

„Ei! Diese Mädchen aus der Provinz sind gar zu unbeholfen."

„Warum nimmst Du Dir nicht eine Pariserin?"

„Weil sie mir zu frivol sind."

„Ah! Bist Du eifersüchtig?"

„Nein. Wo denkst Du hin!"

„So erlaubt es also Dein Gatte nicht. Sieh den Schelm!"

„Du irrst, Margarethe, gewiß. Aber spute Dich ein wenig, Madelaine!" wandte sich Frau du Fresne an ihre Zofe.

„Francoise, Francoise!" versetzte Frau von Chateauneuf schalkhaft mit dem Finger drohend. „Wäre Dein Mann noch Jansenist, so würde ich mir das erklären können, denn das sind meist langweilige, scrupulöse Patrone, aber das ist er doch nicht, er liebt das Gold und die Schönheit."

„Margarethe, wie Du weißt, bin ich die Tochter eines Jansenisten."

„Das ist etwas Anderes! Wir haben uns ja nie viel um den Glauben gekümmert, denn unser Brevier hat Venus verfaßt und Amor eingebunden. Was sollen wir auch Besseres thun? Hat doch selbst der Kardinal Dubois, der hohe Gönner meines Gatten, bei seiner Weihe zum Bischof von Cambrais zu dem betreffenden Geistlichen gesagt: ehe er ihn zum Bischof weihe, müsse er ihm erst alle Priesterweihen von unten auf und die Tonsur obendrein ertheilen. Worauf ihn dieser freilich höhnend fragte: ob er vielleicht auch noch nicht getauft sei? Ist das nicht köstlich? Wenn das das erste Glaubenslicht im Staate thut, was bleibt uns wohl Angenehmeres übrig. Aber weißt Du schon, mein Gatte hat eine Audienz bei dem Herzoge von Orleans gehabt, ist von dieser der Phalaris vorgestellt worden und wird wieder in den Staatsdienst treten. Deine Madelaine ist jedoch abscheulich langsam."

„Da siehst Du es selbst. Also der Phalaris?" fragte Francoise neugierig. „Ist sie denn wirklich so schön, als man spricht?"

„O, sie soll entzückend schön und liebenswürdig sein. Aber Deine Schminke ist schlecht oder zu dick aufgetragen! Du bedarfst eigentlich nur weiß, Deine natürliche Röthe leuchtet schon durch."

„Du bist wirklich zu ungeschickt, Madelaine."

„Mein Gatte hat eine ziemliche Anzahl Neuigkeiten aus Paris mitgebracht. Denke Dir, die Léaumont, die alte Kokette aus dem Krämerstande, ist jetzt im Besitz von 70,000,000 Francs."

„Unmöglich."

„Gewiß. Das Glücksrad hat einen Umschwung bekommen durch den genialen Law, der das ganze schwere Silber und Gold Frankreichs in leichtes schönes Papier verwandelt. Man lebt jetzt in Paris wie in einem Zaubermährchen, gestern arm, heute reich. Aber es passiren drollige Dinge dabei. Ein eleganter Herr stürzt aus dem Bankgebäude freudestrahlend auf seine Kutsche los, aber statt hinein steigt er auf den Bedientenstand. Mein Gatte, der dies sah, macht einen Bekannten darauf aufmerksam, der ihm lachend die Aufklärung giebt: daß dies nur die Gewohnheit sei, denn gestern erst habe der Herr den Platz hinten auf der Kutsche mit dem in der Kutsche vertauscht. Heute habe er allerdings schon eine Maitresse genommen und sich einen neuen prächtigen Wagen bestellt und zwar, denke Dir, mit dem schönsten Wappen. So spielt das Glück."

„Es ist fabelhaft."

„Ein Mährchen. Man munkelt auch bereits von einer Vermählung des Dauphin."

„Der ist ja noch ein Kind."

„Er wird nächstens volljährig und ist also jedenfalls liebefähig."

„Das muß im Blute liegen."

„Vielleicht. Doch Dein Toupet ist in der That abscheulich. Wem willst Du darin gefallen?"

„Meinem Gatten nur."

„Wirklich?" fragte ironisch Margarethe. „Natürlich er auch Dir nur. Aber der Duckmäuser hat nebenbei Gefallen an der schwarzäugigen Spanierin, die Euch gegenüber wohnt, und ich finde seinen Geschmack gar nicht übel."

Francoise war heftig aufgesprungen und hatte durch einen gebieterischen Wink die Zofe entfernt.

„Margarethe, sprichst Du die Wahrheit?"

„Ja. Aber mon dieu! warum bist Du denn so echauffirt darüber? Ich finde die Sache allerliebst! Sie macht Dich ja vollständig zur unumschränkten Herrin und Du brauchst nicht länger die Spröde gegen den zärtlichen Vicomte zu spielen, der Dir den Hof macht."

„Aber Margarethe?"

„Ah, sieh doch! Es ist noch ein wenig Verstellungskunst aus dem Pensionate an Dir hängen geblieben, wenn wir vor der alten Heuchlerin, der Maintenon, Revue passiren mußten. Hu! ich sehe noch ihre dunklen Augen leuchten. Dieses einförmige heißt die Krone des Lebens erringen. Wozu hilft Dir Dein Reichthum?"

Francoise war selbst unter der Schminke erblaßt, sie starrte einen Augenblick vor sich hin und machte mit der Hand eine Bewegung nach ihrem Herzen, aber als sie das triumphirende Lächeln ihrer Freundin



Frau du Fresne bei der Toilette.

Leben hier ist nicht für eine Dame von Bildung. Wofür leben wir denn? Doch nur um zu lieben und geliebt zu werden. Du mußt darauf dringen, daß Dein Gatte diesen traurigen Aufenthalt mit Paris zeitweilig vertauscht. Hier mußt Du nur ausruhen, in Paris genießen. Und nun gar ein Aufenthalt in Versailles, sah, griff sie nach ihrem Fächer und sich mit großer Anmuth Kühlung zufächelnd, entgegnete sie:

„Du hast Recht, Margarethe, dieses einförmige Leben tödtet. Ich will nach Paris, und noch heut."

„Das lobe ich. Will Dein Gatte nicht mit, so laß ihn bei seiner glotzäugigen Spanierin, Du findest

ja Ersatz. Ah, Paris! Da werden alle süßen Erinnerungen der Vergangenheit noch einmal in Dir aufleben. Du triffst den kleinen Marquis von Brissac dort, der allerdings kein kleiner Marquis mehr ist; und Chevreuil, der eingebildete Narr, der uns abwechselnd den Hof machte? Er bekleidet eine hohe Stelle, denn er ist ein Verwandter der Phalaris. Und der Marquis von Favras, Dein blonder Liebling, ist ein besonderer Liebling des Regenten und hat ungehindert Zutritt in Versailles. Die Weiber in der Provinz wissen gar nicht, was leben heißt. Sie leben wie die Nonnen, ein Anbeter ist schon genug. Da giebt es keine Herzensgeheimnisse, keine verschwiegenen Stelldicheins, höchstens stille Sehnsuchten. Dazu sind wir nicht geschaffen."

„Das ist wahr! Man verträumt hier nur seine Jugend. O, wie will ich jetzt lustig sein und — kokett!"

„Und welche Schauspiele warten sonst noch unser. Wenn wir uns beeilen nach Paris zu kommen, so können wir noch der Hinrichtung eines Grafen von Harron beiwohnen, der sogar ein Anverwandter des Regenten sein soll."

„Was hat er denn verbrochen?"

„Mord und Liebe sollen dabei die Hauptrolle spielen."

„Aber ich kann kein Blut sehen."

„Das siehst Du auch nicht, denn er wird gerädert. Es soll übrigens ein schöner, junger Mann sein. Es giebt dabei eine große Zusammenfluth von Menschen, man sieht und wird gesehen und betet dabei ein Pater Noster für die arme Seele."

„Und was thut man sonst noch?"

„Man geht in's Theater, Oper, Ballet. — Doch Deine Toilette ist beendet, also laß uns gehen und unsere Angelegenheiten vollends in Ordnung bringen."

Und die beiden jungen Frauen entfernten sich scheinbar gleichgültig und harmlos, als ob sie die erbaulichste Morgenunterhaltung gepflogen.

Das war eine Skizze aus jenem Zeitalter, dem alle die Furien entstiegen, die Völker und Staaten in den Abgrund des Verderbens peitschten, und die hier und da noch, wenn auch in weniger abschreckenden Gestalten erscheinen.

Ruf und Ehre.

Novelle von E. H. v. Dedenroth.

Das Städtchen M. hatte seit der Mobilmachung im Jahre 18.. eine Cavallerie-Garnison erhalten. Es waren nur zwei Schwadronen, aber so gering die Zahl der Offiziere auch war, sie bildeten einen geschlossenen Kreis und die Schönheiten von M., welche erwartungsvolle Hoffnungen auf die Garnison gesetzt, sahen sich in so fern getäuscht, als ihnen wohl persönliche Huldigungen zu Theil wurden, aber das gesellige Leben sich weder glänzender noch wechselreicher gestaltete. Die Herren waren entweder zu verwöhnt um daran zu denken, in dem kleinen Orte Bälle und Vergnügungspartien zu arrangiren, oder zu vornehm um den Verkehr mit den Kleinstädtern von M. zu suchen, sie lebten entweder in ihrer Ressource oder ritten, zum großen Verdruß der Schönen von M., nach den benachbarten Gütern um sich dort zu amüsiren.

Heute war Königs Geburtstag. Die Väter der Stadt hatten die Offiziere zu einem Essen geladen, an dem sich alle Honorationen des Ortes betheiligten und Mancher, dem der Himmel Töchter beschieden, hoffte im Stillen, daß dieses festliche Mahl Anlaß dazu geben werde, die größtentheils wohlhabenden jungen Leute dem geselligen Leben der Stadt zu gewinnen.

Unter den Honorationen von M. befand sich auch ein junger Arzt, welcher sich vor Kurzem zum großen Mißvergnügen des Militairarztes, in M. niedergelassen. Doctor Wiebel, so hieß der Stabsarzt, dem die Gesundheitspflege der beiden Schwadronen übertragen worden, hatte nach dem Tode des alten Arztes von M. die Praxis desselben in der Stadt nnd Umgegend erhalten, aber das Sicherheitsgefühl, keinen Concurrenten zu besitzen, hatte ihn saumselig gemacht, und einige verunglückte Kuren ihm den Rest des Vertrauens geraubt, so daß fast sämmtliche Patienten vom Civil ihm untreu wurden, als der Dr. Helden sich in M. niederließ.

Helden war im Städtchen nicht ganz unbekannt, er hatte während der Mobilmachung hier längere Zeit im Quartier gelegen und das Glück, das dem jungen Assistenzarzt bei einigen Kuren hold gewesen, hatte ihm die Aufforderung, sich in M. niederzulassen, verschafft.

Zum ersten Male sollten die Collegen einander heute in geschlossenem Raume begegnen. Wiebel hatte sich in große Uniform geworfen, um den Bürgern durch seinen Rang zu imponiren, er wollte den jungen Arzt einschüchtern, es galt eine nicht unbedeutende Einnahme wieder zu gewinnen. Der junge Mann, rechnete er, hat nichts zu thun, ist jung, der Eifer besticht die eingebildet Kranken, in ernsten Fällen wird man dich wieder rufen und wenn du ihm heute Wohlwollen zeigst, dann wird er selbst dazu rathen.

Er hatte erwartet, der junge Mann werde schüchtern in den Kreis treten und hatte sich vorgenommen, ihn als Collegen zu begrüßen, den Offizieren vorzustellen

und ihm Vorwürfe zu machen, daß er ihn noch nicht besucht, er war so eingenommen von seinem Plane, den Gönner des jungen Mannes zu spielen, daß er gar nicht daran zweifelte, den Nebenbuhler mit einem Schlage in seinen bescheidenen Assistenten zu verwandeln — als plötzlich alle seine Schlüsse zusammenbrachen. Dr. Helden, der Mann den er einführen wollte, stand mit dem Rittmeister Grafen Holms im Gespräch, Beide hatten einander vertraulich die Hände gereicht, und auf der Brust des jungen Arztes glänzte der . . . sche Orden mit Schwertern.

Das war eine seltene Auszeichnung für einen Arzt und sie fiel mehr ins Gewicht als seine Uniform, von der er sich so viel versprochen. Er hörte, wie die Bürger einander zuflüsterten: „Helden hat ja einen Orden, und er trug doch das Band niemals im Knopfloch! — Einen Orden mit Schwertern! Da sieht man die Bescheidenheit des Verdienstes!"

Wiebel ward roth und blau vor Aerger, er konnte seine neidische Wuth kaum verbergen, als Graf Holms ihm den jungen Mann vorstellte.

„Denken Sie, Doctor", sagte der Graf, „Helden und ich, wir sind Kriegscameraden, und er hat es nicht der Mühe werth gehalten, mich hier in dem kleinen Neste aufzusuchen."

„Der Herr College scheinen überhaupt das zurückgezogene Leben vorzuziehen." —

„Ich hatte so viel mit meiner Einrichtung zu thun", entgegnete Helden, „daß ich meinen schuldigen Besuch bei Ihnen noch aufschob, Herr College; etwas Andres war es mit Ihnen, Herr Graf, ich konnte nicht ahnen, daß Sie sich meiner noch erinnerten und wollte eine Begegnung lieber dem Zufall überlassen, als zudringlich erscheinen."

„Sie sind so bescheiden nicht zu sagen, daß auch die Berufspflichten Sie stark in Anspruch genommen", bemerkte Wiebel, „es ist hier außerordentlich viel zu thun und ich freue mich einen jungen Collegen zu haben. Es war für mich zu viel."

Der Graf verzog die Miene zu einem satirischen Lächeln, beide Aerzte bemerkten es, Wiebel erröthete vor Verdruß, aber Helden kam ihm zu Hilfe. „Ich hörte dies", sagte er, „und bekenne mich daher um so schuldiger Ihnen noch nicht meine Aufwartung gemacht zu haben, als ich fürchte, sehr bald in die Lage zu kommen, den Rath eines mehr erfahrenen, älteren Arztes zu beanspruchen."

„Ich werde mich freuen, Ihnen zu dienen, Herr College. Das versteht sich von selbst, wir helfen einander. Ueberdem habe ich, wie gesagt, viel auf den Gütern zu thun, und könnte bei meinem Dienst die Praxis in der Stadt nur so nebenbei betreiben."

„Die Landstraßen sind außerordentlich schlecht" — bemerkte Helden, um das Thema zu ändern.

„Ja und die Fahrgelegenheit kostspielig", fiel der Stabsarzt hastig ein, „besäße ich kein Reitpferd, so müßte ich die Praxis auf den Gütern zurückweisen."

„Ich habe mir einen leichten Wagen bestellt", sagte Helden, ohne zu ahnen, daß er damit der Laune des Collegen den Todesstoß versetzte. Zum Glück ward zu Tische gerufen und so das Gespräch unterbrochen, in welchem sich für den Stabsarzt immer mehr die Gewißheit herausstellte, daß sein Rival noch gefährlicher als er befürchtet.

Die Festordner hatten die beiden Aerzte einander vis à vis gesetzt die heitere Laune des jungen Mannes erschien dem Stabsarzt wie ein Hohn, Alles schien darauf angelegt zu sein, ihn zu kränken, das Glas Wein schmeckte ihm nicht, wenn er mit Helden anstoßen mußte, er sann darauf wie er sich an ihm rächen, ihm schaden könne, und verrieth unwillkürlich eine so gereizte Bitterkeit gegen den Collegen, daß die Nachbarn bei Tische ihn befremdet anschauten und eine Störung des frohen Festes ernstlich befürchteten.

Da trat ein Lakai zu Helden heran und überreichte ihm ein Billet.

„Sie werden doch nicht abgerufen?" fragte der Rathsherr Wildungen, als Helden dem Lakaien die Antwort gab, „er werde kommen."

Helden las das Billet noch einmal. „Ich verstehe die Notiz nicht recht", sagte er, „es scheint als ob Eile nöthig, da man mir einen Wagen schickt, und doch schreibt man, ich solle heute kommen wenn es mir möglich, sonst morgen."

„Also ein Gutsbesitzer, der Sie ruft", sagte der Rathsherr, dem die Störung willkommen zu sein schien, da sie den Arzt aus der Nähe seines Collegen entfernte. „Ein neuer Patient?"

„Es scheint so", murmelte Helden, noch immer das Billet betrachtend, „aber das ist ein sonderbares Schreiben. Ich kenne den Herrn nicht" — —

„Es waltet doch kein Irrthum ob?" fragte Wiebel, dem das Blut ins Antlitz gestiegen. „Man schickt sonst von den Gütern zu mir."

„Ich werde mich sogleich darüber aufklären," versetzte Helden und eilte hinaus.

„Jedenfalls eine Dummheit des Kutschers", sagte der Stabsarzt, der seine verdrießliche Stimmung nicht mehr beherrschen konnte, „man weiß in der Umgegend noch nichts von dem Herrn Helden, schickt zum Doctor und hier wird der Kutscher an die falsche Adresse gewiesen. Es ist unzart, daß Herr Helden ein solches Versehen nicht begreifen will, er wird, wenn er wirklich hinausfährt, Veranlassung zu einer sehr peinlichen Scene geben, aber ich kann ihn nicht warnen, die jungen Aerzte glauben immer, man gönne ihnen keine Patienten."

Helden kehrte zurück. „Behandeln Sie den Grafen Strehlen?" fragte er den Stabsarzt mit einer an ihm sonst nicht gewöhnlichen Erregung.

„Strehlen — nein, das ist der einzige Gutsbesitzer zu dem ich noch nicht gerufen worden."

„Das glaube ich wohl", mischte sich der Raths-

herr lebhaft ins Gespräch, „und es ist höchst überraschend daß er nach einem Arzte schickt. Graf Strehlen", fuhr er fort, als ihn die Aerzte neugierig anschauten, „ist ein Original, eine Art Menschenfeind der mit Niemand umgeht."

„Ich habe davon gehört", bemerkte Wiebel, „unsere Offiziere sind nicht angenommen worden, es ist keinem gelungen eine Einladung nach Strehlenau zu erhalten. Aber wie kann es Sie wundern daß der Graf einen Arzt wünscht, der macht eine Ausnahme. Es wird Jemand erkrankt sein."

„Der Graf doctort selbst, er haßt die Aerzte und spottet ihrer Kunst. Er und sein alter Schäfer halten sich für unfehlbar."

„Dann verstehe ich das Billet. Er schämt sich jedenfalls einzugestehen daß seine Kunst nicht ausreicht, oder will doch das Gutachten eines Arztes hören", entgegnete Helden, indem er seinem Collegen den Brief reichte. „Ich dachte Anfangs, das Billet wäre an die falsche Adresse gelangt."

Wiebel las den Brief, die Adresse trug keinen Namen, das Schreiben war an den Arzt in M. gerichtet. „Herr Doctor", lautete es, „ich habe einen Wagen geschickt Sie holen zu lassen. Erlaubt es Ihre Zeit nicht, daß Sie noch heute kommen, so kann der Wagen in M. die Nacht bleiben und Sie morgen nach Strehlenau bringen. Graf Benno Strehlen."

Das Antlitz des Stabsarztes klärte sich auf. „Der Brief ist unhöflich, so schreibt man an einen Barbier, ich würde solcher Einladung nicht Folge leisten."

„Ich halte es für meine Pflicht", entgegnete Helden ernst, „über die Form hinweg zu sehen, wo es vielleicht ein Menschenleben zu retten gilt."

„Das müßte er schreiben. Ich lasse Ihnen diesen Patienten sehr gern, ich hoffe, Sie werden ihn auch von dem Mangel an Achtung für unseren Stand curiren."

„Sie lassen mir diesen Patienten?" lächelte Helden. „Wenn Sie glauben, Herr College, daß ein Irrthum vorwaltet" —

„Nein, nein, so schreibt man nicht an mich. Und wenn auch ein Irrthum obwaltete, benutzen Sie das, lieber College. Ich habe Patienten genug. Sie fangen erst hier am Orte an."

Helden verbeugte sich, obwohl er schon aus dem Tone der Stimme errieth, daß der Stabsarzt sich zu diesem Entgegenkommen zwingen mußte, er fühlte, daß er das Seine gethan, dem älteren Collegen in höflicher und bestimmter Weise anzudeuten, daß er keiner Gönnerschaft bedürfe.

„Ich beneide Sie um diese Berufung nach Strehlenau", wandte sich jetzt der Rathsherr zu Helden, „Sie werden morgen Patienten haben, die aus Neugier nach Ihnen verlangen. Es ist schon ein Ereigniß für M. daß der Graf seinen Wagen nach der Stadt geschickt."

„Es ist nichts Angenehmes der Gegenstand der Neugier zu sein", entgegnete Helden, den die beobachtenden Blicke seines Collegen doppelt vorsichtig machten, „und das um so weniger, wenn die Discretion, wie bei mir zur Berufspflicht gehört. Man schenkt dem Arzte das weiteste Vertrauen, hat aber dafür auch das Recht mehr als gewöhnliche Rücksichten zu fordern. Uebrigens", schloß er, „glaube ich nicht, daß meine Persönlichkeit in Strehlenau so ansprechen wird, daß man mich auffordern könnte, meine Besuche öfter zu wiederholen als es nothwendig ist."

Er sprach die letzten Worte mit eigner Betonung, als scheue er sich etwas zu sagen, was ihn lebhaft beschäftigte.

„Ganz recht, Herr College", sagte Wiebel, der hierin eine Nachgiebigkeit für seine Wünsche zu sehen glaubte, „der Arzt muß helfen aber auch da stolz auftreten, wo man bisher seiner Kunst gespottet und ihn wie einen Handwerker ruft."

Helden schüttelte den Kopf, als habe er das nicht gemeint, aber er antwortete nicht.

„Herr Doctor", hob der Rathsherr wieder lachend an, „ich wette, Sie reden morgen anders. Es ist noch kein junger Mann nach Strehlenau gekommen, der nicht gern wieder dahin zurückgekehrt wäre. Das Gut hat einen Magnet mit zwei Polen. Der Abstoßende ist der Graf, der Anziehende ist seine Tochter und ihre Cousine, Fräulein von Hochstetten. Die Eine ist blond, die Andere brünett, und ältere Leute als Sie haben versichert, daß wer sich in die Eine nicht verliebt hat, von der Andern bezaubert wird."

„Es sind junge Damen auf dem Schlosse?" rief Helden überrascht.

„Wie Sie gleich Feuer fangen! Aber Vorsicht, Herr Doctor! Graf Strehlen ist ein grimmiger Wächter, der seine Schätze mit Argusaugen hütet."

Helden antwortete nicht, diese Art zu scherzen ward ihm peinlich, denn er hätte sehr eitel sein müssen, wenn er angenommen, daß der Rathsherr ihn ernsthaft warnte, nachdem er mitgetheilt, daß Graf Strehlen einer der stolzesten Edelleute des Landes. Aber die Nachricht schien ihn auffallend zu beschäftigen, er wurde einsylbig und als er endlich aufbrach um die Fahrt anzutreten, sagte der Rathsherr geheimnißvoll lächelnd zu Wiebel: „Ich schwöre darauf, Helden geht mit Heirathsgedanken um, er wurde ganz still als er von den schönen Damen hörte."

Wiebel zuckte die Achseln. „Wenn er so eingebildet ist, gönne ich ihm eine tüchtige Lehre. Die reichen Edelfräulein werden auf einen armen Arzt gewartet haben! Das könnte ihm gefallen."

„Sie täuschen sich. Helden scheint sehr vermögend."

„Pah. Dann wäre er nicht nach M. gezogen um hier eine Praxis zu suchen."

Der Rathsherr eiferte dagegen. Er erzählte daß Helden ein Haus für baares Geld angekauft und sprach von der geschmackvollen Einrichtung desselben. „Helden hat seine Ursache", schloß er, „daß er sich

hier niedergelassen, hinter dem steckt mehr als wir wissen. Ahnte doch kein Mensch, daß er einen Orden besitzt."

Wiebel zuckte die Achseln, er hätte gern eine bittere Bemerkung gemacht, aber es war ein Orden für Tapferkeit und da durfte er keinen Verdacht äußern, der das Verdienst schmälerte.

Folgen wir unterdessen Helden. Der Kutscher des Grafen hat die Pferde gefüttert und mit frischem Muthe greifen sie aus, das Städtchen ist bald verschwunden, der Wagen rollt über die weite Heide dahin.

Helden ist in Gedanken versunken, der Ruf nach Strehlenau hat einen eigenthümlichen Eindruck auf ihn gemacht, und was er über den Grafen gehört, bestärkt seine Zweifel. Es war freilich nichts natürlicher als die Annahme, daß die Pfuscherei des Gutsherrn bei einem Kranken gefährliche Folgen gehabt und er deshalb nach einem Arzte geschickt, aber Helden erinnerte sich einer früheren Begegnung, welche den Umstand, daß man gerade ihn gerufen, sonderbar erscheinen ließ. Es konnte ein Zufall sein aber auch Absicht, und die Ungewißheit hierüber machte ihn erwartungsvoll.

Vor etwa drei Jahren, als er, zur Mobilmachung einberufen, mit dem ...schen Regimente Quartier in M. bezogen, kam er eines Abends zu später Stunde bei einem Weinhause vorüber, als gerade mehrere Soldaten dasselbe verließen. Strehlen hatte als Assistenzarzt den Rang eines Offiziers, aber es fiel ihm nicht ein, die Honneurs zu fordern, die allen Militairbeamten von den Soldaten mehr oder minder ungern gemacht werden. Er wollte vorübergehen, da ergriff einer der Soldaten seinen Arm.

„Herr Doctor — das trifft sich gut. Ich bin krank, Sie können mir Medicin verschreiben, da brauche ich morgen nicht zum Dienst."

Der Soldat schien angetrunken, Helden machte sich von ihm los und rieth ihm, ins Quartier zu gehen, damit ihn keine Patrouille bemerke.

„Ich gehe, aber Sie müssen mitkommen, ich bin krank, Doctor, Sie sehen ich hinke."

Der Soldat hinkte wirklich, das konnte Verstellung, konnte Trunkenheit sein, aber es war auch möglich, daß er sich Schaden gethan. Der Weg war nicht weit und Helden entschloß sich, ihm zu willfahren, da er sonst jedenfalls Lärm gemacht und sich dadurch eine Strafe zugezogen hätte.

„Sie sind ein braver Kerl, Doctor", rief der Soldat und nahm ohne Umstände seinen Arm, „es soll Sie nicht gereuen, daß Sie mitgehen."

„Ich thue es nur unter der Bedingung, daß Sie nicht so laut schreien, denn Sie scheinen mir zu tief ins Glas gesehen zu haben und da hift keine Medicin."

„Doctor, ich bin wirklich krank, ich kann morgen nicht auf's Pferd, ich bin kreuz lahm" — antwortete der Soldat in ruhigerem Tone, „verschreiben Sie mir Etwas, ich will es gut bezahlen."

Helden antwortete nicht, er führte den Soldaten bis vor sein Quartier und rieth ihm nochmals ruhig zu Bette zu gehen, morgen werde er gesund sein.

„So lasse ich Sie nicht fort, Doctor. Unter uns gesagt, ich bin nicht krank, aber ich will einmal ausschlafen. Das ist eine Hundecur, alle Morgen um fünf Uhr auf's Pferd zu müssen und sechs Stunden im Staube zu exerciren. Schreiben Sie mir ein Attest, daß ich das Fieber habe, ich will im Bette bleiben und wenn's Noth thut, Medicin schlucken — es soll Ihr Schade nicht sein."

Der Soldat sprach dies nicht wie ein Betrunkener, der Rausch schien verflogen. „Ich habe Sie hiehergeführt", antwortete Helden, „weil ich Sie für betrunken hielt und Ihnen eine strenge Strafe für einen jugendlichen Leichtsinn ersparen wollte, aber Sie treiben die Frechheit sehr weit, Sie wollen mich bestechen Ihnen ein falsches Attest zu schreiben, es wäre meine Pflicht Sie zu melden."

„Sachte, Doctor, keine Grobheiten", flüsterte der Soldat, „Sie haben einen Edelmann vor sich, keinen Bauer, und wenn ich sage, ich bezahle, so meine ich Gold."

Helden erkannte erst jetzt an den Abzeichen der Uniform, daß er einen Landwehrmann vor sich hatte. Alle Stände sind in der preußischen Landwehr vertreten und nicht immer haben die Söhne der Aristokratie oder die reichen Geldherren den Offiziercharakter erhalten. Man trifft unter den Landwehrleuten eben so gut Leute von Hunderttausenden im Vermögen, als arme Bauern, da ein Loskaufen nicht existirt.

„Sie mögen sein wer Sie wollen", erwiderte Helden, „für jetzt sind Sie Soldat, ich habe Offizierrang, bin Ihr Vorgesetzter und könnte Ihnen Schweigen gebieten, aber ich begnüge mich, Ihnen den wohlmeinenden Rath zu geben, Ihre Pflicht zu erfüllen und, eben so gut wie Sie nichts Ehrloses thun würden, dies auch von keinem Andern zu erwarten."

„Doctor, Sie sind ein Thor, es sind Leute genug da zum Exerciren, was schadet es, wenn Einer fehlt? Ich bin's nicht gewohnt, ich werde wirklich krank, wenn's so fortgeht. Behandeln Sie mich, Sie sollen für den Besuch einen Friedrichsd'or haben, Sie werden schon einen Grund finden."

„Noch ein Wort, Herr, und ich melde Sie Ihrem Rittmeister", unterbrach ihn Helden empört, „Ihre Dreistigkeit geht zu weit."

Damit wollte er sich entfernen, aber jetzt hielt ihn der Soldat mit Gewalt zurück.

„Sie drohen!" knirschte er, und die Besorgniß, daß der Arzt ihn anzeigen werde, ließ seine Hand zittern, er schien unschlüssig zu sein, ob er bitten oder ebenfalls drohen solle.

Helden's Geduld war zu Ende. Mit einem kräftigen Faustschlage auf den Arm der ihn festhielt, machte er sich frei. „Auf den Fleck gehen Sie in Ihr Quartier", rief er, „oder ich hole eine Patrouille."

Der Soldat griff nach dem Säbel, aber er schien sich anders zu besinnen. Einen Fluch murmelnd gehorchte er. „Der Schlag ist Ihnen nicht geschenkt!" rief er dem Arzte nach und verschwand in der Hausthür.

Helden erkundigte sich am andern Tage nach dem Namen des Soldaten, aber er machte keine Anzeige von dem Vorfall, da die Strenge der Kriegsgesetze ihm eine allzuharte Strafe für ein Vergehen erschien, das nur durch einen Mangel an Pflichttreue seiner Collegen möglich geworden sein konnte.

Der Name des Soldaten war Graf Strehlen. Der Besitzer von Strehlenau war nach der Beschreibung des Rathsherrn ein älterer Mann — jener Soldat konnte sein Sohn, konnte aber auch eben so gut nur entfernt mit ihm verwandt sein, und gar nicht auf dem Gute wohnen.

Als er den Namen gehört, erinnerte er sich nicht sogleich, woher derselbe ihm bekannt, dies fiel ihm erst ein, als er schon den Entschluß ausgesprochen, dem Rufe Folge zu leisten. Es war daher eine Beruhigung für ihn zu hören, daß sich Damen auf dem Schlosse befanden, ihre Gegenwart mußte den jungen Strehlen, wenn er ihn dort fand, in Schranken halten. Wie er sich den Charakter des alten Grafen vorstellte, konnte er eine peinliche Scene befürchten, aber er war zu stolz, auf diese Möglichkeit hin die Einladung noch jetzt abzuweisen, wo er eine Erklärung seiner Sinnesänderung Wiebel schuldig war und dieselbe Aufsehen erregt hätte. Sollte er Furcht zeigen, da er doch nur seine Pflicht erfüllt! Und wenn der junge Strehlen kein Verwandter von dem Grafen war, oder diesem wenigstens fern stand, mußte es dann nicht im Schlosse Neugier erregen, daß er einen andern Arzt gebeten, statt seiner hinauszufahren, und war Wiebel der Mann, für diese Neugier eine gewöhnliche Erklärung zu geben?"

So hatte er den Entschluß gefaßt, dem Rufe Folge zu leisten, aber jetzt, wo er sich auf dem Wege nach Strehlenau befand, kamen die Bedenken.

Man konnte nach ihm geschickt haben, um ihm die Thüre zu weisen, das wäre eine für ihn um so empfindlichere Rache gewesen, als Jenen die Entschuldigung blieb, daß sie seinen Namen nicht gekannt hätten, und auf ihm der Vorwurf lastete, sich nicht vorher zu erkennen gegeben zu haben. Und war dies nicht ein Gebot des Zartgefühls, war es nicht eine Rücksichtslosigkeit ein Haus zu betreten, wo vielleicht der Sohn sich beleidigt fühlte? Aber man hatte nach dem Arzte geschickt, nicht nach dem Herrn Helden. Es konnte Gefahr im Verzuge sein, und zum Stabsarzt hatte man kein Vertrauen, ein Dritter war nicht in der Nähe. Der Arzt muß kommen, wenn man ihn ruft. Persönliche Rücksichten dürfen nie den Weg der Pflicht durchkreuzen, er muß seinem Todfeinde das Leben zu retten suchen. — Welche süße Genugthuung wenn er dazu ersehen war, demjenigen Hülfe zu spenden, der ihn mit Rache bedroht.

Die Warnung des Rathsherrn fiel ihm ein. Zwei schöne junge Damen, tyrannisch in der Einsamkeit des Schlosses festgehalten, während die Herzen vielleicht süßen Träumen nachfliegen! Noch hatte keines Weibes Schönheit ihn auf die Dauer gefesselt. Vielleicht gerade weil sein Herz das Bedürfniß fühlte sich mit einem andern Sein zu vermählen, weil er das Glück in der Liebe suchte, hatte kein flüchtiger Rausch ihn bannen können, er fühlte daß ihm das Weib fehle, darum mochte das Herz nicht tändeln. Wie der Geistliche, so bedarf auch der Arzt, schon seiner Stellung wegen, früh einer Hausfrau, man hat größeres Vertrauen zu ihm, die Jungfrau, das verheirathete Weib fordern es beinahe, daß der Mann, dem sie das Geheimste offenbaren, nicht ehelos sei. Helden hatte schon oft daran gedacht sich einen Hausstand zu gründen, aber weil er jedes Weib darauf ansah, ob sie ihm als Gattin genügen werde, ob sie ihm Alles sein könne — gerade deshalb war er für jenen Zauber nicht empfänglich, der sonst das Urtheil im Voraus besticht. Aber es fehlte ihm nicht der Sinn für Schönheit, er forderte sie als eine Bedingung, näherte sich nicht, wo sie fehlte, und wo sie ihn entzückte, da fand er wieder den Kern geringer als die glänzende Hülle verheißen — mit einem Worte, er hatte noch nie geliebt, aber das Herz hatte den Verstand als Laterne gebraucht, um zu suchen.

Die Warnung des Rathsherrn ging ihm im Kopfe herum. Ihn schreckten die hohe Geburt, der Unterschied des Standes nicht zurück, solche Bedenken waren dem stolzen Selbstgefühl des Mannes fremd, der sich überall Achtung verschafft, die Nachricht, daß er ein Bauermädchen von seltenen Vorzügen finden werde, hätte sein Herz in gleiche Erregung versetzt. Ihm kam es darauf an, das rechte Weib für sein Herz zu finden; es zu erobern, das machte ihm keine Sorge, denn er dachte: diejenige welche du wählst, muß auch für dich empfinden, sonst hätte sie ja für dich keinen Werth.

Helden war einer von den Menschen, deren Liebe erst an der Gegenliebe gedeiht und von ihr ihre Gluthen erhält. Enthusiasmus war ihm fremd.

Das Gut Strehlenau war vier Meilen von M. entfernt. Schon dunkelte der Abend. Der Weg führte durch einen Wald, die finstern Tannen, das leise, melancholische Rauschen, Alles stimmte zu ernsten Betrachtungen. Da lenkte der Wagen in einen Seitenweg, uralte Buchen warfen lange Schatten über das Feld, und von bleichem Mondlicht umflossen stand plötzlich das Schloß vor ihm. Die Umrisse des Mauerwerks schienen gigantisch aus dem Dunkel zu ragen, die Wolken hinter ihnen wie Berge, es war Helden als sehe er eine mittelalterliche Burg mit Zwinger und Verließ, es war ihm fast unheimlich zu Muthe.

Der Wagen rollte in den Schloßhof, über dem Portal stand ein riesiges Wappenschild, an den Seiten

der Auffahrt lauerten zwei Bären in Stein gehauen und streckten ihre mächtigen Tatzen nach dem Fremden aus.

Es schien als habe man ihn noch nicht so bald erwartet. Der Lakai führte Helden in ein Wartezimmer und sagte, er wolle ihn dem Herrn Grafen melden.

Es sieht aus, als ob du mit einem Anliegen kämst, murmelte Helden für sich, als er geraume Zeit gewartet, und schon wurde er ungeduldig, als der Lakai zurückkehrte um ihn zum Grafen zu führen.

Helden schritt durch mehrere Zimmer, deren prachtvolle Einrichtung im Roccoco-Geschmack etwas Imponirendes für Jemand haben mußte, der sich noch nie in Schlössern bewegt, es sei denn um ihre Seltenheiten anzustaunen. Aber es ist etwas Anderes, in königlichen Schlössern herumgeführt zu werden wie in Museen, und als Gast ein Schloß zu betreten, dem Besitzer zu nahen, da erst tritt der Unterschied der gesellschaftlichen Stellung lebendig an uns heran.

„Herr Doctor Helden" — meldete der Lakai und öffnete die eichene Flügelthür. Helden trat in das Gemach und ein Mann von hoher, kräftiger Gestalt kam ihm entgegen. Der Graf schien im Zimmer promenirt zu haben, er stand plötzlich vor dem jungen Arzte und erwiderte mit leichter Kopfbewegung den ehrerbietigen Gruß des Fremden. Stolz, Festigkeit und Würde, aber auch der Zug gutmüthigen Wohlwollens lagen in dem Antlitz, das wie ein aufgeschlagenes Buch seinen Charakter zeigte. Silberweißes Haar umspielte die Schläfen, aber er glich einer Eiche, deren Kraft des Winters spottet, seine Gesichtsfarbe war frisch und blühend, der Arzt hätte behaupten können, zu gesund, zu rosig für den Schnee des Alters. Das große Auge war forschend auf den jungen Mann geheftet, der jetzt, nachdem er durch eine tiefe Verbeugung ihm seine Ehrerbietung bezeugt, ihm grade ins Auge schaute, und der alte Herr schien es wohlgefällig zu empfinden, daß sein Blick den Fremden nicht verwirrte.

„Sie sind noch ein junger Arzt" —

Er machte eine Pause, als erwarte er eine Antwort, als diese jedoch nicht erfolgte fuhr er fort: „Sind Sie schon längere Zeit in M.?"

„Nein, aber ich habe dort meine Praxis nicht begonnen."

„Dann müssen Sie Ihr Examen früh abgelegt haben."

Der Graf machte abermals eine Pause. „Darf ich fragen, weshalb Sie mich hergerufen, Herr Graf?" fragte jetzt Helden, dem es peinlich wurde, sich mustern zu lassen. „Doch kein Unglück in Ihrer Familie?"

„Nein, Gott sei Dank, aber Sie scheinen Eile zu haben. Wollen Sie etwa noch in der Nacht zurück?"

„Das wird davon abhängen, ob meine längere Gegenwart hier nöthig ist oder nicht."

Der Alte nickte ihm zu. „Haben wohl viel zu thun in M.?"

„Augenblicklich nicht, aber der Arzt muß auf seinem Posten sein. Darf ich meine Bitte wiederholen, Herr Graf?"

Der alte Herr schaute ihn an, als wäre er ein solches Drängen nicht gewohnt. „Sie haben keine Eile, hier sind Sie nöthig, ich fürchte nöthiger als wo anders. Hat man Ihnen in M. gesagt, daß ich von der Kunst der Aerzte nicht viel halte?"

„Ich hörte, daß Sie, Herr Graf, die Hausmittel lieben."

„Nun — und das verdammen Sie, nicht wahr? Sie glauben, man müsse studirt haben, um ein Unwohlsein zu curiren?"

„Nein; die Anwendung von Hausmitteln, sobald sie mit Vorsicht geschieht, ist oft weniger schädlich, als das Ungeschick eines Pfuschers."

„Ach — Sie meinen man darf sich selber helfen, aber nicht Andere zu curiren versuchen."

„Ich halte dies für gefährlich, denn der Blick des Laien kann sehr leicht irre gehen."

„Aber ein studirter Arzt täuscht sich nie!" spöttelte der Graf ironisch.

„Auch der Arzt kann sich irren, aber wenn er nach bester Ueberzeugung gehandelt, so hat er Gründe für seinen Irrthum gehabt, und sein Gewissen ist beruhigt, während der Laie sich Vorwürfe machen muß."

„Sie haben Recht", entgegnete der Graf mit Wärme, „ich mache mir Vorwürfe, weil ich fürchte, daß ich in guter Absicht Jemand Schaden gethan. Bisher sind wir immer gut durchgekommen mit unsern Hausmitteln, ich und mein alter Schäfer; brauchte höchstens einmal den Bader aus K., aber jetzt haben wir einen bedenklichen Fall. Die Frau des Müllers, die Milchschwester meiner Tochter, ist schwer krank, und, wie ich fürchte, in Folge eines Trankes, den ihr der Schäfer gegeben, ist es schlimmer geworden. Wollen Sie die Behandluug übernehmen, ich zahle das Honorar."

„Verzeihen Sie" — fügte der Graf rasch hinzu, als er bemerkte, daß der Zusatz den jungen Mann zu verletzen schien, „ich will damit nur andeuten, daß Sie mich zum Danke verpflichten. Die Vorwürfe meiner Tochter haben mich sehr unruhig gemacht."

Helden griff nach seinem Hute. „Darf ich Sie bitten, mir einen Führer mitzugeben, Herr Graf."

„Ich werde Sie geleiten."

Der Graf war in wenig Minuten zum Ausgehen gerüstet. Als sie durch das Vorzimmer schritten, befahl er dem Lakaien, der Gräfin zu sagen, daß der Herr Doctor die Nacht im Schlosse bleibe. „Sie müssen mir schon einen Tag schenken", wandte er sich zu Helden, „und Alle unsere Leidenden sehen. Die Geschichte mit der Müllerfrau hat mich ängstlich gemacht. Ich bin sehr froh, daß Sie rasch gekommen."

„Ihre Einladung, Herr Graf, hatte freilich nichts Dringendes."

„Es ist erst heute Abend so schlimm geworden. Ich hoffte bis zum letzten Augenblick daß es besser werden müsse. Aber wo bekommen wir Arznei her?"

„Ich habe das Nöthigste mitgebracht."

„Vortrefflich."

Die beiden Männer schritten über's Feld. Die Unruhe schien den Grafen zu treiben. Die Mühle war nicht weit entfernt, als sie vor dem Hause angekommen, blieb der Graf einen Augenblick stehen. „Herr Doctor", sagte er, „wenn mich oder den Schäfer eine Schuld treffen sollte, dann folgen Sie Ihrer Pflicht, aber lassen Sie die armen Leute nichts merken, auch nicht meine Tochter, sie ist bei der Kranken."

Helden nickte bejahend und folgte dem Grafen in's Haus.

Am Bette der Kranken saß eine hohe, schlanke Gestalt, das prächtige blonde Haar fiel in Locken auf den Nacken hernieder. Das ist die Tochter des reichen Grafen! rief es in der Brust Helden's, und das Herz schlug lauter bei diesem Anblick — schöner konnte ihm die Schönheit nicht erscheinen, als holdes Mitleid im blauen Auge, theilnehmende Fürsorge auf der reinen Stirn.

Er trat zur Kranken, befühlte ihren Puls, hörte ihre Klage und ließ sich dann das Gebräu zeigen, das der Schäfer ihr gegeben.

Der alte Graf zitterte in dieser Secunde, sein Auge hing an den Lippen des Arztes, das erste Wort mußte entscheiden.

Die Gräfin sah die Angst des Vaters, auch ihr Herz pochte lauter und rascher.

Da trat Helden wieder zur Kranken und fragte sie Einiges leise.

„Das Getränk ist gut, aber zu schwach", sagte er dann laut, „ich werde Ihnen etwas Anderes geben."

Der Graf athmete auf, aber sein Blick ruhte um so durchbohrender auf dem jungen Arzt. Hatte er sie nur trösten wollen, oder täuschte er sich selbst? Wie konnte er aus dem bloßen Geschmack errathen, was in dem Gebräu enthalten!

Helden zog aus dem Kästchen, das er mitgebracht, einige Phiolen, bat um eine Schaale und warmes Wasser.

„Ist es Ihr Ernst", flüsterte der Graf ihm zu, „daß das Getränk nichts geschadet? Soll ich den Schäfer rufen lassen, damit er Ihnen die Mischung sagt?"

Helden nannte ihm lächelnd die Kräuter. „Seien Sie ganz unbesorgt", sagte er, „diesmal hatte der Schäfer Recht, aber er gab nur einen Aufguß, während der Extract nöthig gewesen wäre."

„Also ist keine Gefahr?"

„Ich hoffe, nein. Wir müssen den Erfolg der Arznei abwarten. — Jedenfalls bedarf die Kranke der Ruhe, die vielen Menschen im Zimmer beengen sie."

„Wanda, der Herr Doctor fordert, daß die Kranke allein sei. Herwarth", wandte er sich zum Müller, lassen Sie Ihre Base und die Magd hinausgehen. Nur Einer bleibt bei der Kranken, der sie pflegt."

„Das werde ich sein, lieber Vater", nahm die Comtesse das Wort", „Herwarth hat am Tage zu arbeiten und die Frau hat vorige Nacht gewacht."

Der Graf nickte ihr freundlich zu, es gefiel ihm, daß sie sich zu dem erbot, was er nicht von ihr fordern gewollt.

Helden glaubte zu träumen. War das die Familie, von der man in M. erzählte, daß sie jeden Fremden kalt zurückweise, war das der ahnenstolze Graf? Wahrlich, wenn Abgeschlossenheit von der großen Welt das Glück im kleinen Kreise bezweckte und der Stolz hoher Geburt auf dem Bewußtsein hoher Pflichten beruhte, wie hier, dann traf der Leumund sich selbst.

„Ich hoffe, es wird keine Nachtwache nöthig sein", richtete Helden seine Worte jetzt zum ersten Male an die Comtesse, und so unbefangen begegnete ihr Blick dem seinigen, daß er beinahe verwirrt wurde von dem Glanze dieses Auges. Ihr Blick schien eine Erklärung zu fordern, weshalb er dies sage, ob er etwa glaube daß sie sich ungern zu dem Dienste entboten. „Ich werde jedenfalls in einigen Stunden noch einmal nach der Kranken sehen", fuhr er nicht ohne Verlegenheit fort, „wenn meine Arznei wirkt, ist jede Gefahr vorüber."

Noch nie hatte ihn seine gewohnte Sicherheit so im Stiche gelassen, wie jetzt. Es giebt Menschen, die durch Hartnäckigkeit in Fragen den Klügsten verwirren, hier lag die Hartnäckigkeit in dem unbefangenen Anschauen, das eine trockene Erklärung zu fordern schien, wo er Gefühle andeuten wollte. Es war ihm als sei er auf unerlaubter Schmeichelei ertappt, er hatte das peinliche Gefühl eines Menschen, der sich auf fremden Boden gewagt und dort zur Rede gestellt wird.

„Haben Sie etwas dagegen, daß ich bei meiner Milchschwester bleibe?" fragte die Comtesse, als sei ihr der Einwand des Arztes noch nicht klar.

„Durchaus nicht; ich meinte nur, daß die Kranke dieser Güte nicht bedarf." —

„O, Herr Doctor", antwortete sie mit leisem Vorwurf und mit befremdeter Miene, „ich glaube, einer Kranken kann man nie zu viel Liebe erweisen."

Helden verbeugte sich um seine Verwirrung zu verbergen, der alte Graf lächelte vor sich hin. „Kommen Sie zu meiner Frau", sagte er, „die wünscht auch ihren Rath. Nach dem Essen kehren wir noch einmal zurück."

„Ja", fuhr er fort, als sie das Haus verlassen, „so kann man im besten Glauben das größte Unglück heraufbeschwören. Die Frau war vorgestern noch kerngesund. Sie glauben also wirklich, daß keine Gefahr vorhanden?"

„Wenn sich das Fieber legt, ist sie in wenig Tagen wiederhergestellt."

„Und wenn es sich nicht legt?"

„Es wird sich legen. Die Frau hat, wie Sie sagen, eine sehr gute Natur."

„Gott sei Dank, daß Sie gekommen. Ich wurde sehr unruhig als es nach dem Trank schlimmer wurde. Aber was sagen Sie zu meiner Tochter?"

Helden schaute überrascht auf. Diese plötzliche Frage ließ ihn erröthen, er wußte nicht recht, wie er sie beantworten sollte.

„Eine prächtige Frische der Gesundheit, nicht wahr, Doctor?"

„Es scheint so" —

„Ja, sehen Sie, das ist mein Stolz. Die hat noch keinen Arzt gebraucht. Regelmäßiges Leben, gesunde Bewegung, nichts Unnatürliches, keine drückende Hitze, keine Ueberanstrengung in langen Nachtgesellschaften, das ist meine Diät, die ich vorschreibe. Sie darf keine Romane lesen, sich nicht die Augen mit feinen Stickereien verderben, aber sie reitet, sie schwimmt, wie ein Cornet."

„Das Leben in der Natur ist das gesundeste; Sie haben sehr Recht, Herr Graf, die verfeinerten Genüsse, die Unregelmäßigkeiten des Salonlebens erzeugen jene kleinen Leiden, die den Arzt in großen Städten unentbehrlich machen."

„Ja, aber ich erreiche noch mehr. Ich weiß es, daß man mich einen Menschenfeind schilt, weil ich nicht jedem Gecken das Haus öffne und fast mit Niemand verkehre, aber dafür ist die Seele meines Kindes rein, Wanda blüht, wie die Natur sie entfaltet, das Gift der Schmeichelei ist ihr fremd geblieben und sie hat keine Wünsche, als die ich in ihr Herz gelegt."

„Das ist eine seltene Erziehung für eine Dame von Stande."

„Leider Gottes. Man macht jetzt Modepuppen aus seinen Töchtern, die Alles besitzen, nur kein Herz. Wanda soll eine gute Hausfrau werden, dazu gehört Gesundheit des Leibes und der Seele. Gesundheit ist Alles, beim Weibe sogar Charakter."

Helden stimmte bei, es war ihm, als müsse der Graf irgend einen Zweck bei dieser Auslassung verfolgen, die so vertraulicher Natur geworden. Er täuschte sich darin nicht, der Graf schien etwas mehr als eine einsylbige Antwort erwartet zu haben. Er verkürzte plötzlich seinen Schritt.

„Herr Doctor", begann er von Neuem, „ich würde Ihnen gern das Anerbieten machen, die Gesundheitspflege auf meinem Gute zu übernehmen, wüßte ich, daß Sie mich recht verstehen. Ich habe eingesehen, daß ich einen Arzt hier brauche, aber ich möchte nicht, daß der Arzt mein Werk zerstört. Die Tagelöhner sind es gewohnt, leichtere Uebel nicht zu beachten, Krankheiten aus Faulheit sind in Strehlenau nicht an der Tagesordnung, und die Frauen in meiner Familie wissen nichts von Migräne und dergleichen."

„Ich verstehe sehr wohl was Sie wünschen, der Arzt soll hier Niemand zu Klagen verleiten, die er sonst nicht ausgestoßen."

„Ganz recht, aber ich bin noch nicht zu Ende. Ich will auch von der Gesundheit der Seele sprechen. Wir leben hier patriarchalisch. Ich bin das Familienhaupt, meine Bauern sind gewohnt, mir ebenso zu gehorchen, als wäre ich ihr Vater. Ich mag hier keine neuen Ideen" —

„Herr Graf" —

„Lassen Sie mich ausreden. Ich weiß wohl, daß Sie keinen Aufruhr predigen werden, aber ich will auch, daß hier keine Ansichten laut werden, die den meinigen widersprechen, am wenigsten darf dies in meiner Familie geschehen."

„Herr Graf, das ist eine Bedingung, der sich ein Ehrenmann nur unter Vorbehalt fügen kann."

„Gewiß, und Sie werden sehen, daß ich Ihr Pflichtgefühl nie auf die Probe stellen werde. Es ist bei mir Alles nach Grundsätzen geregelt, von denen ich nicht abgehe, weil sie sich bewährt haben. Ich mag keine Gespräche über Politik, aller Neuigkeitskram, die Scandale der großen Welt, gehören nicht in die Unterhaltung ruhiger Leute, ich dulde keinen Angriff auf althergebrachte Sitten, keinen Zweifel an ererbten Rechten. Meine Tochter wird dereinst die Frau ihres Vetters, dieser denkt wie ich, es ist daher gut, wenn nichts ihre Ueberzeugung trübt, daß sie in Zukunft einen ähnlichen Wirkungskreis erhält, wie jetzt, und es nichts Glücklicheres giebt, als demselben zu genügen."

Also das ist der langen Rede kurzer Sinn! dachte Helden, und so überraschend auch die Wendung kam, mußte er unwillkürlich lächeln, daß er einen Augenblick geglaubt, der Graf wäre so einseitig, im Gespräch keine fremde Ansicht gelten zu lassen, er wolle der Unfehlbare sein. Alle seine Grundsätze liefen darauf hinaus, jeden Widerspruch unmöglich zu machen, die Seinen sollten nichts Besseres kennen, als was er gewillt war, ihnen zu bieten. Die Gesundheit, auf die er so viel Gewicht legte, war unbedingter Gehorsam, unterthäniges Jasagen zu dem, was er für gut befunden. Die schöne Comtesse wurde zur Hausfrau irgend eines pedantischen Vetters erzogen, das alte Geschlecht fortzupflanzen und die Familiengüter der Linie des Geschlechtes zu erhalten. Deshalb sollte ihr nie das Gift der Schmeichelei nahen, damit sie Niemand liebenswürdiger finde, als diesen Vetter. Darum keine Neuigkeiten, keine Angriffe auf alte Sitten und Rechte, darum die Lectüre von Romanen verboten — nichts sollte den Glauben erschüttern können, daß ihre ganze Zukunft in der Hand dieses Vetters liege.

Das schöne, sanfte Wesen erschien Helden wie ein Opfer, das fromm und unbewußt den Weg wandelt, der es zur Schlachtbank führt.

„Ich würde zu viel versprechen müssen", sagte Helden nach kurzer Pause. „Ich bin ein Mann, der gewohnt ist eigene Ansichten zu haben und sie nach Kräften geltend zu machen, entschuldigen Sie daher, wenn ich Ihr gütiges Anerbieten ablehne."

Der Graf schien befremdet. „Sie müssen mich mißverstanden haben, da Sie das Nein so rasch aus-

sprechen. Ich werde Ihnen meine Bitte wiederholen, wenn Sie die Meinigen kennen gelernt und sich auf dem Gute umgesehen haben. Wenn Sie irgendwo einer Unzufriedenheit gegen mein System begegnen, wird es mir lieb sein, wenn Sie das offen sagen. Der Einfluß den ich übe, soll keine Last, keine Tyrannei sein, er soll der Unzufriedenheit und dem Unfrieden vorbeugen."

Keine Last — keine Tyrannei? Diese Worte machten Helden wieder irre. Der Graf sprach in einem so herzlichen, wohlwollenden Ton, daß man ihm glauben mußte. Sollte er in so arger Selbsttäuschung befangen sein, daß er wähnte, dem Herzen der Tochter eben so leicht das Glück geben zu können, wie er seinen Bauern ein erträgliches Dasein schuf?

Sie traten in's Haus. Der Graf führte seinen Gast in die Gemächer seiner Frau. Eben so prunkvoll, wie die Säle ausgestattet, so einfach war die Einrichtung der Wohnzimmer. Alles war praktisch, bequem und hatte einen ebenso gediegenen wie freundlichen und behaglichen Charakter. Man fühlte, daß hier eine glückliche Familie wohne. Die Gräfin war eine hohe, stattliche Frau, in ihren sanften Zügen bemerkte man noch die Spuren früherer Schönheit. Sie empfing den Arzt mit jener unnachahmlichen Grazie die sofort einnimmt und doch die Schranke bezeichnet, welche der Unterschied des Ranges gezogen, welche Vertrauen einflößt und aufmerksame Rücksicht fordert. Fräulein von Hochstetten war ganz das Gegenspiel ihrer schönen Cousine, und Helden dachte unwillkürlich an das Wort des Rathsherrn: Wen die Eine entzückt, den bezaubert die Andere. Das lebendige schwarze Auge schaute ihn so allerliebst neugierig an, daß er hätte eitel werden können, und sie lachte so herzlich über einen Scherz des Grafen, daß er viel für einen komischen Einfall gegeben hätte, um sie noch einmal so lachen zu hören. Ja, sie schien zu erwarten, daß er sie unterhalte. Ihre Miene drückte das Verlangen aus, amüsirt zu werden, sie lauschte auf jedes Wort, und nie in seinem Leben hatte er solche Lust zum Plaudern wie heute, aber auch noch nie kam er sich so unbeholfen und geistesarm vor, wie in dieser Stunde.

Die Nachricht, daß die Müllerin in keiner Gefahr, hatte die Damen beruhigt. Die Gräfin schien es selbstverständlich zu finden, daß ihre Tochter dort geblieben. Juliane schänkte den Thee ein, die Unterhaltung drehte sich um die Tagesneuigkeiten vom Gute, und Helden fühlte sich in diesem traulichen Kreise bald wie zu Hause. Jedes Wort das gesprochen wurde, ließ ihn einen Blick in das zufriedene Leben, in die thätige Wirksamkeit dieser Familie thun, welche sich um die ganze Welt ringsumher nicht zu bekümmern schien. Aber auch er mußte erzählen und der Graf begleitete seine Schilderung von M. mit heiteren Scherzen über die Kleinstädter und ihre Hoffnung die sie auf die Husarengarnison gesetzt, und Juliane mockirte sich lachend über die Versuche der Offiziere, in ihrem Hause Eintritt zu finden.

„Sie müssen wissen", erklärte der Graf ihren Scherz, „daß die Herren Offiziere mich für einen Menschenfeind halten und mich bekehren wollten. Meine hübschen Mädchen haben diese christliche Theilnahme an mir auf dem Gewissen. Aber ich blieb standhaft, denn ich halte nichts von oberflächlichen Bekanntschaften und gebe keine Tanzgesellschaften. Die jungen Herren hätten sich hier gelangweilt und mich in meinem ruhigen, regelmäßigen Leben gestört, meine Damen sind gefeit gegen unnütze Galanterien, also war es das Beste, die Thüre nicht erst aufzumachen."

„Ich kann den Verdruß der Husarenoffiziere über die fehlgeschlagene Attaque constatiren", bemerkte Helden, „die Garnison bietet ihnen sehr wenig."

„Mir thut es auch leid", erwiderte der Graf. „Einen oder den Anderen von ihnen hätte ich gern gebeten, aber man verletzt damit die Uebrigen. Es sind ein paar Herren von sehr alten Familien darunter, aber die Mehrzahl ist von neuem oder gar zweifelhaftem Adel, unbemittelt" —

„Machen Sie ihnen daraus einen Vorwurf, Herr Graf?"

„Nein, aber diese Herren sind oder glauben darauf angewiesen zu sein, gute Partien zu machen, und ich ziehe mir nicht gern Schmetterlinge in den Garten."

Der Graf sagte dies in ernsterem Tone und Helden fühlte daß er ein Thema berührt, in welchem der Graf keine „fremden Ansichten" zu hören wünschte. Er brach daher ab, erzählte von seinen Reisen und es schien ihm, als erkenne der Graf es dankbar an, daß er jenes Gespräch nicht fortgesetzt.

Als sie nach dem Abendessen wieder zur Mühle gingen, sprach der Graf dies aus. „Die jungen Herren", sagte er, „die eine gute Partie suchen, sind förmlich auf Galanterien einstudirt, das Phrasengeklingel ist ihnen so zur Gewohnheit geworden, daß sie es überall anbringen und ein unverdorbenes, an solche Redensarten nicht gewöhntes Mädchen, legt den Schmeicheleien eine zärtlichere Bedeutung bei."

„Dann müssen Sie freilich Jedem Ihr Haus verschließen, Herr Graf."

„Wie so?"

„Die Verlockung ist zu groß, jeder Mann wird der Schönheit huldigen."

„Damit wollen Sie andeuten", bemerkte der Graf lächelnd, „daß meine Damen auch von Ihnen Artigkeiten zu hören bekommen würden? Lieber Herr Doctor, davor habe ich keine Furcht, denn Sie scheinen dreist und ehrlich zu Werke zu gehen. Ich hasse nur die übertriebenen Schmeicheleien, die Huldigungen, das kokettirende Getändel."

„Die erste erwachende Neigung hat aber keinen andern Ausdruck."

„Eben deshalb schließe ich meine Thüre zu."

Helden schwieg, er fühlte sich verletzt. Der Graf

schien es für unmöglich zu halten, daß sein Herz eines so anmaßenden Hochmuthes fähig sein könne, sich in eine der hochgeborenen Damen zu verlieben. Er hielt es nicht der Mühe werth vor ihm ebenfalls die Thüre zu schließen. Seine Worte von vorhin waren jetzt erklärt, der Graf fürchtete vielleicht, daß er den Unterhändler spielen könnte. Sein Stolz sträubte sich dagegen, der Gast in einem Hause zu sein, wo man nur aus Herablassung ihn für mehr als einen Handwerker ansah und es für selbstverständlich hielt, daß er dies anerkenne. Aber es flüsterte auch eine andere Stimme in ihm: Zeige wie unsicher jene Schranke, beweise ihm, daß die geistige Bildung und der Stolz edler Gesinnung auf gleicher Höhe stehen, als der Rang der Geburt verliehen, und daß alle Kunst der Erziehung dem Weibe niemals jenen naiven Zug der Natur rauben kann, der die Frau zum Bindeglied der Menschen geschaffen, der immer von Neuem durch das Weib vereint was sich unnatürlich trennt.

Und es war verführerisch, bei diesen Frauen den Versuch zu wagen, ob das Gesetz der Natur stärker als Alles was die Erziehung in das Herz gepflanzt. Des Weibes Seele schmachtet nach dem verwandten Geist, sich mit ihm zu vermählen, und wo sie gefunden was sie gesucht, da kennt die Liebe keine Schranken, da sehnt sie der wahren Heimath entgegen, wie das Bibelwort verheißen.

„Sie scheinen in Gedanken vertieft", störte ihn der Graf aus seinen Betrachtungen, „habe ich Sie, ohne es zu wollen, verstimmt?"

„Nein, aber ich habe eingesehen, daß unsere Ansichten einander gegenüberstehen wie alte und neue Zeit."

„Wie! hätte ich mich also in Ihnen geirrt! Sie können die Frivolität vertheidigen?"

„Das nicht, aber ich glaube errathen zu haben, was Sie, Herr Graf, vielleicht aus schonender Rücksicht für meine Person, nicht geradezu ausgesprochen. Sie scheinen die sogenannten Mesalliancen im Prinzip zu verdammen und auch berechtigte Ausnahmen nicht zu gestatten. Wenn ich recht ahne, so halten Sie es für eine Pflicht der Erziehung nicht nur den Geburtsstolz zu pflegen, sondern auch die freie Wahl des Herzens zu beschränken."

„Woraus schließen Sie das?"

„Aus Allem was Sie mir, einem Fremden, gesagt, ehe Sie ihm die Thüre öffnen."

„Sie combiniren sehr gut. Aber in wie fern glauben Sie, daß Ihre Person davon betroffen?"

„Herr Graf, ich bitte Sie, sich in meine Lage denken zu wollen. Jeder Mensch hat die Eitelkeit, auf seine Person einen gewissen Werth zu legen und, sei er nun dazu berechtigt oder nicht, darauf Hoffnungen zu bauen. Ich kann unmöglich Anschauungen theilen, die meiner Eitelkeit eine Demüthigung bereiten würden, ich kann mir Schranken denken vor denen die Hoffnungen erbleichen, aber ich werde nie solche gelten lassen, welche nur die Anschauungsweise eines Dritten zieht. Diese anerkennen, hieße den eigenen Stolz verleugnen."

„Das heißt", bemerkte der Graf, „Ihnen wäre keine Dame zu vornehm, um die Hoffnung aufzugeben, ihre Gunst und ihre Hand zu erwerben."

„Noch mehr, Herr Graf, ich denke daß keine Dame, die mich sonst ihrer Gunst würdig hält, herabstiege wenn sie mir die Hand reicht."

„Das ist ein Stolz, der mir gefällt, und daß Sie mir dies Selbstgefühl so offen und ehrlich bekennen, erwirbt Ihnen meine höchste Achtung. Ich liebe den kühnen Mann, dem kein Ziel zu hoch, das ist eine Denkungsweise die eben so gut adelt wie ein Ritterschlag."

Helden hatte alles Andere eher als diese Antwort erwartet. Sie erschien ihm geradezu unbegreiflich. Der Graf mußte ihn verstanden haben, eine Ermuthigung konnte es nicht sein, und seine früheren Aeußerungen deuteten an, daß er entfernt davon war, des ungestörten Erfolges seiner Pläne allzu sicher zu sein.

Die Ankunft beim Ziele unterbrach das Gespräch. Wanda erhob sich, als die Männer hereintraten und ließ den Arzt an das Bett treten. Helden richtete einige Fragen an sie, ihre Antworten bekundeten das Interesse, das sie an der Kranken genommen. Die Untersuchung dauerte nur kurze Zeit, Helden war vollständig befriedigt und erklärte, daß die Kranke für die Nacht keiner Hülfe bedürfe, es sei keine Gefahr vorhanden, die Verschlimmerung, deren Möglichkeit er befürchtet sei nicht eingetreten.

Der Graf wechselte einige Worte mit seiner Tochter und wenn die Worte des Arztes sie auch völlig beruhigt, so schien sie doch nur ungern dem Wunsche des Vaters nachzugeben, der sie bat, mit ihm heimzukehren. Der Widerstand, wenn man ihr Sträuben so nennen konnte, lag allein im Mienenspiel, sie versuchte keinen andern Einwand als einen bittenden Blick und fügte sich sogleich, als der Graf sagte: ich wünsche es. Die ganze Scene, so kurz sie war, ließ Helden fühlen, an wie unbedingten Gehorsam sie gewöhnt, und als sie im nächsten Moment eine unbefangene, heitere Miene zeigte und sich zum Fortgehen rüstete, als hätte sie gar nicht daran gedacht bei der Kranken zu bleiben, da fühlte er Bewunderung und mehr noch Mitleid für ein Wesen, dessen Gehorsam so hart erzwungen wurde.

Der Graf übte Gewalt und nicht die Macht der Ueberredung — das war Unterwürfigkeit, aber kein freudiges Gehorchen.

Der Blick Heldens ruhte auf der schönen Gestalt, die einer Königin Ehre gemacht. Was hatte dieses in so bevorzugter Stellung geborene Wesen vor dem armen Weibe voraus? — Nur Dinge auf welche das Herz, welches Glück sucht, geringen Werth legt, und um dieser Zugabe willen, die nichts mehr war, als ein Schmuck, sollte sie auf das Beste verzichten?

„Sie haben der Kranken großes Vertrauen ein-

geflößt, Herr Doctor", redete ihn Wanda an, als sie nach dem Schlosse zurückkehrten, „es muß ein süßes, befriedigendes Gefühl sein, Hilfe spenden und Trost bringen zu können."

„Dies Gefühl ist Ihnen jedenfalls nicht fremd, Comtesse, und Sie genießen es in höherem Maße, denn die Theilnahme, welche man von Ihnen kaum erwarten darf, fordert man vom Arzte."

„Ich verstehe Sie nicht. Es ist die Pflicht eines jeden Menschen dem Nothleidenden zu helfen."

„Ja, aber wie selten wird sie erfüllt! Es ist schon viel, wenn man Theilnahme unter Seinesgleichen findet, aber daß Sie, eine Gräfin, die arme Frau pflegen, das war mehr, als die Kranke hoffen durfte, und ihr Dank wird um so inniger sein."

„Dann muß es in den Städten anders hergehen; wir betrachten Alles was auf dem Gute lebt, als zu unserer Familie gehörig, und das scheint mir auch naturgemäß, denn die Leute arbeiten ja für uns und beweisen uns ihre Anhänglichkeit."

War es Absicht oder Zufall — der Graf, welcher vorangegangen, hatte seine Schritte beschleunigt, so daß Helden und Wanda ein wenig zurückgeblieben.

„Ich habe mir das Landleben immer eintönig und langweilig gedacht", sagte Helden, „aber wie ich es hier sehe, hat es freilich etwas sehr Anziehendes, es ist ein Familienleben in weiterem Sinne. Sie haben niemals das Leben in größeren Städten kennen gelernt?"

„O ja, auf Reisen, aber ich habe dem unruhigen Treiben keinen Geschmack abgewinnen können und mich immer sehr bald nach der stillen Heimath zurückgesehnt."

Das Gespräch stockte einen Augenblick. „Ich hörte", begann sie von Neuem, „mein Vater hat Sie gebeten, der Arzt unseres Gutes zu sein. Werden Ihre Geschäfte in M. dies gestatten? Es ist ein weiter Weg."

„Wie Ihr Herr Vater mir gesagt", antwortete Helden ausweichend, „gehört ein Krankheitsfall hier zu den seltenen Ausnahmen."

„Ja, aber ich traue der Kunst unseres Schäfers weniger zu als meinem Vater, und der Bader, welcher ab und zu gerufen wird, gefällt mir auch nicht."

„Haben Sie denn nie einen ordentlichen Arzt auf dem Gute gebraucht?"

„O ja, ich erinnere mich eines solchen noch sehr wohl, aber es ist lange her. Mein Vater hat, wie ich glaube, Streit mit ihm gehabt, denn er blieb plötzlich fort, aber es kann auch sein, daß es meines Vetters wegen geschah, der eine große Abneigung gegen ihn hatte."

Zum ersten Male hörte Helden sie ihres Vetters erwähnen und obwohl er überzeugt war, daß der Graf Strehlen, den er kennen gelernt, unmöglich der Verlobte dieses reinen Wesens sein könne, war er doch neugierig, etwas aus ihrem Munde über den Mann zu hören, welchen der Graf ihr zum Gatten bestimmt.

„Ihr Herr Vetter wohnte früher auf dem Gute?"

„Woher kennen Sie ihn?" fragte sie überrascht.

„Ich habe nicht die Ehre; die Erwähnung Ihres Verwandten veranlaßte mich zu der Frage, und da Ihr Herr Vater, wie ich bemerkt, denselben sehr hochschätzt, bin ich neugierig" —

„Ist das ein Spott, Herr Doctor", unterbrach sie ihn mit leisem Unmuth, „oder hat mein Vater sich wirklich über meinen Vetter günstig geäußert?"

„Er sagte mir, wie nahe Sie ihm stehen, und das berechtigte mich zu der Annahme, daß er ihm sein ganzes Vertrauen schenkt."

„Ach so", lächelte sie. „Ihre Aeußerung hatte mich überrascht, denn mein Vater ist leider mit dem Vetter nicht besonders zufrieden, und Ihre Bemerkung klang daher wie ein Spott."

„Gnädigste Gräfin, ich würde mir nie einen Spott erlauben" —

„Verzeihen Sie, Herr Doctor, ich sehe es jetzt ein, daß ich einen übereilten Ausdruck gewählt. Mein Vetter hat erst vor Kurzem seine Güter übernommen, aber trotzdem schon die Lust an der Landwirthschaft verloren. Er ist noch jung und das Leben in der Residenz scheint größere Reize für ihn zu haben. Mein Vater zürnt ihm deshalb, er glaubt daß die Güter vernachlässigt werden und daß mein Vetter am Ende ganz die Lust zur Landwirthschaft verlieren könnte. Es war mir daher überraschend von Ihnen gerade jetzt zu hören, daß mein Vater ihn hochschätzt, Sie betonten das Wort so eigenthümlich, daß ich es für Ironie hielt — verzeihen Sie, ich dachte nicht daran, daß Ihnen die Verhältnisse fremd sein mußten."

Sie nimmt ihn also in Schutz, sie liebt ihn! dachte Helden und sein Interesse ward plötzlich kühler, er sah abermals, daß er sich in seinen Combinationen arg getäuscht.

Es war schon Spätabend geworden als sie das Schloß erreichten, und da der Graf niemals von der gewohnten Hausordnung abwich, so führte er Helden nicht mehr in den Kreis seiner Familie, sondern bot ihm eine gute Nacht.

Wanda that ein Gleiches in so ungezwungen freundlicher Weise, daß es ihm vorkam, als sei er schon lange mit dieser Familie vertraut, es erschien ihm wie ein Traum, daß er noch vor wenig Stunden dies Schloß mit so entgegengesetzten Gefühlen betreten.

Am andern Morgen sah er die Familie am Frühstückstisch, und so trefflich hatte es ihm noch nie gemundet, es war eine andere Luft die er athmete, wahrlich, der Graf that recht daran, diesen Tempel zufriedenen Glückes durch keine Neugier entweihen zu lassen. Wie duftige Feldblumen im Thau des Morgens schienen die beiden Mädchen froh in den sonnigen Tag zu schauen, heiteren Frühling auf der reinen Stirn, das Lächeln der Kindheit auf den blühenden Wangen. Und wie sie beide einander umschlangen,

da schien der sinnige Ernst mit neckischer Laune gepaart, die sanfte Milde mit dem muntern Scherz.

Der Graf schlug einen Spaziergang durch das Gut vor, damit Helden sein Asyl kennen lerne, die beiden Mädchen gingen voran und Helden sah das Vaterglück in den Augen des Grafen leuchten. Sie gingen zurück zur Mühle. Die Arznei Heldens hatte schon einen sichtbaren Erfolg und nie hatte ihm der Dank so wohlgethan als hier, wo so schöne Zeuginnen ihn hörten. Wanda blieb in der Mühle zurück, als sie den Weg fortsetzten, und da der Graf hie und da unterwegs Anordnungen zu treffen oder mit seinen Leuten zu sprechen hatte, konnte Helden fast ungestört mit Juliane plaudern. Das kindlich heitere Wesen erschloß sich ganz und er athmete mit vollen Zügen den Zauber ein, den das schwarze Auge schon gestern auf ihn geübt, es war ihm, als spiele er mit einem schönen Kinde, er mußte lachen über ihre naiven Fragen und das Vertrauliche ihres unbefangenen Wesens ließ eine Wärme durch sein Herz strömen, deren volle Süßigkeit er erst fühlte, als die Abschiedsstunde schlug.

„Nun, werden Sie wiederkommen?“ fragte der Graf. „Hat es Ihnen bei uns gefallen?“

„So gut, daß Strehlenau noch immer zu nahe liegt, um mich die Pflichten nicht vergessen zu lassen die meine häufige Abwesenheit von M. nicht dulden.“

„So kommen Sie, wenn es Ihre Zeit erlaubt, ich hoffe daß ich es nicht nöthig habe Sie zu rufen.“ Damit schüttelte ihm der Graf die Hand und die Buchenallee, die ihm gestern so düster erschienen, die kam ihm jetzt vor wie der Laubengang zu seiner Heimath, der er auch den Rücken gekehrt, und wie er sich damals umgeschaut nach seinen Lieben, so blickte er jetzt unwillkürlich nach den Fenstern des Schlosses und es ergriff ihn wie ein wehmüthiges Sehnen, als das Schloß verschwand hinter den Bäumen und vor ihm wieder lag die weite, öde Haide. —

(Schluß folgt.)

Die Orchideen.

Ein Naturbild von Karl Ruß.

Wenn von dem lauen Wehen der Frühlingslüfte gerufen, muntere Sängerfamilien Garten und Hain beleben, die weiten Saatfelder in saftiges Grün sich kleiden, die Obstbäume mit dem herrlichen weißen Brautschleier sich überdecken und die ewig schaffende Natur immer buntere Farben in ihren Teppich webt, da leuchten uns auf den gelbgrünen Wiesenmatten besonders liebliche rothe Blumen entgegen. Dies sind die Blütentrauben der Knabenkrautarten — Orchideen — von denen unsere einheimische Blumenwelt eine große Mannigfaltigkeit besitzt und die nicht blos durch die Schönheit ihrer Farben, sondern auch durch ihren Wohlgeruch uns erfreuen.

Diese Pflanzenfamilie ist jedenfalls eine der schönsten und wunderlichsten zugleich, und der Reichthum an ihnen giebt einer Flora ihren schönsten und fast feenhaften Schmuck, indem die meisten Glieder derselben gar auffallende, sonderbare Formen an ihren Blüten zeigen. Unsere einheimischen mußten sich mit den schlichtesten, am wenigsten abentheuerlichen Gestaltungen begnügen; in dem eigentlichen Vaterlande der Orchideen, den Tropen dagegen, ahmen diese Blumen sogar thierische und Menschengebilde nach.

Die Schmetterlings-Orchis spielt die Rolle eines Insekts ganz täuschend, indem die Blüte an einem langen, kaum bemerkbaren Faden in den Lüften sich wiegt und, von jedem geringsten Hauch bewegt, lustig hin und herflattert. Eine andere, die Spinnen-Orchis, hat drei bis fünf geringelte und merkwürdig gefleckte Blümchen, die kleinen Spinnen ganz ähnlich erscheinen. Dasselbe müssen wir von den schwarzpurpurrothen Blüten der Fliegen-Orchis sagen, die ebenfalls an dünnen Fäden in der Luft hängen. Die Vogelnest-Orchis gleicht mit ihren in einander verschlungenen Wurzelfasern aufs Täuschendste dem zierlichen Bau kleiner Singvögel, und die menschenförmig blühende Orchis bildet gar in ihren langen schlanken Blumen auffallende Gestalten, welche der Form eines Menschenkörpers wirklich nicht unähnlich sind.

Viele Eigenschaften vereinigen sich, um die Orchideen zu den Lieblingen der Blumenliebhaber zu machen, und deshalb fehlen sie auch nimmer in irgend einer bedeutenderen Orangerie. Treten wir nun in einen solchen Glaspalast, welche wundervollen Bilder bieten sich da unseren trunkenen Blicken! Aus den unermeßlichen Pflanzenschätzen tropischer Urwälder haben Reisende die Orchideen in unendlicher Mannigfaltigkeit zu uns gebracht, und seltsamere, reichere und reizendere Blütenformen, als hier in wechselvoller Fülle sich uns bieten, können wir uns ja gar nicht denken. In den sonderbar gestalteten Honiglippen, tiefgefurchten Kelchen, dem herrlichen Sammet der Blumenkronen finden wir Nüancen vom dunkelsten Roth, durch Rothgelb bis Purpur, Gelb, Weiß, Braun bis Dunkelmahagoni. Und diese Farben sind wiederum unter einander auf's Zarteste punktirt oder bilden Streifen u. s. w.

Doch nicht allein die Pracht der Farben und die Mannigfaltigkeit der Formen entzücken unsere Blicke beim Eintritt in das Orchideen-Treibhaus, sondern auch die herrlichsten Wohlgerüche wehen uns balsamisch entgegen. Wir finden eine Menge bekannter Gerüche dort vereinigt, aus denen wir die Düfte des Mai-


b
c

glöckchens, des Jasmins, des Geisblatts, der Narcisse und anderer deutlich zu erkennen glauben und denen wiederum andere fremdartig, aber eben so lieblich sich beimischen. Die Gerüche unserer bescheidenen einheimischen Knabenkrautarten sind meistens sehr angenehm, doch weder so mannigfach, noch so durchdringend als die der fremden.

Während die unserigen auch genügsam im Schoße der guten Mutter Erde, dem Standort der meisten Gewächse wurzeln, ziehen es ihre Verwandten in den Tropen vor, den beschwingten Bewohnern der Lüfte gleich, hoch auf den Zweigen gewaltiger Baumkolosse zu thronen. Wenn der Reisende auf seinen Wanderungen in den Abhängen der Cordilleren jene ungeheuren Einöden durchdringt, in denen die Pflanzenwelt des tropischen Klimas ihre ganze Herrlichkeit und unermeßliche Fülle entfaltet, da sind die Orchideen wahrlich nicht die letzten, welche sein Staunen und seine Bewunderung im höchsten Grade erregen. In den Waldungen Mexiko's, Brasilien's und Indien's zählen die Orchideen Hunderte von Arten. Und hier wie dort umringen sie in wundervollen Gewinden die Baumstämme, schweben Rauchgefäßen oder Ampeln ähnlich, vom Zephyr gewiegt, in der Luft, und lassen lange weiße Fäden malerisch herniederhängen.

Einen solchen Anblick gewährt uns unsere Abbildung; eine der allerschönsten dieser artenreichen Familie hat sich auf dem uralten Stamm eines Strychnosbaumes von Madagaskar angesiedelt, und läßt von hier aus ihre wundervollen Blütentrauben herabwehen Figur b. gewährt uns einen Einblick in die inneren Theile und den Bau der herrlichen Blume, bei dem wir es bedauern müssen, daß wir ihre prächtigen Zeichnungen nicht farbig wiederzugeben vermögen. Der kleinere Abriß von Figur c. veranschaulicht uns die oberen Theile, den Stand und die Entfaltung der Blätter, welche auf dem größeren Bilde abgebrochen werden mußten.

Man nennt einige der schönsten Orchideen Luftblumen — **Aërides** — und diesen Namen verdienen sie in Wahrheit. Sie gehören nämlich keineswegs zu den wirklichen Schmarotzerpflanzen, welche in der Rinde oder gar im Holze anderer Gewächse wurzeln, von deren Säften leben, sondern sie fußen nur auf der abgestorbenen, humusreichen Baumrinde, aus der sie jedoch nur geringen Nahrungsstoff zu entnehmen vermögen, daher sie ihre Hauptnahrung den Niederschlägen der Atmosphäre entziehen müssen. Die Hitze der Tropensonne verdunstet eine ungeheure Wassermasse und diese nimmt jedenfalls dort noch bedeutendere Mengen von Ammoniak, Kohlensäure, Salpetersäure u. s. w. auf, als bei uns. Die Uebersättigung der Luft an Feuchtigkeit ist dort so groß, daß schon bei dem geringsten Sinken der Temperatur sich Thauniederschläge an den unteren Seiten der Blätter bilden, die von Blatt zu Blatt tropfend, fortwährend als lauer Regen im Dunkel des Urwaldes herunterrieseln, während darüber die Tropensonne am klaren, wolkenlosen Himmel brennt. Die bereits erwähnten langen Fäden sind eigentliche Luftwurzeln, deren zahlreiche Spaltöffnungen die nährenden Flüssigkeiten und Gase einsaugen und so der Pflanze eine Existenz ermöglichen, die sie nach menschlichem Ermessen gar nicht führen könnte. Die Bedingungen dieser Lebensweise muß der Gärtner im Treibhause der Orchideen nun ebenfalls künstlich herstellen. Hierzu dient vor Allem Feuchtigkeit und eine erhöhte Temperatur, und als Beförderungsmittel des Gedeihens wird kohlensaures Ammoniak zur Luftdüngung offen hingelegt. In dieser Weise können die Gärtner eine unglaubliche Entwickelung und Ueppigkeit der Orchideen erzielen, und sonderbarer Weise hat sich das Ergebniß herausgestellt, daß die selteneren Arten in den europäischen Treibhäusern weit zahlreicher vorhanden sind, als sie in ihren tropischen Heimathländern es jemals gewesen.

Die Orchideen unserer heimathlichen Flora, die wir schlechtweg bei ihrem deutschen Namen Knabenkrautarten nennen wollen, lieben feuchten, humusreichen Boden und finden sich am häufigsten auf Waldwiesen mit Kalk enthaltendem Untergrunde. Die ersten derselben erblühen mit dem beginnenden Frühlinge, und die letzten finden wir noch im Spätsommer. Sie lassen sich als die Verwandten der prachtvollen Tropenbewohner leicht herausfinden, denn das gefleckte Knabenkraut z. B. zeigt an seiner Honiglippe ebenfalls phantastische Linien, bunte Punkte und sonderbare Zeichnungen, das helmartige trägt einen Helm mit wallendem Federbusch und läßt sogar Sporen erkennen; die übrigen ahmen die Gestalten der verschiedensten Wesen nach u. s. w.

Die Knabenkräuter — auch Kuckuckblumen genannt — erscheinen uns bei weiterer Betrachtung als nahe Verwandten der zwiebelentwickelnden Liliengewächse, denn sie bilden ebenfalls zwiebelähnliche Knollen. Diese letzteren sind für den menschlichen Haushalt von großer Wichtigkeit geworden und bilden unter dem Namen Salep einen bedeutenden Handelsartikel. Leider lassen sich diese Knabenkrautarten nur schwierig anbauen, und deshalb beschränkt sich ihre Ausbeute meist nur auf das Einsammeln der wildwachsenden. Obwohl daher diese Knollen verhältnißmäßig die größte Menge Nahrungsstoff im kleinsten Raum enthalten, so ist bis jetzt in Europa ihre Verwendung doch nur bei der Benutzung als Heilmittel verblieben. Von unseren einheimischen liefern das Salep-Knabenkraut — **Orchis morio** und das männliche Knabenkraut — **Orchis mascula** — die echten runden Salepknollen, von denen das Pfund mit einem Thaler und darüber bezahlt wird. Die weniger geschätzten, sogenannten Händchen-Salep-Knollen, kommen vom gefleckten, breitblättrigen und anderen Arten.

Der meiste Salep kommt aus der Umgebung des

Vogelberges in den Handel, wo einzelne kleine Ortschaften Hunderte von Gulden über Jahr mit dem Einsammeln erwerben und ganze Familien in der Sammelzeit sich ausschließlich mit dem Graben und Zubereiten der Salepknollen beschäftigen. Zum Graben der Knollen bedienen sich die Leute schmaler, gebogener Haken; zu Hause werden die Knollen dann abgewaschen, auf Fäden gereiht, und zum Ertödten ihrer zähen Lebenskraft so lange in heißes Wasser getaucht, bis sie schleimig zu werden beginnen. Zuletzt trocknet man sie scharf aus. Die fernere Zubereitung, das Pulvern, geschieht in den Apotheken und ist eine äußerst mühselige Arbeit, weil die Knollen sehr hart und zähe sind. In neuerer Zeit bedient man sich eigener Mühlen zu diesem Zweck.

Nach Frankfurt a. M. werden jährlich ungefähr 6 bis 8000 Pfund runder und 7 bis 8000 Pfund Händchen-Salep-Knollen zum Verkauf gebracht. Des hohen Preises wegen sind die Knollen vielfachen Verfälschungen ausgesetzt, die jedoch von Kundigen leicht zu erkennen sind. Aus der Nähe des Rhöngebirges brachten vor einigen Jahren die Salepsammler bedeutende Mengen von Knollen, die sie durch Kunstgriffe so zubereitet hatten, daß sie den echten Salepknollen täuschend ähnlich sahen — — und von denen es sich ergab, daß sie von den sehr giftigen Zwiebeln der Herbstzeitlose — Colchicum autumnale Lin. — herstammten.

Bei uns findet das Saleppulver Verwendung als stärkender Trank für schwächliche Kinder und Genesende, an Stelle des Arrow-roots, ferner als Haus- und Volksheilmittel bei Ruhr, Durchfall u. s. w. Dieser Verbrauch in den Apotheken ist aber bereits ein so bedeutender, daß der bei uns eingesammelte Salep bei weitem nicht ausreicht, deshalb wird er in großer Menge aus dem Orient eingeführt. Zahlreiche Kräutersammler beschäftigen sich in Kleinasien, Griechenland und besonders in Macedonien mit dem Einsammeln der Salepknollen und verkaufen dieselben an eigene Händler. Diese führen sie besonders nach der Türkei, wo ein eigenthümlicher, geleeartiger und sehr nahrhafter Trank daraus bereitet wird, der bei den arbeitenden Klassen aller größeren türkischen Städte meistens die Stelle des Kaffes vertritt und schon des Morgens um vier Uhr mit dem Ruf: „Heiße Salep" ausgeboten wird.

Wenn es gelingen sollte, die salepliefernden Knabenkrautarten bei uns im großartigen Maßstabe anzubauen, so wäre damit für die Oekonomie des Volkes ein außerordentlich wohlthätiges Werk in's Leben gerufen, denn wir wären um ein sehr reiches und leicht verdauliches Nahrungsmittel bereichert. Dies dürfte vielleicht sehr schwer halten, denn die Orchideen sind der Hand des Menschen so wenig gefügig, daß es z. B. trotz der unermüdlichsten Pflege und Sorgfalt noch immer nicht gelungen ist, hier die fremden Orchideen aus dem Samen zu erziehen. Mit den einheimischen sind indessen erst wenige Versuche angestellt worden, und deshalb möchten wir hiermit gern auf dies leere und vielleicht einst goldene Ernten bietende Feld dringend hinweisen.

Kehren wir nun von der nutzbaren und heilsamen Frucht, die „dem dunkeln Schoß der heilgen Erde" entstammt, noch einmal zurück zu den freudigen Kindern des Lichts, unseren herrlichen „Luftblumen." In ihrem, eine Fülle der Wunder und Geheimnisse bergenden Vaterlande gab es eine Sage, nach welcher das schönste Geschöpf der Welt, der Paradiesvogel, ohne Füße erschaffen sein sollte, damit er, nur in klarem Aether sich wiegend und vom goldenen Sonnenscheine sich nährend, niemals die unreine Erde berühren dürfe. Die Veranlassung hierzu hatten die ersten, ausgestopft nach Europa gebrachten Paradiesvögel gegeben, denen die betrügerischen Eingeborenen die Füße abgeschnitten und damit den Europäern das Mährchen aufgebunden hatten. Als die Verkörperung dieser Sage erscheinen uns nun die wundervollen Blumen, die nur lose auf den Bäumen haftend, diese weder aussaugen noch belästigen, sondern ihnen nur zum prächtigen Schmuck dienen; die nur aus der warmen, feuchten Atmosphäre ihren Lebensunterhalt entnehmen und daher den glücklichen Wesen gleichen, die frei und an nichts Irdisches gebunden, sich immerfort eines hehren, wonnevollen Daseins erfreuen.

Ich sah Dich weinen.

(Nach Lord Byron.)

Ich sah Dich weinen — sah Krystall
Dein blaues Auge sprühn;
Ein Veilchen schien's im Tropfenfall
Des Morgenthau's zu glühn.
Ich sah Dich lächeln — Sapphirglanz
Erlosch vor Deinem Licht,
Verdunkelt jäh zum Strahlenkranz
Der lächelnd Dich umflicht.

Wie Sonnengold der Wolke Saum
Dort tief und rosig malt,
Daß selbst durch nächt'gen Schattenraum
Ein sel'ger Glanz noch strahlt:
So läßt Dein Lächeln reines Glück
In welker Brust selbst blüh'n,
Und leuchtend bleibt ein Strahl zurück,
Durch Seelennacht zu glüh'n.

Georg Pertz.



Heinz von Lüdder.

Das Leben Philipps des Großmüthigen, der unter mannichfachen Kämpfen die Reformation in seinem Hessenlande einführte, enthält manchen rührenden und ergreifenden Zug treuer Unterthanenliebe. Darunter ist nicht zu vergessen die Geschichte des Heinz von Lüdder, jenes tapferen Waffengefährten, Rathes und Feldhauptmanns des trefflichen Landgrafen. Die Chronisten erzählen sie und Dichter haben sie mehrfach besungen und verherrlicht. Die Thatsache ist folgende:

Heinz war, während sein Fürst in Halle treuloser Weise gefangen genommen wurde und fünf Jahre lang zu Mecheln die Fesseln des Kaisers trug, mit der Commandantur der Festung Ziegenhain betraut und bewachte dieselbe mit unerschütterlicher Treue und Entschlossenheit. Vergebens waren alle Drohungen Karls V., Heinz trotzte dem die Uebergabe fordernden kaiserlichen Befehlshaber und wollte die Schlüssel der Feste Niemanden als seinem Herrn und Fürsten selber ausliefern. Ja selbst als man zu Mecheln durch mancherlei Bedrückungen dem Landgrafen endlich einen Befehl zur Uebergabe abgedrungen hatte und diesen dem standhaften Commandanten vorwies, lehnte Heinz die Herausgabe mit der Erklärung ab, der freie Landgraf habe ihm die Stadt anvertraut, nur seinem freien Herrn werde er sie zurückgeben, da ein Gefangener keinen freien Willen habe. Wer gedenkt dabei nicht jenes heldenmüthigen Befehlshabers von Graudenz, in dem verhängnißvollen preußisch-französischen Kriege der Jahre 1806 und 1807?

Als nach fünf Jahren Philipp in Folge des Vertrags zu Passau seiner Haft entlassen wurde, hatte man unter den Bedingungen der Freilassung dem gebeugten Landgrafen auch das schriftliche Gelöbniß abgepreßt, den trotzigen und widersetzlichen Commandanten von Ziegenhain zur Strafe unter dem Thore der Festung aufknüpfen zu lassen. Am 4. September 1552 kehrte Philipp unter dem Jubel des Volks in's Vaterland heim, aber wie hätte er solche Treue je bestrafen können.

Gleichwohl kam er seinem gegebenen Versprechen wörtlich nach, aber in einer Weise, die für Heinz nicht wenig ehrenvoll war. Er ließ ihn unter dem Thore von Ziegenhain feierlich an einer goldenen Kette emporziehen und hing sie dann selber dem Tapferen als Ehrenkette um. Die Kette erbte in der Familie als theures Angedenken fort, und ein Theil davon soll sich noch jetzt im Besitze der Freiherrn von Schenk zu Hermannstein befinden, die in weiblicher Linie von den Lüdders abstammen.

Dieselbe Familie bewahrt unter ihren Urkunden auch noch Briefe jenes hochherzigen Ahnen auf, die derselbe an seinen gefangenen Landesherrn richtete, ihn in seinem Gefängnisse zu trösten und aufzurichten.

Nicht alle Nachkommen Philipps wurden und werden von ihrem Volke einer gleichen Anhänglichkeit werth gehalten!

G. Heusinger.

Droysen erzählt in seinem Leben Yorks einen Vorgang, der den Character dieses eisenfesten, unbeugsamen Mannes trefflich kennzeichnet: Man war in Paris zu einem großen Diner versammelt, — nur Blücher fehlte. Ein junger Fürst, dem der Krieg sein Land wiedergegeben, äußerte: „warum doch nur der Blücher die ganze Gesellschaft warten lasse." York hörte das; wie er pflegte, die Haare rückwärts streichend, sprach er: „wird denn Niemand dem Manne Antwort geben?" Dann trat er selbst zu dem Fürsten: „ich dächte, es wäre besser, daß Ew. Hoheit hier auf den Blücher, als in Petersburg auf Ihre Pension warten."

„Le roi est mort, vive le roi!" Nicht immer hat dieser echt französische Spruch gegolten. Als Kaiser Konstantin der Große gestorben, wurde sein Körper, wie der englische Historiker Gibbon erzählt, mit den eitlen Symbolen der Größe, dem Purpur und Diadem geschmückt, auf ein goldnes Bett in einem der Gemächer des Palastes niedergelegt, welches zu diesem Zwecke glänzend verziert und erleuchtet war. Jeden Tag näherten sich zu bestimmten Stunden die Großbeamten des Staates der Person ihres Souverains mit gebogenen Knien und feierlichem Antlitz und brachten ihre ehrfurchtsvollen Huldigungen so ernst dar, als wäre er noch am Leben. Er regierte also im Tode fort. Sapor, der König von Persien und der größte Feind des Sohnes Konstantins, war dagegen eher König als er geboren war. Die Magier hatten versichert, daß die Königswittwe einen Sohn gebären würde. Die Perser schritten daher ohne Verzug zur Königskrönung. Ein königliches Bett, worauf die Königin im Prachtgewande lag, wurde inmitten des Palastes aufgestellt, ein Diadem auf den Platz gelegt, von dem man glaubte, er verberge den künftigen Erben des Artaxerxes und die Satrapen betraten zur Erde gebeugt, die Majestät ihres unsichtbaren und unempfindlichen Souverains an.

Ruf und Ehre.

Novelle von E. H. v. Dedenroth.

(Schluß.)

Helden pries seinen Stern, daß er gerade in M. eine Stellung gefunden. Es waren besondere Verhältnisse, die ihn veranlaßt, einen kleinen Ort zu seinem Aufenthalte zu wählen. Sein Vater war Kaufmann und hatte ihn für diesen Beruf erziehen lassen, aber die Abneigung des Knaben gegen denselben, hatte den Widerstand des Vaters besiegt. Helden studirte Medicin, machte sein Examen, da traf ihn in der glücklichsten Periode seines Lebens, in jenem Momente, wo er mit stolzer Befriedigung sagen konnte: „Was ich bin, verdanke ich mir selbst!" die Nachricht, daß sein Vater einen betrüglichen Bankerott gemacht und entflohen sei. Der stolze Name der weit verbreiteten Firma war entehrt, der Fluch von tausend Betrogenen lastete auf ihm. Helden wies jede Unterstützung zurück, die ihm sein Vater aus der Ferne anbot, das Band war zerrissen, das stolze Selbstgefühl des Sohnes getrübt durch den unverschuldeten Fluch. Der Vater starb in der Fremde, Helden erwarb sich kümmerlich sein Brot, er brauchte das Erbe nicht zurückzuweisen, denn eine neue, unglückliche Speculation hatte in Amerika den Raub verschlungen, mit dem sein Vater sich dorthin gerettet. Aber das Schicksal, das Helden so tief gebeugt, sollte ihn wieder aufrichten. Ein Verwandter von ihm, ebenfalls ein großer Kaufmann, starb, Helden war der Erbe und sah sich plötzlich im Besitz eines ungeheuren Vermögens. Er ließ unter der Hand die Gläubiger seines Vaters aufsuchen und ihnen das Geraubte zurückerstatten, er that es ohne Geräusch, damit der Name seines Vaters nicht wieder genannt werde. Der Rest seines Erbes genügte, ihn zu einem wohlhabenden Manne zu machen, aber der Drang nach einem selbstständigen Wirkungskreis bestimmte ihn, sich diesen in einer kleinen Stadt zu suchen, wohin die Kunde von der Schande des Vaters nicht gedrungen, und hier die ärztliche Praxis fortzusetzen, die ihm bisher eine zufriedene Existenz verschafft. Es war Thätigkeit, nicht Broterwerb, was er suchte und das Streben ein, seinen Mitmenschen nützlich zu werden, machte ihn in M. zu einem so unangenehmen Rivalen für den Stabsarzt, der gewiß, wenn er vermögend gewesen wäre, die lästige Praxis aufgegeben hätte. Der Wunsch, sich eine Häuslichkeit zu gründen, lag daher nahe, ein geliebtes Weib war das Einzige, was ihm fehlte und nie fühlte er dies Bedürfniß brennender, als nach seiner Rückkehr von Strehlenau, wo er ein so selten glückliches Familienleben geschaut.

Und wie schelmisch verlockend blitzte das schwarze Auge Julianen's durch seine Träume, es glänzte spöttisch, wenn das Bild Wanda's vor seine Seele trat, er hatte keine Ruhe, es zog ihn hinaus, wieder in die sanften Züge Wanda's und in das schwarze Auge Julianen's zu schauen.

„Sie sind verliebt!" lächelte der alte Rathsherr, als Helden eines Tages besonders zerstreut war, „gestehen Sie es nur, die Zauberinnen von Strehlenau haben es Ihnen angethan!"

Helden erröthete. „Woraus schließen Sie das?" fragte er.

„Weil Sie Ihren Besuch noch nicht wiederholt haben. Ein anderer Mann als Sie, wäre den Tag nachher wieder nach Strehlenau gefahren, Sie wollen zögern, damit Keiner argwöhne, wie gern Sie hinausfahren und verschieben dies länger als Ihre sonstige Höflichkeit es rechtfertigen kann."

Helden sah sich durchschaut und war von der Richtigkeit dieser Bemerkung so betroffen, daß er keine Ausrede fand. Er hatte sich von Tag zu Tag für den zweiten Besuch in Strehlenau ein späteres Ziel gesetzt und jetzt fühlte er, daß sein Zögern zu lange gedauert, um nicht auffällig zu werden. Schon der Kranken wegen hätte er die Fahrt unternehmen müssen, aber er fürchtete sich vor diesem Besuch, denn er mußte entscheidend werden für seine Zukunft und er war sich noch nicht klar, was er wünschen sollte. Die Mädchen waren seiner Ruhe gefährlich, übernahm er die Gesundheitspflege auf dem Gute, dann gab er seiner Neigung Gelegenheit sich zu entwickeln und dies war, den so ernst ausgesprochenen Ansichten des Grafen gegenüber, gewagt, schlimmer noch als die Einsamkeit war eine unglückliche Leidenschaft. Zerriß er dagegen das kaum angeknüpfte Band, so beraubte er sich eines Vergnügens, das seinem Herzen die wohlthuendste Anregung gegeben. Aber es schien auch, als ob der Graf einen Unterschied zwischen Wanda und Juliane gemacht, bei der Ersteren waren seine Grundsätze durch das Familieninteresse unterstützt, sie sollte durch eine Heirath mit ihrem Vetter die Güter beider Linien vereinen. Juliane war nicht seine Tochter, bei ihr war sein Wille vielleicht kaum maßgebend, und sie war es, deren Bild Helden am lebhaftesten beschäftigte. Der Eindruck, den Wanda auf ihn gemacht, war verwischt durch die Erscheinung Julianen's, aber doch stark genug, um ihn die Bedingungen des Grafen erwägen zu lassen. Wenn jener Vetter derselbe Strehlen war, der ihm einst begegnete, dann erschien es ihm unmöglich, daß die sanfte Wanda ihr Glück an seiner Seite finden könne, und wenn er ihm im Schlosse begegnete, war eine

peinliche Scene vorauszusehen. Der Graf konnte dann mit Recht zürnen, daß er ihn in diese Verlegenheit gebracht, wenn er aber jetzt sich darüber äußerte, wurde er zum Ankläger.

„Rathen Sie mir", wandte er sich an Wildungen und erzählte ihm das Renconter. „Kann ich mich in ein Haus einbürgern, wo der Verlobte der Tochter mich tödtlich haßt?"

„Es kommt darauf an, ob Sie das Haus gern besuchen, ich bin überzeugt, der Graf Strehlen wird die Sache gern der Vergessenheit übergeben, wenn es wirklich derselbe ist, den Sie meinen."

„Ich glaube das Gegentheil, man haßt denjenigen immer, der uns einen Vorwurf machen kann und von dem wir fühlen, daß er uns verachten muß."

„Wohl, aber Sie können nie derjenige sein, der das Rencontre zu fürchten hat, es ist des Grafen Nachtheil, wenn er den Schleier lüftet."

„Ich fürchte die Begegnung nicht, ich bin nur zweifelhaft, ob ich den Grafen darauf vorbereiten muß."

„Das würde ich nicht thun, der junge Mann kann sich ja geändert haben."

Helden entschloß sich, diesen Rath zu befolgen, und schon am andern Tage war er auf dem Wege nach Strehlenau.

Der Empfang war von allen Seiten freundlicher als er erwartet, man deutete ihm an, daß sein Zögern den Besuch zu wiederholen, Jeden befremdet habe und er verlebte einen Tag im Schoße der Familie, der ihm den Abschied schwer machte. Es hatte sich Keiner seinetwegen genirt, Alle waren den gewohnten Beschäftigungen nachgegangen und doch hatte man ihn zuvorkommend behandelt. Gerade darin, daß jede Gêne, jedes Ceremoniel unterblieb, lag das Verlockende für ihn, recht bald wieder zu kommen. Es schien, als wolle man es ganz in seine Hand legen, ob er sich auf dem Gute als Fremder oder wie zu Hause betrachten wolle. Die jungen Damen kannten keine Schüchternheit, er konnte bald mit der Einen, bald mit der Andern ungestört plaudern, er geleitete sie in den Garten, über's Feld, durch's Dorf, man schenkte ihm das unbefangenste Vertrauen. Diese Familie schien nach den Grundsätzen der englischen Aristokratie zu verfahren — das Haus wird schwer einem Fremden geöffnet, ist dies aber geschehen, dann schenkt man ihm auch das unbedingteste Vertrauen.

Helden wiederholte seine Besuche jetzt regelmäßig, der Tag, wo er nach Strehlenau fuhr, war ihm ein Fest, worauf er sich freute und von dessen Erinnerungen er zehrte. Er fühlte, daß sein Herz draußen gefesselt, daß die Fahrt nach Strehlenau immer mehr ein Bedürfniß seines Lebens wurde, ohne sie hätte er den Aufenthalt in M. nicht mehr ertragen. Und man sah ihn dort gern, er war ein Freund Aller geworden, die Eine aber, in deren Augen er immer tiefer geschaut und sein ganzes Dichten und Trachten versenkt, die wurde schüchtern, wenn er nahte, die schien ihn jetzt fliehen zu wollen und doch fühlte er den warmen Gruß ihres Herzens, der ihn wiederkehren hieß, wenn er schied.

„Lieber Doctor", sagte eines Tages der Graf, „ich sehe mit Vergnügen, daß Sie uns Allen lieb wie ein Glied der Familie geworden und daß es Ihnen hier wohlgefällt. Das ist ein Triumph für mich. Als wir uns kennen lernten, fanden Sie mein System schroff. Sie hielten mich für einen Tyrannen."

„Herr Graf, Ihre Güte gegen mich ist tyrannisch, denn sie legt Fesseln an, die ich nicht mehr abzustreifen vermag."

„Ich will das für keine Schmeichelei halten, sondern mich freuen, daß es mir gelungen, Ihnen diese Fesseln anzulegen, aber", setzte er lächelnd hinzu und sein Auge heftete sich treffend auf den Arzt, „ich bin nicht so eitel, die Zauberkraft dieser Fesseln mir zuzuschreiben."

Helden stieg das Blut ins Antlitz. Wollte ihm der Graf entgegenkommen, ihn ermuntern, den Wunsch seines Herzens auszusprechen?

„Ich errathe den versteckten Vorwurf", entgegnete er, „Sie meinen, daß ich die Bedingungen, welche Sie mir gemacht, nicht erfüllt, aber ich bin nicht darauf eingegangen, da ich schon damals ahnte, welchem Zauber ich dann zu widerstehen hätte."

„Doch, lieber Helden, Sie haben mich nur nicht völlig verstanden. Ich wäre ein Thor, wollte ich glauben, ein junger Mann könne mit hübschen Mädchen verkehren, ohne galant zu sein und ihnen den Hof zu machen, aber es läßt sich dies auf verschiedene Weise thun. Es ist mein sehnlichster Wunsch, daß Wanda die Frau ihres Vetters wird, aber meinen Sie, ich wäre ein so schlechter Vater, dies zu fordern, wenn ihr Herz sich dagegen sträubte? Nein, aber man muß ein junges Mädchen vor dem Gift der Schmeichelei bewahren, damit ihr Herz, wenn es über seine Zukunft entscheidet, sich ruhig prüfen kann und nicht durch Eitelkeit bestochen ist. Deshalb that ich Alles, sogenannte Glücksritter von ihr fern zu halten. Wanda hat Pflichten, ich habe keinen Sohn, meine Güter fallen ihrem zukünftigen Gatten zu, es liegt also in ihrer Hand, der Familie einen großen Besitz zu erhalten. Bringt sie meine Güter ihrem Vetter zu, dann hat die ganze Familie Strehlen in dieser Linie einen mächtigen Halt, der Jedem zu Gute kommt, Besitz giebt dem Namen Ansehen und der Familie Einfluß. Wird aber das Vermögen zersplittert, so findet das Gegentheil statt, die einzelnen Glieder verlieren ihren gemeinsamen Vereinigungspunkt. Es ist Familien- nicht Adelstolz, der meinen Wunsch erzeugt hat, und ich glaube so gewaltet zu haben, daß auch meine Gutsunterthanen vertrauensvolle Anhänglichkeit an den Namen Strehlen gewonnen. Die vererbt sich und kommt dem Enkel zu Gute, wenn auch einmal ein Sohn schlecht waltet."

Helden war überzeugt, daß der Graf ihm diese

Auseinandersetzung nicht allein gegeben, um nicht falsch beurtheilt zu werden, es schien ihm, als wolle der Graf damit indirect aussprechen, daß auf Julianen ähnliche Pflichten nicht lasten, und die Bemerkung, daß er nicht adelstolz sei, erfüllte ihn mit frohester Zuversicht. Juliane war eine Waise und arm, so viel hatte er schon erfahren, der Graf hatte sie an Kindes statt in sein Haus aufgenommen, war es also zu viel gewagt, wenn er annahm, daß diese Erklärung eine Ermuthigung für ihn sei und das um so mehr, als seine wachsende Neigung ihm nicht verborgen geblieben sein konnte?

Berauscht von süßer Hoffnung fuhr er heim, es hatte sich heute für ihn keine günstige Gelegenheit gefunden, Julianen ungestört zu sprechen, aber die größeste Sorge war von seinem Herzen genommen, er wußte jetzt, daß er werben durfte, daß der kindliche Gehorsam Juliane's nicht auf die Probe gestellt wurde durch seine Liebe.

Es verging eine längere Zeit, ehe er wieder Muße fand, nach Strehlenau hinaus zu fahren, da einige Schwerkranke seine Gegenwart in M. nöthig machten. Es grassirte eine bösartige ansteckende Krankheit und er sah sich sogar auf Wunsch der Patienten oft genöthigt, den Stabsarzt Dr. Wiebel zur Consultation heranzuziehen, ebenso wie dieser das Gleiche von ihm verlangte.

Die Krankheit breitete sich auch in der Umgegend aus und Helden war schon besorgt, daß man ihn in Strehlenau vermissen könne, da äußerte Wiebel eines Tages mit schlecht verhehlter Schadenfreude, daß er dorthin gerufen worden.

So gut wie Helden auch sonst seine Miene beherrschen konnte, diese Nachricht ließ ihn die Farbe wechseln. Das war eine Kränkung, die einer absichtlichen Beleidigung glich. Aber es ist unmöglich, rief es in ihm, es muß ein Irrthum des Boten gewesen sein, der Graf hätte wenigstens die Rücksicht genommen, dir zu schreiben, wenn er dein Ausbleiben nicht auf natürliche Weise entschuldigt. Aber wie, wenn der Bräutigam Wanda's angekommen und ihn verleumdet? Es war dies möglich, sogar wahrscheinlich, aber wie stimmte es zu dem Charakter des Grafen, daß er verdammte, ohne den anderen Theil gehört zu haben! War sein Vertrauen so leicht zu erschüttern?

In der ersten Erregung griff er zur Feder, um an den Grafen zu schreiben. Aber er war zu unruhig, um sich ohne Gereiztheit zu äußern. Wenn es ein Mißverständniß war, dann durfte er nicht schreiben, war es eine Beleidigung, dann entwürdigte er sich durch einen solchen Schritt.

Er warf die Feder weg und eilte zu Wildungen.

Noch ehe er Worte fand, allmälig auf den Zweck seines Besuches zu kommen, wurde ihm hier eine neue Ueberraschung. „Lieber Doctor", sagte der Rath, „ich nehme das lebhafteste Interesse an Ihnen und wollte Ihnen schon längst eine Mittheilung machen, aber ich schwankte, weil ich befürchten muß, daß Sie mich falsch verstehen."

„Ich halte Sie für einen wohlmeinenden Freund und das Vertrauen zu Ihnen führte mich her."

„Dann bin ich beruhigt; ich fürchtete, Sie könnten wahres Interesse für ausdrückliche Neugier halten. Sie haben Feinde hier im Orte."

„Das vermuthe ich seit heute Morgen."

„Ich habe es längst bemerkt. Hüten Sie sich vor Ihrem Collegen und Rivalen."

Helden lächelte verächtlich. „Sie geben mir eine Gewißheit", sagte er, „die mich tief, aber in anderer Weise erschüttert, als Sie glauben. Ich bin vermögend und suche in der Praxis keinen nöthigen Broterwerb; ich bin nur insofern der Rival des Dr. Wiebel, als es meine Pflicht ist dahin zu gehen, wo man mir größeres Vertrauen schenkt als ihm, und was den Erwerb anbetrifft, so wäre es mir gleichgültig, ob ich Patienten verliere oder nicht. Aber ich schmeichelte mir, in manchen Häusern auch persönlich willkommen zu sein und es hat mich tief verletzt, daß man an einem Orte die Rücksicht für die Person vergessen, als man nur den Arzt wechseln gewollt."

„Das verstehe ich nicht", rief Wildungen, von dem Tone seiner Stimme betroffen. „Ich wollte Ihnen von Angriffen gegen Ihre Person erzählen, als Arzt schätzt man Sie überall hundert Mal höher als Wiebel."

„Angriffe gegen meine Person!" rief Helden erbleichend, „was macht man mir zum Vorwurf?"

„Man sagt nichts Bestimmtes, aber man flüstert Allerlei. Darf ich ohne Scheu reden?"

„Herr Stadtrath, ich werde an dem Maße Ihrer Offenheit Ihre Freundschaft erkennen."

„Man sagt, es müsse besondere Gründe haben, daß ein so wohlhabender Arzt nach einer kleinen Stadt gezogen und sucht sich das zu erklären. Ein Kaufmann Helden wurde wegen Bankerotts verfolgt." —

„Ich verstehe", murmelte Helden mit bebender Lippe. „Und was glauben Sie, Herr Rathsherr?"

„Ich halte Sie für einen Ehrenmann."

Helden reichte ihm bewegt die Hand. „Sie täuschen sich nicht und deshalb will ich Ihnen sagen, daß es mein Vater war, den man verfolgt, daß er im Elend gestorben und daß kein Pfennig von seinem Gute in meine Hände gekommen."

„Können Sie das beweisen? Nicht um meinetwillen", verbesserte sich der Rathsherr rasch, „denn ich habe nie an Ihnen gezweifelt, aber die öffentliche Meinung" —

„Herr Wildungen", fiel ihm Helden lebhaft ins Wort, „wenn Sie mich für einen Ehrenmann halten können, warum sollten Andere es nicht vermögen? Die Achtung derer, welche auf ein Gerücht hin Jemand verdammen, der ihnen bisher ehrenwerth erschienen, die ist mir keines Wortes werth, solchen Leuten gebe ich nicht mein Geheimniß preis, damit sie um so bos-

hafter kritteln können. Aber wissen Sie, daß man mich in Strehlenau wie einen Freund behandelt hat und heute höre ich von Wiebel, daß man ihn hinausgerufen. Man hat mich nicht einmal davon avertirt. Was sagen Sie dazu?"

„Das glaube ich nicht und würde es in Ihrer Stelle nicht eher glauben, bis jeder Zweifel unmöglich. Graf Strehlen ist kein Mann, der sich zu sagen scheut was er denkt, er geht offen zu Werke."

„Das glaube ich auch und deshalb habe ich nicht gethan, was ich im ersten Augenblick wollte. Aber was meinen Sie, was ich thue?"

„Ich würde die Rückkehr Wiebels abwarten und wenn kein Irrthum stattgefunden und keine Erklärung erfolgt, ruhig hinausfahren, als wäre nichts geschehen."

„Und wenn ich draußen den jungen Grafen treffe?"

Der Rathsherr ward stutzig. „Daran hatte ich nicht gedacht! — Es liegt Ihnen viel daran", fuhr er nach kurzer Pause mit warmer Theilnahme fort, „daß man Sie in Strehlenau nicht falsch beurtheilt?"

„Sehr viel, aber doch nicht so viel, um mich zu rechtfertigen, wenn man beleidigen wollte, ohne vorher mich zu hören."

„Lieber Helden, der junge Graf ist ein Glied der Familie!"

Und ich war der Freund der Familie, man hat mir ein zu warmes, zu herzliches Vertrauen geschenkt, um so abbrechen zu dürfen."

„Thuen Sie gar nichts, Sie haben Recht. Sie dürfen sich nicht vertheidigen. Aber ich werde statt Ihrer handeln."

„Ich bitte Sie das nicht zu thun, das Geschehene ist nicht vergessen zu machen."

„Seien Sie unbesorgt — aber man muß doch erst prüfen, ehe man verdammt!" lächelte der Rathsherr, „Sie haben das selbst gesagt, also urtheilen Sie nicht zu rasch, ehe ich Ihnen genaue Nachricht bringe."

„Und woher wollen Sie diese erhalten?"

„Ich weiß einen Weg, den Stabsarzt zum Sprechen zu bringen."

Helden drückte dem Freunde die Hand, es bedurfte keiner Worte ihm zu sagen, was er fühlte.

Die dringenden Berufsgeschäfte nahmen ihn zum Glück so sehr in Beschlag, daß er keine Zeit hatte seinen trüben Gedanken nachzuhängen, er hatte mehrere Patienten, die der sorgfältigsten Aufmerksamkeit bedurften und in dieser Beziehung war es ihm gewissermaßen lieb, daß er nicht nach Strehlenau gerufen worden, wenn nicht das Schlimmste dort vorgefallen, was er befürchten konnte — daß ein Glied der gräflichen Familie erkrankt war. Doch hierüber sollte er bald Gewißheit erhalten. Schon am andern Morgen kam der Rathsherr und theilte ihm mit, daß die Erkrankung eines Bauern die Berufung eines Arztes nöthig gemacht, und daß auf Befehl des Grafen Rudolph von Strehlen, der auf dem Schlosse eingetroffen sei, zum Stabsarzte geschickt worden. Der alte Graf, so schloß die Mittheilung, ist fast unmittelbar nach der Ankunft seines Verwandten auf einige Tage verreist.

Helden athmete auf, die Beleidigung war also ohne Vorwissen des alten Grafen, vielleicht ohne daß eine der Damen es ahnte, geschehen, eine Erklärung, das fühlte er, mußte erfolgen, und diese konnte ihm Gelegenheit geben sich zu äußern.

Kurze Zeit später erhielt er durch den Diener des Stabsarztes folgendes Schreiben, welches Wiebel aus Strehlenau für ihn mitgebracht:

„Ew. Wohlgeboren werden sich erinnern, daß Sie bei Gelegenheit der Mobilmachung, in M. Ihre dienstliche Stellung ausbeuteten, um einen Landwehrhusaren auf die rücksichtsloseste Weise zu beleidigen. Sie wissen vielleicht nicht, daß es die Familie der Braut dieses Landwehrhusaren ist, welche ohne zu ahnen, was zwischen uns vorgefallen, Ihre Dienste in Anspruch nahm. Mein Onkel, den ich über Ihre Person weiter unterrichtet, wird vermuthlich nach seiner Rückkehr Ihnen erklären, daß er auf Ihre ferneren Besuche verzichtet, da ich dies zur Bedingung meines Hierbleibens machen mußte. Ich ersuche Sie, bis dahin mich nicht der Unannehmlichkeit auszusetzen, Sie von einem Grund und Boden zurückzuweisen, den ich als meine zweite Heimath betrachte. Wenn ich annehmen dürfte, daß Sie fähig sind, persönliche Genugthuung zu geben, so hätte ich diese gefordert, aber nach dem, was ich über Sie gehört, mußte ich auf diese Hoffnung verzichten. Rudolph, Graf Strehlen."

Das Blut stieg Helden in den Kopf, die Faust ballte sich krampfhaft, er hatte den Kugeln des Feindes Stand geboten, sollte er diesen Schimpf ruhig hinnehmen? Seine Ehre war blosgestellt, was man hinter seinem Rücken flüsterte, sagte ihm dieser Mann ins Antlitz, das hörte Juliane spöttisch erörtern, ohne daß ein Wort zu seiner Vertheidigung laut wurde.

Er ging zum Rittmeister Grafen Holms, zeigte ihm das Schreiben und bat ihn, dem Grafen Strehlen eine Forderung zu senden. Holms war mit Freuden dazu bereit, dem wackeren Arzte zu dienen, im schlimmsten Falle, sagte er, ergreife ich Ihre Parthei, ich kenne Sie aus dem Feldzuge, Strehlen muß sich Ihnen stellen.

Helden dankte — es war, als schüttele ihn ein Fieber. Er mußte sich schlagen, mußte Blut fordern — aber wer stand ihm gegenüber! Ein Glied der Familie, für die er sich geopfert hätte, ein Verwandter derjenigen, die er liebte, der Mann, auf welchen der alte Graf Strehlen seine liebsten Hoffnungen setzte! Was sollte Juliane denken, sie hing in zärtlicher Dankbarkeit an der Familie, die sich ihrer angenommen, und er mußte als Feind dieser Familie auftreten! Nein! — rief es in ihm, kein Mord. Mag er die Pistole gegen deine Brust richten, du darfst ihn nicht verletzen.

Endlich kam die Antwort von Holms. Mit zitternder Hand riß er das Schreiben auf, wie eine böse Ahnung durchzuckte es ihn schon, daß der Graf schrieb anstatt persönlich zu kommen.

„Geehrter Herr!" lautete die förmliche Anrede, „der Graf Strehlen weigert sich, Ihre Forderung anzunehmen, und die Gründe, welche er mir dafür gegeben, sind der Art, daß ich seinen Entschluß nur billigen kann. Ich bedauere, mein Versprechen zurücknehmen und Ihnen sagen zu müssen, daß ich nichts in der Angelegenheit thun kann, ehe Sie nicht verschiedene Gerüchte über Ihren Charakter widerlegt haben, Gerüchte, deren Verbreitung Ihnen nicht fremd sein kann und deren Wahrheit mir von vielen Seiten bestätigt wird. Ich hoffe, daß es Ihnen gelingen möge, die Grundlosigkeit aller Angriffe gegen Ihren guten Ruf zu beweisen, und bin ꝛc. ꝛc."

Noch bebend unter dem niederschmetternden Gefühl, welches dieses Schreiben erweckt, erhielt er einen dritten Brief, und dieser trug die Unterschrift des Grafen Benno von Strehlen.

Der alte Herr sprach in dem Briefe zuerst unverholen seine Mißbilligung über den eigenmächtigen Schritt seines Neffen aus und bat Helden, ihm ein rücksichtsloses Benehmen nicht zur Last zu legen, er hätte gewußt einen Unterschied zwischen dem Arzte und dem Freunde zu machen. Doctor Wiebel, fuhr er fort, hat unterdessen hier mehrere Patienten gefunden, auch in Strehlenau grassirt das Uebel, welches M. heimgesucht, und ich bedaure, hierdurch genöthigt zu sein, ferner die Hülfe des Stabsarztes zu gebrauchen. Ich kann meinen Neffen vor ihm nicht compromittiren, noch weniger vor meinen Gutsangehörigen, deren Vertrauen Doktor Wiebel genießt, Verzeihen Sie daher, wenn ich gezwungen bin, einer Ungehörigkeit nachzugeben, die in meinem Namen begangen wurde, und lassen Sie mich von unserm freundschaftlichen Verhältniß sprechen. Ich habe Sie zu hoch schätzen gelernt und Sie persönlich zu lieb gewonnen, um Sie auf die erste Anklage hin zu verurtheilen. Ihr Rencontre mit meinem Neffen mag ich nicht kritisiren, denn ich habe nur ihn gehört, aber es hat mich befremdet, daß Sie desselben nie in unsern Gesprächen Erwähnung gethan, wenn auch nur, um mich auf eine unangenehme Begegnung zwischen Ihnen vorzubereiten. Das spricht gegen Sie, es beweist mir aber nicht mehr, als daß Sie vielleicht Ihre damalige Schroffheit gereute, und daß Sie die Sache vergessen glaubten. Aber einer ernsteren Erwägung mußte ich jene Notizen über Ihre Vergangenheit unterziehen, die mir zuerst mein Neffe brachte und die mir später anderweitig bestätigt wurden. Ich habe persönlich Nachforschungen angestellt, denn ich hegte zu große Theilnahme für Sie, um mich nicht verpflichtet zu halten, Ihnen neben der Mittheilung von meiner Kunde über nachtheilige Gerüchte, zugleich meine Hülfe, denselben zu begegnen und meinen Rath deshalb ertheilen zu müssen. Die nothwendige Rücksicht für Ihre Person, denn ich hatte mir das Freundesrecht ohne Ihr Vorwissen angemaßt, gestattete mir nicht, tiefer in die Angelegenheit einzudringen, aber ich habe genug erfahren, um Ihnen sagen zu können: der Weg, den Sie erwählt haben, ist nicht der rechte. Mit einer Forderung zum Duell widerlegt man keine Angriffe auf seine Ehre, man bestätigt damit nur, daß man keine bessern Beweise hat. Ich will und kann nicht daran glauben, daß alle Gerüchte wahr, ich bin überzeugt, daß Ihnen nicht mehr zur Last liegt, als vielleicht eine zu sorglose Gleichgültigkeit gegen das Urtheil der Menschen, aber daß Sie gerade meinen Verwandten gefordert haben, der doch nur von dem sprach, was er gehört und von dem Sie keine Schonung erwarten durften, das hat mich betrübt und an Ihnen irre werden lassen.

Man wirft Ihnen die Schuld des Vaters vor, das ist lächerlich, aber man sagt auch, daß Sie Vortheil aus dieser Schuld gezogen, und solchen Gerüchten ist jeder Ehrenmann eine bessere Widerlegung schuldig, als ein Drohen mit der Waffe, die Meinigen, das muß ich Ihnen sagen, hat der Ausweg, den Sie gewählt, auf's Aeußerste befremdet, da Sie wissen, wie nahe uns mein Verwandter steht. Sie haben es mir unmöglich gemacht, eine vertrauliche Auseinandersetzung, von der ich die besten und genügendsten Aufklärungen erwartete, nachzusuchen. Ich bin ꝛc. ꝛc.

Helden war durch dieses Schreiben bis zu Thränen gerührt. Jedes Wort verrieth den Mann, den er bewundern und achten gelernt, im Sturm der widerstreitendsten Gefühle blieb die Rührung vorwaltend, es ergriff ihn tief, daß der Graf der Einzige war, der an ihm nicht ganz irre werden mochte, der Einzige, der sich thätig seiner annahm, den es schmerzte, daß man ihn verleumdet.

Und der Vorwurf, daß er seinen Neffen gefordert, traf — der machte jede Versöhnung unmöglich. Konnte er ihm schreiben, daß er keinen Mord gewollt, konnte der Graf das glauben? Er fühlte, daß er das Band zerrissen, er konnte sich rechtfertigen, aber das Vertrauen blieb gestört.

Wer war der Mann, der die Gerüchte überall bestätigte, kein Anderer konnte es sein als Wiebel, er allein trug die Schuld, daß es zum Aeußersten gekommen!

Helden begab sich zum Stabsarzt. Wiebel hatte eine Consultation erwartet, jetzt erschrak er vor dem Aussehen Heldens, der ihn in furchtbarer Aufregung zur Rede stellte. Er versuchte zu leugnen, aber das half nichts, er mußte eingestehen, daß er den Ruf seines Collegen untergraben. Er versuchte zu trotzen. „Was ich erzählt habe, ist mir von glaubwürdigen Leuten bestätigt worden", sagte er, „Sie thäten wohl, Herr College, das Aufsehen nicht größer zu machen."

„Ich werde das Gegentheil versuchen", entgegnete Helden, bleich vor Zorn, „ich werde Sie wegen Ver-

leumdung anklagen, wenn Sie nicht öffentlich jede Lüge widerrufen, die Sie verbreitet haben."

„Werther Herr College", zuckte Wiebel lächelnd die Achseln, denn je erregter Helden wurde, desto größer fühlte er sein Uebergewicht, „Sie haben sich diese Drohung wohl nicht überlegt. Als Sie nach M. zogen, bekümmerten Sie sich nicht um mich, fingen an, mir Concurrenz zu machen; es war Ihnen gleichgültig, ob ich mich darüber ärgerte, Kunden zu verlieren oder nicht. Wir hätten uns arrangiren können, obwohl ein Arzt für M. genügt, ich bot Ihnen das an, aber Sie wollten von mir nichts wissen. Jetzt werfen Sie ihren Haß auf mich, die ganze Stadt spricht über Sie und von mir fordern Sie Rechenschaft. Verleumden heißt Gerüchte erfinden und aussprengen, ich habe nur gesagt, was ich gehört, wenn man mich darum befragte, ich hatte keine Ursache, diskret zu sein."

„Sie haben jedenfalls Beweise für das, was Sie in Strehlenau über mich und von mir geäußert! dort kann mich Niemand anders verleumdet haben, als Sie."

Wiebel entfärbte sich, eine so directe Anklage hatte er nicht erwartet. „Herr College", sagte er, „ich hätte es eigentlich nicht nöthig, Ihnen Rede zu stehen, aber ein Prozeß ist mir unangenehm, daher sage ich Ihnen offen, daß ich im Falle einer Klage Beweise bringen würde. Ich habe einen Vetter beim Gericht zu K., dort findet sich noch der Steckbrief gegen Ihren Vater in den Acten, und eine genaue Liste derjenigen, die durch ihn ihr Vermögen verloren haben."

„Wohl", entgegnete Helden und sein Auge flammte düster, „aber dies Alles betrifft nur meinen Vater, nicht mich."

„Wollen Sie mich etwa glauben machen", lächelte der Stabsarzt, „daß ein so junger Arzt wie Sie, sich schon durch Praxis ein Vermögen erworben? Man sagt, Ihr Herr Vater sei arm gestorben, aber Niemand wird glauben, daß er seinen ganzen Raub mit über das Meer genommen, wenn Sie Häuser kaufen und sich hier, fern von dem Orte, wo man den Namen Ihres Vaters kennt, beinahe fürstlich einrichten. Ihre Verschwendung an einem kleinen Orte ist allein die Ursache, wenn die Leute fragen: Wie ist dies Vermögen erworben?"

„Freilich", entgegnete Helden bitter, „und da Sie keine Beweggründe hatten, sich für meinen Ruf zu interessiren, so gaben Sie den Leuten die Geschichte meines unglücklichen Vaters zum Besten und widersprachen nicht wenn man den Schluß zog, daß ich von dem unrechtmäßig erworbenen Gute schwelge. Es fiel Ihnen wohl nicht ein, daß die Gerichte Recherchen anstellen, daß es doch schwer gewesen wäre, mir ein Erbe in die Hände zu spielen, das von so vielen Beeinträchtigten angegriffen wurde?"

Der Arzt wurde stutzig. „Ich habe mich nicht darum bekümmert", sagte er nach einer Pause, „was ging es mich an."

„Das sollen Sie erfahren", knirschte Helden vor Empörung über die erheuchelte Ruhe des Arztes, „ich werde Sie als Verleumder brandmarken, werde mich ganz allein an Sie halten. Sie fühlten sich bewogen, Erkundigungen über mich einzuziehen und es war Ihnen gleichgültig, ob dieselben oberflächlich oder begründet, ob mein Ruf mit Recht untergraben wurde oder nur beschmutzt, weil Ihnen ein zweiter Arzt in M. nicht gefiel?"

Damit wollte Helden den Stabsarzt verlassen, aber dieser, durch die Sicherheit, mit der Helden ihm bedrohte, stutzig gemacht, hielt ihn zurück.

„Herr College", bat er, „wenn ich Ihnen wirklich Unrecht gethan, dann ist es für Sie und für mich besser, wir einigen uns, als daß wir einen Skandal hervorrufen, denn ein Prozeß zwischen uns würde durch Brodneid erklärt werden. Ueberzeugen Sie mich davon, daß die laufenden Gerüchte unwahr, und ich bin gewiß der Mann, einem Collegen beizustehen und wieder gut zu machen, was ich nicht in böser Absicht verschuldet."

„Dann erkundigen Sie sich bei Ihrem Verwandten beim Gerichte zu K., ob von den Gläubigern meines Vaters ein Einziger unbefriedigt geblieben ist."

Der Stabsarzt schaute ihn betroffen an, eine so kurze und bestimmte Widerlegung hatte er nicht erwarten können. — „Es fand ja doch ein Bankerott statt — Sie wollen doch nicht leugnen" —

„Ich leugne nichts", unterbrach ihn Helden, der jetzt Ekel vor dem Mann empfand, „aber wenn Sie hören sollten, daß ich die Forderung eines Jeden von meinem Gelde befriedigt habe, dann erwarte ich, daß diese Nachricht eben so rasche Verbreitung findet, wie die erste, welche Sie den Neugierigen von M. zum Besten gegeben."

Der Stabsarzt war durch diese Eröffnung wie niedergedonnert, aber mit dem Gefühl der Scham ward auch die Besorgniß laut, daß alle Welt jetzt ihn verdammen und glauben werde, daß er jenes Gerücht aus Brotneid verbreitet und absichtlich das verschwiegen habe, was Helden für seine Person wieder zu Ehren brachte.

„Sie haben das gethan", rief er, „o — dann Herr College bitte ich wahrhaftig um Verzeihung. Aber erklären Sie mir" —

„Daran habe ich kein Interesse", entgegnete Helden stolz, „ich erwarte, daß Sie meinen Wunsch erfüllen werden."

Damit drehte er ihm den Rücken und verließ das Zimmer.

Noch an demselben Tage schrieb er an den Grafen. Er setzte ihm seine Beweggründe auseinander, weshalb er nie von dem Rencontre zwischen ihm und dem jungen Grafen gesprochen, ohne nur ein Wort über dasselbe zu äußern, das ihn rechtfertigen oder entschuldigen konnte. Dann sprach er von seiner Forderung und erklärte, indem er den Brief Rudolphs beifügte,

daß er zu diesem Schritt sich durch äußerliche Rücksichten gezwungen gesehen, daß er aber nie dabei vergessen haben würde, was er der Familie Strehlen schulde. Er schloß das Schreiben mit der Bemerkung, daß er die Gerüchte über seine Person nicht gekannt, und jetzt das Nöthige veranlaßt habe, ihnen zu begegnen, daß er dem Grafen für seine Theilnahme danke und sich stets als seinen Schuldner betrachten werde.

So war denn das Band zerrissen, woran er seine schönsten Hoffnungen geknüpft, aber seit er die Gewißheit erhalten und das Unvermeidliche eingesehen, war er entschlossen, männlich den Schmerz in seiner Brust zu tragen und keiner Schwäche einen Hoffnungsfunken zu gestatten. Hätte sie dich geliebt, ihre Worte hätten den Verleumder zum Schweigen gebracht, sie hätte es nicht geduldet, daß man so kurz mit dir verfuhr, oder sie hätte doch ein Mittel gefunden, dich wissen zu lassen, daß sie anders urtheile. So dachte er und versuchte, das Bild aus seinem Herzen zu reißen, es mit kaltem Auge zu betrachten, wie man ihn kalt gewogen, — aber das Herz blutete doch.

Er ging zu seinen Kranken, aber auch dazu fehlte ihm die alte Lust. Er opferte seine Zeit, seine Ruhe, und wie dankte man ihm! Wo er gekonnt, hatte er das Honorar verschmäht und dennoch beargwohnte man ihn und kritelte über seine Ausgaben. Man nannte es Verschwendung, daß er sich Pferde hielt, um zu den Kranken zu eilen, daß er einen behaglichen Wartesaal eingerichtet, damit die Patienten sich wohl bei ihm fühlten, daß er einen großen Weinkeller sich angeschafft, um Nothleidenden Stärkungsmittel zu schicken. Das sagte Niemand, daß bei ihm auch für Kranke gekocht wurde, man kritelte nur, woher er das Geld dazu nehme. Aber nein — er hatte auch Freunde, in dieser bittersten Stunde seines Lebens sollte er den Werth eines solchen kennen lernen. In dem Augenblick, wo er das Haus verlassen wollte, kam der Graf Holms. Ueberrascht, was dieser von ihm wollen könne, führte er ihn in sein Sprachzimmer, der Rittmeister sah, worin die so verschriene kostbare Einrichtung bestand, und wärmer als er es vielleicht gewollt, redete er den früheren Waffengefährten an.

„Ich habe Sie sich in den Kugelregen stürzen gesehen, um einen Verwundeten zu retten", begann er, „da habe ich Sie achten gelernt. Ich glaubte den Gerüchten, die über Sie in Umlauf waren nicht, bis ein sonst glaubwürdiger Mann, der Stabsarzt Wiebel, mir die Wahrheit versicherte, und da schrieb ich Ihnen meinen Brief. Aber ich habe seitdem den Rathsherrn Wildungen gesprochen, und was ich von dem gehört, macht mich wieder irre, ich befragte Wiebel nochmals und dieser schwört jetzt, daß er getäuscht worden sein müsse, er wolle dafür einstehen, daß alles Nachtheilige, was man von Ihnen erzählt, erlogen sei. Ich verstehe diese Sinnesänderung nicht und fühle, daß ich Ihnen Genugthuung schulde. Können Sie mir eine Erklärung geben, was vorgefallen, um Wiebel so plötzlich zu Ihrem Vertheidiger zu machen? Er läuft in der ganzen Stadt umher und schwört, daß er keinen Anlaß zu den Gerüchten gegeben, daß er selbst getäuscht worden, Sie seien ein Ehrenmann durch und durch."

„Es freut mich", entgegnete Helden, „daß meine Drohung solche Folgen hat, Herr Stabsarzt Wiebel verdient jetzt eben so viel Glauben als früher."

„Aber erklären Sie mir —"

„Herr Graf, ich überlasse es denen, die mich angeschuldigt, dies zu thun."

Holms schaute ihn befremdet an, aber die ruhige, stolze Miene des Arztes ließ ihn einen tiefen Blick in das Innere dieses Mannes thun. „Bei Gott", rief er, „das ist vornehm gedacht, Helden ich bewundere Ihr Selbstgefühl, so hat der Rathsherr Sie mir geschildert. Ich habe gehört wie Sie Ihr Geld verwenden, mögen Sie es her haben woher Sie wollen, die Wohlthaten, die Sie spenden, machen Sie achtungswerth, erlauben Sie mir, daß ich nach Strehlenau reite und den Grafen zur Rechenschaft ziehe?"

„Ich danke Ihnen, es lag mir nur daran eine Form zu erfüllen und das ist geschehen. Ich würde mich jetzt nicht mehr mit dem Grafen schießen, er ist wie Andere getäuscht worden."

„So gestatten Sie mir, ihn aufzuklären —"

„Herr Graf, ich bitte Sie, nichts in meinem Namen zu thun."

„Dann werde ich in dem meinigen handeln. Der Graf Strehlen hat mich zu einer Handlung verleitet, deren ich mich schäme."

„Sie würden mich verbinden, wenn Sie die Angelegenheit ruhen ließen."

Die Kälte Heldens, das Förmliche seines Wesens verriethen dem Grafen, daß er das Gespräch abzubrechen wünschte. Er bot ihm die Hand. „Sie haben Recht, mir zu grollen", sagte er, „aber Sie sollen zufrieden gestellt werden. Wir müssen Freunde werden."

Damit verabschiedete er sich.

Helden ging zu seinen Kranken. Der Graf hatte nicht übertrieben, fast überall wo er hinkam, begegnete man ihm mit neugierigen Blicken und noch einmal so höflich als sonst. Wie ein Lauffeuer hatte sich das Gerücht in dem kleinen Orte verbreitet, Helden wäre nur verleumdet worden, er hatte Mühe, peinlichen Fragen zu entgehen. Dieselben Leute, die keine Beweise gefordert, um an der Ehrenhaftigkeit eines Mannes zu zweifeln, dieselben konnten ihn jetzt nicht genug preisen und betheuern, daß sie den üblen Gerüchten immer widersprochen.

Am folgenden Tage, als eben die Sprechstunde beendet und Helden sich umschaute, ob noch Jemand im Wartesaal, erblickte er zu nicht geringer Ueberraschung den alten Grafen aus Strehlenau vor sich.

Gluthröthe bedeckte sein Antlitz — der Graf hatte hier auf ihn gewartet — das Herz pochte ihm stür-

misch, sollte er gekommen sein ihn zu rufen, bedurfte man seiner?

„Verzeihen Sie, Herr Graf", stotterte er, „ich konnte nicht ahnen, daß Sie hier — aber warum ließen Sie sich nicht melden. Es ist doch nichts Unangenehmes, das Sie herführt —"

„Dann würden Sie gewiß kommen und uns beschämen", lächelte der Graf, mit Wärme den jungen Mann betrachtend — „nein, Gott sei Dank, es geht Allen wohl, und ich hatte hier Muße, einmal Ihren Wirkungskreis kennen zu lernen. Ich hatte nichts anderes erwartet, obwohl ich es mir doch nicht so vorgestellt, Sie können stolz sein, Herr Doctor. Doch nun zu dem, was mich eigentlich herführt. Ihr stolzer Brief hat mir recht weh gethan. Nicht, daß Sie von den Gerüchten über Ihre Person kein Wort sprachen, ich hatte es erwartet, daß Sie sich nicht rechtfertigen und weder ich, noch meine Damen, glaubten ein Wort davon. Aber Ihr kaltes Wort in Bezug auf meinen Neffen. Ich glaub's wohl, daß Sie nicht die Absicht hatten, die Waffe im Ernst gegen ihn zu gebrauchen, aber wozu ihn fordern, so lange ich da war, den Vermittler zu spielen? Sie haben dadurch die Kluft vergrößert und das hat uns Alle betrübt, wir dachten, Sie kämen gern in unser Haus."

„Herr Graf —"

„Halt, Doctor. Ehe sie einen Einwand machen, denken Sie sich einmal in meine Lage. Ich stehe einem trotzigen jungen Menschen gegenüber, der nicht so ganz Unrecht hat, wenn er von seinem Unrecht überzeugt sein will und auf Drohungen nichts giebt. Ihre Forderung ist eine Drohung. Und jetzt schicken Sie mir den Rittmeister noch einmal in's Haus."

„Herr Graf, ich habe dem Rittmeister keinen Auftrag gegeben, habe ihm erklärt, daß ich die Angelegenheit als für mich erledigt ansehe und ihn gebeten, nichts zu thun."

„Das ist sonderbar. Er war gestern in Strehlenau. Mein Neffe wollte keine Auskunft über den Zweck seines Besuches geben, und da der Doctor Wiebel alle Gerüchte über Sie für unwahr erklärt, so fürchtete ich, daß es doch zum Duell kommen könnte."

„Herr Graf, ich hatte mich sehr bestimmt dahin geäußert, daß Sie nichts zu fürchten hätten —"

„Für ihn — aber glauben Sie, daß mir Ihr Leben nicht ebenfalls theuer? Mein Neffe ritt heute in der Frühe aus. Die Mädchen haben mich bestürmt zu Ihnen zu fahren. Ich that es gern und mir fiel ein Stein vom Herzen, als ich Sie in Ihrem Büreau wußte."

Helden wurde gerührt von diesen herzlichen Worten. Er kämpfte umsonst seine Bewegungen zu verbergen. Als der Graf seiner Damen erwähnte, daß sie ein so lebhaftes Interesse verrathen, blieb er seiner Verwirrung kaum Herr.

„Sie antworten nicht? Helden — habe ich Sie beleidigt, daß es Ihnen so schwer fällt, mir wieder die Hand zu reichen?"

„Herr Graf", erwiderte er mit bebender Stimme, „Sie machen es mir sehr schwer, fest zu sein. Sie wissen es, wie theuer mir Ihr Haus geworden, doch nein — Sie können das Gefühl nicht ganz ermessen, denn Sie ahnen nicht, weshalb ich mich jetzt wappnen muß gegen Ihre Güte."

„Doctor, ich weiß Alles, ich wäre ein schlechter Hausvater, wenn ich die Augen nicht offen hätte. Verstehen Sie es jetzt, warum ich über Sie Erkundigungen einziehen mußte?"

Es war Helden als ob er träume. Verstand er den Grafen recht? Konnte er auch jetzt noch seiner kühnsten Hoffnung den Flug gestatten? O — dann war er auch Julianens gewiß, dann hatte auch sie nicht an ihm gezweifelt, dann liebte sie ihn.

„Nun!" lächelte der Graf ermunternd, „Sie wollen nicht mit der Sprache heraus? Oder hätte ich mich getäuscht —"

„Nein", ergriff Helden stürmisch seine Hand, „aber ich hätte es nimmer gewagt so kühn zu hoffen, daß Sie auch jetzt noch mir den süßen Traum gönnen wollen."

„Halten wir uns an die Wirklichkeit, lieber Doctor, vor allen Dingen kommt es darauf an, Sie mit meinem Neffen auszusöhnen. Was ist zwischen Ihnen vorgefallen?"

„Hat Ihr Herr Neffe Ihnen nichts davon gesagt?"

„Ja, aber ich will jetzt Sie hören. Ich bin überzeugt, die Sache macht sich in Ihrem Munde anders. Sie sind nicht hochfahrend, Sie müssen Ihre Gründe gehabt haben, so schroff gegen einen Edelmann, der zufällig Ihr Untergebener war, aufzutreten."

Helden ersah aus diesen Worten, daß der junge Graf die Sache falsch dargestellt. Wenn er ihn zum Lügner stempelte, war eine Aussöhnung unmöglich und er betrübte den Grafen tief.

„Herr Graf", antwortete er nach kurzer Ueberlegung, „ich mag Ihrem Herrn Neffen nicht widersprechen. Er findet sich vielleicht später einmal bewogen, seine Auffassung über mein Benehmen bei unserem Rencontre zu ändern, ich halte es nicht für gut den Streit zu erneuern, da unsere Ansichten noch sehr verschieden sind."

Der Graf wurde nachdenklich, diese Antwort schien ihn eben so zu überraschen wie nahe zu gehen. Er schritt einige Male im Zimmer auf und ab. Plötzlich blieb er vor Helden stehen.

„Sie haben einen Mann, der übel von Ihnen geredet, sehr rasch zu Ihrem Bewunderer gemacht", sagte er. „Können Sie und wollen Sie mir die Sinnesänderung des Doctor Wiebel erklären?"

„Mit Vergnügen, Herr Graf. Man warf mir vor, ein vermögender Mann zu sein, während die Gläubiger meines Vaters betrogen worden. Man wußte jedoch nicht, daß ich einen reichen Onkel beerbt

und jene Gläubiger im Stillen — damit der Name meines Vaters nicht wieder öffentlich genannt werde — befriedigt habe."

„Das haben Sie gethan — und Sie ziehen die Verleumder nicht zur Rechenschaft?"

„Herr Graf, ich achte müßige Klatschereien nicht für so wichtig, um mir durch einen Prozeß die peinliche Lage zu bereiten, daß Jedermann erfährt, wie unglücklich ich als Sohn gewesen."

Der Graf schaute Helden mit inniger Wärme an, es perlte eine Thräne in seinem Auge. „Helden", murmelte er, „ich fürchte, Sie wollen auch mich schonen, darum schweigen Sie von meinem Neffen; aber das sage ich Ihnen, ich wäre stolz, hätte ich einen Sohn wie Sie!"

Helden wandte sich ab, auch ihm strömte das Herz über.

„Sie denken, Sie könnten es werden", entgegnete der Graf gerührt. „Juliane ist ja auch meine Tochter."

Helden sank ihm in die offenen Arme. Da stürzte der Diener Wiebels in's Zimmer.

„Herr Doctor, mein Herr läßt Sie dringend bitten, nach Strehlenau zu kommen. Der junge Graf — es ist ein Unglück geschehen —"

Graf Strehlen erbleichte.

Der Diener erzählte, daß Graf Holms sich mit dem jungen Grafen im Hölzchen von Strehlenau geschossen und daß der Letztere schwer verwundet nach dem Schlosse gebracht worden.

Es bedurfte keines Wortes der Verständigung, der Graf und Helden stiegen in den Wagen und in jagendem Laufe ging es nach Strehlenau hinaus.

Am Bette des Verwundeten saßen die geängsteten Frauen, als aber Helden in Begleitung des Grafen erschien, da erglühten die Wangen Julianens und in Wanda's Auge erglänzte eine Thräne dankbarer Rührung.

Wiebel trat mit dem Collegen bei Seite, die Frauen wußten schon, daß er jede Hoffnung aufgegeben und mit zitternder Angst sahen sie jetzt Helden an das Bett des Kranken treten.

Er winkte den Umstehenden sich zu entfernen und öffnete den Verband. Der Verwundete ächzte und stöhnte, das Antlitz Heldens war bleich aber ruhig.

Wieder sprachen die Aerzte miteinander. „Wenn Sie das wagen wollen", hörte man Wiebel flüstern, „dann trete ich zurück."

Helden schritt zum Grafen. „Wollen Sie mir das Leben Ihres Neffen anvertrauen", fragte er beinahe feierlich, „Wiebel und ich sind uneins, aber er giebt jede Hoffnung auf, ich will einen Versuch wagen, der freilich auf der Stelle tödtlich sein kann."

„Und worin besteht derselbe?"

„Ich will die Kugel aus der Brust ziehen."

„Sie geben jede Hoffnung auf?" fragte der Graf Wiebel.

„Jede, es sei denn, daß es gelingt, die Kugel zu entfernen, aber das scheint mir kaum möglich, ohne den Grafen dabei zu tödten."

„Helden, versuchen Sie, was Sie können."

„Helden eilte an's Bett. Wiebel trat zu ihm, man sah es ihm an, daß er in der äußersten Spannung war. Todtenstille herrschte im Zimmer — plötzlich ein ächzender Schrei, man sah Helden sich über den Kranken stürzen — wenige Secunden später und beide Aerzte legten den Verband an. — Helden richtete sich auf und schaute in das bleiche Antlitz des Grafen. — Der Blick sagte mehr als Worte beschreiben; dann beugte er sich wieder zum Kranken nieder.

„Es ist gelungen?" flüsterte der Graf in bebender Spannung zu Wiebel.

„Danken Sie es Helden. Ich hätt's nicht für möglich gehalten. — Er ist bewunderungswürdig geschickt. Jetzt hoffe ich für Ihren Neffen."

Helden stand auf, seine Miene strahlte. „Fühlen Sie den Puls, Herr College", sagte er, „ich glaube, wenn nichts Störendes dazwischen tritt, ist er gerettet."

Wiebel fühlte den Puls und bestätigte die Worte Heldens, der jetzt sein Hörrohr an die Brust legte und, auch von dieser Untersuchung befriedigt, dem Grafen die beste Hoffnung gab.

Wir überlassen es dem Leser, sich das Weitere auszumalen, wie Helden den Dank der Familie fand und ihm der süßeste Gruß aus den schwarzen Augen Julianen's strahlte, als sie vom Grafen erfuhr, daß Helden nichts weniger als Veranlassung zu dem Duell gegeben. Es stellte sich heraus, daß Graf Holms eine Vermittlung versucht und bei dieser Gelegenheit von dem heftigen jungen Manne beleidigt worden.

Die Genesung des Kranken schritt langsam vorwärts, aber waren es die Schmerzen oder das beschämende Gefühl, Helden sein Leben zu danken, Rudolph gestand nicht allein offen sein Unrecht, er schien auch den Entschluß gefaßt zu haben, seine ganze Lebensweise zu ändern und hiezu trug wohl vorzüglich die liebende Pflege des sanften Mädchens bei, das nicht von dem Bette ihres Verlobten wich.

Eines Tages, als der Kranke schon der Genesung nahe, hatte der Graf längere Zeit mit ihm unter vier Augen gesprochen. Als Helden zur gewöhnlichen Zeit erschien, bot ihm Rudolph zum ersten Male die Hand. „Ich höre, sagte er, daß Sie meinem Onkel jede Aufklärung über unsere Begegnung in M. verweigert, das zwingt mich, Ihnen in seiner Gegenwart zu gestehen, daß ich nur aus falscher Schaam meinen Onkel getäuscht, daß ich längst mein Unrecht eingesehen hatte, und ich bitte Sie jetzt deshalb um Verzeihung."

Helden drückte die dargebotene Hand. „Ich wußte es", entgegnete er, „daß Sie mir diese Genugthuung bieten würden, und ich wollte sie Ihnen nicht unmöglich machen."

„Sie sind ein guter Arzt, Helden", erwiderte der alte Herr zufrieden und stolz, daß sein Neffe den

rechten Weg eingeschlagen, „aber was sehe ich, Sie tragen ja einen Orden!"

„Ich habe mein Festkleid angezogen, um mich Ihnen als Sanitätsrath vorzustellen."

„Gratulire — aber nun werden Sie zu eitel sein, um in M. zu bleiben!"

„Das wird allein davon abhängen, welche Antwort ich heute erhalte. Sie wissen schon längst, Herr Graf —"

Der alte Herr lachte laut auf. „Ich glaube gar, Sie wollen mit einer feierlichen Werbung kommen, als ob Sie oder Juliane sich daran kehren würden, wenn ich Nein sagte. Also fort mit der feierlichen Miene, ich möchte wetten, die Juliane lacht hinter der Thür."

„So ist's Papachen", lugte der schwarze Kopf plötzlich hervor, „aber schicke mir den Sanitätsrath nur wieder hinaus, wenn Ihr fertig seid, Vetter Rudolph macht so böse Augen."

„Komm nur herein", lächelte dieser, „glaubst Du etwa, ich hätte nichts von Deinem Geheimniß gewußt? — „Ja", wandte er sich zu Helden, der ihn freudig überrascht anschaute, „glauben Sie nicht, daß Orden und Titel Sie mir achtbarer als sonst erscheinen lassen, ich bin stolz und froh, Sie meinen Verwandten zu nennen!"

Madame Récamier.

Von

Schmidt-Weißenfels.

Die Pariser Salons sind namentlich im achtzehnten Jahrhundert einer der wichtigsten Hebel des französischen Bildungs- und Literaturlebens gewesen. Man hat sie deshalb auch niemals bei einer Geschichte dieser Zeit übersehen; selbst ein so strenger Geschichtsschreiber wie Schlosser widmete ihnen in seiner Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts eine eingehende Betrachtung. Kann man die Schriftsteller dieses Zeitalters mit parlamentarischen Parteiführern vergleichen, so waren jene Salons die Parteiversammlungen. Hier ward Alles angeregt und verbreitet, durchdacht und durchsprochen, nur kecker und schwunghafter als vor der Oeffentlichkeit. An der Spitze dieser Salons standen meist Frauen, welche, wie Voltaire scherzend sagte, einen oder zwei Schriftsteller als Minister zur Seite hatten.

Auch Frau **Récamier** ist eine jener Salondamen Frankreichs gewesen, die noch in den letzten Lustra des achtzehnten Jahrhunderts in jenen glänzenden Kreis der Pariser Thyrsusschwingerinnen trat und die Tradition eines der interessantesten, geistvollsten, anregendsten Literaturlebens noch bis in das jetzige Jahrhundert als eine der edelsten Vertreterinnen des alten französischen literarischen Salons lebendig erhielt. Als sie ihren Salon mitten in der Hochfluth der französischen Revolution eröffnete, hielt noch die alte puritanische Frau **Necker**, die Gattin des berühmten Ministers, Hof für die Reste der Philosophen und in dem Salon ihrer Tochter, der Frau von **Staël**, versammelte sich die Elite der politischen Welt, die Gironde vor Allem.

Der französische Salon hat immerdar vornehmlich der Politik gedient und damit auch den Frauen eine größere Wirksamkeit auf diesem Gebiete eingeräumt, als sie irgend wo anders besaßen. Die Salondamen Frankreichs hatten immer ein Mittel zum Zweck mit dem Glanz ihrer Gesellschaften verbunden und unter den Blumen der Poesie und dem Feuerwerk der Calembourgs und Witzworte spann man stets die Fäden der Politik zum Knäuel, oder man entwirrte diesen wohl auch. So weit hat man es in Deutschland nicht gebracht. Hier gab es nur eine kurze Zeit, während welcher ähnliche Salons, bedeutungsvoll für das Kunst- und Literaturleben, eine gewisse Herrschaft übten; es war in der Zeit Goethe's, die Salons von Weimar, von Münster und Berlin, einer Frau v. Stein, einer Frau v. Kalb, Prinzessin Amalie, Henriette Herz, Frau v. Mendelssohn und vor Allem einer Rahel Varnhagen. Dieser Rahel'sche Salon, als der erste und bedeutendste unter der Leitung eines glänzenden Frauengeistes, diente vor Allem nur, der Schönheit des Geistes und des Herzens von Seiten der besten Geister einen keuschen Kultus zu weihen. Hier war ein Rendezvous der Schöngeister aller Welt; man möchte sagen, daß Politik, Diplomatie, Kunst und Wissenschaft, Prinz Louis Ferdinand und Genz, Oelsner und Koreff, Custine und Heine, der dicke Gans und der Theologe Schleiermacher, dort belletristisch wurden. Man pflegte Alles in ihm, was nur irgend dem Geiste Nahrung und Ausdehnung zu geben geeignet war; kein Gebiet der Kunst und Intelligenz war von ihm verbannt, aber auch ebensowenig nahm er jemals einen Coterie-, einen Parteicharakter an.

Anders dagegen die französischen Salons. Zur Zeit, als der Minister Narbonne regierte und die legislative Versammlung die letzten Angelegenheiten des Königreichs in Frankreich ordnete, versuchte die damals noch sehr junge Frau von Staël bereits, in ihrem Salon eine gewisse Einwirkung auf diese Versammlung zu üben. Als der Thron in Frankreich 1792 zusammenbrach, und die Guillotine zur Herrschaft kam, schloß sich dieser Salon mit so vielen, fast allen der alten Gesellschaft, sogar der von Ma-

dame Roland, der Frau des girondistischen Ministers, die statt seiner regierte. Aus den Gefängnissen wurden Salons, hier fand sich die feine und gebildete Gesellschaft zusammen, von hier aus rief man Einen nach dem Andern zum Schaffot.

Erst als Robespierre gestürzt war, im Thermidor 1795, öffneten sich neue Salons; zuerst der von Madame **Fréron**, der schönen Gattin des Journalisten, Dantons Freund; dann der mit ihr rivalisirende von Madame **Tallien**, Gattin eines anderen, in den Septembergräueln berüchtigt gewordenen, nun gegen die Revolution auftretenden Journalisten. Madame Tallien war jung, geistvoll, graziös und verband französische Lebhaftigkeit mit spanischer Ueppigkeit. Sie war eine der bezauberndsten Frauen, von Tallien den Gefängnissen von Bordeaux entrissen. Die jeunesse dorée, die junge, sich wieder hervorthuende Reactions- und Adelswelt krönte sie feierlich als „Notre Dame de Thermidor", wobei die alte Aristokratie sich die kleine Rache nicht entgehen ließ, wegen der Betheiligung ihres Gatten an den Septembermorden, diesen Titel in „Notre Dame de Septembre" abzuändern. In diesen beiden Salons, in denen die „griechische Nacktheit" zur Mode gebracht wurde, versammelte sich Abends die jeunesse dorée, die „goldene Jugend", der die Jacobiner verfolgende Orden der „Muscadins", welche eine Zeit lang Paris beherrschten, bis Napoleon Bonaparte die Soldaten-Aera eröffnete.

Napoleon war kein Freund der geistreichen Frauen; er haßte sie, weil sie ihm die verfänglichsten Ideologen und Revolutionaire dünkten. Er war ein Mann der Kanonen und des Degens, der sich nicht gegen die Nadelstiche der Witzworte zu vertheidigen verstand und sie doch für sehr gefährlich hielt. Als eines Tages Frau von Staël ihn fragte, welche Frau in seinen Augen die erste der Welt sei, legte Napoleon seinen ganzen Widerwillen gegen die geistreichen Damen an den Tag, indem er antwortete: „Die, welche die meisten Kinder hat." Frau von Staël rächte sich dafür, indem sie Napoleon einen „Robespierre zu Pferde" nannte. Der Kaiser machte kurzen Prozeß — er verbannte sie nach ihrem Gute Coppet. Auch Frau Récamier sollte, wie wir sehen werden, ein ähnliches Schicksal erfahren.

Trotz Napoleon und seinen Schlachten starb indessen der Salon auch nicht unter dem Kaiserreich aus; aber dem Witz war der Hals gebrochen, der Esprit war in die Schnurrbärte und Uniformen, in die Stulpen und Sporen gefahren. Die Schönheit und Sinnlichkeit der Frauen blieb ihr einziges Recht. Die Königin Hortense, die Mutter des jetzigen Kaisers, nahm die Herrschaft über diese Art von Salons; sie war schön und sinnlich.

Mit dem Einzug der Verbündeten und Napoleons Sturz lebten die alten Salons noch einmal auf. Frau von Staël zog wieder nach Paris, in der Rue du Bac besuchte sie die Elite der Sieger, Czar Alexander selbst. Alle Parteien fanden dort Einlaß, gaben sich dort Rendezvous, bis der Tod der genialen Frau diesen Salon schloß. Unter der Restauration, nachdem Lamartine's Gesänge die Frauenwelt poetisch und schwärmerisch gemacht, kam das alte Salonleben noch einmal durch die reizende Sophie Gay, Mutter von Delphine von Girardin, durch Frau von St. Aulaire und die schöne, Alle bezaubernde Fürstin Bagration zu höchstem Flor, um dann mehr und mehr in das allgemeine sociale Treiben aufgelöst zu werden.

In der Geschichte dieser Salonzeit, welche wir in ihren Umrissen vorausschicken mußten, spielt der Salon der Madame Récamier eine sehr bedeutende Rolle, vor Allem weil er keine ephemere Erscheinung, sondern seit seinem Bestehen mit einzelnen Unterbrechungen über ein halbes Jahrhundert der Sammelplatz einer Gemeinde vorzüglicher Geister war. Der Charakter dieses Salons ist dem der Frau von Staël am ähnlichsten; über der Politik stand hier das literarische Interesse und darin liegt ein Grund, daß er während der Schrecken der Revolution ungestört fortbestand und kaum nennenswerthen Wandlungen unterlag. Madame Récamier war keine Natur, um eine rauschende Rolle in der Welt zu spielen; sie hat immer bescheiden in ihrer Sphäre sich gehalten und gerade dadurch eine Gemeinde von Freunden um sich versammelt, welche bis an den Tod ihr treu wie Brüder blieben. Sie besaß kein Genie, keine besondere Gaben des Geistes, keine Talente, keine vornehme Geburt, ja in der letzten Hälfte ihres Lebens kein Vermögen, kein glänzendes Haus, und dennoch fesselte sie eine Menge der ersten Geister Frankreichs an ihre Person, wurde geliebt und verehrt von der gesammten intelligenten Welt, genoß keuschen Ruhmes bei Allen, die sie kannten. Der Magnet, der dies Alles ermöglichte, war zunächst ihre zarte, engelgleiche Schönheit, die in ihrer Jugend nicht nur, sondern noch in den mittleren Jahren der Frau zu entzücken vermochte. Nach den Gemälden, welche von ihr in Privatbesitz sich befinden, und sie in der vollen Jugendschönheit, nach der Mode der Zeit in sehr weiten, offenen Kleidern zeigen, kann man den Zauber verstehen, den sie auf die Männerwelt ausübte. Ihr Auge war ein tiefer Himmel voller Unschuld und Herzensgüte, voller Gefühl und Kindlichkeit. Wer sie im Alter gesehen, der konnte noch immer ihre zarte und doch elastische Figur, die Noblesse ihrer Haltung, den Stolz eines Halses bewundern, der einst einer herrlichen Dianabüste entstieg. Aber nicht nur diese Schönheit zartester und seltenster Art hat sie zur Gebieterin so vieler Intelligenzen gemacht; gefesselt hat sie dieselben vor Allem durch ihre Liebenswürdigkeit, durch ihre Güte des Herzens, durch ein ewig reines, hingebendes Gemüth, der Liebe und Begeisterung voll, und durch die Natürlichkeit ihrer Grazie.

Juliette Récamier gehörte einer bürgerlichen Familie in Lyon an und wurde daselbst im Jahre 1777 geboren. Ihr Vater, Bernard, von Haus aus Notar, ward später durch die Protection des Ministers Calonne zu dem einträglichen Posten eines Finanzerhebers berufen. Schon als Kind entzückte ihre Schönheit und Liebenswürdigkeit; sie war gut, aufrichtig und religiös und blieb es auch während ihres Lebens, durch letztere Eigenschaft entschieden eine Ausnahme der Frauen ihres Zeitalters, welche mit den galanten Abbés die Religion zu verspotten liebten. Die Erziehung, welche sie der französischen Sitte gemäß, in einem Kloster zu Lyon erhalten, war eine besonders sorgfältige; sie selbst gedachte noch im Alter mit Freuden an diese Zeit zurück. „Diese stille, ungetrübte Zeit", sagt sie in ihren „Erinnerungen", „kommt mir wie ein Traum vor. Diese Weihrauchwolken, diese zahllosen Ceremonien, die Prozession in dem Klostergarten, der Gesang und die Blumen — diesen lebhaften, in der Kindheit empfangenen Eindrücken verdanke ich ohne Zweifel die Erhaltung meines Glaubens inmitten der Meinungen, welche mich später umgaben. Ich vermochte sie anzuhören, zu verstehen, sie zu theilen, so weit sie begründet waren; aber ich ließ gleichwohl keinen Zweifel in mein Herz kommen." Mit elf Jahren kam sie bereits nach Paris und an den Hof. Ihre Schönheit feierte hier den ersten Triumph; Ludwig XVI. und Marie Antoinette nahmen sie mit sich in ihr Familienzimmer, um sie zu liebkosen.

Fräulein Bernard war erst fünfzehn Jahr, als sie sich mit Jacques Récamier, einem der reichsten Bankiers von Paris, aber schon in dem gesetzten Alter von zweiundvierzig Jahren, verheirathete. Obwohl Herr Récamier ein liebenswürdiger, etwas leichtfertiger Charakter war, so besaß er außer seinem Geld doch keine solche Eigenschaften, die es erklärlich machen, daß eine Schönheit von fünfzehn Jahren, gefeiert von Allen, die sie kannten, sich mit ihm verband. Die junge Dame mochte auf die Sprache ihres Herzens weniger als auf die ihres finanziellen Papa's gehört haben. Wie dem auch sei, Frau Récamier begann ihre Ehe sehr zufrieden mit sich; das Vermögen ihres Gatten, dessen Ruf als Finanzier mit hinzu kam, erlaubte ihr, eine bedeutende Rolle in der Gesellschaft des revolutionairen Paris zu spielen; ihre angeborene Gracie sammelte eine Menge von ausgezeichneten Männern in ihrem Salon, in der Rue du Mont-Blanc und während des Sommers in dem Schlosse zu Clichy, welches Herrn Récamier gehörte. Die ganze Gesellschaft gerieth durch den liebenswürdigen Charakter der jungen Dame des Hauses in ein freundschaftliches Verhältniß zu ihr, wie es in ähnlicher Art nur theilweise in den übrigen Salons bestand. Unter den Personen, welche damals ihr Haus besuchten und ihre ergebensten Verehrer waren, heben wir die Dichter Lemontey und vor Allem Legouvé hervor, einen melancholischen, gemüthsreichen Mann, der später das Unglück hatte, irrsinnig zu werden; ferner den langweiligen, gemüthsleeren, mittelmäßigen und gleichwohl ungemein berühmt gewordenen Laharpe, eine Natur unfähig zu lieben und die gleichwohl dieser jungen Frau einen förmlichen Kultus widmete. Er meinte, ihr Verstand von sechszehn Jahren beschäme den seinigen — ein sehr ungeschicktes Kompliment, denn er hatte nicht viel Verstand, aber desto mehr Einbildung und Eitelkeit. Von politischen Größen sah man hier den General Bernadotte, späteren König von Schweden; General Moreau, den Todfeind Napoleons, den dieser ins Exil jagte; endlich den Bruder des ersten Konsuls, Lucian Bonaparte, dessen stürmisches Blut Frau Récamier durch ihre Festigkeit und wohlwollende Ironie stets zu sänftigen wußte. Auch Mathieu, Herzog von Montmorency, der die nordamerikanischen Freiheitskriege mitgemacht hatte, nach dem Sturz der Schreckensherrschaft wieder nach Paris zurückgekommen war und der später unter der Restauration Minister und Pair wurde. „Ich möchte", schrieb er ihr einmal, „alle Rechte eines Vaters, eines Bruders und Freundes besitzen, Ihre Freundschaft erreichen, Ihr Vertrauen nur um einer Sache willen: um Sie von Ihrem eigenen Glück zu überzeugen, Ihnen den einzigen Weg zu zeigen, der Sie dahin führen kann und der allein Ihres Herzens und Geistes würdig ist."

Im Jahre 1806 ward das Leben dieser jungen, liebenswürdigen Frau zum ersten Mal durch ein eingreifendes Geschick bitter gestört. Ihr glückliches, sorgenloses Dasein fand ein jähes Ende. Ihr Vater, welcher Postverwalter geworden, wurde der Verbindung mit den Feinden des neuen Cäsars angeklagt und abgesetzt; ihr Gatte machte Bankerott und Napoleon, welcher sich für den Antibonapartismus der Frau Récamier rächen wollte, ließ den Sturz des großen Finanzhauses mit Schadenfreude geschehen. Nun mußte das Hôtel in Paris, das Schloß in Clichy verkauft, des Luxus und der Vergnügen entsagt werden; man mußte sich fortan mit dem Nothwendigen behelfen. Aber Frau Récamier verlor mit ihrem Vermögen und äußeren Comfort nicht ihre Freunde; sie blieben ihr treu nach wie vor und die Sympathien für ihr Mißgeschick wurden ihr von allen Seiten entgegengetragen. Bei der Nachricht von dem Bankerott ihres Gatten, schrieb ihr Frau von Staël, mit welcher sie schon seit den ersten Jahren ihrer Ehe befreundet war: „Allerdings, vergleicht man Ihre jetzige Lage mit der früheren, so haben Sie viel verloren; aber wäre es mir möglich, den zu beneiden, den ich liebe, so würde ich Alles hingeben, um Sie zu sein. Schönheit ohne Gleichen in Europa, Ruf ohne Makel, ein stolzer und hochherziger Charakter — welche Fülle von Glück noch in diesem traurigen Leben, durch welches man so armselig geht! Theure

Juliette, möge sich unsere Freundschaft erhöhen; mag sie nicht mehr bloß in Diensten der Gefälligkeit bestehen, die Sie allein immer geleistet, sondern unterhalten wir einen steten Briefwechsel, vertrauen wir uns unsere Gedanken, unser Leben. Theure Julie, Ihretwegen werde ich nach Paris kommen, denn Sie sind eine allmächtige Person; und da Sie jünger sind als ich, so werden Sie mir die Augen schließen und meine Kinder werden Ihre sein."

Madame Récamier besuchte darauf Frau v. Staël auf ihrem Landgute Coppet, in ihrem Exil. Hier



Madame Récamier.

lernte sie Prinz August von Preußen kennen, der so entzückt von ihr wurde, daß er sie bat, ihre Ehe mit Herrn Récamier zu trennen und seine Hand anzunehmen. Die sichtliche Leidenschaft des Prinzen rührte Madame Récamier und lange Zeit schwankte sie, ob sie das Anerbieten ablehnen oder annehmen sollte. Zuletzt jedoch siegte ihr Pflichtgefühl, nachdem sie vier Jahre lang dem Prinzen Hoffnungen gelassen.

In Lyon hatte Madame Récamier inzwischen, wahrscheinlich auf Chateaubriands Anregung, den damals noch gänzlich unbekannten Ballanche in die Reihe ihrer intimsten Freunde aufgenommen. Mit ihm hat sie treu bis zum Tode diese Freundschaft erhalten. Pierre Simon Ballanche war von Hause aus Buchdrucker und Buchhändler und besaß ein kleines Journal in Lyon. Seine Jugend war eine Kette ununterbrochener Schmerzen; achtzehn Jahr alt mußte man ihn trepaniren, und er blieb ewig eine unschöne Persönlichkeit. Aber sein Herz war das edelste und reich an Gefühlen. Er hatte für sich ungeheuere Studien gemacht; die Classiker kannte er sämmtlich. Auch verkehrte er viel mit Freunden, worunter Chateaubriand, den er im Jahre 1800 kennen lernte. In katholisch-royalistischen Grundsätzen erzogen, sah er die Revolution mit Schrecken, und schon sehr jung schrieb er eine Widerlegung von Rousseau „Gesellschaftsvertrag", wie alle seine Schriften nur für die Freunde. Achtunddreißig Jahr wurde er alt, ehe er seine Bestimmung entdeckte. Das große Kriegs- und Siegesjahr 1814 ist für ihn das klimaterische Jahr gewesen. Bis zu dieser Zeit hatte Ballanche seinen Studien, seinen Träumen, seinen Freunden, seinem bürgerlichen Geschäft gelebt; der

jähe Sturz des Titanen, der Austerlitz auf Marengo gethürmt, Wagram auf Jena, erschütterte selbst die Gedankenlosigkeit; auf Ballanche hatte der geschichtliche Umschwung die Wirkung, daß er ihn von sich selbst befreite, aus dem engen Kreise seines idyllischen Daseins hinausriß und ihm das europäische, ja das menschheitliche Problem vor Augen stellte. Bis 1814 war er ein gedankenreicher Dichter, dann wurde er ein ausgezeichneter dichterischer Philosoph.

Als Madame Récamier ihn zum Freunde gewann, war er noch unbekannt. „Oftmals", schrieb er ihr, „bin ich ganz erstaunt über die Güte, die Sie für mich haben; ich konnte mich dessen nie versehen, da ich weiß, wie schweigsam, griesgrämig und melancholisch ich bin. Sie müssen mit Ihrem außerordentlichen Takt wohl erkannt haben, was Sie mir Gutes erweisen können. Sie, die Nachsicht und das Mitleid in Person, haben in mir eine Art von Verbannten gesehen und ihm ein Glück zu verschaffen gewußt. Gestatten Sie mir die Gefühle eines Bruders für Sie. Ich sehne mich nach dem Augenblick, da ich Ihnen mit dieser brüderlichen Empfindung die Verehrung des Wenigen bezeigen kann, was ich bin. Meine Ergebenheit wird ganz und rückhaltslos sein. Ich möchte Ihr Glück auf Kosten des meinigen. Darin liegt Gerechtigkeit, denn Sie gelten mehr als ich." Ein andermal schrieb er ihr: „Sie wissen wohl, daß Sie mein Stern sind und meine Bestimmung von der Ihrigen abhängt. Wenn man Sie wird in Ihre Gruft von weißem Marmor senken, so soll man mir schnell eine Grube machen und ich werde mich beeilen, meinerseits dort Ruhe zu suchen. Was sollte ich auch noch auf der Erde?" — Fünfunddreißig Jahre der Treue und der Hingebung hatten bewiesen, daß Ballanche die Kraft seines Herzens nicht überschätzte, als er diese Worte schrieb.

Madame Récamier übte aber nicht nur in Paris und in ihrem Salon diesen Zauber aus; sie that es auch, als sie in der Schweiz lebte und in Italien reiste. Ueberall fand sie dieselbe Aufnahme, überall wo die Poesie eine Stätte hatte, war sie in ihrem Vaterlande oder vielmehr in ihrem Reich. In Rom begeisterte sich Canova für sie und meißelte mit seiner Meisterhand ihre Schönheit in Marmor. Die Büste entsprach gleichwohl seinen persönlichen Gefühlen für das Original nicht; sie drückte seiner Meinung nach nicht das Unaussprechliche von dessen Schönheit aus. Als Madame Récamier ihn später nach dem Schicksal ihrer Büste fragte, antwortete Canova: „Sie hätte Ihnen nicht gefallen und deshalb habe ich eine Beatrix aus ihr gemacht."

In Neapel empfing sie Murat und die Königin wie eine Freundin. Ihr Einfluß äußerte sich einmal dahin, daß sie das Todesurtheil eines Verbrechers zerriß; ein andermal, daß sie, trotz der von Napoleon erlittenen Kränkung, dessen Schwager an seine Pflichten als Franzose, an die Treue für den Kaiser mahnte. Es war 1814, als Murat, der öffentlichen Meinung des Landes folgend, welche Frieden um jeden Preis wollte, den Vertrag unterzeichnet hatte, der ihn von Frankreich trennte und zum Genossen der Verbündeten machte. Als er gleich nach dieser entscheidenden That in großer Bewegung zur Königin kam, fand er daselbst Madame Récamier. Er näherte sich ihr, und in der Hoffnung, daß sie Dem zustimmen würde, was er gethan, fragte er sie um deren Rath in der Lage.

„Sie sind Franzose, Sire", antwortete sie; „Sie müssen Frankreich treu bleiben."

Murat erbleichte; er öffnete hastig die Thüre eines Balcons, der nach dem Meere hinausging und rief dann: „So bin ich ein Verräther!" — Er zeigte dabei Madame Récamier die englische Flotte, welche eben mit vollen Segeln in den Golf einlief. Von Reue erfaßt, warf er sich dann auf ein Kanapee und bedeckte sein Gesicht mit den Händen.

Nach dem Sturze Napoleons ging Madame Récamier nach Paris zurück. Ihr Gemahl hatte seine Verhältnisse wieder gehoben und mehrere Jahre lang genoß sie nun des glänzenden Lebens von Einstmals. Aber noch einmal suchte das Unglück Herrn Récamier heim; er fallirte abermals. Auf die Mittel einer bescheidenen Existenz zurückgeführt, verließ sie ihr Hotel in der Rue d'Anjou und zog sich in das Kloster der Abtei aux Bois bei Paris zurück. Zuerst bewohnte sie daselbst eine kleine Wohnung im dritten Stockwerk, eine wahre Einsiedlerzelle. Später tauschte sie dieselbe gegen geräumigere Localitäten um. In dem Salon, den sie hierbei besaß, hingen als einziger Schmuck das etwas langweilige Bild von Gérard: Corinna am Cap Misau; ferner das Portrait von Staël und das von Chateaubriand. Dieser Salon hat bis zum Tode seiner Besitzerin nicht nur für die besten Geister Frankreichs Bedeutung gehabt. Hier fanden sich zusammen oder abwechselnd Männer wie der Graf von Bristol, der Herzog von Hamilton, der berühmte englische Chemiker Davy, Alexander von Humboldt, der ältere Bertin vom „Journal des Debats", Dubois vom „Globe", Benjamin Constant, Villemain, Tocqueville, St. Beuve, Ampère, Akademiker, Schriftsteller, Künstler, Damen wie die Herzogin von Devonshire und Miß Edgeworth, ungerechnet der täglichen Gäste Ballanche und Chateaubriand.

Der Vicomte Chateaubriand war der eigentliche Mittelpunkt des engsten Kreises, der Vertrauteste der Dame des Hauses. Chateaubriand war Dichter, Historiker, Philosoph im Sinne seiner Nation, Publizist; er war zugleich praktischer Staatsmann, Minister, Diplomat, Pair, Parteihaupt. Er war ein wesentlich gebildeter Mann und kein einziger Franzose so geeignet als er, Repräsentant seiner Nation zu sein. Er hatte die Fülle des Nationalsinnes in sich aufgenommen, die Substanz seines Volkes durchdrang ihn ganz und gar, und wenn die Franzosen ihre politische und Kulturgeschichte der ersten Hälfte dieses

Jahrhunderts verkörpert sehen wollen, so haben sie nur auf Chateaubriand zu blicken. Deutschland kann dem Leben dieses Mannes nur das von Goethe entgegenstellen. In Beiden haben die beiden Nationen ihr eigenes Bild; in Beider Memoiren finden sie allen Reichthum der Welt, alle Kunst des Dichters, alle Weisheit des Zeitalters ausgelegt, in Beider Bücher ist das Abbild des wahren und bestimmten Lebens einer großen Zeit, eines ganzen Geschlechts, als ein Glied der Geschichte dargestellt; — Göthe wie Chateaubriand geben uns das Epos ihrer Zeit; beide haben den welthistorischen Verjüngungsprozeß, der sich in Frankreich als politische, in Deutschland als philosophische, überall als literarische und soziale Revolution manifestirt hat, erlebt; beide haben in diese Revolution thätig mit eingegriffen und das Ei der Gegenwart mit ausbrüten helfen; beide sind Homer und Odysseus in einer Person.

Chateaubriand nahm in der letzten Hälfte des Lebens von Madame Récamier unstreitig die erste Stelle ein; dieser Mann suchte bei ihr nach seinen vielen Erfahrungen die Ruhe für sein Alter; er war ernst, fast traurig geworden und hatte allem Ehrgeiz längst entsagt. Ballanche meinte gegen die Freundin Beider: „Die Traurigkeit Chateaubriands wundert mich nicht; die Sache, der er sein öffentliches Leben gewidmet, ist fertig; er hat sich überlebt und nichts ist trauriger als dies." Chateaubriand selbst sagt in seinen Memoiren über die Abtei aux Bois folgendes; „Beschäftigt nach Außen hin durch politische Angelegenheiten oder verdrossen über die Undankbarkeit der Höfe, erwartete mich stets in dieser Zurückgezogenheit die Ruhe des Herzens. Es war, als kam ich aus einem Sonnenbrand in den erfrischenden Schatten eines Gehölzes. Ich fand Ruhe und Frieden bei einer Frau, deren Heiterkeit sich über Alles um sie her verbreitete, ohne daß diese Heiterkeit eine gewöhnliche war; sie kam aus dem Grund tiefer Gefühle. Das Unglück meiner Freunde hat mich oft niedergedrückt und niemalen auch habe ich mich dieser Last entschlagen; nun war der Moment der Belohnung gekommen. Für Alles, was mich gedrückt, sollte ich nun durch ein inniges Gefühl, durch ein ernstes Verhältniß entschädigt werden. Meinem Ende nahe, scheint es mir, als wenn Alles was mir theuer, es durch und in Madame Récamier ist und als wenn sie die verborgene Quelle meiner Gefühle sei. Meine Erinnerungen aus so vielen Epochen, jene meiner Träume wie des Erlebten, haben sich vermischt, vereint, verschmolzen, um ein Bild voller Reize und sanfter Leiden zu bilden, von welcher sie die Form abgiebt. Sie regelt alle meine Empfindungen."

So sprach er öffentlich. Zu Madame Récamier sagte er beredter, wenn auch einfacher: „Trachten Sie, daß wir unsere Tage zusammen beschließen. Ich mache Ihnen ein trauriges Geschenk, indem ich Ihnen den Rest meiner Tage widme; aber nehmen Sie es an, und habe ich Tage verloren, so vermag ich doch diejenigen besser zu machen, welche Ihnen gehören werden."

Nach der Julirevolution, als Chateaubriand seine politische Rolle ausgespielt hatte, widmete ihm Madame Récamier alle Sorge; sie opferte Alles für ihn, Ruhe, Freiheit, Gesundheit, nur um ihn sein Leben zu verschönen; sie umgab ihn mit seinen Freunden und Bewunderern und beglückte so in tactvollster Weise das enttäuschte Herz des großen Mannes. Er fühlte es auch, und als seine Freundin einmal erkrankte, schrieb er ihr: „Sprechen Sie nie davon, was ich ohne Sie würde; ich habe nicht so viel Sünden begangen, daß mich der Himmel vor Ihnen abberufen sollte. Ich sehe mit Freuden, daß auch ich krank bin, daß ich noch gestern schlecht war, daß ich keine Kräfte zurückgewinne. Ich danke Gott um Alles dies, so viel Sie sich auch darauf versteifen, nicht wieder zu gesunden. Meine Gesundheit ist in Ihren Händen, bedenken Sie dies."

Jahr um Jahr ging so dahin; Menschen und Dinge, Alles veränderte sich; die Mitglieder der Kolonie der Abtei, bald versprengt, bald wieder vereinigt, waren alt geworden. Man nahm nun Sorge, sich nicht mehr viel zu trennen; man rückte gewissermaßen vor dem Grabe noch näher an einander. Jeden Tag, zur selben Stunde, kam Chateaubriand zu Madame Récamier; dann erst öffnete sich der Salon für die anderen Besuche. Ballanche erschien immer zuerst, meist hatte er schon vorher seine Freundin gesehen. Andere Freunde folgten ihm. In dem Fauteuil zur Rechten des Kamins saß stets die Dame des Hauses, in dem zur Linken stets Chateaubriand.

Der Tod allein konnte in der That nur diese vereinigten Herzen auseinander reißen. Ballanche war der Erste, der aus dem Leben schied. Bei der Nachricht von seiner Erkrankung dachte Madame Récamier, die eben eine Augenstaar-Operation überstanden hatte, an keine der ihr anempfohlenen Rücksichten, sondern eilte an das Bett des Freundes und verlor durch ihre Thränen alle Hoffnung, je wieder sehen zu können.

Bald kam auch Chateaubriand an die Reihe. Einige Zeit vor seinem Tode war er Wittwer geworden und hatte nun seine Freundin, gleichfalls Wittwe, gebeten, seinen Namen zu tragen. „Wozu?" antwortete sie ihm. „Welche Rücksichten könnten in unserem Alter verbieten, Ihnen meine Pflege angedeihen zu lassen? Ist Ihnen die Einsamkeit traurig, so bin ich bereit, mit Ihnen dasselbe Haus zu beziehen. Die Welt, das bin ich gewiß, wird der Reinheit unserer Verbindung Gerechtigkeit widerfahren lassen und man würde mich unterstützen, um mir die Aufgabe leichter zu machen, Ihr Alter mit Glück zu umgeben, mit Frieden und Liebe. Wären wir jünger, so zögerte ich nicht; ich würde mit Freuden das Recht übernehmen, Ihnen mein Leben zu widmen.

Dies Recht haben mir jetzt die Jahre und die Blindheit gegeben; ändern wir also Nichts an einer vollkommenen Zuneigung."

Ihrer beiden theuersten Freunde beraubt, vermochte Madame Récamier nicht mehr zu leben. In der Stunde, da sonst die Thür ihres Salons geöffnet war, fühlte sie ihr Herz fortan brechen. Die Cholera von 1849 nahm endlich dieses Leben hinweg, welches keine Wurzeln mehr auf Erden hatte. Man sagt, daß von ihren Zügen nach dem Tode die Merkmale der schrecklichen Krankheit verschwanden und das Antlitz die Schönheit früherer Tage zurückerhielt. Es schien sich damit das Wort Ballanche's zu erfüllen, welches er einst an sie gerichtet: „Ihnen ist gegeben, zu zeigen, was die Schönheit in sich ist; man wird finden, daß sie eine nur moralische Sache, man wird nicht mehr zweifeln, daß sie ein Widerschein der Seele ist."

Gut Preußisch.

Erzählung

von

Hermann Trendel.

Es war im Jahre 1780, an einem schönen Nachmittage des Augustmonat, als auf der Oberbastion der Festung Glatz ein junger, hochgewachsener Krieger von der glorreichen Armee Friedrichs II. stand, und auf sein Gewehr gestützt, sinnend hinausblickte in die vor ihm ausgebreitete schöne Sommerlandschaft. Die Luft war milde und von den süßen Düften der Gärten erfüllt. Ein erfrischender Wind, der einzelne Wolken am blauen Himmel langsam dahintrieb, rauschte in den Wipfeln der Bäume, ein träumerisches Wiegenlied dem müden Tage singend. Sonst war Alles still ringsum, weit und breit. Es war Sonntag. Dann und wann nur schallte der Fußtritt eines der Wachtposten, deren Waffen in der Abendsonne blitzten.

Der junge Soldat lächelte und flüsterte zuweilen vor sich hin. Aber er schien weniger mit den Reizen der Natur, als vielmehr mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt, und diese mußten angenehm sein; denn sein hübsches, männliches Gesicht verklärte sich oft zu einem solchen Ausdruck von Wonne und Glück, wie ihn nur eine tiefe, innige Liebe erweckt. In der That, der junge Mann weilte jetzt im Geiste bei dem lieben Mädchen, das er auf einem Uebungsmarsche vor zwei Monaten in Eckersdorf, wenige Meilen von Glatz, kennen und lieben gelernt hatte. Er hatte drei Rasttage im Hause ihres Vaters in Quartier gelegen, und diese kurze Zeit war für den jungen Grenadier — Franz Holstein, nannte er sich — hinreichend gewesen, das Herz der schönen Catharine Reinfelder im Sturme einzunehmen. Und wie nun der Liebesgott einmal ein schelmischer Bursche ist, so hatte er sich nicht begnügt, nur dieses Pärchen mit seinem Rosenbande unauflöslich zu verbinden, sondern auch, in aller Eile, unter demselben Dache noch einen Bund geschlossen, der nicht minder innig und glücklich war, als der eben erwähnte.

Die reizende, neunzehnjährige Charlotte, die zwei Jahre jüngere Schwester Catharine's, hatte Wohlgefallen an Franzens Bruder, dem Grenadier Albert Holstein gefunden, und dieser, einer der schönsten Männer seiner Compagnie, gewann eben so rasch das Herz seiner Geliebten.

Beide Grenadiere standen bei derselben Compagnie und beide hatten auf dem erwähnten Marsche ihr Quartier zu Eckersdorf, in dem Hause des landbegüterten Bauern Reinfelder gefunden. Derselbe besaß jetzt nur zwei Kinder, jene Mädchen; denn seinen einzigen Sohn hatte er im siebenjährigen Kriege verloren. Dieser hatte bei dem Oesterreichischen Dragoner-Regiment St. Ignon gestanden, und in der mörderischen Schlacht bei Torgau, in welcher die Zieten'schen Husaren jenes Regiment fast ganz vernichteten, hatte ihn die tödtliche Kugel getroffen und seinem jungen Leben ein Ende gemacht. — War Vater Reinfelder auch schon vordem gut Oesterreichisch gesinnt, so hatte er jetzt auf die Preußen, welche er alle als Mörder seines Sohnes betrachtete, einen tödtlichen Haß geworfen. Er ging, obschon er bereits in vorgerücktem Alter war, noch mit dem Plane um, sein schönes Bauerngut zu verkaufen, um nach Böhmen überzusiedeln, denn die bisher gehegte Hoffnung, daß Schlesien doch wieder dem österreichischen Kaiserhause zufallen würde, war ihm endlich ganz geschwunden.

Unter solchen Umständen war es erklärlich, daß er die preußische Einquartierung in seinem Hause nicht auf das Freundlichste empfing, allein die Furcht vor den keineswegs schüchternen oder sehr rücksichtsvollen preußischen Soldaten, zwang ihn, seinen Haß und Ingrimm gegen dieselben so gut als möglich zu verbergen. Und die beiden Brüder, welche den alten Bauern mit dem mürrisch zusammengekniffenen Gesichte ohnehin wenig beachteten, übersahen ihn ganz bei dem Anblick seiner beiden lieblichen Töchter.

Catharine und Charlotte kannten den Preußenhaß ihres Vaters und hielten deshalb ihre Neigung zu den beiden schmucken Grenadieren vor ihm geheim, was ihnen der Alte insofern erleichterte, als er, um die verhaßten Preußen nicht zu sehen, von früh bis spät auf seinem Acker herumwirthschaftete. Die Besorgung der Wirthschaft und die Bedienung der Ein-

quartierung war somit seinen beiden Töchtern und einer alten erfahrenen Magd überlassen; denn seine Frau war schon seit vielen Jahren todt. — Die Liebe bei den beiden Pärchen entwickelte sich rasch, aber eine gegenseitige Erklärung erfolgte erst in den letzten Augenblicken der Trennung. Franz und Catharine gestanden sich ihre Liebe und schwuren sich, wie das bei Liebesleuten auch damals schon Sitte war, ewige Treue, und ebenso machten sich Albert und Charlotte dieselben Geständnisse und Zusagen. Von dem Allen wußte natürlich der alte Bauer Reinfelder kein Sterbenswörtchen. Er hatte seine stille Freude, als er Glatz eingerückt und hatte Aussicht, hier als Besatzung längere Zeit bleiben zu müssen. Franz und Albert erwarteten mit Sehnsucht einen dienstfreien Tag, um nach dem nicht sehr entfernten Eckersdorf zu eilen, und bei ihren Liebchen, von denen sie seitdem nicht die geringste Nachricht erhalten hatten, einen Besuch zu machen. Heute standen beide Brüder noch Wache: Franz auf der Ost-Bastion, Albert am Breslauer Thore. Der Erstere noch in süßen Erinnerungen an jene vergangenen glücklichen Tage versunken, wurde durch schnelle, kräftige Schritte, die er plötzlich hinter sich vernahm, aufgeschreckt; sich umblickend sah er



Franz und Albert.

von einem Hügel seines Feldes die Soldaten aus dem Dorfe in dichten Reihen unter weithin schallendem Trommelwirbel davonziehen sah, und während seiner schönen Töchter Herzen voll waren von dem Schmerze des Abschiedes und schwer und schwerer wurden je mehr sich der Schall der Trommel verlor, wurde ihm das Herz leicht; — denn er schüttete eine ganze Last von Flüchen und Verwünschungen auf die abziehenden Preußen.

Wie erwähnt, waren seit jenem Vorfalle mehrere Monate verstrichen; die Compagnie bei welcher unsere beiden Helden standen, war seit wenigen Tagen in seinen Bruder im vollen Lauf auf sich zu kommend, und daß derselbe keine unangenehme Nachricht brachte, verrieth sein freudestrahlendes Antlitz.

„Franz", rief er, „sie sind da, die Mädchen aus Eckersdorf, Catharine und Charlotte! Herrgott, Junge freue Dich doch! Du wirst gleich heruntergeholt von der Wache, ich bin schon frei für heut. Unser brave, gute Hauptmann Redlich hält etwas auf mich und hat auf meine Bitten zwei Mann zum Ersatz kommandirt — wir haben ja so Wichtiges zu thun! — Aber sieh, da kommt die Ablösung!"

Franz stand wie vom Blitz getroffen bei der un-

erwarteten freudigen und zugleich noch geheimnißvollen Nachricht seines Bruders. „Sie sind da?" fragte Franz staunend nach einem Augenblick. „Die Patrouille, Kamerad", rief eine starke Stimme. „Ablösung vor!" Die Parole wurde gewechselt und Franz war frei.

Eilig schritten die beiden Brüder in das Innere der Stadt, dahin, wo im Gasthofe zum „grünen Baum", am Altmarkt, die beiden jungen Mädchen sie erwarteten. Unterwegs erzählte Albert seinem Bruder das Ereigniß, das ihre Liebchen betroffen und dieselben veranlaßt hatte nach Glatz zu kommen, um sie, die beiden glücklichsten Grenadiere der preußischen Armee, aufzusuchen. Kurze Zeit nach dem Abmarsche der Soldaten aus Eckersdorf, denen der alte Bauer Reinfelder so viel Verwünschungen nachgerufen hatte, widerfuhr ihm, wie zur Strafe dafür, ein Unfall, der ihm das Leben kostete. Er hatte das Unglück, bei der Heuerndte von einem hochbeladenen Fuder zu stürzen, wobei er sich so schwer innerlich verletzte, daß sein Tod nach wenigen Tagen erfolgte. Er hatte noch Zeit und Besinnung genug gehabt, den Dorfschulzen und den Pfarrer zu sich rufen zu lassen, von denen er sein Testament aufsetzen ließ. Darin bestimmte er seine Töchter als Erben seines ganzen Besitzthums mit der Bedingung, daß sie sich mit den beiden Söhnen seines Bruders, eines wohlhabenden Ackerbürgers in Braunau, verheirathen sollten. Im Fall die Mädchen diesem Willen ihres Vaters aber nicht nachkämen, sollten sie völlig enterbt werden, und das Gut mit allem Zubehör seinem Bruder zufallen. — Der alte Reinfelder hatte für seine beiden Töchter nie eine große Zuneigung gefühlt. Sein Sohn war die Freude und der Stolz seines Lebens gewesen, und seit dessen Tode hatte sich nicht die Liebe zu seinen andern Kindern mehr in ihm entwickelt, sondern nur das Gefühl des Hasses gegen die Preußen, die Landräuber und Mörder seines Sohnes, wie er sie nannte. Durch seine letztwillige Bestimmung wollte er dafür sorgen, daß seine Töchter nur Oesterreicher zu Männern bekämen — und das waren die Söhne seines Bruders — damit sein Vermögen durchaus nicht Preußen zu Theil würde. — Der Alte war gestorben und die beiden Vettern der Mädchen hatten nicht gezögert zu erscheinen, um von ihrem demnächstigen Eigenthum schon im Voraus Besitz zu nehmen. Sie schalteten und walteten als Herren auf dem Bauerngut, und der offen bewiesenen Abneigung der Mädchen begegneten sie mit den trotzigen Drohungen: ihre schönen Cousinen auf Grund des Testaments aus dem Hause zu jagen, wenn sie nicht bald in die gegenseitige Heirath willigten. Catharinens und Charlottens Lage war traurig. Der Pfarrer ermahnte sie wiederholt, dem Willen ihres Vaters nachzugeben, der Schulze stellte ihnen vor, daß bei fortgesetzter Weigerung sie aus dem Hause und dem Dorfe müßten — und, von ihren Geliebten konnten sie keine Kunde erhalten, bis sie endlich erfuhren, daß die Compagnie der Grenadiere, bei welcher Franz und Albert standen, als Besatzung in Glatz eingerückt wären. — O, freudiger, rascher hatte den Mädchen noch nimmer das Herz geschlagen, als bei dem Empfang dieser Nachricht! Und nun mochte der Pfarrer kommen und der Schulze, jetzt schreckte sie nicht mehr das Bild, das diese ihnen von ihrer Zukunft machten, Catharine sah ihren Franz und Charlotte ihren Albert, und alles Andere wollten sie dem lieben Gott überlassen.

„Nur dieser Tag soll uns noch hier sehen, und wenn die Nacht kommt mit ihrem Sternen- und Mondenschein, dann brechen wir auf, Schwester", sagte Catharine am Morgen des Tages, an welchem die frohe Kunde kam.

„O, Gott sei Dank, liebe Schwester", meinte Charlotte, „daß es so weit ist, daß wir nun wissen, wo sie sind. Siehst Du, der Herrgott will, daß wir hier fortkommen, sonst hätte er uns gewiß nicht gesagt, wo Franz und Albert zu finden sind. O, ich lasse Alles gern den bösen Vettern, und wer der Liebe folgt, der folgt seinem Glücke. Wir sind ein paar tüchtige Mädel und arbeiten können wir auch."

Als das nächste Frühroth heraufstieg, lag die Festung Glatz vor den Blicken der Mädchen. Und eben ging die Sonne auf, als sie in's Thor traten, — aber an der Thorwache stand Albert.

Nicht lange darauf saßen die beiden Brautpaare beieinander im „grünen Baum", glücklich in der Freude des Wiedersehens und berathschlagten, was zu thun sei.

Der König weilte zur Zeit in Breslau. An ihn direct wollte man sich in dieser außerordentlichen Angelegenheit wenden. Ein Schreiber wurde beauftragt, den Bericht an Se. Majestät abzufassen, und gleich andern Tags wurde der Brief mit der Post abgeschickt. — Unterdessen blieben die beiden Mädchen im „grünen Baum", wo die Frau Wirthin sich ihrer mütterlich annahm; denn nach Eckersdorf mochten sie durchaus nicht zurückkehren. Drei Tage vergingen, da kam schon der Bescheid des Königs, Befehl an den Festungscommandanten Major Keller, die beiden Grenadiere Franz und Albert Holstein, nebst ihren Bräuten Catharine und Charlotte Reinfelder mit einem Trainwagen sofort nach Breslau zu schicken, um dort dem Könige vorgestellt zu werden. Diese Ordre wurde pünktlich ausgeführt.

Den jungen Brautleuten pochte das Herz gewaltig, als sie endlich im Vorzimmer des königlichen Palais in Breslau standen, von wo ein Kammerhusar, mit grimmigem, verwitterten Gesichte, sie nach stattgefundener Meldung zum Könige führte.

Der alte Fritz, gerade zum Ausgehen bereit, lächelte vergnügt, als er die nun vor ihm stehenden Liebespaare mit seinen blauen Augen so recht durchdringend betrachtete.

In straffer militairischer Haltung sahen Franz und Albert auf ihren ruhmreichen Monarchen, während die beiden Mädchen zagend zu Boden blickten.

„Was meint Er zu diesen Paaren? Oberst." Mit diesen Worten wandte sich Friedrich nach einem Stillschweigen von einigen Secunden an einen alten hinter ihm stehenden Militair, der nicht minder aufmerksam als sein Gebieter die Gruppe betrachtete.

„Majestät, das sind ausgesucht schöne Paare, wie sie nicht schöner und passender gefunden werden können! Einen herrlichen Schlag Soldaten wird das geben, meiner Seel!" war die Antwort des schmunzelnden Kriegers.

„Aber Bürger, lieber Oberst, Bürger und Bauern brauchen wir zuerst! — Ja — ich sehe, meine Leute haben Geschmack, und man konnte sich denken, daß es seinen guten Grund mit Eurem Davonlaufen haben mußte." Damit trat Friedrich näher, und sich die Mädchen betrachtend, sagte er dann:

„Also Du bist Catharine und Du Charlotte Reinfelder?"

„Ja!" antwortete deutlich Catharine, während Charlotte nur flüsternd die Lippen bewegte.

„Wißt Ihr auch, daß Ihr mir da zwei meiner schönsten Grenadiere entführt?"

„Ei, Majestät, sonst hätten uns ja zwei grimmige Oesterreicher entführt!" sagte Catharine schnell.

„Sieh da! — Wenn diese Beiden aber nun Oesterreicher wären? He, was wäre dann, Du Blauauge?" lachte Friedrich.

„Dann — dann — — — dann Majestät, wären das gewiß zwei recht häßliche Menschen, und wir hätten sie nicht lieb gewonnen." —

Friedrichs Antlitz leuchtete freudig, und der Oberst strich sich vergnügt den Schnurrbart. „Du bist ein Blitzmädel, und gerade solchen Grenadier werth", sagte der König, indem er ihr die Wangen strich. „Aber Du, Charlotte, sieh mich doch auch einmal an", wandte er sich an diese, ihr Kinn fassend. So — es nimmt mich nicht Wunder, daß diese Augen einen Grenadier besiegt haben. — Nun, Kinder, Ihr seid Euch gut und wollt Euch heirathen — meine Einwilligung habt Ihr. Aber bevor Ihr Grenadiere den Soldatenrock auszieht und Bauern werdet, da müßt Ihr mir erst die Oesterreicher aus Eurem Lande herausjagen, wie ich es gethan habe. Versteht Ihr mich?"

Friedrich sah sie mit seinem feinsten Lächeln an.

„Zu Befehl!" erwiderten die Grenadiere. „Ich wollte Majestät", fügte Franz, dessen Auge begeistert blitzte, hinzu, „es käme noch einmal eine Schlacht bei Leuthen, wir wollten sie jagen, wie der Sturm dürre Blätter!"

„Kann man sich wundern, Oberst, wenn ich mit solchen Soldaten meine Schlachten gewann? — Gut mein Braver!" Der König klopfte dem Grenadier auf die Schulter und fuhr dann fort: „Das Testament des alten Bauer ist ein Wisch; Ihr, seine Töchter, seid seine rechtmäßigen Erben und heirathen könnt Ihr, wen Ihr wollt. Damit basta! — So, Kinder, nun geht nach Hause und nehmt ruhig Euer Eigenthum in Besitz. Dies Schreiben gebt Ihr an den Kommandanten von Glatz, Major Keller, und Alles Andere wird sich finden. In der nächsten Woche komm' ich durch Eckersdorf, und daß dann nur Alles in Ordnung ist!"

Mit einem freundlichen Kopfnicken wandte sich der König um, und die glücklichen Brautpaare schritten voller Freude zur Thüre hinaus, um mit einem schon bereitstehenden Wagen die Rückfahrt nach Glatz anzutreten.

Am andern Morgen saß der Ackerbürger Reinfelder aus Braunau mit seinen beiden Söhnen im Hause seines verstorbenen Bruders beim Mittagsmahl. Das Gespräch derselben betraf natürlich die beiden verschwundenen schönen Cousinen. Alle drei schimpften wacker auf die Mädchen, und der Alte schwor hoch und theuer, diese liederlichen Frauenzimmer, wie er sie nannte, sollten ihm niemals wieder über die Schwelle kommen, und auch nie das Geringste von ihres Vaters Vermögen erhalten, dafür wollte er wohl sorgen.

„'s ist ganz gut, daß sie fort sind", setzte er hinzu, „da braucht Ihr sie wenigstens nicht zu heirathen, und eine Frau kriegt Ihr doch alle Tage, die Euch noch Geld dazu in's Haus bringt!"

„I nun, Vater, ich will Euch sagen, — wenn die Charlotte nicht solche Mucken hätte, ich möchte sie wohl nehmen; denn sie ist das hübscheste Mädchen der ganzen Gegend", sagte der Aeltere der Söhne, eine untersetzte, knochige Figur, mit sonnverbranntem Gesicht.

„Na höre mal, Joseph. — Die Catharine giebt ihr an Schönheit wahrhaftig nichts nach", erwiderte hastig der Andere.

„Das muß ich besser wissen", herrschte Joseph.

„Und wenn nicht, so hilft's nichts; denn Verstand haben sie alle Beide nicht. Laufen da in die Welt hinein, und lassen ihr Vermögen lieber im Stich, blos um ihrer Dummheit nachzuhängen."

Der Vater wollte so eben darauf antworten, als ihn das freudige Gebell der Hunde im Hofe daran hinderte. „Wer kommt denn?" rief Joseph, und die Drei wollten eben aufspringen und an's Fenster treten, als sich plötzlich die Stubenthür öffnete und Catharine und Charlotte hereintraten. Nicht so freundschaftlich wie die Begrüßung der Hunde, war der Empfang von ihren Verwandten.

Der Onkel brach in eine Fluth von Schimpfreden aus, und die Söhne ermangelten nicht ihren Vater zu unterstützen. Und während die Männer drohende Mienen zeigten, traten ihnen die Mädchen, ohne einen Laut zu thun, mit heiterm Antlitz entgegen.

Allein der Lärm und die Drohungen verstummten mit einem Male, als sich die Stubenthür von Neuem öffnete. Blitzende Waffen und Uniformen wurden sichtbar, und außerdem zwei schöne baumlange Grena-

diere, die ihre Kolben dröhnend auf den Fußboden setzten.

„Ruhig, Ihr Bursche! Wir werden Euch fluchen und schimpfen lehren!“

Die verblüfften Bauern sprangen entsetzt zurück und starrten verwundert mit weit aufgerissenen Augen auf die hohen Gestalten der Grenadiere. Ein Augenblick gespannten Schweigens folgte.

„Wir wollten Euch ersuchen, dies Haus zu räumen, an welchem Ihr kein Anrecht habt!“ sagte Franz.

„Aber das Testament —“ unterbrach der Alte.

„Ist null und nichtig!“ sagte Franz.

„Das sind die rechtmäßigen Erben — wenn Ihr erlaubt!“ fuhr Albert mit blitzenden Augen auf die Mädchen deutend fort.

„Nun aber das ist doch schnurrig — ist null und nichtig? — Wer sagt denn das?“ stöhnte der Alte so laut er konnte und stemmte die Hände in die Hüften.

„Der weiseste Mund, der je gesprochen hat!“ sagte Franz mit Stolz.



Die beiden Brautpaare im Kabinet des Königs.

Die Blicke der Bauern trafen sich wie von einem electrischen Funken berührt. Der Alte that einen Schritt vorwärts, räusperte sich, fuhr mit der Hand über den Mund und durch die Haare — endlich gelang es ihm ein Wort hervorzubringen.

„— Keinen — Theil habt —“ wiederholte er gedehnt, „nein — das Ganze haben wir“, fügte er hinzu.

„Gehabt! gehabt!“ lächelte Albert. „Und nun werdet Ihr Eure Sachen packen und das ganze Haus mit Allem, was dazu gehört —“

„Damit Ihr's wißt: Seine Majestät der König von Preußen!“ rief Albert in gehobenem Tone, die Hand an's Gewehr legend.

„Der — König —!“ stammelte der Alte und prallte zurück.

„Ist das zu glauben?!“ meinte Joseph kleinlaut.

„Wir halten Euch zwar nicht werth die Handschrift unsers großen Königs zu lesen, aber weil Ihr der Onkel und die Vettern seid, zu Eurer Beruhigung, mögt Ihr die Ehre haben — da les't!“ Indem hatte

Albert mit stolzem Lächeln ein Billet entfaltet, das er den Bauern vorhielt. Diese trauten ihren Augen nicht. Der Alte schlug die Hände zusammen und sah bald auf die Mädchen, bald auf die Grenadiere.

„Ver—lobt — durch — den König!“ wisperte er.

„Glaubt es nur Onkel!“ sagte Catharine sich an Franz schmiegend mit einem schelmischen Lächeln um den Mund.

„Und somit stellen wir uns Euch als die glücklichsten Brautpaare vor, die je gesehen worden sind!“ sagte Franz freudestrahlend. Damit faßte er die Hand Catharine's und Albert zog Charlotte an seine Brust. „Es lebe Seine Majestät der König!“ erscholl es vierstimmig, als die Bauern schweigend das Gemach verließen. — — —

Ein englisches „Schulpforta“.



Harrow auf dem Hügel.

Eigenthümliches Gefühl, in reiferem Mannesalter wieder einmal in dieselben Räume einzutreten, wo man einst als Knabe auf den Schulbänken gesessen, lernend und träumend, studirend oder spektakulirend, wie es gerade kam! Tausend Erinnerungen, ernste und heitere, werden in uns lebendig, das Bild unserer

Jugendzeit taucht in goldenem Glanze aus den Nebeln der Vergangenheit auf. Wir glauben sie alle wiederzusehen jene großen und kleinen, fleißigen und faullenzenden, vorlauten oder schweigsamen, genialen oder bornirten Bursche, die hier mit uns gleichzeitig am Joche des aufgegebenen Pensums zogen. Mancher innige Freundschaftsbund wurde hier geschlossen, mancher tolle Streich ausgeführt. O daß wir sie nur einmal alle wieder versammeln könnten, die jetzt in den verschiedensten Berufskreisen wirken, die die Laune des Schicksals oft weithin verschlug, oder die längst verschollen, Gott weiß wo vegetiren, wenn sie nicht etwa bereits im kühlen Grabe für immer Ferien haben. Es ist uns, als mußte dort vom alten Katheder herab die näselnde Stimme eines Schulpedanten uns auf's Neue mit einem Vortrage langweilen, aber auch manche würdige Lehrergestalt, vielleicht längst heimgegangen, empfängt in diesem Momente auf's Neue den Zoll der Dankbarkeit, die wir ihm schulden. Ja auf diesem Plätzchen war es, wo wir seinen frischen und begeisternden Worten lauschten von Homers Dichtergröße und Cäsars Feldherrnkunst, von des deutschen Vaterlandes entschwundener Herrlichkeit. Hier steht noch — welche Erinnerung! — tief in die tintenbekleckste Schulbank eingeschnitten, unser Name und die Jahreszahl. Ja es ist schon lange her!

„Aus der Knabenzeit, aus der Knabenzeit,
Tönt ein Lied mir in den Sinn,
Ach so weit, so weit,
Ach so weit, so weit,
Dahin bist du dahin!"

Welche Gefühle mochten einen Schiller durchdrungen haben, als er im Jahre 1794 auf einer Reise nach seiner schwäbischen Heimath zum ersten Mal wieder die Räume der Karlsschule betrat, in der er so viel lästigen Zwang erduldet, aber auch so manches Saatkorn für die Ewigkeit seines Ruhmes in nächtlichen Privatstudien aufgesammelt hatte. Und welche Empfindungen würden Byrons Herz durchzucken, dieses feurig geniale Herz voll selbstbereiteter Schmerzen und Wehen, wenn er die ragende Thurmspitze von Harrow erblickte, welche vorstehende Abbildung unsern Lesern vor Augen stellt.

Dieses Harrow liegt in reizender, eine weite Fernsicht gewährender Gegend zwischen London und Windsor und ist, wie unweit davon das berühmte Eton-Colleg, eine der ältesten Schulanstalten Englands, eine Art Lyceum, zur Zeit der Königin Elisabeth durch die Freigebigkeit eines reichen Kaufmanns John Lyon gegründet, der die Schätze, die ihm sein Unternehmungsgeist eingetragen, hier für die wissenschaftliche Ausbildung der Jugend zu verwerthen wußte.

Eine Reihe alterthümlicher Schul- und Wohngebäude umgiebt die schöne gothische Kirche. In der geräumigen Aula prangen die Bildnisse der englischen Könige und Königinnen, welche der Anstalt ihre besondere Pflege zuwandten, und Lord Palmerston weiß, warum auch er jedes Jahr die Prüfungen gerade dieser Schule zu besuchen pflegt. Ein Gemälde Hamiltons, Cicero als Redner gegen Catilina darstellend, und über der Rednerbühne des Saales aufgehangen deutet an, daß hier schon der Jugendunterricht auf die Heranbildung gewandter Parlamentsredner hinzielt, an denen Englands Geschichte so reich ist.

Wie aus Schulpforta, aus der Fürstenschule zu Meißen und Klosterbergen so manche deutsche Größe, so gingen aus Harrow viele der berühmtesten Staatsmänner, Gelehrten und Dichter Englands hervor. Hier wurden Robert Peel, Lord Elgin, Aberdeen, Sommerville, Fitzroy und Seymour gebildet; hier legten Baxter, Bruce, Orme und der große Orientalist William Jone den Grund zu ihrer immensen Gelehrsamkeit; hier dichteten Sheridan, Bulwer und vor allen der Stolz des modernen Englands, Lord Byron, die Erstlingsversuche ihrer Muse.

Noch jetzt trägt ein kleiner Rasenhügel auf der Höhe des Kirchhofs von Harrow den Namen: „Byrons Grab". Stundenlang sah man ihn dort einsam unter den Gräbern sitzen, in Gedanken vertieft und voll hoher Entwürfe, beweinend schon damals, wo er kaum das 15. Lebensjahr erreicht hatte, eine verschmähte Jugendliebe, das Andenken seiner Mary, die er noch in späteren Jahren als die Beatrice seiner Kindheit in rührenden Klängen feiert. Bei seinem Tode in Missolunghi am 19. April 1824 fand man eine Haarlocke von ihr auf seiner Brust.

„Ob auch in Kampf und Schmerz
Kein Hauch der Jugend bliebe,
Nie doch vergißt das Herz
Den Traum der ersten Liebe."

In den Untiefen späterer Libertinage scheinbar untergegangen, hat Byron die edlere Neigung, die seine erste Jugend erfüllte, nie verschmerzt, denn, wie er selbst sagte: „was war ihm der Umgang mit Andern im Vergleich mit der Erinnerung an sie!"

Die besten, die tiefsten Eindrücke liegen immer an der Schwelle unseres Lebensganges, in dem Paradiese unserer Kindheit; diese festzuhalten und harmonisch weiterzubilden heißt die Einheit und das Glück unsres Charakters bewahren, dessen vielfacher Mangel gerade einen Byron so bedauernswürdig machte.

Seine Marmorbüste zu Harrow, mit dem Lorbeer umkränzt, mag den Dichter entschädigen für die Stelle im Westminster, die die Moralisten dem Geliebten einer Theresa Guiccioli versagten. Sein Säbel von Missolunghi, den man bedeutungsvoll gerade hier aufbewahrt, soll Englands Jugend fort und fort an die hohe Aufgabe gemahnen, eine Stütze der Völkerfreiheit zu bleiben, durch die ihr eigenes Vaterland so groß geworden.

Georg Heusinger.

Lucas Cranach.

Das Ende des funfzehnten und der Anfang des sechzehnten Jahrhunderts ist eine der denkwürdigsten Epochen für die Menschheit, für Deutschland zumal. Die Buchdruckerkunst ward erfunden und das Licht, das erst nur Hunderten zugänglich, ward es nun Tausenden und Millionen. — Mit der Entdeckung von Amerika eröffneten sich neue Bahnen dem Unternehmungsgeist und ganz neue Anschauungen bildeten dadurch sich aus. — Die Reformation, langsam vorbereitet, zuweilen schon begonnen und dann doch wieder unterdrückt, brach siegend sich Bahn und brachte in alle Zustände einen Umschwung, wie kaum je ein anderes Ereigniß in der Geschichte der Menschheit. — Die Zeit zu Anfang des funfzehnten Jahrhunderts war die reiche Ernte einer lang ausgestreuten und kräftig gediehenen Saat.

Auch die Kunst hatte mit gesäet und erntete mit. Die freiere Regung der Geister, der mächtige Drang nach neuen Idealen war auch wechselwirkend auf sie von Einfluß, wie von ihr unterstützt — und so sehen wir besonders die Malerei einen Höhepunkt erreichen, auf den sie bis dahin langsam zugeschritten. Wir sehen die deutsche Kunst und die deutsche Malerei an die große weltbewegende Idee ihres Jahrhunderts dahingegeben, sie fühlen sich Eins mit ihr, sie wirken mit für ihre erhabenen Zwecke.

Albrecht Dürer und Lucas Cranach waren begeisterte Anhänger und Förderer der Reformation.

Lucas Cranach ward den 16. October 1472 in Kronach (Cronacum) geboren, einem Städtchen in Franken in der Diöces Bamberg. Nach seinem Geburtsort nannte er sich, nach der damaligen Sitte der Künstler und Gelehrten einen andern Namen anzunehmen, sein Familienname war Sunder. Er stammte aus einer Künstlerfamilie und lernte die Kunst selbst bei seinem Vater. Er gehörte also zu jenen glücklichen Ausnahmen unter den Künstlern, die ohne den Kampf mit der Welt und mit ihrer Familie der Kunst sich widmen durften. Vielleicht ist auch eben darum seine Jugendgeschichte, weil sie einfach und friedlich und ohne tragische Momente und Conflikte verlief, bis auf die spärlichsten Nachrichten verloren gegangen oder ganz unbekannt geblieben, so daß seine Biographie eigentlich erst mit dem Jahre 1504, wo er also schon zweiunddreißig Jahre alt war, beginnen kann. Um diese Zeit trat er in den Dienst Friedrich III., des Weisen, Kurfürst von Sachsen, als Hofmaler und schlug seinen Wohnsitz in Wittenberg auf. Vielleicht um seinem Jugendleben Interesse zu geben, wahrscheinlich aber aus einer Verwechslung mit einem andern Maler Lucas Müller, der mit Kurfürst Friedrich 1493 in's gelobte Land zog, nahm man an, auch Lucas Cranach sei damals mit dort gewesen. Indeß ist es durch gründlichere spätere Untersuchungen festgestellt, daß er damals weder mitzog noch im Dienst des Kurfürsten war, sondern daß dieser erst um das genannte Jahr, namentlich durch einige Holzschnitte und kleinere Gemälde, besonders Jagdstücke, auf ihn aufmerksam ward und ihn nach Wittenberg berief.

Eine Dedication des Dct. Scheuel aus Nürnberg, der 1508 bei einer akademischen Feierlichkeit in Wittenberg anwesend eine Rede hielt, die er später drucken ließ und Lucas Cranach widmete, enthält die ersten ausführlichen Notizen über ihn. Er sagt darin:

„Auch Du mein gefeierter Lucas hast mich um eine Abschrift gebeten, weil aus unserm täglichen Umgang eine solche Vertraulichkeit, Wohlwollen und Freundschaft entstanden ist, daß ich Dir nichts abschlagen könnte und wenn auch könnte, nicht möchte. Denn ich habe durchaus den Trieb in mir, daß ich alle durch Geist und Herzensgüte sich auszeichnende Menschen liebe, werthschätze, achte, bewundere und verehre. Wer aber kennt nicht Deine großen Tugenden, wem entgehen die vortrefflichen Eigenschaften Deines Herzens? Wahrlich, wenn man den einzigen Albrecht Dürer, meinen Landsmann, ausnimmt, mit dem sich Niemand messen kann, so räumt nach meinem Urtheil nur Dir unser Jahrhundert den ersten Platz in der Malerei ein. Die übrigen Deutschen treten zurück, die Italiener bieten Dir die Hand, die Franzosen begrüßen Dich als ihren Meister. Beweis dafür sind Deine Gemälde in der Schloßkirche zu Wittenberg, welche außerordentlich bewundert werden."

Und weiter schildert Scheuel wie Cranach in Oestreich Trauben auf einen Tisch gemalt, so natürlich, daß eine Elster herbeiflog und danach hackte, in Coburg einen Hirsch den fremde Hunde beim Erblicken anbellen, zu Torgau Hasen, Fasanen, Wachteln und anderes Geflügel an der Wand hängend, die der Graf von Schwarzburg hinauszubringen befahl, damit sie nicht einen üblen Geruch verbreiteten. — Den Fürsten Johannes habe er so treu konterfeit, daß die Einwohner von Lochau, wenn sie in die Burg eintraten und durch das Fenster das Bild erblickten, mit entblößtem Haupte betroffen die Knie beugten — und in Antwerpen habe er bei seiner Ankunft von der Reise im Gasthaus mit einer aus dem Kohlenbecken genommenen Kohle das Bildniß Kaiser Maximilians auf die Wand so gezeichnet, daß es Alle erkannten.

Weiter heißt es: „So viel ich sehe bist Du, ich

kann nicht sagen keinen Tag, sondern keine Stunde müßig, immer ist Dein Pinsel geschäftig. So oft die Fürsten Dich mit zur Jagd nehmen, führst Du irgend eine Tafel mit Dir, welche Du inmitten der Jagd vollendest, oder Du zeichnest wie Heinrich einen Hirsch aufjagt oder Johannes einen Eber verfolgt, was besonders den Fürsten kein geringeres Vergnügen gewährt als die Jagd selbst. — Wie aber jene alten Maler eine gewisse Liebenswürdigkeit hatten, so bist auch Du freundlich, gesprächig, freigebig, leutselig und gefällig, und deshalb unserm Kurfürst Friedrich nicht weniger lieb als Apelles dem Alexander, bist dem Herzog Johannes nicht weniger angenehm als Prothagenes dem Demetrius. Wenn Staatsgeschäfte und Gottesdienst, denen sie einen großen Theil des Tages und auch der Nacht widmen, es ihnen gestatten, so kommen sie in Deine Werkstatt, aber nicht wie Alexander zum Apelles, viel Unnützes zu reden, so daß sie von den Farbenreibern verachtet werden, sondern die Werke Deines Genies mit größtem Erstaunen zu bewundern, und mit dem größten geistigen Genuß Deine Meisterstücke zu loben. Deren sind in der That so viele und so große, daß, so oft ich zu Dir komme, und das geschieht häufig, ich verlegen bin, was ich vorzugsweise betrachten soll, was täglich Neues entsteht."

1509 ward Lucas Cranach von Heinrich dem Weisen in die Niederlande geschickt an Kaiser Maximilian, als derselbe den nachmaligen Karl V., damals ein achtjähriger Prinz, von den Niederländern huldigen ließ. Karl ward von Cranach gemalt. Wie es scheint, hatte dieser aber noch irgend einen gesandtschaftlichen Auftrag von Friedrich an Maximilian empfangen, der ihn sofort in nahe Beziehungen zum kaiserlichen Hofe brachte. Zu einem solchen einen Künstler zu wählen, war aber damals nichts Ungewöhnliches — einmal standen die Künstler mitten im Leben, schlossen sich nirgend ab und waren darum oft mit öffentlichen Ehrenämtern betraut, dann aber liebten es auch die Fürsten, gegenseitig damit zu prunken, daß sie die begabtesten und ausgezeichnetsten Männer in ihrem Dienst hatten — mit Kaiser Maximilian war Albrecht Dürer in den Niederlanden — und es war vielleicht der Akt einer verzeihlichen Rivalität, daß Friedrich mit seinem Cranach bei ihm prunken wollte. Er verlieh ihm auch kurz vorher einen Wappenbrief, wodurch Cranach in den Patrizierstand, den städtischen, wenn auch nicht in den ritterlichen Adel erhoben ward. Das Wappen war ein goldenes Schild mit einer mit Fledermausflügeln versehenen schwarzen Schlange, die auf dem Haupt eine rothe Krone und im Mund einen Ring trägt, auf dem Schilde ein Helm mit einer schwarzen und gelben Helmdecke.

Die geflügelte Schlange war schon vorher Cranachs Malerzeichen und alle seine Werke sind daran kenntlich.

Bald nach seiner Rückkehr verheirathete er sich mit Jungfrau Barbara Brengbier aus Gotha. Die Schilderung eines Zeitgenossen nennt sie „ein edles Vorbild einer ehrsamen Hausfrau, die zum Muster zu nehmen jedem Weibe geziemt: denn alle Gaben des Geistes, welche man Frauen zuschreibt und deren mehrere das weibliche Geschlecht allein besitzt, waren keiner in höherem Maß zu Theil." Im Uebrigen hat immer der Umstand, daß kein Portrait von ihr existirt, zu den widersprechendsten Erklärungen Veranlassung gegeben. Die Einen sagen, Barbara sei so häßlich gewesen, daß ihr Gatte sie nicht habe malen mögen und auf ihre Bitte es zu thun, sie vom Rücken aus gemalt habe, die Andern hingegen behaupten, er habe sie gerade um ihrer Schönheit willen nie unter ihrem Namen konterfeit, sondern sie habe ihm zu allen seinen Gemälden der Venus, Eva, Maria u. s. w. Modell stehen müssen — was sie besonders aus Eifersucht sehr gern gethan habe, um jedes andere Modell entbehrlich zu machen. Gewiß ist, daß beide in der glücklichsten Ehe über dreißig Jahre zusammen lebten.

Zu Luther und Melanchthon stand Cranach in dem innigsten Verhältniß. Er schloß sich früh der Reformation an und förderte sie nicht wenig durch seine Holzschnitte zu Luthers Schriften wie durch sein selbstständiges Holzschnittwerk: „Passional Christi und Antichristi" von 1521, das auf der einen Seite Scenen aus dem Leben Christi darstellt und auf der andern vergleichend Handlungen aus dem Leben der Päbste in ähnlichen Verhältnissen. Das Werk hatte eine ungeheure Wirkung und erschien bald in lateinischer, deutscher und plattdeutscher Sprache. Wie kräftig dasselbe gegen das Papstthum kämpfte, beweist am besten Luthers Ausspruch: „Meister Lucas ist ein grober Maler!" — das wollte wohl genug sagen, da bei Luther noch Niemand Mangel an Grobheit gefunden.

1519 ward Cranach zum Kämmerer und Rathmann in Wittenberg gewählt. Das Jahr darauf kaufte er die Apotheke daselbst und empfing zu deren Betrieb ein ausführliches Privilegium vom Kurfürsten. Er bestellte sie selbst „mit seinen Knechten." 1525 legte er auch daselbst einen Buch- und Papierhandel an und suchte so noch neben seiner Kunst sichern Erwerb. Ueberhaupt war diese damals nicht wie jetzt vom Handwerk getrennt, sondern seine schönste Blüthe. Cranach malte nicht allein die Portraits berühmter Personen, die herrlichen Altargemälde und großen Tafeln, die wir noch heute in unsern Museen bewundern, sondern nahm auch Bestellungen an auf untergeordnete Arbeiten: Wappen, Heerbanner, Fahnen und Fähnlein, Renndecken u. s. w. Bei Allem was an Kunstwerken und sonstiger Ausschmückung der verschiedenen Schlösser bis zum farbigen Anstrich beschafft wurde, besaß Cranach als alleiniger Rathgeber und Ausführer das Vertrauen des Fürsten. Bei dem Bau des Schlosses zu Torgau besorgte er neben seinen Malereien auch die gewöhnlichen An-

striche der Mauern, Thüren und Fenster, auch die Zeichnungen zu der Glasmalerei der Fenster wurden von seiner Hand gefertigt.

Als Luther um Katharina von Bora warb, die in Wittenberg bei dem Stadtschreiber Philipp Reichenbecher lebte, war Cranach sein Begleiter zu ihr und da sie über die Werbung des gefeierten Mannes erschrocken, „anfänglich nicht gewußt, ob es Ernst gewesen", war er ihr der Bürge für Luthers ernstliche Absicht. Bei der Verlobungs- und Hochzeitsfeier war er mit zugegen und traf dazu künstlerische Anordnungen. Bei Luthers erstgebornem Sohne vertrat Cranach Pathenstelle und so auch Luther bei Cranachs Kindern.

Schon als Luther zum Reichstage zu Worms 1521 zog, trug der Rath von Wittenberg auf Cranachs Veranlassung die Reisekosten. Als Luther auf der Wartburg verschwand, schrieb er auch sogleich an Cranach: „Ich lasse mich einthun und verbergen, weiß selbst noch nicht wo. Es muß eine kleine Zeit geschwiegen und gelitten sein. Ein wenig seht Ihr mich nicht und aber ein wenig so seht Ihr mich spricht Christus. Ich hoff', es soll jetzt auch so gehen!" &c.

Als Luther in Eisleben 1546 starb, verlor Cranach an ihm einen in Freud und Leid erprobten langjährigen Freund, den er selbst noch nach seinem Tode die eigne Treue bewährte. Wie er ihn und Katharina von Bora, auch seine Eltern schon mehrmals portraitirt, so malte er ihn auch im Sterbekleide und eine große Tafel zu seinem Gedächtniß, die in der Stadtkirche von Wittenberg bei seinem Grabmal aufgerichtet ward.

Zu Melanchthon stand er gleichfalls in freundschaftlichem Verhältniß und dieser bethätigte es namentlich durch seine Verwendung für Cranachs Schwiegersohn Georg Tasche, der sich einen Kassendeficit hatte zu Schulden kommen lassen. Man vergab diesen um seines hochgeachteten Schwiegervaters Willen.

Wie sehr sich Cranach um die städtischen Angelegenheiten verdient machte und welches Vertrauen seine Mitbürger zu ihm hatten, beweist, daß er zweimal zum Bürgermeister gewählt ward; 1537 zum erstenmal und das zweitemal bekleidete er das Amt von 1540—1544.

1525 starb Kurfürst Friedrich der Weise — für Cranach ein neuer, schmerzlicher Verlust. Der gleichzeitig lebende Spalatin schreibt von ihm: „Wie gnädiglich er auf Meister Lucassen von Cranach, Maler gehalten, ist gemeiner Landschaft wißlich." Bei seinem Leichenbegängniß hatte Cranach in Wittenberg viele Anordnungen zu treffen, auch den Sterbegroschen unter die Armen zu vertheilen. Ihm folgte **Johann der Beständige**, der gleich wohlwollend gegen Cranach gesinnt war und diesem **Friedrich I., der Großmüthige** 1532, der ihm im reichsten Maße ersetzte, was er an beiden Vorgängern verloren hatte. Mehr als diese liebte Friedrich die Bau- und Malerkunst und das Ausschmücken seiner Schlösser, so daß Cranach immer in diesen selbst oder in Wittenberg für ihn zu arbeiten hatte. Unter ihm tritt auch zuerst die schöne Sitte allgemeiner hervor, Gemälde als besondere Gunstbezeugung an verdiente Personen zu verschenken. Dadurch ward zugleich die Kunstliebe unter den Vornehmeren seines Hofes gefördert. Für ihn malte er einmal die Portraits Friedrich's des Weisen und Johann des Beständigen gleich in mehr als sechszig Exemplaren en miniature, wobei ihn wahrscheinlich sein ältester Sohn **Johann Lucas** mithalf.

Derselbe starb 1536 zu Bologna, wohin ihn der Vater zu seiner weiteren Ausbildung in der Kunst gesandt hatte. Wie groß darüber der Schmerz der Eltern war, erfährt man aus Luthers Tischreden, wo es heißt:

„Den 1. December 1536 besuchte Dct. Luther den Bürgermeister Lucas, Maler, der sehr traurig und bekümmert war über seines lieben und gehorsamen Sohnes Abschied, so mit der Eltern und anderer Gottesfürchtigen Rath, Wissen und Willen jen Italien gezogen und zu Bononien den 9. October auf den Abend in schönen, herrlichen, christlichen Bekenntniß gestorben war. Aber die Eltern waren über ihre natürliche Liebe und Neigung auch im Gewissen geplagt und gemartert, gleich als wären sie eines Todtes eine Ursache gewesen, weil sie ihn hätten dahin geschickt. Darauf sprach Luther: Wenn's das gülte, so wäre ich so hoch eine Ursache als Ihr: denn ich's Euch und ihm treulich gerathen habe, wir haben's aber nicht der Meinung gethan, daß er sterben sollte, unser Gewissen giebt uns Zeugniß, daß ihr ihn viel lieber lebendig wüßtet, ja viel lieber selber stürbet, und alle Euer Gut lieber verlöret; darum legt hin diesen Stachel im Gewissen, denn beide Herz und Wille solches Bedenkens zeugen viel anders, wie ihr gegen Euren Sohn gesinnt seid."

Johann Lucas Cranach neigte zur italienischen Kunst und darum trieb ihn seine Sehnsucht in dieses Land: — einer der ersten norddeutschen Künstler, der zur Ausbildung seiner Kunst nach Italien ging. Als er in Bologna auf dem Sterbebette lag, trat ein katholischer Priester mit zwei Begleitern zu ihm, um ihn zum Tode vorzubereiten. Er wieß standhaft den Priester zurück und bekehrte sterbend seine beiden Begleiter zur lutherischen Lehre.

Außer diesen besaß er noch einen zweiten Sohn Lucas, der jüngere Cranach genannt, der auch Maler ward und von dem wir noch viele Gemälde besitzen — und vier Töchter: **Katharina**, an den erwähnten **Tasche** verheirathet, **Ursula**, an den herzoglichen Kanzler Dct. Christian **Brück**, der sich in die Grumbachschen Händel verwickelte und 1567 in Gotha deshalb geviertheilt ward. Er besaß ein Haus in Weimar (die jetzige Hoffmannsche Buchhandlung) an

der man noch jetzt Cranachs Zeichen — die geflügelte Schlange sieht. Anna, vermählte sich mit Caspar Pfreund der dadurch Besitzer der Cranachschen Apotheke ward. Barbara war mit Georgius Dassius Herbixolensis aus Würzburg verheirathet.

Das Jahr 1547 unterbrach Cranachs künstlerische Thätigkeit, da der Kurfürst Johann Friedrich als eines der Häupter des Schmalkaldischen Bundes seine ganzen Mittel zur Aufrechthaltung des evangelischen Glaubens und dem Schutz seiner Lande gegen den Kaiser verwenden mußte — und endlich sogar am 24. April 1547 in der Schlacht bei Mühlberg gefangen genommen ward. Er mußte dem Kaiser als Gefangener in die Niederlande und später nach Augsburg folgen, von da nach Innsbruck, wo er bis zu seiner Befreiung, den 2. October 1552, gefangen gehalten ward.

Während dieser Zeit des Unglücks bewährte sich Cranachs Anhänglichkeit an den Kurfürsten auf's herrlichste. Schon während der Belagerung Wittenbergs, nach der Schlacht bei Mühlberg, ward er beim Kaiser Karl V. der Fürsprecher seines unglücklichen Fürsten. Der Kaiser ließ nämlich Cranach zu sich in's Lager nach Pistritz rufen, weil er sich erinnerte, daß ihn derselbe 1509 als Knaben zu Mecheln gemalt habe. Er forderte Cranach auf, ihn die näheren Umstände aus damaliger Zeit zu erzählen und nachdem dies geschehen, zeigte sich der Kaiser durch Cranachs einfachen Bericht sehr erfreut und versicherte ihn seiner Huld und Gnade. Da dachte Cranach nicht an sich, sondern an das Unglück seines Herrn und die Gefahr seines Vaterlandes, erbat Nichts für sich, sondern fiel vor dem Kaiser auf die Kniee und flehte für seinen gefangenen Herrn mit den Worten:

„Unüberwindlichster, gnädigster Kaiser! Da nach Gottes Willen Deine Majestät schon den Sieg davon getragen und meinen durchlauchtigsten Fürsten in der Schlacht gefangen hat, so bitte und beschwöre ich Deine Majestät, daß Du nach Deiner eingebornen Milde dem gefangenen Fürsten die Strafe linderst und Gnade gegen ihn übest! Dann wird gewiß der Gott der höchsten Gnade Deiner Majestät in der ganzen Regierung glückliche und freudige Erfolge gewähren!"

Darauf antwortete der Kaiser gnädig, daß er durchaus nichts Schlimmes gegen den Kurfürsten im Sinne führe und entließ Cranach mit reichem Geschenk: Er ließ ihn einen silbernen Teller voll ungarischer Ducaten überreichen; Cranach nahm aber davon nur so viel als er mit zwei Fingern fassen konnte, um den Kaiser weder durch gänzliche Zurückweisung des Geschenkes zu beleidigen, noch sich selbst durch vollständige Annahme desselben herabzusetzen.

Zwei Jahre darauf machte er sein Testament, worin er außer seinen Kindern (seine Gattin war 1541 gestorben) auch arme Verwandte und die Diener der Kirche bedachte und verließ Wittenberg, um nach Augsburg zu dem gefangenen Kurfürsten zu gehen. Den 23. Juli 1550 kam er bei ihm an und trennte sich nicht wieder von ihm. In dem Anstellungsdekret Cranachs, das er bei der Rückkehr nach Weimar von dem Kurfürsten 1552 empfing, heißt es ausdrücklich: „Weil derselbe auf des Kurfürsten gnädiges Begehren, aus einem unterthänigen Mitleiden und damit demselben in der langwierigen Verhaftung die Zeit nicht zu lang würde." Cranach speiste stets mit an der eignen Tafel des Kurfürsten und wenn er einmal mit an einer zweiten Tafel saß, hatte er stets den Vorsitz vor den Herrn vom Adel. In Augsburg kam Cranach auch mit Tizian zusammen und malte sogar das Portrait seines berühmten italienischen Collegen.

Cranach genoß die ruhige, ihm von seinem Fürsten für sein Alter gesicherte Lage nicht lange, denn er starb schon im October 1553, im einundachtzigsten Jahre seines arbeitsreichen Lebens.

Sich selbst aber setzte Cranach das bedeutendste Denkmal durch sein letztes Werk: das Altargemälde in der Stadtkirche zu Weimar. Dies Werk ist sein Schwanengesang, ein lebendiges Aufflammen seiner Thatkraft. Es ist zugleich sein Glaubensbekenntniß, sein Zeugniß für seine unerschütterliche Anhänglichkeit an Luther und seine Lehre, an seinen Fürsten und sein Vaterland.

Daß er dies hohe Kunstwerk in einem Alter von achtzig Jahren schuf, ist der beste Beweis für seine ewige Künstlerjugend.

Seine Werke sind in großer Zahl und überall verbreitet. In Augsburg, Bamberg, Berlin, Braunschweig, Coburg, Darmstadt, Dresden, Erfurt, Frankfurt, Gotha, Halle, Innsbruck, Leipzig, Meißen, Merseburg, Moritzburg, München, Nürnberg, Prag, Schneeberg, Siebeneichen, Stuttgart, Weimar, Wittenberg, Würzburg.

Louise Otto.

Leichte Arbeit.

Scizze aus dem londoner Leben.

Mit einem Freunde durchschweifte ich den westlichen Theil von England. Wir hatten den ganzen Tag über unsere Pferde tüchtig ausgreifen lassen, wollten ihnen jetzt eine Erholung gönnen und ritten langsam auf der Landstraße weiter. — Bei einer Biegung des Weges sahen wir eine kleine Gesellschaft vor uns herschlendern, die wir auf der Stelle als eine irische Familie erkannten. Wir konnten schon von Weitem die Löcher in dem Rocke des Mannes und die Flecken sehen, welche Regen und Staub auf dem

rothen Mantel der jungen Frau hervorgebracht. Der frische, blühende Junge an ihrer Seite, blickte aus seinem schäbigen, zerrissenen Frack und seinen dürftig das Knie bedeckenden Beinkleidern, wie eine Rosenknospe aus einem Dornstrauche hervor. — Die Kopfbedeckung des kleinen „Paddy" bestand, wie die seines Vaters, aus einem ehemals schwarz gewesenen Cylinder, den die Stürme des Lebens längst der Krämpe beraubt hatten; die Frau dagegen ging im bloßen Kopfe und zeigte den ganzen Reichthum ihres glänzenden, schwarzen Haares.

Die Frau und das Kind schienen sehr müde zu sein; nur der Mann marschirte lustig weiter, obgleich er auf seinen Schultern das Gepäck seiner ganzen Familie trug, das freilich nur als kleines Bündel am Ende seines hübschen Shilelah hing, jenes bekannten Knotenstockes, mit dem die Irländer ihre Kämpfe auszufechten suchen. Owen Brydge, so hieß der Mann, wie wir später erfuhren, schritt voran und sang aus voller Kehle:

„Ich hörte von einem Mädchen, so wunderschön und hold.
Ihr Vater starb und ließ ihr fünftausend Pfund in Gold"

Bei den letzten Worten begann der Irländer zu tanzen, ohne in seinem Gange still zu halten. Trotz der Müdigkeit stimmten die Frau und das Kind in den Gesang ein und tanzten ebenfalls im Staube der Landstraße dahin.

Die kleine Karavane hörte jetzt den Schritt unserer Pferde und blieb stehen. Das Kind nahm seinen Hut in die Hand und warf sich lachend uns entgegen: „Einen Pfennig für die armen Irländer, meine guten Herren", rief es und als wir an ihm vorüber reiten wollten, griff der Knabe keck dem Pferde in die Zügel.

„Paddy!" rief die Mutter, „willst Du wohl die Herren in Ruhe lassen, Unglücklicher!" „O", erwiderte der Knabe, „siehst Du nicht, daß es gute, freundliche Herren sind?"

Mein Freund ließ eine halbe Krone in die Hand des Knaben gleiten, der augenblicklich einen Freudenschrei ausstieß und um uns zu belustigen, einen Purzelbaum schoß.

„Was hast Du bekommen?" frugen Mann und Frau zu gleicher Zeit und Owen lief mit seinen langen Beinen herbei, um den Thatbestand zu untersuchen. Der Knabe versteckte anfangs sein Geschenk, vielleicht nur um zu necken, vielleicht auch den Versuch zu wagen, das Geldstück für sich zu behalten. — Der Irländer, vom Kinde bis zum Greise spielt immer und mit Allem und das Leben in der Familie ist von einer sorglosen Heiterkeit; diesmal aber verstand der Vater keinen Spaß, er mochte ein Silberstück haben glänzen sehen und forderte entschieden dessen Herausgabe. — Noch weigerte sich lachend der Knabe, — da kam auch die Mutter und ihrem Schmeichelwort konnte Paddy nicht widerstehen. Als die halbe Krone erschien, entstand eine seltsame Scene, lustig und traurig zugleich. Owen und seine Frau waren förmlich berauscht vor Freude. Der Irländer warf seinen Hut in die Luft, auf die Gefahr, ihn in Trümmern herunter kommen zu sehen und seine Frau faltete die Hände, während ihre großen, dunklen Augen sich mit Thränen füllten.... Das ganze Elend Irlands — tief, unheilbar und dunkel, zeigte sich vor uns wie ein Phantom.... So viel Freude über einige Groschen!..

Einige Monate später traf ich Owen Brydge in London. Er sah traurig und niedergeschlagen aus, denn er hatte in der großen englischen Hauptstadt sein Glück machen wollen und leider nirgends Arbeit gefunden. Seine Frau und der kleine „Paddy" hatten bereits in den Mauern Londons viel von ihrer Frische und ihrem blühenden Aussehen verloren. Die armen Irländer thaten mir leid und ich versuchte bei mehreren Agenten ihnen ein Unterkommen zu verschaffen; aber alle Mühe blieb vergebens. Endlich, nachdem wir bei den in den Hauptstraßen wohnenden anständigeren Gesindevermiethern vergeblich angeklopft, begaben wir uns an das Ende der Themsestraße, um dort in einem namenlosen Seitengäßchen unser Heil zu versuchen. Die letzte Baracke dieses schmutzigen Gäßchens wurde von dem ehrenwerthen Jeremias Gibby, „dem Freund der Arbeiter Londons", bewohnt, wie er sich in den Zeitungen angekündigt, der allein nur die Angelegenheiten der Armen besorgte und ihnen „um Gotteswillen und aus reiner Menschenliebe" Arbeit verschaffe. —

Jeremias Gibby wohnte sehr schlecht und ärmlich; doch das konnte mich nicht wundern, die Barmherzigkeit ist niemals reich. Wir fanden den ehrenwerthen Herrn in einem kleinen, dunklen Bureau, da kaum die Mittagssonne einige spärliche Strahlen durch die zerschlagenen Fensterscheiben werfen konnte. Jeremias saß, nicht auf den Trümmern von Jerusalem, wohl aber auf einer sehr wackeligen Bank, unter einer Menge Registern und eine ungeheure Bibel vor sich aufgeschlagen. Bei unserm Eintritt machte der fromme Mann ein Zeichen in seine Bibel und richtete die grauen, mit einer großen Brille bewaffneten Augen auf uns. „Seid gegrüßt, im Namen unsers Heilands!" sagte er mit näselnder Stimme, indem er die Süßlichkeit unserer Frommen nachzuahmen suchte. „Setzt Euch, und sagt mir was Euch zu mir führt."

„Es handelt sich um diesen braven Burschen", entgegnete ich.

„Und auch um die junge Frau", unterbrach er mich, „und noch um das Kind, ich hoffe! denn wir sind Alle auf der Welt um zu arbeiten, groß und klein!"

Ich betrachtete Owen mit einer triumphirenden Miene, die sagen sollte: „siehst Du, in London giebt es Arbeit für alle Welt und hier sind wir an der rechten Schmiede."

Jeremias frug jetzt nach dem Namen und als er ihn hörte, schüttelte er bedenklich das Haupt. „Owen Brydge, hm, hm! ein Irländer aus dem Westen, denk' ich. Ein Blinder aus diesem unglücklichen Lande, der sich noch im Schlamm des verhaßten Katholizismus wälzt."

„Musha!" rief Owen und runzelte die Stirn, „was grunzt der alte Kerl!"

Jeremias stieß einen Seufzer aus: „Keinen Zorn! mein Sohn", entgegnete er mit Würde, „ich beklage Dich, aber ich bin nicht selbst ein Seelenfischer und habe nicht das Recht Dich zu verdammen." „Mein Herr", wandte er sich an mich, „die Fabrikherren, die mir ihr Vertrauen schenken, wollen nur gute Protestanten haben und es ist wenig Hoffnung für unsern Freund Owen, seine nette Frau und sein hübsches Kind, wenn sie nicht alle drei auf die Schrift hören und sich bekehren wollen."

„Werther Herr", unterbrach ich ihn, „das ist kaum möglich, übrigens bin ich auch Katholik." —

Jeremias Giddy stieß einen zweiten und noch stärkern Seufzer aus. „O, der Leviathan, der auf den sieben Hügeln sitzt", murmelte er, „die unreine Zauberin, die man Rom nennt! aber laßt uns sehen!" fuhr er den Ton wechselnd fort, „es giebt auch ehrliche Leute unter den Katholiken", und er begann hastig in seinem Register zu blättern. „Ich habe Plätze im Ueberfluß", wollt Ihr Schmied werden, Freund Owen?" wandte er sich zu dem Irländer.

„Ich nehme Alles was kommt, Herr", erwiderte Brydge.

„Wollt Ihr in eine Brauerei eintreten?" frug der fromme Beschützer der londoner Arbeiter weiter, „wollt Ihr eine Stelle als Weber, Müller, Maurer, Gerber, Böttcher?" Jeremias zählte im Fluge noch zehn Gewerbe her.

„Arrah! potz Tausend!" rief Owen, dem von so viel Aussichten das Wasser im Munde zusammenlief, „ich wünschte, ich könnte das Alles zusammen sein."

„Mein Sohn", entgegnete Jeremias salbungsvoll; „ich könnte Dir noch fünfzig andere Stellen anbieten, es giebt bei mir nur die Verlegenheit der Wahl."

Da waren wir ja wirklich an die beste Quelle gekommen und Owen Brydge vergaß sogar, mit dem leichten, beweglichen Sinn des Irländers, daß dieser Mann seinen Glauben anzutasten gewagt.

Auch der Frau Owen Brydge's bot Jeremias die gleiche Zahl Stellen an, und auf ihre Erklärung, daß sie nähen könne, rief der fromme Mann vergnügt: „Bravo, meine liebe Freundin! Madame Laurie, die berühmteste Putzmacherin der drei Königreiche, braucht gerade Arbeiterinnen in ihrem Atelier am Strand. Wir werden alles einfädeln, und das Kind muß auch arbeiten. Müßiggang — Ihr wißt doch meine Freunde — es giebt genug Fabriken, in denen Kinder fleißig sein können, und Du bist doch fleißig? Du kleine irländische Range!"

„O", erwiderte Paddy lächelnd und streckte seine kleinen Arme aus, als wolle er zeigen, daß er sich rühren werde.

Alles war jetzt geordnet und ich frug „was ich schuldig sei?"

„Ah, pfui!" rief der ausgezeichnete Mensch mit sichtlicher Entrüstung und schloß sein Register. Owen war fast zu Thränen gerührt — ich versuchte noch einmal in Jeremias zu dringen, mir das Honorar zu nennen. „Haben Sie nicht meine Anzeige gelesen?" entgegnete er mit Betonung, „ich arbeite aus christlicher Nächstenliebe", dennoch setzte er halbleise hinzu: „Diejenigen, die dankbar sein wollen, zahlen nach Belieben."

Ich legte stillschweigend eine Krone (etwa 5 Sh.) auf den Tisch, bemerkte aber gleich, daß dies Geldstück keinen großen Eindruck auf den ehrenwerthen Herrn gemacht hatte, denn er entgegnete auf meine letzte Bitte, für die Unterkunft der armen Irländer recht bald zu sorgen, ziemlich kühl: „Gewiß, gewiß, wir wollen sehen, wir wollen alle Anstrengungen machen, sagt doch die Schrift: Liebet, helfet einander! doch Geschäfte, sind Geschäfte, und ich will offen mit Ihnen sprechen. Ich werde Ihren irischen Freund unterbringen, seine Frau und seinen kleinen Jungen, das ist doch gewiß sehr schätzenswerth, aber ich arbeite um zu leben und eine einfache Krone — ich muß gestehen — ich weiß nicht, ob ich für Stellen garantiren kann", setzte der ehrenwerthe, fromme Giddy schüchtern und verlegen hinzu. Der Glanz, der das Haupt des christlichen Apostels so lange umstrahlt, verschwand plötzlich und machte einer greifbaren Dunkelheit Platz.

„Mein Herr", sagte ich kalt, „ich habe Sie gebeten —"

„Versteht sich" — unterbrach er mich. „Glauben Sie mit einem Kaufmann zu thun zu haben? Nein, nein! ich brauche wenig für meinen Lebensunterhalt, den Rest meines Verdienstes schenke ich den Armen und deshalb glaubte ich, Sie würden mir wenigstens eine Guinee angeboten haben, und dann hätte ich mich verpflichtet, diese Leute noch heut unterzubringen und sie so lange in meinem bescheidenen Hause zu behalten, bis sie eine passende Stelle gefunden."

Der Vorschlag ließ sich hören, ich zog ohne weitere Gegenrede aus meiner Tasche einen Sovereign und legte ihn auf den Tisch; als ich dafür meine Krone zurücknehmen wollte, hielt der würdige Jeremias meinen Arm: „Wollen Sie einen guten Rath hören?" sagte er. „Und der wäre?" fragte ich halb ärgerlich, halb belustigt. „Lassen Sie die Krone als Garantie." Und als ich ihn verwundert anblickte, gab er mit großer Sanftmuth die folgende Erklärung: „Wenn ich Garantie gegeben habe, dann bin ich verpflichtet, mein Herr! dann muß ich für die zweite, dritte Stelle sorgen, wenn die erste zu schlecht ist oder nicht gefällt und so fort, während drei langer Monate."

Diese Einrichtung schien mir vernünftig, ich ließ auch wirklich die Krone und meine Irländer zurück und empfahl wenigstens die letzteren nochmals dringend der Fürsorge und Obhut des frommen Mannes.

Erst nach einigen Monaten besuchte mich Owen Bridge, er sah stark und wohl aus und war in einer Brauerei beschäftigt. „Ich verdiene drei Schilling täglich", erklärte er mit glänzenden Augen, „meine Frau die Hälfte und Paddy erhält eine Krone die Woche. In zwei Jahren kehren wir nach Irland zurück und dann werden wir alle glücklich sein."

„Dann hat ja Herr Jeremias prächtig sein Wort gehalten", rief ich erfreut.

„O, Herr Jeremias!" rief Owen lustig, und lachte aus vollem Halse. „Er ist vielleicht ein guter Mann, aber seine Stellen sind schlecht. Er hat uns immer dorthin gebracht, wo selbst kein Hund aushalten konnte. Bald verschaffte er mir eine Stelle als Boxer, bald als Auferstehungsmann (Leichenräuber, die ihren Raub an Londoner Aerzte verhandeln). Und den kleinen Paddy wollte er gar unter eine Seiltänzerbande stecken. Wir mußten ihm erst einen Antheil an unsern Lohn verschreiben, dann bekamen wir die guten Stellen wo wir jetzt sind. Paddy in der Baumwollenspinnerei, meine Frau bei Madame Laurie und ich in der Brauerei."

Wir besuchten dann miteinander den kleinen Paddy.



Owen Brydge in Jeremias Gibby's Bureau.

Die Dampfmaschine an der die Kleinen saßen, verbreiteten eine erstickende Hitze. Die mit feinem Staub erfüllte Luft raubte fast den Athem. Ungeachtet des Geräusches der Maschine hörte man doch das schwere Athmen und den trockenen Husten der hier beschäftigten unglücklichen Kinder. Paddy erhielt 10 Minuten freie Zeit um mit uns zu sprechen; er war nicht mehr der muntere, frische Knabe der damals auf der Landstraße keck und lustig herumgesprungen — still und

mit bleichen Wangen stand er vor uns. Owen Brydge dagegen, fand die Beschäftigung in der Fabrik außerordentlich angenehm. „Wie gut er es hat", murmelte er, „sie sitzen alle so warm, die kleinen Unschuldigen, und welch' leichte Arbeit sie haben!" — Ich frug Paddy, wie es ihm hier gefalle? — „Hier — lieber Herr?" sagte er mit verlegener Miene — „o es gefällt mir" —

„Nicht wahr, ausgezeichnet", unterbrach ihn der Vater, „Du hast ja niemals bei uns so warm gesessen wie hier." Das Kind wischte sich die Stirn, auf der große Schweißtropfen standen und ein trockner Husten hob seine Brust.

Auch die Frau fand Owen nach seiner Anschauung sehr gut untergebracht, sie hatte den ganzen Tag über weiter nichts zu thun, als Nadeln einzufädeln und der ehrliche Brydge lachte über die „leichte Arbeit" und wies seine Hände, die ganz andere, schwerere Aufgaben verrichten mußten. „Wie habt ihr es doch gut, Du und Paddy", meinte er dann; „ich muß den ganzen Tag Hopfensäcke tragen und wahrhaftig, sie sind schwer! Aber wenn ich müde bin, denke ich an Dich und ich sage mir: wir werden eines Tages alle zusammen glücklich sein."

Die arme Frau hob statt aller Antwort die schmerzlich gerötheten Augen zum Himmel.

Sie hatten so leichte Arbeit! und doch — lag in wenigen Monaten der arme Paddy auf der Bahre — und die Frau mußte halb erblindet ihre Stelle aufgeben. Owen Brydge allein blieb gesund — er trug Jahr aus, Jahr ein, die schwersten Lasten auf seinen Schultern — aber eine noch schwerere auf seinem Herzen — es trat kein Lächeln mehr auf seinen Mund — es kam kein lustig Lied mehr über seine Lippen. —

A. Wolfram.

Gedichte.

Von

Julius Rodenberg.*)

1.

Um Mitternacht.

Nun ruht und schlummert Alles
Von keinem Hauch gestört,
Kaum daß man leisen Schalles
Den Bach noch rieseln hört.

Der Mond mit vollem Scheine
Ruht breit auf jedem Dach;
In weiter Welt alleine
Bin ich zur Stund noch wach.

Und Alles, Lust und Schmerzen,
Bracht' ich in mir zur Ruh;
Nur Eins noch wacht im Herzen,
Nur Eins: und das bist Du!

Und Deines Bildes Friede
Folgt mir in Zeit und Raum:
Bei Tag wird er zum Liede
Und Nachts wird er zum Traum.

2.

Mondenschein.

In des Thales grüne Schaale
Gießt der Vollmond seinen Schein,
Und an seinem Zauberstrahle
Geht die Welt zum Frieden ein.

Weich durch breitbelaubte Wipfel
Weht der Wind; sie wallen sacht.
Fern die duft'gen Bergesgipfel
Scheinen ganz in lichter Nacht.

Aus den Wäldern ziehn die Bäche
Leuchtend durch das Nachtgefild,
Und des Stromes breite Fläche
Glänzt gleich einem Silberschild.

Durch den Himmel irren Sterne,
Wünsche irren durch den Sinn;
Und Geläute schallt von Ferne
Ueber stille Wiesen hin.

Träum'risch falten sich die Hände,
Schaut das Auge — und mir ist,
Als ob lächelnd vor mir stände,
Was ich — ach! so lang vermißt.

*) Aus der neuen, in diesen Tagen bei Oswald Seehagen erscheinenden Gedichtsammlung des beliebten Lyrikers.

Zwei Wittwen.

Ein Drama aus dem wirklichen Leben.

Von

Ludwig Habicht.

Die milde, freundliche Herbstsonne war kaum am Horizont hinabgesunken, als schon im Zimmer der Frau Baronin von Aldenhoven die Kerzen brannten und die kleine Gesellschaft sich um den großen Kamin schaarte, auf dem bereits eine helle Flamme prasselte.

„Kommen Sie, mir ist die Dämmerung unerträglich", wandte sich die Baronin leise an einen jungen Mann, der allein am Fenster stehen geblieben war und gedankenvoll in den Abendsonnenschein hinausschaute.

„Und doch ist sie die schönste Zeit des Tages, gnädige Frau!" entgegnete der Angeredete. „Sehen Sie, wie die Natur leise und vorsichtig den Schleier über ihr Antlitz zieht und sich verhüllt."

„Schwärmer!" erwiderte die Baronin mit einem reizenden Lächeln. „Nur in der Jugend bewundert man die Natur; wer so alt geworden wie ich, dem wird sie gleichgültig."

Der junge Mann blickte auf und in das blühende Antlitz der Sprecherin. „Von einer andern Dame würde ich fürchten, daß sie eine Schmeichelei hören wolle; aber von Ihnen, Frau Baronin?" —

„Müssen wir denn immer alt sein, um alt zu werden. Sie wissen, es giebt Tage, die für Jahre zählen."

„Nur haben selbst diese „Jahre" nicht die feinste Linie auf Ihre Stirn ziehen können", erwiderte der junge Mann und blickte mit zärtlicher Bewunderung in das Antlitz der schönen Frau.

„Das Schicksal schreibt mit sympathetischer Tinte, die erst später zum Vorschein kommt", ließ sich vom Kamin aus ein junger Mensch vernehmen und lachte dabei hell auf. Die Baronin erschrak. Der Mann am Kamin schien nur mit ihrem Töchterchen, das er auf seinen Knieen schaukelte, beschäftigt und hatte nun doch mit seinem scharfen Ohr auf ihr halblautes Gespräch gehört, und sein Lachen klang so wild und höhnisch. Auch der junge Mann am Fenster fühlte sich davon unangenehm berührt; er ließ sich jetzt mit der Baronin ebenfalls am Kamin nieder und entgegnete nicht ohne Betonung: „Führt diese Tinte auch den rechten Namen? Gewöhnlich tritt Sympathie und Antipathie sehr rasch hervor, ohne daß man sich Rechenschaft geben kann, wie sie entsteht" und ein Blick aus seinen Augen bewies, daß zwischen den beiden Männern sich bereits eine tiefe Abneigung scharf und bestimmt ausgesprochen hatte.

„Nein, der Name ist außerordentlich fein und treffend", entgegnete der Andere nachlässig und fuhr dabei fort, das kleine Mädchen auf den Knieen zu schaukeln und ihr lockiges Haar zu streicheln, „eine solche Schrift ist unsichtbar und muß hervorgelockt werden durch Berührung mit einem fremden, der Geheimschrift sympathischen Elemente. Nicht wahr, Adelheid, Du würdest mir auch nicht gut sein, wenn ich nicht mit Dir spielte?" „Nein, lieber Vetter Hugo, Dir bin ich immer gut", sagte die Kleine und legte ihr Lockenköpfchen an seine Brust.

„Adelheid, sei artig und belästige Deinen Vetter nicht länger!" sagte die Baronin streng. Das Kind blickte scheu und schüchtern zur Mutter hinüber und wollte still ihrem Befehle gehorchen; aber der junge Mann hielt es fest und versuchte weiter mit ihm zu spielen. Die Kleine jedoch rührte sich nicht mehr, sie hielt furchtsam ihre großen, blauen Augen auf die Mutter gerichtet, als wolle sie um Verzeihung bitten, daß sie ihrem Befehl nicht nachkommen könne. Die Baronin erhob sich rasch und zog die Klingel. Ein junges Mädchen, die Bonne der Kleinen erschien. „Nehmen Sie Adelheid mit, es ist Schlafenszeit", sagte die Baronin hastig.

„Liebe Cousine, lassen Sie mir noch einen Augenblick die Kleine, ich bitte Sie darum", bat jetzt der junge Mann, die letzten Worte scharf betonend. Der Baronin stieg eine flüchtige Röthe in's Antlitz, sie warf ihrem Vetter einen eigenthümlichen Blick zu und winkte dann die Bonne wieder hinaus. Die kleine Adelheid hatte kein Auge von der Mutter verwandt, sie gewahrte ihren Zorn und so gern sie mit ihrem Vetter spielte, glitt sie doch jetzt rasch von seinen Knieen, sprang auf die Mutter zu, ihr fast demüthig die Hand küssend und mit einem artigen Knix gegen die Uebrigen, eilte sie ihrer Bonne nach.

Als die Kleine bei der Baronin stand, mußte Jedem die große Verschiedenheit von Mutter und Kind auffallen. Die Baronin war eine graziöse Erscheinung, alle ihre Formen fein und zierlich und von großer Anmuth. Schwarzes, volles Haar umrahmte das etwas bleiche Antlitz, das selbst ohne die dunkel blitzenden Augen, Geist und Feuer verrathen haben würde. Adelheid dagegen war rund, voll und blühend, und stach gegen die Noblesse der Mutter durch derbere Formen merklich ab. Eine große Gutmüthigkeit und Sanftmuth zeigte das Kind, während das fast marmorgleiche Antlitz der Baronin von einer festen, unbeugsamen Seele Zeugniß gab.

„Sie sind gegen Ihr Kind zu streng", sagte der junge Mann, ergriff mißmüthig die Feuerzange und schürte die Kohlen, ohne sich weiter an dem Gespräch zu betheiligen. Die Flammen warfen ein eigenthümliches Licht auf dies häßliche Antlitz und das ohnehin rothe Bart- und Kopfhaar Hugo's schien in Feuer zu stehen.

Am Kamin saßen noch zwei Personen, eine ältliche Frau, eine Seitenverwandte des Hauses, die in ihrem Lehnsessel eingeschlafen war, und ein alter Mann, der Vater der Baronin. Der Alte schlief zwar nicht, aber er starrte doch regungslos vor sich hin oder in die glühenden Kohlen. Es war eine eigenthümliche Erscheinung. Hinter grauen, buschigen Augenbrauen starrten ein paar dunkle, oft unheimlich funkelnde Augen hervor. Auf dem harten, von tiefen Runzeln durchfurchten Antlitz lagerte sich eine Mischung von Verschlagenheit und geistiger Beschränktheit. Etwas Lauerndes lag in dem ganzen Wesen dieses Mannes, das an einen Panther erinnerte, der fortwährend auf dem Sprunge steht. Auf diesem Gesicht stand deutlich Byron's Wort: „ich liebte nicht die Welt, die Welt nicht mich." Der alte Mann wurde auch wirklich von der ganzen Umgegend gefürchtet und gehaßt und die abergläubischen Bauern dichteten ihm die Kenntniß von Zauberkünsten, wohl gar ein Bündniß mit dem Teufel an. Man wich ihm so viel wie möglich aus und wenn er auf dem Felde erschien, machte Mancher heimlich ein Kreuz. Dennoch hatte dem alten Herrn nur die höchst unschuldige Alchymie diesen schlimmen Ruf verschafft. Der Vater der Baronin quälte sich seit vielen Jahren mit der trüglichen Kunst ab, „Gold zu machen" und mit der noch trüglicheren, ein Lebenselixir hervorzubringen, das unsterblich machen sollte. Er hatte sich in einem abgelegenen Theile des Schlosses ein Laboratorium eingerichtet und saß oft stundenlang, unverwandten Auges über seine Töpfe und Tiegel gebückt, um den entscheidenden Augenblick zu erhaschen. Der lauernde Zug seines Wesens ließ sich wohl auf diese fortwährend in Spannung erhaltende Beschäftigung zurückführen und so war auch sein menschenscheues, abstoßendes Benehmen erklärlich. Wer viel für sich lebt und einen Schatz zu hüten hat, glaubt fortwährend, daß die Andern nur um ihn herumschleichen, um sein kostbares Geheimniß zu erlauschen.

Abgesehen dieser Goldmacherträume war der alte Mann der tüchtigste Landwirth und von einer rastlosen Thätigkeit. Deshalb hatte auch der Vater seines Schwiegersohnes an dieser wunderlichen Beschäftigung keinen Anstoß genommen und ihm, da er fortwährend kränklich war, die alleinige Verwaltung seines Besitzes übertragen. Damals durfte freilich der Verwalter Wiedebach dieser Lieblingsbeschäftigung nicht ausschließlich nachhängen; aber doch benutzte er jede Mußestunde, um seinem großen Ziele näher zu kommen.

Seine einzige Tochter Edith war mit dem jungen Baron aufgewachsen. Die beiden jungen Leute hatten so geschickt ihre gegenseitige Neigung zu verhüllen gewußt, daß der alte Baron zu spät dazwischen treten konnte. Er gab nachträglich seinen Segen zu der Verbindung und verschied wenige Monate darauf. Nach kaum einem Jahre war die schöne, junge Frau Wittwe und Besitzerin eines bedeutenden Vermögens. Trotzdem jetzt der alte Wiedebach das Goldsuchen nicht mehr nöthig gehabt hätte, setzte er doch um so eifriger seine Scheidekünste fort. Eigenthümlich genug, durfte das Feuer unter seinen Tiegeln nicht mehr ausgehen, wenn er sein Gold, wie sein Lebenselixir, herstellen wollte, dies war eine Hauptbedingung, ohne die er sein Ziel nicht erreichen konnte, und so hatte er einen alten, bewährten Diener abgerichtet, der ihn bei seiner anstrengenden Beschäftigung ablösen, das Feuer unterhalten und die Metallmasse in Fluß erhalten mußte. Er träumte von überschwenglichen Reichthümern, mit denen er seine Tochter überschütten wollte und diese ließ ihn gewähren, obwohl der alte Mann bedeutend viel „Silber" beanspruchte, um sein „Gold" hervorzubringen.

Der Alte blieb trotz seiner Goldmacherkunst den Verwaltungsgeschäften des Gutes nicht völlig fremd; besonders suchte er die benachbarten Bauern für ihren Haß und ihre Abneigung, die sie offen und rücksichtslos gegen ihn an den Tag legten, zu bestrafen. Er verfolgte sie mit allerhand Grenzprozessen, durchwühlte die Schloßarchive, um alte vergessene Servitute und Rechte hervorzusuchen und fand die höchste Freude in schonungsloser Verfolgung seiner Ansprüche. Durch diese zweite Lieblingsneigung, seine Prozeßlust, war er mit einem jungen Advokaten in Berührung gekommen, dessen Gewandtheit und Kenntnisse in der ganzen Umgegend die allgemeinste Anerkennung gefunden und den er zu seinem Anwalt geworben. Der junge, im höchsten Ansehen stehende Jurist, der sich bereits die glänzendste Praxis erworben und sich selbst als Dichter einen Namen gemacht hatte, würde schwerlich dem alten, griesgrämigen Manne die oft unbedeutenden Angelegenheiten ausgefochten haben, wenn ihn nicht das liebenswürdige Auftreten der Baronin gewonnen und gefesselt, da es doch etwas seiner Eitelkeit schmeichelte, daß die geistreiche Frau in ihm nicht den gewandten Juristen, nur den Verfasser von Gedichten schätzte, die sie zum Theil auswendig wußte. Auch heut war der junge Advokat herausgebeten worden, um einen Lokaltermin beizuwohnen und da am andern Tage noch eine andere Angelegenheit verhandelt werden sollte, war er, wie dies schon mehrfach der Fall gewesen, ersucht worden, auf dem Schlosse zu übernachten und ein mit der Baronin verplauderter Abend, konnte schon für die Langeweile des Termins entschädigen.

„Glauben Sie, lieber Steinfeld, daß wir den Prozeß gewinnen?" wachte jetzt der Alte aus seinem

Hinbrüten auf. Der Angeredete, der sich eben mit der Baronin über „Erziehung, Menschenbildung" halbleise unterhalten, fühlte sich von den zwischen geschlossenen Lippen mühsam hervorgestoßenen Worten unangenehm berührt. „Wir wollen sehen, es ist diesmal ein reines Spiel des Glücks", gab er zur Antwort.

„Hängt denn Alles vom Glück ab", warf die Baronin ein.

„Ich glaube wenigstens", erwiderte Steinfeld, „ohne Glück verkümmert das bedeutendste Talent, gehen selbst die größten Kenntnisse verloren. Wir sind alle, wie Shakespeare behauptet, Narren des Glücks!"

„Nein, das Glück muß man sich ertrotzen!" entgegnete die Baronin mit blitzenden Augen, und um ihre feine Lippen zuckte ein energischer Zug, der bewies, daß diese Frau zu trotzen verstanden.

Steinfeld wollte etwas erwidern, aber die Baronin fuhr lebhaft fort: „Mein Leben ist ein Beweis dafür; wo eine Andere aus schwächlicher Furcht nach dem höchsten Glück nicht die Hände auszustrecken gewagt, da griff ich entschlossen zu und der Sieg war mein!" Die Baronin war durch ihre eignen Worte so lebhaft erregt worden, daß sie sich vom Stuhl erheben und das Zimmer durchwandern mußte. Die alte Tante erwachte davon aus ihrem Schlummer, rieb sich die Augen und starrte verwundert auf die Baronin. Der junge Anwalt gewahrte wohl, daß in diesem zarten Körper eine starke, unbeugsame Seele herrsche und konnte ihr seine Anerkennung nicht versagen; selbst der alte Wiedebach ließ ein beifälliges Grunzen vernehmen; nur Vetter Hugo störte ruhig in den glühenden Kohlen weiter und schien seine Umgebung nicht zu beachten.

Die Baronin gewann rasch ihre Fassung, nahm ruhig wieder auf ihrem Lehnsessel Platz und sagte fast mit einiger Verlegenheit: „Lächeln Sie immer über mich, wenn ich aber an jene Zeit denke, in der ich mein Glück, meine Liebe mir erkämpfen mußte, dann klopft mir das Herz höher und der alte Titanentrotz erwacht" setzte sie mit feiner Selbstironie hinzu.

„Ja, Sie haben wirklich das Unmöglichste möglich gemacht!" ließ sich jetzt die Tante vernehmen, die sich freute, trotz ihres Schläfchens, den Faden des Gesprächs so rasch aufgefunden zu haben, „wenn ich an den Stolz meines Vetters, des seligen Herrn Barons denke und wie Sie alles so geschickt eingefädelt und" —

„Wie klingt das nüchtern und prosaisch!" unterbrach sie die Baronin, die mit leichtem Stirnrunzeln auf das Geschwätz der alten Frau gehört, und nicht ohne Schärfe setzte sie hinzu: „Nein, liebe Tante, lassen Sie mich lieber selbst erzählen von meiner Jugendliebe, meinen jahrelangen Kämpfen und meinem endlichen Glück!" und sich nur zu dem Anwalt wendend, begann sie:

„Als zweijähriges Kind kam ich mit meinem Vater in dies Schloß; der einzige Sohn des Barons war einige Jahre älter als ich, trotzdem genossen wir einen und denselben Schulunterricht, weil der kleine Edmund nur durch meine Theilnahme zum lernen aufgestachelt wurde; kein Wunder" —

Da klirrte auf einmal ein Eisen in den Kamin, daß die Flammen hellaufloderten und die alte Tante einen lauten Schrei ausstieß. Alle blickten auf die Ursache dieser Störung. Es war Vetter Hugo, der mit einer zornigen Bewegung die Zange in die Kohlen geworfen und jetzt hastig, ohne weitere Erklärung, das Zimmer verließ.

Die Baronin schien den Vorfall nicht zu beachten; sie blickte nur mit einem feinen Lächeln ihrem Vetter nach und fuhr dann ruhig fort:

„Edmund war eine stille, träumerische Natur, die sich förmlich hülfsbedürftig an mich, das schwache, junge Mädchen, anschmiegte. Es war ein Unglück für mich und raubte mir die harmlose Frische der Jugend, denn je weiblicher das Wesen Edmunds, je mehr kam in mich ein männlicher, entschlossener Zug, der mich aus den Reihen der schwachen, alles duldenden Frauen hinausgestoßen hat."

Der Anwalt blickte lächelnd auf die zarte, liebliche Gestalt, die mit ihren weichen zierlichen Formen etwas echt Frauenhaftes hatte, er wollte etwas entgegnen; aber jetzt sah er in das Antlitz der Baronin und er verstummte doch. — Auf dem beweglichen Antlitz dieser Frau prägte sich ein harter, fast dämonischer Zug aus, ihre feinen Lippen waren zusammengepreßt und um den geschlossenen Mund spielte ein schonungsloses, beinah grausames Lächeln. — Und wie sie dort saß, mit dem schwarzen Haar und den dunkel glühenden Augen, hatte ihre Schönheit jene wunderliche Mischung, die uns Entsetzen und Bewunderung zugleich einflößt. Die Baronin mochte selbst fühlen, daß sie sich von ihrem heißer rollenden Blute hatte hinreißen lassen; sie streifte mit dem gestickten Taschentuch über ihr Antlitz und wie leichte Sommerwolken vor der Sonne, verschwanden diese Schatten. Um den Eindruck vollends zu verwischen, den ihre zu große Lebhaftigkeit hervorgebracht, stand sie auf, klingelte nach dem Thee und sich an Steinfeld wendend, sagte sie freundlich: „Sie lieben ja auch dies wunderliche Getränk!"

„Gewiß, Frau Baronin", bestätigte dieser, denn es läßt sich bei ihm erst lieb und traulich plaudern."

„Und wie undankbar, dies Geplauder dann „Theegeschwätz" zu nennen", meinte die Baronin, „als ob bei Bier und Wein Klügeres gesprochen würde."

Steinfeld lachte. „Gewiß ist das Wort „Theegeschwätz" eine boshafte Erfindung von uns Männern, weil der Thee nur in Gesellschaft von Damen Reiz und Geschmack gewinnt und so —"

„Das „Geschwätz" sich erst mit dem „Thee" verbindet, habe ich recht gerathen?" frug die Baronin.

„Doch da kommt schon die schönere Hälfte des häßlichen Wortes, für die andere Hälfte lassen Sie uns Frauen ebenfalls sorgen, nicht wahr, liebe Beate?" wandte sich die Baronin in schalkhafter Laune an die alte Frau.

„Das kann ich nicht, hab' ich doch selbst keine Hälfte bekommen und bin unverheirathet geblieben", gab diese zur Antwort.

Steinfeld und die Baronin stimmten in ein herzliches Gelächter ein; selbst der alte Wiedebach verzog sein finsteres, durchfurchtes Gesicht und stieß einen rauhen Ton hervor, der seine behagliche Stimmung bekunden sollte; aber die Tante blickte ganz dummselig und verwundert drein; sie hatte auf das vorhergegangene Gespräch nicht geachtet und nur den Gedanken einer alten Jungfer, die sich doch nur um gescheiterte Heiraths- und Lebenshoffnungen drehen, Ausdruck verliehen.

Die Baronin machte jetzt mit einer Anmuth und Liebenswürdigkeit die Wirthin, daß der junge Anwalt jenen bei der Erzählung zum Vorschein gekommenen dämonischen Zug nur für eine flüchtige Erregung des Augenblicks halten konnte.

„Sie wollten ja aber von dem jungen Herrn Baron erzählen, theure Cousine", begann die Tante wieder, der das Lachen doch empfindlich sein mochte und die das Gespräch auf ein anderes Feld lenken wollte.

„Ich weiß nicht, ob ich es noch wagen soll, Ihnen ein Bild jener Tage aufzurollen, das mich bei Ihnen leicht in ein schiefes Licht bringen könnte", sagte die Baronin nachdenklich.

Der junge Anwalt fühlte sich von diesen Worten wunderbar berührt; so legte die schöne Frau doch Werth auf seine Meinung, und bewies damit wieder, was ihm bereits bei manch' anderer Gelegenheit klar geworden, daß die Baronin ihm ein höheres, als gewöhnliches Interesse schenke. Er hätte laut aufjubeln mögen und sagte im herzlichsten Ton: „Seien Sie ohne Sorge, Frau Baronin! ich habe Sie bereits längst schätzen und hochachten gelernt und könnte durch nichts mehr an Ihnen irre werden."

Die Augen der Baronin glänzten; sie blickte zärtlich zu dem jungen Manne hinüber und sagte rasch: „Vielleicht kommt die Stunde, wo ich Sie beim Wort nehme. Nun kann ich ohne Rückhalt erzählen", fuhr sie lebhaft fort, „und es ist auch so besser, wenn Sie von mir selbst mein abenteuerliches Geschick, meine Kämpfe und Schmerzen hören, da vielleicht doch schon manch' dunkles, wie immer entstelltes und übertriebenes Gerücht zu Ihnen gedrungen."

„Nein, Frau Baronin, ich weise solchem Klatsch die Thür, ich lasse mir nicht Diejenigen verleumden, die ich liebe!" Steinfeld erröthete über sein unbedachtes Wort; aber die Baronin schien nicht darauf geachtet zu haben und begann von Neuem ihre Erzählung:

„Der alte Baron litt an einer tiefen Schwermuth; ich habe ihn nie lächeln sehen... seine Frau war bald nach der Geburt Edmund's gestorben und der Baron hatte diesen Schmerz nie überwinden können. In der Familie ging die Sage, daß niemals die Besitzungen des Hauses in gerade Linie forterben könnten. Ein Aldenhoven soll einst im Kriege seinen jüngern Bruder, der sich zu ihm geflüchtet, dem Feinde verrathen und ausgeliefert und dieser vor seinem Tode den Fluch ausgestoßen haben, daß niemals die ältere Linie einen männlichen Erben besitzen solle. Sehen Sie, lieber Steinfeld, da haben Sie den Vorwurf zu einem Gedicht", wandte sich die Baronin zu dem jungen Anwalt, „denn seit fünf Generationen hat sich dieser Fluch erfüllt und die Besitzungen der Aldenhoven sind immer an den jüngeren Bruder übergegangen, — ich halte es freilich für bloßen Zufall."

„Kennen Sie nicht das Dichterwort?" entgegnete Steinfeld, „nichts ist Zufall — und warum sollte nicht ein auf's Höchste angespannter Wille selbst über's Grab hinaus seine Wirkung üben können!"

Die Baronin schüttelte das Haupt: „Auch Sie verleugnen nicht den Dichter und sind zu Träumen geneigt; ich meine aber, ein Mensch, der schwach genug ist, einer Gefahr zu unterliegen, dessen Fluch kann auch keine große Wirkung üben", sagte sie nicht ohne Hochmuth und fuhr dann lebhaft fort: „Allerdings fände ich es prächtig, wenn wir auf Jemand, der uns elend und tückisch verrathen, unsern Fluch schleudern könnten und Dämonen darauf hören und ihn vollziehen müßten!" und wieder leuchteten ihre Augen unheimlich auf; aber im nächsten Augenblick zog sie das Ganze in einen Scherz. „Was schwatze ich da für Thorheiten! Ich bin überzeugt, diese Sprossen eines alten Geschlechts tödtete, wenn nicht noch ein anderer Umstand, nur die Furcht und der Glaube an diesen Fluch. Auch der alte Baron hielt Edmund schon für einen Verlorenen und gab ihn auf; er kümmerte sich äußerst wenig um seine Erziehung und ließ ihn treiben was er wollte, in der Ueberzeugung, daß in Edmund doch nicht ihm ein künftiger Erbe heranwachsen würde. Der arme Junge würde völlig vernachläßigt worden sein, wenn sich nicht mein Vater seiner angenommen hätte. Ebenso wie der Baron meinem Vater die alleinige Verwaltung der Güter übertragen, überließ er ihm auch jetzt die Erziehung seines Sohnes. Edmund konnte für seinen Vater keine Zuneigung haben, ja er fürchtete den kranken, ewig schwermüthigen Mann, der ihn mit der größten Kälte und Gleichgültigkeit behandelte und desto mehr schloß er sich an Dich an, Vater", wandte sich die Baronin zu dem alten Wiedebach, „Dein Laboratorium mag dazu nicht wenig beigetragen haben."

„Ja, ich wurde den Jungen manchmal gar nicht los", brummte der Alte, der eine gewisse Unruhe über

die Erzählung seiner Tochter nicht verbergen konnte und es nicht gern zu sehen schien, daß sie überhaupt vergangene Zeiten zu berühren wagte.

„Der alte Herr zeigte mir dagegen eine besondere Zuneigung", fuhr die Baronin fort, „ich durfte zuweilen in seinem Zimmer spielen und mein Geplauder schien ihn zu zerstreuen. Obwohl ich noch ein Kind war, sprach er mit mir wie mit einer Erwachsenen und ich konnte tiefe Blicke in eine zerrissene, im Innersten gebrochene Menschenseele werfen. Seine grüblerische Schwermuth nagte an allem, — an den heiligsten und schönsten Gütern des Lebens. „Der Gram nur sollte Lehrer sein des Weisen!" sagte er oft mit Byrons Manfred und seltsam genug, er fürchtete nicht den Tod, wohl aber die dahinter liegende Unsterblichkeit und wenn er dann träumerisch mit seiner mageren, schlanken Hand mein Haar durchwühlte und mich mit seinen grauen, halb erloschnen Augen anstarrte, sagte er seufzend: „Denke Dir, Edith, wie entsetzlich das sein muß, mit seiner armen Seele durch Ewigkeiten geschleppt zu werden, wenn man so müde, — so schrecklich müde ist... Dein Vater ist ein Thor, daß er sich mit der Anfertigung eines Lebenselixir's quält, ha ha! Wenn ich sterbe, dann will ich auch Ruhe haben — für immer — für ewig — mir sollen sie nicht kommen, mit neuen Aufgaben, neuer Arbeit!...

„Gerechter Himmel, das ist ja die reinste Gotteslästerung!" rief die Tante entsetzt, „hu, wie mich schaudert, ich kann heut die ganze Nacht nicht schlafen, hat denn das wirklich mein Vetter gesagt?" frug sie ängstlich.

„Warum sollte er das nicht gesagt haben?" entgegnete der alte Wiedebach ärgerlich, „er hat mir oft genug wegen meines Lebenselixir's verhöhnt und meinte, ich sollte lieber einen Trank brauen, der uns in's „Nichts" schicke." Der alte Mann hatte seit langer Zeit nicht so viel gesprochen; er mochte seine Redseligkeit selbst bereuen, ließ noch ein mißmüthiges Grunzen hören und versank dann in um so hartnäckigeres Schweigen.

„Dann kann ja aber mein seliger Vetter nicht selig werden!" rief die Tante und schien rasch und heimlich ein „Vater unser" für die Seele ihres Vetters zu beten.

„Das wollte er auch nicht", entgegnete die Baronin ruhig. „Seine einzige und liebste Lectüre waren die Werke Byrons und er gestattete mir das Lesen derselben, ohne zu bedenken, welch' furchtbare Wirkung diese düstern und phantastischen Dichtungen auf ein Kindergemüth ausüben mußten. Es war, als ob ein Feuerbrand in meine Seele geworfen würde und ich lernte früh jenen wilden, hochmüthigen Trotz, der sich gegen alles aufbäumt, gegen die Welt, das Leben — und der stürmisch nach den höchsten, kaum völlig selbst erkannten Zielen ringt."

„Edmund dagegen lebte still und harmlos hin; er kannte nicht diese Seelenkämpfe, ja er scheute sich vor ihnen und wenn ich ihm zuweilen in meine Träume und Phantasien einen Einblick gestattete, sah er mich stets verwundert an und meinte; „Du kommst mir immer vor, wie ein fremder, wilder Vogel, der in einem Käfig sitzt und sich am Drahtgitter Brust und Kopf zerstößt." So seltsam ihm auch mein Benehmen vorkam, er ordnete sich mir doch völlig unter, ich konnte ihn, trotz meiner Jugend, leiten und beherrschen. Es war dies nicht ganz so leicht, als es bei seinem weichen, träumerischen Charakter schien, denn obgleich unentschlossen und schwankend, zeigte er doch, wenn er einmal eine Sache ergriffen hatte, eine Festigkeit, die an Eigensinn grenzte. Ich allein vermochte dann etwas über ihn und wenn ich, das junge, unreife Mädchen, ihm wie eine kluge, erfahrene Matrone, Vorstellungen gemacht, sagte er stets: „ich weiß nicht, Edith, welche Zauberkünste Du treibst, aber wenn ich mich auch einmal zur Wehr setzen will, Du unterjochst mich doch!" Auf diese Weise mußte sich wohl um uns das innigste, seelenfesselndste Band schlingen, das zum Glück Jedem unsichtbar blieb, weil man nur die gegenseitigen Kämpfe und das Bestreben Edmunds sah, sich dennoch meinem Einfluß zu entziehen. So wuchsen wir mit einander auf. Edmund hatte nie gesagt, daß er mich liebe, aber ich wußte, daß er nicht ohne mich leben konnte, daß ich seinem Geistesleben allein Stütze und Halt verlieh und so schwach er auch war, in Sachen des Herzens konnt' ich ihm vertrauen."

„In der Familie der Aldenhoven waren die Heirathen unter Verwandten förmlich traditionell; das Vermögen sollte in der Familie bleiben, und diese fortwährenden Ehen zwischen Blutsverwandten, waren meines Erachtens wirksamer und gefährlicher als jener Fluch des Ahnen, sie mußten endlich ein sieches, elendes Geschlecht erzeugen, das der Tod vor der Zeit hinwegraffte. Meinen Sie nicht auch, daß damit die wunderbare Wirkung des Fluches ihre einfache und natürliche Erklärung findet?" wandte sich die Baronin zu dem jungen Anwalt.

Ah, wie können Sie mir so kalt und schonungslos den Stoff zu einem Epos zerstören?" rief Steinfeld scherzend aus.

„Ich zerstöre Ihnen nichts, ich halte nur die Fackel der Vernunft in das Reich der Schauerromantik", erwiderte die Baronin auf den Scherz eingehend. „Der alte Baron hatte auch wirklich für seinen Sohn eine nah' verwandte „Aldenhoven" als Frau bestimmt, und obwohl Edmund, aus angeerbter Schwermuth, sich von dem Glauben an den alten Fluch nicht völlig frei machen konnte, schien ihm doch auch mein Erklärungsgrund des Familien-Unglücks nicht ganz verwerflich und er schauderte vor einer solchen Verbindung zurück. Vergeblich suchte der alte Baron den Widerstand seines Sohnes zu beugen; je heftiger der alte Herr in Edmund drang, je mehr wuchs diesem

die Kraft; sein Eigensinn trat in alter Zähigkeit hervor und der Baron sah keinen andern Ausweg, als meine Hülfe in Anspruch zu nehmen, denn er wußte, welch' bestimmenden Einfluß ich auf Edmund ausüben konnte. Ich sah den alten Mann, der sonst an nichts Interesse nahm, bleich und düster dort sitzen; gerade der Widerstand den er gefunden hatte ihn gereizt, und jetzt schien an der Ausführung dieses Plans sein Lebensglück zu hängen. Der alte Herr hatte mir allein eine wahrhaft väterliche Zuneigung geschenkt und jetzt, wo er meine Hand ergriff und um meinen Beistand bat, konnte ich seiner Bitte nicht widerstehen, sollte es mir auch mein Herzblut kosten. Ich sprach mit Edmund und machte ihm Vorstellungen, doch den Lieblingswunsch seines Vaters zu erfüllen und seine Verwandte zu heirathen. Er sah mich lange verwundert an, als könne er meine Worte nicht verstehen, dann sagte er schmerzlich bewegt: „Edith! das kannst Du mir rathen? Weißt Du es nicht, warum ich den Wunsch meines Vaters nicht erfüllen kann? Hast Du es nicht geahnt, daß ich Dich nur liebe, Dich allein und mein Leben ohne Dich zu einem Schattenbilde wird?" — Und ich vergaß meine Sendung, die Pflicht der Dankbarkeit; ich dachte nicht mehr an ein schmerzliches Entsagen, fühlte nur das Glück, das durch meine Seele jubelte — wir schwuren uns ewige Treue und der hellste Sonnenschein zuckte durch mein Herz!" —

Die Baronin streckte sehnend die Arme aus, als könne sie jene Zeiten damit zurückholen, und doch schien es dem jungen Anwalt, als ob sie nicht das Bild seliger Vergangenheit, sondern das einer süß erträumten Zukunft hervorzuzaubern suche und weniger eigne Schicksale erzähle, als sich in fremde Vorgänge hineindichte. Er schob es auf ihre lebhafte Phantasie, die selbst die Ereignisse des eigenen Lebens so poetisch zu verschleiern suchte, daß sie darüber die innere Wahrheit einbüßten.

Taute Beate schien auch von der Erzählung der Baronin nicht erbaut; sie schüttelte zuweilen den Kopf und würde sogar einen bescheidenen Einwurf gewagt haben, wenn nicht die dunklen Augen der Baronin fortwährend auf ihr geruht und ihre Zunge förmlich in Bann gethan hätten. Die Baronin begann von Neuem:

„Jetzt galt es, nicht länger zu träumen, sondern zu handeln und mit meinem Feuer, meinem stürmischen Blut, riß ich auch Edmund mit mir fort. Der alte Herr, der jetzt auf meine Unterstützung rechnete, drängte zu einer Entscheidung — ich fürchtete, daß Edmund doch im letzten Augenblick schwach sein und sich von seinem Vater unterjochen lassen würde, und nun ich einmal das Herz Edmunds „mein" nannte, konnte ich nicht mehr zurück. Als daher der alte Baron noch einmal einen Sturm versucht und ohne auf den Widerspruch des Sohnes weiter zu achten, der Tag der Verlobung festgesetzt und die Verwandten eingeladen hatte, da gab es keinen andern Ausweg, als — die Flucht. — Strenge Moralisten mögen einen solchen Schritt verdammen und behaupten, daß eine Frau denselben niemals wagen dürfe", sagte die Baronin und blickte zu dem jungen Anwalt hinüber, „aber ein stürmisch bewegtes Herz hört nicht auf diese kalten Sittensprüche, es muß an's Ziel gelangen und frägt nicht, ob der Weg dahin an einen Abgrund vorüberstreift und uns das Kleid zerfetzt, in das wir uns bisher gehüllt."

Steinfeld konnte dieser Frau seine Bewunderung nicht versagen; das war eine Liebe die den höchsten Einsatz wagte und er hätte älter sein müssen, um in diesem Schritte dennoch nur sträflichen Leichtsinn zu finden, und er sagte daher lebhaft: „Nur wer für die Liebe das Höchste einsetzt, verdient geliebt zu werden!"

„Dennoch fühle ich mich, nachdem diese Tage längst hinter mir liegen, nicht frei von Schuld", bemerkte die Baronin. „Ich gab den Antrieb zu diesem kühnen Schritt und ich allein behielt die Fäden des Gewebes in der Hand, leitete alles ein, und das ist keine Aufgabe für Frauen. — Ich habe meine Verwegenheit büßen müssen, indem das Geschick nur zu rasch den keck entworfenen Bau in Trümmer legte. —

„Um kein Aufsehen zu erregen", erzählte die Baronin weiter, reiste Edmund unter irgend einem schicklichen Vorwand zuerst ab; ich folgte ihm am andern Tage und ich war weit aus dem Bereich jeder Verfolgung, ehe man meine Flucht ahnen konnte. Wir eilten nach England und — zum Schmied von Gretna-Green." —

Der junge Anwalt stieß einen Laut der Ueberraschung aus und die Baronin, die jetzt ihre geistige Ruhe und Sicherheit völlig wiedergewonnen hatte, sagte lächelnd: „Nicht wahr, nun ist die Abenteuerin fertig? Doch was blieb uns anders übrig, als diese letzte wunderliche Ausflucht unglücklich Liebender! Der alte Baron würde in seinem Adelstolz niemals unsere Heirath zugegeben haben." —

„Nein, das hätte mein seliger Vetter, der Herr Baron, nie gethan", sagte jetzt Tante Beate, die selbst durch den, ihre Zunge in Fesseln schlagenden Blick der Baronin, von dieser höchst wichtigen Bemerkung nicht abgehalten werden konnte.

„Ich wußte es, liebe Tante", entgegnete die Baronin beinahe höhnisch, „und für diesen thörichten Hochmuth ist jener alte ehrliche Schmied ein bewährtes Mittel und ich benutzte es um so lieber, als es ganz meiner romantischen Neigung entsprach. Von London aus machte ich dem alten Baron von unserm gewagten Schritt Mittheilung und bat um seine Verzeihung — seinen väterlichen Segen. Lange Zeit blieben wir ohne Antwort und Edmund, dessen Geisteskraft förmlich nur bis hierher gereicht, war der Verzweiflung nahe und wollte schon reumüthig zu seinem Vater zurückkehren. Endlich kam ein Brief und wie

ich erwartet hatte, fand sich der alte Herr in das Unabänderliche. Keine Zeile verrieth, was ihn dieser rasche und unerwartete Schritt seines Sohnes gekostet haben mochte, und dies stolze Schweigen berührte mich tiefer, als wenn er uns mit den heftigsten Vorwürfen überschüttet hätte. Er bat nur, daß wir jedes Aufsehen vermeiden und so lange er lebe, unsere Verbindung geheim halten möchten, denn er habe über den ganzen Vorgang ein tiefes Stillschweigen beobachtet und wolle nicht seinen alten Namen in solch' abenteuerliche Geschichten verflochten sehen; sein Testament sei bereits früher gemacht und er halte es nicht der Mühe werth, wegen solcher Tollheiten dasselbe zu ändern. Eine bedeutende Anweisung auf ein londoner Banquierhaus lag bei."

„Der Brief zeigte den ganzen finstern Hochmuth dieses Mannes, der es nicht eingestehen mochte, welche Wunden wir ihm geschlagen, ich fühlte es nur zu gut, denn kein Gruß an mich war in dem Schreiben und ich wußte, er hatte mich wie seine Tochter geliebt. — Einige Monate später erhielt ich von meinem Vater die Nachricht von dem Ableben des Barons; er war mit all' seiner Furcht vor einem künftigen Dasein verstorben und sein letzter Seufzer galt nicht der Vergangenheit, nur der dunklen Zukunft."

„Wir hätten jetzt die Reise in die Heimath antreten können; aber ich war erst vor wenigen Tagen eines Töchterchens genesen und konnte England nicht verlassen. Meinem Gemahl dagegen riethen die Aerzte dringend zu einer Luftveränderung; seine Brust war angegriffen und eine tiefe, unerklärliche Schwermuth hatte sich seiner bemächtigt. Ich drang in ihn, England schleunigst zu verlassen und Italien aufzusuchen, um sich zu zerstreuen — zu gesunden; wir wollten dann zu gleicher Zeit in unserer Heimath zusammentreffen. Endlich gab er meinen Vorstellungen nach und reiste schweren Herzens ab — ich habe ihn nicht wiedergesehen . . ."

Eine Pause trat ein. Die Baronin starrte, in schmerzliche Erinnerungen verloren vor sich hin. Niemand wagte das Gespräch wieder zu beginnen. Da ließ sich plötzlich ein starkes Klopfen an der Pforte des Schlosses hören und dröhnte fast unheimlich durch die Stille des Hauses. In dieser späten Stunde war ein solches Klopfen um so merkwürdiger, als in dem Schloß der Baronin ohnehin wenig Menschen Zutritt suchten und fanden. Es war Sonntag und die männliche Dienerschaft der Baronin hatte Urlaub erhalten; nur der alte Georg war anwesend, konnte aber schwerlich in seinem Laboratorium das Klopfen hören. Der junge Anwalt erbot sich hinunter zu eilen und zu sehen, wer in solch' später Stunde Einlaß begehre; aber der alte Wiedebach, der eine große Unruhe nur mühsam verbergen konnte und dessen graue Augen ängstlich im Zimmer umherirrten, sagte kurz abwehrend: „Nein, ich muß selbst sehen, was das bedeuten soll." Der alte Mann erhob sich schwerfällig, warf dann seiner Tochter einen vorwurfsvollen Blick zu, als habe sie mit ihrer Erzählung diesen Vorfall herbeigezogen, ergriff ein Licht und schritt langsam, beinahe zögernd aus dem Zimmer. Man hörte ihn noch auf dem Pflaster des Vorsaales hinschlürfen . . .

Tante Beate hatte bleich und zitternd auf das unheimliche Klopfen gehört; der Angstschweiß trat ihr auf die Stirn und sie sagte mit bebenden Lippen: „Ach, theure Cousine, warum mußten Sie vom Tode meines lieben Edmund sprechen? wenn es schon Mitternacht wäre glaubte ich, sein Geist hätt' an das Thor geklopft, denn ich hab' immer gehört, daß die armen Seelen der auf dem Meere Ertrunkenen keine Ruhe finden. O, ich kann heute kein Auge zuthun!"

Die Baronin allein schien die Fassung nicht verloren zu haben und sie bemerkte lächelnd: „Schlafen Sie ganz ruhig, liebe Beate! irgend ein betrunkener, wilder Bursche hat uns diesen Streich gespielt, es ist heut Sonntag."

„Nein, nein, das wagt Niemand", entgegnete Beate, „sie scheuen sich alle in die Nähe des Schlosses zu kommen, seitdem" — die alte Frau stockte.

„Sagen Sie es immer! Seitdem mein guter Vater seine unschuldigen Spielereien treibt", ergänzte die Baronin. Dennoch schien der Einwurf der alten Frau sie bedenklich zu machen; ein Schatten von Besorgniß flog durch ihr Auge; sie legte ihre Hände übereinander und blickte einige Sekunden lang nachdenklich vor sich hin; dann strich sie mit der Hand über die Stirn, als könne sie damit jede Sorge verscheuchen und ruhig, mit dem anmuthigsten Lächeln sagte sie jetzt: „Bald hätte ich meine Mutterpflicht versäumt und mein Vetter könnte mich mit Recht zu streng schelten. Adelheid schläft nicht eher ein, als bis ich nicht noch einmal an ihr Bettchen komme und ihr einen Kuß bringe. Verzeihen Sie, Herr Steinfeld, — einen Augenblick!" und mit der ganzen Besorgniß einer zärtlichen Mutter eilte sie aus dem Zimmer.

Der junge Anwalt blieb in sichtlicher Erregung zurück. Auf seine lebhafte Phantasie hatte doch das nächtliche Klopfen einen störenden Eindruck gemacht, Alles schien ihm plötzlich wie verwandelt; ihm war's als ob ein dunkles, unergründliches Geheimniß sich um diese Menschen spinnen wolle.

Tante Beate athmete förmlich auf; mit dem Weggehen der Baronin war sie von dem harten Druck befreit, der ihre Zunge bisher in Zaum gehalten. Jetzt konnte sie sprechen und sie machte von dieser Freiheit den unumschränktesten Gebrauch. „Ja, klug und schlau ist sie doch", murmelte die alte Frau vor sich hin, freilich noch so laut, daß es Steinfeld hören konnte. „Ich wußte, daß sie nicht eher Ruhe hätte, als bis sie Frau Baronin geworden", und als Tante Beate sah, daß der junge Anwalt nicht auf ihr Selbstgespräch hören wollte, redete sie ihn vertraulich an: „Ja, lieber Herr Steinfeld, wenn ich reden wollte, müßte Manches zu Tage kommen; ich weiß

mehr als Edith erzählen mocht'; aber mein Mund ist ein Grab!" und trotz dieser Betheuerung fuhr sie im nächsten Augenblick fort: „Haben Sie gesehen, wie zornig ihr Verwandter wurde, als sie von ihrem seligen Manne zu erzählen anfing, der wilde Hugo hat sie geliebt und wir alle im Schloß glaubten, daß Edith ihn heirathen würde, denn man sah die Beiden immer zusammen und die Augen Hugo's rollten finster und tückisch, wenn Edith nur ein freundlich Wort mit meinem jungen Vetter sprach."

Steinfeld hörte nur mit halbem Ohr auf das Geplauder der alten Frau; dennoch fuhr diese in großer Redseligkeit fort: „Mir bleibt es immer ein ewig Räthsel, wie Edith die ganze Sache so geschickt einfädeln und uns Alle täuschen konnte. Es ist schon ganz richtig, daß der junge Herr zuerst abreiste; aber klar ist mir die Geschichte doch nicht völlig. Am andern Tage kam von ihm ein Brief — ich seh' ihn noch auf dem silbernen Präsentir-Teller des Baron's liegen — es war Edmund's Handschrift — mein seliger Vetter lag im andern Zimmer krank zu Bett — da kommt Edith herein, blickt auf den Teller und als ich mich nach einer Nadel bücke, die mir auf die Erde gefallen, ist der Brief verschwunden... Ich frug sogleich darnach; aber sie sagte ruhig: 'Der Brief sei an ihren Vater adressirt und zuckte nicht einmal mit den Augen über diese Lüge und ich glaubte doch deutlich gelesen zu haben: an den Herrn Baron! — Eine Stunde drauf war Edith verschwunden und auch Hugo war fort; er mag wohl seine Cousine haben verfolgen wollen; doch im Schlosse durft' Niemand davon sprechen und wer hätte sich auch getraut, den alten Wiedebach nach seiner Tochter zu fragen!"

Der junge Anwalt war zuletzt aufmerksam geworden. Hatte Beate recht gesehen, dann blieb es immer räthselhaft, warum Edmund an seinen Vater geschrieben, während Edith noch im Schlosse weilte und dann — diese leidenschaftliche Liebe Hugo's! — Es war doch etwas in dem Leben der Baronin, von dem sie selbst durch ihre heutige Erzählung nicht den Schleier gelüftet und seltsam genug, gerade das Geheimnißvolle, das sich um die Vergangenheit der Baronin ausbreitete, fesselte den jungen Mann noch mehr an die interessante Frau. Sie schien ihm wie ein sagenhaftes Meerweib, aus dunkler Tiefe süß und verlockend aufzutauchen, bei dem man nicht fragen darf, woher es gekommen. —

In diesem Augenblick trat die Baronin wieder in das Zimmer. Lächelnd, anmuthig, mit dem ganzen gewinnenden Zauber ihrer Schönheit und der junge Anwalt fand plötzlich das Geschwätz der alten Frau thöricht und im höchsten Grade verleumderisch.

„Sie schlief schon, die arme Kleine", sagte Edith bedauernd.

„Und das Klopfen?" fragte die Tante.

„Ach so, das Klopfen", entgegnete die Baronin leichthin. „Ich hatte schon Recht — es war der dumme Spaß eines Trunkenboldes! Mein Vater kam viel zu spät; er war erst in sein Laboratorium gegangen, um sich zu überzeugen, ob Georg auch ordentlich wach sei und dann war natürlich alles vorüber.

Das Gespräch wollte nicht mehr in Gang kommen. Die Baronin schien zerstreut, ja sogar müde und abgespannt zu sein und wenige Augenblicke später zog sich Jeder auf sein Zimmer zurück.

Steinfeld war zu aufgeregt, um schlafen zu können. Sein Kabinet hatte die Aussicht auf den Park. Der Mond war eben im Aufgehen begriffen und warf sein bleiches, phantastisches Licht über die dunklen Bäume, die ihre Häupter leise im Nachtwind wiegten...

Der junge Mann öffnete das Fenster und ließ die kühle Nachtluft um seine heiße Stirn wehen. Das Bild der schönen, liebenswürdigen Wittwe tauchte vor ihm auf. War in ihrem Herzen wirklich eine neue Liebe erwacht? oder wollte sie in ihrer Einsamkeit nur eine Unterhaltung haben? — Es giebt Frauen, die aus Langerweile ein zärtliches Verhältniß anspinnen und die, wenn sich der Kreis ihrer Anbeter erweitert, sich selbst wundern, die Huldigungen eines „Ungeliebten" so lange ertragen zu haben. „Nein, die Baronin war kein solch' gewöhnliches Weib", tröstete sich Steinfeld selbst; sie hatte die Wärme ihres Herzens bewiesen und jetzt zeigte sie auch ihm mehr als oberflächliche Theilnahme. Es lag etwas sirenenhaftes in ihr, dem er auf die Länge nicht widerstehen konnte. Sinnend-träumerisch ruhten seine Augen auf dem ebenfalls wie „in Sinnen" verlorenem Park. — Da schimmerte etwas Weißes durch die dunklen Bäume; er glaubte das weiße Kleid der Baronin zu sehen. — Hatte seine Liebe schon den Höhepunkt erreicht, daß er die schöne Frau überall sah — und suchte? Es litt ihn nicht in seinem Zimmer, er mußte noch hinunter in den Park — zu süß, zu geheimnißvoll dämmerte es da unten und wie ließ sich's träumen und dichten im Mondenschein, beim Plätschern der Springbrunnen, beim Horchen auf den leisen Athemzug der in Schlaf gesunkenen Natur...

Die Pforte zum Park war gewöhnlich verschlossen; aber aus seiner Neigung für Abendspaziergänge wußte Steinfeld genau, wo der Schlüssel aufbewahrt wurde und so eilte er geräuschlos hinab. Heut war nicht einmal die Pforte verschlossen, die Thür nur angelehnt und so konnte der junge Mann ohne lästigen Aufenthalt in den Park hinaustreten. Wie ein Gottesfrieden umgab es ihn; je mehr er sich in den immer dichter werdenden Park verlor, je freier athmete seine Brust. Das Licht des Mondes huschte nur flüchtig über den Pfad, um dann bei einer Lichtung einen desto phantastischeren Elfenreigen aufzuführen... Da — als er eben aus einem dunklen Laubgang heraustrat, sah er plötzlich zwei menschliche Gestalten unter einer allein stehenden Eiche ausge-

streckt liegen. Das Mondlicht glitzerte nur spärlich durch den Wipfel der Eiche und doch glaubte Steinfeld das häßliche, verzerrte Antlitz Hugo's zu erkennen. Der junge Anwalt trat, von dunklen Ahnungen getrieben näher und ein entsetzlicher Anblick bot sich seinen Augen. —

Im dunkelsten Schatten des Baumes lag die Leiche eines Mannes, der ermordet worden, denn aus einer breiten klaffenden Brustwunde quollen noch langsam und spärlich einige Blutstropfen hervor. Neben dem Ermordeten lag ein großes Jagdmesser und schaudernd erkannte es Steinfeld als das Eigenthum Hugo's, das er vor längerer Zeit bei ihm bemerkt. Was aber das Ganze noch unheimlicher, mysteriöser machte, auch Hugo lag bleich und regungslos an der Seite des Ermordeten, und obwohl im schwachen Mondlicht an ihm keine äußerliche Verletzung zu entdecken war, schien er doch ebenfalls mit seinem armen Opfer den letzten Athemzug ausgehaucht zu haben.

Der junge Anwalt eilte, von Entsetzen ergriffen, zum Schloß zurück. Die Baronin mußte heut noch mit einem solch' grauenhaften Vorgange verschont werden — da sah er zum Glück noch Licht in dem Zimmer der zur ebenen Erde wohnenden Tante Beate. Sie hatte also doch nicht schlafen können, wie sie vorher versichert und so klopfte Steinfeld leise an ihr Fenster. Die alte Dame stieß einen Angstschrei aus, erst als sie den Kopf des jungen Anwalts erkannte, seine Stimme hörte, öffnete sie das Fenster und sagte verdrießlich: „Ach, das war ein schlechter Spaß, lieber Herr! ich bin zum Tod erschrocken —, ich glaubte ja schon —"

Steinfeld bat keinen Lärm zu machen und frug ob die Leute der Baronin noch nicht zurückgekehrt. „Freilich sind sie es, aber was giebt es denn?" war die mürrische Antwort.

Der junge Anwalt sagte ihr nur, daß er wenigstens die Hülfe von zwei Menschen brauche und Tante Beate merkte wohl, daß Steinfeld keinen Scherz treibe, kam eiligst herbei, rief leise die im Nebenhause wohnenden Diener und schloß sich, von Neugier getrieben, dem kleinen Zuge an. Hastig eilte Steinfeld zur Stelle; die alte Frau versuchte vergeblich Schritt zu halten und bat ängstlich auf sie zu warten; aber die Andern hörten nicht auf sie. Die Diener starrten überrascht auf das fürchterliche Schauspiel. Der alte Kutscher murmelte erschrocken, als er sich über die Leiche des Fremden hinweggebeugt: „Wenn ich nicht gehört, daß der junge Herr auf der See verunglückt, würde ich sagen, das ist unser Baron."

„Das ist ja nicht möglich, der Gemahl der Baronin?" rief Steinfeld im höchsten Erstaunen aus. Der Kutscher bückte sich noch tiefer über die Leiche: „Wahrhaftig, ich irr' mich nicht, da ist noch die Schramme an der Stirn, die er von einem Pferdesturz bekommen. Gnädiges Fräulein Beate", rief er bestürzt der alten Dame zu, die jetzt herbeikeuchte. „Sehen Sie doch das Schreckliche, ich kann meinen alten Augen nicht trauen!" Die alte Frau warf nur einen Blick auf die Leiche und rief dann mit dem Ausdruck des höchstens Entsetzens: „Edmund!.."

(Fortsetzung folgt.)



Die Westminster-Abtey.

Eduard der Bekenner machte während seines Exils in der Normandie, das Gelübde einer Pilgerschaft nach Rom, zu Ehren St. Peters, wenn er glücklich sein Königreich wieder gewönne. Als er aber wieder sicher auf seinem Throne saß, verweigerte seine Geistlichkeit und der Adel die Einwilligung zu dieser Pilgerfahrt und Pabst Leo IX. befreite den König von seinem Gelübde, unter der Bedingung, daß er zu Ehren St. Peters, ein Kloster baue.

Der König begann in Folge dessen, noch kurz vor seinem Tode, die Wiederherstellung des Westminsters, eines Klosters, das von Sebert, dem König der Westsachsen, zu Anfang des 7. Jahrhunderts gegründet und von den Dänen zerstört worden war.

König Eduard war so begeistert, die Abtey zu einem der bedeutendsten Anziehungspunkte der Christenheit zu machen, daß er sie mit folgenden Reliquien die in jenen Tagen von unschätzbaren Werthe, ausstattete: Einem Theile der Krippe, in der Christus geboren worden, ein Stück von dem Weihrauch, den die drei Weisen dem Christuskinde gebracht, einem Stück von dem Tische unsers Herrn, von dem Brote, das er gesegnet, von dem Sitze, wo er im Tempel

dargebracht worden, von dem Gefängniß, wo er eingesperrt war, von dem ungetheilten Rocke, dem Schwamme, der Lanze nnd der Geißel, mit welcher er gegeißelt worden und der Stricke, die seine Hände banden, Erde von dem Calvarienberge und Golgatha, große Theile des heiligen Kreuzes, so wie einer Menge bei der Kreuzigung verbrauchter Nägel, ebenso das Kreuz, das gegen Wind und Wogen, von der Normandie einst an das englische Ufer geschwommen. Viele Stücke der Kleider der heiligen Jungfrau, von der Leinewand, die sie trug, von dem Fenster, in welchem der Engel stand, als er sie begrüßte, von ihrer Milch, von ihrem Haar, ihren Schuhen, ihrem Bett, von dem Gürtel, den sie mit eignen Händen gefertigt, immer getragen und den sie bei ihrer Himmelfahrt, dem Apostel Thomas zufallen ließ; Haare aus St. Peters Bart und ein Theil seines Kreuzes. — Mehr konnte ein frommer Eifer nicht sammeln.

Die Westminster Kirche ist in Kreuzform erbaut, es war die erste Kirche Englands, die diese Gestalt erhielt. Obwohl das Aeußere der Kirche schwerfällig ist, gewährt doch das Innere den erhabenen Eindruck eines Meisterwerks der gothischen Baukunst. In dem schönen Chor der Kirche werden seit uralten Zeiten die Könige Englands gekrönt. Die Kirche enthält viel Kapellen, darunter die Eduard des Bekenners, Heinrich III., Heinrich VII. Die Königin Elisabeth und ihre Feindin Maria Stuart, so wie andere historische Personen, haben in den verschiedenen Kapellen Monumente. Im südlichen Kreuzflügel befinden sich die Grabdenkmäler vieler Dichter und Gelehrten, weshalb man diesen Ort den Poetenwinkel nennt. Characteristisch genug, ruhen im nördlichen Flügel — die Staatsmänner.

Nach 22jähriger kinderloser Ehe wurde bekanntlich erst, den 5. September 1638, Ludwig XIV. geboren. Das Glück darüber war so groß, daß Ludwig XII. der heiligen Jungfrau zu Loretto ein massiv goldenes Kind von der Schwere des neugeborenen Prinzen schenkte und diesem den Beinamen a deo datus verlieh. Der nachmalige sogenannte „Große" brachte zwei Zähne mit zur Welt und die üble Eigenschaft, daß er die Brust, die ihn mit Nahrung versah zum Danke biß. Die Folge davon war, daß sich fast in ganz Frankreich keine Amme mehr für ihn finden wollte und die Königin darüber untröstlich war. Endlich hatte der dem jungen Prinzen gesetzte Leibarzt eine Landfrau ausfindig gemacht, die allerdings nicht von der feinsten Sorte war, aber die nöthigen Eigenschaften zu besitzen schien, die Hoffnung Frankreichs nicht zu Schanden werden zu lassen. Dieser ward der junge Prinz denn auch übergeben, und siehe, nach kurzer Zeit hatte er alle seine üblen Gewohnheiten abgelegt und gebärdete sich wie ein anderes Kind. Darüber befragt, erzählte die Frau ganz naiv: daß sie es mit dem Königskinde gerade wie mit ihren Buben gemacht, wenn er sie gebißen, habe sie ihn auf den edlen Theil, mit dem er später auf dem Throne zu sitzen bestimmt war, gezüchtigt, und so habe sie ihn gezähmt. Ob die Frau dafür eine besondere Belohnung erhalten, darüber schweigt die Geschichte: aber die Wolfsnatur hat Ludwig XIV. auch später sehr oft herausgekehrt.

R.

General Spork.

Als der General Spork, der frühere leibeigene Bauernsohn und Viehhirte, seinen glänzenden Sieg über den Großvezier Achmed Koprili und dessen 250,000 Türken in Ungarn im Jahre 1664 errungen, sagte damals, wie Levin Schücking erzählt, der fromme Kaiser Leopoldus zu ihm, indem er auf ein Crucifix hinwies: „Spork, wenn Der es nicht gethan hätte?!" Und Spork schlug an seinen guten Degen, daß es klirrte und erwiderte in seinem nie verleugneten westphälischen Plattdeutsch: „den Duivel ook, Majestät, de hett et dahn!" Freilich erkannte das auch der Kaiser an, und erhob seinen Spork zum Feldmarschall und zum Reichsgrafen mit Türkenköpfen im Wappen, und dotirte ihn mit reichen böhmischen Gütern. Da lernte Spork denn auch die edle Schreibekunst und unterfertigte seine Befehle eigenhändig, „Spork, Graf", wie gekrönte Regenten zu thun pflegen; „Karl Herzog", oder „Friedrich, Kurfürst", und wer das bekrittelte, dem sagte er: „ick was eher Spork als Graf."

In unsern Tagen fangen die Geister wieder an, eine bedeutende Rolle, ja sogar Komödie zu spielen. Im zweiten Bande der bei F. A. Brockhaus erscheinenden „Geheimen Geschichten und räthselhaften Menschen" wird auch eine derartige Gaukelei erzählt, die gegen den König Gustav III. von Schweden gerichtet war und von seinem Leibarzt Swen Hedin entdeckt wurde. Dieser hatte von dem Küster der Lofö-Kirche zu Drottningholm erfahren, daß der König selbst, mit einigen vornehmen Hofherren, irgend ein geheimes Geschäft in der Kirche vorgenommen. Er bat darauf, das nächste Mal, wenn wieder etwas dergleichen stattfinden sollte, davon benachrichtigt und an einen Platz in dem alten Thurm gebracht zu werden, von wo aus er alles ungesehen beobachten könne. Im August 1782 wurde sein Wunsch erfüllt. Er fand einen recht bequemen Platz im Thurm, von wo er eine ziemliche Uebersicht über die Kirche hatte. Zuerst kam der königliche Secretair Björnram mit noch einer Person. Sie schlossen die Thüren zu und brachten allerhand Utensilien vor. Zunächst befestigten sie feine Pferdehaare an den Kronleuchtern und daran wieder Masken, welche an ein weißes ausgespanntes Zeugstück genäht waren und mit den Pferdehaaren auf- und abgezogen wurden. Dann wurde auf den Fußboden Räucherpulver gestreut und entzündet, während die Kirche nur sehr schwach beleuchtet war. Nun kam der König mit fünf Herren, worunter Hedin den Hofstallmeister Munk und den Staatssecretair Schröderheim erkannte. Die Zuschauer wurden zu einer sehr beschwerlichen Positur angewiesen und hielten bloße Degen zwischen sich. Björnram machte einige Bekreuzungen und murmelte mystische Worte, worauf sein Gehülfe, der sich verborgen hielt, allmählig die eine Maske mit dem weißen Kleide, welches einem Todtenkleide glich, hinaufzog. Sie stellte das Gesicht Gustav Adolf's vor, schwankte etwas bei dem Heraufziehen und ward dann wieder herabgelassen. Ebenso ging es mit dem andern Phantom, welches die Züge Adolf Friedrich's trug. Die Scene hatte selbst für Hedin, der den Betrug kannte, ihr Imponirendes, und wie ganz anders mußte sie auf den König wirken! Hedin ergriff später eine Gelegenheit, dem König die Sache zu enthüllen.

Zwei Wittwen.

Ein Drama aus dem wirklichen Leben.

Von

Ludwig Habicht.

(Fortsetzung.)

Zu derselben Zeit, in der im Schlosse der Baronin Aldenhoven die Kerzen angezündet wurden, wanderte ein schlichter Reisender auf der benachbarten Landstraße langsam dahin. Er schien vom Wandern ermüdet zu sein, blieb zuweilen stehen, um Athem zu holen und blickte dann nachdenklich in das Abendroth, das langsam verglomm und nur einige goldberänderte Wolken am Horizont zurückließ. Der Reisende trug eine einfache, beinah abgetragene Kleidung, er konnte für einen herabgekommenen Handwerker gelten, hätte nicht seine ganze Erscheinung den vornehmen Mann gezeigt; denn diese weißen, wohlgepflegten Hände hatten sicher ebensowenig ein Handwerk getrieben, als überhaupt der zarte Bau seines Körpers das Joch der Arbeit getragen. Es lag ein gewisser Adel in dem Wesen des Fremden, nur fehlte ihm jenes sichere Auftreten, das sich augenblicklich Achtung zu erzwingen weiß; er zeigte vielmehr das Benehmen eines Mannes, der ängstlich bemüht ist, Jedem aus dem Wege zu gehen und nur scheu und zaghaft weiterschreitet.

Der Reisende konnte kaum dreißig Jahre zählen; aber das ergraute Haar, das von Kummer und Sorgen durchfurchte Antlitz, die gebückte Haltung, zeigten fast die Hinfälligkeit eines Greises. Die halb erloschenen Augen schienen kaum noch auf dieser Erde etwas suchen zu wollen und doch blickten sie jetzt forschend auf den Weg.

Eine Reihe alter Kastanien zog sich längs der Straße hin und der Fremde blieb bei einem großen, mächtigen Baume stehen, der bereits seine braunen Schalenfrüchte weit umhergestreut. Ein breiter, glatter Stein, der gewiß schon manch' müdem Wanderer zum Sessel gedient, lag unter dem Baume. Auch der Fremde wollte einen Augenblick Athem schöpfen und sich auf den Stein niederlassen, dabei trat er auf eine Kastanie, die noch in ihrer grünen Schale steckte und durch seinen Fußtritt enthülst, den dunkelbraunen, glänzenden Kern zeigte. Der Reisende nahm jetzt auf dem Steine Platz, stützte den müden Kopf in die feine, durchsichtige Hand und murmelte mit trübem Lächeln: „Menschenschicksal! Unter dem harten, eisernen Fußtritt des Unglücks löst sich nur die Schale und der bessere Kern tritt hervor; aber ich that es nur zufällig! und vielleicht ist all' unser Schmerz und Unglück auch nur der zufällige Fußtritt — doch habe ich mich denn wirklich geirrt?" unterbrach er sein grüblerisches Selbstgespräch und seine Augen schweiften suchend über das Feld. Ein Bauer kam des Weges, blieb stehen und blickte mit gutmüthiger Neugier auf den Fremden. Dieser wendete bei dem Geräusch erschrocken den Kopf und frug nach einigen Zögern: „Guter Freund, wo ist denn eigentlich der Fußpfad, der nach dem Schlosse führt? ich glaubte, er müsse an der großen Kastanie abbiegen, doch er muß wohl erst weiter unten kommen?" „Nein, nein, Sie haben schon Recht", entgegnete der Bauer, „hier war früher ein Fußsteig, der ersparte uns einen großen Umweg; aber der alte Wiedebach weiß nicht wie er uns genug zwicken und kneifen soll und hat ihn umgepflügt. Wenn nur erst der Gottseibeiuns den alten Zauberkoch geholt!" Der Reisende konnte über den komischen Zorn des Bauern ein Lächeln nicht unterdrücken; stand auf, schritt wieder fürbaß und fand sich mit großer Gelassenheit in den Umweg, der freilich Bauersleuten ein Greuel ist. Sie ziehen stets einen noch so schlechten Seitenweg der gewöhnlichen Landstraße vor.

Jetzt, da dem Fremden dieser Fußpfad abgeschnitten war, mußte er das kleine Dorf durchwandern, wenn er zum Schlosse gelangen wollte. Am Ende desselben stand eine Schenke und der Reisende, der seine Kräfte erschöpft fühlte, trat hinein. Er schien auch hier mit der Oertlichkeit vertraut zu sein, denn er ging nicht in die große Gaststube, die von Bauersleuten wimmelte und aus deren halb offner Thür betäubender Lärm und Tabacksqualm in schönster Vereinigung herausdrangen; sondern suchte ein Seitenzimmer auf, in dem sich glücklicherweise Niemand befand und warf sich ermattet auf einen Stuhl nieder. Der Wirth, ein junger freundlicher Mann, dessen Augen überall zu sein schienen, hatte den Eintritt des Fremden bemerkt, eilte zu ihm und frug nach seinem Begehr. Der Reisende forderte nach einigem Besinnen ein kleines Glas Rum und der Wirth brachte bereitwilligst das Verlangte. Als der Fremde bezahlte, gewahrte er mit raschem Gastwirthsblick, daß die Börse des Reisenden sehr schmal und kaum noch wenige Groschen enthielt, die zur Bezahlung eines Nachtlagers ausreichen konnten; trotzdem wollte der Wirth seinem Gaste die nöthige Beachtung schenken und da es in dem niedrigen Gemach völlig dunkel geworden, brachte er ihm ein Licht und setzte es auf den Tisch. Der Fremde bat höflichst, das Licht wieder zu ent-

fernen, da ihm die Dunkelheit lieber sei, trank, während der Wirth sich wieder entfernte, sein Glas und als ob er davon müde geworden, lehnte er den Kopf in die Hände und schloß die Augen. Als er es jedoch fühlte, daß ihn der Schlaf übermannen wollte, raffte er sich gewaltsam auf und schwankte langsam aus dem Zimmer. Auf der Schwelle begegnete ihm wieder der Wirth, der ihn freundlich, aber durchaus nicht zudringlich frug: „Gehen Sie weiter? ich glaubte Sie wollten hier übernachten."

Der Reisende schwieg und schien zu schwanken, endlich fragte er zurück: „Denken Sie, daß ich im Schlosse da drüben noch Einlaß finden werde?" und er zeigte auf den, aus der Dunkelheit nur noch in schwachen Umrissen hervorragenden Wohnsitz der Baronin Aldenhoven.

„O gewiß", meinte der Wirth. „Es heißt ja, Eines müsse dort immer munter bleiben, damit das Herdfeuer nicht ausgehe; hier im Dorfe haben sie alle große Furcht vor dem alten Narren, weil er bis tief in die Nacht sein Wesen treibt."

Der Fremde blickte den Wirth überrascht an; das war der Einzige, der die Vorurtheile seiner Nachbarn nicht theilte. „Und Sie glauben nicht an sein Bündniß mit dem Teufel?"

„Ich hab' nicht umsonst drei Jahr bei der Garde gestanden und in der Residenz gelebt, da wird man aufgeklärt", entgegnete der Wirth mit einigem Selbstbewußtsein. „Der Teufel mag wohl bei ihm aus- und eingehen, — aber in seinem Herzen, denn er ist ein habgieriger, schonungsloser alter Mann, der auch mich mit dem Pacht alle Jahre in die Höhe treibt. Gehen Sie nur hin", setzte der freundliche, junge Mann hinzu, „und sollten Sie dort nicht Aufnahme finden, dann kommen Sie getrost zu mir; ich will Ihnen gern —" er wollte hinzusetzen „freies Nachtquartier geben", besann sich aber, daß dies doch, den immerhin vornehmen, wenn auch ärmlich aussehenden Mann beleidigen könnte und schwieg.

Den Reisenden empfing jetzt, bei seinem Hinaustreten aus der Schenke, völlige Dunkelheit. Auf der Dorfstraße johlten lustig junge Bursche, die in der Schenke keinen Platz mehr gefunden hatten. Einige Bauerndirnen zogen, trotz der Dunkelheit lachend und singend dahin; sie bildeten, wie dies auf dem Lande üblich ist, nur eine einzige Reihe, hielten sich mit den Armen umschlungen und nahmen die ganze Breite der Dorfstraße ein. Der Reisende konnte ihnen nicht ausweichen; er sah sich plötzlich von derben Landmädchen eingeschlossen und die keckste von ihnen drückte ihm rasch einen Kuß auf die Lippen: „Ich bring' Dir ihn wieder, Georg!" sagte sie lachend. — „Obwohl er schwerlich an die rechte Adresse kommt, nehm' ich ihn doch mit Dank an", sagte der Reisende, den dies unerwartete Abenteuer zu erheitern schien. — Die Mädchen stoben, bei dem Klange der fremden Stimme wie Spreu auseinander und der Reisende hörte noch aus weiter Ferne ihr lustiges übermüthiges Lachen ... — Der Fremde beschleunigte jetzt seine Schritte, er sah von weitem die hellen Fenster des Schlosses, und durfte also um so weniger fürchten, mit seinem späten Besuche zu stören. — „So hat mir die tolle Bauerndirne doch Glück gebracht", murmelte er vor sich hin und wollte jetzt, da er an der Schloßpforte angekommen war, die Hand auf den großen Thürklopfer legen. Noch einen Augenblick zögerte, schwankte er. — „Ist es nicht doch zu spät?" begann er wieder sein Selbstgespräch, „aber kann ich länger warten? nein, nur Muth! hinweg mit der unseligen Unentschlossenheit, die mich schon unglücklich genug gemacht hat!" und er klopfte zum erstenmal leise an die Thür. — Er horchte lange, ob sein Klopfen gehört worden; aber es blieb völlig still im Schlosse und nur der einförmige, disharmonische Ton aus dem Horne eines wachsamen Kartoffelhirten schlug an sein Ohr. — Ein etwas stärkeres Klopfen hatte ebenfalls keinen Erfolg. Endlich verlor der Reisende die Geduld; er richtete sich höher auf und die sonst so matten Augen begannen zu glänzen: „Warum soll ich hier scheu und schüchtern klopfen wie ein Bettler?" sagte er halblaut, um sich selbst zu einem raschen Entschlusse aufzustacheln, „nein, ich will Einlaß begehren, wie es mir gebührt!" und in drei heftigen, starken Schlägen pochte der Fremde an die Thür.

Auf die Baronin hatte das finstere Ereigniß jener Nacht einen furchtbaren Eindruck gemacht. — So still und geräuschlos auch der junge Anwalt die Leiche des ermordeten Barons, wie den noch immer kein Lebenszeichen von sich gebenden Hugo in das Seitengebäude zu schaffen gewußt, war es doch unmöglich gewesen, selbst für diese Nacht, den traurigen Vorgang der Baronin zu verbergen.

Steinfeld hatte sogleich einen reitenden Boten nach dem Arzt der nächsten Stadt geschickt, der schon nach einer Stunde an Ort und Stelle eintraf. Wohl war der Bote mit ihm durch eine Seitenpforte in den Schloßhof geritten, aber der Hufschlag der Pferde auf dem Steinpflaster, das hastige Zuwerfen von Thüren, das Hin- und Hertragen von Lichtern, all das mit einem solch' außergewöhnlichen Ereigniß verbundene Geräusch, mußte eine Frau aus dem Schlafe wecken, die seit frühester Kindheit an die größte Stille und Nachtruhe gewöhnt war. Bald nach der Ankunft des Arztes kam die Baronin auch wirklich in den Schloßhof. Sie war nur im leichten, weißen Nachtgewand und trug in der rechten Hand einen silbernen Leuchter, während sie die Linke schützend vor das Licht hielt, dessen flackernder Schein seltsam ihr bleiches Antlitz beleuchtete. Sie sprach kein Wort, blickte nur fragend umher; aber Alle schienen ihr auszuweichen und streiften in schweigsamer Hast an ihr vorüber. Niemand hatte den Muth, ihr eine solch' entsetzliche Nachricht mitzutheilen. Eben wollte

sie die Schwelle des Nebenhauses überschreiten, da trat ihr der junge Anwalt entgegen. Er erschrak bei dem Anblick der Baronin, faßte sich dann aber und sagte leise: „Ich wollte Ihnen wenigstens Ihre Nachtruhe nicht stören, nun hab' ich es doch nicht hindern können!" —

„Was giebt's? was ist vorgefallen?" drängte die Baronin, „man weicht mir aus — und dies seltsame Geräusch, diese Bewegung." — Da Steinfeld noch immer mit einer Antwort zögerte, wollte sie an ihm vorüberschreiten und das Zimmer betreten. Der junge Anwalt ergriff ihre Hand. „Einen Augenblick noch, Frau Baronin!" bat er dringend, „da drinnen hat der Tod zwei Opfer gefordert", setzte er mit ergreifendem Ernst hinzu, „werden Sie auch den Muth haben, jetzt in dieser Stunde Menschen wieder zu sehen, die Ihnen nahe gestanden, die —" er stockte und blickte mit ängstlich fragendem Auge auf die Baronin, um erst die Wirkung seiner Worte zu beobachten.

Das Antlitz der Baronin schien noch bleicher zu werden; ein schwaches Zittern ging durch ihren Körper — „zwei?" wiederholte sie tonlos; dann raffte sie sich gewaltsam auf, „ich werde den Muth finden!" setzte sie leise hinzu und ohne weiteres Zögern folgte sie dem jungen Manne.

In dem ersten Zimmer war noch der Arzt mit der Wiederbelebung Hugo's beschäftigt. Starr und leblos lag der junge Mensch auf einem niederen, elenden Bett ausgestreckt. Das blasse Antlitz hob sich von dem blaugewürfelten Pfühl noch bleicher und erdfahler ab. Der Arzt hatte sich eben wieder über den Körper Hugo's hinweggebeugt, richtete sich in die Höhe und wollte mit doctorenhafter Wichtigkeit seinen entscheidenden Ausspruch machen, da stand die Baronin vor ihm und er verstummte.

Edith trat jetzt an das Bett und ihre dunklen Augen ruhten lange auf dem weißlich-gelben, häßlichen Antlitz ihres Vetters. Kein Zucken des Mundes verrieth, was in ihrer Seele vorging. Stumm und todtenbleich stand sie dort... Todtenstille herrschte im Gemach. — Niemand wagte ein Wort zu sprechen; erst als der Arzt das Schweigen mit der Erklärung unterbrach: „Gnädige Frau Baronin, hier hat es durchaus keine Gefahr, Ihr Vetter ist nicht todt!" erwachte Edith aus ihrer Erstarrung. Bei den Worten des Arztes zuckte sie zusammen, es war als wolle sie einen Schrei ausstoßen; aber sie schloß mit gewaltiger Anstrengung ihre Lippen und nur ein leises Zittern ging wieder durch ihren zarten Körper. Die plötzliche Anrede des Arztes mochte ihre auf's Höchste gereizten Nerven zu heftig erschüttert haben. — Sie wandte sich jetzt hinweg und fragte leise: „Wo ist der zweite?" Ohne ein Wort zu sprechen, geleitete sie der Anwalt in die Seitenkammer. — Eine einzige Kerze brannte in dem öden, leeren Gemach. — Auf einem Lager von Stroh ruhte der Leichnam des Ermordeten.

Die Baronin trat näher, warf einen langen forschenden Blick auf das bleiche, abgemagerte Antlitz ihres so seltsam wiedergefundenen Gemahls und brach ohnmächtig zusammen. —

In diesem Augenblick trat der alte Wiedebach in das Zimmer. Er achtete nicht auf die Umgebung, warf sich nur vor seiner Tochter nieder und jammerte: „Mein Kind, mein liebes Kind!" In diesen Ausbrüchen väterlicher Liebe lag doch ein rein menschlicher Zug, der mit dem alten, finstern Mann versöhnen konnte. Der junge Anwalt fühlte Mitleid mit dem Schmerz des Alten und sagte freundlich, um ihn zu besänftigen: „Seien Sie ohne Sorge, Herr Wiedebach! die Frau Baronin hat zu lange gegen ihre Natur angekämpft und diese fordert nun endlich ihre Rechte. Ich werde Tante Beate rufen, damit wir wenigstens weiblichen Beistand haben."

Tante Beate kam, auch einige Dienerinnen des Schlosses. Man wollte sich nun um die Ohnmächtige beschäftigen; aber der Alte wich nicht von der Stelle. Er hatte leise den Kopf der Tochter an seine Brust gelehnt und rief unter überströmenden Thränen fortwährend zärtlich ihren Namen. Es lag ein Anfall von Wahnsinn in diesem Schmerzensausbruch. „Ach, ich Unseliger!" stieß er heftig klagend hervor — „für wen habe ich Alles gethan, als für sie! Und jetzt, wo ich bald am Ziel war, jetzt muß sie sterben." Vergeblich war es, den alten Mann zu belehren, daß dies nicht der Tod, nur eine starke Ohnmacht sei, er schüttelte finster das Haupt. „Ich wußte es schon, wie sich die finstern Mächte da unten freuen würden, daß ich umsonst alle Opfer gebracht. Ha, ha, sie gönnen mir kein Glück!"

Der Anwalt versuchte durch einen andern erschütternden Eindruck dem Gedankengange des alten Mannes eine andere Richtung zu geben und sagte deshalb scharf und betonend: „Wenden Sie sich dort hin und dann werden Sie begreifen, warum die Frau Baronin ohnmächtig wurde." Die Blicke des Alten folgten mechanisch dieser Weisung und hafteten dann mit starrem Entsetzen auf der Leiche seines Schwiegersohnes. Er ließ erschrocken den Kopf Edith's völlig zur Erde gleiten, sprang plötzlich auf und stürzte mit einem wilden Aufschrei aus dem Zimmer.

Die Baronin erwachte nur aus ihrer Ohnmacht, um in eine schwere Krankheit zu verfallen. Zu viel schreckliche Ereignisse waren auf die zarte Frau eingestürmt und hatten ihre ohnehin schwachen, reizbaren Nerven zerrüttet; aber es war auch ein tragischer Vorgang, der selbst das stärkste Herz im tiefsten Innersten erschüttern mußte. Der Mann, den sie so innig geliebt, dessen Verlust sie so tief betrauert, war zu Aller Ueberraschung wieder vom Tode erstanden, um dann dennoch in derselben Stunde ermordet zu werden, in der er den Fuß auf die Schwelle seines Hauses gesetzt...

Man konnte nicht annehmen, daß die Baronin

auf eine unsichere Nachricht hin, den Tod ihres Gemahls geglaubt und Wittwentrauer angelegt haben würde. Sie mußte darüber die zuverlässigsten Nachrichten erhalten haben und um so geheimnißvoller war diese unerwartete Wiederkehr und diese plötzliche Ermordung. Von der Baronin selbst war hierüber noch keine Auskunft zu erhalten und so lange blieb der Schleier um diese Vorgänge noch dichter zugezogen.

Der alte Wiedebach wachte mit wahrhaft hingebender Sorgfalt an dem Krankenlager seiner Tochter und er wich in den ersten Tagen, als die Baronin von Fieberphantasien heimgesucht wurde, nicht von ihrem Bette; ja er ließ sogar die ersten Termine zu seiner Vernehmung unbeachtet und zahlte lieber, trotz seines Geizes, die angedrohte Strafe, als daß er die Pflege seiner Tochter nur wenige Stunden anderen Personen anvertraut hätte.

Wie der Arzt bereits in jener Nacht erklärt, lag hier kein Doppelmord vor und nach einigen Bemühungen war Hugo aus seiner todesähnlichen Erstarrung zu neuem Leben erwacht. Der Unselige! — zu welchem Leben!...

Der Verwandte der Baronin hatte von seinem tiefen Hasse gegen Edmund nie ein Hehl gemacht, ja er hatte es noch an jenem Abend bewiesen, an dem er seinen tiefen Widerwillen gegen die Erzählung der Baronin an den Tag gelegt. — Seit dem vermeintlichen Tode des Barons zeigte er nur zu deutlich seine Absichten auf die Hand der schönen, reichen Wittwe und allem Anschein nach konnte ihm die Geliebte nicht zum zweiten Mal entschlüpfen, ja es war im ganzen Schloß bekannt, daß Vetter Hugo schon jetzt einen großen Einfluß auf die Baronin ausübte und sie förmlich beherrschte, wenn auch die kluge Frau dies so viel wie möglich zu verbergen und seinen Wünschen zuvorzukommen suchte, so daß es den Anschein gewann, sie thue dies Alles aus eigenem Antrieb. Mancher Schärferblickende wollte dann doch eine Unmuthsfalte auf ihrer Stirn gesehen haben, wenn ihr Vetter zu plump und rücksichtslos seine Ueberlegenheit geltend machte. Es war daher natürlich, daß für Hugo die plötzliche und unerwartete Rückkehr des Barons ein harter Schlag, der alle seine Träume, seine kühnsten Hoffnungen mit einem Mal vernichtete. Lag da die Annahme fern, daß er allein das lebhafteste Interesse haben mußte, den wieder vom Tode Erstandenen zum zweiten Male in das stille Schattenreich zu senden? Er konnte ebenfalls das Klopfen gehört haben, dem alten Wiedebach mit Oeffnung der Pforte zuvorgekommen sein und sein verschlagener, rachsüchtiger Charakter ließ wohl erwarten, daß er erst sein Opfer in den Park gelockt, um es dort in aller Stille zu ermorden. Das war eine Kette von psychologischen Schlüssen, die durch das, in der Nähe des Ermordeten gefundene Jagdmesser Hugo's, die thatsächlichste und überzeugendste Unterstützung erhielten und die Verhaftung des Verbrechers rechtfertigten.

Schon am andern Tage wurde Hugo in das Gefängniß abgeführt.

Das Aeußere des Angeklagten, wie sein ganzes Auftreten konnten auf den Untersuchungsrichter keinen angenehmen Eindruck machen. Das gelbe, von Blatternarben entstellte Antlitz Hugo's, sein rothes Bart- und Kopfhaar, die tiefliegenden, heimtückisch aufblitzenden Augen, der höhnische, verächtliche Zug um den Mund, alles Das gab ihm das Ansehen eines tollen, verwegenen Menschen, der mit leichtsinniger Rücksichtslosigkeit Alles niedertritt, was ihm den Weg zum Glück versperren könnte.

Der junge Mann wechselte fortwährend sein Benehmen; bald zeigte er die stolze Sicherheit eines Unschuldigen, bald den finstern Trotz eines abgefeimten Verbrechers und schon diese unsichere Haltung konnte nicht für ihn einnehmen. Trotzdem gab sich der Untersuchungsrichter, der ebenfalls noch ein junger Mann und ein vertrauter Freund Steinfeld's war, diesen üblen Eindrücken nicht gefangen. Herr v. Strantz führte die Untersuchung ebenso sorgfältig wie vorurtheilslos; Eigenschaften, die wohl jetzt allen preußischen Richtern zur Zierde gereichen.

Hugo hatte bei seiner Verhaftung große Kaltblütigkeit und Ruhe gezeigt; er schien das Ganze wie eine Komödie zu betrachten, in der er die Heldenrolle übernommen und er deklamirte dabei auch wirklich aus Göthe' Egmont: „Der Kerker ist's, des Grabes Vorbild — dem Helden wie dem Feigen widerlich;" aber als er sah, daß die Gerichtsbeamten mit seiner Verhaftung Ernst machten, überwältigte ihn der Zorn; er begann zu toben und über die Tollheit zu klagen, die einen völlig Unschuldigen zum Mörder machen wolle. Bei seiner ersten Vernehmung weigerte er anfangs jede Auskunft, als ihm aber die Anklage vorgelesen wurde, die geschickt und umsichtig, alle einzelnen Fäden aufgereiht, die seine Schuld darthun mußten, lachte er hell auf. „Wahrhaftig, fein gesponnen! Das ist ja ein Netz, in dem keine Masche fehlt", höhnte der Angeklagte, „werft mir's immer über den Kopf, ich halte still."

„Lassen Sie dies Possenspiel!" sagte Herr v. Strantz sehr ernst, „Sie würden besser thun, wenn Sie kurz und bündig die Beweise Ihrer Unschuld darlegen wollten."

Hugo verzog sein Gesicht zu einem häßlichen Grinsen und mit jenem kecken, nachlässigen Uebermuth, der ihm eigen war, entgegnete er: „Nein, verehrter Herr, ich treibe kein Possenspiel, ich kann auch mit meinem lieben Freunde Richard III. ausrufen:

Doch ich, zu Possenspielen nicht gemacht,
Noch um zu buhlen mit verliebten Spiegeln
Ich, roh geprägt, —"

Es lag so viel komisches Pathos in dem Vortrage des Angeklagten, daß der junge Untersuchungsrichter

nur schwer ein Lächeln unterdrücken konnte. Die scharfen Augen Hugo's hatten dies sogleich erkannt; es schmeichelte seiner Eitelkeit, selbst in dieser Lage seinem Richter ein Lächeln abgewonnen zu haben und dies genügte, ihn plötzlich zugänglicher zu stimmen. Noch ehe Herr v. Strantz etwas erwidern und sich das Ungehörige dieser Auslassungen verbitten konnte, fuhr der Angeklagte fort: „Meine Freundschaft für einen Erzbösewicht kann mir freilich nicht zur Empfehlung gereichen; aber ich habe in ihm stets den Helden nicht den Schelm bewundert."

Herr v. Strantz blickte doch erstaunt auf einen Menschen, der des Verbrechens eines Mordes angeklagt war und anstatt sich zu vertheidigen, Stellen aus Shakespeare citirte. Er hätte dem Angeklagten nicht einmal eine solch' geistige Bildung zugetraut. Seine äußere Erscheinung deutete nur auf einen rohen, ungeschliffenen Landjunker, der neben der Bestellung seiner Felder keine andere Zerstreuung kennt als einen Gang in die Dorfschenke und eine Whistpartie. Der junge Richter hatte deshalb geglaubt, die Untersuchung rasch zu Ende zu führen; mit einem solch wunderlichen Gesellen aber wie den Angeklagten, war die Verhandlung bedeutend schwieriger.

Wie gern hätte wenigstens Herr v. Strantz den kecken Burschen durch geistreichen Spott in die Enge getrieben; aber er mußte vor allen Dingen den Ernst des Richters wahren und sagte deshalb ruhig: „Ich muß Sie bitten, bei der Sache zu bleiben. Wollen Sie jetzt die Güte haben, meine Fragen zu beantworten?"

Hugo wußte nicht ob er die ausgesuchte Höflichkeit seines Richters für Spott halten sollte; dennoch übte sie ihren Zauber und er entgegnete weniger nachlässig und trotzig als früher: „Lassen Sie mich zuerst meine Erlebnisse jener Nacht im Zusammenhange erzählen und dann mögen Sie fragen."

Herr v. Strantz nickte zustimmend mit dem Kopfe.

Der Angeklagte, der bisher gestanden, wollte sich dabei niederlassen und blickte mit einem gewissen Sarkasmus auf die Holzbank, die für ihn bereit stand. „Im Fauteuil meiner Cousine ließ sich die Sache freilich besser erzählen", sagte er halblaut, „nun, ich will dafür um so kürzer sein."

„Wir saßen an jenem Abend im Theezimmer meiner Cousine am Kamin; da kam Edith auf den unglücklichen Einfall von ihrer Jugendliebe zu erzählen; ich kann den Schnick-schnack nicht leiden und lief hinaus."

„Warum mochten Sie diese Erzählung nicht mit anhören?" fragte Herr v. Strantz.

Hugo blickte mit großen, verwunderten Augen zu seinem Richter hinüber, als könne er nicht begreifen, wie er zu dieser Frage komme. Plötzlich schien er sich zu besinnen; er schlug sich vor die Stirn, „daß ich auch immer vergesse, warum ich hier stehe!" sagte er spottend. „Warum ich fortlief? — Ganz einfach, weil mir ein solch' dummes Geschwätz unerträglich ist; ich kann es nun einmal nicht leiden, wenn Edith —" er stockte und setzte langsam hinzu: „wenn Edith solch' alte vergessene Geschichten auskramt. Genug, ich lief fort", erzählte Hugo weiter, dabei wieder in den alten, nachlässigen Ton verfallend, „und weil ich mich geärgert hatte, wollte ich mich zerstreuen und den Bäumen des Parks mein Elend klagen. Es war finster — nur die Sterne, diese „goldnen Lügen im himmelblauen Nichts" flimmerten zu mir herab und erzählten, daß sie eben in das Zimmer der Baronin geblickt und dort Thee getrunken wurde." Hugo bemerkte, daß Herr v. Strantz ungeduldig, ihm in's Wort fallen und ihn zur Ordnung weisen wollte und er wechselte sofort den Ton:

„Als ich mich eben in einen dunklen Gang verloren hatte, hörte ich plötzlich einen schwachen, halb erstickten Hülfschrei; ich kenne jeden Winkel des Parkes und eilte spornstreichs zur Stelle. So viel ich in der Dunkelheit gewahren konnte, rangen dort zwei Männer mit einander; ich sah den Einen zusammenbrechen, während der Andere bei meinem Anruf entfloh. Da war es mir plötzlich, als ob mir ein betäubender, häßlicher Dampf in's Gesicht geblasen würde; ich verlor die Besinnung und erwachte nicht eher, als bis ich mich in den sorgsamen Händen des Gerichts befand", setzte er mit altem Spott hinzu.

Diese Erklärung des Angeklagten klang doch zu unwahrscheinlich und fabelhaft; man sah ihr förmlich die tolle Laune ihres Erfinders. an und auch Herr v. Strantz schüttelte ungläubig das Haupt.

Der Angeklagte sah, daß der Erklärungsgrund seiner tiefen Ohnmacht wenig Glauben fand und er setzte deshalb hinzu: „Ich kann vielleicht auch in der Eile an einen Ast angelaufen sein und mich nur vor den Kopf gestoßen haben, wenn Ihnen das natürlicher klingt."

„Sie sind ein Jugendfreund des Barons?" fragte jetzt Herr v. Strantz.

„Wer kann das sagen!?" entgegnete Hugo und lachte wild auf.

„Ich flehte niemals weder Freund noch Feind,
Nie lernte meine Zunge Schmeichelworte"

ruft mein wackrer Held, ich hab' ihn ehrlich gehaßt."

„Und warum?"

Hugo runzelte die Stirn, schwieg einen Augenblick, dann sagte er hastig: „Weil er mein Nebenbuhler war. Ich leugne es nicht, daß wir in einer schlimmen Stunde hätten hart an einander gerathen können; aber ich würde ihn nie heimlich ermordet haben", setzte er stolz und hochfahrend hinzu.

Herr v. Strantz griff jetzt nach einem Gegenstande, der bisher verhüllt auf dem Tische gelegen hatte und die Augen forschend auf den jungen Mann gerichtet, sagte er: „An der Seite des Ermordeten wurde ein blutiges Jagdmesser gefunden, kennen Sie es vielleicht?" und er hielt das corpus delicti dem

Angeklagten hin. Dieser warf nur einen Blick auf das Messer, erkannte es sogleich und wie keck und sicher auch bisher sein Auftreten gewesen, er erbleichte doch und rang mühsam nach Fassung. Der Richter mußte seine Frage wiederholen. „Es ist mein Messer", erwiderte der Angeklagte kalt. Er fühlte, daß sich finstere Wolken über ihn zusammenballten, die ihn mit Vernichtung drohten und er wollte wenigstens als Held auf der Bühne stehen.

„Mit diesem Messer wurde der Baron von Aldenhoven ermordet", sagte Herr v. Strantz langsam und betonend.

„Ich fühl's, es ist der Klang der Mordaxt, der an meiner Wurzel nascht", deklamirte Hugo halbleise und es blieb ungewiß, ob er die Worte Egmonts im vollen Ernst, oder in jenem Galgenhumor citirte, wie man mit Recht die tolle Laune solch rettungslos dem Schicksal Verfallener genannt hat. Er weigerte sich, weitere Auskunft zu geben und bat nur um die Vernehmung seiner Cousine, der Baronin von Aldenhoven, sie würde seine völlige Unschuld bezeugen müssen.

Als Herr v. Strantz die Sitzung schloß und dem Gerichtsdiener einen Wink zur Abführung des Angeklagten gab, verneigte sich Hugo in alter spöttischer Laune und rief mit übertriebenem Pathos noch in der Thür:

„Der die Verwirrung schickte, wird sie lösen,
Nur wenn sie reif ist, fällt des Schicksals Frucht."

Es lag eine solch' bunte Mischung von toller, narrenhafter Laune, wirklicher Bosheit und characterlosem Leichtsinn in seinem Wesen, die beinah auf Jeden einen abstoßenden Eindruck machen mußte. Sein ganzes Auftreten war das eines vom Theater weggejagten verlumpten Bühnenhelden. Wirklich hatte sich auch Hugo als junger Bursche einige Monate auf Provinzialbühnen herumgetrieben und diese kurze Zeit war hinreichend gewesen, ihm für immer den Stempel eines verkommenen Schauspielers aufzudrücken. Der alte Wiedebach hatte überhaupt mit dem tollen, abenteuerlichen Burschen seine liebe Noth gehabt, der nach allerhand unbesonnenen Streichen immer wieder zu seinem Verwandten die Zuflucht nahm. Nur Edith's Fürsprache hatte er es zu verdanken, daß der alte Mann nicht völlig seine Hand von ihm abzog und ihm immer wieder eine Beschäftigung bei den ländlichen Arbeiten anwies. Edith hatte schon als Kind an den Schalksstreichen Hugo's großes Gefallen gefunden und wenn sie auch später ihre Liebe einem Andern schenkte, eine gewisse Neigung bewahrte sie ihm doch. Es lag zu viel Verwandtes zwischen den beiden Characteren; sie hatten dieselbe Abenteuerlust, dieselbe Beweglichkeit und Unruhe des Geistes mit einander gemein, nur hatte das spätere Leben diese ursprüngliche Aehnlichkeit sehr verwischt. Seitdem sich die Baronin am Ziel ihrer Wünsche und in einer geachteten Stellung sah, erschienen die Ecken und Kanten ihres Wesens sanft verschleiert. Das Glück hatte sie in seine milde, freundliche Schule genommen und sie war eine gelehrige Schülerin geworden, die jetzt eben so sehr durch ihre Liebenswürdigkeit alle Herzen zu gewinnen, als sie früher dieselben durch die Schärfe und Heftigkeit ihres Wesens abzustoßen vermochte. Hugo dagegen war mit den kommenden Jahren nur unruhiger und zerfahrener geworden; er mochte es fühlen, daß sein ganzes Dasein von der Gunst seiner Cousine abhing und diese Aussicht konnte seine stolze, nach Unabhängigkeit ringende Seele nicht glücklich stimmen. Er wußte, seine Cousine schätzte nur den, der ihr geistig überlegen war und was ihm noch an geistiger Bildung mangelte, um Edith Achtung abzuringen, suchte er durch List und Verschlagenheit zu ersetzen und so entspann sich zwischen den beiden Verwandten ein Wettkampf, der sie in Athem erhielt und zuletzt doch ein unsichtbares Band um sie schlingen mußte.

Die Aussage des alten Wiedebach, der endlich der dritten Vorladung Gehör gegeben, brachte nur wenig Licht in die Sache. Der alte Mann schien sichtlich bemüht, dem Untersuchungsrichter gegenüber, sich in einem so vortheilhaften Lichte zu zeigen, als es seine spröde, harte Natur zuließ. Er gab bereitwilligst über Alles, was er wußte, Auskunft, suchte besonders hervorzuheben, daß seine Tochter an den Tod ihres Gemahls habe glauben müssen, weil sie dafür die sichersten Beweise gehabt. „Meine Tochter hat mir versichert", erzählte der alte Mann, „daß sie Edmund noch selbst bis zum Bord des Schiffes begleitet und so lange dem „Black Eagle" nachgesehen, bis sich seine Segel in der blauen Ferne verloren. Vierzehn Tage später las sie in den Zeitungen den Untergang des Schiffes und die Liste seiner unglücklichen Passagiere, die sämmtlich ihr Leben in den Wellen verloren. War es da nicht verzeihlich, daß sich Edith als Wittwe betrachtete?" sagte der alte Mann und drückte mühsam eine Thräne aus seinen harten Augen. „Nun bleibt es ein ewig Wunder, wie Edmund doch wiedergekommen?"

Der alte Wiedebach bestätigte dann nur jene Aeußerung der Baronin, daß er zwar habe öffnen wollen, vorher aber in das Laboratorium gegangen sei, um seinen Diener zu überraschen und zu sehen ob er noch wach sei. „Ich drückte leise die Thür wieder zu, als ich Georg noch munter fand", sagte der alte Mann weiter aus, „darüber mocht' ich mich freilich verspätet haben, denn als ich das Schloßthor öffnen wollte, war alles still." Der alte Mann hatte sich bisher offen, beinah mittheilsam gezeigt, nur als seine Vernehmung sich auf die Ereignisse jener Nacht ausdehnten, wurde er, nach seiner Gewohnheit, einsilbig und verschlossen. Er bestritt vor allem, daß sein Neffe ernstliche Absichten auf die Hand seiner Tochter und deshalb auch keinen Grund gehabt habe, den rückkehrenden Baron zu ermorden und er stellte

die Vermuthung auf, daß hier wahrscheinlich ein Raubmord vorliege, da Edmund noch eine volle Börse bei sich gehabt habe, auf die es gewiß abgesehen gewesen sei. Die Dazwischenkunft Hugo's habe dann die Plünderung verhindert. Wirklich war auch in der Tasche des Barons eine mit Goldstücken gefüllte, seidene Börse gefunden worden und die Annahme eines gewöhnlichen Raubmordes würde nahe gelegen haben, wenn nicht der junge Schenkwirth bald darauf bekundet, daß der Fremde, der an jenem Abend bei ihm eingekehrt, in seinem kleinen Beutel nur wenige Groschen gehabt habe. Der Schenkwirth beschrieb die Kleidung und Persönlichkeit des Fremden so genau, daß darüber kein Zweifel obwalten konnte, sein Gast sei der Baron gewesen. Wie war nun die volle Börse in die Tasche eines ärmlich gekleideten Mannes gekommen, der allem Anschein nach nur deshalb noch so spät die Bewohner des Schlosses aufsuchen wollte, weil ihm das Geld zu einer Nachtherberge in der Schenke nicht gereicht hätte? Das blieb immer ein Räthsel und die Aussage des Arztes machte jetzt die dunklen Fäden, die sich um dies unheimliche Ereigniß spannen, noch verworrener. Er bestätigte völlig die seltsame Angabe Hugo's, daß derselbe durch Einathmung von Dämpfen betäubt und der Besinnung beraubt worden sein müsse, denn eine äußerliche Verletzung wäre an ihm nicht bemerklich gewesen und eine bloße Ohnmacht hätte nie diese tiefe, anhaltende Lethargie zur Folge. Ja, der Arzt behauptete sogar, daß auch der Baron nicht durch das Jagdmesser Hugo's, sondern vorher schon durch solch' gefährliche Dämpfe getödtet worden.

Wenn sich diese Angabe bestätigte, dann mußte die Untersuchung eine ganz andere Richtung nehmen und Hugo trotz aller andern Verdachtsgründe freigelassen werden; aber wenn auch die Ehrenhaftigkeit dieses Arztes nicht gerade in Zweifel gezogen werden konnte, war es doch bekannt, daß derselbe ein Jugendfreund Hugo's und die beiden Männer noch heut im herzlichsten und vertraulichsten Verkehr standen; dazu kam, daß zwei andere Aerzte in ihrem wissenschaftlichen Gutachten wenigstens die letzte Angabe vollständig widerlegten und nur eine einfache Ermordung des Barons gelten lassen wollten. Hugo hatte selbst ausgesagt, daß er einen Schrei gehört, wie war es aber möglich, wenn, wie der erste Arzt annahm, der Baron schon vorher durch schädliche Dämpfe erstickt worden? Und dann blieb doch immer das aufgefundene Messer ein Belastungsgrund, der um so schwerer in's Gewicht fiel, als der Angeklagte sich hartnäckig weigerte, über diesen verdächtigenden Umstand Auskunft zu geben.

Herr v. Strantz suchte vergeblich in diese dunkle, verworrene Sache einiges Licht zu bringen. Auch die Vernehmung des alten Dieners Georg, so wie Tante Beatens führte zu nichts.

Der alte Diener sagte nur aus, daß er im Laboratorium gesessen und das Klopfen nicht gehört habe; er müsse wohl endlich doch ein wenig „eingenickt" sein, denn sein Herr habe ihn bald nach Mitternacht, als er ihn nicht völlig wach gefunden, zornig zu Bett geschickt.

Tante Beate dagegen hatte den besten Willen nach Möglichkeit die Sache aufzuklären, nur wurden ihre Mittheilungen durch Erzählung einer Menge Nebenumstände völlig werthlos. Es war unmöglich, sie zur directen Beantwortung einer Frage zu bringen. Ihre Aussage bestätigte nur den wilden, rücksichtslosen Character Hugo's und seinen Haß gegen den Baron. Sie war keinen Augenblick zweifelhaft, daß Hugo der Mörder ihres seligen Neffen sei; aber sie ließ in ihrer redseligen, schwatzhaften Weise nicht undeutlich hindurchblicken, daß auch der alte Wiedebach daran betheiligt sein könne.

Obwohl Tante Beate bei ihrer Vernehmung fortwährend zur Angabe bloßer Thatsachen angehalten worden war, hatte sie doch mit großer Zungenfertigkeit solche Vermuthungen einzustreuen gewußt und so wenig auch auf das Geschwätz einer alten Frau zu geben war, wurde doch Herr v. Strantz aufmerksam. Wenn er die Mitschuld des alten Wiedebach annahm, dann waren alle Widersprüche, die sich im Laufe der Untersuchung herausgestellt, plötzlich gelöst. Der alte Wiedebach war nicht mehr in das Zimmer der Baronin zurückgekehrt — konnte er nicht mit Hugo an der Pforte zusammengetroffen sein und beide zugleich dem unerwarteten, verhaßten Gaste aufgemacht haben? Dem Vater der Baronin war am Ende die Rückkehr eines Mannes ebenfalls nicht angenehm, der vielleicht seinen kostspieligen Goldmacherträumen ein Ziel setzte? Beide hatten dann den armen Baron in ein Zimmer gelockt, dort durch Einathmung von giftigen Dämpfen betäubt, oder schon getödtet, dann in den Garten geschleppt, dem Unglücklichen eine letzte Wunde beigebracht und eine volle Börse in die Tasche gesteckt, um den Verdacht eines Raubmordes herbeizulenken. Vielleicht hatte Hugo die Comödie spielen sollen, den vermeintlichen Raubmörder zu überraschen und zu verfolgen, als die beiden Mörder selbst durch Steinfeld noch zu früh gestört wurden. Konnte nicht der alte Wiedebach noch einen Theil seiner betäubenden Mittel bei sich gehabt und um sich vor allen Dingen selbst zu retten, gegen Hugo angewandt haben? Es konnte ja daraus für Hugo keine Gefahr entstehn — unglücklicherweise hatte der Alte das Messer vergessen und jetzt gab dieser Umstand allein der ganzen Sache eine andere Wendung.

Alle diese Annahmen hingen freilich nur in der Luft und blieben ein dünnes Gewebe von Vermuthungen, zu dem aller Anhalt fehlte und doch, wenn Herr v. Strantz die vorsichtige Aussage des alten Wiedebach und die Anwendung betäubender Mittel in Betracht zog, die wahrscheinlich aus dem Laboratorium des alten Wiedebach gekommen waren

und allein schon auf eine Mitwirkung des alten Mannes schließen ließen, konnte der junge Untersuchungsrichter den Gedanken nicht los werden, daß sich Oheim und Neffe bei dieser Ermordung die Hände gereicht. Der Alte war sichtlich bemüht gewesen, den Verdacht von Hugo abzuwälzen und hatte zuerst den Verdacht ausgesprochen, daß hier ein bloßer Raubmord vorliege. Er wollte höchst wahrscheinlich seine Uebereilung wieder gut machen und Hugo retten. So lange aber keine anderen, schwereren Verdachtsgründe vorlagen, war es unmöglich, die Untersuchung auch auf den alten Wiedebach auszudehnen und Hugo hatte, trotz der geschicktesten Querfragen seines Untersuchungsrichters es sorgfältig vermieden, auf seinen Oheim den leisesten Schatten von Verdacht zu werfen.

Steinfeld's Aussage hatte sich selbstverständlich nur auf Wiedergabe reiner Thatsachen beschränkt und der junge Anwalt hatte sich sorgfältig gehütet, seinem Widerwillen gegen Hugo durch eine gefärbte Auffassung des Sachverhaltes Ausdruck zu verleihen.

Unter diesen Umständen konnte vielleicht die Aussage der Baronin entscheidend sein; aber die Vernehmung Edith's mußte bis zu ihrer völligen Genesung ausgesetzt bleiben, da die Aerzte sich ganz bestimmt gegen jede Aufregung der Kranken ausgesprochen und für einen solchen Fall die schlimmsten Folgen in Aussicht gestellt hatten.

Seit Hugo wenigstens das Zeugniß eines Arztes für sich hatte, war er noch kecker, übermüthiger geworden und er hatte mehr als einmal die Geduld seines Untersuchungsrichters auf eine harte Probe gestellt. Es war unmöglich, ihn durch geschickt gestellte Fragen in die Enge zu treiben; er bestand das Kreuzfeuer stets mit der alten Mischung von toller Laune und hartnäckiger Verschlossenheit.

Herr v. Strantz war noch zu jung in seinem Berufe, um sich nicht durch eine Untersuchung beunruhigt zu fühlen, die aus dem Zirkel dunkler Vermuthungen, Widersprüchen und resultatlosem Forschen nicht herauskam. Der Angeklagte, der mit klugen, scharfen Augen die Unruhe seines Untersuchungsrichters sah, fühlte darüber eine Schadenfreude, die ihn über die Langeweile und den Verdruß der unbequemen Haft etwas hinweghelfen mußte.

Eines Tages bat der Angeklagte um den Besuch Steinfelds. Als der junge Anwalt in die Zelle des Gefangenen trat, eilte dieser lachend auf ihn zu: „Verzeihen Sie, daß ich Sie in meine Privatwohnung bemühen mußte, aber die Kohlen am Kamin meiner Cousine sind jetzt erkaltet und seitdem schüre ich nur in der Asche vergangner schöner Zeiten herum."

Steinfeld kannte schon dies kokette Aufputzen einer doch keineswegs beneidenswerthen Lage und entgegnete kühl: „Sie haben mich rufen lassen, darf ich um Ihre Wünsche bitten?"

Hugo schien von dieser Kälte betroffen; er biß sich auf die Lippen und dem Anwalt die Hände entgegenstreckend sagte er mit ungewöhnlichem Ernst: „Können auch Sie mich für einen elenden Mörder halten?"

Der junge Anwalt stutzte; es lag so viel tiefe, wahre Empfindung in diesen Worten, wie sie selbst dem abgefeimtesten Heuchler nicht zu Gebote steht und er war schon versucht, ihm herzlich die Hand zu schütteln, als Hugo fortfuhr:

„Schlimm bin ich nicht, schlimm wahrlich nicht — wenn auch
Oft wilde Wallungen mein Herz verklagen,
Mein Herz ist gut."

Ein solches Citat mußte die Wirkung seiner ersten Aeußerung völlig aufheben und Steinfeld bemerkte kühl und gleichgültig: „Ganz gut, nur etwas zu viel Pathos."

„Sie waren sonst nie ein Bewunderer meiner schauspielerischen Talente", entgegnete Hugo lachend, „vielleicht üben die eigenthümlichen Coulissen ihre Wirkung; aber Sie sollen nicht mein schlechtes Spiel loben; ich wollte Sie bitten, meine Vertheidigung zu übernehmen."

„Mich wollen Sie zu Ihrem Vertheidiger haben?" rief Steinfeld verwundert aus.

„Warum nicht?" entgegnete der Gefangene ruhig. „Ich weiß, mein Wesen hat Sie nie sympathisch berührt, wir haben uns gegenseitig abgestoßen; Sie werden deshalb für Ihren schroffen Gegensatz am ehesten ein Verständniß und ein Wort der Entschuldigung finden. Und dann — Sie sind ein ehrenwerther Character; ich kann nur zu Ihnen Vertrauen fassen."

„Ich bin aber in Ihrer Untersuchungssache als Zeuge aufgetreten und kann Ihre Vertheidigung nicht übernehmen", wandte Steinfeld ein.

„Das sehe ich nicht ein", entgegnete Hugo lebhaft. „Sie haben Ihr eigenes Zeugniß nicht anzugreifen, ich gebe dessen Wahrheit völlig zu."

„Dennoch darf ich Sie nicht vertheidigen", war Steinfeld's Entgegnung.

„Ich will aber keinen andern Vertheidiger als Sie!" rief der Gefangene hartnäckig.

„Dann müssen erst die Obergerichte entscheiden, ob dies zuläßig ist", entgegnete der junge Anwalt.

„Nun gut", ich werde auf meinem Kopf beharren. Jeder Andere würde Sie fürchten — ich vertraue Ihnen!" und der Gefangene streckte dem Anwalt mit ungewöhnlicher Herzlichkeit die Hand entgegen.

Steinfeld blickte überrascht in das sonst nur von Spott und verbissener Lustigkeit entstellte Antlitz, das jetzt sogar einen Zug poetischer Schwärmerei zeigte und davon wärmer berührt, entgegnete er herzlich: „Sie stellen mir eine schwere Aufgabe; zu viel spricht gegen Sie und ich selbst —"

„Lassen Sie Edith erst gesund sein und die Wolken, die sich um mein Haupt gezogen, zerflattern im frischen Morgenwinde", unterbrach ihn Hugo rasch.

„Aber warum sagen Sie selbst nichts, was die Sache aufklären könnte", meinte Steinfeld.

„Ich kann nicht, erst mag Edith sprechen", erklärte Hugo fest und bestimmt. „Geben Sie Acht, man wird mich frei sprechen müssen und es wird dann ein Schauspiel geben, daß „wer dabei steht, naß die Wangen hat, wie Laub im Regen", und der Gefangene lachte bei diesen Worten wieder wild und lustig auf...

Der junge Anwalt saß in seinem Schreibzimmer und stützte den Kopf nachdenklich in seine Rechte. Eben hatte ihn der alte Wiedebach verlassen, der nur gekommen war, um Steinfeld zu ersuchen, Hugo's Vertheidigung auf jeden Fall zu übernehmen. Steinfeld hatte seit jener Nacht die Baronin nicht wieder gesehen; sie war zu leidend, um selbst ihn empfangen zu können und der alte Wiedebach hatte auf die Frage nach dem Befinden seiner Tochter nur seufzend entgegnet, daß es noch Wochen bedürfen würde, eh' man wagen könne, sie über jene traurigen Ereignisse zu hören. Sie sei dem Wahnsinn nahe gewesen...

Vor Steinfeld's Seele tauchte jetzt das Bild der schönen, liebenswürdigen Frau mit altem Zauber auf. Was mußte dies zarte, leichtbewegliche Gemüth gelitten haben, das bisher eifrig bemüht gewesen, sich das Leben harmonisch zu gestalten! Wer in einem erschütternden Drama einmal auftreten muß und wär' es auch nur als stumme, leidende Person, der findet den verlorenen Frieden seiner Seele schwer oder niemals wieder.

Den jungen Anwalt erfaßte eine tiefe Sehnsucht Edith wieder zu sehen; gerade jetzt brauchte sie eine Stütze, einen Anhaltspunkt und an seinem ruhigen Wesen mußte ihre hin- und hergehetzte Seele am ehesten Frieden finden. Er liebte sie und eine tiefe, innige Liebe legt ihre weiche, milde Hand, sänftigend und lindernd auf jeden Schmerz.

Steinfeld bereute, daß er sich durch den Alten von einem Besuche hatte so lange abhalten lassen und beschloß, trotz der Andeutungen des alten Wiedebach, noch heut hinauszufahren. Er sprang von seinem Lehnsessel auf und durchwanderte erregt das kleine Zimmer, das wenig an die Behausung eines Advokaten erinnerte. — Eine Menge seltner und prachtvoller Blumen standen an den Fenstern und im Zimmer herrschte die größte Ordnung und Sauberkeit. Die Acten lagen wohlgeordnet auf einem Ständer, einige Bücher und Papiere in bestimmten Fächern und auf dem Schreibtisch lag nur ein einziges Actenstück aufgeschlagen. Das Zimmer selbst zeigte nicht den mindesten Schmuck; — einige geschnitzte Stühle, ein Sopha mit braunem Lederüberzug und ein Bücherschrank bildeten die einzige Ausstattung desselben. Nur im Bücherschrank sah es etwas bunter, wunderlicher aus; dort standen neben dicken Gesetzsammlungen und Ministerialblättern die Werke Göthe's und Shakespeare's in Octav-Ausgaben, neben schwarz eingebundenen Strafgesetzbüchern, moderne, elegante Gedichtsammlungen im traulichsten Verein. Ein einziger trefflicher Stahlstich schmückte das Zimmer — Correggio's Nacht.

Steinfeld wanderte noch in einiger Aufregung auf und ab; als es klopfte und auf sein „Herein" eine schwarz gekleidete, tiefverschleierte Dame in das Zimmer trat. Der junge Anwalt blickte betroffen und überrascht auf die Fremde. Im ersten Augenblick glaubte er schon, es sei Edith, die ihn aufsuche, aber die Fremde war doch größer, ihre Formen weicher und voller, als die der Baronin. Auf den Gruß der fremden Dame verbeugte sich Steinfeld artig und bat Platz zu nehmen. Die Fremde schien vom raschen Gange erschöpft, ließ sich auf dem Sopha nieder und mußte erst tief Athem holen, eh' sie beginnen konnte. „Man hat mich zu Ihnen gewiesen, als einem ebenso ausgezeichneten, wie redlichen Advokaten." Steinfeld machte mit wirklicher Bescheidenheit eine ablehnende Handbewegung und entgegnete einfach: „nur auf die letztere Bezeichnung erhebe ich einige Ansprüche."

Die Fremde schlug jetzt den Schleier zurück, vielleicht wollte sie ihrem Anwalt besser in das Gesicht sehen, um sich zu überzeugen, ob sie ihm vertrauen könne. Steinfeld wurde überrascht; die Fremde war von einer wunderbaren, fast rührenden Schönheit. Das blasse, sanft geröthete Antlitz zeigte die größte Regelmäßigkeit und wurde von dunkelblonden Locken eingerahmt, die seinen Reiz erhöhten. In den tiefblauen Augen schien sich ein ganzer Himmel zu spiegeln und doch ruhte jetzt darüber, wie über der ganzen Erscheinung, ein Hauch von Schwermuth. Ihre Stimme war von großem Wohllaut und jedes Wort perlte rein und klangvoll von den fein geschnittenen Lippen. Die blauen Augen der Fremden ruhten einen Augenblick prüfend auf dem Antlitz des jungen Mannes; sie schien damit zufrieden und sagte leise: „es ist gut so — ich kann Ihnen vertrauen; aber werde ich auch Glauben finden?" fuhr sie fort. „Meine Angelegenheit ist so dunkel, so märchenhaft, sie klingt wie eine Fabel... ach und sie ist doch bittere, entsetzliche Wahrheit!" Die Fremde hielt inne und schien nach Fassung zu ringen.

Steinfeld hatte sich auf einen Stuhl niedergelassen und sprach kein Wort; er blieb nur im Anschauen ihrer Schönheit versunken, wie sich die trunkenen Augen von dem Anblick eines herrlichen Gemäldes nicht trennen wollen. „Werden Sie mir auch glauben?" wiederholte die Fremde. Sie gewahrte, daß der junge Anwalt träumerisch nur in ihren Anblick verloren schien und als müsse sie ihn wecken, stand sie plötzlich auf, richtete sich in die Höhe und mit ihrer vollen, klangvollen Stimme sagte sie langsam, daß es in dem kleinen Zimmer eigenthümlich wiederhallte: „Ich komme, um endlich eine Schandthat aufzudecken, denn ich allein bin die rechtmäßige Wittwe des Baron von Aldenhoven. Edith Wiedebach ist eine Betrügerin!..."

(Schluß folgt.)

Die Geburtsstätte der schweizerischen Freiheit.

Kaum eine Stunde von Flüelen, wo der Vierwaldstätter See endet, und nicht mehr als zwanzig Minuten von Altorf, dem Hauptort des Kanton Uri, schaut von einem anmuthigen Hügel ein Dörflein herab auf die breite Landstraße, welche von hier ununterbrochen steigend in grandioser Linie zum St. Gotthard führt, und auf die breite Reuß, welche schäumend und polternd vom St. Gotthard kommend, von hier aus langsam nach dem See zieht. Eine majestätische Alpenkette, deren oberste Spitzen silbern sind vom ewigen Schnee, setzt dem Blick eine nicht allzuentfernte Grenze, und Baumgruppen und Waldflecken, und Wiesen und Dörfer dazwischen, und Matten darüber, füllen den Zwischengrund auf das Lieblichste. Ein beständiger Geruch von Gras und Tannen und Kräutern ist in der Luft. Ein beständiges Rauschen und Fallen von Wassern entzückt die Seele. Ein Hauch gewaltiger Größe, erhabenster Einsamkeit weht herab von den Alpen. Ein Gefühl lieblichsten Naturfriedens, reichsten Naturlebens duftet aus jeder Senkung des Thales. Und hier, zwischen den Alpen und dem Thal, zwischen den Bäumen und den Wiesen und den Wassern, auf jenem Hügel, in dem Dörflein Bürglen, welches niederschaut gegen die Gotthardstraße und die Reuß, ist vor mehr denn fünfhundert Jahren Wilhelm Tell geboren worden. Ist dieses nicht eine Heimath der Freiheit mit ihren Alpen, welche Nichts über sich erkennen, als nur den einzigen Himmel? Und ist dieses nicht eine Wiege, würdig der Herrlichen, die in ihr zum Leben erwachte, dieses Stück Welt, so eng von den Bergen, und doch so weit mit seinen Bergpfaden, die zu den Wolken führen — so abgeschieden und doch so reich in sich und so gesegnet mit jedem Glück und so werth, es zu genießen?

Da, wo auf dem Hügel von Bürglen, unter der Dorfkirche mit rothem Thurm, ehedem das Wohnhaus Wilhelm Tell's gestanden, steht nun, auch schon seit einer Reihe von mehr als dreihundert Jahren, eine Kapelle, welche das Andenken der jedem Schweizer heiligen Stelle verewigen soll. Um die Wahrheit zu sagen: es ist nicht die beste Sorte von Poesie und Malerei, welche man zu diesem Zwecke hier als Wandschmuck des kleinen Kirchleins angewendet hat. Indessen sind beide Gattungen der Kunst so oft schon mißbraucht worden, um das Verwerfliche, das Elende und Gemeine zu verherrlichen, daß man sich wirklich freut, hier einmal holprigen Versen und höchst kümmerlichen Bildern zu begegnen, welche mit dem unpolirten Wort und der ungebildeten Hand von Bauern die höchsten Güter der Menschheit preisen und feiern.

Das unabläßige Rauschen eines Gebirgsbaches ist die erhabene Musik, welche die Betrachtung dieses schlichten Denkmals begleitet. Denn hier von Stufe zu Stufe, den Hügel hinab, durch das Thal und jenseits in die Reuß, springt der schäumende Schächenbach, der, von den Gletschern des Urner-Bodens gespeist, mitten am heißen Sommertag eine Kühle um sich verbreitet, wie von Eis und Schnee. Auf den Felsensteigen diesen Bach entlang, der in Winterszeiten oft zu bedrohlicher Masse, die Ufer übersteigend, das Thal überschwemmend, anschwillt, irrte Tell oft einsam, als seine Seele voll war vom Kummer über sein Vaterland, und hier in diesem Bach, als er es frei und sich unsterblich gemacht, fand er im hohen Alter seinen Tod, als er ein ertrinkendes Kind aus den geschwellten Fluthen desselben retten wollte.

Gegenüber, wo der Fuß der Alpen sich breit auf das Thal stemmt, wo aus der Umgebung grüner, schattiger Nußbäume ein paar weiße Gebäude schimmern, liegt Attinghausen. Das adlige Geschlecht dieses Namens ist ausgestorben, aber die Trümmern ihrer Burg Rudenz sind etwas weiter, gegen Flüelen und den See hin, noch zu sehen.

Auch von dem alten Altorf, wie es in den Tagen war, da Geßler hier seinen Hut aufpflanzte, ist Nichts mehr geblieben, als die Erinnerung an die Stellen, welche die dankbare Verehrung eines freien Volkes und die begeisterte Seele des idealsten Dichters geweiht hat für alle Zeiten. Wo die Stange mit dem Hut gedräut hat, vor welcher Tell den seinen nicht abnehmen wollte, da steht nun ein Glockenthurm, dessen Außenwände bunt bemalt sind mit Scenen aus dem Leben des Helden; und wo Tell seinen Stand nahm, als er den Bogen zu jenem fürchterlichen Schuß anlegen mußte, welcher den Apfel auf des Kindes Haupt spaltete und die Geschicke des Vaterlandes im Voraus löste, da steht nun eine Kolossalstatüe des Kühnen und Gewaltigen — zu kolossal, um auch nur im Entferntesten im Beschauer ein anderes Gefühl aufkommen zu lassen, als das des Zweifels; ob denn selbst der freieste und stärkste von allen freien und starken Schweizern solche Beine und solche Arme hat haben können? Indessen wollen wir ja nicht von der Schweizer Kunst, sondern nur von der Schweizer Freiheit reden, und auch diesem mißglückten Erzeugniß des Hammers und Meißels gegenüber eingestehen, daß ein Volk möglicherweise viel bessere Verse, viel bessere Bilder und viel bessere Statuen machen kann, und doch nicht halb so glücklich zu sein braucht, als dieses der Schweiz.

Von hier bis zum See ist etwa noch eine halbe Stunde, und ein schönerer See, träumerischer zwischen seinen gewaltigen Felsufern, ihren majestätischen Ernst und ihre einsame Höhe klar widerspiegelnd, ist in der ganzen Schweiz nicht zu finden. Aber keiner auch ist dem Schweizer theurer, als dieser; denn auch er ist eine Geburtsstätte seiner Freiheit. Rechts, wenn das liebliche Uferpanorama von Flüelen mit dem weißbeschneiten Gipfel des Bristenstockes dem Blick kaum entschwunden, springt ein Felsenstück in den See, auf dessen Platte, wo sie sich gegen das Wasser abdacht, ein offenes, alterthümliches Capellchen steht. Dieses ist die Stelle, wo in jener dunklen Sturmnacht, in der die Schweizer Freiheit geboren wurde, Tell an's Land sprang, den Nachen mit dem Landvoigt und seinen Kriegsknechten weit zurückschleudernd in den See, dessen Wogen, obwohl wildempört, doch noch barmherziger waren, als der Grausame, der den Vater verurtheilen konnte, das Haupt seines eigenen Kindes zum Ziele zu nehmen! Aber das Element gab den elenden Tyrannen nur frei, um ihn der Rache jenes zweiten Schusses zu überliefern, welcher dem Vater und dem Vaterlande zugleich Sühnung verschaffte.

Auf der andern Seite des Sees, der Tell's Capelle schräg gegenüber, erblickt man unter der überhängenden Alpenmasse der Seelisberger Culm und des trotzigen Uri-Rothstocks eine Wiese mit ein paar Bäumen und ein paar Hütten: dieses ist das Grütli, wo nun zum Andenken an die drei Männer von Schwyz, Uri und Unterwalden, die hier den ewigen Bund der schweizerischen Eidgenossenschaft beschworen, drei Quellen aus dem Boden springen. Wer in dieser Felsenwildniß diese Quellen geschlagen? Sie seien von selbst entsprungen an der Stelle, wo jene Drei gestanden, als sie schwuren, und sie würden nimmermehr versiegen, so lange die Schweizer Freiheit dauert: Dieses sagt der Volksglaube, und heilig sei uns, was das Volk glaubt!

Nicht weit vom Grütli, auf derselben Seite des Sees, wo dieser sich nach dem freundlichen Dorfe Brunnen öffnet, erhebt sich ein mächtiger Felsen aus dem blau-grünen Wasser. Senkrecht steht er da, ernst, fast düster, wie ein stehen gebliebenes Stück einer ernsten Vergangenheit. Ueber seiner Spitze wachsen ein paar Tannenbäumchen, durch deren Zweige der Bergwind flüstert, und auf seiner glatten, dem See zugekehrten Fläche, leuchten in großen Goldbuchstaben die folgenden Worte:

Friedrich Schiller,
dem Saenger Tells.
Die vier Urkantone.
1859.

Dieses ist das erhabenste Denkmal, welches in der großartigen Einsamkeit und Stille des Sees und der Alpen, einem der edelsten Dichter und einer der schönsten Thaten von einem freien Volke gesetzt worden ist!

Julius Rodenberg.

Der Dom zu Limburg an der Lahn.

Unser schönes deutsches Vaterland, das man nicht nur das Land der Kraft und Sitte, sondern auch das Land zum Reisen genannt hat, verdient diese letztere Bezeichnung sowohl wegen seiner mannigfachen Naturschönheiten als wegen seiner historischen Merkwürdigkeiten und erhabenen, ehrwürdigen Bauwerke, die dem Wanderer fast überall entgegenblicken. Allein so wie man sich noch vor acht bis neun Decennien ausschließlich für Bibliotheken, alte Gebäude, historisch merkwürdige Ortschaften und berühmte Schlachtfelder enthusiasmirte, so schwärmt man heutiges Tages ebenso einseitig großentheils nur für Naturschönheiten, für Thalpartien, Bergaussichten, Gletscher u. s. w., und wirft nur selten mehr als einen flüchtigen Blick auf alte Städte und ihre Bauwerke. Doch diese sollten wohl in gleicher Weise die Aufmerksamkeit des Reisenden auf sich ziehen. Sind doch solche baulichen Denkmale nicht Werke einzelner genialer Männer, sondern der monumentale Ausdruck ganzer Zeitperioden und Nationalitäten und als solche Denkmäler deutscher Macht und Größe, Einheit und Herrlichkeit, die steinernen Zeugen der größten Epoche unserer Geschichte. Denn steht die Kunstthätigkeit im Allgemeinen im organischen Zusammenhange mit der ganzen Culturentwicklung der Menschheit, so gilt dies ganz besonders von der Baukunst, deren Werke uns das getreueste Abbild des inneren und äußeren Lebens eines Volkes geben, da sie der ganzen Kräfte des Menschen und verschiedener Wissenschaften bedarf. Man kann sagen, daß sich in den baulichen Werken der Geist einzelner Perioden der Weltgeschichte wie eines bestimmten Volkes gleichsam verkörpert hat und sie gleich Marksteinen die einzelnen Stationen im Bildungsgange der Völker bezeichnen. Wie noch nach Jahrtausenden die feingegliederten, durchgeistigten Bauwerke Griechenlands, seine ewig heitern Tempel von der Schönheit und Herrlichkeit der Griechen, die kolossalen Prachtbauten Roms von der Römer Macht und Stärke, so erzählen uns heute noch jene erhabenen Dome und Münster von der weltbewegenden Macht des deutschen Kaiserthums, von dem neuen Geiste des Christenthums im Mittelalter, und jene hochgethürmten Burgen und Schlösser von der Ritterzeit. Wer denkt hier nicht an Uhlands Worte:

„Als Knabe stieg ich in die Hallen
Verlaßner Burgen oft hinein;
Durch alte Städte thät ich wallen
Und sah die hohen Münster an.
Da war es, daß mit stillem Mahnen
Der Geist der Vorwelt bei mir stand,
Da ließ er frühe schon mich ahnen,
Was später ich in Büchern fand."

Die baulichen Monumente der Vergangenheit rufen Zeiten in das Gedächtniß des Beschauers zurück, wo ein Volk unter fremder Herrschaft schmachtete, oder wo es sich befreite, alle jene Vertheidigungs- oder Befreiungskämpfe rollen sich vor seinem Blicke auf, und eine Fülle großer Erinnerungen weckend, regt der Anblick eines solchen Kunstwerkes an sich schon zu ernsten und bedeutenden Gedanken an.

Die mittelalterliche Baukunst zeigt ihre schönsten Blüthen im Kirchenbau, denn das außerkirchliche Kunstschaffen bleibt im Mittelalter nur gering. Gerade jene erhabenen christlichen Kirchenbauten zeigen uns die Entwickelungsgeschichte der neueren Welt. Derjenige Kirchenbaustil aber, welcher ein ächt nationaler und deutscher genannt werden muß, und in welchem der deutsche Geist sich am klarsten und lautersten ausgesprochen, ist der romanische. Denn die geschichtliche Forschung hat in neuerer Zeit die Thatsache festgestellt, daß die erste feste Ausprägung und weitere Entfaltung des gothischen Baustils dem nordöstlichen Frankreich angehört. Deutschland nahm die gothische Form, die es sinnvoll durchdrang, erst spät und zögernd auf. Den gothischen Stil, der weit entfernt ist, der charakteristische Vertreter deutschen Volksthums zu sein, nennt ein neuerer Kunsthistoriker mit Recht ein französisches Fabrikat, den ersten brillanten Luxusartikel, mit welchem die Werkstätten von Paris das folgsame Abendland überschwemmt haben; das monumentale Denkzeichen von der Alleinherrschaft der französischen Mode in Deutschland.

Der romanische Stil ist der ältere und bezeichnet die erste Epoche christlicher Kunst. Als die römische Weltherrschaft auf dem Gipfel ihrer Macht stand, durchdrang der neue Geist des Christenthums in unaufhaltsamem Wachsthum die Welt. Aber so wie das Wesen der neuen Lehre nicht eine gewaltsame Umwälzung, sondern ein allmäliges Durchdringen, ein friedliches Umformen des Vorhandenen war, so suchte man auch in der christlichen Kunst die vorhandenen Formen noch beizubehalten und sie nur von innen heraus umzugestalten. Zu ihren gottesdienstlichen Versammlungen benutzten die ersten christlichen Gemeinden die hierzu geeigneten, an allen Orten vorhandenen großen Säle mit Säulengalerien, welche den Namen Basiliken führten und bei den Römern für gemeinsame Zwecke des kaufmännischen Verkehrs und der Rechtspflege dienten, und erbauten sich später ihre Kirchen nach diesem Muster. In dem Langraume und auf den Galerien sammelte sich das Volk, im Halbrund des Richtertribunals an der hinteren Schmalseite saß der Priester vor dem Tische des heiligen Mahles, dem Altar. Strenge und Einfachheit kennzeichnet diese Werke der Frühzeit, und eine feierliche Wirkung, eine keusche Stille, ein gehaltener großartiger Ernst ist diesen einfachen Räumlichkeiten eigen. Die ältesten Reste solcher christlichen Basiliken hat man im heutigen Algerien gefunden, auch mehrere Kirchen in Rom und Jerusalem, im Laufe der Zeit freilich vielfach umgebaut, gehören der ältesten Periode christlicher Baukunst an. Dem deutschen Geiste war es vorbehalten, diese altchristliche Kirchenform mit frischer Kraft und kühnem Geiste umzuschaffen und in technischer wie ästhetischer Beziehung zu einer von allen andern germanischen Völkern noch unübertroffenen Vollkommenheit zu erheben, und so entstand der erste christliche Baustil, der eigentlich der deutsche heißen sollte, den die Geschichte indessen, weil auf antikrömischen Grundformen ruhend, den romanischen genannt hat. An Stelle der einfachen Basilika setzte die romanische Kunst einen rhythmisch gegliederten baulichen Organismus, welcher in ansteigender Bewegung der raumschließenden Wölbung entgegenstrebte, und setzte an die Westseite der Kirche einen organisch mit dem Langhause verbundenen Thurmbau, dem sich oft noch weitere Thurmanlagen anschlossen. Die Zeit des romanischen Stils erstreckt sich von der Ausbreitung der Christuslehre im mittleren Europa bis zur Machtentfaltung der römischen Hierarchie, oder vom Ende des achten bis in die ersten Decennien des dreizehnten Jahrhunderts. Es ist zugleich die glänzendste Epoche in der Geschichte Deutschlands, welches in seinem romanischen Baustile die Verherrlichung derselben besitzt. An ihrem Beginn steht die gewaltige Gestalt Karls des Großen, der mit dem Schwerte die neue Lehre unter die heidnischen Völker des nördlichen Deutschlands brachte, und am Schluß Ludwig der Heilige, der gefürchtete Sieger über die Feinde der Kirche am heiligen Grabe. Wir sehen sich jene großartigen Dome erheben, welche die ersten deutschen Kaiser stifteten. Kaiser Karl schmückte seine Residenzstadt Aachen bereits mit vielen ansehnlichen Bauwerken, unter denen der großartige, 796 bis 804 gebaute Münster hervorragt, welcher heute noch steht. Imponiren diese Anfänge, in ihrer Hauptform schwer und drückend, mehr durch ihre Massenhaftigkeit und machen mehr den Eindruck materieller Tüchtigkeit als einer architektonisch-künstlerischen Gestaltung, so gestaltete sich der Bau reicher, bewegter und phantastischer im 12. Jahrhundert, wo er seine Blüthezeit erreichte, zu den Zeiten der Kreuzzüge, die mit ihrem Sturme und Drange, mit ihrer Erweiterung des geistigen Horizonts sich auch in den Bauwerken des Jahrhunderts spiegeln. Alle Bauwerke der romanischen Periode tragen das Gepräge ihrer krafterfüllten glorreichen Zeit. Mannigfaltigkeit, Schönheit und Vielseitigkeit hat sich in ihnen mit feierlicher Würde und

großartiger Kraft vermählt. Während die gothische Bauart, zu welcher sich bereits seit den sechsziger Jahren des zwölften Jahrhunderts die romanische in fenstern, mannigfachen Schnörkeln und Verzierungen gleichsam den Stein selbst zu verflüchtigen scheint und in dem Ueberreichthum, der Eleganz, Leichtigkeit und



Der Dom zu Limburg.

Frankreich umzubilden begann, mit ihren unzählbaren schlanken himmelanfliegenden Spitzen, mit ihren durchbrochenen Thurmhelmen, hohen schlanken Spitzbogen- Gefälligkeit ihrer Formen, in ihrem leichtfertigen Spielen mit der Construction den französischen Charakter wiederspiegelt, ist die romanische in ihrer

stillen Haltung, in ihrem schlichten, kraftvollen, in sich selber ruhenden Wesen, mit ihren kleinen Fenstern, den massenhaften, oft malerisch gruppirten Thürmen, mit ihren kräftig wirksamen, am rechten Orte angebrachten Verzierungen der wahrhafteste Ausdruck unserer besten nationalen Eigenschaften. Darum hat man in Deutschland erst spät und zögernd der aus der Fremde eingebrachten Bauweise gehuldigt, die hier immer wie eine ausländische Blume erschien. Die gothischen Werke erscheinen pikant und glänzend, die romanischen bescheiden und maßvoll; der gothische Stil wendet zur Ueberdeckung der Oeffnungen den Spitzbogen an, der romanische den Halbkreis, wie überhaupt der ganze Charakter des letzteren der eines durchgebildeten Wölbbaues ist, während der gothische Bau mehr in spitzen kühnen Formen in die Höhe strebt, die er dem Walde entnommen.

In unserm schönen Vaterlande wird der Wanderer überall zahlreiche Bauwerke der romanischen, dieser echt deutschen Bauweise aus ihrer großartigen Blüthezeit erblicken und in seinen schönsten Flüssen sich spiegeln sehen: so die Krypte der Stiftskirche zu Quedlinburg, die sich Heinrich I. zur ewigen Ruhestätte erbaute, den Dom zu Brandenburg, eine Stiftung Otto des Großen, den vierthürmigen Dom zu Bamberg, das prächtige Mausoleum seines Gründers, des heiligen Heinrich, den Dom zu Speier, das Denkmal des salischen Kaisergeschlechts, die jetzt restaurirte Wartburg, von dem sangliebenden Fürstenhofe Thüringens zeugend und viele andere.

Auch der Dom zum heiligen Georg zu Limburg an der Lahn, den der Leser auf unserm Bilde erblickt, ist ein vollendetes Muster romanischer Baukunst. Gegründet im Jahre 909 durch den Herzog Conrad, wurde er im Anfange des 13. Jahrhunderts durch den Grafen Heinrich von Nassau wieder erbaut. Er ist durch zwei herrliche Thürme mit fünf Etagen flankirt, welche durch eine verdeckte Brücke mit einander verbunden sind; daneben erheben sich auf der Kirche selbst als eine prächtige Zierde noch fünf andere kleine Thürme. Die Grundform der Kirche ist die der römischen Basilika. Auch der Innenbau, dessen ganze Anlage ein mächtiges Mittelschiff bildet, von dem gleichhohen Querschiff durchschnitten, gewährt, durch mächtig aufstrebende Gewölbträger und leichthin laufende horizontale Abschnitte glücklich gegliedert, eine ebenso würdevolle als imposante Erscheinung. Die Kirche enthält sehr alte Taufsteine, eine Menge Grabsteine, die Mausoleen Conrads des Kleinen und vieler anderer Personen. Nicht minder anziehend als das schöne Bauwerk selbst ist seine Lage. Malerisch auf einem Felsvorsprunge sich erhebend strebt der siebenthürmige Dom empor, weithin sichtbar im deutschen Lande, ein Denkmal deutschen Geistes und deutscher Herrlichkeit, und darunter fließen die hellen Fluthen der schilfbekränzten Lahn vorüber, mit leisem Rauschen dem Wanderer von vergangenen Zeiten erzählend. —

An den Limburger Dom knüpft sich noch eine Begebenheit aus der Künstlerwelt, die wir schließlich dem Leser noch mittheilen wollen.

In der Mitte des vorigen Jahrhunderts befand sich vor dem Dom ein Knabe von sechs Jahren mit langen gelockten Haaren, von einer intelligenten und feinen Gesicht, mit einem zärtlichen, melancholischen Blicke, seidenen mit silbernen Schnallen verzierten Hosen, in einem blauen offenen Sammtkleide über einem mit Spitzen besetzten Jabot, und war untröstlich darüber, nicht in dieses Gebäude eintreten zu können, dessen Thüre eben geschlossen worden war. Nachdem er den Kirchendiener, den Küster, den Glockenläuter vergeblich beschworen hatte, ihm den Dom zu öffnen, hatte er sich auf einen Eckstein gesetzt, zum großen Gelächter der Vorübergehenden, welche ihn als einen Narren behandelten, als über den einsam und düster gewordenen Platz ein junges Mädchen von der glänzendsten Schönheit mit zwei Damen und einem österreichischen Offiziere ging. Da dieses junge Mädchen dem Knaben eine allmächtige Gottheit zu sein schien, so lief er auf dasselbe zu und bat es flehentlich, ihm doch die Kirchthür zu öffnen.

„Sie können mit mir hineingehen, mein Freund", antwortete die reizende, junge Dame; „ich bin eben im Begriff dahin zu wallfahrten."

Und da in der That Jedermann der Fremden wie einer Königin gehorchte, so drang der Knabe mit ihrer Begleitung in die Kirche. Nach einigen Minuten wiederhallte diese von den kräftigsten und melodischsten Orgeltönen. Das erstaunte junge Mädchen horchte in hoher Entzückung dieser Musik, die ihr wie vom Himmel zu kommen schien. Nachdem die letzten Töne verhallt waren, ging sie von der Ueberraschung zur Bewunderung über, als sie den unbekannten Knaben in Thränen schwimmend aus der Orgel hervorgehen sah.

„Wie?" rief sie, „Sie haben dieses Stück gespielt?"

„Eben darum wollte ich in die Kirche gehen."

„Und von wem ist diese bewunderungswürdige Composition?"

„Von mir; sie ist das Fragment eines Requiems, das mir durch den Kopf ging."

„Wie heißen Sie?"

„Wolfgang Mozart. Und Sie, Mademoiselle?"

„Sie werden meinen Namen später erfahren und ich werde den Ihrigen nicht vergessen."

Sie reichte ihm mit diesen Worten die Hand, die er küßte und ließ ihn träumerisch in der Vorhalle. Die junge Dame war niemand Anderes als die österreichische Kaisertochter und spätere, so unglücklich gewordene Königin von Frankreich Marie Antoinette. —

Wilhelm Girschner.

Sechs Treppen hoch.

Humoristische Skizze von Theodor Ballerstedt.

„Sechs Treppen hoch in einem Dachstübchen!“ war die Antwort, die der Rentier Müller erhielt, als er nach seinem Sohne dem Stud. theol. et philosoph. fragte. „Sechs — sechs Treppen hoch in einem Dachstübchen?!“ fragte der alte Herr langsam entgegen mit allen Zeichen des Schreckens und des Erstaunens. Herr Müller wog, beiläufig gesagt, reichlich seine dreihundert Pfund Zollgewicht, wer hätte es ihm also verargen wollen, wenn ihn bei dieser Nachricht ein entsetzliches Entsetzen packte, und Schweißtropfen auf seine fettglänzende Stirn traten. So hoch war ja kaum der Kirchthurm der kleinen Stadt, zu deren Vätern er gehörte! Selbst da war er bei feierlichen Gelegenheiten nie hinaufgestiegen, auch da nicht, als es galt, das Wohl der Stadtkasse zu wahren, und die schlechte Arbeit des Glockengießers zu constatiren, dessen neue Glocke gleich beim ersten Läuten einen Sprung bekam. Damals machte Herr Müller einen Sprung in's Bett, daß die Fugen krachten und ließ sich krank melden, um nur nicht bei der Besichtigung gegenwärtig sein zu müssen, die der hochweise Magistrat zur Feststellung der Thatsache unternehmen mußte. Ein Weg in ein sechs Treppen hohes Dachstübchen hatte für ihn gerade dieselbe Bedeutung wie eine Reise in den Mond. — Aber wie kam sein Sohn dahin? Er hatte doch dessen Wechsel stets zur gehörigen Zeit eingesandt, hatte außerdem eine wahre Sündfluth von Schuster-, Schneider- und andern Rechnungen, pro honoris causae, nur um seinen makellosen Namen zu retten, bezahlt — und nun sein Sohn in einem Dachstübchen — sechs Treppen hoch, im Bereiche der Krähen und Dohlen, die von unten, wie Sperlinge aussahen. Da stand er nun vor dem gemüthlichen Stübchen im ersten Stock, worin früher sein Sohn wohnte, und in dem jetzt ein Assessor hauste, derselbe, der ihn in das Dachstübchen gewiesen hatte, wo die Luft reiner und die Miethen billiger seien. Dahinauf konnte er nicht steigen, und hätte er seinen Sohn sein Lebtag nicht wiedersehen sollen. Er ging also zu seinem Gasthofe zurück, und beauftragte den Hausknecht, ihm den Erben seiner Güter zu bestellen. Unterdessen saß er nachdenkend auf dem Sopha, ernstlich über das Räthsel grübelnd, weshalb sein Sohn sich zu solcher Höhe hinaufgeschwungen habe. Hätte er die Quadratur des Zirkels finden sollen, er hätte nicht ernstlicher nachdenken können. Einstweilen mußte er indessen bis zur Ankunft des tollen Jungen Geduld haben, der sich ohnfehlbar beeilen würde, seinen Vater zu umarmen, er mußte jedenfalls sehr bald hier sein und ihm das Räthsel lösen.

Im Dachstübchen selbst — nun da sah es gerade aus wie in allen solchen Stübchen, wohin sich junge Leute wegen Ueberfluß an Geldmangel zurückgezogen haben. Da war ein Stuhl — nein zwei, aber der zweite sah beinahe aus wie das Lichtenberg'sche Messer an dem der Griff fehlt und die Klinge verloren gegangen ist. An dem Stuhle fehlte die Lehne und der Sitz, und seine Füße waren so desolat, daß sie kaum die alte Katze der Wirthin getragen haben würden, die im Stübchen zuweilen nach Mäusen suchte. Um ihn aber nicht in seiner ganzen Trostlosigkeit erscheinen zu lassen, hatte man seine Gebrechen mit einigen Büchern bedeckt, die wenigstens still lagen und ihn nicht wie die Katze oder andere Geschöpfe umzustürzen droheten. Außer diesem Mobiliar zählte man noch einen Tisch, einen Koffer, ein Bett und zwei Pistolen, die dem Polytechniker gehörten, der der Urbewohner dieses Stübchens war und sich dem Militairstande widmen wollte. Dem war's hier oben übrigens ganz gut gegangen, da er alles im Zimmer befindliche Mobiliar ungestört benutzen konnte. Da gesellte sich plötzlich ein Mediziner zu ihm, und der Polytechniker mußte sich einige Einschränkungen gefallen lassen, weil dieser keine weitern Mobilien zubrachte als einen Schlafrock und einen Spucknapf, und gleichsam, als wolle er an die Vergänglichkeit alles Irdischen mahnen, gesellte er diesem allen noch einen Todtenschädel hinzu, der dem Polytechniker fast die Lust Soldat zu werden benahm.

Die Sache ging indessen noch immer gut, denn das Bett war umfangreich genug für zwei, und an dem Tische konnten zur Noth auch zwei arbeiten, wenn es sich einmal so traf. Nur mit dem Stuhle wurde es kritisch, aber da war ja der Koffer, der konnte recht gut als Sitz dienen. So lebten die Beiden ganz zufrieden, bis endlich eines Tags Müller ankam, und um ein Nachtquartier bat. Wer hätte ihm das abschlagen sollen, einem Commilitonen ein Nachtquartier verweigern! — Der Polytechniker als aufmerksamer Wirth überließ also Müller seinen Platz im Bette, und er selbst richtete sich auf den Fußboden ein. Aber aus der einen Nacht wurden acht, und aus den acht viele ungezählte andere. Wenn nun der Polytechniker zuweilen bemerkte, daß das Mobiliar für alle drei nicht ausreiche, Müller möge, wenn er durchaus hierbleiben wolle, wenigstens auch für einen Stuhl und ein Bett sorgen, so bewies ihn dieser, daß alles vollauf vorhanden sei. Er selbst habe ein Paar Rappiere und einen Fechthandschuh mitgebracht, das sei doch wahrhaftig genug. Als

aber jener sich durch diesen Beweis nicht als überführt ansehen wollte, da zog Müller ruhig den Fechthandschuh an, langte die Rappiere von der Wand, gab seinem Gegner einen und legte sich aus. „Wir wollen um den Besitz des Zimmers kämpfen", hatte er gesagt, „und der Besiegte mag dann gehen, — wenn er Lust dazu hat." Aber schon beim ersten Gange hatte er dem Polytechniker ein Loch in die Uniform gestoßen, und ein zweites beinahe in den Leib, so daß dieser nicht ferner Lust hatte, den Kampf fortzusetzen, und sich für besiegt — nicht aber zum Gehen erklärte, weil er dazu keine Lust habe. Müller war wie gesagt Philosoph, und das sind bekanntlich für den Staat wie für die Gesellschaft die gefährlichsten Leute. So bewies er ferner, daß doch kein Mensch mit gesunden Sinnen behaupten könne, es fehle im Zimmer an dem gehörigen Comfort. Auf einen Platz am Tische verzichte er, und das Bett reiche für zwei Menschen vollkommen aus. Der Polytechniker wolle ja Soldat werden, da dürfte er sich nicht im Bette verweichlichen und müsse sich frühzeitig an ein Lager auf dem Fußboden gewöhnen. Er bewies ferner aus der Geschichte der Staaten, daß diese nur stets durch die Ueppigkeit ihrer Bürger zu Grunde gegangen seien, denn Ueppigkeit und Verweichlichung vermindere die Streitbarkeit des Mannes, der Polytechniker müsse sich also einer spartanischen Lebensweise befleißigen, seine künftigen Kameraden auch dazu anhalten — dann werde es gut um ihn und den Staat stehen, denn der Staat ruhe dann sicher auf den Schultern eines eisernen Heeres, und er selbst trage in diesem Falle den Marschallstab in der Tasche.

Das alles wollte der Marschall in spe nicht einsehen, und er tröstete sich mit dem Gedanken, daß er am Tage die Unbequemlichkeit der Nächte ausgleichen könne. Aber da benutzte ja Müller in Ermangelung eines Stuhles stets das Bett als Kanapee. In seinen Mußestunden, und er hatte deren sehr viel, lag er stets auf dem improvisirten Kanapee, und hatte die Füße der größeren Bequemlichkeit wegen an der Wand emporgestreckt. Das hatte er von einem Engländer gesehen, und die Stellung hatte ihm so wohl gefallen, daß er sie nachahmte. Als ihm eben der Mediziner zum hundertsten Male bewies, daß diese Stellung durchaus für den Körper ungesund sei, weil alles Blut nach dem Herzen und nach dem Kopfe gedrängt würde, und Müller zum hundertsten Male antwortete, daß doch in diesem Falle Niemand behaupten könne, er habe nichts im Kopfe — da hörte man die Tritte des Hausknechts auf den Treppenstufen. Nun hatte aber der Mediziner im Verein mit Müller eine Hausordnung festgesetzt, der sich der Polytechniker hatte ebenfalls unterwerfen müssen, und deren erster und einziger Paragraph dahin lautete: Niemals zu Hause zu sein. Als daher der brave Johann Einlaß begehrend an die Thür pochte, war dies Pochen der einzige Ton, der an sein Ohr drang, überall lautlose Stille. Erst als sich der Mediziner durch ein unmerkliches Astloch in der Thür, daß das schärfste Auge von außen nicht entdeckt haben würde, überzeugt hatte, daß der Einlaß begehrende durchaus unverdächtig sei, fragte er von innen nach dessen Begehr. Dieser bestellte also Herrn Müller zu Herrn Müller, und trollte sich glücklich wieder.

Mit einem ziemlich boshaften Lächeln warf der Polytechniker einen Blick auf Müller, der in seiner gewohnten Positur lag, aber bei der Nachricht des Hausknechts beinahe versteinert zu sein schien. „Das ist ein schlechter Witz", sagte er. „Der Kerl will mich nur auf die Straße locken, wer weiß, was mir da passiren könnte — ich gehe nicht."

„Aber wenn Dein Alter dennoch hier wäre, es war der Hausknecht vom weißen Lamm", bemerkte der Mediziner.

„Und wenn es der vom schwarzen Bären gewesen wäre", sagte Müller, „ich gehe nicht."

„Aber ich gehe", sagte der Polytechniker entschlossen, „ich werde sehen, ob er hier ist, und ihm dann sagen, daß ich nicht mehr Lust habe, mich des Nachts auf dem Fußboden umher zu treiben."

„Das ist Unsinn!" bemerkte der Mediziner schnell. „Du fängst wie Alles, auch dies von der verkehrten Seite an. Siehst Du denn nicht ein, daß der Alte nichts Eiligeres zu thun haben würde, als unsern Müller aus diesem Vogelbauer zu befreien, und ihn mit einer Portion guter Lehren in einen Käfig zu ebener Erde zu stecken? Was hätten wir aber davon. Ich verbesserte meine Lage gar nicht, Du hättest ein wenig mehr Bequemlichkeiten, aber das genügt uns doch nicht. Müller ist ein Haifisch, der uns seit vier Wochen fast aufgezehrt hat, ohne daß er eine Sardelle angeschafft hätte."

„Zum Teufel auch!" rief dieser. „Habe ich nicht, um Eure unersättliche Habgier zu stillen, meine neue Sammtpekesche verkauft? Jetzt muß ich bei fünfundzwanzig Grad Hitze im Flausrock gehen!"

„Du hast für Deine Pekesche famos gelebt, und uns die Reste gelassen, das ist richtig", sagte der Mediziner. „Jetzt, denke ich, wärest Du in der Lage, uns etwas Reelles zu schaffen. Ich wüßte einen Plan. Dein Alter muß hier her!"

„Seid Ihr verrückt! Sechs Treppen hoch, und diese schmale Thür! Da müßte man zuerst die Wand niederlegen. Und dann die schwache Treppe in der letzten Etage."

„Das ist's ja eben, worauf ich meinen Plan baue. Laß mich nur machen und sei nur dies eine Mal vernünftig, Müller. Der Polytechniker geht jetzt in voller Uniform mit Hut und Degen zu Deinem Alten. Das imponirt. Hier erklärt er, daß Du todtkrank seiest und nicht erscheinen könntest. Fragt der Alte wegen der sechs Treppen — so ist das der gesündern Luft wegen. Und Du" — wandte er sich gegen den

Polytechniker, „bist vernünftig und schwatzest nicht albernes Zeug, vielleicht gar von Deinem Quartier auf dem Fußboden."

Dieser ging. Müller mußte sich jetzt zu Bett legen, und der Mediziner füllte eine Anzahl Flaschen mit dem Inhalte des Wasserkrugs und errichtete auf dem Tische davon eine wahre Batterie. Müller hatte bei dem allen nur ein Bedenken, er sollte den Vater täuschen, aber der Mediziner wußte die schwache Einwendung seines Commilitonen sehr bald mit höchst



Ein Studentenzimmer.

vernünftigen Gründen zu beschwichtigen. „Du wirst in der letzten Stunde bedenklich", sagte er, „hast Du den Alten nicht getäuscht, wenn Du nur als Comet in der Collegia erscheinst und Bücher, Sachen und Mobiliar verkaufst! Dich hat der Teufel einmal beim Schopf, mag er Dich jetzt ganz bekommen." „Und Dich dazu", sagte Müller, indem er die Nachtmütze über die Ohren zog und sich im Bette zurecht legte.

Unterdessen hatte der Polytechniker seinen Auftrag ausgerichtet, den Herr Müller in allen Tonarten stöhnend angehört hatte. Er hatte geschworen nicht zu jener luftigen Höhe emporzuklimmen, und jetzt — jetzt sah er keinen Ausweg — mußte die sechs Treppen passiren! Hatte nicht der Gastwirth und einige Andere gehört, daß sein Sohn todtkrank sei? wollte er sich der Lieblosigkeit, der Hartherzigkeit zeihen lassen? Er war ja der Bürger einer kleinen Stadt und fürchtete Leutegerede mehr wie das Feuer, oder in diesem Falle — mehr als sechs Treppen. Und was hätte er seiner Frau sagen sollen, wenn der Junge starb, und er war dort gewesen und hatte ihn nicht ein Mal gesehen! Nachdem Herr Müller dies Alles bedacht, sah er ein, daß ihm kein anderer Ausweg blieb — er mußte gehen. Bedächtig wie Jemand, der einen hohen Berg erklimmen will, seine Kräfte sparend, fing er an die erste Etage zu besteigen. Das ging über alle Erwartung, auch die zweite und dritte — Herr Müller gestand sich, daß er doch ein außerordentlich rüstiger Mann sei, gar nicht so schwerfällig, als die Leute und er selbst immer geglaubt hatte... Zwar fühlte er, daß seine Respirationswerkzeuge in ziemlicher Aufregung waren, aber mit der Gefahr kam

ihm auch der Muth, und er ging rüstig an die Besteigung der vierten Treppe, das war schon schwerer, die Kräfte nahmen mit Macht ab, und auf der fünften angelangt, erklärte Herr Müller dem ihn begleitenden Polytechniker, er möge nach einem Arzte laufen, er werde binnen Kurzem ein todter Mann sein, denn er fühle einen Schlaganfall. Dieser rief nun aus Leibeskräften nach dem Mediziner, der sich im Augenblick auf der obern Stufe der sechsten Treppe zeigte, und Herrn Müller mit einer Dosis Cremor tartari helfend beisprang. Die Bewohner der fünften Etage, eine Waschfrau mit ihren Töchtern, öffneten die Thür und sahen Herrn Müller einer Ohnmacht nahe. Ohne sich zu besinnen, griff die energische, brave Frau zu ihrem Universalmittel, dem Wasser, und der Kranke empfing gleichzeitig mit dem Remedium des Mediziners ein kaltes Bad auf Stirn und Schläfe. Die Frau aber hatte in der Eile ein Gefäß ergriffen, worin sie berliner Blau zum „Blauen der Wäsche" aufgelöst hatte, und da diese Farbe noch nicht genug verdünnt war, so strahlte Herrn Müllers Gesicht im Augenblick in der Farbe der Treue, wie es kurz vorher die brennende Farbe der Liebe gezeigt hatte. Zwar versuchte der Mediziner mit dem Aermel seines Schlafrocks diese Tinten zu entfernen, allein er bewirkte dadurch nur, daß das Gesicht des Leidenden nun völlig „geblaut" wurde, was allerdings einen eigenthümlichen Anblick darbot. Herr Müller hatte sich indessen sichtlich erholt, aber er weigerte sich entschieden, an die Besteigung der sechsten Treppe zu gehen. Nur den vereinten Zureden des Polytechnikers und des Mediziners gelang es endlich, ihn zum Ersteigen dieser „Hühnerstiege" zu veranlassen, da stand der gequälte Mann endlich in jener luftigen Höhe, und

„Athmete lang und athmete tief,
Und begrüßte . . . .

zwar nicht das himmlische Licht, aber doch das endliche Ziel seiner mühsamen und gefahrvollen Wanderung. Aber neue Schwierigkeiten. Die Thür zum Zimmer seines kranken Sohnes war so schmal, daß Herr Müller fast schon glaubte, seinen Sohn nur par distance sehen zu können. Indessen mit der Kraft der Verzweiflung zwängte er sich mit Verlust einiger Rockknöpfe durch und sank neben dem Bette des geliebten Kranken auf den einzigen Stuhl und mit diesem zur Erde, da derselbe für ein solches Gewicht nicht eingerichtet war. —

Der Kranke warf einen matten Blick zur Seite, er sah die tragische Situation des alten Herrn, sah sein blaues Gesicht — und brach in ein homerisches Gelächter aus. —

Entsetzen packte den Polytechniker, Entsetzen den Mediziner, und Entsetzen den alten Herrn Müller. „Er ist wahnsinnig geworden, er hat den Lachkrampf bekommen", schrie der Mediziner, indem er noch ein Mal versuchte, Herr der Situation zu werden. „Ach geht zum Teufel mit Euren verdammten schlechten Witzen", rief Müller der Student, und warf die Schlafmütze an die Wand. „Vater, ich will nur gleich meine Sünden beichten. Hast ja auch studirt, weißt auch wie es auf Universitäten zuweilen hergeht — na laß sein, werde schon Alles wieder nachholen!"

Herr Müller war nun zwar etwas ungehalten über die „schlechten Witze", deren Opfer er geworden war. Aber was sollte er thun? Er hatte ja selbst in seiner Jugend manch' tollen Streich gemacht, und diese Erinnerung kam ihm jetzt so lebhaft, daß er beschloß, gute Miene zum bösen Spiel zu machen. Und — der Polytechniker und der Mediziner waren so kreuzbrave Jungen — sie entschuldigten ihren Commilitonen so warm, meinten, die Collegia, die Verbindungen — das Alles koste so viel Geld, man dürfe sich doch nicht ausschließen — daß dem alten Herrn ganz warm um's Herz wurde. Er ließ einige Flaschen Sekt holen. „Na mag sein", sagte er, und saß zwischen den drei jungen Leuten, die dem charmanten alten Herrn alle nur erdenklichen Huldigungen erwiesen. Bald ertönte das heitere gaudeamus igitur von der lustigen Studentenkneipe, und Herr Müller sang mit, wie ehedem und behauptete, lange nicht einen so fidelen Tag erlebt zu haben.

Die Verschwörung gegen Wallenstein und sein Ende.

Von

Schmidt-Weißenfels.

Noch immer ist wenig über die Umstände bekannt, unter denen die Ermordung des Grafen Albrecht von Waldstein, Herzogs von Friedland, „die Stütze und der Schrecken seines Kaisers" stattfand. Die Untersuchungen darüber sind neuerdings sehr detaillirt gewesen und ihre Ergebnisse zeigen sowohl den Generalissimus wie auch seine Mörder von manch neuer Seite. Der Friedländer — von Schiller als „Wallenstein" so populär gemacht, daß man vielfach seinen wahren Namen Waldstein nicht kennt — fühlte 1634 beim Aufbruch aus den Winterquartieren von Pilsen, am 22. Februar 1634, wohl das Gewitter, das sich über seinem Haupte zusammenzog; allein er ahnte nicht die Nähe seines Falles und vertraute noch seinem alten Glück und dem Horoskop des fünffachen F. (Fidat fortunae Friedlandus, fata favebunt.) Die Hiobspost, welche sein Schwager Graf Terka in der Nacht gebracht hatte, daß die Truppen in und bei Prag un-

zuverlässig geworden und das „Generalrendezvous" auf dem weißen Berge schlechterdings unmöglich sei, veränderte nur das Ziel der Reise und trieb ihm immer mächtiger der Verwirklichung seines letzten, nun schon nothgedrungenen Entschlusses zum offenen Abfall vom Kaiser entgegen. Die feste Grenzstadt Eger schien der geeignetste Punkt, wohin sich der Herzog werfen zu müssen glaubte. Auf dem alten Schlosse daselbst kommandirte der Oberst Johann Gordon von Trcka's Regiment, ein Schotte, der dem Friedländer so ergeben schien, daß Oberst Caretto aus Pilsen an den Kaiser schrieb, der „kalvinistische Geist" habe den „Obersten Gordon zu einem Schelm gemacht, der den Wallenstein (sic) eingelassen in Eger." So wenig glaubte die zum Sturz des Friedländers verbündete Partei damals des Kommandanten von Eger sicher zu sein!

Der Herzog mußte die Reise von Pilsen nach Eger langsam in einer Sänfte zurücklegen, da er an heftigen Gichtschmerzen litt. Sein Schwager Trcka von Lipa, General, und Graf Wilhelm Kinsky von Wchynic, kursächsischer Agent, der für Wallenstein auch in Paris unterhandelt hatte, begleiteten ihn; ferner deren Frauen, der wackere Degen Christian von Ilow, des Herzogs Feldmarschall, und dessen böser Dämon Oberst Walter Butler, der nicht als „ein schlechter Reitersbursch" nach Prag gekommen war und auch nicht vom „niederen Dienst im Stall" sich emporgeschwungen, sondern einem alten irischen Adelsgeschlechte angehörte und sich von Clenomore schrieb. Eine bedeutende Anzahl Wagen und Packpferde ging mit, denn das ganze Gepäck des Herzogs und seiner Schwäger sollte sammt der Kriegskasse nach Eger geschafft werden und Christian von Ilow hatte noch die zurückgelassene Dienerschaft, die Pferde und das Tafelgeschirr des Grafen Gallas mitgenommen, von dessen Abfall von der Sache des Herzogs man die deutlichsten Beweise besaß. Die Bedeckung bildeten fünf Fähnlein von Trcka's Regiment und fünf vom Regiment des Herzogs von Sachsen-Lauenburg. Buttler kommandirte den Zug.

Damals war schon jeder Athem Wallensteins und seiner Freunde bewacht und das Verderben schwebte über ihren Häuptern. Ein Riesennetz umgab sie und hinderte jede Rettung; als letztes Auskunftsmittel hielten die Werkzeuge der Intrigue eines Gallas und Octavio Piccolomini den Mordstahl bereit. Das Patent des Kaisers vom 24. Januar 1634, das den Sturz des Friedländers beschließt, spricht von diesem äußersten Mittel nicht, und doch waren die Werkzeuge der italienischen Partei bereits vor dessen Herausgabe dazu entschlossen. Oberst Teufel soll der Erste gewesen sein, der sich antrug, den „Tyrannen zu ermorden", und von Butler existirt ein Originalbrief vom 27. Dezember 1633, worin er sich dem Grafen Gallas, seinem „gnädigen Herrn", zum Henkersdienst anbietet. „Euer Excellenz Schreiben habe ich empfangen", heißt es in diesem aus Kauth datirten Briefe, „den Inhalt dessen vernommen und bin sehr wohl damit zufrieden, daß ich unter Deroselben Kommando bin, auch weilen ich dieses Regiment habe, habe ich allezeit Justitia gehalten und solche laut Rechtens vollzogen, sollte aber künftig etwas Wichtiges mit Qualitätspersonen vorfallen, will ich nit unterlassen, mich bei Euer Excellenz um Bericht zu erkundigen." Die Ersten, welche einige compromittirende Angaben über Waldsteins Schwager Trcka und den Herzog selbst machten, scheinen zwei Juden aus Nachod, Salomon Buchdrucker und Nathan Sacerdotis gewesen zu sein; sie wurden dafür 1636 durch Schuldennachlaß belohnt.

In Mies, auf Ilow's Schlosse, wurde Nachtruhe gehalten. Der Herzog von Sachsen-Lauenburg kam dem Generalissimus bis dahin nachgeritten, derselbe, welcher immer falsch nach allen Seiten gehandelt. Nach Wallensteins Abreise hatte er das Mandat zu Gesicht bekommen, welches der Kaiser gegen den Herzog erlassen, und fragte diesen nun zu Mies in seiner Herzensangst, was es mit dem kaiserlichen Erlaß für eine Bewandniß habe, worauf er von Waldstein eine ausweichende Antwort erhielt. Er beruhigte sich so wenig dabei, daß er eilends zurückritt und seinem Regimente den Befehl ertheilte, den Herzog nur bis Plan zu begleiten. Er selbst machte sich schnell reisefertig, um sich in Wien vor dem Kaiser zu reinigen, was ihm jedoch erst später gelang, denn er wurde arretirt und seine Untersuchung währte geraume Zeit.

Johann Gordon, der Kommandant von Eger, hatte seinen Oberstwachtmeister Walter Leslie nach Plan geschickt, den Feldherrn zu empfangen. Von Plan aus gingen nur noch zwei Compagnien vom Herzog von Lauenburg mit dem Friedländer, an dessen Gefolge sich nun Leslie anschloß. Butler zog 200 Dragoner seines Regiments an sich und nahm sie mit nach Eger, weil die dortige Besatzung schwach und die Bürgerschaft unzuverlässig war; hatte sie doch erst im Dezember 1631 mit den Sachsen gemeinschaftliche Sache gemacht.

Körperlich leidend, gebeugt und verrathen, kam der große Kriegsfürst von Friedland am Abend des 24. Februar in einer Sänfte, von zwei Saumrossen getragen, in aller Stille in Eger an und stieg im Pachhälbel'schen Hause auf dem Marktplatze ab, in dessen Hintergebäude sich Trcka und Kinsky mit ihren Frauen einquartierten. Noch in der Nacht seiner Ankunft in Eger empfing Waldstein zwei Couriere; einer war aus Prag vom Corps des Grafen Gallas, der andere vom Herzog Franz von Lauenburg, nicht dem oben erwähnten; auch sollen gleich nach seiner Ankunft in Eger Depeschen an die Besatzung von Joachimsthal und einiger anderer Plätze abgegangen sein, mit dem Befehl, nach Eger zu rücken. Jedenfalls scheint der Herzog gegen Butler, Gordon und Leslie,

denen er vertraute, etwas offener und rückhaltsloser gewesen zu sein als seine Gewohnheit war.

Oberst Butler beeilte sich inzwischen, Gordon und Leslie für seinen Plan zu gewinnen, indem er des Kaisers Patent gegen Wallenstein und die Instruction der Generale Gallas und Piccolomini vorzeigte und furchtbare Dinge über die Absichten und „Conspiration" des Friedländers entwarf. Alle Drei verabredeten sich auf dem Schlosse, über die Ausführung des Anschlages. Man beschloß, zuerst die Freunde des Herzogs, Trcka, Kinsky und Ilow, dann ihn selbst zu überfallen; auch zog man noch vom Regiment Butler's den Oberstwachtmeister Geraldin und die Hauptleute Bork, Brown, Deveroux und Macdonald, sowie Hauptmann Pestaluz von Trcka's Regiment, in's Vertrauen. Oberst Gordon veranstaltete ein Bankett auf dem Schlosse, da sollten die drei Freunde Wallenstein's und sein Geheimschreiber Johann Niemann, der seiner Zunge gar zu unvorsichtig freien Lauf gelassen, zum Opfer fallen.

Der Herzog von Friedland hatte die Parole „St. Jacob" ausgegeben. Darauf fuhren die Grafen Trcka und Kinsky, Feldmarschall Ilow und der Geheimschreiber und Adjutant Niemann zusammen in einer Kutsche auf das Schloß zu Eger, ein altes, großes Gebäude noch aus Barbarossa's Zeit.

Das Bankett war überaus stattlich in einer holzgetäfelten Erkerstube neben den zwei großen Rittersälen. Arglos nahmen die Opfer Platz und ließen sich heiter zu dem Gastmahl an, das ihr letztes sein sollte. Butler und Gordon hatten sich inzwischen mit Hülfe der in den ganzen Plan eingeweihten Offiziere des besten Theils der Garnison versichert, die Parole heimlich geändert und in aller Stille noch hundert Butler'sche Dragoner in die Stadt rücken lassen. Dreißig davon führte Butler selbst auf das Schloß; acht davon unter Oberstwachtmeister Geraldin, verbargen sich in einem Gemach zwischen der Küche und dem Erker; zwei Mann sollten als Posten außen vor der Thür bleiben, die andern sechs waren zur Exekution bestimmt. Deveroux erhielt die Ordre, zur gegebenen Stunde im anstoßenden Rittersaale das verabredete Zeichen abzuwarten und dann sofort mit sechs Dragonern einzutreten. Die Wachen, die in den Gängen des Schlosses aufgestellt wurden, hatte Hauptmann Pestaluz zu befehligen und Bork kommandirte 100 Mann, welche in der Stadt patrouilliren sollten. Die Diener, welche mit den Geladenen auf das Schloß gekommen waren, wurden in ein entlegenes Zimmer geführt und dort festgehalten. Alle diese Vorbereitungen geschahen in der größten Stille; ja um jeden vorzeitigen Lärm zu vermeiden, erhielt kein Soldat, der zu dieser Exekution bestimmt war, ein geladenes Gewehr; Degen und Partisane sollten Alles vollbringen. Butler und Leslie selber waren beim Gastmahl ihrer Opfer anwesend.

Es war neun Uhr Abends, als Butler sich bereit machte, das verabredete Zeichen zu geben. Die Gäste wollten auf einen der Herzöge von Sachsen einen Trinkspruch ausbringen; Butler jedoch weigerte sich, darauf Bescheid zu thun, indem er erklärte, nur auf des Kaisers Wohl trinken zu wollen. In demselben Augenblick rief Geraldin, indem er mit seinen sechs Dragonern und mit blankem Degen eintrat: „Vivat Kaiser Ferdinandus!" — An der entgegengesetzten Thür erscholl es: „Und das ganze Haus Oesterreich!" und Deveroux mit seiner Rotte stürmte in den Saal.

„Wer ist hier gut kaiserlich?" schrie Deveroux.

Verwirrt sprangen Gordon's Gäste auf; Gordon, Butler und Leslie hatten ihre Degen gezogen und hielten die Lichter in die Höhe, während die Tafel umgestürzt wurde. Kinsky fiel zuerst; Ilow riß seinen Degen von der Wand und wurde im selben Augenblick von hinten durchbohrt. Trcka gelang es, den Degen zu ziehen und eine Ecke zu gewinnen, wo er sich mit Löwenmuth wehrte. Er forderte die beiden Befehlshaber seines eigenen Regiments, Gordon und Leslie, zum Zweikampf und schimpfte sie ehrlose Verräther. Zwei Dragoner hieb er nieder, einen Offizier verwundete er, Deveroux zerbrach den Degen. Sein Koller von Elenhaut hielt manchen Stich und Stoß ab, aber er blutete doch aus mehreren Wunden. Er kam an eine der Thüren und sprach zu den daselbst stehenden Offizieren:

„Ihr Herren, gebt Quartier!"

„Was ist die Parole?" fragte Hauptmann Pestaluz, der an der Thür stand.

Trcka nannte „St. Jacob", die der Herzog gegeben.

„Diese gilt nicht mehr. „Das Haus Oesterreich!" heißt die Parole", versetzte Pestaluz und streckte den Grafen durch einen Kolbenschlag zu Boden. Man riß Trcka's dickes, fast undurchdringliches Koller auf und tödtete ihn durch mehrere Stiche. Auch zwei oder drei der herbeigeeilten Diener fielen jetzt als Opfer ihrer Pflichttreue. Niemann war während des Tumultes, obwohl verwundet, glücklich aus dem Bankettzimmer entsprungen und hatte sich in ein Speisegewölbe verborgen; allein er ward bald gefunden, hervorgezerrt und erschlagen.

Die blutigen Leichname wurden sofort von den Dragonern hinausgetragen, entkleidet und in bloßen Hemden in einem Gewölbe auf Stroh gelegt. Die Verschworenen beriethen inzwischen, wie gegen den Herzog vorzugehen sei. Einer von ihnen beantragte bloße Gefangennahme, weil sich in den vorliegenden Patenten und Ordonnanzen kein ausdrücklicher Befehl zur Tödtung befand. Aber die Andern wollten davon Nichts wissen. Derlei Befehle, hieß es, können nicht ausdrücklich und direct gegeben werden; treue Diener müssen nicht nur ihrer Herren Willen zu erfüllen, sondern auch auszulegen wissen; eine Gefangennahme genüge hier nicht, sie würde, ohne zu nützen, nur neue Verlegenheiten bereiten.

So ward der Mord Wallensteins beschlossen. Die

Ausführung übernahmen Oberst Butler und Hauptmann Deverour. Leslie begab sich zur Aufrechthaltung der Ruhe nach der Hauptwache in der Stadt, Gordon blieb auf seinem Posten im Schlosse. Es waren sonach die Häupter der Verschwörung fast lauter Nichtdeutsche, immerhin ein Umstand, der zu constatiren ist.

Es war eine wilde, stürmische Nacht und über dem blutigen Werk auf dem Schlosse war es schon gegen Mitternacht geworden. Deverour, dessen Degen zerbrochen war, hatte eine Partisane ergriffen und war mit sechs Dragonern still aus dem Schlosse nach dem Marktplatz aufgebrochen, gefolgt von Butler mit zwölf Mann und dann noch einer Abtheilung Soldaten. Im Pachhülbel'schen Hause herrschte tiefe Ruhe; der Herzog, der kein Geräusch um sich duldete, hatte sich entkleidet und ging eben zu Bett.

Nur im Hintergebäude war es nicht still; einer der Diener der eben ermordeten Grafen war aus dem Schlosse entkommen und hatte deren Frauen von dem Vorgefallenen in Kenntniß gesetzt, die darob in lautes Jammern ausbrachen.

Oberst Butler und Deverour drangen inzwischen in das Haus ein. Zwei Kammerdiener kamen ihnen entgegen und bedeuteten sie, ruhig zu sein, da Seine fürstliche Gnaden eben zu Bett gegangen. Man stach den einen Diener nieder, der andere entfloh. An des Herzogs Schlafzimmer begegneten sie dem Mundschenk, der eben seinem Herrn in einer goldenen Schale Weizenbier zum Nachttrunk gebracht hatte. Man hieb ihn nieder und begann zugleich die verschlossene Thür einzuschlagen.

Wallenstein war durch dies Lärmen erwacht; er öffnete das Fenster und rief den Wachtposten. Der Blick nach Außen genügte, ihn seine Lage erkennen zu lassen und in demselben Augenblick stürzte auch die Thür ein. Als Deverour hereinstürmte, stand der Feldherr im Nachtgewand mitten im Zimmer an einen Tisch gelehnt.

„Bist Du da, Du Verräther des Kaisers und des Reichs?" rief Deverour, seine Partisane auf Wallenstein stoßend. „Jetzt mußt Du durch meine Hand sterben."

Der Herzog, seines Todes gewärtig, hatte die Brust entblößt und sank nach dem Partisanenstoß zusammen. Zeitgenossen behaupten, er habe vor dem Verscheiden noch Deverour gescholten und seine Sache und Unschuld der Gerechtigkeit des Kaisers empfohlen. Andere versichern, er habe gesagt, Gott würde ihn rächen und seine Feinde würden durch seinen Tod doch das erwünschte Glück nicht erreichen. Dagegen berichtet Carve, der Feldkaplan Deverour's, daß dieser einen Moment gewartet habe, um dem Herzog Zeit zu einem letzten Gebet zu gönnen, aber bald zugestoßen, da er kein Zeichen eines Gebetes oder zerknirschten Sinnes an ihm bemerkte.

Der Leichnam Wallenstein's wurde in einen rothen Teppich gewickelt, die Treppe hinabgeschleppt und in einem Wagen Leslie's nach dem Schlosse gebracht. Butler, Gordon und Leslie durchsuchten und versperrten inzwischen die Wohnung und bemächtigten sich in der Kanzlei des Herzogs der Schriften Kinsky's und Trcka's. Mehrere Offiziere und Diener Wallensteins und seiner ermordeten Vertrauten wurden noch in der Nacht verhaftet und zugleich ging ein Bericht über das Geschehene an Gallas, Piccolomini und den Kaiser, dann ein Rundschreiben an die Kommandanten der nächsten Posten und Garnisonen, in welchem letzteren „allen und jeden Ihrer kaiserlichen Majestät bestellten hohen und niederen Offizieren, wie auch dem sämmtlichen Kriegsvolk zu Roß und zu Fuß" bekannt gemacht wurde, „daß durch sonderliches Verhängniß und Schickung Gottes des Allmächtigen und Beistand der militairischen Exekution alle und jedwede Ihrer kaisertichen Majestät Pactionirte und Rebattanten gänzlich zu Nichte gemacht und vom Leben zum Tode gebracht wurden." Der Wallenstein'schen Verrathspläne wird zur Motivirung dabei wie etwas Allbekanntem gedacht und gesagt, „daß ja der ganzen Welt kundig, was vor vermeinte Tractaten zwischen Ihrer Majestät bestellten Generalissimo, dem Herzoge von Meklenburg, Friedland, Sagan und Großglogau, mit beiderseit Churfürsten von Sachsen und Brandenburg vorgenommen und wie schwerlich und hoch Ihrer kaiserlichen Majestät Dienst und Wohlfahrt hierunter präjudicirt und nicht allein Dero löbliche Armada, sondern Dero Erbkönigreich und Lande in äußerste Gefahr gestürzt und tradirt werden wollen."

Andern Tags nahmen Butler und Leslie die Garnison von Eger auf's Neue in Eid und Pflicht; gleich darauf reiste Leslie, der sich „am besten zu verstellen gewußt und fast das ganze Werk dirigirt", zum Generallieutenant Grafen von Gallas ab und dann sofort nach Wien. Auch Deverour fuhr noch am 26. Februar nach der Hauptstadt, um dem Kaiser persönlich Bericht abzustatten und seinen Lohn für die blutige That zu holen. Einige Tage später folgte auch der habsüchtige Oberst Butler dahin. Offiziere und Soldaten von Eger theilten sich in die Wagen, Pferde, Waffen, Kleider und das Geld der Ermordeten; doch wurde Mehreres für die kaiserliche Confiscationscommission aufbewahrt, z. B. die Feldsilberkammer des Herzogs und des Grafen Trcka, die erstere allein an tausend Mark werth.

Ottavio Piccolomini, der bei dem Sturz seines Feldherrn und Gönners zuvörderst seine leitende Hand im Spiele hatte, wollte sich sogar mit dem Blut der Gemordeten noch nicht begnügen; er dachte deren Leichen noch Entehrung zu, indem er sie nach Prag schicken und dort „an schimpflichen Orten" aussetzen wollte. Der Kaiser duldete dies jedoch nicht und bedeutete in einem Schreiben vom 6. März 1634 dem Grafen Gallas, „die todten Körper betreffend", er habe der Familie „des gewesenen von Friedland"

gnädigst bewilligt, „denselben, wo sie wolle, in der Stille zu begraben." „Die Andern aber, welche katholisch gewesen", verfügte der Kaiser, „können zu Eger an geweihten Orten, die Unkatholischen aber in der Vorstadt auf dem Kirchhof daselbst bestattet, und der Niemann seiner ungehaltenen Zunge halber unter das daselbst vorhandene Halsgericht der Uebelthäter eingegraben werden."

Als diese Weisung ankam, waren die Leichen nicht mehr in Eger, Gordon hatte für sie rohe Särge machen lassen, in welche sie in Leichenhemden gelegt worden. Man mußte den Leichnam des Herzogs dabei, weil er starr gefroren war, mit Gewalt in den Bretterkasten zwängen. Am 29. Februar brachte man die Särge nach Mies auf Ilo's Schloß; es waren ihrer neun. Mit dem Leichenconvoi escortirte man zugleich als Gefangenen den unheimlichen Herzog Albrecht von Sachsen-Lauenburg, der als Zwischenträger zwischen dem Friedländer und Herzog Bernhard von Weimar in der letzten Zeit besonders thätig gewesen war. Noch am 20. Februar war er zu Bernhard von Weimar gereist, um ihm mitzutheilen, wie der Herzog von Friedland nunmehr entschlossen sei, vom Kaiser abzufallen und darauf rechne, daß er, der Weimeraner, sich Pilsens und Eger mit seinem Kriegsvolk bemächtige. In der Nacht des 24. Februar noch ging ein Courier an den Lauenburger ab, der selber zu Wallenstein nach Eger wollte. Butler und Leslie wußte darum; mit Gordon zusammen beschlossen sie, dem Lauenburger einen Hinterhalt zu legen. So ward er auf seinem Wege nach Eger gefangen.

Graf Gallas ließ die Leichen vom Schlosse zu Mies in das dortige Minoritenkloster bis auf weitere Ordre übertragen. Nach Empfang des kaiserlichen Schreibens vom 6. März berichtete er vier Tage später nach Pilsen, er habe „nunmehr Dero allergnädigstem Befehl gemäß die Sepultur derselben angestellet", nur „des Friedländers wegen" werde noch gewartet, „bis sich desselben Freundschaft um die erlaubte Beisetzung desselben gemeldet." Die Beisetzung Wallensteins verzögerte sich jedoch noch um zwei Jahre. Erst 1636 ließ seine Wittwe Isabella Katharina, geborene Gräfin von Harrach den Leichnam ihres „herzallerliebsten Herrn und Gemahls" in die von ihm gestiftete Karthause Waldic bei Jiczin übertragen. Dort ruhte der Herzog von Friedland 149 Jahre an der Seite seiner ersten Gemahlin Lucretia Nekes von Landek, der Wittwe Wickows, deren reiche Mitgift den Grundstein seiner dann so jäh gestürzten Größe gelegt. Der schwedische Feldherr Baner ließ im Jahre 1639 die Gruft zu Waldic öffnen und nahm Wallenstein's Schädel und seinen rechten Arm mit fort. Die Karthäuser legten 1740 ihres Stifters Gebeine in einen neuen zinnernen Sarkophag, in dessen Inschrift man das Wortspiel las: Egre fatis cessit aegre.*) Als die Karthause Waldic aufgehoben ward, erlaubte Joseph II. im Jahre 1785 dem Grafen Vincenz von Waldstein-Wartemberg, die Reste des Friedländers in die Anna-Kapelle zu Münchengrätz feierlich zu übertragen. Dort ist die Grabstätte noch heut. Die Egerer Burg ist eine Ruine geworden und Gras wächst in den offenen Räumen, in denen 1634 das Blut der Schwäger und Freunde von Waldstein, dem großen Kriegsfürsten, floß.

*) Dem Schicksal von Eger konnte er nicht entgehen.

Ein Spekulant.

Novelle von Hermann Trendel.

Es war ein feuchter Novemberabend. Ein scharfer Nord-Ostwind heulte und knarrte in den entlaubten Bäumen und Sträuchern. Unheimlich rauschten die dürren Blätter, die sich nach allen Seiten hin kreisend emporhoben. Am Himmel jagten dunkle Wolkenmassen unaufhaltsam vorüber und nur zuweilen schimmerte die Sichel des Neumondes hindurch. Dann beleuchtete sie eine Frauengestalt, die tief in einen Mantel gehüllt, gesenkten Kopfes einsam in der Allee dahinschritt. — Von fern her ertönte plötzlich die Doppelglocke des Eisenbahntelegraphen, allmählig kam der lebenkündende Klang näher und endlich erscholl das Signal auf dem rechter Hand liegenden Bahnhof, dessen Gehöft nur durch ein kleines, sumpfiges Gewässer von der Allee getrennt wurde. Die Gestalt hatte bei dem Signal rasch den Kopf emporgehoben und indem sie den Schleier zurückschlug, sah sie wie ein rothes Laternchen am Telegraphen emporkletterte. Jetzt warf auch der Mond einen vollen Strahl auf ihr Antlitz — ein schönes, edles Oval eines Mädchengesichts, aus dem zwei sehnsüchtige Augen klug und leuchtend wie zwei Sterne hervorblicken. Ihr Gang drückt jetzt eine erwartende Unruhe aus und sie nähert sich mehr dem Ausgange der Allee, die in eine links nach dem Bahnhofe führende Straße mündet. Ein donnerndes Dröhnen ertönt secundenlang: der heraneilende Eisenbahnzug braust über die Brücke, die kurz vor der Station über den Fluß führt. Ein gellender Pfiff fährt durch die Luft und bald lassen sich die feurigen Augen des Dampfrosses erkennen, das keuchend die Wagenkette in den Bahnhof zieht. Das Mädchen ist unterdessen bis in die Straße gegangen. Der Zug steht. Die Coupés werden geöffnet und die Straße ist belebt, die die Angekom-

menen verfolgen müssen, um in die Stadt zu gelangen. Das Mädchen geht mit dem Menschenstrome bis wo sich die Allee abzweigt. Dort wendet sie scheinbar absichtslos um, jeden ihr Begegnenden mit forschenden Blicken betrachtend. Einen aber sieht sie nicht, und dieser, ein dem Anschein nach junger Mann, wendet sich kurz hinter ihr um und folgt ihr aus einiger Entfernung. — Die Straße ist wieder leer, nur noch wenige Menschen kommen dahergegangen. Von Neuem ertönt das Signal und weiter von dannen braust der Zug. Mehr und mehr hastig geht das Mädchen. Sie betritt den Perron, aber vergebens suchen die erregten Blicke nach dem — der nicht gekommen ist. Zögernd wendet sie um, gesenkten Kopfes auf dem gekommenen Wege zurückkehrend. —

„Guten Abend, mein Fräulein!" grüßte plötzlich die angenehme Stimme des jungen Mannes, der ihr jetzt, wie zufällig entgegen kam.

„Ah — Herr Schlick!" lispelte das Mädchen, seinen Gang einen Augenblick unterbrechend, indem es den Kopf erschrocken emporwarf.

„Haben Sie sich bei diesem abscheulichen Wetter herausgewagt?" sagte schmeichelnd der junge Mann.

„Haben Sie einen Brief?' fragte das Mädchen dringend, hastig.

„Einen Brief — von Günther?"

„Von wem sonst?"

„Nein — haben Sie ihn erwartet, Fräulein?"

„Wieso wissen Sie das?"

„Ich meine — ich meine — einen Brief," fuhr er sich verbessernd fort.

„Allerdings!" antwortete das Mädchen kurz, befremdet.

„Ja — es thut mir ungemein leid — ungemein; denn ich weiß, ich erfreue Sie — und wie gern erfreu' ich Sie, Fräulein! — — Er ist recht lange nicht hier gewesen!" setzte er nach einem Weilchen gedehnt hinzu. Das Mädchen antwortete nicht. „Aber die Allee ist so entsetzlich finster — ich glaube, Sie könnten meines Arm's benöthigt sein!" fuhr er in beinahe unbehaglichem Tone fort.

„Sie gehen mit zu uns?" fragte das Mädchen ausweichend.

„Ja, ja! — Ihr Herr Vater wird mich gewiß schon gestern erwartet haben. — Aber ich war mit Briefschreiben beschäftigt — es giebt jetzt im Geschäft so viel zu thun — wir haben Lieferungen nach Italien, für den italienischen Feldzug — Garibaldi wird siegen. —" Der junge Mann schien offenbar in Verlegenheit zu sein. Er wollte auf jeden Fall ein Gespräch anknüpfen, aber das Mädchen schwieg und auch er schien es jetzt für gerathen zu halten zu schweigen. — Unterdessen waren die Beiden bis über die Mitte der Allee neben einander hergegangen und sie mußten jetzt links querfeldein gehen, um nach einem in dieser Richtung gelegenen Gebäude zu gelangen, dessen erleuchtete Fenster Lichtstrahlen in die Finsterniß warfen. Jetzt stiegen sie die Treppe hinauf. Ein Corridor führte geradeaus in ein Zimmer in welches das Mädchen den jungen Mann zu treten nöthigte, während sie selbst durch eine Thür links in einen andern Theil der Wohnung ihrer Eltern trat.

„Gehorsamer Diener, Herr Sommer!" grüßte eintretend der junge Mann.

„Guten Abend, Herr Schlick!" erwiderte tonlos der Hausherr, seinen Sturmschritt unterbrechend, mit dem er bis jetzt das Zimmer durchmessen hatte. Den jungen Mann schien die Begrüßung und das finstere Aussehen des Herrn Sommer zu befremden, um so mehr als er dachte, daß man seinen Besuch würde erwartet haben. Ein Stillschweigen von einigen Augenblicken folgte.

„Ich komme wohl ungelegen heut?" fragte er dann mit prüfendem Blick.

„O nein, nein!" warf der Angeredete kurz hin, wieder einige Schritte thuend.

„Sie machen ein so verdrießliches Gesicht. —"

„Ja — ich habe wieder Aerger gehabt. Das scheint jetzt hier an der Tagesordnung zu sein."

„Doch nicht —"

„Ja eben deshalb!" unterbrach Sommer schnell, die Gedanken Schlicks errathend. „Ich glaube wahrhaftig meine Frau ist mehr auf den Menschen versessen, als das Mädchen selbst!"

„So — so — — Ist es Ihnen immer noch nicht gelungen, sie für mich zu stimmen?"

„Nein! — Indessen das soll sich ganz gleich bleiben: ich bin hier Herr im Hause — ich habe zu bestimmen!" betonte Sommer stark.

„Hm — aber mehr als Fräulein Hedwig — das dürfte fraglich sein," sagte Schlick mit einem eigenthümlichen Accent.

„Was wollen Sie damit sagen?" stutzte der Alte die Hände auf dem Rücken, vor Schlick stehen bleibend.

„Fräulein Hedwig ist heut Abend aus gewesen. —"

„Sie ist wohl noch nicht zu Hause."

„Doch, — sie ist mit mir gekommen — ich traf sie in der Nähe des Bahnhofes."

„Gestern war sie auch fort — das gab eben Veranlassung zum Streit."

„Ja, ja — da wird es wohl richtig sein."

„Wie denn?" stieß Sommer gespannt hervor.

„Sie giebt sich wohl schon seit längerer Zeit ein Rendezvous mit Günther in der Allee variirend, an einem Tage der Woche, zumeist, wie es scheint, an Donnerstagen. —"

„Sehen Sie da! das wäre! — Donnerstags — — ja, ja! das stimmt, das stimmt! — Woher wissen Sie das? Wissen Sie das bestimmt?"

„Ganz sicher! Ich habe sie gestern dort gesehen und auch heut."

„Das ist ja recht hübsch! hm — aber das soll wohl aufhören, lassen Sie's gut sein — das soll wohl aufhören!" Der Alte ging wieder einige Mal

im Zimmer auf und ab, während Schlicks Blicke stechend auf ihm ruhten. Jetzt trat Sommer wieder zu ihm. Wir wollen das Ding vorläufig ruhen lassen: — Was machen denn unsere Geschäfte?" sagte er halblaut zu dem jungen Mann. „Warten Sie!" schnitt er ihm die Antwort ab, „wir wollen dahinein gehen." Damit traten die beiden Männer in ein rechts anstoßendes Zimmer, die Thür hinter sich schließend.

Unterdessen saßen Mutter und Tochter im Hinterzimmer. Hedwig schien tief bewegt. Dann und wann rannen große Thränen über ihre Wangen, in raschen Schlägen hämmerte ihr Herz. Die Mutter befürchtete die Herzkrämpfe, an denen die Tochter vor zwei Monaten bis auf den Tod krank darnieder lag, möchten sich wiederholen; denn die Aerzte hatten vor jeder Aufregung gewarnt, wenn sich das Uebel nicht wiederholen und im günstigsten Falle in Permanenz ausarten oder gar den Tod zur Folge haben sollte. Hedwig hatte bei ihrem Eintritt die Mutter in trüber Stimmung getroffen und ihre Angst gipfelte sich mehr und mehr als sie erfuhr, daß sie, oder vielmehr ihre Liebe, wiederum die Veranlassung zu dem Zerwürfniß der Eltern gewesen war. Der Vater hatte nach ihr gefragt, da war Eins zum Andern und schließlich war es zum Streite gekommen; denn er war seit einiger Zeit entschieden gegen das Verhältniß Hedwigs zu Günther aufgetreten.

„Aber wo bist Du auch gewesen?" fragte die Mutter mit leisem Vorwurf. „Warst Du in der Stadt?" setzte sie in zweifelhaftem Tone hinzu. Das Mädchen vermochte nicht sogleich zu antworten. Ihre Phantasie war eifrig bemüht, die grauenvollsten Bilder vor ihre Seele zu bringen. Ein Wirrsal des Schmerzes that sich auf vor ihren Blicken, von allen Seiten schienen sich Dornen in ihr Herz zu drücken — es wollte schier zerspringen. Die steigende Angst löste ihre Zunge und mit bebender Lippe beichtete sie der Mutter. Sie hatte sich mit dem Geliebten allwöchentlich ein Mal in der wenig besuchten Allee begrüßt, und dieser wollte nun auch nicht eher wieder in's Haus kommen, bis er sich dem Vater als ein ganzer Mann präsentiren könne, bis er das medicinische Staatsexamen hinter sich habe. Hedwig hatte nicht Wind und Wetter gescheut, den Geliebten zur bestimmten abendlichen Stunde zu erwarten, in seiner Nähe blühte das Leben in ihr und um sie im wonnevollsten Glanze. Aber nun hatte sie seit länger als 14 Tagen nichts von ihm gehört. In der vorigen Woche war sie vergeblich hinausgegangen und sie hatte ihm denn geschrieben, daß sie ihn in der nächsten, als gestern, bestimmt erwarte. Er war nicht gekommen. Und nun war sie auch noch heut in die Allee gegangen — und wieder vergeblich. Aber er hatte auch nicht einmal geschrieben, kein Lebenszeichen von ihm, keine Antwort auf ihre Briefe war gekommen.

„Geschrieben?" wiederholte Frau Sommer, der die Enthüllungen Hedwigs bis dahin nicht gerade unerwartet gekommen zu sein schienen, „geschrieben hat er Dir auch? Aber wohin denn?"

„Du siehst mich so erwartungsvoll an, Mutter — Du erräthst die Antwort? — durch Schlick habe ich den Brief bekommen —"

„Aber bist du närrisch, Mädchen? Wie konntest Du das?"

„Ich weiß es selbst nicht. Aber Du weißt, wie der Mensch anfänglich auch uns gefiel — er war ein Freund Karl's — er bot sich mir an — ich freute mich — ich hielt seine Vermittelung für eine recht gute — gute — Mutter — sie stockte plötzlich. Ein ängstliches Stöhnen drang aus ihrer Brust hervor. Krampfhaft preßte sie beide Hände an ihr Herz.

„Um Gotteswillen — mein Kind!" Erschrocken sprang ihr die Mutter bei.

„Mein Herz — Luft —" stieß sie stöhnend hervor und lautaufweinend sank sie in die Arme der Mutter. „Sophie die Tropfen! oben in der Stube — schnell!" Hastig entblößte die Mutter die Brust der Tochter. Auf und nieder wogte die Brust. Hörbar laut hämmerte das Herz. „Sei still, meine Hedwig, sei still! nimm die Tropfen!" Der Anfall schien diesmal vorübergehend zu sein, und als sie die Mutter in's Bett gebracht hatte, wurde sie allmählig wieder ruhig und versank in einen festen, tiefen Schlaf. Die besorgte Mutter wachte an ihrem Bette.

Von dem Allen hatte Herr Sommer nichts vernommen. Er saß im eifrigsten Gespräch mit Schlick im vorderen Zimmer, und als sich dieser endlich verabschiedete, begab er sich sogleich zur Ruhe.

Vor zwei Jahren noch war Louis Schlick ein Commilitone Carl Günthers: er studirte wie dieser Medicin. Jetzt war er Disponent in dem ersten Comptoir der Stadt. Er hatte die gelehrte Laufbahn vertauscht mit der eines Kaufmanns, und im Besitz einer gediegenen Bildung und vielseitiger geistiger Begabung war er hier schnell vorwärts gekommen. Nicht viel über ein halbes Jahr war er in seinem gegenwärtigen Engagement, aber er besaß schon das volle Vertrauen und Wohlwollen seines Chefs und außer Einem waren ihm alle Mitthätigen des Geschäfts zugethan. Und wie er im geschäftlichen Leben allen ihm gestellten Anforderungen in jeder Weise zu genügen verstand, so wußte er auch in der Gesellschaft zu imponiren, und er imponirte überall, wohlgeübt, sich von seiner glänzendsten Außenseite und als ein vollendeter Weltmann zu zeigen. Dabei unterstützte ihn sein angenehmes Aeußere, das er durch seine, abgerundete Manieren und durch eine stets bereite und doch nie demüthige Geschmeidigkeit nur noch mehr hervorzukehren wußte. — Die Familie Sommer hatte er erst im Herbst auf einem letzten Ausfluge in's Freie kennen gelernt, und sich dabei zugleich mit seinem früheren Studiencollegen Carl

Günther auf's Neue begrüßt. Der Einladung des Hausherrn, ihn zu besuchen, hatte er bald Folge geleistet, und wie ihn die Eltern freundlich bewillkommneten, so sah ihn auch Hedwig anfänglich gern. Er war ja ein Freund ihres Carl! In der unbefangensten und absichtlosesten Freundschaft hatte er sich dem Mädchen gezeigt, und als er dann nach und nach merkte, daß der Vater nicht sehr die Liebe Hedwigs zu Günther begünstigte, schien er der Braut eine so große Theilnahme zu bezeugen, daß sie ihm, arglos wie sie war, ihr Vertrauen schenkte und sein Anerbieten, Briefe von Günther durch ihn zu empfangen, hoch erfreut annahm. So kam er häufig in das Sommersche Haus, und in dem Grade als er seine Besuche wiederholte, stieg er in dem Wohlwollen des Hausherrn. Seit vier Wochen war er sogar fast täglich gekommen — aber seitdem hatten die Frauen des Hauses mehr und mehr aufgehört ihn gern zu sehen. Aus den geheimen Unterredungen, die er jetzt häufig mit dem Vater hatte, schöpften sie einen gewissen Verdacht, um so mehr, als dieser bisher nie direct gegen das Verlöbniß der Tochter aufgetreten war. Diese konnte eine offene Abneigung gegen Schlick kaum mehr unterdrücken und sie hätte ihren Carl gewiß längst gebeten nicht mehr durch ihn Briefe an sie gelangen zu lassen, hätte sie ihn jetzt nicht fürchten zu müssen geglaubt. Daß die Sachen so standen, wußte Schlick sehr wohl, aber er wußte auch, wie er mit dem Herrn Sommer stand, und er kam nach wie vor.

Ein Mann, wie es schien dem Arbeiterstande angehörig, wartete schon seit einer Stunde vor seinem Hause. Endlich sah er ihn im Zwielichte einer Gaslaterne, gesenkten Kopfes, über den Damm daherkommen. Schlick schien sehr mit seinen Gedanken beschäftigt; denn er bemerkte den ihm wohlbekannten Arbeiter nicht eher, als bis dieser ihn anredete.

„Guten Abend, Herr Buchhalter!"

„Was tausend, so spät?" fuhr Schlick empor.

„Na, ich warte schon seit einer Stunde — ich wollte doch den weiten Weg nicht umsonst gemacht haben. Ich bringe" — dabei deutete der Mann auf ein in der Hausthürecke liegendes Bündel.

„Da kommen Sie! Ich hatte Sie übrigens erst morgen erwartet."

„Ich brauche Geld, wir haben uns 'rangehalten", sagte der Mann, indem er sein Bündel nahm und dem Buchhalter in's Haus folgte. Sie traten in sein Zimmer. Der Arbeiter schnürte das Bündel auf und legte den Inhalt frei. Es waren Säbelkoppeln in den Farben der italienischen Tricolore.

„Nun, sind das Alle?" fragte Schlick, dieses und jenes Exemplar mit flüchtigen Blicken prüfend.

„Richtige Tausend, Herr Buchhalter! Meine Frau hat zweimal nachgezählt — Sie können sich drauf verlassen!" betheuerte der Mann.

„Nun ja — ich verlasse mich auf Sie: es bleibt vorläufig Alles unter uns."

„I — man ist doch nicht dumm, Herr Buchhalter!" sagte der Mann mit pfiffigem Lächeln.

„Ich will nicht, daß mein Chef davon erfährt — Sie wissen wohl —"

„Ich weiß ja Alles —"

„Wenn ich erst mein eignes Geschäft habe, sollen Sie bei mir eine feste Stellung haben."

„Soll mir Freude machen, Herr Buchhalter — vertragen werden wir uns schon!" dankte der Mann mit einer steifen Verbeugung. Indem zählte Schlick dem Mann Geld auf den Tisch, das dieser vergnügt einstrich.

„Wenn Sie wieder was haben — gute Nacht, Herr Buchhalter!"

Im nächsten Augenblicke ist Schlick in seinem Zimmer allein. Er schnürt das Bündel wieder zusammen und legt es auf die Erde. Dann bemerkt er auf dem Tische einen Brief. Seine Blicke verrathen, daß er den Absender kennt. Ein höhnisches Lächeln spielt um seinen Mund. Er bricht das Couvert, aber dann hält er einen Brief in der Hand, dessen Adresse: „Fräulein Hedwig Sommer" lautet. Prüfend und von allen Seiten hineinblickend hält er ihn gegen das Licht, dann sagt er zu sich selbst: „Diesen muß ich ihr denn doch wohl geben! — Hm, das Experiment hat meine Erwartung getäuscht: sie scheint doch sehr an ihm zu hangen, sie schien ja ganz bestürzt, als ich ihr keinen Brief brachte — — hm, ich möchte aber auch wissen, was in diesem steht — so kann man nichts entziffern." Er setzt sich an seinen Schreibtisch — ein leises Knittern — und seine geschickte Hand zieht ein Blatt aus dem Couvert, ohne das Siegel verletzt zu haben. „So!" Er liest:

„Meine herzliebste Hedwig!

Was ist denn wieder vorgefallen? Hast Du meinen Brief nicht erhalten? Ich habe Dir ja geschrieben, daß ich in dieser Woche auch nicht kommen könne. Ich stehe dicht vor dem Examen und glaube, wenn ich Dich wieder an mein Herz drücke, habe ich es hinter mir und bin ein ganzer Mann. Freue Dich, mein Herz! Solltest Du den Brief nicht erhalten haben? Das wäre mir unbegreiflich. Du sprichst auch diesmal wieder in so eigner Weise über Schlick, Du drückst Dich nicht klar aus, aber ich kann nicht glauben, daß er irgend wie etwas im Schilde führt. Du irrst Dich wohl. Freilich seid ihr Frauen mit einem eignen Scharfblick begabt und Deine Mittheilungen nehmen mich Wunder; allein beruhige Dich, mein Kind, und denke nur an mich und Deine Liebe. In den nächsten Tagen komme ich, wenn? kann ich aber nicht bestimmen. Begnüge Dich diesmal mit diesen wenigen Zeilen. In die Allee geh nicht mehr, ich komme zu Dir in's Haus. Schönen Gruß für die Mutter

und das Grüßbare, den schönsten Dir. Leb herzlich wohl, mein Herz, und denke nur an mich.

Unwandelbar

Berlin, den 10. Novbr. 1858. Dein Carl."

Ein Zucken glitt über das Gesicht Schlick's. Er ließ das Blatt sinken und starrte einen Augenblick vor sich hin. Beschämte ihn das arglose, herzliche Vertrauen, das aus dem Briefe des Freundes sprach? Doch nur einige Augenblicke. In der nächsten Minute zeigte sein Gesicht wieder die ruhige, kalte Miene, er schien geübt in solchen Dingen. Das Blatt wieder zusammenfaltend, schloß er es in das Couvert, ohne daß ein unbefangener Blick eine Gewaltthätigkeit an dem Briefe hätte entdecken können. — Der Wächter pfiff schon die zweite Stunde und noch hörte man seine Feder kritzelnd über das Papier gleiten. Ein Brief lag schon fertig couvertirt vor ihm. Die Adresse lautete: „Herrn Guido Salvati. Triest. Anbei ein Colli sign.: H. G. S. Triest."

Am andern Morgen saßen die beiden Gatten beim Kaffee stumm neben einander. „Wo ist denn Hedwig?" unterbrach Sommer das Schweigen in gepreßtem Tone.

„Sie ist krank."

„Krank? so. — Ja das kommt davon, wenn sie bei dem Wetter — — wo ist sie denn überhaupt gestern gewesen?" fuhr er plötzlich sich eines Andern besinnend schnell fort. Ueber das Gesicht der Frau Sommer glitt es wie ein Schatten. Dann antwortete sie etwas betroffen: „Sie hat Geschäfte in der Stadt gehabt."

„Geschäfte? so", lachte der Hausherr ironisch. „Geschäfte — schäme Dich doch Deine Tochter beim Lügen zu unterstützen", setzte er bitter hinzu, „ein Rendezvous hat sie sich mit dem Günther in der Allee gegeben — oder geben wollen! — Erschrick nur — ich weiß Alles! Und das kann eine Mutter zugeben, unterstützen — eine Mutter!" Er war aufgestanden und ging im Zimmer auf und ab.

„Ich weiß sehr wohl, was ich gethan habe und was ich thun kann, aber Du hast kein Recht, Dich der Liebe, dem Glück Deiner Tochter hindernd in den Weg zu stellen", entgegnete sie mit dem vollen Ausdruck ihrer Frauenwürde.

„Hast Du denn gar kein Nachdenken? Was werden nur die Leute davon denken, die das Mädchen da gesehen haben! Wenn Dir nichts an unserm und unserer Tochter Ruf gelegen ist, da will ich Dir zeigen, daß ich noch etwas darauf gebe!"

„Ich muß Dich bitten, Dich zu mäßigen. Wenn hier überhaupt von einem Untergraben des Rufs die Rede sein kann, so hast Du Dir diese Möglichkeit allein zuzuschreiben. Du zwingst das Mädchen dazu — Du willst hintergangen sein! — Wenn Hedwig die Leute in Begleitung Günthers sehen, so wissen sie, daß sie seine verlobte Braut ist —"

„Ja — gewesen ist!" unterbrach Sommer heftig. „Ich wünsche jetzt, daß die Geschichte aufhört!"

„Darf man denn fragen warum?"

„Warum? Ich will's! das mag Dir genug sein."

„Du wirst erlauben, daß ich als Mutter auch eine Stimme habe! Hedwig wird den Schlick nicht heirathen!" entgegnete Frau Sommer mit einer Bestimmtheit, die einschüchtern konnte. Er warf ihr einen fast höhnenden Blick zu, dann antwortete er ebenso: „Ereifere Dich nicht gar zu sehr!" Ein Augenblick des Stillschweigens folgte. Jetzt trat er nahe zu ihr heran. „Was ist denn ein Arzt ohne Vermögen?" —

„Dasselbe was ein jeder rechtschaffene, thatkräftige Mann ist, gleichviel ob arm oder reich!"

„Ja — gar nichts, rein gar nichts ist das! Ein armer Arzt ohne Praxis, auch mit Praxis, ist das Erbärmlichste, was ich kenne! Was nutzt da alle Gelehrsamkeit, das ist ein todtes Kapital, das keine Zinsen bringt — und von den Zinsen lebt der Mensch bekanntlich."

„Von den Zinsen seiner Arbeit — ja!" unterbrach Frau Sommer empört.

„Ein Arzt vor allen Andern muß Vermögen haben — aber ich kann meiner Tochter nicht so viel mitgeben, daß sie mit ihrem Mann davon leben kann. Dazu habe ich auch gar keine Lust!"

„Aber, lieber Theodor, Hedwig liebt ja nicht den Arzt, sie liebt ja nur Günther!" sagte Frau Sommer in nachgiebig mildem Tone.

„Ei was — liebt, liebt! Man heirathet heut zu Tage zuerst, um gut und bequem leben zu können, und dann erst um sich zu lieben! Das ist die Vernunft von heute!" erwiderte er trocken.

„Aber, lieber Theodor, bist Du das wirklich, den ich so sprechen höre?" entgegnete Frau Sommer außer sich. „Kannst Du denn mehr wollen als Dein Kind glücklich sehen!"

„Ich bitte Dich — sei still mit diesem Geschwätz!" gebot Sommer streng.

„Du wirst meine Tochter nicht zwingen wollen — Du wirst ihrem Herzen freien Lauf lassen — ich kenne die Pflichten der Gattin und Mutter!" Sie richtete sich mit diesen Worten, in denen sich die ganze edle Festigkeit ihres Charakters aussprach, starr in die Höhe.

„Sie wird Herrn Schlick heirathen, das ist ein praktischer, reeller Mensch. — Da siehst Du's ja, daß ich Recht habe: ist er nicht auch Mediciner gewesen?"

„Ich will den Menschen nicht für meine Tochter: einmal liebt sie ihn nicht und dann gefällt er mir durchaus nicht —"

„Mir sehr, so sehr, daß ich ihm — damit Du's weißt — schon mehrere hundert Thaler gegeben habe!"

„Ist das Dein Ernst?“ fragte Frau Sommer erstaunt.

„Ich spaße nicht. Wir werden zusammen ein Geschäft eröffnen. Wenn ich da mein Geld hineinstecke, da weiß ich, rentirt es sich!“

„Wenn Du's nur nicht bereuest!“

„Sprich nicht so fatal — rufe doch mal Hedwig!“

„Um Gotteswillen, willst Du sie tödten! Sie hat gestern Abend wieder einen Anfall ihrer Herzkrämpfe gehabt! Du darfst ihr nicht ein Wort sagen, die geringste Aufregung muß bei ihr vermieden werden. Aber, lieber Theodor, wie kannst Du so herzlos sein! hörst Du, versprich es mir, ihr nichts zu sagen.“

Frau Sommer war dicht an ihn herangetreten. Er stand am Fenster und starrte ins Weite. —

Unterdessen saß Hedwig, dicht in ein Tuch gehüllt, am Fenster in ihrem im zweiten Stock des Hauses — das die Familie Sommer allein bewohnte — gelegenen Erkerstübchen. Bleich und gesenkten Kopfes, mit untergeschlagenen Armen, starrte sie vor sich hin, regungslos wie ein Bild von Marmor. Sonst saß sie hier oftmals stundenlang, während ihre Blicke sehnsüchtig in die Ferne schweiften. Dort konnte sie bei klarem Wetter die weißen Giebel der Hauptstadt aufsteigen sehen. Die Fensterscheiben und die Spitzen der Kirchthürme glitzerten im Sonnenstrahle so freundlich, und lächelnd nickte das blonde Köpfchen, die goldenen Grüße erwidernd. Diese mußten ja von dem Geliebten kommen, der dort weilte. Und sie sah und sah länger, und immer heller leuchteten die blauen Sterne. Dann schloß sie die seidnen Wimpern, sich in den Stuhl zurücklehnend und ihr war als höre sie seine Stimme, und leise flüsterten die Lippen seinen Namen. — Sie war so glücklich in ihrer Sehnsucht; denn alles reine, echte Glück dieser Welt, alle Freundschaft, alle Liebe — nur eine ewige Sehnsucht ist es. Sie ist die Gnade des Himmels, der Segen der Menschenbrust, der Urquell alles Lebens. —

Aber heut war Alles todt in ihr, todt wie der Anger und das Feld unter ihrem Fenster. In nebelichter Ferne liegt die Stadt, und unklar nur und verhüllt sieht sie das Bild des Geliebten vor ihrer Seele. Hätte sie jetzt nur weinen können! Wäre ihr Schmerz nur lebendig geworden! Aber der Krankheitsanfall hatte eine Stumpfheit über sie gebracht und die traurigen Verhältnisse in ihrem Hause erhielten sie darin, wie liebevoll auch die Mutter war. Was hilft alles Trösten, wenn man nicht weinen kann! — Da öffnet sich die Thür. Hedwig fährt empor, wie aus einem schweren Traum.

„Herr Schlick schickt den Brief — er läßt grüßen!“ sagte Sophie heimlich. Wie eine dunkle Wolke auf einen Augenblick die Frühlingslandschaft verdunkelt, also glitt ein herber Zug über das edle Antlitz Hedwigs, das bei dem „Brief“ neues Leben lächelte.

Wie heißt der Zauberer, der plötzlich ihrer Seele ein Paradies enthüllte? Mit einem Tropfen Freude läßt sich der Schmerz vieler Wochen und Monde abwaschen. —

Zwei Tage waren seitdem vergangen. Auf der Sommerschen Familie lag es wie ein Bann. Nur in dem Herzen Hedwigs war es helle, drinnen hatte die Liebe wiederum ihre Leuchten angezündet, die um so goldiger strahlten, je schlimmer das Wetter der Verhältnisse drohte. Die sorgende Mutter hatte die Tochter gewahrt vor einem Alleinsein mit dem Vater, und diesen hatte sie warnend gebeten, das Mädchen zu schonen, vorläufig wenigstens. Herr Sommer hatte sich auch stillschweigend begeben, indessen stand sein Vorsatz fest. Gewissermaßen war er in der Gewalt Schlick's, um so mehr, als er dachte, durch dessen Speculationen „hübsches Geld“ zu verdienen. Heut am Sonntage kam der väterliche Schwiegersohn schon am Nachmittage. Herr Sommer empfing ihn freundlicher denn je, er war froh Jemand in seinem Hause zu sehen, mit dem er sprechen mochte und konnte. Wie gewöhnlich begaben sich die Beiden in das andere Zimmer.

„Nun, wie steht's?“ fragte Herr Sommer, „ist noch keine Nachricht da?“

„Doch — und mehr!“ erwiderte Schlick. „Aber erlauben Sie — wie steht es mit Hedwig?“

Die Brauen des Vaters verfinsterten sich und mit einer verlegenen Bewegung antwortete er: „Ich will Ihnen sagen: Heute und morgen darf ich dem Mädchen nicht kommen. Sie ist leicht zu Herzkrämpfen geneigt, erst am Donnerstage hat sie wieder einen Anfall gehabt, wahrscheinlich in Folge von Erkältung in der Allee. Wir warten noch einige Tage.“

„Wenn nur Günther —“ unterbrach Schlick hastig.

„Ei was! Sie sehen, der kommt nicht mehr;“ schnitt ihm der Hausherr das Wort ab, „und daß keine Zusammenkunft in der Allee wieder stattfindet, dafür sorge ich. Das glauben Sie?“

„Was meint denn Frau Sommer?“

„Wir wollen dies Thema jetzt fallen lassen“, entgegnete Sommer fast unwillig, indem er seine Halsbinde rückte, „meine Frau wird nichts meinen!“ setzte er hinzu. Damit stand er auf und durchmaß einige Male das Zimmer. Die entschiedene Parteinahme der Hausfrau für die Tochter mochte ihm im Augenblick recht klar vor die Seele treten, und er meinte, daß sich Hedwig gewiß nicht weigern würde, nach seinem Wunsche zu handeln, wenn sie eben nicht in der Mutter eine Stütze fände. Jetzt setzte er sich wieder zu Schlick, der finster vor sich hinstarrte.

„Sie sind ja so nachdenklich“, unterbrach Sommer das minutenlange Schweigen. Schlick schreckte empor.

„Nachdenklich“, wiederholte er gedehnt, „ich denke eben“ —

„Ja so, wie steht's denn?“ fragte der Hausherr hastig, seinen Stuhl rückend.

„Hier ist ein Auftrag von dem Triester Hause.“ Damit reichte Schlick Sommer einen Brief.

„Den Teufel auch — das ist ja bedeutend!“ staunte dieser, nachdem er gelesen. „Wieviel werden wir da hineinstecken müssen?“

„500 Thaler möchten wohl kaum ausreichen, und —“

Ein Klinken der Thür unterbrach Schlick in seiner Antwort. Hedwig trat ein. „Guten Tag — Du entschuldigst, Vater, daß ich störe,“ sagte sie kurz, sicher. Sommer stutzte. Schlick sprang auf und wollte ihr zum Gruße die Hand reichen, sie wehrte ab. Dann sagte sie bestimmt: „Ich komme, um Sie liche Weise benutzt und gemißbraucht. — Sie gedachten ihn zu verdrängen, um mich für Sie zu stimmen. — Sie benutzen ferner das Wohlwollen meines lieben Vaters und ich glaube, Sie mißbrauchen es auch! Doch meine Mutter und ich haben Sie sehr wohl erkannt. — Ihr Bemühen wird durchaus vergeblich sein, glauben Sie das! Und Dich, lieber Vater, wandte sie sich an Herrn Sommer, Dich bitte ich herzlich, flehentlich, von mir nicht zu verlangen, daß ich von meinem Carl lasse! Nur Ein Mal konnt' ich mein Herz verschenken und es ist fest und treu — verkaufen kann ich es nicht! Zwingst Du mich, so machst Du mich unglücklich, mein Leben lang — und



Das Wiedersehen Carl's und Hedwig's.

in Gegenwart meines Vaters zu fragen, weshalb Sie mir den vorigen Brief meines Bräutigam vorenthalten haben? — Sie haben ihn bekommen!“ fuhr sie schnell fort, Schlick's Verlegenheit bemerkend, „ich weiß es!“

„Mein Fräulein, ich begreife nicht — was muthen Sie mir zu?“ erwiderte Schlick, scheinbar entrüstet, mit etwas schwerer Zunge.

„Wenn Sie erlauben — nichts Gutes, mein Herr!“ Schlick entfärbte sich. „Ich weiß wohl, wie es kam, daß wir uns in der Allee trafen! Am ersten Abend sah ich Sie auch, nur gelang es Ihnen nicht, mir nahe zu kommen! Sie haben das Vertrauen, das Ihnen Herr Günther und ich schenkten, auf abscheu- das — das wird mein lieber Vater nicht wollen!“ — Ihre Kräfte hatten gerade ausgereicht. Wankend verließ sie das Zimmer, in das anstoßende zurücktretend. Dort sank sie erschöpft auf dem Sopha nieder. — Den beiden Männern war diese Scene ganz unerwartet gekommen, sprachlos und unbeweglich standen sie sich jetzt gegenüber. Keiner mochte das spannende Schweigen zuerst unterbrechen, der Eine sah in dem Andern seinen Erlöser. Endlich hub Sommer an, indem er einen Schritt vorwärts that. „Aber sagen Sie, Herr Schlick, was soll ich davon denken! Sie haben die Correspondenz vermittelt, Sie, und“ —

In diesem Augenblicke ertönte im Nebenzimmer

der Ruf: „Hedwig, meine Hedwig, was ist Dir!" Es war die Stimme Günthers. So eben war er gekommen mit froher, beglückender Botschaft, in der besten Erwartung — aber da lag die Braut und der halbgebrochene Blick erkannte ihn nicht. Er kniete vor ihr nieder und bedeckte mit Küssen ihre Hand, allein sie blieb regungslos und nur immer lauter, mächtiger hob sich die Brust. Der Anfall schien sich zu wiederholen. Bestürzt eilte die Mutter herbei,



Die Entlarvung Schlick's.

und jetzt traten auch der Vater und Schlick in das Zimmer. Dieser definirte ihm auf seine Weise mit vieler Geläufigkeit, wie er dazu gekommen, Briefe zu vermitteln, allein dem Hausherrn mochten seine Gründe nicht sehr behagen. — —

Eine Stunde später stand Schlick am Fenster in seiner Wohnung. Finster rollend starrten seine Blicke und zuweilen fuhr ein Zucken durch sein Gesicht. Ein Klopfen an der Thür schreckte ihn auf. „Herein!" Ein bejahrter Mann trat ein. Es war der Hausdiener seines Chefs. „Ich soll eine Empfehlung bestellen von dem Herrn Mathees und er läßt Sie bitten, zu ihm zu kommen", sagte der Mann. Schlick stutzte.

„Ist denn Herr Mathees zurückgekommen?"

„Heute Mittag."

„Gut, ich werde sogleich kommen." ....

Der Chef des Hauses war unerwartet von der Reise zurückgekehrt. Unruhig schritt er in seinem Zimmer auf und ab. Er war so eben von dem Sessel aufgestanden, der vor dem Sopha stand, während auf diesem ein Herr saß. Es war der Correspondent des Geschäfts. „Sie glauben nicht, wie fatal mir diese Geschichte ist", nahm der Kaufherr das Gespräch von Neuem auf. „Es ist ein zu peinliches Gefühl, wenn man den Menschen plötzlich

bemißtrauen muß, dem man bisher sein Vertrauen schenkte. Wahrhaftig! ich wollte lieber, ich hätte mich verspeculirt! Aber was halten Sie von dem Wechsel, der mir da in Wien präsentirt worden ist? Er ist falsch, das ist sicher", fügte er hinzu.

„Offen gestanden: ich halte einen Wechsel der Verhältnisse in diesem Hause nicht für unmöglich", lachte der Correspondent. „Mir ahnte längst so etwas."

„Die Sache ist wirklich ernst!" entgegnete der Kaufmann in beleidigtem Tone. „Sie wissen nicht, daß wir mit jener Firma eine Verbindung haben? Wissen nichts von dem Wechsel?"

„Ich wüßte nicht; er ist falsch!"

„Nun, die Bücher müssen's ja ausweisen."

„In den Büchern steht eben nichts."

„Wir können aber noch ein Mal nachsehen. — Schlick verkehrte ja wohl viel bei der Familie Sommer?"

„So viel ich weiß, soll er mit dem Herrn ein sehr intimes Verhältniß haben."

„Sie betonen ja so eigenthümlich", stutzte der Kaufmann.

Der Correspondent wollte antworten. Indem kamen Tritte die Treppe herauf.

„Das wird er sein!" rief halblaut der Kaufherr. „Gehen Sie gefälligst da hinein!" Der Andere trat in ein anstoßendes Zimmer. Es klopfte.

„Herein!" Mit einem Lächeln um den Mund trat Schlick ein. „Ganz gehorsamer Diener, Herr Mathees!" grüßte er mit unbefangener Freundlichkeit. „Was Tausend! sind Sie schon zurück von der Reise?"

„Ja — ja", dehnte der Kaufherr in sichtlicher Verlegenheit, betroffen durch die Sicherheit Schlick's.

„Und man darf hoffen, wegen eines guten Zwischenfalles?"

„Nun — das leider nicht."

„Nicht?" stutzte Schlick.

„Nein." Dem Kaufmann lagen die Worte wie Blei im Munde. Die Antwort war ihm eine Qual, aber das Schweigen war es nicht weniger. Er hustete. Dann hub er kleinlaut an: „Mir ist da in Wien ein Wechsel über 800 Thaler präsentirt worden; aber so viel ich weiß, haben wir mit dieser Firma keine Verbindungen. Ich weiß nicht — — wissen Sie darüber etwas?" Schlick betrachtete das dargebotene Papier von allen Seiten. Seine Züge blieben durchaus ruhig.

„Sollte Herr Stein" — so hieß der Correspondent — „nicht darüber Auskunft geben können?"

Der Kaufmann war um eine Antwort in Verlegenheit. Dann antwortete er gepreßt: „Der freilich, müßte zuerst darüber wissen."

„Das ist doch ein sonderbarer Fall! — Aber, Herr Mattees, wir wollen doch vor allen Dingen eine gründliche Revision der Bücher vornehmen"....

Der Kaufherr brach das Examen ab. Er hätte sich schlecht zu einem Criminalrichter geeignet. — —

Am nächsten Morgen war es schon zehn Uhr, aber den Disponenten hatte man bis jetzt vergeblich erwartet. Man fragte bereits nach ihm. Auf allen Gesichtern konnte man eine Ueberraschung wahrnehmen, als der Hausdiener von der Wohnung Schlick's zurückkam mit der Nachricht: „Herr Schlick sei seit gestern Abend verschwunden." Nur der Correspondent blieb ruhig, ihm schien diese Nachricht nicht unerwartet zu kommen. — Das ganze Haus war in Aufregung, am meisten bestürzt war der Principal. Er war eine so arglose und sensitive Natur, und am wenigsten hatte er Schlick beargwohnt. Sein Pult und die von ihm geführten Bücher wurden durchsucht, indessen augenscheinlich ließ sich bis jetzt nichts entdecken. Sein Verschwinden aber stellte Manches in Aussicht. Gegen Mittag wurde auch zu dem Herrn Sommer geschickt. Da hörte man nur, daß Schlick von ihm mehrere hundert Thaler bekommen hatte und er — ein betrogener Mann war.

Am folgenden Morgen fragte auch der Arbeiter, der an jenem Abend die Säbelkoppeln gebracht hatte, nach Schlick. Er kam ins Comptoir, weil er ihn schon zweimal nicht zu Hause getroffen hatte, obwohl er von ihm bestellt worden war. Man forschte ihn aus, er sagte, was er wußte. Schlick hatte ihm das nöthige Material, das Garn und die Wolle geliefert, und er, geschickt zu solchen Arbeiten, aus seiner früheren Beschäftigung als Arbeiter in einer Posamentirwaarenfabrik, hatte sich, im Verein mit seiner zahlreichen Familie, auf diese Weise einen artigen Nebenverdienst verschafft. Der Mann war weniger erschrocken über die Nachricht von dem Verschwinden Schlicks, als vielmehr über die Vernichtung seiner Hoffnung einen neuen Arbeitsauftrag zu erhalten.

„Herrn Schlick und Compagnie — aus Triest!" Der Briefträger gab einen Brief ab. Der Chef des Hauses erbrach ihn. Dann laß er: „Herr Schlick und Co. ersuchen wir um eine neue Sendung von **1000** Stück Säbelkoppeln und ebenso viel Czako's; indessen wünschen wir unsern Auftrag baldmöglichst ausgeführt zu sehen. Guido Salvati et Co." —

In der nächsten Minute hatte der Arbeiter Schlick vergessen: er war dauernd engagirt in dem Hause: Adolph Mattees. —

Die Kösener Badekapelle spielte das Thüringische Leiblied — Seelenlied sollte es hier heißen. Das ist ein Seelenlied und darum ein Volkslied. Wohl Niemand verläßt Thüringen, diese Perle Deutschlands, ohne es im Herzen klingen zu hören:

„O wie wär's möglich dann,
Daß ich dich lassen kann —"

Den beiden Paaren aber, denen die Musik galt, erklang sie weniger zum Abschiede als vielmehr zur Begrüßung. Der Doctor und die Frau Doctorin, Carl und Hedwig, kamen so eben von einem Morgen-

spaziergang nach den romantisch gelegenen „Saalhäusern" zurück. Er hatte seiner jungen Frau die Ulme in der Bergschlucht zeigen müssen, in deren Rinde er vor vier Jahren ihren geliebten Namen geschnitten. Wie eine Offenbarung des Himmels erklang den Beiden das Lied, und in den Strom dieser Empfindung floß all das Licht ihres Lebens zusammen. Sie feierten Beide das Ostern ihrer Liebe und Hedwig zugleich das ihrer Gesundheit. Sie hatte den ganzen Winter über das Zimmer hüten müssen, aber der Frühling und die Liebe hatten sich als tüchtige Aerzte bewährt und sie blühte und lächelte wie eine junge Rose. —

In einer Laube aber des Kursalgartens saßen der Vater und die Mutter schon beim Kaffee. Herr Sommer gebückt über seiner Tasse, schlürfte mit sichtlichem Wohlbehagen den belebenden braunen Trank und gab sich dann und wann Mühe, Dampfringe vor sich hinzublasen. Die sorgende Hausfrau aber warf den näher kommenden jungen Eheleuten grüßende Blicke zu und füllte die beiden noch leeren Tassen.

„Kinder, was seid Ihr lange geblieben!" rief sie ihnen freundlich entgegen. Herr Sommer freute sich über den Dampfring, der, wie er sich von ihm entfernte, mehr und mehr vergrößerte und schließlich zerrann.

„Mutter, ich möchte Dir diesen Vorwurf übelnehmen", lächelte Hedwig. „In einem Maimorgen, in dieser Natur bleibt man nie zu lange. Das ist eine Kirche und der Prediger, der hier predigt, trifft stets das rechte Wort und ununterbrochen könnte man ihm sein Lebelang zuhören. Das ist hier eine Hand vom Paradiese", fügte sie mit seelischem Ausdruck hinzu.

„Oh — ich bitte Dich, Hedwig, sei nicht gar zu hyperbolisch — bleib' auf der Erde", lachte Herr Sommer, gutmüthig spöttelnd über die Begeisterung seiner Tochter.

„Hören Sie, Vater, das ist keine Uebertreibung!" vertheidigte Carl.

„Hören Sie, lieber Doctor", erwiderte Sommer in nachahmendem Tone, ich würde es Ihnen sehr übel nehmen, wenn Sie schon so vertrocknete Ansichten hätten, wie ich!" — Er lachte und wußte wohl, daß er etwas gesagt hatte, worüber sich seine Frau freute.

„Theodor", entgegnete auch diese, „wenn Du so fortfährst in Deiner Einsicht bis zu unserer silbernen Hochzeit, ich glaube da feiern wir, wie unsere Kinder, noch einmal eine grüne."

Jetzt saßen ihrer vier am grünen Tische. Zwar wechselten sie nicht Worte, aber Blicke, seelenvolle Blicke. Nach einer Pause sagte plötzlich Herr Sommer, indem er nach seiner Uhr sah:

„Nun, Kinder, ich will Euch einmal etwas sagen! Wenn wir uns jetzt zurecht machen, kommen wir noch gerade zur Zeit, um nach Leipzig zu fahren. Ich habe für meinen Freund Mathees dort etwas zu thun. Außerdem ist heute der letzte Meßsonntag, da giebt es dort viel zu sehen. Hedwig, Du warst noch nicht dort und auch Du nicht, Luise? Nun also! Doctor, da können Sie Ihre Hochzeitsreise auch noch bis dahin ausdehnen." — —

„Was rennt das Volk, was wälzt sich dort in dunklen Massen endlos fort" — nach jener großen Bude dort gerade zu?

Auf einer Estrade, „von Gläsern, Büchsen rings umstellt, mit Instrumenten voll gepfropft", steht ein phantastisch gekleideter, alter, hagerer Mann, mit langem, weißem Bart, der mit fast jugendlich kräftiger Stimme und unglaublicher Zungenfertigkeit seine Mittel und Waaren anpreist und auch gläubige Käufer in Fülle findet. Er trägt eine altdeutsche Halskrause und ein langes, scharlachroth umsäumtes Gewand, von schwarzem, fadenscheinig gewordenem Sammet, reichlich mit Goldflittern besetzt und von einem metallenen Gürtel zusammengehalten. Jetzt stößt er in eine Art von Posaune und ein Paukenschlag verkündet von Neuem den Anfang seines Vortrags.

„Heran, meine Herrschaften! heran, nur immer heran! Sie haben hier Alles umsonst — Alles Zuhören und Zusehen! Aber wer **10** Neugroschen opfert, dem laß ich in den Spiegel der Zukunft sehen — und Jedermann wird befriedigt von mir gehen! Der Bräutigam kann hier seine zukünftige Braut, und die Braut ihren Bräutigam sehen, und nicht allein das Gesicht, sondern auch das Herz und die Seele!" — Ein Paukenschlag. — „Zehn Neugroschen, meine Verehrten! heran! heran! Sehen Sie! Hören Sie! Kaufen Sie! Echtes Goldwasser, um reich zu werden! Alltäglich **5—10** Tropfen, und dann frisch an die Arbeit gegangen! Man wird sehen, wie sich das Geld im Kasten mehrt und die Kühe im Stalle und die Saaten auf den Feldern!" — Paukenschlag. — „Heran, meine Herrschaften! heran! Diplomaten-Augenwasser, erfunden von Dr. Rommershausen, verbessert von mir, für kurzsichtige Leute, für Minister und Bauern, für Große und Kleine!" — Paukenschlag. — „Revalenta arabika, für magere Leute — hier mein Sohn!" damit reichte er, den Vortrag unterbrechend, einem rothhaarigen Bauerburschen eine Schachtel dieses Mittels. „Danach wirst Du Backen kriegen, wie ein Posaunenengel, Dein Haar wird pechschwarz werden und die Mädchen im Dorfe werden Dir nachlaufen, alle werden sie den Christof heirathen wollen — Du heißt doch Christof?"

„Ei ja!" schmunzelte der Bursche.

„Ja, ja — und Du bist aus — —"

„Ich — aus Klein-Heringen bin ich, bei Jene!" antwortete der Bursche, der sich geschmeichelt fühlte, im sächsischen Dialekt.

„Richtig! aus Klein-Heringen bist Du, ich weiß es! — Ich weiß Alles," wendete er sich wieder an die Menge, „Jedes Menschen Zukunft und Vergangenheit."

Inzwischen hatte sich ein feingekleideter Herr bis an die Estrade durch die Menge gewunden. Der Charlatan hatte nichts bemerkt, und nur als der Herr sich von diesem und jenem Mittel etwas erbat, stutzte er, einen solchen Käufer vor sich zu sehen. Und als er denn auch noch einen ebenfalls eleganten älteren Herrn und eine junge Dame herantreten sah, wurde er plötzlich so verwirrt, daß er mehrere Mal fragen mußte, was gewünscht werde. Jetzt hatten die Käufer endlich, was sie verlangten. Der Wundermann stieß wieder in die Posaune — ein Paukenschlag donnerte und er wollte eben wieder den Vortrag beginnen, als ihn der erste Herr daran hinderte, indem er ihn ersuchte, ihm aus seiner Vergangenheit und Zukunft wahr zu sagen. Im ersten Augenblick stutzte der Charlatan, aber dann hub er geläufiger als je an:

„Mein Herr, ich weiß zwar, daß Sie sich mit mir nur einen Spaß machen wollen — allein, für Geld thu ich Alles! Hören Sie!" Er setzte einen Augenblick ab, dann ergriff er die Hand des Herrn und fuhr fort:

„Ihre Zukunft —"

„Halt! ich will aus meiner Vergangenheit etwas wissen!" drängte der Herr.

„Das kommt selten vor! — Aber auch das! Für Geld thu ich Alles! — Also hören Sie zu — meine Herrschaften — staunen Sie! heran! heran! Geben Sie Acht —"

„Aber ich bitte — fertigen Sie mich erst ab!"

„Sie sehen, ich bin dabei!" stieß der Charlatan etwas unsanft hervor. Jetzt senkt er seine Blicke auf die dargebotene Hand; — aber in demselben Augenblicke springt der Herr mit einem Satz auf die Estrade. Ein rascher Griff nach dem Bart des Charlatans — dieser will dem verwegenen Arm wehren — da fällt schon die Perrücke nach hinten zur Erde, während sich der Bart vom Kinn loslöst — und da steht der Betrüger Louis Schlick und ihm gegenüber der Rächer Carl Günther. — Ein Staunen läuft durch die Menge, und Hedwig ist vor Schreck fast ohnmächtig geworden. Herr Sommer führt sie aus dem Gedränge.....

Am andern Tage wurde der Steckbrief gegen den früheren Studenten der Medizin, jetzigen Kaufmann L. Schlick durch „Ergreifung desselben" als erledigt erklärt. — Sommer konnte nicht anders, er mußte sogleich auf einige Tage nach Hause reisen, um seinem Freunde Mathees, dessen Compagnon er bei den Lieferungen nach Italien geworden war, diese freudige Botschaft höchst eigenmündig zu bringen. —

Kotzebue in Reval.

Vor vielen Jahren machte ich, damals noch Mitglied des Kaiserlichen Hoftheaters in St. Petersburg, mit einigen meiner Collegen einen kleinen Kunstausflug von dort nach Reval. Wer nun denkt, daß eine Reise von 360 Werst bei mehr als zwanzig Grad Kälte und drei Tagen und drei Nächten unterweges zu den Annehmlichkeiten des Lebens gehört, der irrt gewaltig. Gegen mich nun vollends hatte sich das Geschick verschworen, alle nur denkbaren Unannehmlichkeiten auf mein armes Haupt auszuschütten. Durch die Saumseligkeit meines Schlittencompagnons war ich einige Stunden hinter der übrigen Gesellschaft zurückgeblieben, fand, der Landessprache unkundig, auf allen Stationen endlosen Aufenthalt, alle genießbaren Vorräthe aufgezehrt von den vor mir herfliegenden collegialen Wehrwölfen; der aus kluger Vorsicht mitgenommene Fleisch-, Brod- und Weinproviant fand sich beim Auspacken in Gestalt von steinfesten Klumpen vor, kurz es war ein „Partiechen", an welches ich all' mein Lebtage mit Wonneschauer denken werde bei der Erinnerung, dasselbe nie mehr wiederholen zu dürfen.

In Narva endlich war der Faden meiner Geduld, der ohnehin nie aus Ankertauen bestand, in tausend Stücke gerissen; die disponiblen Postpferde waren vergriffen, wir hatten die tröstliche Aussicht, fünf Stunden der besten Tageszeit müßig zu liegen, um dann in der fürchterlichen Kälte, die mit Einbruch der Nacht sicher zu erwarten stand, in die unabsehbare Schneefläche hinaus zu fliegen, in welcher eine nähere Bekanntschaft unseres einsamen Gefährtes mit den Wölfen dieser Gegend nicht zu den unwahrscheinlichsten Dingen gehörte. Reizende Aussicht! Dazu Hunger und nichts zu essen, Durst und in starres Eis verwandelter Rothwein, eine überheitzte Stube, welche das Verweilen in ihr, mit bis auf's Mark durchgefrornen Gliedern höchst gefährlich machte, Grund genug, daß ich zweien vor mir angekommenen Leidensbrüdern, die ebenfalls auf frische Pferde warteten, meine Fahrt und alle damit verknüpften Unannehmlichkeiten mit dem Humor der Verzweiflung zum Besten gab.

Meine Zuhörer waren zwei junge Männer von eleganten Manieren und sehr gewinnendem Aeußeren. Sie suchten mich so viel als möglich zu trösten, und einer der Reisenden schloß seine Condolenzrede mit den Worten:

„Unser Vater, wenn er noch lebte, hätte Ihre Reiseabenteuer sicher als Lustspielstoff benützt."

Der Vater zweier, junger Revalenser — als solche hatten sie sich mir früher bekannt gegeben — welcher das nächste beste Ereigniß zu einem Lustspiel verarbeitet, kann wohl nur Kotzebue gewesen sein, dachte ich mir, und sie um ihre Namen fragend erfuhr ich zu meiner Freude, daß meine Vermuthung ganz richtig gewesen sei.

In diesem Augenblick fiel mir die bekannte Anekdote von ein paar Trunkenbolden ein, die im Rausche zusammen in eine Grube gefallen waren und sich dort um ihre Namen fragten, worauf der eine dem anderen im Graben liegend einen Empfehlungsbrief übergab.

Ich öffnete meine Brieftafel, und langte ein Schreiben mit der Frage heraus, welcher von den beiden Herren Alexander v. Kotzebue heiße, für diesen seien diese Zeilen bestimmt. Unter dem fröhlichsten Gelächter wurde der Empfehlungsbrief empfangen und gelesen, und in wenig Minuten waren wir alte Bekannte. Schon wiegte ich mich mit der frohen Hoffnung ein, wie schnell mir hier die vier in Aussicht stehenden Wartestunden verschwinden würden, als der eintretende Postschreiber mit der Meldung, daß die Pferde für die zuerst angekommenen Passagiere bereit stünden, diese mit einem Male wieder zerstörte. Kaum blieb uns noch Zeit, unsere Adressen zu wechseln, und mit der Hoffnung auf baldiges frohes Wiedersehen und einem herzlichen Händedrucke schieden wir.

Die ersten Tage meiner Ankunft in dem freundlich-langweiligen Reval verflogen im Trubel der Geschäfte, einige Male hatte ich meine neuen Freunde und sie mich ebenfalls nicht zu Hause getroffen, und als wir uns endlich fanden, war der eine der Brüder im Begriff, eine Reise nach dem Kaukasus anzutreten, und der andere wollte in acht Tagen nach Paris gehen. — Nach echter Touristenart bemühte ich mich nun aus der Epoche der Theaterdirektionszeit Kotzebue's in Reval von dessen Sohne Alexander so viel als möglich zu erfahren, da eben aus jener für die deutsche Theatergeschichte so wichtigen Epoche nur sehr Weniges öffentlich bekannt wurde; allein meine Bemühungen wurden nur sehr theilweise von einem glücklichen Erfolge gekrönt, da der junge Kotzebue zur Zeit als der Scepter seines Vaters die Scheinwelt auf den Brettern der Hauptstadt Esthlands beherrschte, noch in den Windeln lag. Noch besitzt derselbe als Erbe des fruchtbarsten Lustspieldichters einen Schatz, den leider kein Sterblicher zu heben berufen ist. Kotzebue hat nämlich ein paar fertige Stücke und mehrere Entwürfe und Pläne hinterlassen, welche in den Händen Alexanders sich befinden, allein die Schrift ist so unleserlich, theils auch die Worte so eigenthümlich abgekürzt, und durch einzelne Buchstaben ersetzt, daß trotz aller vielfältig angewandten Versuche eine Entzifferung bis jetzt noch zu den Dingen der absolutesten Unmöglichkeit gehörte.

Das Wenige, was ich also in Reval theils von dem Sohne Kotzebue's, theils von noch lebenden Augenzeugen über die damalige Theaterepoche erfahren konnte, möge hier in diesen Blättern eine Stelle finden.

Das Theater in Reval war damals durch ambulante Truppen, die von Tilsit, Dorpat rc. von Zeit zu Zeit hingewandert, auf jene Stufe herabgesunken, die es auch später wieder einnahm, und auf der es in der Regel, heutigen Tages sich noch befindet, wo ein finsteres, schmutziges Local als Ruine der ehemaligen Herrlichkeit traurig und größtentheils verlassen dasteht, denn die enormen Abgaben, die der frühere, jetzt bankerotte Eigenthümer des Hauses für sich in Anspruch nahm, sicherten jedem Direktor, der sich längere Zeit in Reval aufhalten wollte, um so gewisser den unausbleiblichen Ruin, da die wenigsten dieser Entrepreneure, „dem Vernehmen nach“, mit Schätzen beladen hingekommen waren. Außer Schulden, hat aber bis jetzt noch Keiner „etwas von Werth“ von dort fortgenommen. — —

In dem kleinen Städtchen Reval hatte man sich einst in den Kopf gesetzt, ein gutes stehendes Theater zu haben, und die Gefälligkeit Kotzebue's, der die unumschränkte Direktion übernahm, gab dieser Chimäre, was sonst mit den größten Geldopfern nicht möglich gewesen wäre, Gestalt und Leben. Das Theater in Reval hatte damals ein Ensemble, wie keine deutsche Bühne, und einzelne Mitglieder z. B. Zimmermann, von dem wir unten mehr sprechen werden, Herr und Frau Ohmann rc., um deren Acquisition manche gepriesene Hofbühne sich vergebens bemühte. Der Adel und die Kaufmannschaft hatten die Verpflichtung auf sich, etwaige Ausfälle in der Kasse zu decken, und der berühmte Lustspieldichter führte die Leitung der Anstalt ohne Anspruch auf irgend eine Vergütung, ja selbst die contraktlich ihm als Honorar für seine eigenen Stücke bewilligten Benefize überließ er großmüthig seinen Mitgliedern als Gagezulage. Der Chef eines dortigen Handlungshauses, ein Schwager Kotzebue's, übernahm persönlich die Regie, und soll dieselbe so herzlich schlecht geführt haben, daß er sich auf den Rath seines Direktors in kurzer Zeit von den Bühnenangelegenheiten an seinen Comptoirtisch zurückzog. Kotzebue gab sich mit dem Einstudiren und Probiren der Stücke die unsäglichste Mühe, den talentvollsten seiner Schauspieler ging er mit freundschaftlichem Rath an die Seite; wo er guten Willen bei minderer Befähigung sah, da paukte er die Partieen mechanisch mit der größten Geduld ein, und den Starrköpfigen und Eigensinnigen setzte er sein eisernes: „So muß die Rolle gespielt werden“ entgegen.

Einer aber aus der Gesellschaft nahm seine Nachsicht vor allem in Anspruch, ein Mann, dessen Wirken in Reval in jeder Beziehung so traditionell geworden, wie das des Schauspielers Reitzenberg in Oestreich. Die größte Genialität und die größte Lüderlichkeit, ein ungemeines Talent, welches nur von dem unbesiegbarsten Hang zum „Soff“ parallelisirt wurde, stellten diesen Reitzenberg mit Zimmermann — so hieß der Revalenser Schauspieler — auf gleiche Stufe. Man erzählt sich in Reval hundert Anekdoten von diesem Zimmermann, einige derselben gab Wilhelm Müller in einem ungemein frisch ge-

schriebenen Aufsatz zum Besten, der in Adami's 1844 erschienenen und leider nicht mehr fortgesetzten, trefflichen Taschenbuche: „Vor und hinter den Coulissen" abgedruckt steht. Wenn Zimmermann eine bedeutende Rolle zu spielen hatte, so mußte er immer einen Tag vorher eingesperrt werden, um die Aufführung möglich zu machen. Allein die eine Stunde, in welcher der Tiger zur Vorbereitung losgelassen werden mußte, war genug, um ihn in einen unbrauchbaren Mann zu verwandeln, und den Vernunftberaubten nicht nur zur Lösung seiner Aufgabe unfähig zu machen, sondern der Trunkenbold erlaubte sich in diesem Zustande die tollsten Possen und dem Publikum gegenüber selbst die größte Frechheit.*)

Es bedurfte aber nur wieder am nächsten Abend einer seiner meisterhaften Darstellungen, um das verzogene und verwöhnte Schooßkind Gnade vor seinen Richtern finden zu lassen. Für diesen Zimmermann schrieb Kotzebue mehrere seiner besten Stücke, unter andern Lorenz Kindlein, der von Zimmermann mit unübertroffener Meisterschaft gespielt worden sein soll.

Der zärtlichste Vater kann für sein geliebtestes Kind nicht ängstlichere Sorge tragen, als Kotzebue für Zimmermann, dessen Besserung er sich zur ernstesten, leider vergeblichen Aufgabe gemacht hatte. Kotzebue führte ein großes Haus, Zimmermann wurde nicht nur jedes Mal, wenn Gäste anwesend waren, mit zur Tafel gezogen, sondern um seinen Ehrgeiz zu stacheln, in die ersten Gesellschaften geladen; man nahm auf die Bitten Kotzebue's dessen oft unausstehlich übermüthiges Benehmen mit Geduld und Nachsicht hin. — Umsonst, aus dem elegantesten Cirkel weg lief der Bachusdiener in die finsterste, schmutzigste Kneipe, und opferte dort seinem Götzen so lange, bis er sinnberaubt am Altar desselben niedersank.

Nachdem alle Mittel vergebens versucht waren, kam einst Kotzebue mit dem noch in Reval lebenden Pastor M., einem Antipoden von Allem, was Theater heißt, in Gesellschaft zusammen.

Der orthodoxe Prediger vergab nur mit größter Ueberwindung dem Herrn Etatsrath, daß er Komödien schriebe, und sich mit der Schauspielerbande befasse. Mit hinreißender Beredsamkeit suchte Kotzebue dem fanatischen Priester klar zu machen, wie sehr eine veredelte Bühne Gutes wirken könne, welch' eine Aufgabe der Dichter und der dramatische Künstler dem Volke gegenüber habe, und schloß endlich mit der herzlichen Bitte, sich doch des armen, verirrten Zimmermann anzunehmen und zu versuchen, ob er nicht durch seine, des Pastors Bemühungen und die Lehren der Religion auf den rechten Weg zu bringen wäre.

Wie von der Tarantel gestochen, sprang M. wüthend auf und entfernte sich, empört über die beispiellos freche Zumuthung, er solle einen Komödianten bessern helfen, augenblicklich aus der Gesellschaft. Nie würdigte er Kotzebue später mehr eines Wortes, eines Blickes, und nie vergab der Diener unserer Religion der Duldung die vermeinte zugefügte Beleidigung. —

Durch seine sarkastische Laune und seinen Witz, der jede Thorheit, die ihm auffiel, unnachsichtlich geißelte, hatte sich Kotzebue auch in Reval eine Menge Feinde erworben, die er nur um so eifriger mit der Lauge seines Spottes überschüttete. So z. B. enthält der Titel seines Lustspiels: Don Ranudo di Colibrados, in seinen Buchstaben den Namen eines damals dort lebenden Mannes, den er in dem genannten Stücke parodirte, und die Worte: O du Narr! —

Als Gesellschafter hatte Kotzebue ungewöhnliche Aehnlichkeit mit Saphir. Im Freundeskreise sprudelnd von den schlagendsten Witzen und dem unerschöpflichsten Humor, konnte ihn eine plötzlich hinzugekommene, ihm unangenehme Persönlichkeit augenblicklich verstummen machen. Gleich Saphir war auch Kotzebue der zärtlichste, aufmerksamste Gatte und Familienvater und am glücklichsten im stillen Kreise der Seinigen.

Franz Wallner.

*) Bei dieser Gelegenheit entsinne ich mich einer ergötzlichen Anekdote von dem oben erwähnten Reitzenberg. Derselbe gastirte einmal in sehr seligem Zustande in dem kleinen mährischen Städtchen Znaim in Calderons „Leben ein Traum." Berühmt als Künstler, berüchtigt als Mensch, hatte sein Name auf der Affiche alle Räume des Hauses mit Schaulustigen überfüllt. Die Rolle des Königs war einem alten Mimen zugefallen, der das Lernen derselben für eine sehr überflüssige Sache hielt. In der Scene mit Roderich erregte sein oftmaliges Steckenbleiben und das ängstliche Hinabschielen auf den Souffleur eine ungeheure Heiterkeit, die sich auch durch Reitzenbergs Einfallen nicht beschwichtigen lassen wollte. Plötzlich schweigt mein Roderich, fixirt einen der lautesten Lacher im Parterre und haranguirt diesen, bis an die Lampen vortretend, und mit dem Finger auf ihn zeigend mit folgenden Worten: „Er dummer Junge, — ja ja ihn meine ich, warum lacht er? Ich kann meine Rolle, das sieht er, daß mein König ein Esel ist, ist nicht meine Schuld." — Fünf Jahre später starb dieser Reitzenberg als Mitglied einer ambulanten Truppe niedrigsten Ranges auf einem Misthaufen — im strengsten Sinne des Worts — in Schwechat, einem Dorfe an der ungarischen Grenze.

Die Angora-Ziege.

Ein Natur- und Kulturbild von Karl Ruß.

Wenn die das Gewölk soeben durchbrechenden Strahlen der Morgensonne die phantastischen Gruppen der Vorberge mit lichtem Golde übergießen und an den steilen Felswänden des Hochgebirgs sich brechend, jeden einzelnen erhabenen Punkt mit einer schimmernden Krone umgeben, dann weilt der trunkene Blick des Wanderers wohl vorzüglich mit Entzücken bei dem lieblichen Bilde des Geisbuben mit seinen zierlichen, beweglichen und munteren Thieren. Da sitzt er, der genügsame Bursch, frei, frisch und herzensfroh — ein wahrer König der Berge. Von seinem hohen Felsensitz herab überschaut er die Schaar seiner Schützlinge und während, vom frischen Morgenwinde geschwellt, sein alter zerfetzter Mantel so malerisch über'm Abgrunde flattert, hören wir seine melodische Stimme weithin über das Thal daher schallen:

„Ich bin vom Berg der Hirtenknab',
Seh auf die Schlösser all herab;
Die Sonne strahlt am ersten hier,
Am längsten weilet sie bei mir:
Ich bin der Knab' vom Berge."

Und tief, tief unter ihm da summt und surrt, da rauscht und rollt das geschäftige Wogen und Treiben der Alltäglichkeit und hallt noch wohl dumpf herauf bis in's freie Gebiet der großartig erhabenen Natur.

Wir nähern uns im Hinabsteigen mehr und mehr einer großen Stadt und bereits aus weiter, weiter Ferne vermögen wir das Getön ihres Lebens und Webens zu vernehmen. Unwillkürlich halten wir einen Augenblick inne und fragen uns: wie viele Schmerzenslaute und Seufzer Unglücklicher sind wohl in diesem vieltausendstimmigen Chaos enthalten?! Wer vermöchte die Gefühle und die Wünsche einer Secunde zu fassen oder gar zu beschreiben oder — zu befriedigen? Uns wird so weh, so traurig um's Herz, wir müssen flüchten, vor all dem Weh und Leid der Menschheit — vor uns selber, wieder hinauf, hinauf in die Berge, in den hehren Tempel der Natur. Wenigstens für kurze Zeit wollen wir frei sein, unabhängig von menschlichen Regungen, Schmerzen und Gefühlen und unser Gemüth ganz den Eindrücken hingeben, die die Pracht, Herrlichkeit und Größe der Natur auf uns machen.

Doch sieh, gerade jetzt fühlen und empfinden wir echt menschlich. Ja, wunderbar harmonisch und verschmolzen ist all überall das Walten der Natur mit dem Menschenleben — wenn nämlich dies letztere nicht durch Verkünstelungen unnatürlich gemacht wird (was freilich leider oft genug der Fall ist). So führt auch hier das Kind der Einöde, der Geisbube mit seinen freien und doch der Menschheit so sehr nutzbaren Thieren uns in weiterer Betrachtung bald zu den vielen Berührungspunkten der Menschen- und Thierwelt — — und ehe wir's uns versehen, sind wir wieder mitten in den „Verhältnissen" des alltäglichen Menschenlebens.

Ein Töpfchen frische, würzige Ziegenmilch, ein Stückchen des delikaten Käses — sie führen uns unwillkürlich auf den Nutzen dieser Thiere für den menschlichen Haushalt, und nach einer langen Stufenreihe gelangen wir auch ganz von selbst zu dem Gegenstande dieser Skizze.

Die Macht und Herrschaft der fast unumschränkten Gebieterin der Welt, der launischen Dame Mode, erstreckt sich keineswegs auf ihr eigenstes Gebiet — das des Frauenlebens nach allen seinen Richtungen — allein. Nein, sie greift in alle Lebensverhältnisse ein und bestimmt oft sogar das Loos der neben uns lebenden Thiere. Ein auffallendes Beispiel hierfür liefert uns unter anderen die in Kleinasien, besonders im Westen Angora's, dann aber auch in Assyrien und den ostwärts vom Euphrat liegenden Taurusbergen einheimische langhaarige Ziege.

Vor etwa acht bis zehn Jahren mußte jede elegante Dame in Deutschland, Frankreich, England u. s. w. — mit einer „Angorajacke" versehen sein. Eine solche war damals eben so „Mode", wie jetzt die Crinoline ꝛc. Man trug sie in verschiedenen Farben; blau, braun, grau und schwarz waren die häufigsten. Dieselben wurden aus den acht bis zwölf Zoll langen, seidenweichen, glänzenden Haaren der Kamel- oder Angoraziegen gearbeitet. Diese Thiere findet man in ihrer Heimath, besonders in bergigen Strichen, die sie wie sämmtliche Ziegenarten vorzugsweise lieben, in großen Heerden, von theils weißer, theils schwarzer Farbe. Sie haben schraubenförmig gewundene Hörner und lange herabhängende Ohren; oft weiden sie auf ganz magerer dürrer Trift, bleiben Tag und Nacht hindurch im Freien und werden nur während des kurzen Winters die Nächte über in die Ställe getrieben. In einigen Gegenden wird das kostbare, fast bis auf den Boden herabreichende Haar im Frühjahr nur ausgekämmt, anderwärts werden die Ziegen, ganz wie bei uns die Schafe, einmal im Jahre während der wärmsten Zeit erst gebadet und dann geschoren.

Lange Zeit hindurch durfte von Angora keine rohe Ziegenwolle ausgeführt werden, weil nämlich die Ein-

wohner größtentheils von der Verarbeitung derselben lebten. Dies und der immer größere Verbrauch der „modernen" Jacken und Angora-Mäntel führte industrielle Unternehmer zu vielfachen Versuchen, die an dem Untergange der Ziegen getragen haben, wie Lenz in seiner „Naturgeschichte" bemerkt.

Inzwischen wurde den Angorajacken das Schicksal alles Irdischen zu Theil, sie gingen zu Grunde —



Die Angora-Ziege.

Angoraziegen in Europa zu akklimatisiren. Dies ist in früherer Zeit meistens nicht geglückt, weil man wahrscheinlich auf die naturgemäße Lebensweise der Thiere zu wenig Rücksicht genommen. Auch soll hier und da eine zu reichliche Salzfütterung die Schuld

kamen aus der Mode. Von der Gebieterin des Pariser Salons, der Marquise, Herzogin, Gräfin u. s. w. waren sie hinabgegangen zu den Damen des Bürgerstandes, dann immer tiefer, bis in die Sphären der Dienstmädchen und zuletzt in die Kreise der von dem

Treiben des großen Verkehrs fernen, doch für die „Mode" keineswegs unerreichbaren ländlichen Frauen gedrungen. Diese Alle, Alle hatten Gefallen und Freude an den kleidsamen Jacken gefunden — und sie doch zuletzt bei Seite geworfen und vergessen gleich Tausenden anderer Gegenstände, deren die Fürstin Mode sich, gleichsam als Spielzeug, zu bedienen für gut befindet.

Obwohl nun aber die Jacken nur noch selten getragen werden, so findet die Wolle der Angoraziegen doch auch jetzt noch so nutzbare Verwendung, daß die Versuche, sie hier einzubürgern, bis in die letzte Zeit fortgesetzt worden sind. Und besonders in neuerer Zeit hat man sich in verschiedenen Gegenden z. B. im Schwarzwald, in den Vogesen, Sevennen, in Algerien, den Gebirgen von Aveyron und der Auvergne günstiger Erfolge erfreut. Von 15 Stück, die nach Grenoble geschickt wurden, hat sich dort eine kleine Heerde gebildet; nach Algier wurden zuerst vier Böcke und sechs Ziegen gebracht und diese hatten sich in zwei Jahren bereits bis auf vierzig Köpfe vermehrt. Dabei behielten sie und ihre Nachkommen auch in der neuen Heimath ihr schönes volles Haar und nahmen mit der Behandlung und Nahrung der einheimischen Ziegen völlig vorlieb. Am vortheilhaftesten ist jedoch die Bastardzucht von Angoraböcken mit gemeinen langhaarigen Ziegen und diese würde auch in unserm deutschen Vaterlande jedenfalls mit bedeutendem Gewinne zu betreiben sein. —

Die Angora-Ziege ist übrigens nicht die einzige Art dieser so sehr nutzbaren Thierfamilie, deren Haar eine ausgedehnte Verwendung findet. Die bekannteste und geschätzte von ihnen allen ist die Tibet- auch kurzweg Shawl-Ziege genannt, als deren Vaterland man das Himalaya-Gebirge kennt. Sie ist klein und unansehnlich, meist grau und auf den ersten Blick sieht man dem Thier wahrlich die Bedeutung nicht an. Ihre äußerst feine Wolle wächst unter groben Haaren und wird nicht abgeschoren, sondern im Frühjahr ausgekämmt, dann mit einer Abkochung von Reis gebleicht, gefärbt und nach Kaschmir gebracht, wo man sie meistens sogleich zu den feinen und kostbaren Shawls verwebt. Diese Weberei hat in alter grauer Zeit ein Mann, Namens Nakad Bed in's Leben gerufen, dessen Grab aus Dankbarkeit noch bis in unsern Tagen alljährlich bekränzt wird. In Kaschmir selbst sind noch andere Ziegen heimisch, deren Wolle jedoch keinen Werth hat, während sie dagegen sehr milchreich sind. Zu den allerschönsten Shawls wird die Wolle des in den Himalayabergen hausenden Ahu-Steinbocks verwandt, welche die der Tibetziegen noch bedeutend an Kostbarkeit übertreffen soll.

Eine andere Ziege, deren Haar sehr gesucht wird, ist die bei Smyrna und Sardes einheimische. Ihre Wolle ist meist tiefschwarz, seidenartig glänzend, wird jährlich einmal durch die Schur gewonnen und liefert prachtvolle Gewebe. Noch schöner erschien das Haar der Kirgisen-Ziege, von welcher Art der französische Shawlfabrikant Ternaux im Jahre 1818 jenseit des Urals gegen dreizehnhundert Stück aufkaufen und nach Frankreich bringen ließ. Von den weichlichen Thieren kamen nur vierhundert lebend nach der neuen Heimath, doch arteten sie sich hier so gut, daß sie bald eine bedeutende Heerde zählten. Sie waren sämmtlich schneeweiß oder silbergrau, und hatten ausgezeichnet feine Wolle; doch ließ sich diese so schwer von den eingemengten steifen Haaren trennen, daß man ihre Zucht nur zu bald wieder vernachlässigte. Die Hörner dieser Ziegenböcke sind fast so gewunden, wie die der Merinoböcke und ihre löffelförmigen Ohren hängen breit herab.

Alle diese Ziegenarten sind zugleich dem Menschen mehr oder weniger durch ihre Milch nützlich, kommen jedoch in dieser Beziehung der Hausziege keineswegs nahe. Außer dieser letzteren giebt es noch einige Arten, deren beiläufige Erwähnung den Lesern jedenfalls interessant erscheinen wird. Im Atok-Thale des nördlichen Kaschmir finden wir riesige ungehörnte Ziegen, deren Böcke fast einen halben Fuß höher als große Esel sind. Als deren Gegenfüßler erscheinen die Guinea-Ziegen, die ganz schwarz und sehr klein sind und die Hörnerspitzen nach vorn gebogen haben. Die häßlichsten von allen sind die buckelnasigen Ziegen, welche in Oberägypten leben, eingedrückte Nasen, sehr lange, hängende Ohren und ganz kurze Hörner haben.

Auch unter den Hausziegen giebt es noch sehr verschiedenartige; mit und ohne oder gar mit vier Hörnern, solche, die ganz kleine oder gar keine äußeren Ohren haben. Dann vielfach verschieden gefärbte, sehr verschieden große, lang und kurzhaarige, mit gewaltigen, lang herabhängenden oder runden Eutern. Nach Leopold v. Buch sind die schönsten von allen die kohlschwarzen der kanarischen Inseln. Nicht minder prächtige Thiere sollen die auf dem Simplon sein, deren Kopf, Hals, Brust und Euter pechschwarz erscheinen, während der übrige Körper schneeweiß ist, mit langen Seidenhaaren. —

Jedenfalls ist die Ziege eins derjenigen Thiere, die sich dem Menschen zuerst zu eigen gemacht, d. h. Hausthiere geworden sind. Dies bekundet zunächst ihre Rolle, die sie in den Mythen und religiösen Sagen fast sämmtlicher Urvölker spielt. Ihre Beziehungen zu der Bibel, ferner zu Pan und Bacchus, ebenso zu Thor sind wohl allgemein bekannt, dagegen dürfte die „Bocksweihe" der alten Preußen einem großen Theile der Leser neu sein und deshalb sei es mir gestattet, dieselbe hier anzufügen.

Die Preußen, Lithauer, Liev- und Kurländer feierten alljährlich ein dem der Juden ganz ähnliches Versöhnungsfest. Selbst als sie bereits Christen sein sollten, hatte sich dieser Brauch noch heimlich erhalten

und noch gegen das Ende des 17. Jahrhunderts mußten strenge Gesetze zur Unterdrückung desselben erlassen werden.

In der tiefen Mitternachtsstunde beim Vollmond kamen sie dann in einer Scheuer zusammen und der heidnische Priester nahm den Männern die Beichte ihrer Sünden ab, indem er knieend die rechte Hand auf einem pechschwarzen Ziegenbock hielt — und mit der andern die Bekennenden für ihre Uebelthaten mit Schlägen und Haarraufen sogleich bestrafte. Zur Vergebung der Sünden besprengte er sie dann feierlich mit dem Blute des geschlachteten Bocks, dessen Fleisch er dem Gotte Czernobog — dem Gott des Zorns — opferte. Während dessen hatten die Weiber daheim ein Gelage zugerüstet, zu welchem sie Alle wieder zusammen kamen und bei dem der Priester mitzechend die Thaten der Vorfahren erzählte. Wenn dabei dann aber der Jubel den höchsten Grad erreicht, dann wurde der Priester ebenfalls zum Beichten gezwungen — und ganz in derselben handgreiflichen Weise auf's Sorgfältigste von seinen Sünden gereinigt.

Ruhm.

Es schweigt die Gruft, es spricht der todte Stein —
Wer blickt nach seinen halbverlöschten Zügen?
Die Wahrheit ruht bei moderndem Gebein —
Der glatte Marmor prahlt mit gold'nen Lügen.

Was Du gewollt, sie haben's nie erkannt;
Was Du gefühlt, blieb immer nur Dein eigen.
Dein Sinnen war der Menge abgewandt —
Ein Räthsel wirst Du in die Grube steigen.

Unsterblichkeit — du trägst mit müdem Flug
Der Namen Last aus aller Zeit zusammen!
Doch was du wahrst in deinem Aschenkrug —
Oft ward's verschmäht nur von den edeln Flammen.

Denn du verewigst nur den Lärm der Zeit,
Der stets den Gang des Glücklichen begleitet,
Indeß ein Geist, dem Ewigen geweiht,
Vergessen oft die stillen Pfade schreitet.

Auf lautem Markte wird der Lorbeerkranz
Den Lieblingen des Tages feilgeboten!
Das Heute leiht dem Morgen seinen Glanz,
Er schwebt verklärend um die Gruft der Todten.

Und ob des Edeln Brust ein Sehnen schwellt,
Den Preis des höchsten Ruhmes zu erlangen —
Stets wird er aus den Händen dieser Welt
Doch nur mit bangem Zweifel ihn empfangen.

Es wächst die Blume in des Urwald's Nacht,
Kaum stört sie ein verirrter Strahl der Sonne.
Kein fremdes Auge schaut die selt'ne Pracht,
Und daß sie blüht, ist ihre eig'ne Wonne.

Die Wahrheit darf ihr eigen Sonnenlicht,
Die Schönheit ihren eig'nen Zauber haben.
So leb' und stirb, unsterbliches Gedicht,
In Nacht geboren und in Nacht begraben.

Wie sich auf einem menschenleeren Ball
Der Schöpfung Wunder ungesehn entfalten.
Sich selbst genug, so schafft das große All,
Sich selbst genug, mag auch der Geist gestalten.

Rudolph Gottschall.

Die Maske.

Eine wahre Begebenheit des 18. Jahrhunderts.

Graf S., Kammerherr des Herzogs von B., erfreute sich einer Gemahlin, die sanft war wie eine Taube, mild wie eine Traube. Beide waren einander von ganzem Herzen zugethan. Da trat der Tod dazwischen, der unholde Schnitter. Im zweiten Jahre der Ehe, bald nachdem die Gräfin von einem Knaben genesen war, sank sie in die Gruft.

Grenzenlos war des Grafen Schmerz. Reichthum, Schönheit, Jugend, die ausgezeichnete Gunst des Fürsten, die Theilnahme der Freunde, nichts vermochte den Kummer zu lindern. Es giebt Menschen, die für die Lichtvorstellung keinen größern Vorrath in ihrem Sehvermögen besitzen, als Weiß und Schwarz, denen daher die sichtbare Welt mit aller ihrer Pracht wie ein farbloser Kupferstich erscheint. So ganz Grau in Grau lag das Leben mit allem bunten Wechsel vor ihm. Nichts erfreute, nichts stärkte ihn. Der lustige Karneval, die freudigen Auferstehungsglocken, der Frühling mit seinen zahllosen Wundern, alles ließ ihn gleichgültig. Es rührte ihn nicht, als eine Freundin seiner Verblichenen, die Baronesse von U., ihm den Knaben nahm, um ihn bei ihrer Mutter verpflegen zu lassen. Sein reicher Geist, früher eine Rüstkammer klarer Gedanken, heiterer Entwürfe, über-

raschender Einfälle, war von der einen unheilvollen Leidenschaft völlig in Besitz genommen.

Wochen und Monden, Sommer und Herbst vergingen, die Kränze, die Blumen des Grabes verwelkten; er achtete nicht darauf. Sein Fürst, der des Lieblings Umgang schmerzlich entbehrte, lud ihn zur Tafel, zur Jagd, ins Schauspiel; er folgte nicht. Unter andern Freunden und Freundinnen erwies ihm namentlich das Hoffräulein Baronesse von U., die Freundin seiner Gemahlin, die zarteste Aufmerksamkeit; er sah es nicht. Im Arbeitszimmer seiner Entschlafenen, vor ihrem Bilde, mit hundert Angedenken an sie umgeben, vertrauerte er seine Zeit.

So verfloß ein volles Jahr. Wieder erschien die Karnevalszeit. Jetzt ward der Herzog der maßlosen Traurigkeit überdrüssig. Schon vorher hatte es in seiner Gegenwart an Sticheleien auf die sonderbare Melancholie, den extravaganten Kummer des neuen Orpheus nicht gefehlt; doch ein ernster Blick des Fürsten hatte jedesmal die Spötter in ihren ironischen Ergüssen gehemmt. Da es ihm aber leid that um einen Mann, mit welchem er noch von andern Dingen als von dem letztgeschossenen Sechzehnender, der neuesten Balletttänzerin hatte sprechen können, so beschloß er, jetzt selber Hand an die Cur zu legen. Er beschied den Grafen vor sich, verwies ihm sein endloses Grämen und fügte hinzu: „Warum sich der Todten willen mit allen Lebenden überwerfen? Auch ich glaube einigen Anspruch auf Ihre Liebe zu haben. Uebermorgen gebe ich eine Redoute und wünsche, daß Sie dort erscheinen." Der Kammerherr verbeugte sich und versprach zu gehorchen.

Die halbe Residenz rüstete sich zu dem superben Vergnügen, und die Redoute ward mit vielem Glanz eröffnet. Um den Herzog mit seinem ganzen Hofe durchwimmelte eine große Anzahl oft seltsamer Masken den strahlenden Salon. Graf S., fast immer in der Nähe des Fürsten und im Gespräche mit ihm, zwang sich gleichfalls zur Heiterkeit. Er war nicht maskirt.

Zwei Stunden mochte er so verbracht haben, als es ihm gelang, unbemerkt zu entschlüpfen. Müde, gelangweilt, lehnte er sich an das Gesimse eines von Blumen umstellten Kamins. Nicht lange befand er sich hier, als eine weibliche Maske, die dreimal dicht an ihm vorbeistreifte, seine Aufmerksamkeit erregte. Es war ein schwarzer Domino, das Gesicht mit einer weißen Larve vollständig bedeckt. Sie ging stets allein, hatte eigentlich in ihrer Tracht, so nett sie schien, nichts Auszeichnendes. Aber in dem schönen Bau, in dem schwebenden Gange, in der ganzen Art, wie sie den Körper hielt und trug, glaubte der Graf eine große Uebereinstimmung mit dem Wuchs und Gange seiner verstorbenen Gemahlin zu finden. Als sie jetzt ihm gegenüber an einen Pfeiler lehnte und, scheinbar unbekümmert um das Gewimmel und Gebrause ringsum, ihr Gesicht starr nach ihm hinwandte, stieg eine gewisse Unruhe und auch Neugier in ihm auf, so daß der Herzog, der eben herbeikam und die Veränderung bemerkte, ihn fragte, ob ihm etwas fehle.

„O nichts, Durchlaucht!" war die Antwort. „Ich sah nur eine Maske, die mich interessirt, die ich wohl kennen lernen möchte."

„So würde ich sie anreden", erwiderte der Fürst. „Gehn und kommen Sie, wenn Sie wollen. Es freut mich schon, wenn Sie nur an irgend etwas Antheil nehmen."

Der Kammerherr folgte dieser Ermahnung. Die Maske indessen schien seine Absicht errathen zu haben und verhindern zu wollen. Kaum bewegte er sich auf sie hin, so verließ sie ihren Posten und flüchtete sich ins Gewühl. Doch je sorgfältiger sie ihm zu entgehen suchte, um so eifriger folgte er ihr. Endlich erreichte er sie. Mit einer jener gewöhnlichen Redoutenfragen, die nichts anders bedeuten, als: „Ich wünschte wohl, Sie sprechen zu hören", redete er sie an. Sie antwortete wenige Silben, und er erzitterte; denn so tonlos, dumpf, geisterhaft die Laute erklangen, es war die Stimme der verstorbenen Gräfin. Er sprach weiter; sie gab in bekümmertem Ton auf alles Bescheid. Er bot ihr den Arm; sie war es zufrieden. Ein geheimer Schauder durchrieselte ihn, als sie ihn nur ganz leise berührte und neben ihm hinschwebte, gleich einem Schatten, einem Gebilde der Luft.

„Warum, Maske, berühren Sie mich so schüchtern?" fragte er. „Sehen Sie es vielleicht ungern, daß ich Sie führe?"

„Gern, sehr gern!" murmelte sie.

„Gingen Sie schon jemals, schon irgendwo mit mir?"

„Oft! hier und anderwärts! mit und ohne Maske!"

„Können Sie mir einen der Orte genau nennen?"

„Bei den drei Cypressen — auf der Roßtrappe — auf dem Stolzenfels."

Der Graf schauderte. Bei den drei Cypressen im Schloßpark hatte er der Königin des Herzens seine Liebe gestanden, den Harz, den Rhein mit der Neuvermählten besucht. „Wer sind Sie? Ihren Namen!" bat er ängstlich.

„Er würde Sie erschrecken", lautete die Antwort.

Mit jeder Secunde ward das Gespräch für den armen Grafen wichtiger und unbegreiflicher zugleich; es erfüllte ihn mit Bangigkeit und doch vermochte er sich nicht loszureißen. Die Maske rief ihm selbst manchen Zug ins Gedächtniß, der ihm längst entfallen war: wo er eine Sternblume gebrochen, der Geliebten zu dem bekannten Fragespiel überreicht und wie das letzte Blatt seine Liebe bestätigt hatte; wo er ihr zum erstenmal Goethe's Mailied: „Wie herrlich leuchtet mir die Natur!" recitirt hatte u. dgl. m. Da war kein Wort, das ihn neckte, und doch auch keines, das nicht traf. Er lenkte mit heimlichem Zittern die Unterredung auf das Glück seiner Ehe. Jetzt sprach die Maske noch einsilbiger, gepreßter, seufzte oft und verstummte endlich ganz. Als der Graf einmal in sie

drang, um Auskunft bittend, erwiderte sie: „Da man Sie hier findet, am Orte der Freude, darf man wohl annehmen, daß Sie Ihren Verlust verschmerzt haben." Dabei schien sie sich losreißen zu wollen. Doch er hielt sie zurück und beschwor sie heilig und theuer, ihm zu entdecken, wer sie sei und woher sie komme. Stöhnend deutete sie mit der Rechten nach oben, wie um zu sagen: „Von dorther!"

Jetzt warf des Grafen Herz und Phantasie den Verstand völlig darnieder. Stürmisch zog er die abenteuerliche Gestalt hinter eine Blumenwand. Hier drang er ungestüm in sie, sich zu entlarven oder wenigstens ihren Namen zu nennen. Sie schüttelte kummervoll das Haupt. Erst als er sie bei dem Gegenstande ihrer Liebe beschwor, seine Bitte nicht länger zu verweigern, sprach sie halb unwillig: „Wohlan, ich will mich entlarven! Aber nicht hier; führen Sie mich in jenes Seitencabinet." Er sprang empor und ergriff ihre Hand. „Es wird Sie gereuen, mein Anblick Sie erschrecken!" flüsterte sie. Er beharrte darauf.

Im Zimmer angelangt, untersuchte die Maske, ob sie auch unbelauscht seien. Dann fragte sie ihren Begleiter abermals, ob er noch wünsche, ihr wahres Gesicht zu erblicken. „Ich beschwöre Sie darum!" erwiderte er. Sie that die Maske hinweg, und Graf S. sank wie vom Blitz getroffen zu Boden; denn er sah einen Todtenkopf.

Wie lange er in der Betäubung gelegen, läßt sich nicht genau bestimmen. Der Herzog fand ihn in einem todesähnlichen Zustande. Aufmerksam hatte der Fürst die scheinbar so lebhafte und doch ernste Unterhaltung beobachtet und nicht ohne Verwunderung die Beiden mit starken Schritten den Saal verlassen sehen. Daß dieser Entfernung ein anderer Zweck als jener zu Grunde liege, der bei Maskenbällen und ähnlichen Gelegenheiten seine Rolle zu spielen pflegt, das schien ihm unzweifelhaft. Als daher nach geraumer Frist der Kammerherr immer nicht zurückkam, ließ der Herzog nach ihm forschen und öffnete selber das Cabinet, in das man sie hatte verschwinden sehen. Nur mit vieler Mühe brachten die Aerzte den Ohnmächtigen ins Bewußtsein zurück.

Als er sich wieder erholt hatte, hieß der Fürst die Begleitung abtreten und befragte den Günstling um die Ursache dieses seltsamen Vorfalls. Graf S. machte seinem Gebieter kein Geheimniß daraus. Dieser staunte und hätte gern geglaubt, jener spreche im Fieber; doch die Besinnung war völlig zurückgekehrt auch hatte ja der Fürst einen Theil mit eigenen Augen gesehen.

Sofort ließ er nach der räthselhaften Maske die genauste Untersuchung anstellen. Sie war verschwunden, und doch hatte Niemand sie bedient, Niemand sie gefahren, Niemand sie fortgehen sehen. Endlich meldeten zwei Sänftenträger, sie hätten vor einer Stunde einen schwarzen Domino, der aus einer Seitenthür gekommen sei, zum Kirchhof getragen. Dort habe er zu halten befohlen, habe Einem von ihnen einen alten Ducaten in die Hand gedrückt, die Kirchhofspforte sei nach dreimaligem Klopfen aufgesprungen, und der Domino sei nach rechts hin verschwunden. Dort lag die Erbgruft des Grafen. Alle übrigen Spuren schnitten gänzlich ab.

Es läßt sich denken, daß diese Begebenheit am andern Morgen in aller Munde war und sehr ungleich beurtheilt wurde. Viele sahen darin eine unleugbare Geistererscheinung. Andere entschieden mit weiser Miene gar nichts. Einige spotteten darüber, daß ein Geist zu seinem Wegkommen erst der Sänftenträger bedurft habe; es liege sicher eine menschliche Hinterlist zum Grunde. Der Graf selber war fest überzeugt, daß wirklich der Geist seiner Gemahlin ihm erschienen sei, um ihn zur beständigen Treue zu ermahnen. Ein wildes Fieber ergriff ihn, und nach sechs Tagen schlief auch er in der Erbgruft. Zur Dämmerungszeit in stillen Kreisen sprach hier und da noch Jemand von der merkwürdigen Erscheinung; in den höfischen Zirkeln ward sie nebst dem Grafen und der Gräfin vergessen.

Doch sie sollte nochmals lebendig werden! Etwa zwanzig Jahre später warf eine Krankheit das schon alternde Hoffräulein Baronesse von U. auf's Todtenbett. Vor ihrem Ende bekannte sie, daß sie jener schwarze Domino gewesen sei. Sie hatte den Grafen bereits vor seiner Vermählung glühend geliebt und gehofft, er werde auf sie die Blicke lenken. Mit verbissener Wuth hatte sie den Liebesergüssen ihrer Freundin, der glücklichen Erkornen, zugehört, welche sie zur Vertrauten ihrer Seligkeit, ihrer geheimsten Gedanken gemacht hatte. Von ihr hatte die Baronesse jene kleinen Züge erfahren, deren Mittheilung den Leidtragenden so mächtig erschüttert. Der Tod der jungen Gräfin hatte sie mit neuer Hoffnung erfüllt, die Hoffnung ihre Liebe fast zur Raserei gesteigert. Damit der Kammerherr weniger an die Entschlafene erinnert werden möge, hatte sie den Knaben zu ihrer Mutter gethan, sie selber dagegen die Freundin in Ton und Geberden nachzuahmen gesucht und sich unabläßig liebend um den Grafen bemüht. Als abermals Alles vergeblich gewesen, war sie auf ein Mittel verfallen, das nur ein Weiberkopf erfinnen kann: um entweder das Bild der Erblichenen gewaltsam zu verzerren, oder aber Rache zu nehmen für verschmähte Liebe, hatte sie sich zu dem Fest der Freude in Trauer gekleidet und unter der weißen Larve eine Todtenkopfsmaske verborgen, mit Schlauheit darauf rechnend, daß des Grafen überreizte Phantasie ihr zu Hülfe kommen werde. An der Kirchhofspforte hatte eine vertraute Kammerfrau sie erwartet, sie rasch umgekleidet und auf den Ball zurückgefördert, so daß dort Niemand die Abwesenheit der Baronesse bemerkt hatte.

Theodor Colshorn.

Zwei Wittwen.

Ein Drama aus dem wirklichen Leben.

Von
Ludwig Habicht.

(Schluß.)

Steinfeld sprang auf, wie von einem electrischen Schlage berührt. Ein langgedehntes „Ah!" stieß er hervor, dann warf er einen eigenthümlich forschenden Blick auf die Fremde. „Ich wußte es wohl, Sie würden mich für wahnsinnig halten", entgegnete diese und ein trübes Lächeln umspielte ihre Lippen. „Vielleicht urtheilen Sie doch anders, wenn ich Ihnen Alles erzählt. Wollen Sie wenigstens die Güte haben mich ruhig anzuhören?"

Der junge Anwalt nickte nur mit dem Kopfe. Er wußte, daß man solche Unglückliche zur Verzweiflung treiben kann, wenn man ihnen nicht einmal Gehör schenkt; aber sein Blick ruhte jetzt mitleidig auf dem Antlitz der schönen Fremden. Welch' tolle, fixe Idee! — Doch das ist ja eben das Zeichen des Wahnsinns, daß er sich in die wunderlichsten Verhältnisse und Lebenslagen hineinträumt, aus denen er selbst beim besten Willen nicht mehr herauskommt. Wieder aus der Welt der Träume und Ideale die zur Wirklichkeit führende Thür zu finden, unterscheidet nur den mit lebhafter Phantasie begabten Menschen vom Wahnsinnigen. — Die Augen der Fremden irrten freilich nicht unstät und wild umher; aber auf ihrem Antlitz ruhte doch ein Hauch von tiefer Schwermuth. „Ophelie!" mußte Steinfeld unwillkürlich denken.

Die Fremde bemerkte wohl, welche Gedanken den jungen Anwalt bewegten, dennoch begann sie ihre Erzählung:

„Durch einen Verwandten Edith's lernte ich den jungen Baron von Aldenhoven kennen. Ich hatte in einer Provinzialstadt einige Gastrollen gegeben und unter den dortigen Schauspielern erregte nur ein einziger Mensch meine Aufmerksamkeit — Hugo Wiedebach."

Eine Schauspielerin! Nun schien dem jungen Anwalt Alles erklärt. Sie hatte zu oft den Wahnsinn dargestellt und war endlich selbst demselben verfallen. Und doch war ihr ganzes Wesen so schlicht und einfach; es fehlte ihr das Aufgeputzte, Phantastische, das gewöhnlich solche Bühnenheldinnen kennzeichnet.

Die Fremde hatte eine Pause gemacht und fuhr jetzt, da Steinfeld kein Wort erwiderte, ruhig fort: „Der junge Mann hatte etwas von einem echten Künstler; mir war er zu unruhig, zu zerfahren; ich suchte ihn anzuspornen, sein Ziel ernstlicher zu verfolgen; er lachte mich aus. — Eines Abends führte er mir nach der Vorstellung einen jungen Mann zu — es war Edmund. Die beiden jungen Männer waren keine Freunde, und als ich am andern Tage Hugo fragte, warum er dennoch den jungen Mann bei mir eingeführt, sagte er lachend: „Halten Sie ihn fest — mir steht er nur im Wege." Ich hatte nicht nöthig Edmund festzuhalten — ich habe nie mit Männerherzen ein elend Spiel getrieben. Der junge Baron war schon durch mein Spiel gefesselt worden, er hatte bedeutende Künstlerinnen nie gesehen" — setzte die Fremde bescheiden hinzu, „und durch den persönlichen Verkehr schlang sich ein inniges, unzerreißbares Band um unsere Herzen. Auch ich liebte Edmund warm und innig, denn er besaß das weichste, hingebendste Herz, die edelste Seele. Gerade sein Träumen, seine angeborene Schwermuth fesselte mich noch mehr an den geliebten Mann. Ich hatte jetzt eine so schöne, herrliche Aufgabe, — ein von trüben Wolken überschattetes Gemüth dem hellen Sonnenlicht des Lebens zugänglich zu machen. Wir mußten beide schwere Opfer bringen, wenn wir uns für ewig angehören wollten, ich mußte meiner geliebten Kunst entsagen; — er seiner gesellschaftlichen Stellung, ja vielleicht konnte er sein ganzes Lebensglück auf das Spiel setzen. Er wußte, daß sein Vater zu einer Verbindung mit einer Schauspielerin nie die Genehmigung ertheilen würde. Und doch, so schwankend und träumerisch Edmund war, seiner Liebe konnte ich vertrauen." —

Hatte nicht beinahe dasselbe die Baronin gesagt? Welche von den beiden Wittwen entwarf dies seltsame Gespinnst von Wahnsinn und Lüge? Steinfeld blickte nachdenklich vor sich hin. Er entsann sich jetzt der Erzählungsweise Edith's, die doch einer gewissen innern Wahrheit entbehrte. Wie anders dagegen sprach die Fremde! So konnte nur derjenige erzählen, der wirklich das Alles erlebt und durchgekämpft. Aber wer war es, der so frisch und lebhaft ein Bild der Vergangenheit aufrollte? eine Schauspielerin! Müssen die nicht alles Erdenglück, allen Erdenschmerz mit überraschender, ergreifender Wahrheit uns vor das Auge rücken, daß wir meinen, die Wirklichkeit schlage jubelnd oder zermalmend an ihre Brust! —

„Edmund vertraute mir Alles", fuhr die Fremde fort, „seine trübe, einförmige Vergangenheit; — das Leben auf dem Schlosse mußte seiner Schwermuth nur neue Nahrung geben — er konnte seinen Vater nicht lieben, er fürchtete ihn sogar, und noch mehr ein Mädchen, das mit ihm auf dem Schlosse aufge-

wachsen war, deren dunkle Augen zuweilen wie versengende Flammen auf ihm ruhten. Es war Edith Wiedebach; — er ahnte daß sie ihn liebte; vielleicht war es nur ihr Ehrgeiz, der sich an den jungen Baron zu ketten suchte. Edmund fühlte sich von der unheimlichen Zuneigung dieses Mädchens beunruhigt; er klagte mir oft seine peinliche, drückende Lage, und als endlich noch sein Vater ihn zu einer verhaßten Heirath drängen wollte, da war unser Entschluß gefaßt. — Ich hatte bereits von der Hofbühne meinen Abschied genommen. Edmund traf wenige Tage darauf ein, mich abzuholen. Von hier aus schrieb Edmund seinem Vater, theilte ihm seinen unwiderruflichen Entschluß mit, mich zur Gattin zu wählen und daß wir in einem stillen Thale der Schweiz, in tiefster Zurückgezogenheit leben wollten. Er bat noch, uns wenigstens zu verzeihen."

„Sie schütteln bedenklich das Haupt", sagte die Fremde und ihre blauen Augen ruhten forschend auf dem Antlitz des Anwalts. „Es klingt freilich romanhaft; aber Edmund liebte die Stille, ihm war nur in der tiefsten Einsamkeit wohl, und für ihn hatte seine hohe Stellung, sein künftiger Reichthum keinen Werth. Er warf es gern und willig fort, als eine drückende Last. Mochte immerhin sein Vater mit Enterbung und dem väterlichen Fluche drohen — er hatte nie seine Liebe besessen, was härmte ihm jetzt sein Zorn."

Steinfeld hatte wohl das Haupt geschüttelt; aber nur wie Jemand, der den letzten schwachen Versuch macht, an der Wahrheit einer Erzählung zu zweifeln. Das Geplauder der alten Beate fiel ihm jetzt ein — die Ankunft des Briefes, den Edith bei Seite gebracht, obwohl die alte Frau die Adresse des Barons gelesen haben wollte. Und Edith war dann bald darauf verschwunden. — Edmund hatte sie gefürchtet, sie nie geliebt, versicherte auch Tante Beate. „Wenn sie nun doch"... der junge Anwalt vermochte nicht den Gedanken weiter auszuspinnen, es war ihm dabei, als müsse dann etwas in seiner Brust für immer zerbrechen — der Glaube an die Menschheit. —

„Wir ließen uns an den Ufern des Lemansee's unter fremden Namen nieder. Edmund hatte die nöthigen Papiere mitgenommen und es war uns leicht, einen Geistlichen zu finden, der die Trauung vollzog; war doch der junge Baron volljährig und bedurfte nicht der Einwilligung seines Vaters. Was Edmund erwartet hatte, geschah; wir blieben von seinem Vater ohne Antwort; aber eines Tages fand sich bei uns ein Fremder ein, der uns im Auftrage des alten Barons eine kleine Summe auszahlte und uns die jährliche Auszahlung des gleichen Betrages zusicherte, wenn wir uns ruhig verhalten und ihn mit weiteren Ansprüchen verschonen wollten. Der alte Herr würde nach und nach ruhiger werden, meinte der Fremde, und Alles könne noch in das alte Gleis kommen. Edmund hatte bei seinem Mündigwerden das kleine Erbtheil seiner Mutter ausgezahlt erhalten und er würde die Sendung seines Vaters mit Verachtung zurückgewiesen haben, wenn ihn nicht seine Liebe für mich zu größerer Verschwendung verleitet hätte, als sie unsern Verhältnissen angemessen war. Er wollte um mich das süßeste Behagen und Wohlleben verbreiten, um mich für das zu entschädigen, was ich ihm geopfert. Vergeblich suchte ich ihm Einhalt zu thun und ihm zu versichern, daß seine reiche, innige Liebe der Sonnenschein sei, der mir selbst jenes vermeintliche Glück reich ersetze; er blieb unermüdlich besorgt, mich durch oft kostbare Geschenke zu überraschen, und so schmolz unser Vermögen nur allzu schnell. Edmund dachte nicht mehr an die Zukunft; er lebte nur noch der Gegenwart und ich sah ein, daß ich leider, indem ich die Decke der Schwermuth von seinem Haupte entfernt, eine kindliche Sorglosigkeit blosgelegt, die an Leichtsinn grenzte. — Menschen, um die einmal eine unerklärliche Schwermuth ihr Netz gesponnen, scheinen aber vergeblich demselben entrinnen zu wollen; sie haben zu lange den Blick zur Erde gerichtet — sie sucht und findet nicht mehr der Sonnenschein des Glücks! — Wir hatten ein einziges Kind, unsere Freude, unser Stolz; — während einer längern Krankheit mußte ich die Kleine der Wartung einer Fremden anvertrauen und eines Tages brachte sie mir mein Kind nicht wieder"...

Die Fremde schwieg längere Zeit. Heiße Thränen rollten langsam über ihre Wangen, während die feinen Hände sich krampfhaft schlossen. Ein tiefes, unergründliches Wehe prägte sich auf ihrem Antlitz aus. Und das war keine Lüge, kein trügerischer Schein — so schlicht, einfach und ergreifend vermag selbst die trefflichste Schauspielerin den Schmerz einer Mutter nicht darzustellen! —

„Ich habe Unsägliches gelitten und Edmund mit mir", fuhr die Fremde fort. „Seitdem irrte mein Gemahl tagelang am Ufer des See's umher und fand nirgends Frieden. Ich bat Edmund zu fliehen und ein noch verborgeneres Asyl aufzusuchen, weil ich in dem unerklärlichen Verschwinden unsers Kindes wohl eine dunkle Macht erkannt hatte, die uns zu verderben drohte. Damals glaubte ich, daß der alte Baron uns diese vergifteten Pfeile nachsende, jetzt weiß ich es besser", setzte die Fremde mit bitterm Lächeln hinzu. „Edmund war nicht gleich zu bewegen, den einmal liebgewonnenen Platz zu verlassen; kostete es ihm doch stets Mühe, sich zu einem Entschlusse aufzuraffen; aber eines Abends wurde auch er auf seinem Spaziergange meuchlerisch überfallen und von einem vorspringenden Felsen in das Wasser gestürzt. Er rettete sich glücklich an's Ufer und fühlte nun wohl, daß hier nicht länger unsers Bleibens sein konnte. Wir siedelten uns jenseits der Alpen an; doch es litt ihn nicht lange hier, die Sehnsucht nach der Heimath erfaßte ihn, und da jetzt natürlich die kleine ihm zugesicherte Rente ausgeblieben war, beschloß er, noch einmal seinen

Vater aufzusuchen und ein letztes, entscheidendes Wort mit ihm zu sprechen. Ich hatte eine dunkle Ahnung von dem traurigen Ausgange dieses Unternehmens; aber mein Gemahl setzte so viel Hoffnungen darauf und ich wagte es nicht, ihm störend in den Weg zu treten. O, hätt' ich's gethan!

In der Residenz, wo ich einst als Schauspielerin engagirt gewesen, hatte ich noch Geschwister, dort sollte ich bleiben, denn mein Gatte wollte zuerst allein mit seinem Vater sprechen. Als Edmund von mir schied, erfaßte mich eine namenlose Unruhe, die sich mit jedem Tage steigerte und mich auf's Krankenlager warf; als ich wieder genesen war, erfuhr ich Alles!" — Die Fremde starrte mit thränenschweren Augen zur Erde, sprang dann plötzlich auf und rief mit gerötheten Wangen und in sichtlich höchster Erregung: „Und jetzt will ich sie entlarven die elende, verwegene Heuchlerin, die mit dem Namen meines Gatten ein solch' frevles Spiel getrieben!"

Durch das Herz des jungen Anwalt zuckte jedes dieser Worte wie ein Dolchstich; er konnte an der Wahrheit derselben nicht länger zweifeln — so sank auch dieses Götterbild in Staub! — Er hatte Edith geliebt, sie war ihm als das Ideal eines echten Weibes erschienen, und jetzt ... er stützte den Kopf in die Hand und starrte lange schweigend vor sich hin.

Die Fremde blickte aufmerksam auf das Benehmen des jungen Anwalts. Ahnte sie den Kampf, der in seiner Seele vorging? oder hatte sie bereits von den näheren Beziehungen gehört, in denen Steinfeld zur Baronin stand? Sie zog aus ihrer Tasche einige vergelbte Papiere, ein Medaillon, und reichte diese Sachen dem Anwalt hin: „Das sind meine einzigen und köstlichsten Schätze, die ich in Ihre Hände lege. — Das Brustbild meines Gemahls und seine Briefe, in denen unsere damaligen Pläne besprochen und erörtert werden. Ich lege sie in ihre Hände und vertraue Ihnen, daß Sie die Sache einer betrogenen und verrathenen Frau redlich führen."

„Steinfeld erbleichte; sein Herz zog sich krampfhaft zusammen — er sollte gegen eine Frau den Prozeß ansträngen, die er heiß und innig geliebt, sie des schimpflichsten und raffinirtesten Betruges anklagen und ihre Ehre, ihr Glück schonungslos vernichten! Er wollte abwehrend die Hände ausstrecken; aber er sah die Augen der Fremden forschend auf sich gerichtet, als könnte sie in seiner Seele lesen, und er hob die Hand höher, strich langsam über die heiße Stirn und entgegnete fest: „Ich werde die Führung Ihres Prozesses übernehmen." Die Fremde streckte dem jungen Anwalt dankend die Hand entgegen; sie vermochte kein Wort hervorzubringen. Steinfeld ergriff zögernd diese feine, weiche Hand und sagte mit schmerzlichem Lächeln: „Sie setzen in mich ein großes Vertrauen, daß ich Alles anwenden muß, um es zu rechtfertigen. Zählen Sie auf meinen festen und guten Willen."

Ruhig und besonnen wie jede andere Prozeßsache, nahm nun Steinfeld die Leitung dieser Angelegenheit in die Hand. Einen Trauschein konnte die rechtmäßige Wittwe freilich nicht beibringen, denn Edmund hatte denselben auf seiner Reise bei sich geführt, der natürlich bei der Leiche des Barons nicht mehr gefunden worden. Als Steinfeld sich an die Kirchenbehörde des kleinen Schweizerdorfes, in dem die Fremde gewohnt haben wollte, um die Ertheilung eines neuen Trauscheines wandte, erhielt er die Nachricht, daß die Kirche jüngst durch einen Blitzstrahl zerstört worden und die Kirchenbücher dabei in Flammen aufgegangen, der alte Prediger aber gestorben sei. Trotzdem stellte der junge Anwalt die Klage gegen die Baronin an. Die Fremde hatte ihm versichert, daß es ihr gelingen werde, bis zum Audienztermine ihre damaligen Trauzeugen, schlichte, gewöhnliche Arbeiter, zu ermitteln und namhaft zu machen. Und dann, Edith Wiedebach konnte gewiß noch weniger Beweise für ihre stattgefundene kirchliche Verbindung mit dem Baron beibringen und es blieb nur wunderbar, daß sie sich so rasch und ungestört in den Besitz der Aldenhoven'schen Güter zu setzen gewußt hatte.

Steinfeld suchte mit großem Scharfsinn Alles zusammenzustellen, was seine Klage begründen konnte; er verhehlte sich nicht, daß sie so lange auf schwachen Füßen stand, als jene Trauzeugen nicht ermittelt werden konnten; aber nach einer zweiten Unterredung mit der Fremden stand es bei ihm unerschütterlich fest, daß nur sie allein die rechtmäßige Wittwe des Baron von Aldenhoven. Der Prozeß machte in der ganzen Umgegend großes Aufsehen und im Entscheidungstermine war der Gerichtssaal mit neugierigen Zuschauern überfüllt; besonders hatten sich die Frauen, wie dies auch in einem solch' merkwürdigen Falle natürlich war, in großer Anzahl eingefunden.

Nach erfolgtem Aufruf erschien zuerst die Klägerin, im Beistande ihres Anwalts, Steinfeld. Das persönliche Erscheinen der Verklagten erwartete Niemand; sie sollte noch krank sein, ja durch die plötzliche Ansträngung des Prozesses von Neuem einen Rückfall ihrer gefährlichen Krankheit erhalten haben. Da öffnete sich die Thür und zu Aller Ueberraschung trat Edith herein, an der Hand ihr Töchterchen führend, die kleine Adelheid. Die Baronin sah etwas bleicher als früher aus, ein Zug des Leidens prägte sich in dem feinen, geistreichen Gesichte aus; nur der Glanz ihrer Augen war nicht erloschen. Auch sie erschien in Begleitung eines Advokaten.

Es war ein eigenthümliches, interessantes Schauspiel diese zwei Frauen vor den Schranken des Gerichts stehen zu sehen, die beide sich als die Wittwen des Barons von Aldenhoven ausgaben und von denen die eine die unverschämteste Heuchlerin und frechste Lügnerin sein mußte.

Das zuschauende Publikum war wie immer, getheilter Ansicht. Die Einen erklärten sich für die

blonde Fremde, solch' himmlisch blaue Augen könnten nicht trügen; die Andern nahmen für Edith Parthei und flüsterten: „Seht nur, wie sie ihr Kind zärtlich an sich drückt." „Aber es sieht ihr ja gar nicht ähnlich", warf eine Dritte ein. „Das ist schon wahr", entgegnete eine wohlbeleibte Schlächterfrau, „es ist dafür dem jungen seligen Baron wie aus dem Gesicht geschnitten — ich habe den gnädigen Herrn sehr gut gekannt", setzte die Schlächterin stolz hinzu. „Ja, sie war Viehmagd auf dem Hofe", flüsterte die Dritte höhnisch ihren Nachbarinnen in's Ohr. Wenigstens in dem einen Punkte hatten die Frauen Recht. Edith hielt wirklich ihr Kind mit großer Zärtlichkeit an der Hand und neigte sich zuweilen lächelnd zu ihm hinab, das ebenso scheu und furchtsam auf die große Versammlung, wie auf seine Mutter blickte.

Die Fremde konnte eine gewisse Aufregung nicht unterdrücken, als sie zum ersten Mal sich ihrer Gegnerin gegenüber sah. Das war also die Frau, die ein solch' schändliches, verwegenes Spiel mit dem Namen ihres Gemahls getrieben! Diese kleine, zierliche Gestalt, mit den dunkelblitzenden Augen, die Alles zu beherrschen schienen. Mit welch' geistiger Ruhe, welcher Sicherheit trat sie auf — sie, die Heuchlerin, die elende Betrügerin! War es nicht, als ob sie selbst wieder als Maria Stuart auf der Bühne stände und ihr jetzt die siegesgewisse, stolze Königin gegenüberträte, der sie ebenfalls das Messer in die Brust stoßen müsse. Auch ihr rollte das Blut heißer, rascher durch die Adern, auch ihr wäre es wie Bergeslast vom Herzen gefallen, wenn sie auf ihre Feindin den Giftpfeil vernichtender Worte hätte abschnellen können; aber zu wild, zu heftig stürmte es in ihr, und jetzt war es ihr eigenster, innerster Schmerz, für den sie keine Worte fand.

Jetzt wurde die Klageschrift verlesen. Edith hatte dafür nur ein stolzes, verächtliches Lächeln. Ihre Aufmerksamkeit blieb dem Gerichtshofe und ihrem Kinde zugewandt; Steinfeld, ihren früheren Freund und jetzigen Gegner, schien sie nicht zu bemerken — kaum ein flüchtiger Blick streifte die Fremde...

Mit dem anmuthigsten, gewinnendsten Lächeln ergriff jetzt Edith selbst das Wort und unternahm ihre Vertheidigung. Sie ließ sich auf eine eigentliche Widerlegung der Klageschrift nicht ein; aber sie erzählte rasch und gewandt ihre Verbindung mit dem Baron, berief sich auf den bereits in ihrer Klagebeantwortung zu den Acten eingereichten Trauschein des Schmied's von Gretna-Green, auf das Testament des alten Barons, das für den Fall des Ablebens seines Sohnes, seine etwaigen Nachkommen und die Wittwe zu Erben eingesetzt hatte und widerlegte erst jetzt mit einer Ruhe und Geistesschärfe die Behauptungen der Klägerin, wie sie dem gewandtesten Juristen zum Ruhme gereicht haben würde. „Ich kann nicht anders denken, als daß die Klägerin eine elende Gauklerin oder wahnsinnig ist", schloß die Baronin, und zum ersten Mal blitzten ihre dunklen Augen zu der Fremden hinüber, als könne sie dieselbe damit niederschmettern.

Die Fremde sprang bei diesen Worten auf; sie strich hastig eine ihr in's Gesicht gefallene Locke zurück. „Schlange!" stieß sie heftig hervor. „Das ist zu viel! Ja diese Heuchelei könnte mich wahnsinnig machen. O, Ihr werdet auf ihre glatten Worte hören und ihr Recht geben, sie wird über mich triumphiren, wie ja das Schlechte auf dieser elenden Welt immer den Sieg behält!" Thränen erstickten ihre Stimme; eine Art Weinkrampf überfiel die Unglückliche, sie sank schluchzend, halb bewußtlos auf die Bank zurück und mußte aus dem Saal hinausgetragen werden.

Wie stach die stolze, ruhige Sicherheit der Baronin gegen die unglückliche Heftigkeit der Fremden wohlthuend ab. Niemand im Saal war es mehr zweifelhaft, wer die echte Wittwe sein konnte. Die Fremde litt offenbar an Wahnsinn, das zeigte ihr ganzes Auftreten, und wie haltlos, unsicher hatten sich ihre ganzen Behauptungen erwiesen. Sie hatte ihre Trauzeugen noch nicht zu ermitteln vermocht und keine andern Beweise für sich, als jene Briefe des Barons, die allerdings Pläne von einer Flucht entwarfen und eine tiefe, innige Liebe athmeten; aber wo war der Nachweis, daß der Baron diese Zukunftsträume auch verwirklicht? Wer kennt nicht die Wandelbarkeit eines Menschenherzens! Bei der Träumerei und Unentschlossenheit des jungen Barons war es wohl denkbar und leicht möglich, daß diejenige über ihn den Sieg gewann, die ihn zur raschen That mit fortriß. Auch Tante Beate, die zum Ueberfluß noch vernommen wurde, war heut durchaus nicht so redselig als sonst — sie wagte nicht mehr zu behaupten, daß jener verhängnißvolle Brief die Aufschrift des alten Barons getragen, sie schien überhaupt sehr verlegen und gedrückt und machte den Eindruck einer geistesbeschränkten Frau, deren selbst ungünstiges Zeugniß völlig werthlos bleiben mußte.

Das Gericht hatte die Papiere der Baronin sorgfältig geprüft und konnte an deren Echtheit nicht zweifeln. Die Frage, ob eine vor dem Schmied von Gretna-Green geschlossene Ehe, auch in Deutschland ihre Gültigkeit habe, war bereits bei Regulirung der Erbschaft bejahend entschieden worden, und nachdem das Gericht, das sich auf kurze Zeit zur Berathung zurückgezogen hatte, wieder im Audienzsaal erschien, veröffentlichte der Vorsitzende, wie wohl zu erwarten stand, die Entscheidung, daß Klägerin mit ihrer Klage ab- und zur Ruhe zu verweisen.

Die bleichen Wangen der Baronin färbten sich bei Anhörung dieses günstigen Urtheilspruches ein wenig höher, sonst blieb sie ruhig, als habe sie eine andere Entscheidung nicht erwartet. Mit ihrem reizendsten Lächeln trat sie jetzt dem jungen Anwalt näher und flüsterte ihm zu: „Armer Freund, Sie ließen sich von einer frechen Dirne düpiren."

„Frau Baronin!" stieß der junge Mann bestürzt hervor, halb war es ein Ausruf der Bitte, halb der Abwehr.

„Sagten Sie nicht an jenem Abend, daß Sie an mir nicht mehr irre werden könnten?" sprach die Baronin leise und vorwurfsvoll weiter. „Ah, wie schlecht haben Sie Ihr Wort gehalten!" setzte sie traurig hinzu, „und ich" — sie stockte, dann schien sie sich plötzlich aufzuraffen und mit blitzenden Augen und stolzer Sicherheit fuhr sie fort: „Nein, Sie sind zu meinen Feinden übergegangen — ich hasse Sie jetzt...

Die Baronin hatte zugleich noch ihr Zeugniß in der Untersuchungssache abgegeben. Ihre Aussage war völlig unbedeutend und auf den Gang der Untersuchung ohne Einfluß. Sie könne nichts für, nichts gegen den Angeklagten vorbringen, er sei ihr Verwandter und sie halte ihn nicht eines Mordes fähig; aber sie wisse von nichts. Sie habe sehen wollen, wo ihr Vater geblieben sei und ihn getroffen, wie er eben wieder die Thür des Schlosses verriegelt. —

Steinfeld suchte den Gefangenen auf und theilte ihm die Aussage der Baronin mit, die ihn um so mehr befremden mußte, als dieser sich mit solcher Sicherheit auf das Zeugniß seiner Cousine berufen hatte.

„Bitte, lieber Herr, sagen Sie mir das noch einmal, das ist zu seltsame Zeitung, die versteh' ich nicht", entgegnete der Gefangene mit erzwungener Ruhe.

Der junge Anwalt kannte schon die Wunderlichkeiten Hugo's und wiederholte seine Mittheilung. Der Gefangene sprach jetzt kein Wort, nur seine Augen glänzten unheimlich und er ballte drohend die Fäuste.

„Es war nicht gut von Ihnen, daß Sie Ihre ganze Vertheidigung auf die Aussage Ihrer Cousine begründeten", meinte Steinfeld.

Hugo starrte noch eine Weile vor sich hin, dann sprang er auf und sagte mit einer Ergriffenheit, wie er sie bei solcher Gelegenheit noch nie gezeigt:

„Ich hielt sie für das redlichste Geschöpf,
Das lebt auf Erden unter Christenseelen,
Macht' sie zum Buch, in welches meine Seele
Die heimlichsten Gedanken niederschrieb."

„Nein, für redlich habe ich sie nie gehalten", fuhr der Gefangene fort und lachte hell auf, „aber ich glaubte, sie würde aus Klugheit ehrlich sein. Es war ihre Sache, eine Lüge zu ersinnen, wie das Messer dorthin gekommen, und deshalb konnt' ich ihr nicht vorgreifen. — Auf der letzten Jagd mußte ich ihr das Messer borgen — sie hat es mir nicht zurückgegeben und sie selbst oder der Alte... gleichviel — sie durfte mich nicht an's Messer liefern — mich nicht." —

Steinfeld zuckte die Achseln. „Ich habe plötzlich Unglück. Sie werde ich nicht retten können, und den Prozeß gegen ihre schöne Cousine habe ich auch verloren. Ich war ein Narr und ließ mich von Weiberthränen auf's Glatteis führen."

Die Fremde ist also mit ihrer Klage abgewiesen und meine Cousine als echte Baronin anerkannt worden?" fragte Hugo lauernd.

„Das Gericht konnte nicht anders entscheiden", entgegnete Steinfeld.

„Ha, ha, weil Ihr Herren vom Gericht alle Maulwürfe seid, die nur im Finstern wühlen!" hohnlachte der Gefangene. „Die rechte Wittwe des Barons ist doch die Fremde."

„Treiben Sie keinen Scherz!" rief Steinfeld unmuthig aus.

„Nein, den habe ich damals getrieben und ich bereue ihn jetzt bitter", entgegnete der Gefangene hastig. „Ah, die Schlange, die mich nun doch in's Verderben gelockt; aber ich will sie jetzt zertreten, wenn sie auch noch so freundlich gleißt!" fuhr Hugo zornig fort, und sein ohnehin unschönes Gesicht verzerrte sich zu einer häßlichen Fratze. „Wissen Sie, daß wir die Komödie gespielt? daß ich es war, der mit meiner schönen Cousine nach Gretna-Green gereist und sich dort als Baron von Aldenhoven mit ihr trauen lassen?!"

„Ah, das ist wieder einer Ihrer tollen Einfälle, an denen Sie so reich sind", entgegnete Steinfeld und blickte prüfend dem Gefangenen in das blasse, spöttische Gesicht.

„Ich fürcht, ich fürcht? es geht die Welt rundum! mögen Sie denken; nur muß ich leider auf die Ehre verzichten, daß dieser tolle Einfall mein Eigenthum. Edith hatte sich einmal in den Kopf gesetzt, Baronin zu werden, aber der dumme Mensch mocht' nichts von ihren Reizen wissen; ich dagegen liebte meine Cousine mit wilder Leidenschaft und um ihr Edmund ganz aus dem Wege zu räumen, hatte ich ihn klüglich anderweit zu fesseln gewußt, an meine Freundin Bertha Keller, die blondlockige Schauspielerin aus der Residenz — da fing er auch wirklich Feuer! —

„So wäre doch etwas wahr an der Erzählung der Schauspielerin", unterbrach ihn Steinfeld lebhaft.

„Alles", entgegnete Hugo ruhig. „Die Blonde verstand Edmund besser in Bewegung zu setzen, und nun kam die Catastrophe und jener Brief, in dem der junge Baron seinen Vater benachrichtigte, daß er Bertha Keller heirathen und in die Schweiz gehen würde. Das war für meine Cousine ein Donnerschlag, der sie aus all' ihren Himmeln riß. Aber im Unglück zeigt sich erst der Mann, vielleicht noch mehr das Weib und vollends ein so kluges, herzhaftes, wie Edith. Ja, in diesem zarten Körper steckt eine Feuerseele, und jetzt entwarf sie rasch einen Plan so kühn, so verwegen und abenteuerlich, daß jeder Andere als ihr toller Vetter davor zurückgescheut wäre. „Fortes fortuna adjuvat!" rief sie mir zu, denn sie hatte nicht umsonst mit Edmund lateinische Stunden gehabt. Da wir tapfer waren, half uns auch wirklich

das Glück." Hugo machte eine Pause, blickte lächelnd auf Steinfeld, und als dieser noch immer schwieg, fuhr er mit altem Uebermuth fort:

„Mein andres Selbst! Du meine Rathsversammlung,
Orakel und Prophet! Mein liebes Mühmchen
„Ich folge Deiner Leitung wie ein Kind!"

„So variirte ich damals meinen Freund Richard und ich Narr jubelte über den kühnen Streich, weil ich sie liebte und dadurch hoffen konnte, in ihren Besitz zu kommen. — Vielleicht mochte Edith längst einen solchen Plan in ihrem erfindungsreichen Köpfchen ausgebrütet haben, denn sie hatte sich bereits Edmund's Taufschein und noch einige andere Papiere zu verschaffen gewußt. So reisten wir beide nach England, damit ich mich vor dem Schmied von Gretna-Green als Baron von Aldenhoven mit meiner reizenden Cousine trauen lassen konnte. Sehen Sie, lieber Freund, auf diese Weise verstand es Edith, sich das Glück zu ertrotzen", setzte Hugo bitter und höhnisch hinzu.

Steinfeld hatte Hugo mit keinem Worte mehr unterbrochen; zu heftige, wunderbare Eindrücke stürmten auf ihn ein. Es klang wie ein Märchen so toll und phantastisch und doch, wenn er an Edith dachte, an diese Frau mit dem unbeugsamen Willen und den dunklen, blitzenden Augen, die so unheimlich auflodern konnten, erschien ihm die Erzählung Hugo's weniger unglaublich. Gerade die Kühnheit des Betruges mußte das Gelingen desselben nur erleichtern. Wer konnte ahnen, daß eine solche Täuschung möglich sei, und wenn die Baronin mit einem gesetzlich gültigen Trauschein zurückkehrte, wagte Niemand den leisesten Zweifel zu hegen. Aber war nicht Edmund zu fürchten? Steinfeld besann sich jetzt auf die Erzählung seiner Clientin; wie klug und vorsichtig sie den stillen Träumer fern zu halten gewußt, und als er doch wieder die Schwelle des Schlosses zu überschreiten gewagt, nun — da war auch sie oder ihr Vater vor einem Verbrechen nicht zurückgeschreckt. Wohl hatte Hugo Recht, eine solche Frau verstand sich das Glück zu ertrotzen!...

„Ich glaube Ihnen jetzt", sagte Steinfeld nachdenklich. „Die Glieder dieser Kette finsterer, wunderlicher Ereignisse passen zu gut aneinander, als daß ich länger zweifeln könnte — doch, was nutzt das Alles — ich mag nicht ferner mehr mit unsichern Behauptungen vortreten. Ihr Zeugniß wird jetzt augenblicklich als feindselig und gehässig angefochten und schlagende Beweise stehen Ihnen leider nicht zu Gebote."

„Die schlagendsten", entgegnete Hugo rasch. „Ah, meine Cousine und ich haben immer eine Ehre darin gesucht, uns gegenseitig zu überlisten; ich kannte ihre Verschlagenheit und wußte, daß sie mich zum Lügner machen würde, wenn ich später einmal wagen wollte, gegen sie aufzutreten, und doch mußt' ich sie in meiner Hand haben." Die Augen Hugo's leuchteten unheimlich auf und er starrte eine kurze Zeit vor sich hin. Plötzlich wandte er sich mit der Frage an den jungen Anwalt: „Sagt' ich Ihnen nicht an jenem Abend, es giebt sympathetische Tinte die erst später zum Vorschein kommt. Können Sie sich noch darauf besinnen?" —

„Ja wohl", entgegnete Steinfeld, „aber ich begreife nicht" —

„Es soll Ihnen Alles klar werden", unterbrach ihn Hugo, „hören Sie mich nur geduldig an. Sie wissen, daß ich viel in dem Laboratorium meines Oheims gesessen, „ich war das Packpferd seines großen Werkes", setzte er mit komischem Pathos hinzu; „es war oft zum Sterben langweilig beim Kochen des Lebenselixir's, nur einen Vortheil hatte ich davon, ich lernte wenigstens Tinte machen, die mich jetzt aus der Tinte bringen soll", und der junge Mensch lachte dabei wild und lustig auf.

Steinfeld wurde jetzt doch an dem Gefangenen irre. Was sollte das alberne Geschwätz, das an Wahnsinn streifte! und er bereute schon, dem tollen Menschen so lange Gehör geschenkt zu haben.

„Sie sehen mich so verwundert an, halten mich wohl gar für übergeschnappt, daß ich solch' schlechte Späße treibe", entgegnete Hugo, „und doch ist es mein völliger Ernst. Meine Cousine hatte zuerst den Trauschein unterschrieben, sie wußte, daß ich zur Unterschrift Zeit gebrauchte, um den Namenszug des Barons täuschend nachzuahmen und wir hatten verabredet, daß sie in diesem verhängnißvollen Augenblick vor dem Schmied ihr anmuthigstes Geplauder entfalten sollte, um dessen Aufmerksamkeit abzulenken. Mit ihrem reizendsten Lächeln, das Sie ja ebenfalls kennen, lieber Freund, gelang es ihr auch, den alten Schmied zu blenden und mir dagegen, noch mit sympathetischer Tinte meinen eignen Namen auf den Trauschein zu setzen. Lassen Sie den Schein über eine leichte Flamme halten", fuhr der Gefangene in wilder Aufregung fort, „und mein Name prangt neben dem meiner reizenden Cousine. Ha, ha, ich bin jetzt ihr angetrauter, rechtmäßiger Gemahl und die ehrenwerthe Dame verschmäht es nicht, mich auf's Schaffot zu schaffen!" Hugo schwieg und ballte nur grimmig die Fäuste.

Auch Steinfeld schwieg einen Augenblick, um sich das Mitgetheilte in seiner Weise zurecht zu legen. Bestätigte sich die Angabe des Gefangenen hinsichtlich des Trauscheins, dann waren alle Räthsel gelöst und der kecke Betrug Edith's lag am Tage. „Aber die Todesnachricht des Barons!?" rief der junge Anwalt nach einigem Nachsinnen. „Wie war es möglich diese hervorzubringen? Edith hat doch Atteste vorgezeigt, die den Schiffbruch jenes Fahrzeuges nachweisen, an dessen Bord sich der Baron begeben."

„Und das ist Ihnen so wunderbar und räthselhaft?" sagte Hugo mit höhnischem Lachen.

„Gewiß", entgegnete Steinfeld, „denn diese Zeug-

nisse sind echt und nicht gefälscht." — „Nein, das sind sie nicht", bemerkte Hugo, „und doch war uns deren Erlangung weniger schwer als Sie denken. Dummes Zeug, wenn unser Witz, nachdem wir so viel erreicht, nicht hätte weiter reichen sollen. Ich ging einige Tage mit Edith an den Hafen und wir suchten uns die elendesten und gebrechlichsten Fahrzeuge aus; auf ihnen ließ ich mich als Baron von Aldenhoven einschreiben. Eines davon mußte doch, wie wir hofften, seine alten, schwachen Glieder an einem Felsenriff zerschlagen, und wir waren schon nach 14 Tagen so glücklich, eine solche Nachricht zu erhalten."

„Wahrhaftig, ein tolles, verwegenes Spiel, das ich für unmöglich halten würde, wenn ich nicht Edith kennen gelernt hätte. Ihr Ehrgeiz konnte vor nichts zurückscheuen."

„Begreifen Sie jetzt Alles?" frug Hugo und verzog sein Gesicht zu einem spöttischen Lächeln.

„Beinahe", entgegnete der Anwalt ruhig, dem jetzt das Benehmen des eigenthümlichen Burschen weniger unangenehm erschien. „Und Adelheid, Edith's Kind? Jetzt begreif' ich, warum Sie ihm so viel Theilnahme schenkten — es ist das Ihre". — setzte Steinfeld zögernd hinzu.

„Fehlgeschossen, edler Freund", entgegnete Hugo, sichtlich erheitert, über das vorsichtige Herumtasten des Anwalts. „Ich habe das Kind geliebt, weil es so unglücklich war und weil — es Edith haßte."

Wieder kam hier ein edlerer Zug in dem Wesen des jungen Mannes zum Vorschein, als Steinfeld je erwartet hatte. Unwillkürlich wurde er davon fortgerissen und drückte Hugo herzlich die Hand. „Sie sind doch ein besserer Mensch und ich habe Sie sehr verkannt."

„Bah!" entgegnete Hugo und zog beinahe verlegen seine Hand aus der des Anwalts. „Rührt nicht die Saite mehr, das ist vorbei." Und wieder in seinen höhnischen, nachlässigen Ton verfallend, fuhr er fort: „Wenn ich Ihnen nun sagte, daß wir einen noch tolleren, raffinirteren Streich ausgeführt und der rechtmäßigen Baronin dies Kind entrissen haben?"

Steinfeld schritt heftig in der Zelle auf und ab: „Nein, das ist nicht möglich, das ist unerhört! Mein Gott — die Fremde sprach davon, daß ihr während einer Krankheit ihr einziges Kind gestohlen worden — doch das kann nicht sein; einer solchen That war auch die Baronin nicht fähig!"

Hugo lachte wild und höhnisch auf. „Ja, sie hat Geist und Unternehmungslust, meine reizende Cousine. Das war's auch, was mich an sie fesselte. Wir hätten die Welt aus den Angeln gehoben, wenn wir vereint geblieben wären", setzte er in alter, wunderlicher Weise hinzu; „aber sie zog es vor allein zu gehen, die treueste, hingebendste Seele von sich zu stoßen und — das ist ihr Untergang. Edith wußte ja durch den Brief, wo sich Edmund niederlassen würde; wir hatten ihn völlig in der Hand und bemächtigten uns des Kindes aus doppeltem Grunde. Erstens wußten wir, daß damit Edmund's Lebensmuth vollends gelähmt wurde, und zweitens brauchten wir das Kind." Hugo erzählte das Alles in einer Weise, als ob es sich um die einfachste Geschäftssache handle. — Steinfeld konnte sich eines Schauders kaum erwehren und blickte jetzt nur Hugo fragend an.

„Es war da, glaub' ich, eine Testamentsklausel des alten Barons, die ihr den Besitz eines Kindes wünschenswerth machte — genug — Edith griff wie immer zu. Doch weiter habe ich meine Hand nicht im Spiel gehabt", setzte Hugo mit Betonung hinzu.

„Ich verstehe, was Sie damit sagen wollen", entgegnete Steinfeld und dachte mit Entsetzen an den letzten Mordversuch, von dem die Fremde gesprochen hatte. So war ihre Erzählung doch Wahrheit, schreckliche, erschütternde Wahrheit.

„Nicht wahr, jetzt können Sie mich retten, mich befreien?" frug Hugo hastig.

„Wenn sich Ihre Angaben hinsichtlich des Trauscheins als richtig erweisen, hoffe ich wohl", entgegnete Steinfeld.

„Zweifeln Sie nicht!" entgegnete Hugo mit großer Sicherheit. „Das Leben im Gefängniß ist nicht nach meinem Geschmack, ich sehne mich nach Freiheit, und wenn Sie mich aus der Haft erlösen, will ich dann auch mit meinem Freund Richard ausrufen:

Nun ward der Winter unsers Mißvergnügens
Glorreicher Sommer durch die Sonne Yorks;

und in der alten, scherzhaften Weise nahm der Gefangene von Steinfeld Abschied.

Die Angaben Hugo's bestätigten sich vollkommen. Eine vorgenommene sorgfältige Prüfung des Trauscheins brachte die deutliche Unterschrift Hugo's zum Vorschein. Jetzt konnte über den stattgefundenen Betrug Edith's kein Zweifel obwalten, denn sie hatte selbst diesen Schein als Beweis-Urkunde eingereicht und er war sorgfältig bei den Acten aufbewahrt worden.

Der Prozeß wurde von Neuem aufgenommen und kam unter einem fast noch größeren Andrange von Menschen zur Verhandlung. Aber bei dem Aufruf der Sache meldete sich nur die eine Wittwe. — Schon wollte das Gericht gegen Edith in contumaciam erkennen, da trat ein Diener in Livré hastig und staubbedeckt herein und berichtete: „Frau Baronin von Aldenhoven ist heute leblos in ihrem Armstuhl gefunden worden" ...

Auf ihrem Schreibtisch fand man nur einen Zettel, auf dem mit hastiger, zitternder Hand geschrieben stand: — „Das Spiel ging verloren — mein Vater ist" ... Der Tod hatte sie überrascht, noch ehe sie ihr Bekenntniß hatte zu Ende bringen können.

Der alte Wiedebach wurde verhaftet. Man fand ihn eifrig in seinem Laboratorium beschäftigt. Als er die Gerichtsbeamten kommen sah, stieß er einen Angstschrei aus, zertrümmerte in wilder Hast einige

Töpfe und Tiegel, brach dann in ein wildes, höhnisches Lachen aus und sagte triumphirend: „Nun wird das Geheimniß mit mir begraben!“ — Kein anderes Wort kam über seine Lippen. — Der alte Mann war wahnsinnig geworden ...

Die Aldenhovenschen Güter wurden jetzt, da sich in der Zwischenzeit die Trauzeugen hatten ermitteln lassen, ja in den Papieren des alten Wiedebach sogar der Trauschein Edmund's gefunden wurde, der seine eheliche Verbindung mit Bertha Keller bestätigte, der rechtmäßigen Wittwe des Barons zugesprochen; doch das reichste, vollste Glück fand die arme, schwergeprüfte Frau in dem Wiederfinden ihres Kindes. Sie konnte nicht zweifeln, daß Adelheid ihr eignes Kind sei, denn zu viel sprach dafür — die Uebereinstimmung des Alters, die große Aehnlichkeit mit Edmund und das Bekenntniß Hugo's. Die Kleine, die sich stets von Edith scheu und schüchtern abgewandt, umschloß, wie von einer dunklen Ahnung getrieben, mit unendlicher Zärtlichkeit ihre neue, rechte Mutter.

Auch Hugo's Untersuchungssache mußte jetzt eine andere Wendung nehmen. Es konnte keinem Zweifel unterliegen, daß derselbe an der Ermordung des Barons keinen Theil gehabt und seine Aussage, trotz ihrer Sonderbarkeit, die vollste Wahrheit enthalten hatte. Der alte Wiedebach würde schwerlich einen Mitschuldigen zu betäuben gesucht und ihn so den Händen des Gerichts überliefert haben; damit stand seine eigene Sicherheit auf dem Spiel. Wahrscheinlich hatte der alte Wiedebach seinen Neffen nicht augenblicklich erkannt, und in der Uebereilung zu dem Mittel gegriffen, mit dem er jede etwaige Störung zu beseitigen gesucht. Hugo wurde freigesprochen; aber der wunderliche Mensch kam nicht mehr zur Ruhe; er führte, um sich zu betäuben, ein wildes, regelloses Leben, ging dann nach Amerika und ist dort verschollen. —

Nach einigen Jahren reichte die rechtmäßige Baronin dem Manne ihre Hand, der ehrenwerth genug gewesen, ihr Recht zu vertheidigen, trotzdem ihn eine tiefinnige, heiße Liebe an jenes schlangenkluge Weib gefesselt.

Als der junge Anwalt am Tage nach seiner Hochzeit in demselben Zimmer sinnend am Fenster weilte, in dem er einst mit Edith jenen verhängnißvollen Abend zugebracht und wieder dem Frieden athmenden Untergange der Sonne zuschaute, mußte er unwillkürlich an jene unglückliche Frau denken. „Sie liebte die Dämmerung nicht“, wandte er sich zu seiner Gattin, die zärtlich ihren Kopf an seine Schulter gelehnt hatte und ebenfalls mit träumerischem Entzücken in den Abendhimmel schaute, „sie liebte die Dämmerung nicht, weil es in ihr Nacht war“, sagte die Baronin, die augenblicklich ahnte, wen ihr Gatte meinte, und schlug ihre schönen blauen Augen zu ihm auf.

„Aber in uns ist es Tag und Sonnenschein, Bertha!“ jubelte Steinfeld.

„Tag und Sonnenschein!“ wiederholte die Baronin leise. — Auf zwei glückliche Menschen warf die scheidende Sonne, wie segenspendend ihre letzten, goldenen Strahlen. —

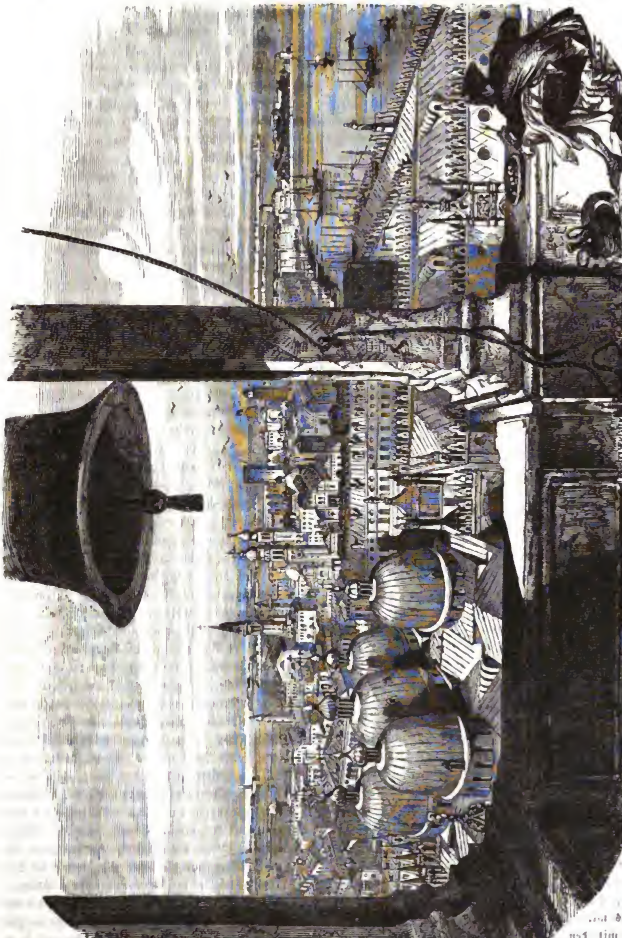
Venedig.

Skizzenblatt von Günther von Freiberg.

Auf den weichen Kissen der schwarzen Gondel hingestreckt, losgebunden von Zeit und Geschäften, den Canal grande entlang zu gleiten, mit halbgeschlossenem Auge den Abendstern über den Kuppeln von Santa-Maria-Salute funkeln zu sehen und sich sagen zu können: „Du bist in Venedig!“ das ist an und für sich eine verbrauchte Situation .... aber so tröstlich und beseeligend, daß man stets von Neuem davon spricht, singt und sagt, wie von der Liebe, dem Frühling, der Schönheit, diesen unerschöpflichen Quellen, aus denen der Dichter Lebensbalsam in die durstige Seele schlürft.

Daher stimme auch ich, das Kind der Neuzeit, in das uralte Lied ein und preise Dich, Venetia la bella!

Ja, Du bist schön, aber traurig, grenzenlos traurig, entthronte Meereskönigin! Die goldene Dogenmütze, vom Brautkranz umflochten, raubte man Dir, und aus bleichen Irisblumen und feuchten Algen wandest Du Dir eine Todtenkrone, der Hermelin sank von Deinen Schultern, Du hülltest Dich in Leichentücher, seit Dich der letzte Bräutigam, der Doge Ludovico Manini, verließ, und der französische Cäsar Dich an die fremde Macht verhandelte. — Todtenstille herrscht in Deinen üppigen Prachtgebäuden, wie im schlafbezauberten Schlosse Dornröschens. Noch schaut Dein lachendes Bildniß, Venetia, von den Wänden der goldstrotzenden Säle. Im Palazzo ducale prangst Du, von Ruhm gekrönt, von der Ehre, dem Frieden, der Freiheit und Größe umgeben: so malte Dich Paul Veronese in den Tagen des Glücks; Tintorello und Palma giovine wetteiferten, Dich zu verewigen — — aber den Bildern gleichst Du nicht mehr. Dein stolzes Gefolge von Kriegern, Nobili, Genien, Gefangnen; Deine Triumphbogen und Ehrenpforten, Alles zerstiebte wie Spreu im Winde. Im Arsenal hängen die zerlumpten Trophäen, rosten die bestaubten Waffen, die eine Welt sich unterwarfen. Von den Standarten der Basilica wehen nicht mehr die Fahnen von Cypern, Candia und Morea; ein schwarz-



Venedig, vom Glockenstuhle des Campanile.

gelbes Banner flattert und bläht sich stolz, wenn der Sirocco wüthet in ohnmächtigem Zorn. — Getrost, Venetia! Gedenke des Mythos der Andromeda! Auch sie war gefesselt; auch sie war eine Königin und Alles ihr genommen: der Glanz; der Schmuck; das Glück; die Hoffnung selbst; nur nicht die edelstolze Schönheit, die man ihr lassen mußte, wie Dir. Einsam, von hochgethürmten Wogen umrauscht, verschmachtete sie. Doch ihr Befreier kam! ein Held, ein Perseus! Er löste ihre Ketten, er gab ihr den verlorenen Reichthum wieder — getrost, Venetia!

„Hier sind wir am Giardinetto, Eccellenza, und wenn sie den Campanile vor Sonnenuntergang besteigen wollen, so hat es Eile." Mit diesen Worten weckte mich der alte Gondolier aus meiner Träumerei, die ihm verdächtig schien.

„Du hast Recht, mein guter Cinquanta", (ich nannte ihn nach der Nummer seiner Gondel, deren weiche Kissen ich allen Reisenden empfehle) „ich muß hinauf und Eure wunderbare Stadt aus der Vogelperspective betrachten. Hier empfange Deinen Lohn."

Der Alte streckte die Hand aus und nahm das Geld in Empfang. Auf mein „Addio, braver Triton!" lüftete er die abgegriffne Mütze mit einer Würde, als wäre er ein Nobili, dessen Name im goldenen Buche eingeschrieben stände.

Der possierliche Knabe, der am Steuer kauerte, und wie ein Affe jede Bewegung Cinquanta's krampfhaft nachahmte, sprang auf, riß den zerknitterten Strohhut ab, verneigte sich mit grotesker Höflichkeit und streckte gleichfalls die braune Hand aus.

Er beanspruchte sehr natürlicher Weise eine Privatvergütigung für sich, obgleich sein Antheil bereits in Cinquantas Lohn eingerechnet war. Der alte Gondelführer, ungewöhnlich ehrlich, keinen Mißbrauch duldend, faßte den Bambino ohne Weiteres beim Kragen und warf ihn mir nichts dir nichts in den Canal. Ohne die mindeste Empfindlichkeit schwamm der unfreiwillige Taucher lachend an das Ufer zurück, schoß einige Purzelbäume und schüttelte sich wie ein Pudel das Wasser ab. Ich verehrte ihm einige kleine Silberstücke, worauf seine Luftsprünge nicht endeten. Er überschlug sich mit der wilden Grazie eines Kabylenknaben, der statt Knochen, Sprungfedern im Leibe zu haben scheint. Welch Vergnügen, mit so Wenigem eine solche Seligkeit hervorzurufen! Unter den ernsten Venetianern — selten oder nie lächelt die niedrige Klasse — that mir diese Ausgelassenheit, dies tolle Kinder-Lachen doppelt wohl. Ich sah noch nicht das Ende davon ab, nämlich daß dieser Kobold mit dem Polischinell-Gesicht mich fortan auf Tritt und Schritt verfolgen würde: des Morgens mit jungen Schildkröten; des Mittags mit frischen Muscheln; des Abends mit candirten Weintrauben, die er zierlich — zwar mit den schmutzigsten Fingern! — auf feine Holzstäbchen aufgereiht hatte. Inzwischen hetzte er die Blumenmädchen und die Glasperlverkäufer auf mich, — Alles im Amtseifer seiner unbegrenzten Dankbarkeit. Maledetto ragazzo! — Der deutsche Maler, der mich im hübschen Café-Garten hinter der Zecca erwartete, prophezeite mir die Folgen meiner Großmuth, denn er kannte die Lagunen-Quälgeister aus langer Erfahrung.

Ueber die verödete Piazetta, wo grade die Freiligrath-Moore'sche „Abendluft wehte", unter den Colonnaden der ausgestorbenen Münze entlang, schritten wir nach dem Marcusplatz, diesem großartigen, unbedeckten Gesellschaftslocal. Einige vereinzelte Wasserträgerinnen huschten, eilig wie die Lacerten, an uns vorüber. Die zahmen Tauben watschelten auf ihren Corallenfüßchen dicht vor uns her, ohne sich stören zu lassen, mit der Sicherheit des berliner Sperlings.

Wir bestiegen den riesigen Glockenthurm — den höchsten von ganz Italien — woran von 911 bis 1591 gebaut worden ist.

Lord Byron soll diese steilen Treppen hinaufgeritten sein, behauptet die venetianische Klatsch-Chronik, die von Anekdoten über den Manfred-Sänger wimmelt. Und doch hat er sicher nicht halb so tolle Geniestreiche ausgeführt, als die Nachbarn des Palastes Mocenigo nachher erzählten, denn am liebsten verweilte der Lord bei seinen Mönchen im armenischen Kloster und bei seiner holdseligen Teresa Guiccioli, dem Vorbilde Haidée's im „Don Juan."

Freundlich empfing uns der Thürmer und hing uns fürsorglich braunwollne Kapuzen über, weil nach der Erhitzung beim Steigen eine zu plötzliche Abkühlung in der luftigen Höhe schädlich ist.

Glücklicher Thürmer, Du bist zu beneiden! — Denn gewiß kommen wenig Punkte an phantastischem Reiz dem Glockenstuhle des Campanile gleich. Man wünscht sich die vielen Augen des Argus. Dieses feenhafte Rundbild vollständig in sich aufzunehmen, genügt kaum die menschliche Sehkraft; daher sehnt man sich nach einer übermenschlichen. — Wohin zuerst blicken? Auf die grünen Kuppeln der Marcuskirche, auf dieses mosaikverzierte Denkmal einer stolzen Zeit, in welcher der geblendete Dandalo, mit Hülfe französischer Kreuzfahrer, Constantinopel erobert hatte? Auf den gelbrothen Dogenpalast mit der doppelten Façade? Oder rechts hinüber nach San-Giorgo-Magiore, jener Insel mit der Kirche Palladio's, des Rafaels der Architecten? Oder weiter hinaus nach dem purpurumflossenen Strande des Lido? Geschwind, bevor die Sonne in das Meer verblutet, einen trunknen Blick auf den großen Canal, auf den kühngeschwungenen Bogen des Rialto, auf das ferne Murano und endlich auf die offne See, worin die Stadt sich spiegelt, wie in der Erinnerung ihrer Größe.

Hier oben hätte Semiramis, die Tochter der Luft, ihre schwebenden Gärten vergessen, wäre ihr vergönnt gewesen, von dieser schwindelnden Höhe auf so viel Pracht herunter zu sehen. Von hier aus glaubt man gern, diese gothisch-bycantinisch-maurische Häuserpracht,

von schimmernden Wasserstraßen durchzogen, wäre von einem dienstbaren Geiste Aladins aus dem Meere emporgezaubert worden. War nicht auch Venedig solch eine Märchenstadt mit seinem silberbärtigen Beherrscher in der goldnen, phrygischen Mütze, mit seinen blondlockigen, delphinäugigen Weibern, seinen Perlen und Juwelen, seinen Gondeln, seinem Seegespenste, dem Orco, seinen schauervollen Kerkern unter der Seufzerbrücke? Wer sich unbesonnen hinein verirrte, gerieth in die Arme einer listigen Fei oder in die Klauen des Henkers. — —

Wie ein Feuerregen senkte sich das flammende Abendroth auf Zinnen und Thürme herab. Die Kanäle leuchteten flüssigem Golde gleich. Nun erst da man der Zerfallenheit entrückt war und nur noch die prächtigen Verhältnisse der Stadt, ihre trotzig aufragenden Gebäude im Großen und Ganzen übersah, nun erst begriff es sich, daß Venedig der Stapelplatz des Welthandels, der Vereinigungspunkt aller schönen Künste gewesen ist.

„Phantasie, du ungeheures Riesenweib", hier kannst du schwelgen in schaurigsüßer Erinnerung! Hier, auf den Feuerstätten heißer Leidenschaften hat jeder Quaderstein seine Geschichte. Wer nur verstände, was die Wellen so heimlich dort unten flüstern! Erzählen sie vom Canal Orfano, der so viel Thränen, Blut und Leichen verschlang, zur Zeit der Inquisition? Oder plaudern und kichern sie vom Carneval in Venedig, den Watteau in Farben, Paganini in Tönen verewigte? Sahen sie die frechschöne Smeraldina in Begleitung des violetten Wunderdoctors an den Ufern der Piazetta umherschwärmen? Sahen sie Harlequin hinter seiner Colombina herlaufen und über Brigghella, Truffaldino und dem Quacksalber stolpern? — Klagen sie von den öffentlichen Hinrichtungen, von dem schwarzen Todesblock, der zwischen den Säulen des heiligen Theodosius und des geflügelten Löwen stand? Singen die Nixen der Adria von der jährlichen Vermählung des Dogen mit dem Meere? Bewachen sie die vielen hundert Ringe, die der hohe Bräutigam von seinem goldnen Schiff, dem Bucentaur, herab in die Wogentiefe schleuderte, wenn dröhnende Musik erscholl und die Freudenschüsse knatterten und auf dem Marcus-Platze hundert Meßbuden aufgeschlagen standen? Vernahmen sie die Klagrufe der jungen Bräute, die im 10. Jahrhundert von den Piraten in der Kirche von Olivolo überfallen, fortgeschleppt, aber glücklich von ihren Verlobten eingeholt wurden? Belauschten sie Bianka Capello's Liebesseufzer an den schönen Unbekannten, der ihrem väterlichen Palaste gegenüber tagtäglich aus dem Hause der Salviati herauslugte, bis er die junge Patriziertochter entführte nach Florenz, wo es sich herausstellte, daß Pietro Buanaventuri armer Leute Sohn war?

Wiegende, wogende Fluth, spiegeltest du das verführerische Antlitz Catharina Cornaro's auf deiner blanken Fläche, wenn du dich windstill ihr zu Füßen schmiegtest? war sie so schön, die junge Königin von Cypern, wie das Portrait auf der Dresdner Galerie? — Antworte mir, schaukelnde, gaukelnde Fluth, gehörte jener Palast mit eisernem Balkone wirklich dem Mohren von Venedig? Lehnte die Harfe Desdemonas an dem Säulenerker, oder lebt Othello, der Held Bandellos und des göttlichen William, nur als verschollne Sage im Volksmund? — — Warst du Zeuge von der Verschwörung der Spanier, Zeuge des grauenvollen Anblicks, den der Galgen bot, woran die Leiche des Capitains Renauld kopfunter hing? — Rauschet, rauschet Wellen, erzählt mir von Tizians Tochter im schwerseidnen, reichgewirkten Kleide, und von ihren Freundinnen Zafetta und Carlotta, und von Violante Palma, in welche Meister Vecellio verliebt war, doch vor dem jungen Edelmann aus Treviso, Paris Bordone zurückweichen mußte! Erzählt mir vom Besuch Heinrich III. von Frankreich beim Dogen Mocenigo! Auf trefflichen Gobbelintapeten sah ich die Scene seiner Landung in bunten Farben eingewebt: Der Patriarch, Senatoren und Würdenträger empfangen den weibisch aufgeputzten König, der eine große, birnenförmige Perl im Ohre trägt; die Herolde blasen Tusch — — horch! klingt nicht eben jetzt Posaunenschall von dem Platze herauf? Tausend Lichter entfachten, nun es dunkel ward .... bereitet man ein Festgelage vor? Kamen die alten Zeiten wieder? Die Glocken dröhnen über mir; auch drüben im Uhrhause schlagen die ehernen Mohren an. — —

Ich will hinunter! ich will erneu'n
Die versunkne Macht, die ertrunkne Luft!
Die Zauber des Todes will ich zerstreu'n
Mit dem Odem meiner lebendigen Brust!

„Gemach", sagte man mir, „es ist die österreichische Militair-Musik."

So war es in der That. Die Tänze, die ich aus der Ferne für Sarabanden und Fackeltänze des siebzehnten Jahrhunderts gehalten, erwiesen sich bei meiner Ankunft auf dem Marcusplatz als Ländler und Walzer von Gungl. Weißgeröckte Offiziere promenirten rauchend vor den Cafés auf und ab. Eine ziemlich große Anzahl Reisender hatte sich eingefunden; Rohrstühle wurden über den ganzen Platz gestellt und Gefrornes wurde massenhaft verabreicht. Schaaren österreichischer Soldaten schlenderten umher und staunten über die neue Umgebung, denn sie waren kürzlich erst über Triest angekommen. Die blaue Himmelsdecke mit funkelnden Sternen gestickt, breitete sich als Baldachin über den weiten Platz. Der halbe Mond stand über der Cathedrale; sie sah aus wie eine geheimnißvolle Mohrenburg, nicht wie eine christliche Kirche. Vor ihrer imposanten Vorderfront lagen haufenweise Lorbeer- und Myrtenzweige gestreut, zu Ehren des Himmelfahrttages. Vor dem Fall der Republik war dieses Fest, mit Ausnahme des Frohnleichnam und des giovedi grasso, das glänzendste des

ganzen Jahres. Liest man eine Beschreibung davon, so glaubt man in Tausend und einer Nacht zu lesen.

Man denke sich bei Sonnenaufgang die Mitte des Marcusplatzes von eleganten Meßbuden bedeckt. Außerhalb der Arcaden führten scharlachbedeckte Säulengänge entlang. Die schlanken, goldnen Stäbe waren mit Lorbeerfestons umwunden. Kolossale Silbercandelaber standen darin aufgestellt. Unter diesem hufeisenförmigen Gange hielt die Prozession feierlichst ihren Umzug. Voran schritten die Brüderschaften im königlichen Gepränge. Ihnen folgte der Patriarch und die hohe Geistlichkeit. Die lebensgroßen, goldnen Cruzifixe, die Fahnen funkelten im Morgensonnenschein; die Chorknaben schwangen die Weihkessel. Der Doge, angethan wie ein Bibelkönig, hielt eine dicke, bemalte Kerze (gewöhnlich ein Geschenk des Pabstes) in Händen. Ihm schlossen sich die Senatoren und die Nobili an. Die Glocken läuteten, die Orgel brauste in den weitgeöffneten Mosaikhallen von San Marco. Häufig führte jedes Mitglied der Prozession einen Armen neben sich, der bei dieser Gelegenheit gekleidet und gespeist wurde, wie zur Zeit der Kreuzzüge, die Pilger.

Im ersten Stock der Procuratien saßen die vornehmsten Zuschauer in buntseidenen Galakleidern, die Gesandten in ihrer Nationaltracht, die Damen von Edelsteinen überschüttet. Ihr saht die Hochzeit von Canaan des prächtigen Veronese. In hochgewölbten Hallen, über steinerne Brüstungen gelehnt, Smyrnateppiche unter den Füßen, Goldgeschirre vor sich, so sitzen die Gäste an der Tafel zusammen. Neben dem Groß-Türken im Turban und goldgestickten Kaftan, ein Cavalier im französischen Hofkleide à la François I.; daneben ein Levit im gelben Sabbatrocke und spitzer Mütze. Dazwischen edle Venetianer in Damast und Brocat genial drappirt; die Frauen im Costüm der Dogaressa, im pelzverbrämten, anschließenden Oberkleid mit Perlen gerafft, ein Diadem auf dem künstlich geordneten Haar. Mehrere Knaben mit Henkelkrügen voll Cyper mischen sich in diese mannigfachen Gruppen. Solche Figuren, die Modelle jener Bilder, zeigten sich an den Fenstern der Procuratien und schauten auf das feierliche Schauspiel herab.

War die Prozession und das Hochamt zu Ende, der Chorgesang verhallt, die Orgel verstummt, so strömt das Gedränge durch die Budenreihen. Besonders war das schöne Geschlecht von den Bazaren der Goldschmiede und Armenier gefesselt. Weder Trödel noch Katzensilber wurde auf dieser Messe feilgeboten, sondern vielmehr die vornehmsten Producte der venetianischen Industrie: hier schillerten Seidenstoffe in allen Farben des Regenbogens; dort entfalteten sich weiche Cachemirschawls; Merlettispitzen, fein wie Nebelgewölk; Goldketten, schmiegsam wie Seidenfäden; Kästchen und Schaalen aus goldfunkelndem Aventurin; Filigranschmuck; Halsbänder aus Atlasperlen; — o wie schwer war die Auswahl! Besonders lockte das bunte Zelt, wo indische Morgenkleider transparenter Mousselin, Cedernholzfächer, Wedel von Straußenfedern, Bernstein- und Perlenschnüre ausgestellt lagen. Das war das Zelt der schönen Circassierin, die so sanft und so schwermüthig aussah:

> Auf dem gluthenkranken Antlitz
> Lag des Morgenlandes Zauber;
> Auch die Kleider mahnten köstlich
> An Scheherazadens Märchen.

Doch nicht nur Toilettengegenstände, Waffen und Stubenzierrath, auch Kunstwerke erster Klasse vereinigten diese Messen. So lange sie bestanden, sendeten Venedigs große Künstler ihre Schöpfungen zu Markt, wie heutigen Tages auf die Academien. Da erblickte man in geschmackvoller Aufstellung Tintoretto's energisch colorirte Gemälde; Giorgiones Lautenspielerin, Tizians Danaë (die Perle der Galerie von Sanssouci) und andre herrliche Leistungen der Farbenzaubrer. Es war auf einer solchen Messe, wo Antonio Canova sein erstes Werk, die Gruppe „Dädalus und Ikarus" vor dem Publikum enthüllte.

Diese Schaustellung von Industrie und Kunst dauerte zwei Wochen lang, bot stündlich Gelegenheit zum allgemeinen Stelldichein und bildete den Longchamps der Stutzer und Modedamen. Letztere erschienen des Morgens im Zendaletto, einem Schleier aus schwarzem Taffent, ähnlich der andalousischen Mantilla. Der Cicisbeo führte die Gebieterin am Arm; oftmals hatten zwei die Ehre, sie geleiten zu dürfen; war die Dame sehr reich und begehrt, sah man sie von fünf bis sechs „Gesellschaftern" umgeben; der Eine trug den Fächer, der Andre den Blumenstrauß, wieder ein Andrer die Börse u. s. w.

Des Abends erschienen die Insulanerinnen von der tabarra, einem seidnen Schleppmantel, umflattert; die bauta, ein schwarzseidner Kapüchon mit Spitzen garnirt, um das Gesicht drappirt und den kleinen dreieckigen Männerhut verwogen aufgestülpt; eine herausfordernde Feder oder Kokarde fehlte der schelmischen Kopfbekleidung nicht. Dies Costüm erforderte Halbmasken oder die sogenannten Redoutenbrillen. Man urtheile, ob sie kokettirten! — Rosalba Carriera malte in zarten Pastellfarben solch eine Carnevaldame. Der König von Sachsen nahm das Bild aus Venedig mit nach Dresden, wo es häufig kopirt wird.

Unter dieser harmlosen Menge, die bald zum Schauessen in den Dogenpalast hinaufeilt, bald zur eignen Labung die beliebte frittura genießt, während Tauben mit Rauschgold an den Füßen aus den Käfigen losgelassen und von den Zuschauern gehascht werden, — wahrlich unter diesen Fröhlichen, bei dieser festlichen Gelegenheit sollte man es nicht für möglich halten, daß der Bravo in einem verborgnen Winkel sein langes Messer wetzte, um zur Nachtzeit den blutigen Auftrag zu vollziehen, den ihm soeben ein Verlarvter in das Ohr zischelt. Er folgt seinem Opfer, die Geldgier im Blick. Ob auch soeben der kühne

Luftsegler, der Matrose als Mercur gekleidet, sein halsbrechendes Wagestück ausführt, nämlich von der Höhe des Campanile herab an einem Seile der Galerie des Dogenpalastes fliegt, ob Aller Augen sich nach dem venetianischen Léotard oder Blondin richten, der Bravo verläßt mit keinem Blick den jungen Edlen, mit dem lachenden Munde, der ihm verfallen ist.

Ebenso unfehlbar wie der unerbittliche Vollstrecker dunkler Thaten, dringt sich der lauernde Polizeispion durch die jauchzende Masse. Hier und dort lauscht er, jedes verdächtige Wort auffangend, heißhungriger nach Blut, als der gedungne Mörder. Dies Phantom der Inquisition begeht alle Feste mit, wie Banko's Geist.

Die politische Beschränkung wurde mit höchster Grausamkeit von der Regierung festgehalten; während sie der Vergnügungssucht der Bevölkerung die Zügel schießen ließ, wurde das kleinste Vergehen gegen ihre Allmacht in den Folterkammern oder in den Pozzi, den feuchten Kerkern gebüßt. Nie schlummerte dieser fürchterliche Rath der Zehn; im letzten Jahrhundert so wenig als im Mittelalter. Während Montesquieu, der feine Beobachter und Menschenkenner, sich in Venedig aufhielt, viel fragte und forschte, war er der Gegenstand einer fortgesetzten Beaufsichtigung. Er stand in Beziehung mit den beiden Abenteurern Law und Bonneval, dies genügte ihn zu verdächtigen. Er hatte sich vielfache Notizen über den venetianischen Staat für sein Werk l'Esprit des lois aufgezeichnet und hoffte, diese Papiere glücklich über die Grenze zu bringen. Eine Gondel voller Sbirren aber folgte ihm von weitem, und erst als der Präsident sein Packet in das Wasser warf, zogen sich die Späher zurück. Victor Hugo charakterisirt die Unfehlbarkeit der venetianischen Vehme in folgenden Worten: „Sperrt einen Schlosser in ein Gewölbe — und laßt ihn ein Schloß anfertigen, bevor es beendet ist, hat der Rath der Zehn den Schlüssel davon in der Tasche."

Einen Beleg für diesen Ausspruch liefert ungefähr das Abenteuer eines deutschen Prinzen: man hatte ihn während seines Aufenthaltes in der Lagunenstadt bestohlen. Er beklagte sich öffentlich darüber und reiste ab. Kaum hatte jedoch seine Gondel die Mitte des Canal grande erreicht, so zwang ein Signal der Inquisition den Gondolier zu halten. „Was bedeutet das?" „Nichts Gutes." — Und gleich darauf nähert sich ein Boot mit brennenden Fackeln und Sbirren. „Steigen Sie zu uns herüber", wendet sich der Chef an den Prinzen. Dieser, durch den unheimlichen Aufzug eingeschüchtert, gehorcht sofort. „Man hat Sie vergangnen Freitag bestohlen?" fragt der Anführer der heimlichen Polizei. „Ja." „Wie hoch belief sich die Summe?" „Auf 500 Ducaten." „Worin waren sie enthalten?" „In einer grünen Börse." „Haben Sie Jemand in Verdacht?" „Ja, einen Lohndiener." „Ohne Zweifel." Im selben Augenblick entblößte der Beamte eine Leiche, die auf dem Boden der Gondel dahingestreckt lag. Sie hielt die grüne Börse mit den 500 Ducaten in der starren Hand. „Da haben Sie Ihren Dieb." —

Aber zurück zum Feste der Assunta.

Wer nicht mit einer Schönen oder einem Bravo zu flüstern hatte, versuchte sein Glück an den unzähligen Farotischen. Eine leidenschaftliche Spielwuth herrschte vom fünfzehnten bis zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts in der Republik. In den Casini, den stattlichen Gebäuden, welche sich bürgerliche Genossenschaften von den ersten Architekten bauen ließen, und in welche die Adligen auch Zutritt hatten, standen die Bankhalter von früh bis spät an ihrem Platze, von zahllosen, verlarvten Spielern umgeben. Die Scuola di San Rocco von Palladio, mit herrlichem Vestebül und schönen Fresken, steht noch heutigen Tages wohlerhalten als Casino der Brüderschaft gleiches Namens. — Auch unter freiem Himmel auf der Piazetta entblödete man sich nicht die verhängnißvollen Tische aufzuschlagen. Als Friedrich August, der Kurfürst des „galanten Sachsen" in Gesellschaft seines glänzenden Freundes, Philipp's von Königsmark, Venedig besuchte, geriethen Beide in die Spielhölle der famosen Trompkina, einer Intriguantin, die mit ihren Augen alle Köpfe verdrehte und es verstand, jede volle Börse zu ihrem Vortheil zu leeren.

Ueber den Anblick des Goldes versäumten Hunderte den Schluß des Festes, die Regatta und das Brillantfeuerwerk im Hafen. Nichtsdestoweniger wimmelte das Meer von Fahrzeugen. Die Paradegondeln waren verschwenderisch mit Silber und Gold, Blumen und Bändern ausgeputzt. Am Vordertheil, auf den stämmigen Schultern eines vergoldeten Neptuns oder Satyrn wiegten sich behende Pagen; auf den schwarzen Sammetkissen lehnten die hellgekleideten, schleierlosen Damen. Die schlauen Gondoliere thaten ihr Möglichstes die jungen Nobili so dicht als möglich an die Gondel der Geliebten heran zu rudern. Und nun flogen Blumen, Bonbons und Liebesbriefe hin und her! Die Dunkelheit unterbrach keineswegs den poetischen Wassercorso; nun erst begann das reizendste Schauspiel: jede Gondel hatte bunte Lämpchen, Ampeln aus Murano und Windlichter aufgesteckt. Die Raketen und Schwärmer stiegen prasselnd in die Höhe; der weiße Wellenschaum färbte sich in der magischen Beleuchtung violett, maiengrün und lichtblau. O Stadt Canaletto's, wie berauschend, wie wundervoll sind deine Feste! Ob unter diesem Paradies eine Hölle zuckt — laßt uns genießen, genießen! Im süßen Cyperwein ertränken die Sorgen! Herbei Blonden, Brünetten! Jessika, Portia, liebreizende herbei! Wo ist Rosalinde, wo Beatrix und Viola, das lacheluftige Frauen-Decameron? Gruß Euch, Ihr Schlanken! Stände Alcibiades in meiner Gondel, er streifte sich den Kranz, den er beim Symposion trug, von den ambrosischen Locken und überschüttete Euch mit Veilchen und den geheiligten Epheublättern — — — o weh

Zwölf Schläge dröhnen durch die Nacht — — zerronnen der luftige Geisterspuck, erloschen die Lampen; kein Mensch ist mehr auf dem Marcusplatz. Venedig schläft! Ist's der Schlaf der scheintodten Julia? ist es der starre Todesschlummer?

Wer wird es entscheiden? —

Maria Stuart.

I.

Wenn man mit dem geistigen Auge die Jahrhunderte durchstreift und den Blick auf den blutbefleckten Blättern weltgeschichtlicher Tragödien weilen läßt, so wurzelt er sicher auf einer schönen, sympathieweckenden Gestalt, die in einem Zeitraume von kaum 45 Jahren die ganze Scala der Lebensschicksale, vom stolzesten, freudigsten Glücke, bis zur tiefsten Demüthigung und Schmach durcheilen mußte. Wir meinen Maria Stuart, die Königin von Schottland. Man sucht vergeblich nach einem Schicksale, welches dem ihrigen gliche. Durch Geburt und Rang bestimmt, die beiden schönsten Kronen Europas auf ihrem Haupte zu vereinigen, die Lilien Frankreichs mit der Distel des schottischen Hochlandes in ihrer zarten Hand zu vermählen — sank sie durch das Unglück, daß ihr Herz weiter war als der Hemmschuh des Verstandes reicht, zu einer armen Gefangnen ihrer neidischen Verwandtin herab und mußte endlich, damit diese ruhig leben könne, ihr gekröntes Haupt auf den Henkerblock legen. Mit dem strömenden Blute der Maria kittete Elisabeth von England die Krone auf dem eignen Haupte fest. Es ist viel über diese Unthat geschrieben und geurtheilt worden. Das weder vom Leichtsinn noch von Schuld freie Leben der Maria lieh all zu schnell dem Vorurtheil eine verdammende Stimme, gegenüber der klugen, vorsichtigen Elisabeth, der jungfräulichen Königin, der großen Begründerin von Englands Macht und Größe. Es ist so leicht das Ungewöhnliche als solches verdammen und den Schandflecken einer großen historischen Persönlichkeit bemänteln, indem man sie die vergeltende Nemesis spielen läßt. Wer sich die Mühe nimmt, die künstlichen Draperien, welche Elisabeths gefällige Historiographen, die sie mit dem Griffel zeichneten, wie einst die Künstler die Lebende hatten malen müssen, ohne Schatten, wer sich die Mühe nimmt, diese künstlichen Draperien hinweg zu schieben, der stimmt ein in das Wort, welches Schiller seiner Maria in den Mund legt:

„Sie geb' es auf, mit des Verbrechens Früchten
Den heil'gen Schein der Tugend zu vereinen,
Und was sie ist, das wage sie zu scheinen."

Maria gehörte nicht vor das Forum weltlicher Richter, zuletzt vor das der Elisabeth. Sie war unschuldig, denn der Gegenbeweis, der Beweis ihrer Schuld, ist niemals zu führen gewesen, und der ganze Prozeß auf Hoch- und Landesverrath und Mordversuch mit allen seinen falschen Zeugen, erpreßten Geständnissen und gefälschten Documenten, erregt den Eindruck des Ekels durch seinen unverkennbaren Stempel der Gemeinheit und Verworfenheit, nur darauf berechnet, ein wehrloses Weib zu verderben. Dieser schändliche Prozeß, diese gemeine Comödie, welche Elisabeth durch ihre Creaturen aufführen ließ, hat die unglückliche Maria zur Märtyrin gemacht. Wahr ist auch hier das Schillersche Wort der Maria, welches sie ihrem Todfeind Burleigh entgegenschleudert:

„Denn nicht vom Rechte, von Gewalt allein
Ist zwischen mir und Engeland die Rede."

Das ist in Kürze unser Standpunkt, zu dem wir im ernsten Studium Maria Stuart gegenüber gekommen sind; Schillers Selbstcharacteristik der unglücklichen Königin:

„Ich habe menschlich, jugendlich gefehlt,
Die Macht verführte mich, ich hab es nicht
Verheimlicht und verborgen, falschen Schein
Hab ich verschmäht mit königlichem Freimuth.
Das Aergste weiß die Welt von mir, und ich
Kann sagen, ich bin besser als mein Ruf."

sei das Motto für unser kurzes Lebensbild Maria Stuarts.

Die zweite Gemahlin Königs Jacob V. von Schottland war Maria von Guise, die verwittwete Herzogin von Longueville und aus dem großen und mächtigen Geschlecht der Guisen in Frankreich. Die Vermählung wurde 40 Tage lang mit Aufwand und Pracht gefeiert, nachdem die Braut am 10. Juni 1538 in Schottland gelandet war. Zwei Söhne, welche die junge Königin ihrem Gemahle nacheinander schenkte, starben Beide nach der Geburt des zweiten. Am 7. Dezember 1542 gebar sie eine Tochter, der aber schon in der Wiege die Verläumdung nahe trat, um sie als ein schwächliches, nicht lebensfähiges Kind auszuschreien. Sieben Tage nach der Tochter Geburt starb König Jacob V., wahrscheinlich in Folge früherer Ausschweifungen, geistesschwach. Die junge Prinzessin, Maria Stuart, wurde im Januar 1543 getauft und im September desselben Jahres zur Königin gekrönt. Die Erziehung des Kindes wurde der ihrer Einsicht wegen hochgeachteten Königin-Mutter und drei dazu ernannten Lords übergeben.

Schon als Kind hatte Maria englische Verfolgungen zu erleiden. Heinrich VIII., der grausame Tyrann Englands, der das Enthaupten von Königinnen zu einer ganz gewöhnlichen Erscheinung machte, verlangte sie als Gattin für seinen Sohn Eduard. Er schloß sogar mit dem schottischen Parlamente einen Heirathsvertrag, als Maria kaum 1 Jahr alt war. Aber die

Verhältnisse änderten sich in Schottland und der Vertrag wurde gebrochen. König Heinrich rüstete eben zu einem blutigen Rachekriege gegen Schottland, als ihn der Tod ereilte. Die Regentschaft des minderjährigen Eduard führte den Feldzug aus, in welchem am 10. September 1547 die ganze schottische Macht bei Pinkiefield geschlagen wurde. Maria wurde nun vor den Nachstellungen Englands auf eine unzugängliche Insel geflüchtet, und in dieser kritischen Zeit, wo innere und äußere Feinde zugleich Marias Krone bedrohten, wo auch mehrere schottische Großen für ihre Söhne Marias Hand und für sich die Königliche Macht erstrebten, gelang es der Königin-Mutter einen Vertrag mit Frankreich abzuschließen. Frankreich sandte Hilfstruppen nach Schottland, und Maria wurde in ihrem sechsten Jahre mit ihren vier schottischen Gespielinnen gleichen Alters, ihren vier Marien, nach Frankreich eingeschifft. Der Preis, welchen die Königin-Mutter dem König Heinrich II. für seine Hilfe und seinen Schutz versprochen hatte, war Marias Hand für den Dauphin, seinen Sohn.

Diese Uebersiedlung Marias an den gebildetsten aber auch verderbtesten Hof von Europa, „an den Hof des Leichtsinns, der gedankenlosen Freude", und ihre Erziehung daselbst ist vielfach beklagt und als die Quelle ihres spätern Unglücks bezeichnet worden. Vorläufig entwickelte sich die junge Königin in Frankreich, umgeben von ihren Marien, als eine herrliche Blume ihres Geschlechtes. Die Anmuth, welche alle Reize der Schönheit und Liebenswürdigkeit, verbunden mit den ausgezeichnetsten Geistesgaben, ihr verliehen, übte unwiderstehlichen Zauber und gewann ihr alle Herzen. Es konnte nichts Schöneres geben, als den blendenden Teint ihrer Haut durch kostbare goldschimmernde Locken gehoben, die Zartheit ihrer Glieder und das graziöse, sylphenhafte ihrer natürlichen Bewegungen. Dabei war sie schon frühzeitig hochgebildet, eine gelehrte Frau ihres Zeitalters, in Gesang, Musik und Dichtkunst wohlerfahren und diese Künste fleißig übend. Schon im 14. Lebensjahre konnte die schöne Königin eine selbstverfertigte Rede zum Preise der Wissenschaften in lateinischer Sprache halten, die alle Zuhörer in Erstaunen setzte. Maria war unstreitig eine der gebildetsten Frauen ihrer Zeit, sie hat das frühzeitig und später oft durch ihre gewandten Vertheidigungen vor ihren englischen Richtern bewiesen, und noch heute erkennt man an jenen Briefen und Documenten, auf welche hin sie zum Tode verurtheilt wurde, am klarsten den Stempel der Fälschung, wenn man sie mit echten Schriftstücken Marias vergleicht. Nur wenige Menschen damaliger Zeit verstanden sich so gewandt und blühend, so klar und poetisch zugleich auszudrücken, als Maria Stuart.

Nach Marias Ankunft in Frankreich hatte König Heinrich II. dem Regenten von England ihre Verlobung mit seinem Dauphin angezeigt, und daß das Reich seiner künftigen Schwiegertochter unter Frankreichs Schutze stünde. Dadurch fielen die offenen Feindseligkeiten Englands gegen Maria hinweg, nicht aber die heimlichen Versuche, durch Hinterlist die Krone von Schottland an England zu reißen. Eifrige Agenten nährten die innere Gährung und ein Giftmordversuch gegen die junge Königin wurde glücklich entdeckt. Aber Frankreichs Einfluß bekämpfte auch die Unruhen im Innern Schottlands glücklich. Der Gouverneur, welcher eigene ehrgeizige Wünsche auf die Krone verrieth, wurde entsetzt und die Mutter Marias erhielt von dem fügsam gewordnen Parlament die Regentschaft, welche sie mit Kraft und Umsicht führte.

Am 24. April 1558 wurde Maria mit dem Dauphin vermählt, am 10. Juli 1559 starb König Heinrich II. und Marias Gemahl stieg als Franz II. auf Frankreichs Thron. Die jungen Gatten liebten sich zärtlich, und Franz, jung und schwach, überließ mit Freuden die Sorgen der Regentschaft seiner herrschsüchtigen Mutter, Katharina von Medicis. Gleich nach der Vermählung des jungen Paares war in England die katholische Maria gestorben und Maria Stuart und ihr junger Gatte nahmen die königlichen Titel von England an. Nach katholischem Ritus war jetzt Maria Stuart die Erbin der englischen Krone, da nach ihm Heinrich VIII. Vermählung mit Anna Boleyn nichtig und Elisabeth ein Bastard war. Das protestantische England aber rief Elisabeth zur Königin aus, und jener unglückselige Schritt Maria Stuarts, der ihre Rechte auf den Thron von England wahren sollte, war der Keim ihres Verderbens, entfachte den unversöhnlichen Haß Elisabeths gegen die schöne Nebenbuhlerin.

Nach kurzer Regierung starb Marias Gemahl, König Franz II., von der jungen Wittwe tief betrauert. Sie zog sich, um still ihn zu beweinen, in die Einsamkeit nach Lothringen zurück, sollte jedoch diesen Frieden nicht lange genießen.

In Schottland waren neue Unruhen ausgebrochen. Protestanten und Katholiken standen einander feindlich gegenüber. Elisabeth von England, welche in Schottland stets die Hand im Spiel hatte, sandte den Protestanten Unterstützung, und sie siegten. Die Katholische Partei mit den Franzosen wurde geschlagen und die Königin-Regentin von Schottland, welche vergeblich zu vermitteln versucht hatte, starb vor Gram und Sorge.

Endlich kam der Friede zu Edinburg zu Stande, in welchem festgesetzt wurde, daß Maria für ewige Zeiten den Ansprüchen auf England und Irland entsage. Da Elisabeth unvermählt war, blieb doch Maria immer ihre dereinstige Erbin, und sie weigerte sich entschieden, diesen Tractat anzuerkennen und zu unterzeichnen.

Die Großen von Schottland schickten Gesandte an Maria und baten sie, in ihr Erbreich zurückzukehren und dem Lande durch ein kräftiges, königliches Regiment dauernden Frieden zu geben. Maria gab

diesen Bitten nach und reiste am **21.** Juli **1561** von ihren königlichen Verwandten aus Frankreich ab. Die „weiße Königin“, so nannte man Maria, weil sie stets in weißen Kleidern trauerte, stand am Hintertheil des Schiffes, so lange sie Frankreichs Küste erblicken konnte.

Sie fühlte es, mit diesen Blicken nahm sie von ihrer Jugend, von ihrem Glücke Abschied, „Leb wohl, Frankreich! Lebe wohl! Ich werde dich nie wiedersehen!“ flüsterte sie unter Thränen.

Englands Galeeren kreuzten in dem Wasser, durch welches Maria fuhr, um sie zu fangen und in Elisabeths Gewalt zu bringen; aber noch war der Himmel mit ihr, noch leitete sie ihr Stern, und glücklich und unbehelligt landete sie am **19.** August unter dem brausenden Jubel ihres Volkes zu Leith in Schottland.

II.

Maria war in Schottland mit Jubel aufgenommen worden, mußte sich aber doch bald überzeugen, daß nicht Alles war, wie es sein sollte. Die Unruhen und Streitigkeiten nahmen kein Ende und es waren besonders die religiösen, die Unduldsamkeit der reformirten Partei mit dem strengen und unbeugsamen Knox an der Spitze, welche der wahrhaft frommen katholischen Königin Sorgen bereiteten. Sie strebte ehrlich und ernstlich nach Frieden, besonders auch mit ihrer königlichen Base von England, an die sie in ihrer herzlichen Weise freundschaftliche Briefe schrieb, welche von Elisabeth mit eben solcher aber erheuchelter Herzlichkeit erwidert wurden. Und Maria in ihrer Arglosigkeit glaubte jede Sylbe davon, ja freute sich so sehr und war so vertrauend, daß sie eine persönliche Zusammenkunft mit Elisabeth auf englischem Boden annehmen wollte. Marias Freunde sahen das Gewagte und Thörichte dieser Handlung einer Elisabeth gegenüber ein, von der bekannt war, daß sie nichts sehnlicher wünsche, als die schottische Königin in ihre Gewalt zu bekommen und durchkreuzten den unvorsichtigen Plan. Maria war darüber unglücklich und schrieb an Elisabeth, wie leid es ihr sei, nicht die sehen zu können, die sie auf der Welt am liebsten sehen möchte. Auch erließ sie einen Aufruf an ihre Unterthanen an der Grenze, jeden Streit mit den englischen Nachbarn zu vermeiden, damit der Frieden in keiner Weise gestört werde. —

Allmählich schienen sich auch die Wogen der Unruhen in ihrem Reiche zu sänftigen, und Marias leicht beglückter Sinn schaute mit süßen Hoffnungen in die Zukunft. Sie war noch so jung und hatte noch so viele Ansprüche an das Leben, — auch den des Liebesglückes. Und wahrlich, die junge Königin, deren außerordentliche Schönheit von Mund zu Mund gepriesen wurde, war wohl ein begehrenswerther Besitz, um die sich Prinzen aus den ersten Herrscherhäusern Europas bewerben konnten. Maria war bald gleich der Penelope umworben, und manche Intrigue spielte an ihrem Hofe, um die arglose Fürstin an diesen oder jenen Gemahl zu fesseln. Auch Elisabeth blieb bei diesen Unterhandlungen nicht theilnahmlos. Im Gegentheil, sie sprach sich gegen sämmtliche ausländische Bewerber aus, ließ der Königin Maria ihren eigenen Günstling, den Grafen Leicester, zum Gemahl vorschlagen mit der Bemerkung daß sie, wenn man ihrem Wunsche willfahre, Marias Erbfolge in England vom Parlament festsetzen lassen würde.

Aber Maria lehnte entschieden ab. Sie fühlte die Nothwendigkeit, daß sie ihre Unterthanen durch eine Vermählung zufriedenstellen, daß sie den Schotten einen König geben müsse. Aber sie schwankte in der Wahl. Da kehrte Graf Lenox mit seinem Sohne, Lord Heinrich Darnley, aus England nach Schottland zurück. Als Maria den jungen Darnley gesehen, war sie mit ihrer Wahl im Reinen, er war der Glückliche, der das vielumworbene Herz im Sturm eroberte. Darnley war ein schöner Mann von edler Haltung und adeligen Manieren. Die Frauenherzen flogen ihm entgegen — und die schönste von Allen, seine Königin, wählte ihn zu ihrem Gemahl. Es war eigentlich mit dieser Wahl Niemand zufrieden, Elisabeth nicht und die Schotten nicht. Darnley war seines Hochmuths und einer gewissen innern Rohheit wegen, bei Allen verhaßt. Aber hier zeigte Maria zum ersten Male einen starren Willen, vermählte sich am **29.** Juni **1565** mit ihrem geliebten Darnley, und verlieh ihm am Tage nach der Hochzeit ohne Zustimmung des Parlaments den Titel eines Königs von Schottland, mit der Bestimmung, daß jedes gesetzliche Document ihre gemeinschaftlichen Unterschriften tragen solle.

Aber der so süße Rausch des Glückes war nicht von langer Dauer. Darnley war ein schöner Mann, aber er besaß weder Geist noch Character. Die Leidenschaft kühlte sich ab, Maria wurde kälter gegen ihn, der ihren Ansprüchen geistig nicht genügen konnte, und er folgte seinen Neigungen zu Trunk, Völlerei wie der Lust nach Abwechselung bei den Frauen.

Bald wußte der ganze Hof von der innern Spaltung zwischen den beiden Gatten und um jeden von ihnen bildete sich eine Partei.

Maria, welche nicht den starken Geist Elisabeths, aber um so mehr Herz besaß, die mehr Weib als Herrscherin war, suchte in ihren frühern Lieblingsbeschäftigungen, besonders in der Musik Zerstreuung und mied den Gemahl absichtlich und auffallend. Der Sänger Rizzio, welcher schon seit länger das unbeschränkte Vertrauen der Königin genoß und fast den Einfluß eines Ministers auf sie übte, war fast immer um sie, und gegen ihn entbrannte Darnleys Zorn, der nun doch die Vernachläßigung und Zurücksetzung durch sein Weib bitter empfand. Er schwur dem Italiener Rache — und eines Nachts, als Rizzio und die Gräfin Argyle bei der Königin sich zu einem

heitern Mahl befanden, drang Darnley mit mehreren Genossen halbtrunken und mit blanken Waffen in das Gemach der hochschwangern Maria. Rizzio, der sich Unheil ahnend hinter ihrem Rücken verbarg, erhielt über diesen hinweg mehrere Dolchstöße, wurde aus dem Zimmer gerissen und fiel mit 56 Wunden als ein Opfer der ungerechtesten Eifersucht. Rizzio ist Maria nie mehr als ein gerngesehener Diener gewesen. Selbst Knox, Marias erbitterter Gegner, weiß nichts von einem unerlaubten Verhältniß mit Rizzio, welches später ihr angedichtet wurde, um Elisabeths Gewalthat zu bemänteln.

Rizzios Mord geschah am 9. März 1566, und elf Monate später wurde Darnley, der in dem Landhaus Kirkofield krank lag, mit diesem Hause in die Luft gesprengt.

Auch diese That hat man Marian als Rache für Rizzio schuld gegeben. Unparteische Forschungen haben sie auch hiervon gereinigt. Maria lebte gerade wieder mit Darnley in gutem Einvernehmen und hatte ihn in seiner Krankheit treu gepflegt. Daß sie gerade in der Nacht auf einem Feste war, wo die That geschah, hat man als Beweis gegen sie stellen wollen, und doch war es nur natürlich, daß die Thäter diese Nacht wählten, da nicht Maria, sondern der gehaßte Darnley sterben sollte. Murrays herrschsüchtige Partei, bei der sich Lord Bothwell befand, beging den Mord aus eigenem Interesse, und Bothwell war in glühender Leidenschaft für Maria entbrannt.

Maria betrauerte Darnley tief und wahr. Sie schloß sich lange Zeit in ein kleines, düsteres Gemach und weinte hier, ohne Speise und Labung, ohne Licht und Himmel, eine Welt voll Kummer und Weh im Herzen. —

Daß Maria, leicht und beweglich, ihrem Herzen folgend, Bothwells Liebe Gehör schenkte, und ihm, der des Mordes an Darnley dringend verdächtig war, neuer Leidenschaft folgend ihre Hand zum Ehebund reichte, war der große Fehler, welcher ihr Thron und Leben kostete und langjährige Gefangenschaft eintrug. Wie eine neidische Kreuzspinne hatte Elisabeth den schottischen Verhältnissen zugesehen; als Maria Bothwells Gattin wurde, was in Schottland allgemeine Unzufriedenheit erregte, schürte sie die Flammen. Bothwell war längst verhaßt und wegen seines tyrannischen Sinnes bekannt, der sich jetzt, als er die königliche Macht in Händen hielt, die er durch Marias Hand besonders erstrebt hatte, schnell offenbarte.

Die Baronen Schottlands empörten sich mit Heeresmacht. Maria und Bothwell mußten fliehen, ihre Truppen verließen sie. Maria mußte sich gefangen ergeben. Bothwell wurde von ihr getrennt und auf eine Insel verbannt. Maria wurde gefangen gehalten und auf das einsame Schloß Loch-Lewin gebracht. Die Sieger entsetzten sie des Thrones, krönten ihren Sohn Jacob, ernannten den Grafen Murrey zum Regenten, und Maria mußte der Krone entsagen.

Es gelang ihr später zu entfliehen. Sie kam zu ihren Freunden und sammelte ein Heer, wurde aber geschlagen. Verzweifelnd erreichte die entthronte Königin das Meer, schiffte sich an der Küste von Galloway ein und floh vor ihren empörten Unterhanen nach England, um sich vertrauensvoll in den Schutz ihrer Todfeindin Elisabeth zu begeben.

III.

Das Unglück ist der Prüfstein der Seelen. Maria ward auf ihn erprobt und jetzt erst entfaltete sich die ganze Seelengröße dieser Frau, welche während einer leichten, sorglosen Jugend ungeweckt in ihr geschlummert hatte. Und wer Maria nie geliebt, so lange sie im Glücke lebte und oftmals leicht und übermüthig, durch Macht und Glück verführt, mehr that, als Klugheit nnd Sitte geboten, der wird die erhabene Märtyrin in der Zeit des Unglücks und der Schmach in ihr ehren, die sie mit echt königlicher Würde ertrug. Maria war nie mehr Königin, als zwischen den düstern Mauern des Gefängnisses, in welches Elisabeths Schwesterliebe die Schutz flehende warf.

Diese Maria Stuart, diese gefangene Königin, der mitten in entwürdigenden Verhältnissen wahre Seelengröße den Stempel unveräußerlicher Majestät verlieh, ist es, welche unsern idealsten Dichter zu einer seiner herrlichsten Schöpfungen begeisterte.

Maria hatte bei ihrer Landung in England einen herzlichen Brief an Elisabeth geschrieben und ihr offen ihre Verlegenheit schildernd, sie um Schutz und Theilnahme gebeten. „Meine Hoffnungen, liebe Schwester, sind nur ganz allein auf Sie gerichtet." Sie bat um eine Zusammenkunft mit Elisabeth, um ihr Alles zu erzählen. Aber Elisabeth, heimlich frohlockend, die Feindin in ihrer Gewalt zu wissen, schrieb ihr: daß die öffentliche Stimme sie als Mörderin ihres Gemahls anklage und daß sie sich darüber rechtfertigen müsse, ehe Elisabeth, ohne ihrer eigenen Ehre zu schaden, in eine persönliche Besprechung willigen könne. Ihr heißer Wunsch, die Unschuld ihrer Schwester bewiesen zu sehen, sei so groß, daß sie ihr den Weg zur öffentlichen Vertheidigung gebahnt habe.

So sah sich Maria mit Schrecken als eine Gefangene behandelt, der man den Prozeß macht. Statt der gehofften Gastfreundschaft fand sie englische Gefängnisse und wurde einem Hüter nach dem andern übergeben. Der greise und gerechte Schrewsbury war für Elisabeth Angst vor der Eingekerkerten und für Cecils Haß zu mild — so erhielt Sir Paulet das Hüteramt, der Maria im engen Gewahrsam auf Fotheninghay-Castle halten mußte. Elisabeth hatte ein Gericht niedergesetzt, eine Gesellschaft der vornehmsten Peers des Reichs, um Marias Schuld oder Unschuld zu untersuchen. Ihr Schuldig war festgestellt, ehe dieser seltsame Prozeß über die Königin eines fremden Reiches wegen „man sagt" Verbrechen in

einem fremden Reiche begangen, begann und Marias Tod war im Voraus beschlossen. Elisabeth ließ den Regenten von Schottland, Murrey, bestimmen, die Königin des Antheils am Gattenmord zu beschuldigen. Es geschah. Man legte dem Gerichtshofe Documente und Briefe vor, welche gegen Maria zeugten, aber es waren Copien, und man vermochte keine Originale zu schaffen. Man bestach Marias Schreiber, daß sie die Echtheit der Schriftstücke bezeugten, doch wagte man nicht — sie der unglücklichen Königin gegenüber zu stellen.

Es war ein Verfahren ohne Recht und sonder Gleichen — die Schuld, welche nicht existirte, mußte gefunden werden, und kein Mittel dazu wurde gescheut.

Schiller läßt in seinem Drama die Maria selber ihre Richter am treffendsten characterisiren:

„Ich sehe dieses edle Oberhaus
Gleich feil mit den erkäuflichen Gemeinen,
Gesetze prägen und verrufen, Ehen
Auflösen, binden, wie der Mächtige
Gebietet — —"

Groß war die Theilnahme für Maria, von deren Schönheit und Anmuth wunderbare Sagen gingen, groß die Theilnahme von ganz Europa. Elisabeth zitterte stündlich auf ihrem Throne, erbebte vor jeder neuen Verschwörung wie der Norfolks und Balingtons, die mit ihren Genossen für Marias Befreiung auf dem Blutgerüste starben; denn einmal befreit war Maria eine Macht, die das Unglück geheiligt hatte; sie an der Spitze einer Rebellion war Elisabeths stetes Furchtgespenst, so lange Maria athmete.

So dauerte es 18 Jahre. Achtzehn Jahre lebte Maria in der englischen Gefangenschaft, zitterte Elisabeth auf ihrem Thron.

Nach achtzehn Jahren endlich, nachdem Lobintons Verschwörung entdeckt worden war, die Maria aus ihrem Kerker heraus geleitet haben sollte, wurde das Todesurtheil über sie ausgesprochen und vom Parlament bestätigt. —

In dieser langen Gefangenschaft hatte Maria manchen rührenden Brief an Elisabeth geschrieben, in dem sie ihre Unschuld beschwor und um endliche Befreiung bat: vergeblich, Elisabeth zitterte vor dem bloßen Gedanken, daß Maria frei würde. Aber eben so ungern wollte die Heuchlerin, die immer nur den Schein zu retten suchte, ein Todesurtheil gegen ihre Base vollstrecken lassen. Meuchelmord wäre ihr das liebste gewesen. Maria war ja immer leidend, ein Todesfall konnte nichts Auffallendes sein — aber Niemand wollte sie verstehen, Niemand dem falschen Weibe die Hand zur Schandthat bieten. So mußte sie denn endlich, um die Feindin los zu werden, das Urtheil unterzeichnen —; als es vollstreckt war, wurde es als ein Versehen bezeichnet und den Vollstreckern der Prozeß gemacht, während Elisabeth Crocodilsthränen erpreßte.

Mit der ruhigen Fassung einer Märtyrin empfing Maria ihre Verkündigung des Urtheils und bereitete sich zum Tode. Still, heiter tröstete sie ihre weinenden Diener, schrieb an ihre Verwandten, versöhnte sich mit ihrem Gott und kleidete sich dann mit königlicher Pracht zum Tode. So bestieg sie am 8. Februar 1587 früh nach 8 Uhr heiter und ergeben das Schaffot. „So wie deine Arme, o Christus, ausgespannt sind auf diesem Kreuz, also breite sie aus, mich zu empfangen!" betete sie. Der zweite Streich des Henkers trennte das Haupt von dem Körper.

„So müssen alle Feinde der Königin Elisabeth sterben!" rief der protestantische Dechant, welcher umsonst versucht hatte, der Sterbenden seinen Beistand aufzudringen.

„Amen!" erwiderte eine einzige Stimme, die des Grafen Kent.

Aller andern Zeugen der blutigen That hatte sich schmerzliche Trauer bemächtigt; in diesem Augenblicke ihres Todes begann man die Gemordete zu beweinen — und die Mörderin zu richten.

Als Elisabeth einsam und mit schwerem Herzen im Jahre 1603 das Zeitliche segnete, bestieg der gemordeten Maria Stuart Sohn Jacob von Schottland den Thron von England.

Im Thal.

Novellette von Theodor Ballerstedt.

Weit ab von der gebahnten Straße, in einem stillen Thale des Gebirges, das der Fuß des Wanderers nur selten sucht, liegt ein Weiler, traulich versteckt hinter grünem Gezweig, und überragt von den Wipfeln düsterer Tannen, deren leises Rauschen die Seele zur Schwermuth stimmt, und deren dunkeles Grün in ernster Feier herabschauet auf die wenigen Häuser, die eine belebende Staffage zu der Einsamkeit des Thales bilden.

Die Glut des Mittags lag über der Gegend, und die wenigen Bewohner harrten in ihren Häusern der kühleren Tagesstunden, als eine Matrone suchend und spähend hinter den Gärten des Dörfchens entlang schritt. Das mochten wohl harte Stürme gewesen sein, die über dem Haupte der alten Frau dahin gerauscht waren, denn sie hatten in deutlich lesbaren Zügen ihre Spuren zurückgelassen. Große Sorgen, tiefer Schmerz und harte Arbeit mußten vereint gewirkt haben, um ihrem Gesichte fast den Stempel der Männlichkeit aufzuprägen, der indessen den unverkenn-

baren Zug der Milde nicht hatte verdrängen können, die einst vorherrschend auf diesem Gesichte gewesen sein mußte.

Jetzt hatte die Alte eine Stelle erreicht, wo unter niederem Gesträuch das Gras üppiger grünte, und die lebendigen Wasser einer Quelle hervorsprudelten. Hier beugte sie sich nieder, um mit emsigem Fleiß einige Beeren einzusammeln, mit welchem der Boden in ziemlicher Anzahl bedeckt war. „Wenn sie ihm Linderung brächten", flüsterte sie. „Ich habe ja Niemanden mehr, von allen, die mir lieb und theuer waren. Heilige Jungfrau", setzte sie dann mit bittendem zum Himmel gewandten Blick hinzu, „erhalte mir diesen einen, die Stütze meines Alters!"

Emsiger setzte sie ihre Arbeit fort, und füllte ihre gleich einer Tasche aufgenommenen Schürze, bis sie endlich Vorrath genug zu haben glaubte und sich auf dem Heimweg begab. „Ob sie ihm helfen werden?" das war die Frage, mit welcher sie unaufhörlich beschäftigt war. Da hörte sie Schritte hinter sich, und sah einen jener Männer daher kommen, die das Gebirge durchwandern, um heilkräftige Kräuter zu sammeln, die die Natur in weiser Fürsorge dem Menschen schenkte, um die gesunkenen Kräfte von neuem zu beleben. Ein breiträndriger Strohhut beschattete das glühende Gesicht des Mannes, Ledergamaschen zum Schutze gegen Gestein und Gestrüpp deckten das Bein, und die Bürde, welche er trug, bewies, daß seine Erndte eine reichliche gewesen war. Wie von einem plötzlichen Gedanken erfaßt, wandte sich die Matrone dem Manne zu, und ihr freundlicher Gruß mäßigte seine Schritte. „Euch sendet mir der Himmel", sagte sie, „denn in unserm entlegenen Thale kommt nur ungern ein Arzt. Ihr seid doch auch mit den Heilkräften der Kräuter bekannt, wollt Ihr mir wohl sagen, ob meinem kranken Sohne ein Trank von diesen Beeren Genesung bringen wird?" Der Mann lüftete seine Bürde, und stützte dann das Kinn nachdenkend auf seinen Stab, das Auge auf die Beeren richtend, welche ihm die Matrone zur Prüfung zeigte.

„Hm, das sind Steinbeeren", sagte er, „wenn Ihr ein linderndes und kühlendes Getränk bereiten wollt, dann werdet Ihr das rechte gefunden haben. Doch woran leidet Euer Sohn? Auch scheint Ihr nicht in diesem Orte heimisch, denn der Schnitt Eurer Kleidung gehört einer andern Gegend an, wo — wo auch ich einst bekannt war", setzte er dann seltsam bewegt hinzu.

„Ihr kennt meine Heimath?" fragte die Matrone überrascht, und ihr Auge belebte sich. „O sagt, wann waret Ihr dort, oder — seid Ihr selbst vielleicht dort heimisch?"

„Ich war es einst", sagte der Mann, wie von einer schmerzlichen Erinnerung bewegt. Doch erzählt Ihr erst, was trieb Euch her, in dieses einsam stille Thal?"

„Die Sehnsucht nach Ruhe und die Mißgunst des Geschicks", sagte die alte Frau, und wandte sich von ihrem Gefühl überwältigt ab. „Wollt Ihr, daß ich die Wunden, die kaum geheilten wieder öffne, daß ich noch einmal die Geister Derer heraufbeschwöre, die ich so gern ruhen ließe, um endlich selbst zu ruhen? Doch Ihr selbst seid so bewegt, Euer Blick sagt mir, daß es nicht bloße Neugierde ist, die nach meinem Schicksale forschet, und Ihr, Ihr kommt auf Euren Wanderungen gewiß in weite Fernen, — vielleicht erfahrt Ihr einmal etwas von ihm.

Länger als zwanzig Jahre sind es, als ich mich für die glücklichste Frau auf dem Erdenrunde hielt. Der schönste Hof und der bravste Mann war mein, und drei blühende Knaben vollendeten unser Glück. Die Nachbarn beneideten uns, und wenn wir im Uebermaß der Freude unser Glück priesen, dann ziehen sie uns der Hoffahrt und klagten uns des Hochmuths an. Gott und die heilige Jungfrau aber rufe ich zum Zeugen, daß wir beides nie waren, aber wir waren rechtschaffen, wir beteten und arbeiteten, und Gott gab seinen Segen. Wie aber kein Glück vollkommen ist unter der Sonne, so wurde auch das unsrige etwas getrübt. Der jüngste unserer Söhne, bei dessen Geburt ich dem Grabe näher war, als dem Leben, war zu keiner geordneten Thätigkeit zu bewegen, und — dennoch war er mein Liebling. Ach das Herz einer Mutter übersieht ja so gerne die Fehler ihrer Kinder! Rastlos umherschweifen im Wald und Gebirge, um einer seltenen Blume willen sich auf die höchsten Felsen an den tiefsten Abgründen hinwagen — das war seine liebste Beschäftigung, das sein größtes Glück. Fremd aber wurde er fast in Schule und Haus, das Herz seines Vaters und seiner Brüder wandte sich von ihm, und die Nachbarn überhäuften uns mit Spott und schalten ihn einen Vagabunden, einen Taugenichts! — Das schmerzte mich das that mir wehe, ich hätte ihn so gern anders gehabt, aber ich war zu schwach; und wenn mein Mann zuweilen aufbrauste, um ihn strafend zur Ordnung zurückzuführen, dann war ich es, die für ihn bat und ihn der Züchtigung des Vaters entzog. Als das unglückliche Kind sich aber eines Tages ganz vergaß, und im Streite mit einem seiner Brüder, diesen mit einem Steine warf, daß er bewußtlos niedersank, da ging auch meine Geduld zu Ende. Geh! sagte ich, Du bist nicht werth der Liebe, die ich Dir zu Theil werden lasse! verlasse Haus und Hof — auch ich sage mich los von Dir! Wie hätte ich glauben können, daß der Knabe jetzt zum ersten Male meinen Worten folgen würde. Gut Mutter, rief er, Ihr habt's gesagt, ich gehe, wenn auch Ihr mir grollt, dann will ich vergessen, daß ich ein Vaterhaus hatte! — Ich habe ihn nie wieder gesehen", sagte sie und trocknete eine Thräne, die über ihre harten Wangen hinabrann. — Der Mann hatte auf seinen Stab gestützt ihrer Erzählung zugehört. Das starre Auge auf dem Boden geheftet, zog eine ganze Welt von Erinne-

rungen vor seine Seele dahin, und kaum noch hatte er die letzten Worte der Alten gehört. Aber auch diese war überwältigt von der Macht der Erinnerung. Mit thränenfeuchten Augen zerdrückte sie eine Beere nach der andern, die sie noch immer in ihrer Hand hielt. „Seitdem hat uns das Glück verlassen", begann sie wieder mit weicher, vibrirender Stimme. „Mein Mann starb bald darauf, und der älteste meiner Söhne mußte zur Conscription — im Lande von Afrika, wohin er mit seinem Regimente ziehen mußte, liegt er begraben. Nun ruhete die ganze Last der Wirthschaft auf mir allein und meinem letzten Sohn und statt uns zu beklagen, freueten sich die Nachbarn über die uns betroffenen Heimsuchungen. „Der Charles hat Euch das Glück hinweggetragen", sagten sie höhnisch lachend und doch war es, als ob sie wahr redeten. Ich habe hart gearbeitet, um uns das Eigenthum zu erhalten, aber was kann eine einzelne Frau thun — denn mein mir übrig gebliebener Sohn war ja noch ein halbes Kind. Unsere Wirthschaft kam mehr und mehr zurück, die übermächtige Anstrengung warf mich auf's Krankenlager, und nach wenigen Jahren mußte ich unsere Habe verkaufen, wenn ich nicht Alles verlieren wollte. Ich verließ nun das Haus, wo die Wiege meiner Kinder stand, das mir gleich theuer war durch das Glück wie durch das Unglück. Glaubt mir — selbst das Unglück kann uns eine Stelle theuer machen, auch das hat Bande, die uns fesseln. —

Nun zog ich hier in dieses stille Thal, weit ab von meiner Heimath, wo mein Glück begraben liegt meine Freude — eine Fremde unter Fremden. — Nur das Unglück ist mir treu geblieben, und wenn der Herr auch meinen Frederic zu sich ruft — dann — dann stehe ich ganz allein auf den Trümmern meines Glückes." —



Der Kräutersammler.

„Auf den Trümmern Eures Glücks!" wiederholte der Kräutersammler düster, und sich aufrichtend zerdrückte er heimlich eine Thräne, die sich in sein Auge gestohlen.

Die Matrone hätte es fast nicht bemerkt, denn sie war mit ihrem eigenen Schmerze zu sehr beschäftigt. Sie sah es nicht, wie in der heftigsten Bewegung sich die Brust des Mannes hob und senkte und wie

sein Auge geröthet war von neuen auftauchenden Thränen.

„Kommt", sagte er leise, „führt mich zu dem Kranken, vielleicht kann ich ihm helfen. Ich habe hier der heilsamen Kräuter mancherlei." „Möge die heilige Jungfrau Euch segnen, wie ich Euch segnen will", sagte die Matrone und führte den Mann durch ein Gärtchen, in welchem Sonnenrosen und Astern, Balsaminen und einige werthlose Georginen blühten, zu dem kleinen niedern Häuschen, in welchem auf seinem Lager der Kranke ruhete. „Bist Du es, Mutter", sagte er matt, „ich glaubte schon sterben zu müssen — gieb mir zu trinken." Dann richtete er das matte Auge fragend auf den hohen Mann, der sich seiner Bürde entledigte und zum Bette des Kranken trat. Ernst und lange betrachtete er ihn, dann wandte er sich ab und nahm von seinen Kräutern diejenigen, welche ihm zur Bekämpfung der Krankheit tauglich zu sein schienen. Da stand er am Heerd und schürte das Feuer, und kochte und bereitete Tränke für den Leidenden, dessen umflortes Auge sich bereits zu klären schien zum Blick in das Jenseits. Und was wohl kaum die Kunst des Arztes vermocht hätte, das gelang dem schweigsamen Manne, der keine andere Lehrmeisterin kannte, als die Natur. Schon nach wenig Tagen richtete sich der Kranke auf, und die heilsame Luft des Gebirges, und die warme Sonne, die hell und freundlich in das Gärtchen und durch die sauber gehaltenen kleinen Fensterscheiben in das Stübchen schien, vollendete die Heilung. Der Mann schnürte jetzt sein Bündel und wollte die Schwelle wieder verlassen, über welche er als Retter und Helfer, als Werkzeug der schützenden Vorsehung hinein geschritten war. Da stand er wieder, wie vor wenig Tagen, zur Reise gerüstet, und streckte der alten Frau mit abgewandtem Gesicht, jeden Lohn verschmähend, die Hand zum Abschiede entgegen, die dieselbe mit Küssen der Liebe und mit Thränen des Dankes und der Wehmuth bedeckte, weil sie den scheiden lassen sollte, der ihr die einzige Stütze ihres Alters zurückgegeben hatte. „Lebt wohl", sagte sie, „und wendet mir noch ein Mal Euer Antlitz zu, damit ich mir Eure Züge für alle Zeiten einpräge, wenn Ihr nicht wiederkehren solltet." Da wandte er das Antlitz noch ein Mal zurück, Thränen stürzten aus seinen Augen und rannen die braune Wange hinab, und wie sehr er auch kämpfen mochte mit seiner überwallenden Rührung — es gelang ihm nimmer die Regungen seines Herzens zu bezwingen.

„Mutter!" rief er, und stürzte der Matrone zu Füßen. „Erkennt Ihr mich denn nicht! Haben denn die Jahre meine Züge so ganz verwischt, daß Euch der Liebling Eures Herzens so ganz fremd werden mußte? Verzeiht mir, wenn ich in störrischem Trotze Euch verließ, wenn der Hang zu einem unstäten Wanderleben stärker in mir war, als die Liebe, wenn ich es nicht erkennen wollte, das höchste Gut, welches der Mensch besitzt — die Mutterliebe! — Wohl kam die Reue über mich, wohl suchte ich die Stätte, wo Du mich liebend pflegtest — ich fand nur fremde Menschen dort, die Dich nicht kannten. So irrte ich umher durch Flur und Gebirge, und wenn mich die Nacht überraschte, und ich mein Lager suchte auf schwellendem Mose, unter schützendem Felsblock, dann irrten meine Gedanken zu Euch zurück, und Eure Gestalten leuchteten vor mir auf und sahen mich ernst und traurig an. Dann erst fühlte ich, wie einsam und verlassen ich war, dann traten die ganzen schweren Folgen meines Schrittes vor meine Seele — dann fühlte ich, daß ich einen Verrath beging an Deiner Liebe. Vor wenig Tagen nun führte mich mein Weg zuerst durch dieses Thal, ich fand Dich, des Herzens Regung sagte mir, wer Du mir seiest — aber ich hielt mich nicht mehr für würdig Dein Sohn zu sein, unerkannt und still wollte ich mich wieder entfernen, nachdem mir vom Himmel vergönnt war, Dir den Sohn und mir den Bruder zu erhalten. Laß mich fort, Mutter, laß mich den Fehltritt noch länger büßen, der bis heute noch nicht genug gesühnt ist."

Und nieder beugte sich die Matrone zu dem knieenden Mann. Ein seliges Lächeln verschönte ihre herben Züge, als sie ihn zu sich emporzog und mit inniger Mutterliebe nach so langer Trennung wieder den ersten Kuß auf seine Lippen drückte. „Bleibe", sagte sie gerührt, „die Vorsehung selbst zeigte Dir den Weg zu uns und lehrte Dich die Heilkräfte der Pflanzen kennen, damit Du mir ein Retter würdest in der Noth. Nun bin ich ganz glücklich, nun bin ich reich, denn Gott hat meinen Wunsch erhört und Dich mir zugeführt. Auch der Genesene war hinzugetreten und hieß mit doppelter Freude den Bruder willkommen, der zugleich sein Retter war. Und der Kräutersammler ruhete aus von seinem Wanderleben, erschien noch oft zum Heil der Kranken in den Häusern der armen Dörfler und er, den eine unerklärliche Sehnsucht getrieben, auf Felsen und in Gebirgen herumzustreifen, fand doch erst vollen Frieden und das reinste Glück — im Thal.

Unser täglich Brod.

Von

H. Beta.

Wenn man Jemand sagt, er habe sein Brod, so meint man durchaus etwas Anderes. Wer in unserm Sinne sein Brod hat, nährt sich von Lebensmitteln, zu welchen wohl etwas Brod gegessen wird,

die aber desto weniger aus Brod bestehen, je besser Jemand sein Brod hat. Der Mensch kann durchaus nicht allein vom Brod leben, er muß auch Butter darauf und unzählige andere Nahrungsmittel haben, um sich zu erhalten.

Ueber diese nothwendigen Nahrungsmittel giebt es die allerverschiedensten Ansichten und Ansprüche, die je nach ihrer Ausdehnung und Irrthümlichkeit ganz wesentlich zur Untergrabung unserer Gesundheit und unseres Lebensglückes beitragen. Der Berliner Anekdoten-Betteljunge, der durchaus noch einige Silbergroschen haben wollte, weil ihm sonst seine Mutter am Abend das Weiße mit in's Rührei schlagen würde, ist nur ein spaßhafter Vertreter unglückseliger Wirklichkeit.

Es läßt sich gewiß wesentlich zu allgemeiner Gesundheit und Lebensbefriedigung beitragen, wenn man sich das Wesen und die Bedingungen unserer nothwendigen Nahrungsmittel, unseres täglichen Brodes näher ansieht.

Dies soll hier versucht werden.

Was ist Nahrungsmittel? Natürlich Alles, was nährt d. h. Alles, was sich in unsern Körpern als wesentlicher, unerläßlicher Bestandtheil vorfindet und entweder in der Masse und Zusammensetzung der verschiedenen Organe niemals fehlt oder die Bedingungen der Lebensthätigkeit erfüllen und ergänzen hilft. Bedingung aller Bedingungen zur Erhaltung der Lebensthätigkeit ist aber, daß diese Nahrungsmittel wirklich verdaut, assimilirt d. h. in Mischungen von Körpern verwandelt werden, die denen, aus welchen unser lebendiger Körper besteht, gleich sind. Wir leben also von einer großen Menge körperlicher Stoffen, aber nur insofern, als sie wirklich verdaut werden. Das sind die beiden wesentlichen Bedingungen, ein gewisser chemischer Inhalt und die Assimilation desselben. Alles Uebrige ist Nebensache, höchstens Gehilfe, der zur Noth entbehrt werden kann, ohne das wir deshalb Noth zu leiden brauchen.

Unsere Nahrungsmittel bestehen, chemisch d. h. in ihrer Elementarzusammensetzung betrachtet, aus Körpern, von denen kein Mensch, kein Hund leben kann, nämlich aus Stickstoffluft — Azot (d. h. Unleben), Wasserstoffluft, Kohle, Sauerstoffluft, in der Alles verrostet oder verbrennt, sogar Pech und Schwefel und andere Heizmaterialien der Hölle. Das heißt also, wir können keinen Körper so zur Nahrung brauchen, wie ihn die Chemie, die Scheidungskunst, betrachtet. Jeder Nahrungskörper ist auch schon vorher, ehe wir ihn genießen, durch Natur und Kunst, ganz anders vor- und zubereitet, als es die Chemie vermag. Die Chemie hat der Wissenschaft und Nahrungsmittellehre nur insofern große Dienste geleistet, als sie ermittelt, welche elementare Bestandtheile und in welcher Menge und Zusammensetzung sie in den verschiedenen Körpern, die wirklich nähren, vorhanden seien.

In Folge davon wissen wir, daß wir von Stickstoffluft, Kohle u. s. w. nur dann leben können, wenn sie darin in dieser oder jener Zusammensetzung vorkommen.

Danach stellt sich die Reihe unserer Nahrungsmittel so auf:

Erstens Eiweißstoff, Albumen, von der Chemie als besonders stickstoffhaltiger Körper im Nahrungswerthe obenan gestellt, obgleich er mehr als zur Hälfte aus Kohlenstoff besteht, und dem Stickstoff von der übrigen kleineren Hälfte nur 15 Theile zukommen. Der stickstoffhaltigste und deshalb nahrhafteste Körper der Chemie besteht zunächst aus mehr als 53 Theilen Kohle, aus 22 Theilen Sauerstoff und dann erst in dritter Linie aus $15\frac{1}{2}$ Stickstoff. Außerdem essen wir in jedem Eiweiß — in 100 Theilen gedacht — noch 7 Theile Wasserstoff, $\frac{4}{10}$ Phosphor und $1\frac{6}{10}$ Schwefel, abgesehen von dem Salze, das oft von Natur schon beigemengt ist. Eiweißstoff und eiweißstoffhaltige Körper, wie Eier, Fleisch u. s. w. sind nicht wegen ihres Stickstoffgehalts (wie die Chemie es will), sondern wegen ihrer eigenthümlichen und größtentheils leicht verdaulichen Verbindung von Nahrungskörpern eins der wichtigsten und ersten Lebensmittel. Wäre der Stickstoffgehalt maßgebend, hätten wir just im Caviar, der zum Appetiterregen, nicht zum Stillen des Hungers dient, das vorzüglichste Nahrungsmittel, denn Caviar enthält in 100 Theilen 31 Eiweißstoff. Dann würden Ochsenleber mit 20, Kalbsbröschen mit 14, Tauben mit 4, Kalbfleisch mit 3, junges Huhn mit etwa eben so viel und erst zuletzt Beefsteak mit 2 folgen. Letzteres, ganz entschieden eins der nahrungskräftigsten Lebensmittel, würde also nach der Stickstofflehre eins der armseligsten werden.

Die Chemie kann uns genau sagen, aus welchen Elementen und Stoffen ein Körper besteht, aber durchaus nicht, welchen Nahrungswerth er habe.

Eiweißstoff ist als das Weiße im Ei bekannt genug, aber als solches nur sehr bedingungweise nahrhafter als andere Speisen, die viel weniger Eiweißstoff enthalten. Roh und weich gekocht ist Eiweiß und das Ei überhaupt sehr verdaulich und deshalb auch in der Regel sehr nahrhaft, durchaus aber nicht immer und am wenigsten, wenn zu häufig genossen. Von bloßen Eiern würde man eben so leicht sterben, wie von jeden anderm ausschließlichen Nahrungsmittel. Hart gekocht und mit Butter oder Speck gebraten sind Eierspeisen nur Verdauungswerkzeugen erster Klasse verdaulich, da sie sich drinn schwer auflösen lassen. Weich gekocht und roh hat das Ei schon viel Verwandtschaft mit dem verdauten Nahrungssafte, dem Chylus, und mit dem flüssigen Eiweißstoffe, wie er sich im Blute befindet. Doch sind alle Eierspeisen in jedem Zustande besonders häufig Idiosynkrasien d. h. natürlichen Abneigungen gewisser Menschen unterworfen. Manchem bekommen sie in keinem Zu-

stande, ein Anderer kann blos das Weiße vom Ei, ein Dritter vielleicht das Gelbe nicht leiden. Alle diese Idiosynkrasien haben Recht, sind ernsthafte Mahnungen der Natur, gegen die sich Niemand ungestraft versündigt. Als Bestandtheil des Fleisches, wenn auch oft sehr geringer, wird der Eiweißstoff durchweg gut und in gehöriger Menge für den Körper verdaut, so das wir uns um diesen wichtigsten Nahrungsstoff der Chemie in weiter keine Nebenkosten zu stecken brauchen.

Zweitens Fibrin oder Faserstoff. Er ist immer flüssiger Bestandtheil alles lebendigen Blutes und dem Eiweißstoffe so nahe verwandt, das er lange für dasselbe gehalten ward. Die chemische Zusammensetzung ist auch beinahe dieselbe in den Mengenverhältnissen derselben Elemente: Kohlen-, Wasser-, Stick- und Sauerstoff, Schwefel und Phosphor, aber er spielt in der Ernährung, besonders der Muskelfibren, als Musculin oder Syntonin, eine wichtige Rolle eigner Art.

Sobald lebendiges Blut aus dem Körper und seinem lebendigen Zusammenhange gezapft wird, gerinnt es, d. h. das flüssige Fibrin darin erstarrt zu fester Masse.

Albumin und Fibrin sind in den meisten unserer Nahrungsmittel vorhanden, ersteres mehr in Fleischarten, letzteres in Pflanzen und Gemüsen, besonders im Saamen des „Getreides", Weizen, Korn, Gerste, Hafer, Mais und Reis, im Traubensaft und in den flüssigen Bestandtheilen der meisten Knollengewächse. Mohrrüben-, Kohl-, Kohlrabi-, Blumenkohl- und Spargelsäfte sind reich an Albumin. Dabei hat sich ergeben, das wie Fibrin und Albumin bei der Verdauung leicht in einander übereingehen, so besonders die Eiweißstoffe der Pflanzen sich in thierisches Eiweis umsetzen, so daß in Bezug auf den stickstofflichen Werth des Fleisches Gemüse dasselbe leicht ersetzen kann.

Drittens Casein, Käsestoff. Die feste Masse in geronnener Milch, der Quark, ist bekannt genug. Die Chemiker nennen ihn Casein. Er ist chemisch wieder genau dasselbe, was Albumen und Fibrin, nur das darin das etwa halbe Procent Phosphor fehlt und dafür der Schwefelgehalt auf 10 Procent steigt. Casein gerinnt auch nicht durch Hitze, wie Albumen, sondern verhärtet sich nur auf der Oberfläche, wie wir oft auf unserm Sahnentöpfchen beim Kaffee bemerken. Bemerkenswerth ist die verschiedene Menge von Casein in der Milch verschiedener Thiere. Schafmilch steht mit $4\frac{1}{2}$ Procent oben an, dann folgen Kuh- und Ziegenmilch mit etwas mehr als 4, und Eselsmilch mit $1\frac{82}{100}$ und menschliche Milch mit $1\frac{52}{100}$ Procent. Wir müssen also, bei aller Achtung vor der Milch, mit der wir gesäugt wurden, zugeben, daß Esel ungefähr ebenso zu trinken bekommen, wie Kinder der vornehmsten und reichsten Eltern, die in Ermangelung guter eigener oder Ammenmilch nichts Besseres thun können, als sich eine Eselin anzuschaffen. Eselsmilch können Säuglinge ohne Weiteres genießen, jede andere muß sehr bedeutend verdünnt werden, wenn das Kind gedeihen soll. Casein ist die Hauptnahrungsmasse in Käse und Milch. Der Säugling von Menschen und Thieren erhält in Form von Casein die Hauptbestandtheile des Mutterblutes. Um Casein in Blut d. h. die Nahrungsquelle aller Körperbestandtheile, zu verwandeln, genügt die einfachste Verdauung, da kein anderer Körper zu dieser „Assimilation" nöthig ist.

Ebenso bildet sich Casein aus mütterlichem Blute ohne Vermittelung anderer Körper und ohne daß dem Blute etwas von seinen nothwendigen Bestandtheilen entzogen wird. Im Casein sind auch die chemischen Bestandtheile in Form von Knochenerde vorhanden und zwar in der alleraufgelöstesten Form, so daß sie ganz leicht als Nahrung und Befestigung der Knochen überall hin bringen kann. So erhält der Säugling eine von der Natur bereitete Nahrung, die durch keine Kunst und Chemie ersetzt oder nachgemacht werden kann, und zugleich Alles enthält, was der neugeborene Körper in verdaulichster Form für Wachsthum und Gedeihen bedarf.

Auch Bohnen, Erbsen, Linsen, Mandeln, Nüsse und vielleicht alle Pflanzensäfte enthalten mehr oder weniger Casein.

Diese drei ersten Nahrungssubstanzen: Albumen, Fibrin und Casein, haben eine große chemische Aehnlichkeit und gehen leicht in einander über, sind aber in Bezug auf Nahrungswerth und Verdaulichkeit so verschieden, daß Chemiker und Physiologen bisher bisher mehr Räthsel entdeckten, als Antworten auf Fragen.

Viertens Gluten, Kleber, der pflanzliche Lebensleim und das wichtigste, vollkommenste aller stickstoffhaltigen Nahrungsmittel, weil es allein im Stande ist, das Leben zu erhalten, während man von Albumen, Fibrin oder Casein allein sterben würde. Und doch ist Kleber chemisch ebenso zusammengesetzt, wie Fibrin. Chemie und Leben sind eben ganz verschiedene, entgegengesetzte Dinge. Gluten ist Hauptnahrungstheil in Mehl, besonders Weizenmehl und daraus Gebackenem. Der südeuropäische Weizen ist am reichsten an diesem Lebensleim, weshalb sich davon die besten Maccaroni, Nudeln und Vermicelli machen lassen. Je nach dem Klima und der Wärme schwankt der Klebergehalt im Weizen zwischen 18 und 25 Procent. Südlicher Sommerweizen ist am reichsten daran, norddeutscher Winterweizen am ärmsten. Andere Getreidearten und Pflanzen folgen abwärts in Klebergehalt so aufeinander: Korn etwas über 10 Procent, ebenso Bohnen, Hafer beinahe 9, Gerste 6, Mais gegen 6, Kartoffeln 4 (Kraftmehl), Reis über $3\frac{1}{2}$, Erbsen $3\frac{1}{2}$, Kohl $\frac{5}{100}$, und Rüben blos $\frac{1}{100}$ Procent. In Fleisch und Blut kommt Kleber gar nicht vor, ist aber gleichwohl sehr mächtig in Er-

nährung und Vermehrung von Fleisch und Blut, weil er, wie die vorher genannten drei „Albuminoiden"*), in seiner Feinheit, Zähigkeit und Leichtlöslichkeit zum Hebel und zur Hefe für chemische Auflösungen anderer zu verdauenden Nahrungsmittel wird, und daher deren „Assimilation" ungemein beschleunigt. Außerdem haben diese vier Albuminoiden das mit einander gemein, daß sie, in welcher Form und Fassung sie auch in den Magen kommen, sie sich alle in einen gleichartigen „Peptonen-Brei" verwandeln und nur als solche Peptonen assimilirbar werden.

Fünftens Gelatin, Thierleim, Gallerte, das stickstoffreichste (beinahe 18½ pCt.) aller Lebensmittel, und doch chemisch von den plastischen**) oder Körpermasse bildenden Nahrungssubstanzen ausgeschlossen. Alle die sähmigen Kraftsuppen, die köstlichen Gelées, die man genesenden Kranken giebt und die wieder stark davon werden, haben nach Liebig „nicht den geringsten Nahrungswerth." „Wer erklärt mir, Oerindur, diesen Zwiespalt der Natur?" Die Natur ist unschuldig an der hartnäckigen Theorie unserer Scheidungskünstler.

Wie sind sie dazu gekommen? Im Jahre 1682 entdeckte Papin, Erfinder der Papinianischen Töpfe, daß Knochen organische Nahrungsbestandtheile enthalten. Als 100 Jahre später die Franzosen Revolution und Hunger hatten, kochte man ihnen Knochensuppe, die nahrhafter sein sollte, als gute Bouillon von Fleisch. M. d'Arcot fing 1817 die Sache mit Dampf an und versprach, aus 4 Ochsen den Nahrungswerth von 5 herauszukochen. Da waren allerdings 5 statt 4 Ochsen im Spiel, aber der größte hieß d'Arcot. Man kochte wohl mit Dampf Ochsen und deren Knochen aus, letztere für Hospitäler und Armenhäuser. Die Armen wurden mit Gallerten gefüttert nach Herzenslust, starben aber massenweise vor Hunger, Durst und Diarrhoe. Man untersuchte, wo der Fehler steckte, fand aber keinen, denn Gelatin sollt' es und durft' es nicht sein. Dies dauerte bis 1833. Da erschienen endlich genaue Untersuchungen und deren Ergebnisse: Gelatin allein kann das Leben nicht erhalten, eben so wenig, wie die meisten andern Nahrungsmittel, wenn allein und ausschließlich auf längere Zeit genossen. Der Mensch, der 3—4 Monate bloß sein „Brod" hätte, würde eben so umkommen, wie ein Anderer mit nichts als Eiern. Die Gallerten-Manie und der Knochensuppen-Enthusiasmus kamen erst zu einiger Vernunft durch die von der Akademie eingesetzte „Gelatin-Commission" von 1841, aber noch nicht ganz, denn noch neuerdings erklärte Liebig, daß Gelatin durchaus keinen Nahrungswerth habe. Als Ergebniß des Gelatin-Commissionsberichts stand aber bloß fest, daß Gelatin allein nicht hinreiche, das Leben zu erhalten, was, wie gesagt, von fast jedem nothwendigen Nahrungsmittel (allein) gilt.

Hunde (und zur Noth auch Menschen mit guten Zähnen) leben und nähren sich von rohen Knochen und Wasser, sterben aber mit der Zeit von gekochter Knochensuppe. Rohe Knochen enthalten die nothwendigsten Ergänzungen zu Gelatin: Salze, Eiweißstoff und Fette, und diese in einer natürlichen Mischung, keiner künstlich chemischen. Das Kochen der Knochen und die künstliche Auslaugung des Gelatins durch Hitze, zerstört eine Hauptbedingung des Nahrungswerths, nämlich die Gährungsfähigkeit des Gelatins, d. h. die Kraft, sich in einen verdaulichen, assimilirbaren Zustand zu verwandeln. Mit andern Speisen und Nahrungsmitteln während der Verdauung gemischt, gewinnt es etwas von seiner rohen Assimilirbarkeit wieder und wird dadurch wieder ein Nahrungsmittelbestandtheil.

Sechstens Fette und Oele, Hydrocarbonate, die wir in „Chemie und Leben" erklärt haben. Sie haben nach den Lehren der Chemie keinen Nahrungs-, keinen plastischen Werth, weil sie blos aus Kohle und Wasserstoff, Stearin-, Margarin- und Oleinsäure bestehen, und gar keinen Stickstoff enthalten. (Gallerte soll mit dem meisten Stickstoffgehalte keinen Nahrungswerth haben.) Den Fetten und Oelen, wozu auch Butter und Speck, Mark und Schmalz gehören, erkennt die Chemie bloß einen Heizwerth in sich selber erwärmenden und verbrennenden Lebensorganismus zu, obgleich kein einziger Körperbestandtheil ohne Schmalz und Schmiere bestehen und im Gange erhalten werden kann. Die Oel- und Thransäufer in kalten Gegenden gelten als Beweise der Heizkraft, während die Italiener und Spanier, die fast alle Speisen ölen, die Hindus, die oft fast ausschließlich von Hydrocarbonaten leben, die Wilden in den heißesten Tropengegenden, die mehr fettes Fleisch verschlingen, als der arktische Esquimo, das Gegentheil bekunden. Fast alle Nahrungsmittel sind Gott sei Dank schon von der Natur mehr oder weniger gesalzen und geschmalzen, sonst würde die Verbrennungstheorie sehr viel Unheil angerichtet haben. Alle Pflanzen und Gemüse enthalten Oele, wie alle Fleischarten Fett. In manchen Saamenkörnern und Nüssen ist der Oelgehalt sehr bedeutend. Filberts-Nüsse enthalten nicht weniger als 60 pCt., Olivenkörner 54, Cacao und Mandeln beinahe 50, Eidotter über 28, Fleisch im Durchschnitt 14—15, Milch über 3, (Eselsmilch bloß etwa $\frac{1}{10}$). Alle Gerüche von Blumen sind ätherische Oele.

Fette und fettige Sachen sind mehr oder weniger schwer verdaulich, am Schwersten mit gekochten, gebratenen und gebrannten Buttern und Schmalzen. Sie schwimmen dann oft oben auf anderen Speisen im Magen und erregen Sodbrennen, Uebelkeit, Auf-

*) Albumen, Fibrin, Casein und Gluten heißen „Albuminoiden", d. h. albumenartige, eiweißstoffliche Körper, weil sie ungemeine Auflöslichkeit und Verwandelung mit einander gemein haben.

**) Vergl. „Chemie und Leben" im Maiheft.

stoßen, manchmal Erbrechen (manche auch Uebel in entgegengesetzter Richtung). Besonders sind Hammelfette und Fisch-Oele manchem Magen zuwider und erregen Ekel und Verdauungs-Beschwerden. Wer also nicht taktfest in Ueberwindung solcher Schwierigkeiten ist, muß dem Magen nicht zu viel zumuthen und sich auf magere Kost beschränken, in der fast immer Fett genug für den Schwachen vorhanden ist. Manche flüssige, pikante und wohlriechende Oele wirken erregend auf Appetit und Verdauung, und lassen sich deshalb mit Vortheil als Würze anwenden, wie z. B. „die Suppenkräuter", frische, rohe Oele für Salat u. s. w. Wir können uns hier auf Weiteres nicht einlassen und fahren in der Liste unserer Nahrungsmittel fort.

Siebentens Stärke. Was Wäsche stärkt, stärkt auch uns. Das „Amylum", wie die Stärke von den Physiologen genannt wird, ist ein Hauptnahrungs-Bestandtheil aller Pflanzen und Körner, also auch alles Gebackenen. Sie ist chemisch so zusammengesetzt wie Zucker (beinahe die Hälfte Kohlenstoff, die andere kleinere Hälfte Sauerstoff, und etwas über 6 pCt. Wasserstoff) und muß in Zucker (Stärkezucker) verwandelt werden, um verdaulich zu sein. Diese Umwandelung wird besonders durch Kauen und Einspeichelung bewirkt. Daher können wir uns durch gute Zähne und gutes Kauen selbst Zucker fabriciren und unser tägliches saures Brod nicht nur versüßen, sondern auch vermehren. Stärke muß für die Verdauung durch Speichel und Magensaft erst in Dextrin, dann in Zucker verwandelt werden. Diese Zuckerfabrik in uns selbst liefert aber nicht genug, so daß wir sagen müssen:

Achtens Zucker. Wie die Natur alle ihre Lebens- und Liebesgaben selbst salzt und schmalzt, thut sie auch ziemlich viel Zucker daran, namentlich an Cerealien und Früchte, auch an Milch, Leber und andere thierische Körper. Am stärksten sind Feigen gezuckert (über 62 pCt.); dann folgen Kirschen mit 18, Pfirsiche mit 16, Aprikosen mit 14, Zuckerrüben 9, Weizen- und Hafermehl 8, reife Birnen, Stachelbeeren u. s. w. 6, Gerstenmehl 5, Roggenmehl 3, Schoten 2 und andere Früchte und Körner, jedes mit irgend etwas Zuckergehalt. Zucker ist sehr nahrhaft und nicht bloß Wärme bildend. Er ist entschieden wesentliches Nahrungsmittel, da er theils Fett, theils Milchsäure und andere nothwendige Verdauungssäfte bildet. Namentlich ist Milchsäure wichtig. Diese löst Phosphorkalk so auf, daß dieses Nahrungsmittel für Knochen und Zähne wirklich verdaut und den Gebeinen als Stärkung zugeführt wird. Deshalb behauptet auch Lewes mit Recht, daß Zucker zur Bildung guter Zähne beitrage, statt sich des allgemein gefürchteten Gegentheils schuldig zu machen. Man solle deshalb den Kindern, die ihre Dreier und Sechser ganz vernünftig zum Wohl ihrer Knochen und Zähne vernaschen, etwas durch die Finger sehen.

Neuntens Alkohol, Branntwein, Spiritus, alle Sorten hiesige und fremde Biere, Kaffee, Thee und andere Nahrung ersetzende Mittel. Also der Alkoholteufel unter unsern Ernährern? Spiritus, eine Flüssigkeit, in die man seine Muskeln und Gewebe setzen kann, um sie zu schonen, wie man Mißgeburten darin aufbewahrt? Das Schnapsglas eine „Sparbank" für unsere Kraft? Ja dies behaupten Physiologen vom Alkohol, vom Thee und Kaffee. Die Beweise dafür sind etwas verwickelt und die Sache zu wichtig, daß wir sie für einen besondern Artikel aufsparen.

Zehntens Eisen. Wir sind weder Blutsauger, noch Eisenfresser, aber Eisen ist ein so unerläßlicher Bestandtheil unserer Nahrung und unseres Lebens, daß es in keinem Tröpfchen Blut fehlen darf. Es kommt in allen Lebenssäften vor und namentlich im Haar, dessen Schwärze von der Menge des Eisens darin abhängt. Schwarzhaarige haben auch immer etwas Hartes, Eisernes im Vergleich zu Blonden, und Kakerlaken sind immer sehr schwach. Graue Haare schwarz zu färben oder das Grauwerden zu verhüten, dafür giebt's bloß ein Mittel: Stahltropfen, die der Arzt auch wohl gegen Blut- d. h. Eisenarmuth darin vorschreibt. Unser Eisenbedarf ist der Menge nach sehr gering und für das gesunde Leben schon hinreichend in allen thierischen und pflanzlichen Lebensmitteln vorhanden.

Elftens Phosphor. „Kein Gedanke ohne Phosphor", sagt Moleschott, wir setzen hinzu: auch keine Knochen, keine Lebensthätigkeit. Wir genießen ihn mit Eisen, in der Regel hinreichend in Milch, Brod, Hülsenfrüchten u. s. w., sollten ihn aber gegen gewisse Schwächezustände, namentlich weiche Knochen, englische Krankheit, Anlagen zu Verwachsungen, Buckeligkeit u. s. w., in einer entsprechenden Form auch medicinisch mehr anwenden.

Zwölftens Schwefel. Ist ebenfalls in vielen unserer täglichen Speisen und Getränke vorhanden, und muß ebenfalls bei mangelnder Schwefelung unseres inneren Menschen in Medicin versteckt eingenommen werden.

Dreizehntens Säuren. Auch in vielen Vegetabilien natürlich vorhanden, besonders in Früchten. Wir wissen eben, daß Essig in keinem Haushalt, auf keiner table d'hôte fehlt. Aerzte verbieten freilich mit Recht in den meisten Krankheiten alle Säuren, vielleicht weil die Krankheit mit unnatürlicher Säurebildung und schlechter Verdauung (90 Procent stammen daher) zusammenhängt und Säuren auch das Uebel schlechter Verdauung vermehren. Deshalb werden auch fette und hochrothe Damen durch Essigtrinken wirklich mager und blaß, weil dadurch alle Verdauung und Ernährung nicht selten unheilbar ruinirt wird. Sie sollten deshalb lieber roth, fett und gesund bleiben, statt ihr feuriges Lebenslicht zu kränklichem Mondschein abzublassen. Jedes Zuviel an Säure stört die Verdauung, aber Mangel daran wirkt eben so, wie zu wenig Salz, nur in anderer Richtung. Nah-

rung ohne Fruchtsäuren, lange fortgesetzt, erzeugt Scorbut und faule Krankheiten, die dann in der Regel nur durch Citronensäuren geheilt werden können.

Physiologische Einzelnheiten über Säuren als Nahrungsmittel sind zu verwickelt und noch nicht abgeschlossen. Hier genügt es, sie als berechtigtes Mitglied unserer Lebenserhalter notirt zu haben und Schwache, so wie Fette, vor allem Zuviel zu warnen. Starken, gesunden körperlichen Arbeitern sind Getränke und Speisen mit Säuren immer eine Erquickung und Erfrischung.

Vierzehntens Salze. Viel davon genießen wir ebenfalls in natürlich gesalzenen Speisen, aber über ein Drittel zu wenig, so daß es immer gut thut, stärker, statt zu schwach zu salzen, namentlich weil salzige Säfte im Magen die allerwesentlichsten aller Ernährungsprocesse, die Endos- und Exosmosis, worüber später gesprochen werden soll, bedeutend fördern.

Funfzehntens Luft.

Sechszehntens Wasser.

Wir hätten diese beiden unentbehrlichsten Lebensmittel auch zuerst anführen können. Deren nie entbehrliche Nothwendigkeit ist aber so bekannt, daß sie nicht als solche, sondern überhaupt als Bedingungen alles Lebens unter einem andern Gesichtspunkte untersucht werden müssen.

Das ist eine Liste der nothwendigen Nahrungsmittel. Der Mensch, das Thier bestehen aus diesen Körpern. Die meisten davon sind chemische Mischungen von Luft. So löst sich der Mensch in ein Gemisch von Luft, Kohle, Metall, Phosphor und Schwefel auf. Ueber neun Zehntheile des solidesten, stärksten Menschen sind aus der Luft gegriffen. Der armselige Rest davon gehört werthlosen Metallen an. Es mag zusammen für einige Silbergroschen Natrium, Eisen, Phosphor, Schwefel und Thierkohle sein. Die Luft zu den neun Zehnteln kostet gar nichts. Worin steckt der Werth? In dem Geheimniß, daß diese Mischung lebt. Leben, wohl gar mit Seele und Geist trotz des Chemikers und des modigen, modernen Materialisten? Ja ganz gewiß und sicherer, als alle stolzen Wahrheiten der ganzen Naturwissenschaft.

Eine Ueberraschung.

Skizze von Hermann Trendel.

Liebe ist Furcht vor dem Alleinsein, das ist es, oder vielmehr, das war es, was Herrn Radamanthus bewegte sich noch in seinem sechszigsten Sommer zu verheirathen. Wohl hatte es ihm einige Schwierigkeiten gekostet bevor er so weit gekommen war — aber zu seinem Glücke hatte er das erst entdeckt, nachdem er sie überwunden. Hätte er von Allem gewußt, bevor er merkte, daß er allein in der Welt, ohne jeden Verwandten, dastand, ehe er Furcht fühlte vor dem Alleinsein — nimmer würde er ein Ehemann geworden sein. Denn er hätte dazu ein ganz neuer Mensch werden müssen, innerlich sowohl wie äußerlich, und wenn er sich jetzt im Spiegel sah, staunte er über sich. Nur ein scharfblickender Menschenkenner konnte jetzt noch etwas von einem Philister an ihm erkennen, im Allgemeinen und Ganzen indeß war er es nicht mehr. Nur ein Gefühl quälte ihn jetzt, und das war seine Bescheidenheit, die sich als — Eifersucht äußerte. Nicht etwa daß er ein Othello war — aber trotz seiner jetzt ganz erträglichen Erscheinung und im Bewußtsein ein Mann von Capital zu sein, traute er sich doch keine allzugroße, namentlich keine dauernde Wirkung auf das weibliche Geschlecht — speziell auf seine junge Frau zu. Er fühlte sich auf fremdem Gebiete und war mißtrauisch gegen sich selber geworden; aber damit bewies er, daß ihm dereinst wohl ein Herz in der Brust geschlagen haben mochte, das den wahrhaftigen Liebesfrühling verdient hatte. Daraus erwuchs ihm jetzt seine Qual. Immerfort mußte er an die schreckliche 60 denken, und die Schlange die Eifersucht, die sonst so sehr die Lüge liebt, bei ihm zeigte sie sich als Wahrheitsfreundin. Sie ließ es durchaus nicht zu, daß er sich einredete, er stehe erst im 50. Lebensjahre, es wollte ihm nicht gelingen. Selbst jetzt hatte er sie noch nicht einmal überwunden, jetzt, nachdem er schon seit vier Wochen mit seiner jungen Gattin verheirathet war. Im Gegentheil, sie war um so lebendiger geworden, diese Schlange, zumal heut, wo sich der Wochentag ihrer Hochzeit zum vierten Male wiederholte, heut — wo außerdem der Geburtstag seiner Gattin und sein — Geburtstag war! Drei Feste auf einen Tag! Sollte er dieses Zeichen als ein glückliches oder unglückliches Zeichen des Himmels hinnehmen? Offenbar drückte ihm dieser Gedanke heut beinahe das Herz ab. „Wär ich doch ein Junggeselle!" hätte er mit Pluto seufzen mögen. „Erst jung verheirathet, der Geburtstag des geliebten Weibes vor der Thür, das eigene Wiegenfest, der Hochzeitstag — und sich nicht einmal von ihr gratuliren lassen zu dürfen, zu können, weil sie nichts davon weiß, und weil ich ihr auch nichts davon sagen konnte — um nicht in die Verlegenheit zu kommen, ein Alter von sechzig Jahren angeben zu müssen! — O Ironie! das — das ertrage wer will, aber kein Mensch — kein Radamanthus!" — Diese Gedanken hatten ihn gequält. Allein wie Alles im Leben seinen Höhepunkt erreicht, Gutes und Böses, Hohes und Niedres, und dann zurückfällt, wie der Springquell

tönend hervorquillt und dann niederfallend ruhig verläuft, also hatte sich Herr Radamanthus begeben in das stets offne Reich der Resignation. Er hatte die Freude, die er nun morgen, als heut, nicht unmittelbar genießen konnte, christlich geopfert in Form von so und so viel Thalern, die er verwandt hatte zu Geschenken für seine Frau, zu denen auch seine Photographie gehörte. Seit kurzem hatte sich in dem Städtchen ein Photograph etablirt, der auch bald alle Hände voll zu thun hatte; denn auf Einmal wollte nun Alles gekontrefeit sein. Herr Radamanthus hatte ihn noch gestern Mittag besucht und gebeten, daß er sein Bild mindestens bis zum Abend haben müsse. Der Abend war gekommen und auch der Morgen des hinkenden Festtages, aber Herr Radamanthus hatte es noch nicht, denn er hatte es erst vor vier Tagen bestellt. Was waren jetzt aber die andern Geschenke ohne das Bild! Wunderbarer Weise war seine Gattin heut morgen nicht, wie gewöhnlich, in seiner unmittelbaren Nähe, und er meinte, sie mache sich wahrscheinlich die höchst feinste Toilette, wozu sie längerer Zeit bedürfe. Dies denken, und fort eilte er, wie ein gehetztes Reh zu dem abscheulichen Menschen, dem Photographen. — Er war unterwegs. Sie aber war nicht mit ihrer Toilette, sondern mit ganz andern Angelegenheiten beschäftigt.

Sie wußte wohl, daß sein Geburtstag und zwar sein sechzigster war, aber von seiner Eifersucht hatte sie keine Ahnung; denn nimmer hatte sie dazu Veranlassung gegeben. War sie auch noch nicht alt, namentlich nicht gegen Herrn Radamanthus gehalten, so lag doch der rascher verblühende Mädchenfrühling mit seinen Rosen und Nachtigallliedern, schon seit einigen Jahren hinter ihr. Jetzt war sie zufrieden mit ihrem Loose — und sie hatte, zumal in pecuniärer Beziehung, mit ihrem Gatten keine Niete gezogen. So kommt die Geldheirath zu Ehren! — Sie breitete eine Serviette über den Sophatisch in der „guten Stube." Dann legte sie ein geschmackvoll gesticktes Ruhekissen und eine ebensolche Zeitungsmappe in die Mitte desselben, während zwei artige Blumensträuße, zur rechten und zur linken Seite der Gegenstände ihren Platz fanden. Eine Photographie, ihr eignes Portrait darstellend, hüllte sie wieder in ein Papier: sie wollte ihm und auch sich eine doppelte Freude der Ueberraschung bereiten. Nach einem Weilchen hatte sie auch den Kaffe auf der Sophaseite des Tisches servirt und jetzt klopfte sie an eine Thür auf der gegenüberliegenden Seite des Corridor, die in das Zimmer ihres Gatten führte. Sie klopfte von Neuem und sah durch das Schlüsselloch, und nun klinkte sie die Thür und trat ein. — O Pein der Enttäuschung in der Freude des Gebens! — Was sollte sie von seinem frühen Ausgehen und gar an diesem Tage denken! Kannte er denn die Wichtigkeit desselben nicht? Hatte er denn garnicht an sie gedacht? — Kein Mensch ist so vollständig ohne Eitelkeit, ohne Egoismus, daß es ihn in solchen Fällen nicht ein wenig verletzen sollte. —

Unterdessen hatte der würdige Herr Radamanthus sein Bild empfangen. In dem Gedanken an die Ueberraschung die er nun seiner Frau bereiten konnte, vergaß er es, dem Photographen seinen Unwillen fühlen zu lassen. Mit einem stolzen Lächeln schob er das Bild in die Brusttasche seines Rockes, um es dann auf dem Heimwege doch mehrmals hervorzuziehen. Sein Antlitz strahlte vor Freude; und als er zum zweiten und dritten Male auf das Bild sah, zog er die Brauen ein wenig zusammen und er kam zu der Ueberzeugung: man könne es diesem Bilde unmöglich ansehen, daß sein Original bereits 60 Jahre alt sei, „und das nächste Jahr," sprach er zu sich selbst, „kann ich dreist erst meinen 50. Geburtstag feiern. — Wie jung ich aussehe!" fuhr er nach einem Weilchen fort. „Es kann mich garnicht wundern, daß sich ein Mädchen in mich verliebte! O ich Thor! — diese thörichte Eifersucht, die mich um die Freude der Gratulation bringt. Hätt' ich mich beglückwünschen lassen! Ja — — aber warum ließ ich mich nicht eher photographiren! Warum konnte der Mensch, der Photograph, nicht früher schon auf den Einfall kommen, sich hier niederzulassen! Längst hätt' ich es dann entdeckt, daß ich noch sehr liebenswürdig bin! Doch nein — das ist auch Unsinn! Bin ich nicht erst durch die Liebe ein Mensch, durch die Liebe erst jung geworden? Also Radamanthus, gieb dich zufrieden, es konnte nicht anders sein — und diesmal wird kein Geburtstag gefeiert!" —

Unter diesem Selbstgespäch hatte er endlich sein Haus erreicht. Auf den Zehen schlich er die Treppe hinauf ganz leise und durch den Corridor trat er in sein Zimmer. Er sah sich nach allen Seiten um und horchte. „Sie hat doch nichts gemerkt!" kicherte er vor sich hin. Und wieder zog er sein Bild hervor. — Da öffnete sich die Thür und die Gattin trat herein. Schnell hielt er das Bild mit beiden Händen auf den Rücken. Eine Ahnung schien in ihm aufzusteigen. Auch die Gattin erschrak ein wenig, sie glaubte ihn noch nicht zurückgekehrt und hatte ihm ihr Bild auf seinen Schreibtisch legen wollen. Wie unbewußt nahm sie die gleiche Position ein. Einen Augenblick standen sich die Beiden in sprachloser Spannung gegenüber. Sein ganzes Antlitz wurde mehr und mehr ein unendlich süßes Lächeln, wodurch der Mund einen tiefen Einblick in sein Inneres gewährte. Die junge Gattin unterbrach zuerst das seltsame Schweigen, und sie reichte ihm das Bild mit den Worten:

„Meine herzlichste Gratulation zu Deinem Geburtstage, lieber Veit." Er erschrak und hätte beinahe sein Bild fallen lassen, halb unwillkürlich brachte er es nach vorn. Sie nahm es ihm aus der Hand.

„Ach sieh! wir hatten Beide Einen Gedanken!" sagte sie lächelnd.

„Ich gratulire auch!" stammelte er mit einem

tiefen Athemzuge. „Ich hab's eben geholt," setzte er hinzu.

„Ich dachte mir wohl, daß Du irgend eine Ueberraschung mir bereiten wolltest, als ich vorhin Dich nicht hier fand. Aber komm nur, ich habe noch mehr für Dich!" damit zog sie ihn in die „gute Stube." Er konnte immer noch nicht zu sich kommen.

„Aber wie kommst Du mir vor?" stutzte sie, als er vor dem Tische stehend, keine Aeußerung der Freude oder der Ueberraschung zeigte.

„Also — Du weißt es, weißt es wirklich — daß heut — mein Geburtstag — — — ich — ich — weißt Du denn —" stieß er stammelnd hervor.

„Aber Veit, Du bist seltsam!"

„Weißt Du denn auch —?"

„Was denn?"

„Ich bin — etwas älter als Du —"

„Aber Veit, was soll das heißen! — Was! hast Du mir Dein Alter verheimlichen wollen? Ist das Vertrauen? — Ich weiß wohl, daß Du heut Deinen 60. Geburtstag feierst."

Veit Radamanthus holte tief Athen.

„Du weißt es — Du wußtest es — und hast mir doch so viel Schönes schenken können. — O, ich sehe es ein, Du liebst mich, Minna! verzeihe mir — aber ich bin nicht mehr eifersüchtig! Komm, mache mir keinen Vorwurf, Du kannst ja nur darin meine Liebe für Dich erkennen — nicht war, ich sehe noch gar nicht so alt aus?"

Er wartete ihre Antwort nicht ab, sondern drückte sie an sich. Dann holte er all seine Geschenke für sie herbei, und in Glückseligkeit genoß er seinen Kaffe an ihrer Seite. —



Marie Antoinette im Temple.

Von

Schmidt-Weißenfels.

Ludwig XVI. wurde ein Opfer der Revolution weil er durch seine gutherzige Schwäche nirgends imponirte; seine Frau wurde es, weil sie die Revolution persönlich bekämpfte. Aller Haß des Volkes, alle Schläge der Revolution galten vor allem ihr, der eigentlichen Vertreterin des Königthums. Von ihr wußte man, daß sie eine Macht bedeute, die vernichtet werden mußte. Sie war es, welche die Mittel ersann und angab, um die Revolution zu bekämpfen, welche die Truppen und die fremden Mächte, Oesterreich und Preußen, zu gewinnen suchte, ebenso die Häupter der Revolution, von Mirabeau herab bis zu dem Wütherich Santerre. Sie hatte die Flucht des Königs geleitet, die Emigranten als eine Macht organisirt — sie wich von Redoute zu Redoute zurück, kampflustig, ungebrochen, an Hoffnung arm und doch zu stolz, um zu dulden, daß das Königthum mit der Revolution unterhandle. Ihre Entschlossenheit, ihre verzweifelte Energie waren es, welche der Revolution die innere Gewaltkraft verlieh, welche sie haben mußte,

um ihre Bestimmung zu erfüllen. Marie Antoinette war die Oesterreicherin, die Frau Veto, die Verschwörerin, die Masseline, welche immer von Neuem die wilden Leidenschaften des Volkes aufrührte und diese zuletzt allmächtig machte. Unter dieser rasenden Fluth stürzte endlich der Thron zusammen: es kam der 20. Juni und der 10. August 1792. Der König und die Königin, ihre Kinder, Madame Elisabeth und einige Getreuen wurden gefangen.

Das Königspaar war gezwungen, drei Sitzungen der Nationalversammlung bis zur Nacht mit beizuwohnen, in denen das Königthum abgeschafft wurde.

Die Königin, die keine Frauen mehr zu ihrer Bedienung hatte, verrichtete nun selbst die Dienste, deren sie bedurfte; sie kleidete den Dauphin an, der in ihrem Zimmer wohnte und war glücklich, als sie durch den einzigen Diener des Königs, Clery, sich mindestens die Haare kämmen lassen konnte. Aber mehr als alle Entbehrungen bildete die Qual ihres neuen Lebens die fortwährende Ueberwachung durch die Munizipalbeamten, die Tag und Nacht durch eine offene Thür in ihr elendes Thurmgemach sehen konnten. Die Monotonie des Gefängnißlebens ward lange Zeit nur einmal unterbrochen, allerdings in



Marie Antoinette im Temple.

Während dieser drei Tage saß die königliche Familie im alten Kloster der Feuillans, oberhalb der Bureaux der Versammlung, gefangen. Am 13. August schickte man sie in den Temple.

Ihre wenigen Getreuen hatten sie auch dorthin begleitet; aber schon am 18. August kam ein Befehl der Gemeinde, die Umgebung der Gefangenen aus dem Temple zu schicken. Marie Antoinette umarmte ihre Freundin Frau v. Lamballe, deren blutiges Haupt auf der Pike sie nur noch wiedersehen sollte, und die übrigen Damen, die von ihr in Thränen Abschied nehmen mußten.

entsetzlicher Weise. Am 3. September stürzte der Pöbel in den Temple und schrie, daß die Gefangenen ans Fenster treten sollten. Sie gehorchten — ihr Auge trifft auf den blutigen Kopf der Frau von Lambelle, um den ein rasendes Volk, verthiert durch die dreitägigen Morde in den Gefängnissen, die Carmagnole tanzt.

Der Königin entfuhr kein Schrei. Todt vor Schrecken, bleibt sie starr, unbeweglich wie eine Statue. Sie hört nichts mehr von dem Geschrei unter ihrem Fenster.....

Morgens um 8 Uhr kam der Diener des Königs,

der im dritten Stock wohnte, zur Königin, die dann, ebenso wie der Dauphin, bereits aufgestanden war. Nachdem die Wächter eingetreten, ging der kleine unglückliche Prinz zu seinem Vater. Während dieser oben seinem Sohne lateinischen und geographischen Unterricht ertheilte, unterwies die Königin unten Madame royale, ihre Tochter, in der Religion und im Zeichnen.

Bis Mittag trug die Königin eine Linonhaube und ein weißes Mullkleid: dann wechselte sie dasselbe gegen ein braunes, mit kleinen Blumen geziertes — der einzige Schmuck, den sie noch besaß.

Um zwei Uhr aß man zusammen beim Könige; wenn derselbe sich dann wieder nach seinem Zimmer begeben wollte, um zu lesen oder zu arbeiten, hielt ihn Madam Antoinette wohl oft zurück und spielte mit ihm Trictrac. War Ludwig XVI. nicht da, so nähte die Königin mit seiner Schwester, der frommen Prinzessin Elisabeth. Kam der König wieder, so las die Königin etwas vor — aber in allen Werken begegnete ihr die Marter der Erinnerung. Um acht Uhr aß der Dauphin im Zimmer der Prinzes Elisabeth zu Abend und Marie Antoinette wohnte der Mahlzeit bei. Wenn sich dann die Beamten etwas entfernten, ließ sie das Kind ein Gebet hersagen. Dann brachte man es zu Bett und die Mutter oder Elisabeth, diese zweite Mutter, wachten bei ihm. Um neun Uhr soupirte der König und brachte derjenigen, die bei seinem Sohn wachte, zu essen. Ludwig pflegte dann an das Bett des ärmsten Erben von Frankreich zu treten, der Frau und der Schwester die Hand zu drücken, die Tochter zu küssen, ehe er sich entfernte. Die Königin legte sich dann zu Bett.

So verging ein Tag nach dem andern. Die Wäsche der Familie war schlecht und man verweigerte ihr andere. So arbeitete Marie Antoinette auch mit der Nadel und flickte die Wäsche für sich und die Kleider des Königs.

Anfangs besuchte Marie Antoinette auch mit den Kindern den Garten des Temple. Aber ihre Kerkermeister bliesen ihr den Rauch ihrer Pfeifen ins Gesicht, wenn sie die Treppe hinabstieg, und im Garten lagen die Nationalgarden quer über Stühlen, lachten und verhöhnten sie. Stieg sie hinauf, sangen ihr die Soldaten nach:

Madame à sa tour monte,
Ne sait quand descendra...

So beschloß Mare Antoinette, in ihrem Zimmer zu bleiben. Aber die Kinder brauchten Luft und wollten laufen; sie wurden krank und der Mutter blieb nichts übrig, als der Gemeinheit zu trotzen und den Garten wieder zu besuchen. Die Gemeinheit, die sie verfolgte, hat ihr Loos zum Martyrium gemacht. Mußte sie doch den Ort besuchen, an dessen Wänden die Soldaten ihre Zoten geschmiert.

Am 21. September proklamirte man die Republik. Die königliche Familie hörte den Jubel darüber von der Straße her: sie hörte, daß sie nur noch die Familie Capet sei. Als man endlich neue Wäsche in den Temple brachte, zwang man Marie Antoinette, die gestickte Krone daraus fortzubringen. Nichts besaß die stolze Königin mehr als ihre Krone des Unglücks. Das gemeinsame Geschick führte die Familie nur noch näher zusammen. Sie verlebte den Tag mitsammen, die Schwester lebte im Bruder, die Gattin im Gatten, die Mutter in ihren Kindern. Aber auch dieser Trost sollte ihnen geraubt werden: am 29. September beschloß die Gemeinde, daß Ludwig und seine Frau getrennt werden sollten. Der König kam nun in einen andern Thurm — die Königin löste sich in Thränen auf.

Bald darauf, am 26. October, wurden auch die Frauen nach dem großen Thurm gebracht. Das neue Gefängniß der Königin war ein Raum im dritten Stockwerk von dreißig Fuß Geviert, in vier Piecen durch Bretterverschläge getheilt. Zuerst ein Vorzimmer, links eine Zelle für ihre Wächter, rechts das Zimmer der Prinzessin Elisabeth, dann das Gemach Marie Antoinette's. An demselben Tage, da sie den großen Thurm bezog, nahm man ihr den Sohn, der bis auf Weiteres beim Könige schlief. So war sie fast ganz allein. Der Argwohn, genährt durch mehrere vereitelte Fluchtversuche, die ihre Anhänger draußen mit ihr verabredeten, erschwerten ihr die Einsamkeit noch mehr. Man nahm ihr Tinte, Feder und Papier, man quälte sie mit Fragen und Inquisitionen Seitens ihrer Wächter, man unterwarf sie wie alle ihre Bedürfnisse der steten Controlle der Gemeinde. Jede Kleinigkeit, jedes Kleid, jeder Trank und alle Speisen, selbst das Zarteste für eine Frauentoilette mußte diese Controlle passiren, ja auch der Körper der Königin wurde Untersuchungen unterworfen.

Mehr und mehr brach der Muth dieses Weibes; es wurde nachdenklich und unruhig; sie litt unter ihren Ahnungen und den Befürchtungen für die Zukunft. Es gab jetzt Tage, an denen die Königin kein Wort sprach, an denen sie ihre Kinder nur mit mitleidigem Blick betrachtete; es gab jetzt Nächte, in denen sie keinen Schlummer fand und sich nicht niederlegte, um über ihre Verzweiflung zu brüten.

Inzwischen war der Prozeß gegen Ludwig XVI. vor den Convent gekommen. Vor seinem Todesmorgen bewilligte man ihm noch eine letzte Unterredung mit seiner Frau und Familie. Der König behielt dabei das Geheimniß des folgenden Tages für sich. — Marie Antoinette konnte es nur ahnen, bis ihr die entsetzliche Gewißheit mitgetheilt wurde, daß sie Wittwe sei, daß ihr Gatte um der Sünden seiner Vorfahren willen das Schaffot mit seinem Blute geröthet.

Sie verlangt ein Trauerkleid... man bewilligt es ihr. Von nun trug Marie Antoinette nur diese Kleidung. Ihr Haupt war mit einer Haube bedeckt,

wie sie die Frauen des Volkes trugen; der Flor fiel von beiden Seiten auf ihre Schultern und bis auf das große weiße Halstuch, welches sie um ihren Hals und ihre Schultern geschlungen. Ueber ihrem schwarzen Kleide hatte sie nur noch einen schwarzen, weiß eingefaßten Shawl. Um ihre Stirn, längs den Schläfen, lagen, aus der Haube hervorquellend, die Flechten ihres blonden, mit Grau untermischten, schon weiß werdenden Haares. Ihre Stirn war noch stolz, und auch ihre Augenbrauen hatten noch immer den königlichen Schwung. Die Thränen aber hatten ihre Augen geröthet und entzündet; ihr Blick war ohne das einstige Feuer, matt und starr. Das Blau ihrer Augen hatte nicht mehr den holden Schmelz und das Feuer von sonst; es war gläsern, kalt. Die schöne Adlerlinie ihrer Nase war jetzt eine hagere, trockene und scharfe Kante geworden und man hätte glauben können, die Todesangst habe diese Nasenflügel abgezehrt, die einst in frischer Fülle auf- und niederwogten. Die Lippen blühten nicht mehr und das Lächeln hatte für immer diesen welken, faltigen, eingefallenen Mund verlassen. Leben und Blut war aus diesem schönen Körper gewichen, und wer sie jetzt, die frühere Königin von Frankreich sah, hätte vermeint, einer jener bleichen Figuren zu begegnen, die sich der Kasteiung gewidmet, einer jener Heiligen von Portroyal, deren strenge und zerknirschte Erscheinungen der Pinsel Philipps von Champagne überliefert. So lehrte das Unglück, daß ihm alle Menschen gleich seien und der menschliche Stolz auf den Thronen kein Recht hat, sich einem besonderen Geschick verschrieben zu glauben.

Das Unglück hatte das Gemüth der Königin wie ihr Antlitz mitgenommen. Keine Freude, kein Frohsinn, nichts beschäftigte sie, als sie selbst. Alles war in ihr verloschen, Alles zur Ruhe gegangen, trostlos und eingebettet in eine stumme Resignation. Von dieser Fürstin, von diesem Weibe — Nichts als die Wittwe war davon geblieben. Die Kränkungen berührten sie nicht mehr, die Beschimpfungen gingen an ihr unbemerkt vorüber, die Quälereien bemitleidete sie. Für sie war die Zukunft nun ohne Schrecken; sie kannte ihr Geschick. Marie Antoinette ging dem Tode wie einer Heimath entgegen.

Damals, als kein Zweifel mehr bestand, daß auch ihr der Prozeß gemacht werden und sie das Schicksal Ludwigs **XVI.** theilen würde, machten ihre Anhänger in und um den Temple noch verzweifelte Versuche zu ihrer Befreiung. Sie mißglückten sämmtlich und die Folgen davon war eine verschärfte Bewachung der Königin und neue Entbehrungen, die man ihr auferlegte. Ein höchster Schmerz sollte ihre Leiden krönen; eine der Fürstinnen jetzt den Kelch leeren, den die Tyrannei so oft dem verachteten Geschlecht der Unterthanen gereicht. Wie diese mitleidslos die Familien zerreißt und das Theuerste des menschlichen Herzens mit Füßen tritt, so rächten sich die wilden Leidenschaften der Republik in gleicher Weise an eine ins Nichts geschleuderte Königin.

Am 3. Juli 1793, Abends zehn Uhr, traten die Beamten bei Marie Antoinette ein. Man theilte ihr den Beschluß des Wohlfahrtsausschusses mit, den der Convent genehmigt hatte: „Der Ausschuß befiehlt, daß Capet's Sohn von seiner Mutter getrennt werde." ... Die Königin stürzte nach dem Bett des Dauphin, der aufschrie und sich in die Arme der Mutter warf. Sie bedeckte ihn mit ihrem Körper; sie schleuderte die Arme zurück, die nach ihm langten:

„Tödtet mich zuerst!" schreit die verzweifelte Mutter. Eine Stunde dauert dieser Kampf. Endlich drohen die Beamten, das Kind zu tödten. Da plötzlich ist das Bett frei. Prinzeß Elisabeth und Madame kleiden den Dauphin an — die Königin war gebrochen; sie bedeckte den weinenden Sohn mit Thränen und Küssen — der Arme kommt von seiner Mutter zu seinem Henker den Schuster Simon, der aus ihm einen Cretin und endlich eine Leiche macht.

Nichts besaß Marie Antoinette nun mehr, als die Ruhe zu weinen. Keine Wächter umgeben sie mehr, die Gefangenen blieben Tag und Nacht hinter den Riegeln. Nur drei Mal des Tages brachten die Wachen das Essen und untersuchten die Gitterstäbe der Fenster. Die Prinzessin Elisabeth und die Tochter Ludwig Capet's machten die Betten und bedienten die niedergedrückte Königin, die nur noch stundenweise Interesse am Leben zeigte. Es war nun die Zeit, da sie ihrem Sohne auflauerte, wenn er die Wendeltreppe, die nach dem obersten Geschoß führte, bestieg. Bald entdeckte sie noch eine bessere Gelegenheit, nämlich eine kleine Spalte in dem Verschlag der Plattform des Thurmes, auf welcher das Kind spazieren geführt wurde.

Die Tragödie neigte sich aber jetzt schnell ihrem Ende zu.

Am 1. August, um zwei Uhr Morgens, riß man die drei weiblichen Gefangenen des Temple aus den Schlaf und theilte Marie Antoinette das entscheidende Decret des Konvents mit.

„Marie Antoinette, so lautete es, wird einen außerordentlichen Gerichtshof gestellt und soll auf der Stelle nach der Conciergerie gebracht werden."

Die Königin beschäftigte sich schweigend damit, ihre Kleider in ein Bündel zusammen zu packen. Die Prinzessin Elisabeth und Madame flehten als Gnade an, ihr folgen zu dürfen; aber vergeblich. Marie Antoinette mußte sich im Beisein der Beamten ankleiden, die ihre Taschen untersuchten. Man nahm ihr Alles weg, ihre kleinen theuren Angedenken, ein Päckchen Haare von ihrem Manne und ihren Kindern, eine Brieftasche, ein Bildniß der Lamballe — Nichts ließ man ihr als ein Taschentuch und ein Flacon für den Fall, daß ihr unwohl würde. Dann küßte die Königin ihre Tochter, ermahnte sie zur Standhaftigkeit und Folgsamkeit gegen ihre Tante,

die sie als ihre zweite Mutter betrachten solle, und prägte ihr noch einmal ein, daß sie Allen verzeihen möge, die ihren Eltern Leid angethan. Die kleine Prinzessin war stumm vor Rührung und Schrecken. Die Königin warf sich dann in die Arme der Prinzessin Elisabeth und anempfahl ihr ihre Kinder. Die Schwester des guillotinirten Königs hielt sie umschlungen und murmelte ihr einige Worte ins Ohr. Dann ging Marie Antoinette, ohne noch einmal den Kopf zu wenden oder einen letzten Blick auf die theuren Gefährten ihres Elends zu werfen, so sehr fürchtete sie, daß sie ihre Festigkeit verlassen könnte. Als sie aus dem Thurm ging, ohne sich zu bücken, stieß sie sich die Stirn an der Thür. Man fragte sie, ob sie sich weh gethan? — „O nein, sagte sie; mir kann jetzt Nichts mehr weh thun!"

Monate lang hatte sie das Elend im Kerker der Conciergerie noch zu ertragen, jenen täglichen Seelenmord, den die Civilisation den Unglücklichen im Gefängniß bereitet und dem das Geschlecht der Könige sonst entrückt ist. Erst nach dieser Marter, die den Menschen der Würde beraubt und ihn sich selbst als ein erbärmliches Nichts zu betrachten lehrt, das nur athmet, ward die „Wittwe Ludwig Capets" vor das Tribunal geschleppt.

Drei Tage genügten, um ihren Prozeß zu beenden, sie als Landesverrätherin und Verschwörerin zum Tode zu verurtheilen....

Noch an demselben Tage, am 16. October 1793, an dem sie frühmorgens ihr Urtheil vernommen, führte man sie, gebunden wie alle anderen Opfer, auf einem Karren durch die Spaliere eines jauchzenden, höhnenden Pöbels zum Schaffot. Es war Mittag, da legte sie ihr Haupt unter das Fallbeil und eine Secunde später zeigte es der Henker der befriedigten Menge.

Washington.

Ein Bild aus dem gesellschaftlichen Leben der Hauptstadt der Vereinigten Staaten.

Nicht zum Zweck einer politischeu Abhandlung ergreife ich die Feder, nicht um das „Für" oder „Wider" jenes unheilvollen Kampfes zu erörtern, der nicht nur die Leidenschaften der verschiedenen Parteien gegen einander entflammt, nein, der selbst die engen Bande der Familien zerrissen, und fast alle geselligen Beziehungen gelöst hat. Ich habe die Absicht, dem Leser ein Bild Washington's vorzuführen, dem freilich diese ehemals so heitre Hauptstadt der Vereinigten Staaten nie mehr gleichen wird; das Leben und Treiben ihrer vergangenen Tage, wie es sich mir eingeprägt während der letzten Jahre der Union, ihre damaligen Vergnügungen, ihren geselligen Ton will ich dem Leser schildern.

Der Winter ist in Washington die Saison der Vergnügungen, und die Amerikaner wissen jeden Augenblick weise dafür zu verwenden. Sie ziehen es vor, ihre Freunde wirklich zu sehen, und sich nicht nur, wie es z. B. in London Sitte ist, mit der Außenseite ihrer Hausthüren bekannt zu machen. Anstatt daher ganze Packete von Karten miteinander zu wechseln — einer der unnützesten Thorheiten — zeigt jede Dame ihren Bekannten an, an welchem Tage der Woche sie dieselben von zwölf bis vier Uhr bei sich empfangen will. Auf diese Weise hat sie nicht nur das Vergnügen, wöchentlich mit ihren Freunden zusammen zu sein, sondern auch den Vortheil, sechs Tage lang von Besuchen ungestört zu bleiben. So empfangen z. B. am Montag die Frauen aller Minister des Staates, am Dienstag die aller Senatoren, Mittwoch sind die Häuser der Diplomaten geöffnet, am Donnerstag bewirthen die Frauen aller Gerichtsbeamten ihre Freunde, und so fort, eine Woche wie die andere, den ganzen Winter hindurch. So kann man, je nach der Zeit, die man zu verwenden hat, acht oder zehn Besuche in einem Tage machen. Versuchen wir, einen solchen Morgenempfang zu schildern.

An der Thür steht, strahlend im Glanz der neuesten französischen Mode, die Dame des Hauses, bereit, jeden neuen Ankömmling mit einem Compliment zu begrüßen, das derselbe natürlich, beides Compliment und Zinsen zurückgeben muß, indem er ihr versichert, wie außerordentlich anmuthig sie aussieht und wie sehr ihre Aufnahme die der acht oder zehn Häuser übertrifft, die er bereits besucht habe. Befriedigter Stolz und geschmeichelte Eitelkeit erhöhen nur die Liebenswürdigkeit der guten Dame, und nachdem sie mit Complimenten aller Art überschüttet ist und sich an Schmeichelworten gesättigt hat, schreitet sie den Saal entlang, dem Pfaue gleich, wenn er an einem sonnigen Tage sein kühn geschwungenes Rad bewundern läßt. Der Besucher aber, sobald er seinen Vorrath von nichtssagenden Artigkeiten ausgetheilt, schließt sich der der Unterhaltung pflegenden Zahl der Gäste an, die dem Salon beinahe den Anstrich eines Auktionszimmers geben, indem fast keiner der Sprechenden sich niedersetzt. Welch' ein Gesumme von kleinen Gruppen, die mit der größten Zungenfertigkeit und Aufregung die neuesten Ereignisse des Tages besprechen, das letzte mörderische Duell, den Lärm im Hause der Repräsentanten oder die wilden Angriffe im Senat!

Die jungen Damen sammeln sich gewöhnlich um den unvermeidlichen Tisch mit den Erfrischungen und

sind, während sie die gerösteten Austern, Chokolade, Kuchen und Wein vertheilen, im vollen Gespräch mit sechs oder acht ihrer „Galans" begriffen. In den angesehensten Häusern, wurden zuweilen die Läden geschlossen, die Gaslampen angezündet, Musikanten bestellt, und es begann ein Tanz, der mit ungeschwächter Kraft bis Abends sechs Uhr dauerte, wo dann die erschöpften Tänzer sich an einem Ballsouper erlabten. Gewiß sind die jungen Amerikanerinnen durch ihre Gewandtheit und ihre Unterhaltungsgabe ihren englischen Stammgenossinnen bei weitem überlegen. Man findet in der That keine Spur von Koketterie unter ihnen, keine sucht durch Zieren oder angenommene Ueberspanntheit die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Sie genießen übrigens der ausgedehntesten Freiheit: ein junges Mädchen kann mit einem oder mit zwanzigen ihrer Verehrer den ganzen Abend plaudern, ohne dadurch aufzufallen, ja sie kann unter ihnen den ihr am meisten zusagenden auswählen, und sich von ihm auf Bällen begleiten und in seinem Kabriolet des Nachmittags auf der Promenade spazieren fahren lassen. Gewöhnlich fügt sie den Namen des Begünstigten dem ihrigen auf den Visitenkarten bei, um damit anzudeuten, daß man ihn bei allen ihren Einladungen gleichfalls berücksichtige. Schon die Karte allein kann als eine Merkwürdigkeit gelten, indem das sonst übliche „Miß" fortbleibt, und nur einfach der Name „Molly Mayen" oder „Cynthie Graham" darauf gesetzt wird. Aber, werdet Ihr fragen, wozu überhaupt Karten, da man sie niemals abgiebt? Ich vergaß, zu erwähnen, daß man beim Eintritt in das gastlich geöffnete Haus seine Karte dem Diener überreicht, und daß die Dame nach der Entfernung ihrer Gäste sie dann mit eben so viel Eifer und Entzücken zählt, wie ein rother Indianer seine Skalpe.

Um auf die jungen Damen zurückzukommen, deren Ueberschreitungen des bei uns Hergebrachten freilich die strengen Sittenrichterinnen unserer europäischen Gesellschaft zur Verzweiflung treiben würden, so sehe ich doch nichts eigentlich Verdammungswürdiges in diesem System vollkommener Freiheit. Die Mädchen erwerben auf diese Weise einen Fond von Selbstständigkeit und Selbstachtung, und eine größere Welt- und Menschenkenntniß, als bei uns. Die Männer begegnen ihnen auf gleichem Fuß, ohne eine ränkespinnende Mama im Hinterhalt fürchten zu müssen. Cupido hat ein leichtes Spiel in den vereinigten Staaten, und Hymen braucht daher nicht, wie so oft in Europa, seine Fackel für eine Ehe ohne Liebe anzuzünden. Die jungen Männer bewähren übrigens das in sie gesetzte Vertrauen, und ein Vater dürfte seine Tochter unter dem Schutz ihres Verehrers ohne Skrupel von New-York bis New Orleans reisen lassen. Es folgt jedoch hieraus noch keineswegs, daß die junge Dame einen solchen Gefährten heirathet; es besteht blos ein zeitweiliges geselliges Uebereinkommen zwischen ihnen; er besorgt ihr Blumenbouquetts und ist dafür der bevorzugte Tänzer und — Kutscher. Die Aeltern stellen sich überaus freundlich zu ihren Kindern, obwohl vielleicht von ihrer Seite ein zu großer Mangel an Autorität stattfindet. Eine Dame sagte zu mir: „Ist nicht meine Narzisse ein recht liebes, gutes Mädchen? sie ladet mich immer auf ihr Zimmer ein, so oft sie Gesellschaft bei sich sieht." Nie und um keinen Preis würden die Aeltern bei den Scherzen und Unterhaltungen der Jugend die Rolle des Spielverderbers übernehmen.

Aber diese uneingeschränkte Freiheit übt keine üble Wirkung; nie habe ich gehört, daß den jungen Mädchen in Washington auch nur der Hauch eines Skandals nachgesagt werden könnte. Sind sie überdies erst verheirathet, so verwandeln sie sich — besonders im Süden — alsbald in ernste und gesetzte Matronen; die Pflichten und Sorgen des Haushalts treten bei ihnen an die Stelle der Vergnügungen, und bringt es nicht der öffentliche Beruf des Mannes mit sich, eine ausgedehnte Gastfreundschaft zu üben, so wird die heitre Schöne ein ganz häuslicher Charakter und blickt ohne Bedauern auf die vergangene Zeit der Lust und Aufregung zurück. Ja, in Baltimore z. B. ist die gefeierte Schönheit von gestern, wenn sie sich heute in Mrs. *** verwandelt, sogar ganz von der Gesellschaft ausgeschlossen; sie sieht sich verlassen und giebt einen Platz auf, der ihr nicht länger gebührt.

Der Typus der Amerikaner ist schon heute ein von dem Angelsächsischen sehr verschiedener; er hat die derbe Frische verloren; die Race ist kleiner, gebrechlicher. Was aber bei den Männern als Magerkeit und Unreife erscheint, wird bei den Frauen Zierlichkeit und Feinheit der Umrisse. Ihre Gestalten sind überaus anmuthig, ihre Haut ist weiß wie Alabaster, ihre Augen sind groß und ausdrucksvoll und der Mund wohlgebildet, obgleich man selten oder nie klassisch schöne Linien des Gesichts sieht. Der einzige Mangel liegt vielleicht in der Stimme, oder hat der Dichter Recht, indem er sagt: „Den kleinsten Flecken zeigt der Schnee?"

Bälle und Gesellschaften, die sonst in jeder Hauptstadt dieselben sind, zeigten hier ein Element der Ursprünglichkeit. Die Herren erschienen nicht selten im Morgenanzug und in farbigen Beinkleidern, und Abenteurer, wie Emporkömmlinge und Geschäftsleute von dem verschiedensten Beruf, aus den verschiedensten Himmelsstrichen und aus allen Racen und Mischracen der Welt, wie das Auge eines Europäers sie daheim nie erblickt, waren hier zu schauen. Da war unter andern die Adoptivtochter eines geachteten Militairs — Gott weiß wie er zu ihr gekommen! Sie war das Kind eines Cherokesenhäuptlings und eine der gesuchtesten Tänzerinnen. Ich sehe es noch, wie ihre flammenden Augen die Reihen der Tänzer durchflogen, und wie ihre Leistungen in der Kunst der

Terpsichore die seltsame Energie einer halb civilisirten Wilden bei jeder Wendung verriethen. Einen Genuß aber gab es, den man nirgends sonst finden kann — die Empfangsfeierlichkeiten bei einem Präsidenten der Union. Solch eine bunte Menge, wie sich hier an der Thür drängte — Rowdies, Kabführer, schöne, elegante Damen und Herren und Diplomaten anzuschauen wie jenes neuentdeckte Fossil, halb goldgeschuppte Eidechse, halb Vogel mit der Federkrone! Als die Letzten, aber nicht die Geringsten erschien ein Haufe von rothen Indianern im Kriegsschmuck mit ihren besten Halsbändern von Bärenklauen, sammt ihren Kindern, um „ihrem großen Vater" ihre Ehrerbietung zu beweisen. Jeder, der kleinste wie der größte, bestand darauf, dem armen alten Präsidenten aufs Kräftigste die Hand zu schütteln, und zuletzt wurde noch die schmutzige Brut in die Höhe gehoben, um sich küssen zu lassen. Am andern Tage hatte der Präsident Rheumatismus im Arm, was nicht eben zu verwundern war.

Zu den besten Scherzen gehörten auch die Maskenbälle. Die Kostüme waren höchst seltsam, da man von italienischen Bauern, Rittern, Kreuzfahrern und dergleichen, die abenteuerlichsten Begriffe hegte. Auch Charaktere aus satyrischen Novellen waren beliebt und diese wurden besonders von den Damen gut ausgeführt, die in hohem Maße, wie man zu sagen pflegt, den Mund auf dem rechten Flecke haben. Die Antworten überschritten allerdings zuweilen die Grenzen des weiblich Zarten und Zurückhaltenden, besaßen aber nichts desto weniger viel natürlichen Witz. Keiner standen sarkastischere Bemerkungen und treffendere Scherze zu Gebote, als der Mrs. Jefferson Davis. Ihre große und stattliche Gestalt, ihre blitzenden schwarzen Augen schienen auf den ersten Blick die geborne Herrscherin zu verkünden, und, wird der Süden einmal frei sein, so wird er anerkennen müssen, daß er einen Theil seines Triumphes auch der Energie und dem Charakter der Frau des Präsidenten verdankt. Dieser selbst nahm wenig an der öffentlichen Geselligkeit theil; seine Gesundheit war zart und sein Geist beschäftigte sich wahrscheinlich mit viel ernsteren Dingen, als unserm müßigen Geplauder. Ich bin überrascht, daß man den Präsidenten der Südstaaten in den Zeitungen als einen Mann von hoher Statur schildert; er ist nicht über Mittelgröße, sicherlich kleiner als seine majestätische Gattin, bleich und kränklich aussehend und auf einem Auge erblindet: aber der kühne, verwegne Geist, die nervöse Energie seines Empfindens spricht sich dennoch in seiner Erscheinung aus.

Das politische Treiben schließt in den vereinigten Staaten so Vieles in sich, was den Geist eines wohlerzogenen und gebildeten Mannes zurückstoßen muß, daß man die Arena allmählich den niederen Klassen überlassen hat, deren Ehrgefühl etwas abgehärtet ist, und die wenig nach Aufrechthaltung der Würde und Lauterkeit der Nation fragen, so lange es ihnen nur gelingt, in der allgemeinen, alle vier Jahre sich erneuernden Rappuse einen einträglichen Posten für sich und ihre Freunde zu ergattern. Die Politiker können daher als kein schönes Beispiel der amerikanischen Gentlemen gelten. Sie rekrutiren sich aus allen Schichten der Gesellschaft, und haben sich gewöhnlich schon in allen möglichen Professionen versucht, sie sind Advokaten, Schulmeister, Aerzte, Gastwirthe, Hinterwäldler und wer weiß was alles gewesen, und sind dennoch meist eben so unwissend als eingebildet. Wüthender Haß und erbitterte Angriffe gegen England ersetzen in ihren und ihrer Collegen Augen alle Leistungen der ruhigen Vernunft und des klaren Urtheils. England ist ein unschätzbares politisches Capital für sie. Fürchtet einer unter ihnen, daß seine Popularität in seinem Staate im Schwinden ist, gleich läßt er auf dem Capitol, dem Gebäude, wo sich der Generalcongreß versammelt, recht freche Schmähungen gegen die Briten los, und alle Herzen fliegen ihm wieder zu, d. h. die Herzen der Rowdies, seiner Parteigänger. Unbekannt mit den Gebräuchen des feinern Lebens, verursachen diese Gentlemen, da sie ihres Einflusses wegen nicht ganz aus der Gesellschaft zu verbannen sind, bald die lächerlichsten, bald die peinlichsten Scenen. Bei einer Mittagsgesellschaft erschienen einige von ihnen mit ungewaschenen Händen, ungekämmtem Haar und im ungeordneten Morgenanzuge. So großsprecherisch sie im Congreß auftreten, so unbeholfen in der Rede zeigen sie sich in Gesellschaft; sie bringen es da gewöhnlich nicht über das „Ja" und „Nein" hinaus, ehe nicht der Wein oder noch mächtigere Zaubertränke ihre Zungen lösen.

Der wahre Impuls alles Lebens und Handelns der Amerikaner ist der Gelderwerb. Es lockt die Jugend der Nation sehr früh aus den Schulen, wo sie im unausgesetzten Kriege gegen die Lehrer begriffen ist und mehr Insubordination als Griechisch und Lateinisch lernt. Der Jagd auf den „allmächtigen Dollar" widmen sie sich mit der ganzen rastlosen Energie ihrer Natur, und scheuen sich dabei nicht vor Mitteln, die wir als unredlich verschmähen würden, die dort aber selbst von vernünftigen Leuten als „recht schlau" belacht werden. Ein Kaufmann in New York z. B. erwarb ein ungeheures Vermögen durch den Import von Blei zu einer Zeit, da eine schwere Steuer darauf stand. Seine List bestand darin, das Blei in ganz rohe Formen von Figuren zu gießen und als „Kunstwerke" frei einzuführen. Zum Andenken an diesen feinen Streich ließ er ein prächtiges Haus bauen und schmückte das Thor mit zwei von diesen herrlichen Statüen.

Die namentlich in England so beliebten Leibesübungen und Sports stehen in Amerika in sehr geringer Achtung; der kühne Sportsmann wird als ein „elender Bursche" betrachtet, und der amerikanische Jüngling glaubt sich nach Gebühr angestrengt zu

haben, wenn er sein aufgeputztes Pferd zehn englische Meilen in der Stunde die fashionable Promenade entlang getrieben hat. Seit den Tagen des General Washington hat augenscheinlich eine große, sowohl geistige als körperliche Entartung der Nation stattgefunden. Man findet in den Familien zuweilen noch Großväter von der feinen höfischen Sitte des Sir Charles Grandison, während der Enkel roh und täppisch oder ein sklavischer Nachahmer eines pariser Gecken ist.

Die Amerikaner sind die besten Ehegatten und zärtlichsten Väter, ja für die Freiheit der jungen Bürger sind sie so sehr besorgt, daß oft die Taufe lange hinausgeschoben wird, um nicht das Kind ohne eigne Willensentscheidung zu dieser oder jener Glaubensrichtung zu drängen. Die Kinder werden dagegen zu wahren Tyrannen ihrer Eltern, und Alles muß ihrem Wünschen und Wollen unterthan sein; das Resultat ist, daß der Amerikaner nie im Leben etwas anderes wird, als ein verzogenes Kind. Nie lernt er Selbstverleugnung oder Selbstbeherrschung. Als kleines Kind schlägt er seine schwarze Wärterin; als Schulknabe prügelt er sich auf der Straße mit den jungen „Rowdies", und als Mann tödtet er seinen liebsten Freund mit dem Bowiemesser wegen der geringsten Meinungsverschiedenheit, die in einen wilden Wortwechsel ausgeartet ist. Duelle gehören zu den alltäglichsten Begebenheiten; das Leben kommt bei dem Amerikaner nicht im Geringsten in Betracht; darin ist er sorglos wie ein Fatalist.

Unter dem Militair zeichnen sich die in West-Point erzogenen als die Fähigsten und Gebildetsten aus, obschon man nach den neuesten Ereignissen fragen muß, in wie weit das Kollegium überhaupt einen hinreichenden Bedarf an militairischen Talenten hervorgebracht habe; denn nie in einem Kriege zeigte sich ein größerer Mangel an tüchtigen Generalen. Wie anders möchten die Annalen des Krieges lauten, wenn General Scott ein jüngerer Mann gewesen wäre! Von Person ist er das schöne Ideal eines großen Feldherrn; seine über alle Andern hervorragende Größe, die edlen Züge seines Gesichts, sein ruhiger, durchdringender Blick und die Würde seines ganzen Wesens machten ihn, wo er auftrat, zur bedeutendsten Persönlichkeit.

Für die Architektur der Kirchen scheint den Amerikanern alle Sachkenntniß und aller Geschmack zu fehlen; ihre Kirchen zeigen in Betreff des Styls wie der Ornamentik ein so widerlich buntes Durcheinander, daß Auge und Seele sich dagegen empören. Die h. Trinitatiskirche z. B., die größte in Washington, hat auf der leeren Wand hinter dem Altar ein Frescogemälde aufzuweisen, das einen langen gothischen Bogengang von zweifelhafter Perspektive darstellt, während das Gebäude selbst, wenn überhaupt in einem, in griechischem Styl errichtet ist. Wahrscheinlich um noch mehr zu seiner vermeintlichen Schönheit beizutragen, wurden die Glocken in einem so schwerfälligen und elend construirten Campanile aufgehängt, daß derselbe kurz nach seiner Vollendung mit einem ungeheuern Krach wieder zusammenstürzte. Ein merkwürdiges Schauspiel war es, Sonnabends den Taufen in der genannten Kirche beizuwohnen. Dieser Tag war nämlich zur Taufe der Erwachsenen bestimmt, und es standen gewöhnlich um den Taufstein funfzehn bis zwanzig Personen mittlern Alters, und die Damen unter ihnen theilten ihre Aufmerksamkeit zwischen dem Ceremoniel der Feierlichkeit und der Besorgniß, ihren Festtagsputz durch das heilige Wasser beschmutzt zu sehen.

Sehr weise war es von den Amerikanern, viele der kirchlichen Handlungen, besonders die Trauungen abzukürzen, so daß dieselben an Kürze jetzt mit den schottischen wetteifern. Nach der Hochzeit folgen die zahlreichsten Gratulationsbesuche; eine noch größere Unruhe aber herrscht im Hause bei Gelegenheit eines Todesfalles. Was jedem Andern zur Qual gereichen würde, gewährt hier dem Amerikaner Trost. Vom Morgen bis Abend folgt ein Besuch dem andern, und am Begräbnißtage wimmelt das Haus so von Fremden, daß selbst die nahen Verwandten nicht bis in den Salon dringen können, sondern sich in den obern Zimmern verhalten müssen. Wer der Familie wenn auch noch so entfernt bekannt ist, will den im Speisezimmer ausgestellten Sarg, und durch das oben im Deckel angebrachte ovale Glas die Leiche des Verstorbenen sehen. Stirbt ein Kind des Hauses, so pflegt man die Beerdigung oft lange zu verschieben, und es kann vorkommen, daß eine liebende Mutter Euch Monate nach dem Tode des Kindes einladet, ihre „holde Sally" anzusehen. Staunt Ihr sie aber verwundert an, so sagt sie ruhig: „Wir bringen täglich frisches Eis in das Zimmer, und die Kleine ist noch engelsschön."

Ein hoher Grad von Frömmigkeit läßt sich den Amerikanern eben nicht nachrühmen; während des Gottesdienstes findet in der Kirche ein beständiges Kommen und Gehen statt; die Damen müssen gleichsam Spießruthen laufen unter den Bemerkungen der Männer, die sich in einer Doppelreihe von der Kirchthür bis eine gute Strecke auf die Straße hinaus aufstellen. Das häßlichste Zeugniß für ihren Nationalcharakter legen sie aber bei Gelegenheit einer Confirmation ab. Diese wird zuweilen des Abends abgehalten; am Eingang der Kirche sammelt sich dann eine solche Menge wie vor dem Theater, und die jungen, müßigen Männer, rauchend und Tabak schnupfend, mustern die Erscheinung der Confirmandinnen, als wären es Schauspielerinnen und Ballettänzerinnen. Am nächsten Morgen aber bringen die Zeitungen die genauesten Berichte über den ganzen Vorgang mit den eingehendsten persönlichen Bemerkungen über die Confirmation.

Ueberhaupt ist ihre Presse eine Schmach für die

Vereinigten Staaten. Die Gemeinheit des Tons, die Frechheit, mit der sie die Privatangelegenheiten des Lebens aller bekannten Personen ans Licht zieht, sind wahrhaft empörend. Ich begreife nicht, daß die vernünftigeren Bürger, die über die schmachvolle Wirkung einer solchen Sachlage ganz einverstanden sind, nicht den Herausgebern solcher Blätter ihr Handwerk legen. Indeß sind die Ankündigungen des „Sterns von Washington" und anderer Tagesblätter oft auch überaus spaßig. Das Erste was ins Auge fällt, sind gewöhnlich die kleinen schwarzen Figuren an der Spitze von Aufrufungen zur Beibringung entlaufener Sklaven. Dann wieder liest man in riesengroßen Buchstaben: „Wer zwanzig gültige Dollars für zehn haben will, der melde sich bei Messrs. Bully und Bluster. 3, Franklinstraße, Brooklyn." Irgend ein Einfaltspinsel sendet zehn Dollars und erhält zwanzig echte dafür zurück. Durch diesen Erfolg ermuthigt, wagt er eine größere Summe und wird mit dem doppelten oder dreifachen Betrage in falscher Münze belohnt. Da er selbst an seinem Unglück schuld ist, so kann er nicht auf den Beistand der Gerechtigkeit hoffen, und der Autor jener schlauen Ankündigung steckt seinen Gewinn vergnügt in die Tasche.

Oder es heißt: „Eine junge Lady wünscht eine Stellung als Köchin." Ihr thut Nachfrage, und ein ganz rohes irländisches Mädchen, die sich rasch genug die Yankeeprinzipien der Freiheit und Gleichheit angeeignet hat, wirft sich in den bequemsten Eurer Lehnstühle und nimmt Euch ins Verhör, ob Ihr Euch als Herr oder als „Boß", wie sie es nennt, für sie eignet. Dieses Wort rührt ohne Zweifel noch von den alten holländischen Ansiedlern her, die manche ihrer Gewohnheiten und Sitten hier eingeführt und namentlich den Styl der Häuserarchitektur beeinflußt haben. Der Mangel eines Souterrains, an dessen Stelle die Dienstboten das Parterre inne haben, und die daraus entspringende Nothwendigkeit, stets durch die Wirthschaftsräumlichkeiten zu gehen oder eine außen angebrachte steile Treppe hinanzusteigen, um in die obere Etage zu gelangen, Alles dies ist ganz so, wie man es noch immer in Holland findet. Die Gesellschaftszimmer machen den Eindruck der Oede; man sieht darin keine Bücher, keine Stickereien, nichts was an eine heitere Beschäftigung erinnerte — es sind bloße Sprachzimmer. Rothe Seidengardinen, ein bunter Teppich in der Mitte, lange Reihen von Stühlen an den Wänden, ein paar Wiegestühle — das ist die stereotype Einrichtung der Gesellschaftszimmer in den Vereinigten Staaten. Die Damen leben in bequemen Stuben im obern Stock oder in ihren Schlafgemächern, wo sie sich, umgeben von den Kindern, mit der Nähmaschine beschäftigen. Ein zweiter Grund für die Unbehaglichkeit der Zimmer ist der Mangel an Kaminen mit den flackernden Holzscheiten oder knisternden Kohlen, die man durch die unsichtbare Wärme eines verschlossenen Heizapparates ersetzt.

Die große Hitze des Sommers, die es wünschenswerth macht, tiefe Häuser zu haben, trägt gleichfalls das ihrige bei zur Häßlichkeit der Häuser; die Zimmer sind immer von unschönen Verhältnissen, lang und schmal, mit den Fenstern an einem Ende; ja oft ist der Plan des Gebäudes so mangelhaft, daß in jeder Etage ein dunkles Zimmer zu finden ist, das nur vom Corridor aus etwas Licht empfängt. Auch gab es vor vier Jahren noch wenig Häuser mit Wasserleitungen; jeder Tropfen Wasser mußte von dem benachbarten Brunnen geholt werden.

Im Frühling geht in den Häusern eine vollständige Umwälzung vor; es werden dann überall kühlende Matten ausgebreitet, und Spiegel, Bilderrahmen, Uhren und andres Ziergeräth in rothe Netze eingehüllt, um sie vor den Schwärmen der Fliegen zu sichern, die unter dem Namen „Wanzen" verpönt sind. In der That, „Wanze" ist der allgemeine Ausdruck für alle Insekten, und ein eifriger Entomologist war nicht wenig erschrocken, sich als einen großen „Wanzenjäger" bezeichnet zu hören. Selbst von der herrlichen Feuerfliege spricht man als von einer „Leuchtwanze." Der Frühling ist die schönste Jahreszeit in Washington; im März schon tritt die Wärme ein, und bald sind die Pfirsichbäume mit weißen Blüthen dick wie mit frischgefallenem Schnee bedeckt; die Magnolias füllen die Luft mit köstlichem Wohlgeruch, und zahllose Blumen von allen Farben des Regenbogens schmücken den stattlichen Tulpenbaum und gewähren dem zarten Colibri in ihren tiefen Kelchen ein Obdach. Die Wälder gewähren einen entzückenden Anblick; unzählige Kalmie's bilden weite Flächen von weißen, gelben und rothen Blumen; die Gebüsche der Azalien sind von berauschendem Duft und die seltsamsten orchideenartigen Pflanzen überraschen und erfreuen das Auge des Botanikers. Der zahme Blauvogel mit dem buchstäblich himmelblauen Gefieder, und die prächtige baltimorische Golddrossel verleihen der Scene Luft und Leben. Dann ist die Zeit der Pick-Niks in den Bergen von Vernon und an den Wasserfällen; eine der größten Belustigungen am letztgenannten Ort gewährt das Angeln der „Alohe," eines vortrefflichen Fisches in der Art des weißen Lachses. Der Potomac ist ein höchst malerischer Fluß; seine bewaldeten Ufer sind hier und da selbst schroff und felsig. Die Wasserfälle werden zwar im Vergleich zu den Niagarafällen gering geachtet, doch sind sie auf alle Fälle sehenswerther als die Cascaden im Bois de Boulogne.

Einen Besuch verdient auch noch der Markt von Washington; er hat zehn Mal die Größe von Covent Garden in London. Der Lärmen und Tumult der Käufer und Verkäufer, die wunderlichen alten „Niggers," die ihr Gemüse und Federvieh feil bieten, die zahlreichen Damen, die Frauen der Senatoren nicht

ausgeschlossen, die von Bude zu Bude eilen, Fische, Fleisch und Geflügel prüfen und endlich an den Pyramiden von Gemüsen stehen bleiben, um den umfangreichen Korb ihres schwarzen Dieners füllen zu lassen: dies Alles lohnt wohl der Mühe, einmal um sechs Uhr früh das Bett zu verlassen. Es ist hier eine allgemeine Sitte unter den thätigen Hausfrauen, die Sorge für ihre Wirthschaft in dieser Weise selbst zu übernehmen. Ja, die Frau eines Senators ging sogar noch weiter; sie erzählte mit Stolz, daß sie einst als keiner ihrer Dienstboten das Ballzimmer zu ihrer Zufriedenheit zu bohnen verstand, es auf ihren Knien eigenhändig vollbracht habe. Es sind brave, freundliche Naturen, und wenn sie Schinken einpökeln und das Theegeschirr selbst ausspülen, so thun sie doch nur, was auch unsre Großmütter thaten.

Der Congreß vertagte sich gewöhnlich abwechselnd im März oder Juli, und wehe den unglücklichen Sterblichen, die bis zum Schluß der Session im Juli warten mußten. Die Hitze wurde dann wahrhaft tropisch, zweiundneunzig Grade Fahrenheit im Schatten. Die Fliegen wetteiferten mit denen ägyptischen Andenkens; die Atmosphäre der schlecht bewässerten Stadt ward gaßartig; das grelle Sonnenlicht drang fast durch die Mauern der schlecht gebauten Häuser. Washington wurde unerträglich, und wer es irgend konnte, zog sich schleunigst nach Nahont, Saratoga und an die Schwefelquellen zurück.

Eine falsche Jungfrau von Orleans.

Das Großartige und Erhabene, das Edle und Hohe in der Geschichte soll uns zur Nachahmung reizen. Aber grade dieser Reiz ist in Verbindung mit dem stachelnden Ehrgeize und gewissen oft merkwürdig zusammentreffenden Umständen äußerer Aehnlichkeit, nicht selten ein wahrhaft krankhafter und zur fixen Idee geworden. Geschichtliche Persönlichkeiten, an die sich das lebhafteste Interesse der unmittelbaren Nachwelt knüpfte, wurden zuweilen so täuschend nachgeahmt, daß selbst die Akten der nüchternen Historie darüber in Verwirrung zu gerathen drohten. Man denke an das Auftreten eines Pseudo-Waldemar, Pseudo-Demetrius, Pseudo-Warwick, Pseudo-Sebastian. Ein Schmiedegeselle aus Ochsenfurt verstand es, sich 8 Monate lang als der wiederaufgelebte Konradin von Schwaben auszugeben und durch seine Aehnlichkeit selbst die Basler Rathsherrn zu täuschen, bis er endlich wieder zu seinem Ambose zurückkehrte. Und noch in unsrem Jahrhunderte hat bekanntlich der Uhrmacher Naundorf von Spandau, der sich für den glücklich geretteten Sohn des unglücklichen Ludwigs XVI. erklärte, die legitimistischen Kreise des französischen Adels eine Zeit lang in staunende Bewegung zu versetzen gewußt.

In dasselbe Capitel täuschender Nachahmungen, so zu sagen der historischen Travestie, gehört jene seltsame Doppelgängerin, von der wir heute unsern Lesern kurz erzählen wollen.

Am 30. Mai 1431 war Jeanne d'Arc ein Opfer des englischen Hasses geworden und zu Rouen als Hexe den Flammentod gestorben. Ihre Asche wurde, damit nichts von ihr übrig bliebe, in die Seine gestreut. Aber die fromme Ergebung, mit der sie geendet, galt in den Augen des französischen Volkes als sicherstes Zeugniß ihrer Unschuld. Das heldenmüthige Mädchen, das einst bei Compiegne sich den Pfeil aus der Wunde gezogen mit der echt französischen Bemerkung: es ist nicht Blut, es ist Ruhm! — war jetzt, nachdem der Glorienschein des Märtyrerthums ihr Andenken krönte, eine eigentliche Nationalheilige geworden.

Da trat im Jahre 1436 plötzlich in Lothringen abermals ein junges Weib in ritterlichem Gewande auf, sie gab sich für die wiedererstandene Jungfrau von Orleans aus, die durch ihre Heiligkeit aus dem Feuer gerettet und, eine zweite Iphigenie, mit Hülfe der Mutter Gottes in die Einsamkeit entrückt worden sei. Neugierige strömten herzu, und in der That die Aehnlichkeit war überraschend, selbst die beiden noch lebenden Brüder Johanna's eilten von Domremy herbei, und auch sie erkannten sie als ihre Schwester. Im Triumphe führte man die Wiedererstandene nach Orleans, der Stätte ihrer ersten Waffenthat; die Einwohner zogen ihr festlich entgegen; kein Zweifel, sie ist es selbst, das Heldenmädchen, die Prophetin! Auch Karl VII. konnte nach solchen Vorgängen nicht umhin, die Wunderbare vor sich zu bescheiden. In den Memoiren des alten Sala, Kammerdieners Karls VIII., der nach dem Berichte de Boisy's, eines Kammerherrn Karls VII. erzählt, lesen wir das Nähere über diesen seltsamen Empfang. Er geschah in einer großen Weinlaube. Der einstmaligen Probe gedenkend, womit er zu Chinon die echte Jungfrau geprüft, ließ Karl auch diesmal wieder durch einen seiner Ritter den König vorstellen. Aber die Doppelgängerin war diesmal im Voraus unterrichtet, daß der König wegen einer Wunde am Fuße einen Stiefel von besonderer Art trage, daher sie den falschen König zurückweisend, sofort auf den rechten losging. Da sprach Karl VII. bewegt: „Jungfrau, meine Freundin (Pucelle m'amye) seid willkommen im Namen Gottes, der das Geheimniß kennt, das zwischen mir und Euch ist." Als sie dies Wort von einem Geheimnisse hörte, fiel sie dem Könige zu Füßen und, aus Furcht doch entlarvt zu werden, bekannte sie selbst ihre Täuschung.

In Folge dessen wurde sie nach Paris gebracht, im Schloßhofe als Betrügerin ausgestellt und ihr seitheriges Leben veröffentlicht. Darnach hatte sie allerdings in den Reihen der Krieger gegen England mitgefochten, war dann in Begleitung eines Grafen von Virmburg nach Köln gegangen, wo sie unter den Kriegsleuten ein lustiges Leben führte. Später hatte sie mit einem Ritter Hermoise sich verheirathet, von dem sie zwei Kinder erhielt. Die öfter von ihren Bekannten an ihr gerühmte Aehnlichkeit mit der Jungfrau hatte sie veranlaßt diese Maske anzunehmen, und die leicht entflammte Phantasie des Volksglaubens war ihr dabei zu Hülfe gekommen. Seitdem verschwindet die Abenteuerin aus der Geschichte. Möglich, daß sie ihr gewagtes Spiel mit lebenslänglichem Kerker büßen mußte.

Grade diese Doppelgängerin aber trug nicht wenig dazu bei, das Gedächtniß der echten Jungfrau in Frankreich noch mehr wachzurufen und an ihren noch ungesühnten Tod zu erinnern. Die Proceßakten ihrer Hinrichtung wurden jetzt durch den Erzbischof von Rheims revidirt, Johanna für vollkommen unschuldig erklärt und in allen Städten des Königreichs öffentlich verkündigt, daß das Verfahren gegen sie ein Werk der Bosheit und Gewaltthat gewesen. Ihrer förmlichen Heiligsprechung durch den Pabst standen freilich Rücksichten gegen England im Wege, dagegen war es ein deutscher Dichter, unser Schiller war es, der das Andenken der Jungfrau von den niedrigen Anklagen eines Voltaire auf's Neue reinigte und durch die Weihe seiner Muse so schön verklärte. Jeannne d'Arc verdient ja in der That eine Heilige der neueren Zeiten zu sein, weil sie Gesinnungen bekannte, für die es sich noch jetzt ziemt Märtyrer zu werden: opferfreudigen Todesmuth für die Freiheit des Vaterlandes!

Georg Heusinger.



Gustav Adolphs Jugendliebe.

Gustav Adolph, König von Schweden, ein Mann von ebenso energischer Thatkraft, als tiefem Gefühle, war in der ersten Blüthe der Jugend auf den Thron gekommen, wie hätte er der Liebe widerstehen können? An dem Hofe seiner Mutter, der verwittweten Königin, sah er ein Edelfräulein aus einer der ersten Familien Schwedens, ebenso schön an Gestalt als verständigen Sinnes. — Ebba Brahe, die Tochter des Grafen Brahe. Zu Rosenberg, einem reizenden Lustschlosse unweit Stockholm, zeigt man noch heut ihr Bildniß, das Zeugniß ablegt, daß sie würdig war, ein Heldenherz wie das Gustav Adolphs zu entzünden. Eine glühende Leidenschaft ergriff den jugendlichen König; sie blieb nicht unerwiedert. Wie hätte Ebba auch kalt bleiben können gegen einen Mann, der so schön war, als irgend ein Held der nordischen Sage, gegen einen glücklichen Soldaten, gegen einen König! Gustav sah die Dame seines Herzens nur selten, weil er die, die ihm so theuer war, keinen gehässigen Nachreden aussetzen wollte. Dafür schrieben sie sich gegenseitig desto öfter; sie mit kluger Zurückhaltung, er im Feuer der Zärtlichkeit. Einige köstliche Ueberreste dieses Briefwechsels sind auf uns gekommen — die Originale werden im Archive der Familie Brahe zu Skokloster aufbewahrt — sie sind ein treues Abbild von Gustavs edlem und redlichen Charakter. Unzweifelhaft geht daraus hervor, daß der König die Absicht hatte, Schwedens Thron mit der Geliebten zu theilen. Das Andenken an sie begleitete ihn in den polnischen Feldzug, mitten im Feldlager dichtete er Liebeslieder auf Ebba, die Erinnerung an sie entflammte seinen Muth beim Sturme auf Gdav.

Aber der Stolz seiner Mutter, die ein großes Ansehn über die Liebe ihres Sohnes ausübte, trat zwischen die Beiden. Die Königin-Wittwe hielt eine ebenbürtigere Wahl dem Interesse des Staates angemessener, und alle Künste der Verstellung und weiblicher Schlauheit wurden von ihr aufgeboten, um jene Verbindung zu hintertreiben. Anfangs stellte sie sich, als sei sie mit des Sohnes Wünschen völlig einverstanden und drang nur auf einen Aufschub von wenigen Jahren, aber diese Zeit wußte sie klug zu benutzen, um dem liebebedürftigen Herzen des jungen Fürsten andere Wege zu eröffnen. Es ist höchst wahrscheinlich, daß die schlaue Mutter selbst es war, die, während sie Ebba vom Hofe fernhielt, dem Sohne Gelegenheit bot, mit der Tochter eines in Schweden eingewanderten reichen holländischen Kaufmanns, mit der schönen Margarethe Cabeljau in Verbindung zu treten. Sie gebar ihm 1616 einen natürlichen Sohn, Gustav Gustavson, der später zum Grafen von Wasaberg erhoben wurde.

Andrerseits wußte die Königin-Mutter grade dieses von ihr selbst veranlaßte Verhältniß bei Ebba dazu

zu benutzen, ihr Herz von dem des Königs loszureißen. Trauernd gab diese 1618 ihre Hand dem schwedischen General Grafen Jakob de la Gordie.

Längerer Zeit bedurfte es, bis Gustav sich trösten konnte, erst 1620 entschloß er sich den Bitten der Mutter und den Wünschen des Landes nachzugeben und sich zu vermählen. Mit schwerem Herzen brachte er dieses Opfer dem Staate und traf eine Wahl, die mit dem Interesse seines Thrones im Einklang zu stehen schien. Am 25. November 1620 führte er die Prinzessin Marie Eleonore, Tochter des Kurfürsten Johann Sigismund von Brandenburg, als seine Gemahlin nach Stockholm.

Die Ehe des königlichen Paares wurde nichtsdestoweniger eine sehr glückliche, Gustav liebte, ein Beweis seines trefflichen Charakters, Marie Eleonore herzlich und diese, obwohl sonst trocken, von wenig Phantasie und geringen Geistesgaben, hing an ihrem Gemahl mit solcher Zärtlichkeit, daß sie die Abwesenheit von ihm nie lange ertragen konnte, sondern ihm selbst auf seinen Kriegszügen nachzureisen pflegte. Vielleicht, so bemerken Gustav Adolphs Geschichtsschreiber, mag auch ein wenig Eifersucht dabei im Spiele gewesen sein, obgleich der König als Ehemann streng gewissenhaft und treu, zu dieser Leidenschaft nie weiteren Anlaß gegeben.

Nachdem der große König als heldenmüthiger Kämpfer für die Sache des von ihm aufrichtig bekannten evangelischen Glaubens bei Lützen gefallen war, weinte in der Ritterholmskirche zu Stockholm, wo man seine Leiche beisetzte, nicht blos Marie Eleonore, sondern auch Ebba von Brahe an seiner Gruft — des Königs erste Liebe.

Die Vorsehung hatte es nicht gewollt, daß Gustav den Thron an einem seiner würdigen Söhne vererbe. Christine, seine und Marie Eleonorens Tochter, zum Regieren unfähig, legte die Krone nieder. Die diplomatischen Gedanken kluger Berechnung, die man bei Gustav's Eheschließung ihm aufdrang, sind so am wenigsten verwirklicht worden. Christine starb im Schooße der römischen Kirche. Auch die Behauptung, welche unlängst ein protestantischer Theologe gewagt, Gustav Adolph habe in der deutschen Gustav-Adolphstiftung gleichsam seine verlorene Tochter wieder erhalten, ist, so segensreich jener Verein auch für den Protestantismus wirken mag, doch nur von allegorischer Bedeutung.

Georg Heusinger.

Theodor Mügge's Romane. Da jetzt die Schleswig-Holsteinsche Frage mächtiger als je unser deutsches Vaterland berühren wird, wollen wir es nicht unerwähnt lassen, daß Theodor Mügge mit zuerst, auf die nationale Bewegung in den Herzogthümern, durch seine „Streifzüge in Schleswig-Holstein" aufmerksam gemacht hat. Zeichnete sich schon Theodor Mügge in seinen Reiseschriften durch genaue Beobachtung der öffentlichen Verhältnisse vortheilhaft aus, so haben seine Romane einen noch höhern Werth. Sie erscheinen jetzt bei Eduard Trewendt in Breslau in einer Gesammtausgabe und zu einem solch' niedrigen Preise, daß es jedem ermöglicht wird, sich diese treffliche Lectüre zu verschaffen. In Deutschland verschmähen es noch immer reiche und vornehme Leute nicht, ihre geistige Nahrung an der offnen Wirthstafel einer Leihbibilothek zu suchen und man schiebt die Schuld auf die hohen Bücherpreise. Nun, solch' billige Volksausgaben können am ehesten den Grund zu einer kleinen Privatbibliothek legen und je weiter sich der Kreis der Bücherfreunde ausbreitet, je weniger werden Diejenigen zu leiden haben, die bereits im Besitz einer Büchersammlung sind, mit der allerhand gute Freunde, als billigste Leihbibliothek, ihren Mißbrauch treiben.

Von den Romanen Theodor Mügge's sind bereits erschienen: „Der Chevalier, Touffeint, Erich Randal, Tänzerin und Gräfin, Afraja, die Vendéerin. Sämmtliche Romane zeichnen sich durch Reichthum an Erfindung und Gedanken, durch eine schöne, vollendete Form und den tüchtigsten Realismus aus. Wenn im „Touffaint" die Schilderung der Tropennatur, von einer wunderbaren Schönheit, so ist in Afraja hingegen, ein rauhes, fast gespensterhaftes Reich des Nordens, mit der ergreifendsten Anschaulichkeit und Treue geschildert. Mügge's Romane verdienen die weiteste Verbreitung und als eine fesselnde, gewählte Lectüre dem deutschen Volke in die Hände gelegt zu werden.

Die Unterdrückung von Gedanken in Frankreich, während der Regierung Ludwig XV. Diderot hatte ein Werk geschrieben, in welchem er behauptet, daß blindgeborene Leute andere Ideen hätten, als diejenigen, die ihr Augenlicht besäßen. Diese Behauptung ist nicht ganz unwahrscheinlich und enthält wenigstens nichts, was Unruhe erregen könnte. Dennoch entdeckte die Regierung Frankreich's darin eine verborgene Gefahr. Vielleicht glaubte sie, daß die Erwähnung der Blindheit eine Anspielung auf sie selbst sei, — genug Diderot wurde wegen dieser unschuldigen Behauptung verhaftet und ohne weiteres Verhör in das Gefängniß gesperrt. Die natürliche Folge blieb nicht aus. Die Werke Diderot's gewannen an Popularität und der geistreiche Schriftsteller, von Haß entbrandt gegen seine Verfolger, verdoppelte seine Anstrengungen, um diejenigen Staatseinrichtungen über den Haufen zu werfen, unter deren Schutz eine solch' abscheuliche Tyrannei sicher ausgeführt werden konnte.

Die schwarzwälder Bauern. Einen merkwürdigen Einfall hatten die schwarzwälder Bauern im Winter d. J. 1745. Man hat die Bauern sich gegen willkürliche Bedrückungen erheben, oder durch Verzweiflung getrieben, gegen einen brandschatzenden Feind kämpfen sehen, damals aber wollten sie sich für den durch den Krieg erlittenen Schaden, durch einen reinen Raubzug gegen ihre Mitbürger entschädigen, und wurden nicht durch militairische Gewalt, sondern durch muthige Bürgerkraft abgewiesen. In der Mitte des Novembers 1745 überfielen nämlich auf einmal mehrer Tausend schwarzwälder Bauern, unter dem Schutze eines Nebels, die damals östreichische, jetzt badische Stadt Waldshut, eine Waldstadt, die selbst jetzt nur etwa 1200 Einwohner hat. Aber die Bürger waren muthiger und tapferer als die Bauern geahnt. Zwar drangen Hunderte von Bauern in die Stadt ein, da sie aber vergessen hatten, das Thor, durch das sie gekommen waren, mit Wachen zu besetzen, so zogen die Bürger die Brücke hinter ihnen auf, schnitten dadurch die Eingedrungenen ab und nahmen nun diese gefangen. Noch standen an 3000 Bauern vor der Stadt; aber die bürgerlichen Freicompagnien machten einen Ausfall, trieben die Bauern auseinander und nahmen ihren Anführer gefangen. Inzwischen war die Sache in weitern Kreisen bekannt geworden und die fricktháler Landfahne rückte zahlreich zum Schutz der Stadt ein. Aber auch die Bauern kehrten folgenden

Tages in noch weit stärkerer Anzahl wieder, forderten die Stadt zur Uebergabe auf und schnitten ihr das Wasser ab. Die Bürger und die Landfahne ließen sich nicht einschüchtern. Sie machten einen Streifzug gegen die oberhalb der Alp liegenden Dörfer, wo sie allen noch zu Hause befindlichen Bauern die Waffen abnahmen. Dies waren freilich die ungefährlichsten, und als man erfuhr, daß die niederalpischen Bauern die Brücke abgerissen und sich in großer Anzahl angesammelt hatten, zog man nach Waldshut zurück. Als nun aber die Bauern Anstalt machten, Waldshut förmlich zu belagern und zu diesem Ende viele hölzerne Kanonen heranführten, machte man einen neuen Ausfall mit ganzer Kraft und schlug die Bauern so vollständig in die Flucht, daß sie das Wiederkommen vergaßen. (Geneal. hist. Nachr.)

Sydney Smith, der größte englische Humorist seit Swift, hörte einmal, daß einer seiner Freunde eine außerordentlich umfangreiche Dame heirathen wollte und rief: „Was? er will sie heirathen? Unmöglich! Sie meinen einen Theil von ihr; er könnte sie nicht ganz heirathen. Dies wäre nicht ein Fall von Bigamie, sondern Trigamie, die Nachbarschaft oder die Obrigkeit solle sich ins Mittel legen. Daß ein Mann sie heirathen soll, ist monströs. Man könnte eine Gesellschaft mit ihr geben; oder vielleicht einen Morgenspaziergang um sie herum machen, natürlich vorausgesetzt, daß hin und wieder Sitze angebracht wären, um sich auszuruhen, und man in robuster Gesundheit wäre. Ich war einmal übereilt genug, den Versuch zu machen, vor dem Frühstück um sie herumzugehen, kam aber blos halbwegs, und gab es ganz erschöpft auf." —. Smith hatte ein Pferd, welches er „Unglück" nannte, ein großes, lebendes Skelet, dem Hunger im Gesicht geschrieben stand, und welches er dadurch zum Laufen antrieb, daß er ein kleines Sieb Korn an einer Eisenstange aufgehängt hatte, so daß es dem „Unglück" gerade unter der Nase weggerückt war, weswegen er es auch seinen „Patent-Tantalus" nannte. Als seine Aerzte ihn kurz vor seinem Tode auf sehr strenge Diät setzten und ihm kein Fleisch erlaubten, seufzte er einmal: „Ach, wenn ich nur den Flügel von einem gebratenen Schmetterling haben könnte!"
(Sociale Bilder aus England von Julius Althaus.)

Letzte Worte. Den letzten Worten Sterbender hat man stets eine besondere Beachtung geschenkt. Göthe's Ausruf ist allgemein bekannt: „Zieh den Vorhang zurück und laß' mehr Licht herein." Bei Humbolts Tode schien die Sonne glänzend in das Zimmer in dem er lag und seine letzten Worte, die er an seine Nichte gerichtet, sollen gewesen sein: „Wie herrlich diese Strahlen, sie scheinen die Erde zum Himmel zu rufen!"

Walter Scott wandte sich während seiner letzten Krankheit mehr als einmal zu seinem Schwiegersohn Lockhardt und sagte mit großem Eifer: „Bleibe ein guter Mann, mein Theurer!" Dr. Johnson's letzte Worte, die er an ein junges Mädchen richtete, das an seinem Bette stand, waren: „Gott segne Dich, meine Theure!"... Und „Gott segne Dich! — Bist Du es, Dora?" waren Wordsworth's letzte Worte.

„Ich bin fertig!" waren die letzten Worte des großen englischen Schauspielers Charles Mathews. General Washington's letzte Worte waren fest, kalt und vertrauungsvoll: „Ich sterbe und ich fürchte mich nicht zu sterben!"

Charlotte Bronte, die Verfasserin von Jan-Eyre, wandte sich noch einmal auf ihrem Sterbelager klagend zu ihrem Manne, mit dem sie erst seit wenigen Monaten verheirathet war: „Nicht war, ich werde nicht sterben? der Himmel wird uns nicht trennen, wir waren ja so glücklich!"

Des armen Oliver Goldsmith's Scheidewort war ebenso klagend: „Ist Ihr Geist ruhig?" fragte sein Doctor. „Nein, er ist es nicht" war Goldsmith's schwermüthige Antwort. Es war sein letzter Ausspruch — der so sorgenvoll wie sein ganzes Leben...

Eine von Keat's letzten Aeußerungen ist voll von eigenthümlichem Pathos und Schönheit. „Ich fühle die Blumen über mir wachsen."... Tasso's letzte Worte waren: „In manus tuas Domine. — In Deine Hände, o Herr!"

Napoleon starb in Fieberphantasien; er gab seinen Truppen Befehle und glaubte sich in der Schlacht: „Tête d'armée!" das war das letzte Wort, das seinen bleichen Lippen entschlüpfte.

Als Mozart, durch eine vierzehntägige Krankheit geschwächt, sein Ende nahe fühlte, wünschte er, daß sein „Requiem", eines seiner letzten musikalischen Schöpfungen, durch die Sänger des Schikanederschen Theaters vor ihm aufgeführt werden möchte. Er selbst sang die Altpartie, Schak den Sopran und Hofer den Baß. Kurz darauf athmete er seine melodieenreiche Seele aus.

Etty, ein englischer Maler, beobachtete ruhig den Gang seiner allmähligen Auflösung; er äußerte noch mit großer Ruhe: „Wunderbar, wunderbar dieser Tod!" und war verschieden.

Thomas Hood's letzte Worte waren: „Sterben, sterben!" und er sagte sie mit einem solch' glücklichen Tone, als sei er erfreut über die Worte, die einen so tiefen, dunklen Sinn einschließen.

Douglas Jerrold, einer der witzigsten Schriftsteller Englands wurde auf seinem Sterbelager gefragt, wie er sich befände, und er antwortete: „Ich fühle mich wie einer der wartet und der aufwartet."

Der letzte Ton, der den Lippen des englischen Dichters Thomas Campbell entschlüpfte, war ein Ausruf der Freude.

Der große Reformator Zwingli fiel bekanntlich im Jahre 1531 in der Schlacht. Seine letzten Worte sind kalt und tapfer. Er blickte ruhig umher und dann mit ungebeugtem Muth auf das Blut, das aus seinen Todeswunden rieselte, sagte er gelassen: „Das ist kein großes Unglück! Sie mögen immer den Körper tödten, aber sie können nicht die Seele tödten!"

„Wirst Du besser regieren?" waren die letzten Worte des griechischen Kaisers Phokas, als er von seinem Nachfolger Heraklius seine Verbrechen vorgeworfen erhielt.

König Karl II. von England starb mit einem Scherz auf den Lippen. Sein Tod war schon längere Zeit vorher erwartet worden und viele Hofleute hatten alle Nächte an seinem Bette wachen müssen. Er entschuldigte sich bei denen, die um seinem Bett standen, daß er ihnen so viel Mühe gemacht habe, „es sei eine sehr unpassende Zeit zum Sterben gewesen; aber er hoffe, sie würden ihn entschuldigen." — Ein alter nordischer König aber war fest entschlossen, nicht eines natürlichen Todes zu sterben. Der alte Held ließ ein Kriegsschiff ausrüsten, ging dann an Bord, legte Feuer an und steuerte so langsam hinaus auf die See, indem er noch im letzten Augenblick freudig einen weithinschallenden Kriegsgesang anstimmte.

Nelson starb mit den letzten Worten: „Ich danke Gott, daß ich meine Pflicht gethan habe."

Literarisches.

Theodor Körner. Ein deutsches Lebensbild von Julius Mühlfeld. Zweite Auflage. Anklam, Verlag von H. Dietze.

Nach Schiller hat wohl kein Dichter sich die Sympathien seines Vaterlandes so rasch und lebhaft zu erwerben gewußt, als Theodor Körner. Was dem jungen Dichter an poetischer Kraft fehlte, um sein großes Vorbild zu erreichen, das hat sein Heldentod ergänzt und so steht er vor seinem Volke, mit dem ganzen Zauber ewiger Jugend und Poesie umkleidet — ein Sänger und ein Held. Er fand das rechte Wort für die stürmische Begeisterung, die in jenen großen Tagen aller Herzen durchzuckte und seine Lieder wurden zu Schwertstreichen, die schwer und wuchtig auf die Häupter der Feinde fielen. — Von den schönen, unvergeßlichen Opfern, die in jenen Befreiungskriegen so zahlreich gebracht worden, verdient das Theodor Körners eine hervorragende Stelle. Der feurige Jüngling, dem sich eben in Wien als Theaterdichter am Burgtheater eine glänzende Laufbahn eröffnet, gab freudig seine Stellung auf und war, beim Losbrechen der Bewegung, einer der Ersten in Lützow's Schaar. Er hatte an seinen Vater geschrieben: „Deutschland steht auf — der preußische Adler erweckt in allen treuen Herzen durch seine kühnen Flügelschläge die große Hoffnung zu einer deutschen Freiheit.... Ich fühle die Kraft in mir, eine Klippe sein zu können in dieser Völkerbrandung — ich muß hinaus." Damals sang er in aufflammender Begeisterung:

„Und die wir hier rüstig zusammenstehn,
Und keck dem Tod in die Augen sehn,
Woll'n nicht vom Rechte lassen:
Die Freiheit retten, das Vaterland,
Oder freudig sterben, das Schwert in der Hand,
Und Knechtschaft und Wüthriche hassen."

Und der junge Dichter hat sein Gelübde treu gehalten, er starb, mit dem Schwert in der Hand, förmlich noch sein letztes Gedicht, das „Schwertlied" auf den Lippen.

Julius Mühlfeld hat mit großer Wärme ein frisches, anschauliches Lebensbild Theodor Körners entworfen, das zur 50jährigen Erinnerungsfeier des Todestages unsres Dichters ganz besonders willkommen sein dürfte und die weiteste Verbreitung verdient.

Theodor Körner ruht bekanntlich in dem mecklenburgischen Dorfe Wöbbelin und nach seinem Wunsche — unter einer deutschen Eiche. Sein Biograph giebt von dem Begräbniß des Dichters die folgende, ergreifende Schilderung:

„Unter dem gedämpften Schalle der Trommeln setzte sich der Trauerzug gegen Mittag in Bewegung; die Bahren waren mit Eichenzweigen geschmückt, Körners Sarg mit Blumen und Eichenlaub fast überschüttet. Keiner der Kameraden hatte ihn ohne ein letztes Andenken wollen ziehen lassen. Wer im Lager abkommen konnte, schloß sich dem Trauerzuge an: es war der stille Pomp echten Schmerzes, welcher sich entfaltete.

Als der Sarg in die Gruft gesenkt wurde, stimmten die Lützower Körners „Gebet während der Schlacht — Vater, ich rufe dich!" an; dann warfen seine Freunde das Grab zu, und Einer von ihnen schnitt Theodors Namen und Todestag tief in den Stamm der Eiche, welche das Grab überschattet. Zum Scheidegruße sang man: „Lützow's wilde verwegene Jagd", und die ernsten Männer schämten sich der Thränen nicht, die ihre Stimme zu ersticken drohten. —

Mit dem Gefühle, das schönste Stück ihres Selbst zurücklassen zu müssen, verließen sie trauernd das Grab, um ihren Weg weiter zu verfolgen, — der Körners höchsten Wunsch, die Befreiung des Vaterlandes, zur Erfüllung bringen sollte.

Körner aber schlummert still unter der deutschen Eiche, welche seit fünfzig Jahren das Grab des Heldenjünglings schirmt, — und wir wiederholen: Ihm ist ein herrliches Loos gefallen, und mehr, als er begehrt, ist ihm geworden:

Dem Sänger Heil, erkämpft er mit dem Schwerte
Sich nur ein Grab in einer freien Erde.

Er hat es erreicht — und die Liebe seines Volkes folgt ihm nach und wird ihm bleiben, bis in Ewigkeit!" —

Das Böhmerland. Wanderungen und Ansichten von Siegfried Kapper und Wilhelm Kandler. — **Böhmen.** Land und Volk. Geschildert von mehreren Fachgelehrten. Beide Werke erscheinen heftweise in der thätigen J. L. Kober'schen Verlagsbuchhandlung in Prag, die sich ganz besonders zur Aufgabe gestellt, bessere Belletristik im österreichischen Kaiserstaate zu verbreiten und eine lebhaftere literarische Verbindung mit dem übrigen Deutschland anzubahnen. Das erste Werk, das mit saubern Stahlstichen geschmückt ist, bringt höchst interessante historische Bilder von böhmischen Schlössern und Städten, das zweite gewährt uns einen vollständigen kulturhistorischen Einblick in ein Land, das einst in unserer deutschen Geschichte eine solch' hervorragende Rolle gespielt hat und noch immer unser lebhaftestes Interesse in Anspruch nimmt. — Beide Werke empfehlen sich als eine gediegene, ansprechende Lectüre. In demselben Verlage erscheinen, in neuer Ausgabe die ausgewählten Werke Karl Herloßsohns, die die lebhafteste Theilnahme finden sollten, da Herloßsohn wohl verdient, völliger Vergessenheit entrissen zu werden.

Schnellpressendruck von W. Moeser in Berlin, Stallschreiberstraße Nr. 34